Joh. Jac. Breitingers

Critische Abhandlung

Von der

Natur den Absichten

und dem

Gebrauche

der

Gleichnisse.

Mit Beyspielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Scribenten erläutert.

Durch

Johann Jacob Bodmer

besorget und zum Drucke befördert.

Zürich, verlegts Conrad Orell und Comp.
1740.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Herausgebers.

Die vergnügtesten Stunden, so ich in einigen von denen jüngst verflossenen Jahren gezehlet habe, waren diejenigen, welche mir der Verfasser gegenwärtigen Werckes verschaffet hat, indem er mir dasselbe von seinem ersten und rohen Saamen bis zu seiner Zeitigung in allen denen verschiedenen Graden des Wachsthums gewiesen, durch welche es hat fortgehen müssen. Es war die beständige Materie unsrer Unterredungen, wenn ich mit diesem meinem wehrtesten Freunde an dem Gestade der Lindemag oder der Siel einsam gespazieret, da ich denselben durch meine Fragen und Einwürffe zu vielen ausführlichern Erklärungen vermocht, oder zu Untersuchungen gantz neuer Abschnitte seiner Materie veranlasset, und ihn überhaupt aufgemuntert habe, daß er die Lust diese Arbeit zu vollenden, unter der Menge seiner ordentlichen Amts-Geschäfte nicht verlohren hat; Womit ich verdienet habe, daß er mir die letzte Aufputzung desselben, was vornehmlich die Sprache und den Druck anbelangete, überlassen hat.

Ich sehe mich derowegen als den Pflegvater dieses Critischen Werckes an; Noch

mehr, wenn ich betrachte, daß diese Frucht einer scharfen Beurtheilung ohne meinen Beystand entweder in ihrem Empfängniß wäre erstecket, oder von andern Arbeiten unterbrochen, oder wenigstens nicht zu dem Grade der Vollkommenheit, auf welchem sie jezo stehet, gebracht worden, so fehlet es wenig, daß ich mir nicht den Ruhm des alten Socrates einigermassen zueigne, welcher öfters gesagt hat, er treibe das Handwerck seiner Mutter, er habe keine Kraft selber zu gebähren, aber er könne die Kunst die Geburt anderer zu befördern. Ich empfinde auch keine geringere Neigung zu derselben bey mir, als ordentlich die Verfasser selbst gegen ihre eigene Wercke haben. Und ich kan nicht leugnen, daß ich mich um ihr Schicksal nach dem Urheber am meisten bekümmere, und am meisten wünsche, daß sie den Beyfall der Kenner erhalten mögte. Mithin schmeichle ich mir zum voraus, daß dieses geschehen werde, nicht aus blinder Liebe, welche den Vätern zu ihren Kindern anhängt, sondern aus gründlichen Ursachen, wovon ich den Leser zur Befestigung meiner Hoffnung mit wenigem unterhalten will.

Die

Die deutschen Kunstlehrer der Poesie und der Beredtsamkeit haben sich bißdahin fast allein bemühet, das Materialische in diesen Künsten zu untersuchen, zu vertheidigen und zu verbessern. Sie haben in ihren wichtigsten Arbeiten sich allein vorgenommen, einige flüchtige Kunststreiche zu zeigen, mittelst welcher man seinen Vorstellungen ohne vieles Kopfbrechen einen ungemeinen und wunderbaren Schein des poetischen Wesens mittheilen könnte, und haben selten bedacht, wie nützlich es wäre, so man die Schönheit sowohl des Gantzen, als der Theile in einem Wercke bemerckete; wiewohl nichts natürlichers ist, als daß man in den Dingen und in ihrem Verhältniß mit dem menschlichen Gemüthe sorgfältig untersuche, worinnen sie mit einander zusammenstimmen, und sich dadurch feste Grundregeln formiere, nach welchen man sich in seiner Arbeit richten kan. Deutschland kan zwar etliche wohlgerathene Wercke aufweisen, wo die Verfasser durch die geschickte Ausführung zu erkennen gegeben, daß ihnen die Kunst nicht verborgen gewesen, wie das Gemüthe müsse angegriffen werden, wenn man es mit Ergetzen einnehmen will, und

es ſteht zu vermuthen, wenn dieſelben uns von den Urſachen, womit ſie dieſes zuwege gebracht haben, hätten unterrichten wollen, daß es ihnen eine leichte Arbeit geweſen wäre, dadurch ſie uns in den Stand geſetzet hätten, gleichmäſſige Wercke hervorzubringen, welche wir in eben denſelben Quellen gefunden hätten, worinnen ſie geſchöpfet hatten. Allein wir müſſen glauben, daß die Ausarbeitung ſelbſt ihnen alle Zeit weggenommen habe, oder daß ſie für die Theorie genung gethan zu haben vermeint, da ſie die Kunſtregeln in dem Exempel vorgeſtellet haben. Man kan überhaupt auch bey andern Nationen anmercken, daß die vortrefflichſten Wercke in der Poeſie und der Wohlredenheit vor den Regeln, nach welchen ſie geſchrieben worden, an den Tag gekommen ſind. Wenn wir ſonſt die Lehrſchriften, ſo ausländiſche Kunſtlehrer uns hierüber geliefert haben, betrachten, werden wir finden, daß ſie ſich meiſtens über den Hauptſätzen und allgemeinen Regeln aufhalten, und je tiefer ſie zu den abſonderlichen Theilen und Sätzen hinunter ſteigen, je mit mehr Ungewißheit, und mehr Undeutlichkeit reden. Der Herr Addiſon gab

in dem Englischen Zuseher, seine Abhandlung von dem Ergetzen der Einbildungs-Kraft vor etwas gantz neues und ungewohntes, welche doch aus lauter allgemeinen Anmerckungen besteht. Eben derselbe hat sich mit dem blossen wünschen zufrieden gegeben, daß ein geschickter Kopf entstehen mögte, der die verschiedene Arten Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Wercke des Geistes biß auf die kleinsten Stücke untersuchete. Dennoch hatte er gelesen, was der geschickte Bouhours von dieser Art geschrieben hatte, welches ihm aber kein Genügen gethan zu haben scheinet, und in der That mehr auf die Empfindung desselben, als auf die Natur der Sachen und ihrer Ubereinstimmung mit dem Gemüthe gebauet ist, daher es auch in denen Stücken, welche den Verstand uneingenommen lassen, weniger vollkommen ist als in den pathetischen. Es gehöret in der That eine grosse Geschicklichkeit dazu, die allgemeinen Regeln in besondern Umständen, und nach besondern Absichten anzuwenden; und das Verhältniß der Theile unter einander und aller Stücke gegen das Gantze mit ihrer Symmetrie gegen der Haupt-Absicht einzusehen. Die Schwierigkeit dieser Ar-

beit rühret daher, weil die absonderlichen Absichten, welche den Hauptzweck befördern sollen, unzehlbar und unendlich verschieden sind, denn jede absonderliche Absicht, jeder absonderliche Eindruck erfordert ihre eigenen und eben so absonderlichen Umstände, und daher entstehen eben so unzehlige, und unendlich verschiedene Gesetze und Regeln, nach welchen das Urtheil sich in der Wahl und Verbindung dieser Umstände zu richten hat. Daraus ist wohl zu verstehen, wie leicht es sey, in der Bestimmung dieser Absichten und Eindrücke zu fehlen, und wie viel irrige Urtheile entstehen müssen, wenn die Kunstrichter von besondern Stellen nicht nach deren besondern Absichten, sondern nach allgemeinen Absichten und allgemeinen Regeln urtheilen. Kunstlehrer, welche aus diesem Irrthum mit den Regeln nicht zurechte kommen können, haben sich genöthiget gesehen, die Abweichungen von denselben zu erlauben, welche sie glückliche Fehler heissen, und die Schönheiten, die daher entstehen, der Bothmässigkeit der Kunst entziehen, als die sich derselben nicht unterwerffen lassen. Aber diese betrachten nicht, daß die Regeln nur Erfahrungen

sind,

sind, welche aus der Beobachtung der Natur der Dinge, und des Verhältnisses des menschlichen Gemüthes mit denselben gezogen worden, und daß diesen Nahmen der Regeln nichts verdienet, was diesen Grund verfehlet hat. Es ist unmöglich, daß ein Schönheit-volles Werck wider die Regeln anstosse, welche dienen ein Werck angenehm zu machen; Wenn es sich begiebt, daß die Schönheiten und die Regeln mit einander streiten, so ist nichts gewisser, als daß diese oder jene betrüglich sind.

Nun halte ich davor, daß der geschickte Verfasser dieser critischen Schrift in dem gantz absonderlichen und kleinen Theil der poetischen Kunst, welchen er abgehandelt hat, nehmlich den Gleichnissen, weiter gegangen, und sich auf dünnere Aeste herausgelassen habe, als kein andrer vor ihm gethan hat. Ich finde ferner daß er in diesem Stücke eine seltene Geschicklichkeit gewiesen, und in der Beurtheilung der absonderlichsten Stellen sowohl die eigentliche Absicht, und den Grad des Eindruckes, welchen der Hauptzweck daselbst erfoderte, auszusetzen, als den gehörigen Umstand, der dazu behülflich war, zu bemercken gewußt

habe; also daß seine Anmerckungen die besondersten Arten von Schönheit, so in den Gleichnissen liegen, glücklich entdecken, und uns alle nöthige Anweisung geben, wie wir es anzugreifen haben, wenn wir eben dergleichen hervorbringen wollen, zumahl aus gleichmässigen Ursachen allezeit gleichmässige Würckungen erfolgen müssen. Dadurch hat er den Wunsch des Herren Addisons zu erfüllen angefangen. Man dächte, daß er mit denen vornehmen Verfassern, die er so genau kennet, zu Rathe gegangen wäre, und daß er ihren Betrachtungen, nach welchen sie die geringsten Stücke ihrer Schriften mit den vornehmsten Theilen derselben in einem geschickten Ebenmasse zusammen gefüget, beygewohnet hätte. Die Regeln, welche diese in der Form von Exempeln versteckt haben, sind von ihm aufgedecket worden, und wer sie einmahl wohl erkannt hat, der wird durch eine geschickte Ausübung derselben eben dergleichen Ergetzen, wie sie uns in denen ersten Exempeln und Mustern gewähret haben, hervorbringen können; Welches ohne Zweifel genugsam ist, einem Verfasser den Beyfall der Kenner zu versprechen, und ihn aus aller Unruhe zu setzen, daß seine

ne Arbeit ein widriges Schickſal treffen werde. Wie ich vor meine Perſon vielleicht einigen Antheil an dem danckbarer Lob fordern könnte, welches ich dieſem Werck auf den Grund obiger Betrachtungen verheiſſen darf, ſo muß ich im widrigen Fall, wenn die jeztlebende Welt ihm ihren Beyfall entziehen ſollte, der Wahrheit zu Steuer ſagen, daß ein Unglück von dieſer Art den Verfaſſer am wenigſten beunruhigen wird, zumahl derſelbe an der Beypflichtung einiger weniger Freunde, unter welche er mich zu zehlen beliebet, und vornehmlich in recte factorum Conſcientia ſein beſtes Vergnügen ſuchet.

Inhalt

* * *
* *

Der erste Abschnitt.

Von den erleuchtenden Gleichnissen.

Idee einer Logick der Phantasie. Was die Begriffe, die sich gedencken lassen, in der Vernunft-Lehre sind, das sind die Bilder der sinnlichen Dinge in der Logick der Phantasie; und was dort die Sätze sind, das sind hier die Gleichnisse. Geburt der Gleichniß-Bilder. Wahrscheinlichkeit und Aufrichtigkeit derselben. Wiederlegung derer, welche die Gleichnisse vor unnüchtig ausgeben, einen Gedancken in ein helleres Licht zu setzen. Gebrauch der Gleichnisse in Ansehung derer Dinge, von welchen man ohne ihre Hülffe keine andere als dunckele Begriffe haben kan. In Ansehung erstlich der Farben. Geschicklichkeit der Herren Brockes und Konigs die Farben durch Gleichnisse vorzumahlen. Ferner in Ansehen der Bewegungen. Homers Geschicklichkeit mit Gleichniß-Bildern lebhaft zu schildern. Wie er durch dieses Mittel die Ausstechung des Auges Polyphemi beschreibet; desgleichen die niedergelegten Buhler der Penelope. Nutzen der Gleichnisse in der lebhaften Vorstellung der Töne. Wie Virgil durch ein solches das Geschrey Laocoons ausgedrucket; Homer den Thon einer auffspringenden Thür; den Thon einer Sayte, die man aufziehet; den Thon des durchbohreten Auges Polyphemi. Wie Konig das Weihern der Hengste beschreibet. Nutzen der Gleichnisse in der Vorstellung der Arten des Geschmackes, des Gefühles, und des Geruches. In Ansehen solcher Dinge, die sich auf einander beziehen. Wie Homerus dadurch Ulysses Stärcke in Spannung eines Bogens ausdrucket. Wie die Schnelligkeit der Bewegung dadurch angezeiget wird. Unterscheid zwischen

der Art der Bewegung und der Geſchwindigkeit derſelben. Wie die Art der Bewegung des fliegenden Mercurius von Homer und Virgil ausgedrücket wird. Das Verhältniß der Geſchwindigkeit kan ſich gegen dem Maß des ähnlichen Bildes ungleich verhalten. Ein Gleichniß aus Homer, da er die gröſte Geſchwindigkeit, die man ſich einbilden kan, zu begreiffen giebt. Ein anderes aus ihm die Starcke auszudrücken, womit Ulyſſes ſich an einer Klippe feſt gehalten.

Der zweyte Abſchnitt.

Von den auszierenden Gleichniſſen.

DJe Wohlredenheit bemühet ſich überhaupt die Begriffe auszuſchmücken. Nutzen der Gleichniſſe einen ſchlechten Gedancken auszuzieren; ja eine gantze Schrifft angenehm zu machen. Wie Konig durch ein ſolches Gleichniß den Gedancken auszieret, daß eine gute Auferziehung vieles vermoge. Wie er das hiſtoriſche Gedicht von der neu-erbauten Ritter-Academie mittelſt eines ſolchen angenehm verändert. Ein gleichmäßiges Gleichniß Gottſcheds. Wie Konig in dem Gedicht, Auguſt im Lager, ſeine Beſchreibung von des Monarchen Kleidung durch ein Gleichniß ausputzet. Deſſelben Geſchicklichkeit, ſeine gleichformige Erzehlung mittelſt dieſes Kunſt-Griffes vor Eckel zu bewahren. Homers Gleichniß von Hectors Waffen-Rüſtung. Mehr Homeriſche Gleichniſſe zur Auszierung; von der Verbindung beyder Ajacen im Streit, und von der Menge brennender Fackeln und Holtz-Stöſſe zwiſchen den Bollwercken der Griechen und den Mauren der Stadt Troja. Wie Opitz dadurch die Anmuth des freyen Land-Lebens beſchreibet. Wie Gottſched die Freygebigkeit in einem Gleichniß beſchreis

beſchreibet, welche nichts von eigennützigen Abſichten weiß. Mangel in der Ausführung ſeines Gleichniß-Bildes. Wie Opitz die Gütigkeit eines Fürſten in einem angenehmen Gleichniß vorſtellet. Wie Konig den weiſſen Stern ſchwartzer Pferde beſchreibet. Gleichmäßiges Bild Homers. Wie Brockes ſich in ſeinen hiſtoriſchen Gedichten von dem irdiſchen Vergnügen in GOtt deſſelben Kunſt-Griffes ebenfalls bedienet. Wie dieſer in ſolcher Abſicht die Flut und Ebbe vergleichet. Das Hervorſtechen des Graſes im Frühling. Dieſe Art Gleichniſſe hat ihren Platz vornehmlich in Lehrgedichten, da geiſtliche Dinge unter corperlichen Bildern vorgeſtellet werden. Wie Pope durch ein ſolches den Abbruch beſchreibet, den das Gedächtniß dem Verſtand thut. Wie er das üble Betragen des Witzes mit der Urtheilungs-Kraft durch ein ſolches ausbildet. Wie er die Nothwendigkeit die Phantaſie durch den Verſtand zu lenken ausdrucket. Wie er den Wachsthum des Poetiſchen Ruhmes vergleichet; Wie den Hochmuth witzloſer Koppfe; die Einſchränckung des menſchlichen Witzes; das eitele Beſtreben des Neides, der ſich an dem Witz reibet. Anpreiſung der Mittel-Straſſe zwiſchen Kargheit und Verſchwendung in Anbringung dieſes Zierrathes.

Der dritte Abſchnitt.

Von den nachdrücklichen Gleichniſſen.

Nützen der Gleichniſſe einen Gedancken nur genug einzudrücken. Wie Opitz durch ein ſolches Gleichniß das Anſehen des Burggrafen zu Dohna an dem Kaiſerl. Hof abgeſchildert. Wie Virgil uns in einem ſolchen die gänzliche Verwüſtung der Stadt Troja

nach einem langen Wiederstand und den Grimm ihrer Eroberer vor Augen sehen laßt. Wie er durch dasselbe Gleichniß-Bild, das er zu diesem Ende gebraucht hat, den unbeweglichen Vorsatz des Eneas ausdrücket. Wie Opitz die Ankunfft eines mächtigen Heeres Barbaren aus einem abgelegenen Land durch ein erschreckliches Sinnbild nachdrücklich beschreibet. Wie Postel dasselbe Gleichniß-Bild anwendet, den barbarischen Sinn eines barbarischen Volckes vorzustellen. Wie Opitz den Feuer-speyenden Vesuvius durch Gleichniß-Bilder von dem Krieg, und hingegen den Krieg durch Gleichniß-Bilder von dem Vesuvius erschrecklich vorbildet. Wie Besser die Bombardierung der Stadt Stettin mit Schrecken anfüllet. Wie Pietsch dasselbe Gleichniß-Bild, das Bessern zu diesem Ende gedienet, poetischer doch schwacher angewendet, die Bestürmung der Festung Temeswar zu beschreiben. Nutzen dieser Gleichnisse die besondern Grade einer Gemüths-Bewegung zu bestimmen. Also setzet Homer die Freude Ulysses, als er nutten in dem Meer schwimmend das Ufer erblickete, auf den gehörigen Grad der Höhe, in einem gewissen Ebenmasse mit der vorigen Todes-Angst. Aus diesem Zustand des erretteten Ulysses formiert dieser Poet ein Gleichniß-Bild, die Hertz-empfindliche Freude der Penelope über seine Zurückkunfft nach Hause und Erkanntniß zu beschreiben. Wie Gottsched ein gleichmäßiges Gleichniß gebraucht, der Sachsen Freude über die sichere Nachricht von Friederich Augusts Leben auszudrücken. Wie Homerus das ungeduldige Verlangen, das Ulysses nach der angesetzten Stunde seiner Abreise in das Vaterland empfand, ausdrücket. Das Maß der stummen und sanften Leidenschaften ist von ihren Beweg-Ursachen zu bestimmen, wenn diese mit andern Beweg-Ursachen, die eine solche Leidenschaft auf einen gleichen Grad erhoben haben, verglichen werden. Wie Homer die

Lust

Luſt des Eumeus in Anhörung der Begegniſſe, die ihm der unbekannte Ulyſſes erzehlet, auf dieſe Weiſe vorbildet. Seine Beſchreibung der Aufwallung, die in der Bruſt Ulyſſes bey Anhörung des Geſanges Demodocs von der Uberrumpelung der Stadt Troja, durch Ulyſſes Anordnung, entſtanden war. Homers Gleichniß von Neſtors Unſchlüßigkeit. Virgils Beſchreibung der Beſtürtzung des Eneas, als ihn das Getummel der einbrechenden Feinde in die überrumpelte Stadt aus dem Schlaf aufgewecket. Kongs Nachahmung des Virgilianiſchen Gleichniſſes, in der Beſchreibung der Beſtürtzung über den Einbruch der Türcken in Ungarn. Virgils Beſchreibung des Entſetzens eines Menſchen, der ſich einsmahls mitten unter einem Hauffen Feinde ſiehet. Wie er die ungleichen Grade dieſer beyden Beſtürtzungen durch ähnliche Fälle ausgedrücket hat. Anmerckung, daß die Gröſſe einer vorgeſtellten Gefahr ſo genommen werden muß, wie ſie von einer Perſon angeſehen wird, nicht wie ſie an ſich ſelbſt iſt oder andern vorkommen mögte. Homers und Virgils Kunſt die Umſtände anzuführen, die eine Perſon nach ihrem Stand am heftigſten rühren. Das Maß der ausbrechenden Leidenſchaften iſt von ihren Würckungen zu beſtimmen, ſo fern dieſe mit andern Würckungen, die von einer ſolchen Leidenſchaft entſtanden ſind, in Vergleich geſtellet werden. Alſo beſchreibet Homerus den hohen Muth Ulyſſes in der verübten Rache an den Freyern durch die Verheerung, die ein Habicht unter einer Schaar kleiner Vögel anſtellet. Und Virgil beſchreibet das Niederhauen in der eroberten Stadt Troja durch den verderblichen Durchbruch eines Fluſſes. Günthers ſchwächere Nachbildung dieſes Gleichniß-Bildes. Poſtels glücklichere Nachahmung deſſelben. Pietſchens übel ausgebildete Vergleichung ſeines verheerenden Helden mit den Würckungen des Nordwindes. Beſſers Gleichniß die Wiederſetzlichkeit

der Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in der Warschauischen Schlacht vorzustellen. Ein gleichmäßiges Gleichniß Homers, von welchem Besser seines nachgemachet hat. Wie Homer Hectors grimmigen Einbruch in die Truppen der Griechen von seinen Wurckungen, und das Schrecken dieser von seiner Ursache abschildert. Mehrere Gewißheit die Höhe der Leidenschaften aus ihren Wurckungen, als aus ihren Beweg-Ursachen zu erkennen. Virgils Beschreibung eines verwegenen Muthes durch ein solches Gleichniß-Bild, wo zugleich die Ursache und die Bewegung angezeiget werden. Amthors gleichmäßiges, allein übel ausgeführtes Gleichniß, womit er die Gefangennehmung der Steinbockischen Armee beschreiben will.

Der Vierte Abschnitt.

Von den lehrreichen Gleichnissen.

Wiederlegung einiger, welche der Wohlredenheit die Gabe zu unterrichten absprechen. Gebrauch der Gleichnisse zur Unterrichtung, wann ein lehrreicher Satz mit einem ähnlichen eben so lehrreichen Satz verglichen wird; oder eine Handlung mit einer andern. Annehmlichkeit solcher Gleichnisse. Behutsamkeit, in der Einmengung eines fremden Gedanckens zu gebrauchen. Ihr Satz und Platz sind die Lehr- und Straf-Gedichte. Wie Pope den Satz, daß ein Monarche sich selbst Gesetze schreibe, bey einem ähnlichen physicalischen Satz angebracht hat. Wie Butler die politische Anmerckung, daß grosse Staaten unter ihrer eigenen Grosse einsincken, unerwartet in eine andere eingewebet hat. Wie Horatius den Satz, daß ein Feld-Herr seinen fertigen Meister in plötzlicher Gefahr am besten weise, bey einem lustigen Zufall eingetra-

gen

gen hat. Kunſtgriff ein Urtheil der Menſchen durch ein ähnliches aber wiederwärtiges zu widerlegen. Lehrreiche Vergleichung des menſchlichen Lebens mit einer Mahlzeit, von Horaz, Opitzen und Günthern angeſtellet. Wie Opitz die Furcht der Gerechten für dem Tod, und den Grimm der Tyrannen gegen ihnen mit einem ſolchen Gleichniß von ähnlichen Fällen lächerlich machet. Wie Pope ſo viel Partheylichkeit in den Sachen des Witzes bemercket, als ſich in Glaubens-Sachen erzeiget. Wie dieſer Poet lehret, woher die Verſchiedenheit der Kleidung entſprungen ſey, bey Gelegenheit, da er von der verſchiedenen Schreib-Art redet. Wie er die Frauens-Perſonen mitnimmt, da er der Liebhaber gewiſſer Bücher lachet. Exempel, da moraliſche Zeitungen die Materie des unterrichtenden Gleichniſſes hergeben; aus Pope, Haller, Buttler, Horatius und König.

Der fünfte Abſchnitt.

Von der Vereinigung der Abſichten in einem Gleichniß.

Verbindung vieler Urſachen eine Würckung hervorzubringen, und verſchiedene Würckungen einer Urſache. Gleichniſſe, da verſchiedene Abſichten in einem Bild verbunden werden. Werth derſelben. Wie Virgil das Geſchrey Laocoons von zwo Seiten beſchreibet, von ſeiner Urſache und von ſeiner Gröſſe, dadurch es in ein helleres Licht geſetzet wird, und zugleich einen groſſern Nachdruck empfängt. Original des Bildes, das Virgil da gebraucht hat. Wie Homer und Virgil ihre Abſichten vornehmlich in der Ausführung ihrer Gleichniß-Bilder ausbreiten. Langgeſchwänzte Vergleichungen. Wie Homer den Schmer-

zen eines Verwundeten in einem Gleichniß nach seiner Grösse bestimmet, und ferner in demselben eine gewisse Nachricht giebt, und selbst das Gleichniß-Bild nachdrücklich erhöhet. Wie er das Gleichniß-Bild von dem fallenden Simoisius in eine symbolische Parabel ausdehnet. Wie er ein Gleichniß-Bild in einer fast gehabten Absicht öfters braucht, und doch in der Ausdehnung ganz verschiedene Umstände vorbringet. Wie er in einem Gleichniß-Bild den Geist mit Schrecken über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes anfüllet, und dabey Anlaß nimmt die Vorsehung zu rechtfertigen. Wie er die weisse Farbe der Gliedmassen des Menelaus in einem Bild erhöhet, und uns an demselben Ort von einer vortrefflichen Arbeit der Frauens-Personen in Lydien Nachricht ertheilet. Nutzen dieser Gleichnisse das erregete Gemüthe des Lesers wieder zu besänfftigen. Wie Virgil durch ein solches seinen Heiden aus der Gefahr herausführet, und den Leser dißfalls zufrieden stellet. Wie er den Stof zu dem Gleichniß, das er da braucht, in Homers Text gefunden. Wie Homer mit einem solchen Gleichniß den Achilles aus einer grossen Noth in Sicherheit gebracht hat. Wie Virgil die Materie dieses Gleichnisses in seinen Text verwendet hat.

Der sechßte Abschnitt.

Von dem rechten Ort und Sitz der Gleichnisse.

Nothwendigkeit den Gleichnissen in einem Werck Ort und Maß zu setzen. Vergleichung der Wohlredenheit mit der Koch-Kunst. Mangel einer Untersuchung dieser Materie. Die Gleichnisse schicken

ken ſich an dem Orte nicht, wo die Neaung ſelbſt als redend eingeführet wird; ausgenommen die erleuchtenden Gleichniſſe. Wie Virgil von der Dido Bewegung über Eneas Entſchluſſung mit einem Gleichniß redet, aber da er ſie ſelbſt davon reden läßt, ihr ganz andere Figuren in den Mund leget. Amthors ſeichte Verdeutſchung ihrer Rede. Homers Geſchicklichkeit die Sprache der Affecte und des Geiſtes zu verandern. Wie Homerus die wenigen ausgeführten Gleichniſſe die er in den Reden ſeiner Perſonen einflieſſen läßt, an den rechten Ort geſetzet, ohne Verletzung des Characters der Neaung; in einer ruhigen Unterredung, bey einem geſetzten Gemüthe, und über der Taffel. Vertheidigung eines Gleichniſſes, das Homerus dem Aſius in einer heftigen Gemüthes-Bewegung deſſelben zugeſchrieben hat.

Der ſiebende Abſchnitt.

Von dem Gebrauche der Gleichniſſe in Trauer-Spielen.

WIe Homerus ſich in dem erſten B. der Ilias und den drey erſten Büchern der Odyſſea der Einſtreuung ausführlicher Gleichniſſe enthalten; Virgil hingegen gleich in dem erſten B. der Eneis unterſchiedliche angebracht habe. Was vor Urſachen ſie davor gehabt. Ob ſich vor die Schreib-Art der Tragödie viele Gleichniſſe ſchicken? Eines deutſchen Kunſt-Lehrers undeutliche Meinung davon. Mißbrauch der Grund-Regel, die befiehlt, auf die Natur zu ſehen. Weil in den Tragodien auch Perſonen von gemäßigten Regungen und geſetztem Gemüthe redend aufgeführet werden, können die Gleichniſſe darinnen wohl

Platz haben. Daß Oreſtes und ſein Hofmeiſter, welchen Sophocles etliche Gleichniſſe in den Mund leget, ruhigen Gemüthes geweſen. Daß auch die ungeſtume Regung der Electra durch eine langwierige Gewohnheit niedergeſeſſen war. Daß der Officier in der Antigone, der in dem Bericht von der Beerdigung Polinices ein Gleichniß einflieſſen läßt, nur eine fremde Regung beſchreibt. Vorzug der Tragödien des Seneca vor Lohenſteins. Geſchickte Gleichniſſe in dem Mund des ruhigen Ulyſſes, wenn er die erſchreckliche Poſt, die er Andromachen bringet, einiger maſſen beſanftigt. Mehr Exempel von dieſer Art in der Tragödie des Seneca von den Trojanerinnen. Ein paar Gleichniſſe in dem Munde der raſenden und verzweifelten Andromacha, wider die Natur und Sprache der Leidenſchaft. Schwäche der deutſchen Tragödie überhaupt. Character der Trauerſpiele Lohenſteins und Andr. Gryphen. Ungereimte Einführung der Gleichniſſe in denſelben. Angenehmes, aber am unrechten Ort angebrachtes Gleichniß in Junckers Klage dreyer Söhne beym Grabe ihres Vaters. Ein gleichmäßiges Gleichniß-Bild aus Opitzen poet. Waldern, welches nicht nur vor ſich betrachtet, ſondern auch in Abſicht auf die Perſon, der es zugeſchrieben wird, ſchön iſt.

Der achte Abſchnitt.

Von dem Maſſe und der Zahl der Gleichniſſe.

Schädliche Würckungen des Übermaſſes und der Verſchwendung, wie in andern Stücken, alſo in der Wohlredenheit. Sie verrathen einen blöden Verſtand. Die Scribenten ſündigen mehr mit Verſchwendung als mit Kargheit. Das Maß der Gleichniſſe, wie anderer Figuren, muß nach der Natur einer

einer jeden abſonderlichen Stelle beſtimmet werden. Beſtraffung einiger, die aus Begierde die Verſchwendung zu vermeiden, in die Parthey verfallen ſind. Wie Homer ſeine Erzehlung von dem Mord, den Achilles unter den Trojaniſchen Helden angeſtellet, mit zweyen überaus lebhaften Gleichniſſen beſchleuſt, die theils ſeinen Wuth, theils ſeine Luſt an der Rache gewaltig erhohen. Wie er in dem Fortgang derſelben Erzehlung noch zwey ausdruckliche und wohl errathene Gleichniſſe anbringet, die Stürtzung der fliehenden Trojaner in den Xanthus und den nachjagenden Achilles, der ihnen mitten in den Fluß nachgeſetzet, abzuſchildern. Wie er fünf Gleichniſſe hinter einander ſetzet, fünf merckwürdige Stucke der griechiſchen Armee vor Augen zu bilden. Wie er die Bewegungen eines aufrühriſchen Volckes in zweyen Bildern nach zween beſondern Umſtanden, ſeinem Geroſe und ſeinem gleichen Lauf, vorſtellet. Wie er drey hyperboliſche Gleichniſſe zuſammenſetzet, das ungeheure Geſchrey der beyden Armeen, die jetzt handgemein worden, vorzuſtellen. Einwurf eines Kunſt-Richters, daß dieſe Gleichniſſe den Geiſt von dem vornehmern Gegenſtand abziehen. Beantwortung deſſelben. Lohenſtein fehlet vielmehr mit den ungereimten Bildern, als mit dem Uberfluß ſeiner Gleichniſſe. Wie er zwey Gleichniß-Bilder von verſchiedenen Relationen oder Verhältniſſen durch einander verwirret. Vertheilung des Urtheiles, das ein heutiger Kunſt-Richter von einem Theil deſſelben Gl. gefället hat. Von Beſſers geſchicktere Ausbildung dieſer Bilder. Wie Lohenſtein in einem andern Gleichniß die Vergleichung bis auf eine Verwandlung treibet. Noch ein Lohenſteiniſches Gleichniß, wo er etliche Gattungen, die unter ein allgemeines Geſchlecht gehören, vergleichet. Exempel aus Opitzen Hercynia, da eine lange Stelle aus Gleichniſſen zuſammengeſetzet iſt, ohne daß ihr dadurch an ihrer Deutlichkeit etwas abgehe.

Der

Der neunte Abschnitt.

Von der Neuheit der Gleichniß-Bilder.

Homers Vortrefflichkeit, als eines Urhebers und Erfinders. Ferner in Absicht auf die Beschaffenheit seiner elenden und unwissenden Zeiten. Insbesondere wegen seiner Wissenschaft von dem Bau des menschlichen Cörpers, und der Geographie. Woher er seine weitläufftige Erkänntniß genommen habe. Glückseligkeit unsrer Zeiten in Ansehen der Künste und Wissenschaften. Armuth an Erfindungen, die sich dessen ungeachtet in den Schrifften unsrer Poeten verspüren läßt. Opitzen Vergleichung der Munterkeit eines Helden mit der Hurtigkeit eines jungen Pferdes. Postel braucht dasselbe Gleichniß von Wittekind. Origmal desselben in Homer. Konigs Vergleichung Friederich Augusts mit einem Löwen, von Opitzen entlehnt. Opitzen dreymahliger Gebrauch desselben in einer gleichen Absicht. Vergleichung des erstern mit diesen drey letztern Gleichnissen. Opitzen Anwendung desselben Gleichniß-Bildes in andern Absichten. Vorzug der Erfindung vor der Nachahmung. Werth der Nachahmung. Wie sie von dem gelehrten Diebstahl unterschieden sey.

Der zehnte Abschnitt.

Von der Abänderung der Gleichniß-Bilder.

Pracht der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Geschöpfe. Ein Poet muß mit seinen Bildern, so viel ihm möglich ist, abändern. Homers Gleichniß-Bilder werden einer allzugroffen Gleichheit beschuldigt.

Ob das Ergetzen, das von der Mannigfaltigkeit der Bilder entſtehet, von der Abänderung der ſymboliſchen Weſen, oder von der abgeänderten Verſchiedenheit der ähnlichen Eigenſchaften und figürlichen Handlungen herzuleiten ſey. Kunſt ein Bild in vielen verſchiedenen Geſtalten vorzulegen, und zu verſchiedenen Abſichten zuzurichten. Paraboliſches Ausſehen, das Homerus ſeinem Gleichniß-Bilde von dem Löwen ungetheilet, als er Ulyſſes mitten unter den erſchlagenen Buhlern, desgleichen als er denſelben der Princeßin Nauſicaa begegnend, vorgeſtellet. Wie er daſſelbe Bild auf verſchiedene Weiſe angeſehen, die Nachbegierde des Menelaus, ſeine Freude über die Gelegenheit ſich zu rächen, den ruhmlichen Tod von der Hand eines berühmten Feldherrn, anderer Erlegung angeſichts ihrer Volcker, die Rache eines nachjagenden Helden, die unvermuthete Errettung eines andern aus den Händen der Feinde, nach dem Leben vorzuſtellen. Seine Gleichniß-Fabel von dem Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voll Betrübniß iſt, daß er ſeine Rache nicht ſattigen kan.

Der eilfte Abſchnitt.

Von der Vergleichung groſſer Dinge mit kleinen, und kleiner mit groſſen.

OB es mehr Kunſt erfordere kleine Dinge mit groſſen, oder groſſe mit kleinen zu vergleichen. La Motte behauptet das erſtere, die Frau Dacier das letztere. Daß der Entſcheid dieſer Frage auf die Natur der Sache und die Umſtände müſſe gegründet werden. Von gewiſſen Begriffen lehret ihr eigenes Maß, ob man vergröſſernde oder verkleinernde Gleichniß-Bilder erwehlen ſolle. Wie die Beſchaffenheit und die

Um-

Umſtände der Materie hierinnfalls Ziel und Maß ſezen. In erhabenen Materien muß der Geiſt durch ſanftere Bilder erquicket, und in geringern muß er durch erhabnere empor geſtuzet werden. Wie Virgil das Gedicht von dem Feldbau durch dieſes leztere Mittel empor hebet. Wie er ſein Gleichniß-Bild von den Cyclopen nimmt, da er von der Arbeit der Bienen redet. Daß der Grund dieſer Vergleichung in der ordentlichen Austheilung der Geſchäfte und des Eifers der Arbeiter beſtehe. Wie er hingegen in der Eneis das Gleichniß-Bild von den Bienen entlehnet, da die Rede von der Erbauung der Stadt Carthago lautet. Optiſche Schönheit dieſer Gleichniß-Bilder. Noch ein Gleichniß Virgils von den Bienen, die Verwirrung der Latiner über dem unvermutheten Überfall der Trojaner vorzuſtellen. Wie er das Herumſchwermen der Lateiniſchen Königin mit einem geſchlagenen Klotze vergleicher. Wie Homerus die Vorſorge der Pallas vor Menelaus mit der Sorge einer Mutter vergleicht, welche die Fliegen von ihrem ſchlafenden Kind abhält. Wie er die leichte Müh, mit welcher Apollo das Bollwerck der Griechen niederwurft, mit der Verrichtung eines Kindes vergleicht, das ein Gebaude von Kißlingen mit dem Fuß umſtößt. Wie er das Gefechte der Lycier und der Griechen um eine Schantze, mit dem Streit zweyer Nachbarn um den Gräntze-Stein ihrer Felder vergleicht. Wie er die Ungewißheit des Sieges durch das Gleichniß-Bild eines Weibes, das ihre Wolle mit der Wage auswiegt, vorſtellet, dadurch er den erſt erſtaunten Leſer aus der gewaltſamen Unruh in eine angenehme verſetzet. Wie ſelten die Gleichniſſe bey Homer ſind, da das kleine mit dem groſſen verglichen wird. Ein Exempel eines ſolchen, da er die hauffigen Thranen der Penelope mit einem aufthauenden Schnee-Gebürge vergleichet. Gottſcheds Nachahmung deſſelben. Beurtheilung der Vergleichung eines

Heng-

Hengſtes mit einem Ungewitter in Königs Auguſt im Lager. Wie Virgil ſeine Schilderen von einem Pferde belebet hat. Bewunderung der Beſchreibung, die Hiob von einem ſolchen gemachet hat.

Der zwölfte Abſchnitt.

Von dem Wohlſtand der Gleichniß-Bilder.

Verhältniß-Schönheit der Gleichniſſe in Abſicht auf den Ort, wo ſie ſtehen, und die Wahl der ſymboliſchen Bilder. Daß der Wohlſtand ſich mit den Sitten ändere. Homers Gleichniß-Bild von dem Eſel bey Gelegenheit des Ajax von einigen Kunſt-Richtern getadelt. La Motte und Boileaus Meinung davon. Wie Hr. Dacier die Würdigkeit des Eſels von Beſchimpfung rettet. Der Frau Dacier Beantwortung des Einwurfes, daß die Knaben und die Geſchäftigkeit des Eſels in dem ſymboliſchen Bilde unanſtändig ſeyn. Daß der Grund dieſer Vergleichung in dem Zertreten und Abweiden der Saat beſtehe. Wie Homer an einem andern Ort die Abſchneidung des Getraydes als ein Gleichniß-Bild der Verheerung anbringet. Virgils Vergleichung des Turnus mit einem Tiger unter wehrloſen Thieren gerettet. Wie Homerus den König Priamus unter dem Bild eines Ubelthaters vorſtellet. Ablehnung der Beſchuldigungen, ſo dawieder gemacht worden. Wie Homerus das ſymboliſche Bild eines Brändlings unter der Aſche anwendet, da er den Ulyſſes unter einer Decke von Laub vorſtellet. Weitläuftige Kunſt des Poeten, in dieſem Gleichniß entdecket. Wie er das Bild von einem Menſchen nimmt, der den Wanſt eines Opfer-Viehes bey einem groſſen Feuer hin und her wendet, die Unruhe und Gewalt der Rachbegierde des Ulyſſes vorzubilden. Ausführliche

liche Entdeckung der vollkommenen Kunſt, die in dieſer Vergleichung angebracht iſt. Wie er die Seelen der erſchlagenen Buhler mit den Fledermäuſen vergleicht. Der Wohlſtand dieſes Gleichniß-Bilds wird durch die Erzehlung der Umſtände, ſo der Poet nach ſeiner Abſicht vorſtellen mußte, behauptet.

Der dreyzehnte Abſchnitt.

Rettung einiger von Longin getadelten Gleichniſſe.

Timäus wird von Longin getadelt, daß er den Alexander mit einem Schul-Redner verglichen habe. Daß es genug ſey, wenn die Sachen einander darinnen ähnlich ſind, worinnen ſie verglichen werden. Heinecken Meinung, daß das Weſen der Vergleichungen auf der Übereinſtimmung zweyer Dinge in den meiſten oder allen Stücken beruhe, wird verworffen. Wie Homer einzig auf die hartnäckigte Blutdürſtigkeit ſiehet, da er einen Helden mit einer Mücke vergleicht. Wie Virgil das Auge alleine auf die Bemühung gerichtet gehabt, als er die einſchiffenden Trojaner mit den Ameiſen verglichen. Optiſche Schönheit dieſes Gleichniſſes. Daß Timäus in ſeinem Gleichniß alleine die Schnelligkeit Alexanders in der Bezwingung Aſiens vorſtellen wollen. Grade der Eilfertigkeit. Daß Timäus den höchſten Grad derſelben durch ſeine Vergleichung ausgedrücket habe. Ungereimter Schluß Longins, daß Iſocrates, der zehen Jahr an ſeiner Rede gearbeitet, tapferer geweſen, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahr mit der Belagerung der Stadt Meſſene zugebracht. Daß die Handlungen, die mit einander verglichen werden, an Groſſe zwar unterſchieden ſeyn dorffen, aber an Vortrefflichkeit und Wichtigkeit übereinſtimmen

einſtimmen müſſen. Ungereimte Vergleichung Heinekens zwiſchen Alexander und einem Buchdrücker. Daß eine Vergleichung einen Zuſatz an Schönheit erlange, wenn ſich zwiſchen den ungleichen Handlungen etwas übereinſtimmendes befindet. Uebereinſtimmende Dinge zwiſchen einem Helden und einem Redner. Daß Iſocrates Rede mit Alexanders Siegen etwas gleiches habe. Heineckens Verbeſſerung der Vergleichung des Timäus wird verworffen. Homers Gleichniß, womit er die Schnelligkeit der Pferde der Götter vorgeſtellet. Falſches Lob, das Longin dieſem Gleichniß beyleget. Eben ſo ungereimtes Lob, das dem Longin wegen ſeines Urtheiles von ſeinen Bewundrern mitgetheilet wird.

Der vierzehnte Abſchnitt.

Von den Gleichniſſen in Brockes irdiſchem Vergnügen in GOtt.

DAs verdiente Lob dieſer Gedichte wird in ſeine Schrancken gefaſſet. Seine Beſchreibungen ſind mehr hiſtoriſch und phyſicaliſch als poetiſch. Wie geſchickt er die mannigfaltig gemiſchte Farbe des Graſes beſchrieben habe. Seine fruchtloſe Bemühung einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen ſeltenen und unbekannten zu erklären. Hallers poetiſche Beſchreibung des Graſes. Brockes macht ſich verdächtig, daß er die Armuth der Natur durch einen entlehnten Reichthum habe verbergen wollen. Eiteler Einwurff, den er ſich ſelbſt machet, daß der Farbe der Blumen einige andere an Schönheit gleich komme. Hallers kürtzere und nachdrücklichere Vorſtellung der Farbe der Blumen. Geſchicklichkeit der Brokeſiſchen Vergleichung des Schmuckes der Blumen mit einer Reihe Frauens-Perſonen, einem Regenbogen, dem Abend-Stern. Seine Verſchwendung der Rubine und Diamante in

 der

der Beschreibung des Morgens. Homers und Virgils Beschreibungen des Morgens. Brockes eitele Bemühung die Wercke der Natur durch die Wercke der Kunst in ein höheres Licht zu setzen. Oefftere Wiederholungen des Einfalls, daß die bebüehmte Erde ein grüner Hammel sey. Seine geschickte Vergleichung der sanften Bewegung eines Kornfeldes mit den Wellen. Wie Homer dieses Gleichniß-Bild schon angewendet. Brockes glückliche Beschreibung des Schnee-Gestöbers mit einem ſtröhmenden Fluß. Seine poetische Beschreibung des Winters, mit Virgils seiner verglichen. Verzeichniß von mehrern geschickten Vergleichungen in diesen Gedichten. Anzeigung der Originale derer drey ausführlichen Vergleichungen, welche Weichmann in der Vorrede zu dem ersten Theile den Gleichnissen der alten Poeten an die Seite gestellet hat.

Der fünfzehnte Abschnitt.

Von den Lohensteinischen Gleichnissen.

Opitzens reiner Geschmack. Verderbung des Geschmackes durch Hofmannswaldau und Lohenstein. Wie Lohensteins Gleichniß-Bilder unbekannt, ausschweiffend, ungeschickt und überflüßig sind; wie sie mit dem Wohlstand streiten. Wie er alle diese Fehler in einem Exempel vereinigt hat. Wenn er die Seltenheit, Leichtigkeit, Möglichkeit einer Sache erhöhen will, hohlet er die Beyspiele von einer Art, die zu einem Geschlecht gehören, allzuweit. Wie Virgil die hyperbolische Art zu vergleichen gebraucht. Lohenstein leget seine gelehrten und hyperbolischen Gleichnisse rohen und wilden Personen in den Mund, welche durch solche einander bestraffen, wiederlegen, und überführen. Neukirchs Lobschrift des Lohensteinischen Arminius in der Sprache desselben verfasset. Desselben Aufwart-Schreiben an den geheimen Rath von Fuchs, in einer gleichmaßigen

mäßigen Sprache beantwortet. Wie er dieſen Herrn mit dem Flachs vergleicht. Neukirchs Bekehrung. Amthors Schutz-Schrift Lohenſteins. Exempel von Lohenſteiniſchen Gleichniſſen aus Amthor. Daß Gleichniſſe keine Kraft haben etwas zu beweiſen, ausgenommen ſo fern ſie ähnliche Beyſpiele eines allgemeinen unſtreitigen Grundſatzes ſind. Socratiſche Art, aus ſolchen Gleichniſſen zu beweiſen. Wie Opitz den Satz, daß alles ſichtbare vergänglich ſey, auf dieſe Weiſe bewieſen. Wie Beſſer beweiſet, daß das Urtheil der Welt meiſtens unbegründet ſey. Daß Opitzens Gleichniß von einem Ring, der ſich abnützt, mit den zerrinnenden Sinnen nur erkläre, und nicht beweiſe. Daß Lohenſteins Gleichniß von der Nachbarſchaft der Roſe und der Dornen nicht beweiſe, ſondern nur erkläre, daß ſeiner Gelegenheit und der Waffen pflegen bey einander ſtehen könne. Daß in Opitzens Gleichniß von einem fruchtbaren Baum mit einem fruchtbaren Weib ein Grund enthalten ſey, der richtig ſchleußt. Opitzens Socratiſche Beyſpiele, womit er das lächerliche Weſen der Schreibe-Sucht erweiſet. Wie die ſatyriſchen Scribenten ſich dergleichen Art zu ſchlieſſen, als eines beſondern Kunſt-Streiches bedienen. Wie leicht es ſey die Gleichniſſe, die auf keine allgemeinen Wahrheiten gegründet, und alleine von Thieren oder lebloſen Dingen genommen ſind, umzukehren.

Der ſechszehnte Abſchnitt.

Von den ausführlichen hiſtoriſchen Gleichniſſen.

Dieſe Gleichniſſe entdecken unterſchiedliche Aehnlichkeiten in einer verknüpften Ordnung. Brockſen Vergleichung von dieſer Art zwiſchen der Roſe und einer Königin. Wie ſich die Aehnlichkeit in dieſem Exem-

pel allgemach verleurt. Neukirchs Gedicht von den geschützten Nachtigallen, beruht durchgehends auf einer Vergleichung des Poeten mit der Nachtigall. Wie er die Fabel von Philomele in sein Gedicht hineinzwinget. Gänzliche Auflösung desselben in seine Elemente. Wie Amthor auf diese Weise den Satz ausgeführet, daß der Purpur die Doctor-Würde vorstelle. Wie er das Leben eines frommen Mannes unter dem Bild des Krebs-Ganges ausstreichet. Solche Gleichnisse sind eine gemeine Quelle von Erfindungen. Sie werden selbst in ernsthaften Gedichten angewendet. Pietsch hat das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgestellet. Ein paar dergleichen von Weichmann, werden angeregt.

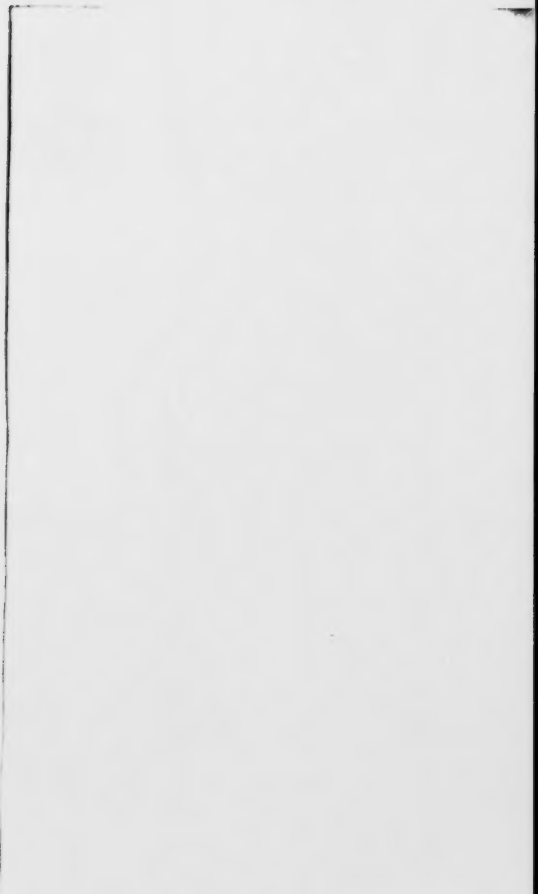
Von

Von der Natur,
den Abſichten und dem Gebrauche
der

Gleichniſſe,

Als einer vornehmen Quelle Ergetzens
in der

Beredtſamkeit und Poeſie.



Der erſte Abſchnitt.

Von den erleuchtenden Gleichniſſen.

Idee einer Logick der Phantaſie. Was die Begriffe, die ſich gedencken laſſen, in der Vernunft-Lehre ſind, das ſind die Bilder der ſinnlichen Dinge in der Logick der Phantaſie; und was dort die Sätze ſind, das ſind hier die Gleichniſſe. Geburt der Gleichniß-Bilder. Wahrſcheinlichkeit und Aufrichtigkeit derſelben. Wiederlegung derer, welche die Gleichniſſe vor untüchtig ausgeben, einen Gedancken in ein helleres Licht zu ſetzen. Gebrauch der Gleichniſſe in Anſehung derer Dinge,

von welchen man ohne ihre Hülffe keine andere als dunckele Begriffe haben kan. In Ansehung erstlich der Farben. Geschicklichkeit der Herren Brockes und Konigs die Farben durch Gleichnisse vorzumahlen. Ferner in Ansehen der Bewegungen. Homers Geschicklichkeit mit Gleichniß / Bildern lebhaft zu schildern. Wie er durch dieses Mittel die Ausstechung des Auges Polyphemi beschreibet; desgleichen die erlegten Buhler der Penelope. Nutzen der Gleichnisse in der lebhaften Vorstellung der Tone. Wie Virgil durch ein solches das Geschrey Laocoons ausgedrucket; Homer den Thon einer aufspringenden Thur; den Thon einer Sayte, die man aufziehet; den Thon des durchbohreten Auges Polyphemi. Wie Konig das Weihern der Hengste beschreibet. Nutzen der Gleichnisse in der Vorstellung der Arten des Geschmackes, des Gefühles, und des Geruches. In Ansehen solcher Dinge, die sich auf einander beziehen. Wie Homerus dadurch Ulysses Starcke in Spannung eines Bogens ausdrücket. Wie die Schnelligkeit der Bewegung dadurch angezeiget wird. Unterscheid zwischen der Art der Bewegung und der Geschwindigkeit derselben. Wie die Art der Bewegung des fliegenden Mercurius von Homer und Virgil ausgedrücket wird. Das Verhaltniß der Geschwindigkeit kan sich gegen dem Maß des ahnlichen Bildes ungleich verhalten. Ein Gleichniß aus Homer, da er die gröste Geschwindigkeit, die man sich einbilden kan, zu begreiffen giebt. Ein anderes aus ihm die Starcke auszudrucken, womit Ulysses sich an einer Klippe fest gehalten.

DEr richtigste Weg zu einer gründlichen Erkänntniß der Wahrheit zu gelangen, bestehet darinn, daß man von dem Einfachern zu dem Mannigfaltigern mit gemes-

gemeſſenen Schritten fortgehet, und nirgend einen Sprung macht. Diejenigen, die es in Wiſſenſchaften auf das höchſte gebracht, haben in dieſen Weg eingeſchlagen, und wer einen andern nehmen wollte, würde keine Gewißheit von der Wahrheit bekommen können. Dieſemnach muß ein Menſch, der nach Wiſſenſchaft trachtet, ſich vor allen Dingen befleißigen, daß er den Verſtand mit einem Vorrath von Begriffen, die ſich gedencken laſſen, anfülle. Solches geſchicht, wenn er die äuſſerliche Fläche der Dinge, als die betrüglich iſt, fahren läßt, und befliſſen iſt, auf den Grund der Dinge durchzudringen; alſo daß er ein jegliches Ding vor ſich und abſonderlich betrachtet, und ſich nicht zufrieden giebt, biß er die Möglichkeit deſſelben eingeſehen hat. Wenn er denn den Verſtand in dieſer erſten Schule abgewartet und ihn genugſam vorbereitet hat, ſo iſt es Zeit, daß er weiter fortgehe. Er muß jetzo die Begriffe nicht mehr Stückweiſe, ſondern nach ihrer Verbindung und ihrem Verhältniß gegen einander betrachten. Und dieſes giebt ihm den Stof zu den Sätzen und erſten Grund-Wahrheiten, aus welchen er ferner durch richtige Folgen neue Wahrheiten und Schlüſſe herausleitet, die ſo wohl als die Grund-Wahrheiten in den Dench-Bildern des Verſtandes als in ihrem Saamen eingewickelt lagen.

In diesen Stücken bestehet das Amt der Logik oder Vernunft-Lehre. Sie muß uns unterrichten, wie wir einen Schatz von Begriffen sammeln; wie wir aus der Verbindung derselben Sätze formieren; wie wir aus verschiedenen Sätzen einen Schluß herausleiten; und zuletzt aus der Verknüpfung etlicher Schlüsse einen gantzen Erweiß zusammen ordnen müssen. Dadurch wird die Logik eine Lehrerin des Verstandes, indem sie zu einer deutlichen Einsicht des Wahren und des Falschen behülflich ist.

Es ist mir manchmahl in den Sinn gekommen, daß die Einbildungs-Kraft eben so wohl als der Verstand einer gewissen Logik vonnöthen habe. Wer eine Erkänntniß des Wahrscheinlichen, mit welchem die Phantasie umgeht, erlangen will, muß eben also, wie in der Vernunft-Lehre geschicht, vom Einfachen zum Vielfachern fortgehen. Er muß für das erste die Einbildungs-Kraft mit einem reichen Vorrath von sinnlichen Bildern versehen; was für Urbilder die erste Künstlerin die Natur, und ihre Nachahmerin die Kunst den Sinnen darstellen, dadurch das Gemüthe auf unendlich verschiedene Weise gerühret wird, muß die Phantasie beflissen seyn, von einem jeden ein Bildniß abzunehmen. Von diesen Bildnissen ist hier wahrzunehmen, daß sie von denjenigen, die der Verstand einnimmt,

nimmt, gantz verschieden sind, ob sie gleich von einerley Gegenstand genommen werden. Die Phantasie bekümmert sich um den innerlichen Grund und das wahre Wesen der Dinge gar nicht; sie überläßt dem Verstand die Möglichkeit der Dinge durch seine Bilder vorzustellen; sie selbst steht bey der äusserlichen Fläche stille, und siehet die Sachen nicht tiefer ein, als die cörperlichen Sinne gehen. Wie die Gestalt und Beschaffenheit der Sachen von denselben eingenommen, und dem Gemüthe vorgestellet wird, mahlet sie solche nach ihrer Grösse, Figur, Farbe, Bewegung, Lage, und so fort, in so geschickten und lebhaften Bildern, daß man schier gläubete, die Dinge, von denen uns so natürlich-geschilderte Bilder vorgeleget werden, wären würcklich vorhanden. Also führen die Bilder der Phantasie diesen Nahmen nicht uneigentlich, weil sie sich derselben unter einem cörperlichen Bild vorstellen; hingegen geschicht es aus Armuth der Sprache, wenn man denselben Nahmen auch denen Begriffen beyleget, die sich nur gedencken lassen, und von denen kein cörperliches Bildniß zu haben ist. Mithin wäre sehr gut, wenn wir für jede Art derselben ein eigenes Wort haben könnten, massen sie in ihrem Wesen von einander unterschieden sind. Ubrigens haben die Phantasie-Bilder an ihrem Ort einen so weitläufti-

gen Umfang, als die Bilder des reinen Verstandes auf ihrer Seite. Wie diese die Quelle aller Erkänntniß und Wahrheit sind, so sind die Bildnisse der Phantasie die ersten Elemente der Poesie und Wohlredenheit, als in welchen das Wahrscheinliche die Stelle der Wahrheit einnimmt. Meine critische Abhandlung von der poetischen Schilderey ist meistens über solchen Phantasie-Bildern bemühet gewesen, denn die Beschreibungen sind nichts anders, als mit geschickten Ausdrücken vorgestellete Phantasie-Bilder; und wiewohl in den Beschreibungen viele verschiedene Stücke vorkommen, so sind sie doch zu den ersten und einfachen Bildern der Phantasie zu zehlen, weil ein jedes davon von uns in seiner ersten und einfachen Natur betrachtet wird.

Wenn nun die Phantasie mit dergleichen Bildern wohl versehen ist, und der Scribent es in Ausdrückung derselben mittelst fleißiger Ubung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat, so muß seine nächstfolgende Bemühung darauf gerichtet seyn, daß er diese Sinnen-Bilder, als welche unter sich an Art überaus verschieden sind, gegen einander halte, vergleiche, und was übereinstimmendes zwischen einem und dem andern sich befindet, genau heraus lese. Wenn die zusammenstimmenden mit einander verbunden werden, so entstehen in der

Logik

Logik der Phantaſie die Gleichniß-Bilder, wie in der Vernunft-Lehre aus der Verknüpfung der Begriffe, die ſich gedencken laſſen, die Sätze hervorwachſen.

Wollte man dieſe Gedancken weiter treiben, ſo könnte man die Antitheſes oder Gegen-Sätze der Wohlredenheit mit den verneinenden Sätzen der Vernunft-Lehre in Parallele ſtellen, gleich wie die Gleichniſſe den Platz der bekräfftigenden Sätze einnehmen. Allein dieſes iſt genug, mein gegenwärtiges Vorhaben einzuführen, das ſich nicht weiter erſtrecket, als auf eine ſorgfältige Unterſuchung der Gleichniſſe, wo ich bedacht ſeyn werde, die Natur und den Gebrauch derſelben aus ihren erſten Gründen herzuleiten.

Die Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften der Dinge, ſamt ihrem beſondern Verhältniß gegen einander, werden vermittelſt eines Vermögens des Verſtandes wahrgenommen. Daſſelbe wird der Witz oder Geiſt, Lateiniſch Ingenium, und Franzöſiſch Eſprit genannt. Demnach ſind die Gleichniß-Bilder die erſte Würckung des Witzes oder Geiſtes. Jedoch entſtehet dieſe Würckung nicht von dem Verſtande gantz alleine; die Phantaſie vereinigt ſich mit ihm in der Hervorbringung deſſelben. Sie ſtellet dem Verſtande gerade zu und ohne Mittel eine Menge Bildniſſe und Gemählde vor; er ſchauet ſie mit einer ſorgfältigen Aufmercksamkeit an,

und erwehlet unter einem gantzen Haufen diejenigen, welche mit der Sache, wozu er ein ähnliches Bild vonnöthen hat, am nächsten übereintreffen. Es däucht öfters dem Verstande, er durchlaufe mit den Gedancken die Welt von einem Ende zum andern, wiewohl er nicht von Hause kömmt, sondern sich nur in dem Bilder-Saale umsiehet, welchen die Phantasie zu seinem Gebrauche eröfnet hat.

Diese Gleichniß-Bilder haben alle Wahrscheinlichkeit, so man verlangen kan, sie sind viel aufrichtiger als alle andere symbolische Figuren, massen sie den Grund, worauf die Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Dinge beruhet, sorgfältig anzeigen. Nichtsdestoweniger giebt es gewisse strenge und einigermassen trockene Köpfe, welche an dergleichen ähnlichen Bildern keinen Geschmack finden, sondern davor halten, die Gleichnisse seyen niemahls bequem einen Gedancken zu erleuchten, oder in einen hellern Tag zu setzen, weil sie allezeit sehr unvollkommen seyn, zumahl in der gantzen Natur nicht zwey einander vollkommen ähnliche Dinge anzutreffen seyn, und auch in den ähnlichsten sich nicht wenige Stücke von einander unterscheiden lassen. Und hieraus schliessen sie auch, daß man weit besser thue, wenn man sich befleißiget, die Sache, wovon man redet, wohl abzuschildern, als seine Zuflucht zu unvollkommenen Gleichnissen zu nehmen, welche

welche die Sachen nur verstellen und vermischen. Alleine wenn man diese Meinung genau und mit Bedacht untersuchet, so zeigt sich eines Theils, daß sie auf schwachen Gründen beruhet, und andern Theils, daß die philosophischen Köpfe, welchen sie gefällt, hierinnfalls, wie in andern Stücken, mehr auf die Vollkommenheit, als auf die Möglichkeit und die Kraft der menschlichen Wohlredenheit gesehen haben. Denn ob es gleich Grund hat, daß in der Natur nicht zwey Dinge anzutreffen sind, die einander vollkommen ähnlich seyn, und welche nicht in etlichen absonderlichen Stücken etwas unterschiedenes und eigenes haben, so hindert dieses doch nicht, daß zwischen zweyen Dingen nicht in einem, zweyen, oder mehr besondern Stücken und Umständen eine vollkommene Aehnlichkeit herrschen sollte; in so weit, daß der Begriff von einem dienen könne, den Begriff des andern deutlich und mit Nachdruck abzubilden; inmassen eben nicht erfordert wird, daß die Dinge, die in Vergleich kommen, in allen oder den meisten besondern Stücken mit einander übereinstimmen. Daneben gehöret auch mehr Witz dazu, einige Aehnlichkeit zwischen gantz verschiedenen und dem Schein nach überall ungleichen Dingen zu entdecken, welches auch der Phantasie mehr Vergnügen bringet. Alleine gesetzt, daß das Aehnliche in den Vergleichungen

gen nicht allezeit so genau, vollkommen und eintreffend wäre, gesetzt, daß ein philosophischer Geist zuweilen einige Ungleichheit wenigst in den Graden der ähnlichen Würckung oder Leidenschaft wahrnehmen könnte, so sind dennoch die Gleichnisse darum nicht zu verwerffen, weil eine ziemliche Verwandtschaft ohne dergleichen genaue Übereinstimmung schon zulänglich seyn kan, unsere undeutlichen und ungewissen Begriffe klar zu machen, wie denn die Wohlredenheit und Poesie daran nicht genug haben, daß sie die Dinge bloß in ihrem eigentlichen und natürlichen Masse vorstellen, sondern aus Furcht, daß sie sich nicht deutlich und kräfftig genug ausdrücken, und daß sie also in die prosaische Mattigkeit verfallen, allezeit beflissen sind, dem wahren Masse des Begriffes einen Zusatz von Licht und Nachdruck zuzulegen; sie überlassen die wahren Begriffe in ihrer nackenden Gestalt den Weltweisen, und lassen sich an den wahrscheinlichen begnügen. Derowegen haben auch wohlerlesene und wahrscheinliche Gleichnisse in allen Gattungen oratorischer und poetischer Schriften Platz, und bringen der Rede allemahl viel Licht, Glantz und Zierde. Was endlich den vermeinten Vorzug lebhafter Beschreibungen und Schildereyen anbelanget, so will ich zwar denselben nicht streitig machen, nur will ich dieses dabey erinnern, daß eine Menge Begriffe sich unmöglich anderst als

durch

durch ähnliche Bilder und Gleichniſſe erklären und ausdrücken läßt, und dieſes macht ſie in einer Schilderey der Dinge, die vollkommen ſeyn ſoll, lediglich nothwendig.

In dem Verfolge, wo ich die unterſchiedenen Abſichten, in welchen die Gleichniſſe mit Nutzen und Vortheil können angebracht werden, unterſuche, wird dieſes aus ſo viel abſonderlichen Exempeln erhellen, daß niemand daran wird zweifeln können. Denn ich werde befliſſen ſeyn, dieſe Materie mit auserleſenen Beyſpielen auf das ſorgfältigſte zu erklären, und meinem Wercke dadurch die beſondere Nutzbarkeit zuwege zu bringen, welche man in dergleichen Arbeit ohne eine gründliche und ausführliche Abhandlung nicht erwarten muß.

Gleich die erſte Abſicht der Gleichniſſe, von der ich in dieſem erſten Abſchnitte zu handeln habe, beſtehet darinnen, daß ſie einen Gedancken in ein volles Licht ſetzen, damit der Leſer von demjenigen was man vorſtellig machet, einen deutlichern und lebhaftern Eindruck bekomme, ſo fern iſt es, daß ein Redner oder Poet derſelben entbähren könne. Es giebt eine Menge Dinge, von welchen niemand andere als dunckele Begriffe haben kan, und welche ſich nicht beſchreiben laſſen, weil keine Merckmahle in denſelben vorhanden ſind, die man von einander unterſcheiden könne. Da iſt kein anderer Weg, dieſe dun-

dunckele Begriffe andern beyzubringen, als daß man ihnen die Sachen selbst in ihrer Natur, oder wenigst in einem ähnlichen Bilde, vor Augen leget. Von dieser Beschaffenheit sind z. E. alle Begriffe, welche mittelst der äusserlichen Sinne erlanget werden, als: die Begriffe von den Farben, von der Bewegung, von den verschiedenen Arten des Thons, des Geruches, des Geschmackes, des Gefühles. Was erstlich die Farben anbelanget, so sind die Begriffe davon gantz undeutlich, es läßt sich mit Worten nicht erklären, worinnen die rothe Farbe von der weissen, der gelben, der schwartzen oder einer andern unterschieden sey. Will ich einem andern einen vernehmlichen Begriff davon beybringen, so muß ich entweder ihm die Sache selbst vor Augen legen, oder ihm eben dieselbe Farbe in einem ähnlichen und ihm nicht unbekannten Bilde sehen lassen; wie es denn nicht wohl möglich ist, einem Blindgebohrnen einen Begriff von den Farben beyzubringen, daher man von einem der ohne deutliche Begriffe von einer Sache urtheilet, im Sprichwort sagt: Er rede eben so gründlich davon, als der Blinde von den Farben. Will man den bunt-gefärbten Schmuck der Blumen deutlich und lebhaft beschreiben, so kans nicht anderst geschehen, als unter dem Bilde eines Natur-Gesichtes, das nicht alleine überall bekannt, sondern auch reich an

Farben

Farben iſt. Alſo finden wir in unſern Poeten die Tulpe beſchrieben:

Für meinen Kulmen geht das ſchönſte Geld zurücke,
Kein Purpur iſt ſo hoch, den ich nicht unterdrücke:
So oft geandert und geſtrömet iſt kein Teich,
Das heitre Himmel-Blau und friſche Winter-Grün
Muß in der Blatter Tracht durch ſüſſe Wechſe ziehn.

Die Viol:

Sie ließ im Grünen ſehn ihr Wolcken-blaues Kleid.

Die Blumen des edlen Enzianes:

Der Blumen helles Gold in Stralen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand.
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen
Stralt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.

Die Aepfel:

Der Aepfel reifes Gold durchſtrieмt mit Purpur-Zügen.

Die zween berühmteſten Poeten Deutſchlandes, Herr Brockes und Herr König, von welchen jener in Beſchreibung und Abſchilderung der Wercke der Natur, und dieſer in lebhafter Abbildung der Pracht und des Pompes eines königlichen Hofes, vortrefflich iſt, können uns von dieſer Art Gleichniſſe mehr Exempel lehnen, als wir nöthig haben. Sie haben ſich zu öftern mahlen genöthigt geſehen, ihre Zuflucht zu ähnlichen Bildern zu nehmen, damit ſie ihre Beſchreibungen vernehmlich, deutlich und lebhaft macheten. Laſſet uns des erſtern

Irdi-

Irdisches Vergnügen in GOtt aufschlagen; da fällt uns gleich beym Eröffnen die Beschreibung der Erd-Beer in die Augen, wo es auf der siebenden Zeile heißt:

Der niedern Erd-Beer weisse Blüthe,
Die wie ein Schnee auf dichten Blättern lag.

Dergleichen ähnliche Optische Phänomena machen die Begriffe eben so deutlich, als wann sie uns mit den lebhaftesten Farben vor Augen gemahlet würden. Und wann dieser Poet ein wenig weiterhin die angenehme Farbe der Erd-Beer beschreiben will, so sagt er:

Der reiffen Erd-Beer holdes Roth
Vergleichet sich dem Schmuck, womit die Wangen
Der Rosen-reichen Jugend prangen.

Ich setze den Fall, daß ihr niemahls keine Erd-Beere gesehen habet, dennoch wird dieses Gleichniß-Bild von einem so angenehmen und bekannten Phänomenon vor sich alleine genugsam seyn, euch von ihrer Farbe einen so lebhaften Begriff zu erwecken, als kein Mahler vermögen wird, mittelst seines Pinsels hervorzubringen. So heißt es an einem andern Ort:

. . . . . Der Aepfel holde Blüth
Die recht wie Blut und Milch in weisser Rothe glüht,
Von Schimmer, Glantz und Schönheit reich,
Sieht Rosen-Knospen gleich.

Des-

Desgleichen lesen wir bey ihm:

Es schimmern hier in dunckeln Gründen
Wenn sie der Sonnen Licht bestrahlt,
Der schlancken Bircken weisse Rinden,
Als wären sie mit Silber übermahlt.

Wer mehrere Exempel von dieser Art verlanget, der kan sie fast auf allen Blättern des belobten Buches finden. Die wenigen, so ich angeführt, habe ich ohne langes suchen so hergesetzet, wie sie mir beym ersten Auffschlagen ins Gesicht gefallen sind.

Der andere von diesen berühmten Poeten Deutschlandes, der Chur-Sächsische Hof- und Ceremonien-Rath, Joh. Ulrich König, hat in dem ersten Gesang seines Helden-Gedichtes, August im Lager, wo er den Ordnungs-Zug der Pferde bey der Einhohlung des Königs von Preussen vielmehr mit lebendigen Farben abschildert, als erzehlet, zu diesem Ende sehr geschickte Vergleichungen eingestreuet. Am fünfzigsten Blat stehen folgende:

Sechs Schecken folgen jetzt mit Braun so schön geflecket,
Als wann sich hier und dar die See mit Inseln decket.
Hier sieht man sechse Licht- und sechse Kasken-braun,
Die unter sich so gleich als Zwilling' anzuschaun.
Hirsch-fahle kommen jetzt, und nun sechs grosse Rappen,
Der Boden selbst erbebt durch ihr hochmüthigs Trappen.
Die nunmehr folgende sind schlanck und goldgelb hell;
Glaß-angigt andere, von Farben Isabell;
Sechs Mause-Falben dort, u. hier sechs Aepfel-Schimmel.

Hier hat man sich erstlich zu erinnern, daß die vermischten Farben keine eigenen Nahmen haben. Sie müssen dieselben jedesmahl von einem Dinge, das einerley Farbe mit ihnen hat, entlehnen. Also nennt hier der Poet die Pferde Kästen-braun, Hirsch-fahl, Mause-falb, Rappen, ꝛc. Wenn euch nun die Farbe der Kästen, der Hirsche, der Mäuse, der Rappen, bekannt ist, so könnet ihr euch in der Einbildung die Farben der verschiedenen Pferde gantz deutlich vorstellen. Eben so deutlich und lebhaft ist die Beschreibung der sechs mit Braun gefleckten Schecken, in den zwo ersten Zeilen; Das Optische Phänomenon von der Durchsicht auf eine Spiegel-helle See, die hier und dar mit Inseln besäet ist, welche in der Entfernung nicht anderst als braune Flecken anzusehen sind, ist recht geschickt gewehlet, den Absatz der braunen Flecken auf dem weissen Grunde, und das Maß die Grösse nebst der wenigen Anzahl dieser kleinen Flecken überaus deutlich und lebhaft in die Einbilduug der Leser zu mahlen. Homerus hat den Ulysses in dem fünften B. der Odyssea in einen Gesichts-Punct gesetzet, da ihm die Insel Pheacien in einer gleichmässigen Optischen Lage vor das Gesicht gekommen. Er sagt, Ulysses habe jetzo siebenzehen Tage auf dem Meer geschiffet, als ihm den achtzehnten

zehnten die ſchattigten Berge der Inſel Pheacien erſchienen, dieſe Inſel habe mitten in der düſtern und nebligten See einem Schilde gleich geſchienen. Gleich geſchickt und glücklich iſt die Wahl des ähnlichen Bildes, womit der Herr König ein getygert buntes Pferd, das auf einem weiſſen Grunde mit kleinen ſchwartzen Tüpfgen gleichſam beſprenget iſt, auf das lebhafteſte ausbildet:

Von Farben mancher Art war es getygert bunt,
Doch meiſtens ſchwartz-gefleckt auf einem weiſſen Grund,
Wie unſer Frauen-Volck, das ſich zu ſchmücken pfleget,
Mit ſchwartzen Pflaſtergen die weiſſe Haut beleget.

Die Schminck-Pflaſtergen laſſen euch die Farbe und Kleinigkeit der Flecken deutlich begreiffen; die Worte in der dritten Zeile, das ſich zu ſchmücken pflegt, ſind keineswegs müſſig oder überflüſſig, ſie laſſen euch das Ergetzen, womit die würckliche Anſicht und Betrachtung dieſes Pferdes ſeinen Zuſeher rührete, gleichſam mit-empfinden; denn ſie geben euch zu verſtehen, daß der Schmuck, womit die Natur dieſes Pferd auf eine ſo beſondere Weiſe ausgerüſtet hat, voller Annehmlichkeit ſey.

Gleichermaſſen iſt die verſchiedene Art der Bewegungen der Cörper ein Gegenſtand des Geſichtes, welcher ohne die Beyhülffe der Gleichniſſe nicht deutlich und leb-

haft genug kan ausgedrücket werden. Der Hr. Hofrath ſagt in demſelben Gedichte von einem Pferde*:

Ein anders ſieht man dort tacktmäſſig herſpatzieren,
Es ſenckt ſich nach der Kunſt, es hüpft auf allen Vieren,
Und wechſelt, hebt und ſetzt die Schenckel auf dem Land.

So weit gehet die Beſchreibung, die mit bloſſen Worten nicht deutlicher kan ausgedrücket werden. Aber der Poet hat daran nicht genug, ſondern füget alsbald ein ähnliches Bild hinzu, womit er ein Licht auf die Beſchreibung ſtreuet, und was er zuerſt nur erzehlet hatte, jetzo gleichſam vor Augen mahlet:

Als wie ein Paucker führt die Schlegel in der Hand.

Ihr leſet es nicht, ihr ſehet die Sache ſelbſt, und ihr würdet ſie in der Natur nicht beſſer ſehen, als ihr ſie in dem Bilde ſehet. Quintilianus ſagt daher ſehr wohl**: Magna Virtus eſt, res, de quibus loquimur, clare atque ut cerni videantur, enuntiare. Non ſatis efficit, neque ut debet, plene dominatur Oratio, ſi usque ad aures volet, atque ea ſibi, judex, de quibus cognoſcit, narrari credit, non exprimi & oculis mentis oſtendi.

Home-

* Bl. 38. ** Im achten Buch und dritten Cap.

Homerus hat die Kunſt mit ähnlichen und wohl auserleſenen Gleichniß-Bildern lebhaft zu ſchildern, vortrefflich innen gehabt, und die Exempel, die ich aus den Schriften dieſes groſſen Poeten anführen werde, werden zur Genüge zeigen, daß der ſonſt ſcharfſinnige Franzöſiſche Kunſt-Richter und Poet La Motte in der critiſchen Vorrede zu ſeiner neuen Ilias ſich betrogen habe, wenn er behauptet: „Man wird im Homerus ſchwerlich ſolche Gleichniſſe antref„ fen, welche einen lebhaftern und deutli„ chern Begriff und Eindruck machen, als „ die bloſſe Beſchreibung und Erzehlung „ thut.„ Wenn der griechiſche Poet im neunten B. der Odyſſea die Weiſe beſchreibet, wie Ulyſſes und ſeine Soldaten dem Cyclopen das Auge ausgeſtochen haben, bedienet er ſich folgenden Gleichniſſes: „Wie wann ein Zimmermann eine Plancke „ zu einem Schiffe zu durchbohren, den „ Bohrer auf das Holtz anſetzet, und ſei„ ne Leute denſelben unten an einem Rie„ men in die Ründe herumdrehen, daß er „ ohne Weichen in einem fort umläuffet.„ Dieſes Gleichniß war nothwendig, die kühne Handlung des Ulyſſes deutlich und empfindlich vor Augen zu ſtellen; und es dienete zu dieſem Ende vortrefflich. Der Poet hatte nicht genug daran, daß er uns v. 382. bloß erzehlete, was Ulyſſes gethan; „Die-

„ ſelben nahmen die zugeſpitzte Stange von „ Oliven-Holtz, und trieben ſie in das Auge „ hinein, ich ſtuhnd oben, und befahl ihnen „ die Stange weidlich herumzudrehen.„ Homerus ſah wohl, daß dieſe Worte einen ſehr dunckeln, ſchwachen und ungewiſſen Eindruck in das Gemüthe des Leſers machen würden, darum hat er ferner dieſe Handlung durch eine lebhafte Nachahmung mittelſt eines ähnlichen und bekannten Bildes, wovon jedermann einen deutlichen Begriff hat, nach dem Leben vor Augen gebildet. Ich bin verſichert, wenn der Poet gleich in einer ausführlichen Beſchreibung dieſer Handlung die gantze Kraft ſeiner Wohlredenheit angewendet hätte, ſo würde er dennoch in dem Gemüthe des Leſers bey weitem nicht die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, ſo von dieſem Gleichniſſe herrühret, zuwegen gebracht haben.

Eben ſo geſchickt bildet dieſer Poet im zwey und zwantzigſten Buche der Odyſſea * die erſchlagenen Freyer der Gemahlin Ulyſſes vor Augen: „ Er ſah ſie ſämptlich im Blut „ und im Staube auf dem Boden geſtrecket „ ligen, und nach Athem ſchnappen, wie die „ Fiſche, welche die Fiſcher mit dem Netze „ aus dem weißbeſchäumten Meere an das „ hole Ufer heraus gezogen haben; dieſelben „ ſehnen ſich vergeblich nach den Wellen des „ Meeres, indem ſie auf dem Sande zer-

„ ſtreuet

* Vers 384.

„ ſtreuet liegen, und die brennende Sonne „ ſie erſtecket.„ Das Bild von einer Menge Fiſche, die an dem ſandigten Geſtade liegen, und durch die geſchwinde Oeffnung und Schlieſſung der Tranchearum Luft ſchöpfen, ſtellt euch die Geſtalt der erlegten Freyer lebhaft vor Augen, dieſelben lagen im Blut und Staube, halb entſeelt, und zeigten durch einige Bewegung der Lippen an, daß ſie noch ſchwerlich athmeten, und gleich den Geiſt ausblaſen würden. Und die Worte: „Dieſelben ſehnen ſich nach den Wellen des „ Meeres;„ geben euch zu erkennen, daß der unvermuthete Angriff des Ulyſſes, der ſo grimmig unter ſie gefallen war, ihnen ſo viel ſchmertzlicher und empfindlicher ankam, weil ſie eine lange Zeit daher ſich in Wollüſten gleichſam gebadet, und in einem üppigen Leben als ihrem rechten Elemente erſt kürtzlich noch ruhig und ſorgloß herumgeſchwummen waren. Und es iſt dieſes Gleichniß noch in einer andern Abſicht überaus geſchickt erwehlt worden, indem es euch daneben auch den Gemüths-Affect, in welchen Ulyſſes durch dieſen Anblick geſetzet worden, deutlich offenbahret. Gleichwie ſich nehmlich ein Fiſcher über einen reichen Fang erfreuet, alſo brachte auch dieſe Anſicht dem Ulyſſes Luſt und Vergnügen; denn er ſah den Frefel geſtraft, ſich ſelbſt wegen der empfangenen Unbill an ihnen gerochen, und ſeinen Wunſch erfüllet. Ins-

beſondere können wir an dieſem Ort anmercken, daß der Poet dem Mahler eben in dieſem Stücke weit überlegen iſt, weil der erſte, mittelſt ſeiner Kunſt, ſeinen poetiſchen Gemählden Bewegung und Leben zulegen, ja gar die verborgenſten Gedancken des Herzens ſichtbar und empfindlich vorſtellen kan; denn der Mahler iſt nicht im Stande, mittelſt Zeichnung, Farbe und Pinſel, dergleichen zu thun.

Wenn wir jetzt ferner die verſchiedenen Thöne betrachten, ſo kan die Beſchreibung derſelben unmöglich anderſt, als durch die Hülffe der Gleichniſſe geſchehen, weil wir ſelbſt davon nur undeutliche Begriffe haben. Daher haben auch die reichſten Sprachen nur wenig Wörter, womit ſie einige allgemeine Eigenſchaften des Thones bezeichnen können. Und ſelbſt dieſe ſind nur figürlich, und von den Eigenſchaften anderer ſinnlichen Gegenſtände entlehnet; daher auch ziemlich dunckel und ungewiß. Man ſagt zum Exempel: Ein ſanfter, klarer, grober, heller, ſcharffer, reiner Thon; und ſo fort. Alſo ſind die Sprachen viel zu arm und mangelhaft, die unzehlig verſchiedenen Veränderungen des Thones durch abſonderliche Wörter auszudrücken. Man ſehe die verſchiedenen Stücke nach, in welchen der Herr Rathsherr Brockes ſich unterwunden hat, das Melodie-reiche Geſang der Nachtigall zu beſchreiben. Er hat dieſes

in

in der That mit dem äuſſerſten Beſtreben des Geiſtes bewerckſtelliget, und gewiß ſo künſtlich, als die menſchliche Wohlredenheit zu thun fähig iſt. Nichtsdeſtoweniger muß man geſtehen, daß die Begriffe, welche dieſe Beſchreibungen in dem Gemüthe erwecken, noch gantz finſter und voller Verwirrung ſeyn; zugleich aber kan man auch nicht leugnen, daß diejenigen Merckmahle, welche darinnen durch ähnliche Bilder ausgedrücket werden, unter allen die deutlichſten und vernehmlichſten ſind. Man beliebe folgende Stellen in ſeinem Irdiſchen Vergnügen in GOtt zu betrachten. Im erſten Theile Bl. 58.

Die kleine Gurgel lockt und ziſcht und pfeift zugleich,
Daß ſie, wie Quellen rauſcht, wie tauſend Glocken klinget.
Sie zwitſchert, ſtimt und ſchlägt mit ſolcher Anmuth an,
Mit ſolchem nach der Kunſt gekräuſeltem Geſchwirre,
Daß man darob erſtaunt und nicht begreiffen kan,
Ob ſie nicht ſeufzend lach', ob ſie nicht lachend girre.

Und bald hernach:

Sie dreht und dehnt den Thon, zerreißt, und fügt ihn wieder,
Singt ſanft, ſingt ungeſtüm, bald klar, bald grob, bald hell.
Kein Pfeil verfliegt ſo raſch, kein Blitz verſtreicht ſo ſchnell,
Die Winde können nicht ſo ſtreng in Stürmen wehen,
Als ihre ſchmeichelnde, verwunderliche Lieder,
Mit wirbelndem Geräuſch, ſich ändern, ſich verdrehen, ꝛc.

Und in dem folgenden Gedicht gleichen Inhalts, Bl. 60.

Bald iſts, als ob ſie jemand riefe;
Bald kräuſelt ſie den reinen Schall;
Bald ſenckt ſie ihn in holer Tiefe,
Durch einen angenehmen Fall.
Es läßt, als wären im Geäder
Von ihrem eingeſchrenckten Schlund,
Vom Wirbel-Wind getriebne Räder.
So ſcharf, ſo reinlich, und ſo rund
Formiert ihr enger Halß die Thöne. ꝛc.
Bald zieht, bald dreht, bald ſchärft ſie ſie.
Kein Fechter ſchwingt ſo raſch den Degen;
Die Wellen wallen nicht ſo kraus;
Kein Pfeil kan ſich ſo ſchnell bewegen,
Als ſie die Noten bringt heraus.

Es iſt nichts gewohnters, als daß man auch in der gemeinen Rede von der Stimme eines Menſchen ſagt, ſie thöne wie eine kleine Glocke. Bey den Engliſchen Poeten iſt der Ausdruck von dem Silber-Thone der Trompete ſehr gebräuchlich. Auf gleiche Weiſe hat Hr. König geſagt: Der Bleche Silber-Klang. Die Poeten ſind gewohnt den Schall der Stücke unter dem Bilde des Donner-Knalles vorzuſtellen:

Der Stücke Donner-Schlag. - - - - -
Flemming.
- - - - - So bald nur von dem Wall
Uns deinen Einzug meldt der Stücke Donner-Knall.
König.

Und Opitz hat kein geſchickteres Bild erfinden können, das Krachen des Berges Veſuvius vorzuſtellen.

Bald

- - - - - Bald kömmt ein ſolches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der ſchnöden Menſchen ſchlägt. - - - - -

Dieſes Bildniß iſt um ſo viel künſtlicher, weil es zugleich auf die moraliſche Urſache des entbrandten Berges deutet, in ſo fern dieſes verwüſtende Feuer als ein Gericht GOttes angeſehen wird.

Wenn Virgil im andern Buch der Eneis * das gräßliche Geſchrey des Laocoons ausdrücken will, ſo fängt er zwar alſo an:

Clamores ſimul horrendos ad ſydera tollit.

Alleine weil dieſer Vers nur einen ungewiſſen und dunckeln Begriff geben würde, ſo ſetzet er das Gleichniß hinzu:

Quales mugitus fugit cum ſaucius aram
Taurus & incertam excuſſit cervice ſecurim.

Dieſes Gleichniß iſt deſto glücklicher, weil es nicht nur den Begriff von dem ängſtlichen Geſchrey des Laocoon ausheitert, ſondern auch die Gröſſe der Gefahr, worinnen er ſchwebet, vorſtellig machet.

Homer iſt an dieſer Gatung Gleichniſſe auch nicht arm. Im ein undzwantzigſten B. der Odyſſea ** heißt es: „Das Schloß von der

* Vers 222. ** Vers 48.

„ der Pforte sprang auf, mit einem Ge-
„ brülle, wie ein Stier erhebet, der auf
„ einer Auen weidet.„ Und in demselben Buche * : „ Ulysses besichtigte den Bogen,
„ wie ein kunstreicher Lautenschläger die Sayten auf einem neuen Brette ohne Mühe
„ aufziehet, und die wohlgemachten Nägel
„ an dem Register fertig umtreibet, also
„ spannete Ulysses den grossen Bogen sehr
„ behende.„ Und gleich darnach: „ Er zog
„ die Sehne mit der rechten Hand an die
„ Brust, sie schwirrete ihm unter der Hand,
„ wie die Stimme der Schwalbe.„ Und im neunten B. ** wo er schon angeführter massen beschreibet, wie Ulysses und seine Gefehrten dem Cyclopen mit einer glühenden Stange von einem Oliv-Baume das Auge durchbohret haben, füget er hinzu:
„ Wie eine grosse Schaufel oder Säge
„ zischet und brauset, wann der Schmied sie
„ in kaltes Wasser tauchet, dieselbe zu
„ stählen, denn darinne bestehet das Leben
„ von dem Eisen, also zischete und brausete
„ das Auge des Cyclopen, als es von der
„ Oliv-Stange berühret ward.„ Diese Gleichnisse zeigen, was für ein geschickter Mahler Homerus gewesen sey, und wie er seine grosse Wissenschaft so vortrefflich anzuwenden gewußt habe. Zu diesen Exempeln

* Vers 406. ** Vers 384.

peln will ich noch eines aus dem Gedicht auf das Lager bey Radewitz hinzufügen. Der Herr Hof-Rath König hat ſich deſſen bedienet, den kleinen Umſtand ſehr lebhaft auszudrücken, wenn einem wiehernden Hengſte die andern Pferde gleichſam antworten. *

Denn wie ein kecker Hahn, der nun, nach Mitternacht,
Die gantze Nachbarſchaft durch Ruffen munter macht,
Bey andern ſeiner Art auch gleichen Thon erreget,
Wenn jeder Hauß-Hahn ihm friſch nachzukrähen pfleget;
So fieng der erſte Hengſt kaum noch zu wiehern an,
Als es die folgenden ihm auch gleich nachgethan.
Die ihre Muthigkeit durch ſolch Geſchrey bewährten,
Und als ein Widerhall des erſten Schall vermehrten.

Eine gleiche Bewandtniß hats mit den Gegenſtänden der übrigen Sinne. Man pflegt in der gemeinen Rede die Arten des Geſchmackes alſo zu unterſcheiden, daß man ſagt: Etwas ſchmecke wie Honig, wie Wermuth, wie Coloquinten, und ſo fort. Von den Dingen, welche man fühlet, ſagt man ebenfalls: Dieſes iſt ſo zart als Sammet, ſo rauch als ein Igel; die Atlas-weiche Hand, und dergleichen. In einer bekannten Stelle der Befferiſchen Schooß der Geliebten ſtehet:

Du fühleſt zwar nur Sammt und lauter weiche Seide;

Was insbeſondere die verſchiedenen Arten von Geruch anbelanget, ſo wird uns die Beſchreibung derſelben überaus ſchwer gemachet, weil

* Bl. 50.

weil es uns an eigentlichen Worten, dieſelben zu bezeichnen, fehlt. Daß etwas wohl oder übel rieche, iſt alles was wir ſagen können. Wollen wir denn überhaupt einen angenehmen Geruch andeuten, ſo ſind wir genöthiget die Vergleichungen mit Balſam, Zibeth, und andern bekannten wohlriechenden Dingen zu Hülffe zu nehmen. Und wann wir uns deutlicher ausdrücken, und den vermiſchten Geruch eines Dinges abſonderlich anzeigen wollen, ſo fällt uns ſolches ſchier unmöglich, maſſen unſere Sprache uns nicht ein einiges Wort für einen Geruch, der aus etlichen Arten Geruches zuſammengemengt iſt, hervor geben kan. Der Hr. R. Brockes hat in ſeinem J. V. in G. Bl. 16. I. Th. einen Verſuch gethan, den Geruch der Viole zu beſchreiben:

. . . . . Mich deucht,
Beſchreibet man gleich den Geruch nicht leicht,
Wenn ich vor Luſt die Augen ſchlieſſe,
Und mit Aufmerckſamkeit des ſüſſen Dufts genieſſe,
Es ſey darinn der Duft und Kraft vereint zu finden,
Von Honig, Mandel-Milch, Moſt, Pfirſchkern, Zimetrinden,
Und daß mit holder Süſſigkeit
Ein wenig ſäurliches und bitt'res ſich verbinden
In ſolchem Grad, der Hertz und Hirn erfreut.

Ich nehme in dieſen Zeilen ein Beſtreben des Poeten wahr, das alles Lobes werth iſt; doch halte ich mich verbunden anzumercken, daß

daß dieſe Ausdrücke an ſich ſelbſt müſſig ſind, und mir nichts weiter zeigen, als daß es unmöglich war, den Begriff, den der Autor in Gedancken hatte, deutlich vorzutragen.

Es giebt im übrigen eine Gattung duncketer Begriffe, die ſich dadurch deutlich vorſtellen laſſen, wann man ihr Verhältniß gegen einer andern Sache, welche gleichſam der Maßſtab davon iſt, erzehlet. Solches ſind diejenigen Begriffe, welche eine nothwendige Abſicht oder Beziehung auf ein anderes Ding haben, und eine Vergleichung mit demſelben in ſich faſſen; nehmlich die Idæ relativæ oder Relationes. Hieher gehören alle die Sachen, bey welchen eine Gröſſe oder Vielheit, es ſey in der Ausdehnung oder Zahl, oder Bewegung, oder Gewicht, oder Zeit, ꝛc. wahrgenommen wird. Dieſelben haben keine weſentliche, ſondern nur eine zufällige Wahrheit, welche ſie durch den Vergleich mit andern Dingen erhalten. Ich habe oben aus dem ein und zwantzigſten Buche der Odyſſea eine Stelle angeführt, worinnen der Poet Ulyſſes Stärcke deutlich beſchreibet, wenn er gedencket, daß er den Bogen eben ſo hurtig und gemählich geſpannet habe, als ein Lautenſchläger die Sayte auf ſeinem Inſtrument aufziehet. Wann ich nun ſage, Ulyſſes war ſtarck von Armen, ſo hat dieſer Satz, der ihm die Eigenſchaft der Stärcke zuleget, keine andere als eine Verhältniß-Wahrheit,

in

in ſo fern man nehmlich ſeine Stärcke mit der Stärcke der Buhler vergleichet, welche vergeblich verſucht haben den Bogen des Ulyſſes zu ſpannen. Was denſelben unmöglich war, das war dem Ulyſſes ein leichter Schertz. Wann alſo Antinous im ein und neuntzigſten Verſe ſagt: „ Er glaube nicht, „ daß ſich leicht einer finden werde, der den „ Bogen werde ſpannen können; „ ſo redet er ſolches allein in Abſicht auf ſeine Neben-Buhler, da er ſich ſelbſt mittlerweile mit der ſtoltzen Hoffnung ſchmeichelt, daß er alleine im Stand ſey den Bogen zu ſpannen, das Hertz in der Bruſt trugs ihm zu, daß er die Sehne werde ſpannen können, ſagt der Poet, derowegen thut Antinous zu ſeinem Urtheil hinzu: „Denn es iſt kein Mann „ unter dieſen allen, wie Ulyſſes war. „

Mit dieſen Begriffen gehet es an, daß wir ſie durch Gleichniſſe, welche die Grade und Stafel ihres Maſſes eigentlich determiniren, deutlich vorſtellen können. Wenn ich z. E. nicht die Art, ſondern die Schnelligkeit der Bewegung beſchreiben will, ſo kan ſolches nicht anderſt, als durch eine Vergleichung mit andern Dingen, denen eine Bewegung zukömmt, geſchehen; wenn dieſe andere Bewegung das Maß zu derjenigen, die ich beſchreiben ſoll, abgiebt. Wenn ich ſage: Dieſes Schiff läuft ſehr ſchnelle; ſo giebt dieſes nur einen dunckeln Begriff von dem

dem Maſſe ſeiner Geſchwindigkeit. Aber durch ein Gleichniß kan er genau determinirt werden. Ein ſolches hat Opitz in dem Lob des Krieges-Gottes angebracht:

Wir ſteigen in das Schiff, in einen hohlen Balcken,
Der fleucht mit uns davon, wie wann wir ſehn den Falken
So flüchtig als der Wind aus eines Berges Kluft
Auf eine Daube zu ſich ſchwingen durch die Luft.

Und Virgil machet uns durch dieſes Mittel einen klaren Begriff von der Schnelligkeit eines Pferdes:

. . . . Quales equos Threiſſa fatigat
Harpalyce, volucremque fuga prævertitur Hebrum.
* * *

So wie Harpalyce, gerüſtet zu dem Streit,
Die Pferde müde jagt, und ſelbſt des Hebers Wogen
Mit rennen überholt.

Poſtel ſagt auf gleiche Weiſe im vierten B. des Wittekinds.

. . . . . Es konnte gleich dem Winde
Und gleich den Pfeilen gehn, es übertraf die Flucht
Der ſchnellen Taube, die des Habichts Klauen ſucht
Ihr Leben zu entziehn.

Und etwas weiterhin:

. . . . Sein Roß lief auf der Spuhr
Den ſchnellſten Hirſchen vor. . . . .

Und V. 509.

. . . . . Es biegete hier kaum
Der Pferde leichter Tritt das Graß auf dieſem Raum.

Es war die Flucht so schnell von den gehornten Füssen,
Daß kein Zuschauer recht die Farbe konnte wissen
Der Vogel-schnellen Pferd. Es schwebt bey Sonner-Zeit,
Wenn fruchtbar Regen-Staub das dürre Feld erfreut,
Die kluge Schwalbe nicht so schnell das Flach der Auen
Mit Schwitzern überhin, als hier mit Lust zu schauen
An diesem Rennen war.

Die ersten vier Zeilen hier beziehen sich auf das Auge und den Anblick. Aber das Gleichniß von der Schwalbe gehöret zu meinem gegenwärtigen Zweck, und ist von der Art derjenigen, die ein Maß in sich enthalten. Die folgenden in dem Gedichte auf das Lager bey Mühlberg sind von derselben Art:

Behender kan kein Falck, auch nicht so plötzlich steigen,
Wenn er dem Reyher eilt beißhungrig vorzubeugen,
Kein Windspiel jagt und streicht so hitzig auf der Spuhr,
So schnell spornt nicht die Furcht den Hasen durch die Fluhr,
Geschwinder fliehet nicht die scheue Turtel-Taube
Wenn ihr der Habicht folgt nebst der Begier zum Raube,
So eilig schießt auch nicht im Eyß-Meer auf den Grund
Ein Wallfisch den der Pfeil des Harpunirs verwundt.

Es ist gewiß, daß ein jedes von diesen Gleichnissen an sich selbst schön ist, und nur dadurch, daß sie so dicht auf einander gepflantzt sind, sich selbst im Wege stehen. Sonst sehet ihr wohl, daß in diesem Exempel nicht auf die Aehnlichkeit in der Art der Bewegung gesehen wird, denn wäre dieses,

dieſes, ſo könnte der ſchnelle Lauf eines Pferdes nicht mit dem Flug einer Taube, eines Falcken, oder einer Schwalbe, und eben ſo wenig mit dem Untertauchen eines Wallfiſches in Vergleich gezogen werden. Man ſieht da alleine auf die Schnelligkeit der Bewegung; und in dieſer Abſicht pflegt man auch wohl in der gemeinen Rede nach einem Optiſchen Betrug zu ſagen:

Der unbeſchlagne Huf ſcheint durch das Feld zu fliegen.

Oder wie Poſtel:

Ein Vogel-ſchnelles Pferd.

Wenn man die Art der Bewegung beſchreiben will, ſo muß man das Gleichniß-Bild ordentlich von einer gleichen Art der Bewegung entlehnen; da kan man den Lauf eines Pferdes nicht durch die Bewegung andeuten, welche ein Vogel machet, wenn er flieget, oder ein Fiſch, wenn er ſchwimmet, weil dieſes Bewegungen von einer andern Art ſind. Ich hab oben von der Art der Bewegung etliche Exempel angeführet, welchen ich um mehrerer Deutlichkeit willen noch folgendes aus Homers Odyſſea beyfügen will.

Im fünften B. V. 51. heißt es:

„ Mercurius warf ſich von der hohen Luft-
„ Bühne herunter, und ſchwebete jetzt auf
„ der Fluth, gleich einem See-Vogel,
„ welcher in einem groſſen Meer-Buſem

„ den Fiſchen nachſtellet, und ſeine breiten „ Flügel in dem ſalzigten Waſſer netzet. „ Auf eine ähnliche Weiſe ſtreiffet Mercu„ rius an die Wellen.„ Virgil hat dieſes Bild im vierten B. der Eneis mit einer geringen Veränderung nachgemacht:

Hic primum paribus nitens Cyllenius alis
Conſtitit: hinc toto præceps ſe corpore ad undas
Miſit; avi ſimilis, quæ circum littora, circum
Piſcoſos ſcopulos humilis volat æquora juxta.
Haud aliter terras inter cœlumque volabat,
Litus arenoſum Lybiæ ventoſque ſecabat
Materno veniens ab avo Cyllenia proles.

Sonſt habe bey den angeführten Exempeln von Gleichniſſen, womit nicht die Art, ſondern nur die Geſchwindigkeit der Bewegung abgemeſſen wird, noch eine Anmerkung zu machen, nemlich daß ſich das Verhältniß der Geſchwindigkeit gegen dem Maſſe des ähnlichen Bildes ungleich befinden darf. Das Maß der Geſchwindigkeit wird zum wenigſten voll gemacht, als wenn es oben heißt: Es konnte gleich dem Wind ꝛc. Behender kan kein Falck ꝛc. Geſchwinder fliehet nicht ꝛc. Aber mehrmahls wird daſſelbe noch überſtiegen, als: Prævertitur Hebrum; Es übertraf die Flucht; Es lief den Hirſchen vor; Die Schwalbe ſchwebet nicht ſo ſchnell; Kein Windſpiel jagt ſo hitzig. Nur hat man ſich wohl vorzuſehen, daß man mit dem

dem Maſſe die Wahrſcheinlichkeit nicht überſteige, damit die Sachen, indem man ſie vergröſſern will, nicht ungeheuer werden. Hier gilt was Quintilianus im achten B. und dritten Cap. wohl erinnert hat: Ante omnia ne ſperemus, ornatam orationem fore, quæ probabilis non erit; und ein wenig ferner: Quidquid eſt ultra Virtutem, quoties ingenium judicio caret, & ſpecie boni fallitur, omnium in Eloquentia Vitiorum peſſimum. Man wird ſo leicht nicht ein Exempel von einer gröſſern Geſchwindigkeit finden, als dasjenige iſt, das im fünfzehenten B. der Ilias * ſtehet: „Wie wann der „Verſtand eines Menſchen, der viele Länder geſehen hat, ſich in Gedancken dahin „zurücke begiebt, und in dem innerſten Gemüthe ſich entſinnet, ich bin da, ich bin „dorten geweſen, und habe dieſes und jenes geſehen; eben ſo ſchnell flog die majeſtätiſche Juno davon.„ Die gröſte Geſchwindigkeit, die man ſich nur einbilden kan, wird hier vorgeſtellet, jedoch mit aller Wahrſcheinlichkeit, weil da von einer Göttin geredet wird.

Ich finde noch ein denckwürdiges Exempel von dieſer Art Gleichniſſe in dem fünften B. der Odyſſea **: „Wie wann der Fiſch „Polypus von ſeiner Wohnung weggeriſſen „wird, ſich Stücke von dem Felſen, wo-

* Vers 80. ** Vers 432.

„ran er klebete, an den dichten Schuppen „anhangen; alſo blieb Ulyſſen die Haut „von den ſtarcken Händen an dem Felſen „ſitzen.„ Was vor ein geſchickteres Gleichniß konnte der Poet wohl ausſinnen, die groſſe Stärcke, womit ſein Held ſich nach dem Schiffbruch an dem Geſtade feſtgehalten hat, lebhaft auszudrücken, und das Maß derſelben recht eigentlich anzuſetzen.

Aus allem bißhergeſagten erhellet genug, daß die ſymboliſchen Gleichniß-Bilder in dieſer Abſicht nothwendig ſeyn, weil ohne ihre Hülffe die dunckeln Begriffe nicht können erkläret, noch die ungewiſſen angeſetzet werden. Mit dem ſind dieſe Gleichniſſe Würckungen von der unterſten Kraft des Witzes; ſie ſind mit den Gedancken gantz enge verbunden, und ſtellen ſich den Sinnen insgemein zugleich mit denſelben vor; denn da ſie ſolche Begriffe, die ſich nicht anderſt beſchreiben laſſen, oder zum wenigſten ungewiß und ungemeſſen ſind, durch ein Bild vorſtellen und deutlich bezeichnen müſſen, ſo muß man hier nothwendig die ähnlichſten und abgemeſſenſten Bilder erwehlen; Nun wird aber keine groſſe Scharfſinnigkeit erfordert, die Übereinſtimmung zwiſchen ähnlichen Dingen wahrzunehmen.

Der

Der zweyte Abschnitt.

Von den auszierenden Gleichnissen.

DJe Wohlredenheit bemühet sich überhaupt die Begriffe auszuschmücken. Nutzen der Gleichnisse einen schlechten Gedancken auszuzieren; ja eine ganze Schrifft angenehm zu machen. Wie König durch ein solches Gleichniß den Gedancken auszieret, daß eine gute Auferziehung vieles vermöge. Wie er das historische Gedicht von der neu-erbauten Ritter-Academie mittelst eines solchen angenehm verändert. Ein gleichmäßiges Gleichniß Gottscheds. Wie König in dem Gedicht, August im Lager, seine Beschreibung von des Monarchen Kleidung durch ein Gleichniß ausputzet. Desselben Geschicklichkeit, seine gleichförmige Erzehlung mittelst dieses Kunst-Griffes vor Eckel zu bewahren. Homers Gleichniß von Hectors Waffen-Rüstung. Mehr Homerische Gleichnisse zur Auszierung; von der Verbindung beyder Ajacen im Streit, und von der Menge brennender Fackeln und Holtz-Stösse zwischen den Bollwercken der Griechen und den Mauren der Stadt Troja. Wie Opitz dadurch die Anmuth des freyen Land-Lebens beschreibet. Wie Gottsched die Freygebigkeit in einem Gleichniß beschreibet, welche nichts von eigennützigen Absichten weiß. Mangel in der Ausführung seines Gleichniß-Bildes. Wie Opitz die Gütigkeit eines Fürsten in einem angenehmen Gleichniß vorstellet. Wie König den weissen Stern schwartzer Pferde beschreibet. Gleichmäßiges Bild Homers. Wie Brockes sich in seinen historischen Gedichten von dem irdischen Vergnügen in GOtt desselben Kunst-Griffes ebenfalls bedienet. Wie dieser in solcher Absicht die Flut und Ebbe vergleichet. Das Hervorstechen des Grases im Frühling. Diese Art Gleichnisse hat ihren Platz vor-

vornehmlich in Lehrgedichten, da geistliche Dinge unter cörperlichen Bildern vorgestellet werden. Wie Pope durch ein solches den Abbruch beschreibet, den das Gedächtniß dem Verstand thut. Wie er das üble Betrugen des Witzes mit der Urtheilungs-Kraft durch ein solches ausbildet. Wie er die Nothwendigkeit, die Phantasie durch den Verstand zu leiten, ausdrücket. Wie er den Wachsthum des Poetischen Ruhmes vergleichet; Wie den Hochmuth witzloser Köpffe; die Einschränckung des menschlichen Witzes; das eitele Bestreben des Neides, der sich an dem Witz reibet. Anpreisung der Mittel-Straffe zwischen Kargheit und Verschwendung in Anbringung dieses Zierrathes.

ARistoteles hat den Poeten eine Regel vorgeschrieben, welche ich in gegenwärtiger Abhandlung zum Grund legen will, wiewohl er sie in einer andern Absicht angebracht hat. „ Sie müssens, sagt er, den kunstreichen „ Mahlern nachthun, welche zwar ein jedes „ Ding in seiner wahren Gestalt vorstellen, „ und sich allerdings befleissen, dieselbe recht „ genau zu treffen, und nichtsdestoweniger „ die Sachen allezeit schöner schildern. „ Die Wahrheit ist zwar unleugbar die vornehmste Eigenschaft, und so zu reden, der Grund-Stein eines Gedanckens; Und gleichwie ein geschickter Mahler vornehmlich bemühet ist, die Dinge in ihrer eigenen Gestalt nach dem Leben abzuschildern, damit er das Gemüthe durch die Aehnlichkeit des Gemähldes mit dem Urbild ergetze; also kömmt ebenfalls die vornehmste

nehmſte und älteſte Grund-Regel, welche von geſchickten Rednern und Schreibern vor allen andern beobachtet wird, darauf an, daß wie die Begriffe mit den Sachen, alſo die Worte mit den Begriffen vollkommen übereinſtimmen; maſſen in dieſer Übereinkunfft die Wahrheit der Gedancken gegründet iſt. Alleine, gleichwie der Mahler denn ferner befliſſen iſt, ſeinen Gemählden mittelſt der Kunſt mehr Schmuck und Schönheit zuzulegen, und ſie vollkommener zu machen, ſo fern dieſes ohne Abbruch der Aehnlichkeit geſchehen kan; alſo beſtrebet ſich die Wohlredenheit ebenfalls die Gedancken ohne Verletzung der Wahrheit auf verſchiedene Weiſe auszuzieren, und ihnen einen neuen Glantz mitzutheilen. Nach demjenigen, was ich in dem vorhergehenden Abſchnitt gezeiget habe, beſteht die erſte und vornehmſte Abſicht der Gleichniß-Bilder darinn, daß ſie einen undeutlichen und nicht genug beſtimten Begriff durch ein bekanntes, deutliches und wohl abgemeſſenes Bild in ſein volles Licht ſetzen; und darum müſſen diejenigen Bilder, welche in dieſer Abſicht geſetzet werden, der Sache, wovon ſie den Begriff ausheitern ſollen, vollkommen ähnlich ſeyn, und damit genau übereintreffen. Allein es giebt ferner eine andere Art von Gedancken und Begriffen, welche in ihrer nackenden Geſtalt nicht gefallen können, ungeachtet ſie deutlich und wohlgemeſ-

ſen vorgetragen werden. Das ſind Gedanken, die, an ſich ſelbſt betrachtet, gantz gemein, platt und trucken ſind, und nichts ſeltenes oder verwunderſames an ſich haben, was das Gemüth auf eine angenehme Weiſe einnehmen und beluſtigen könnte. So bald dieſe Gedancken und Begriffe durch ein geſchicktes Bildniß ausgebildet, oder gar darinnen eingekleidet werden, ſo bekommen ſie dadurch einen Schein der Neuigkeit und Seltenheit. Der nackende Begriff lieget dann nicht mehr in ſeiner eckelhaften Blöſſe vor Augen, ſondern pranget in einem fremden Schmucke. Er erhält von dieſem fremden und ſeltenen Aufputz einen neuen Glantz, daß man ſeine vorige Plattheit nicht mehr wahrnimmt; nicht anderſt als wie im Schau-Platz der bloſſe Aufzug und die Kleidung einen gemeinen Menſchen in der Einbildung aller Zuſchauer augenblicklich in die Perſon eines Königs verwandelt. Es iſt mit den Gedancken bewandt wie mit der Schönheit der Frauens-Perſonen; bey einigen wird der eigene und angebohrne Glantz durch geborgte und künſtliche Verzierungen nur verdunckelt; andere hingegen wiſſen einen fremden Schmuck ſich gleichſam eigen zu machen, und die Mängel der Natur damit auszubeſſern, ſo weit, daß man ihrer Fehler nicht mehr gewahr wird. Bey einigen verdecket der Rock die Schönheit, bey andern die Gebrechen.

Wie

Wie nun die Gleichnisse dienen, einen absonderlichen Gedancken auszuschmücken, so sind sie nicht weniger bequeme, eine ganze Schrifft, welche ohne den Zierrath, so sie ihr mittheilen, gantz trucken und einförmig seyn würde, angenehm zu verändern, und die Aufmerckſamkeit des Lesers durch diesen geschickten Absatz in dem Vortrage zu ernehren, wie aus der folgenden Untersuchung verschiedener Exempel sich hervorthun wird.

Nehmet die Mühe Hrn. Joh. Ulr. Königs vortreffliche Ode auf die glückliche Geburt einer Chur-Sächs. Princeßin aufzuschlagen. Nachdem der Poet sehr lebhaft beschrieben hat, wie die neulich gebohrne Princeßin durch ein entzückendes Wiegen-Lied, welches der berühmte Virtuose, Pantaleon Hebestreit, auf seinem künstlichen Zimbal gespielet, sey eingeschläffert worden, so fährt er in der unmittelbar folgenden Strophe fort:

Sie schläft; doch Fleiß und Vorsicht wachen
So wohl, sie glücklich zu erziehn,
Als würdig ihres Stamms zu machen.

Dieser Gedancke ist an sich selbst so deutlich, daß er keiner weitern Erläuterung bedarf; alleine er ist daneben auch sehr gemein und bekannt, und hat nichts seltenes noch verwunderſames an sich; darum hat

ihn

ihn der Poet sehr geschickt mit einem angenehmen Gleichnisse unterstützet, und ihm einen fremden Schmuck angeleget, indem er hinzusetzt:

Gleiwie ein junger Roßmarin
Von einer reinen Hand gewartet und benetzet,
Zuletzt in so viel Zweige steigt,
Und sich so schön im Wachsthum zeigt,
Daß er selbst eine Kron' auf seinen Gipfel setzet:
Auch so durch den Geruch noch seine Schönheit mehrt,
Daß ihn, wer sich ihm naht mit einem Lob-Spruch ehrt.
So wird an Zucht und Ruhm in Sachsen
Auch diese Rauten-Pflantze wachsen.

Dieses ist das einzige Gleichniß, so in dieser Ode anzutreffen ist; welche sonst von einem glücklichen Enthusiasmo beseelet wird. Dasselbe dienet nicht so viel zur Erklährung, als zur blossen Auszierung. Die Aufmercksamkeit des Lesers soll dadurch unterstützet und ernehret werden.

Ein eben so zierliches Gleichniß findet sich in desselben poetischen Gedancken über die neu-erbaute Ritter- und Militair-Academie in Dreßden. Er vergleichet dieselbe mit einer Pflantz-Schule, und führet die Aehnlichkeiten, so zwischen beyden herrschen, umständlich aus.

Gleichwie ein Gärtner sich, zu edler Bäume Zucht,
Ein abgesondert Stuck in seinem Garten sucht,
Mit Pfälen oder gar mit Graben es umschantzet,
Und eine Baum-Schul da in bester Ordnung pflantzet

Mit

Mit ſeiner eignen Hand ein jedes Stämmchen ſetzt,
Des Morgens ſie beſucht, des Abends ſie benetzt.
Und alle Bäumchen pflegt in dieſem jungen Garten,
Nach ihrer Eigenſchaft beſonder abzuwarten;
Die Aeſte, wo es noth, beſchneidet oder ritzt,
Die Stamme, wenn es Zeit, verbindet oder ſtützt;
Vornehmlich aber eilt, daß er die wilden Zweige,
So lange ſie noch zart, ſo gleich zu rechte beuge;
Und nach des Jahres Lauf und jedes Stammes Art,
Sie vor der Hitze deckt und vor dem Froſt verwahrt,
Der Wurtzel Luft verſchafft, damit ſie maz bekleiben,
Und ſeine Hoffnung nicht im Mißwachs ſtecken bleiben;
Alsdenn mit weiſer Wahl und Kunſt-erfahrner Hand
Den einen frey erzieht, den andern an der Wand,
Kurtz: jeden Baum ſo ſetzt, daß ihm mit ihren Kronen,
Zuletzt Blat, Blüth und Frucht den klugen Fleiß belohnen:
Wann ſich durch den Genuß nun ſein Verlangen ſtillt,
Und, obgleich jeder Baum ſein Hoffen nicht erfüllt,
Ihm doch ſo manches Obſt, hier Birnen von Muſcaten,
Dort Aepfel edler Art, nach Hertzens-Wunſch gerathen;
Da breitet jeder Baum die Zweige danckbar aus,
Bringt Schatten für den Herrn, Frucht für das gantze
Hauß.
So hat mein König auch hier dieſen Ort erbauet,
Woſelbſt ihr eine Kriegs- und Ritter-Schule ſchauet,
In welcher man ſo gleich von zarter Jugend an
Die edlen Sprößlinge des Staats erzieben kan.
Wo man ſie wartet, pflantzt, mit höchſter Sorgfalt nehret,
Den böſen Willen beugt, dem wilden Mißwachs wehret,
Vom Unkraut reiniget, auf ihre Beſtrung denckt,
Die Ungezog'nen zwingt, die Guten freundlich lenckt;
In Wiſſenſchaft und Kunſt, nebſt allen Helden-Pflichten
Und Ritter-Ubungen ſie pflegt zu unterrichten,
Zur Selbſt-Erkanntniß führt, damit von Tag zu Tag
Bey ihnen gründlicher die Tugend wurtzeln mag;
Die Gaben der Natur bey jedem unterſcheidet,
Und die Gelegenheit zum Ubelthun beſchneidet;

Diß

Biß daß, dem Herrn zum Ruhm, zum Dienſt fürs Vaterland
Ein jeder Früchte bringt nach ſeinem Amt und Stand,
Und, um die ſchwere Laſt des Staats zu unterſtützen,
Man dieſe Stamme kan als ſich're Pfeiler nützen.
Was nun der Sonnenſchein ſonſt einer jeden Frucht,
Das iſt der Weißheit Licht für dieſe Helden-Zucht;
Zu einem milden Thau und einem fruchtbarn Regen
Dient dieſen Pflantzen bloß des Allerhöchſten Segen;
Der König pflantzt; jedoch, ſoll es gedeylich ſeyn,
So fehlt nichts mehr als dieß: Ihr Väter willigt ein.

Dieſes ausführliche Gleichniß hat eine Beziehungs-Schönheit, in Erwegung des Characters dieſes Gedichtes; denn da der Inhalt davon durchaus hiſtoriſch iſt, ſo dienet daſſelbe vortrefflich, die Erzehlung vor Mattigkeit zu bewahren, und durch einen ſolchen Abſatz deſto angenehmer zu machen. Nehmet ihr gleich das ähnliche Vorbild von der Baum-Schule heraus, ſo gehet dennoch dem Gedancken an Deutlichkeit nicht das geringſte ab; zumahlen auch die Apodoſis oder der Nachſatz biß auf wenige von der Baum-Schule entlehnte figürliche Redens-Arten mit den eigenſten Wörtern, wormit wir die ſorgfältige Pflege des Leibes und Gemüthes insgemein andeuten, ausgebildet iſt. Alſo hat auch dieſes Gleichniß keinen andern Nutzen, als gemeine Gedancken, die nichts an ſich haben, das einige Verwunderung erwecken könnte, durch ein angenehmes Bild auszuſchmücken, und dadurch die allzu verdrüßliche Einförmigkeit

migkeit des hiſtoriſchen Vortrags zu vermindern.

In eben derſelben Abſicht hat auch Hr. Prof. Gottſched den Hrn. Hof-R. Mencken in einer Glückwünſchung, ſo er im Nahmen der deutſch-übenden Geſellſchaft geſchrieben, mit einem Gärtner verglichen; Im Anhang zu den Pietſchiſchen Gedichten:

Denn wie des Gärtners Fleiß der jungen Stämme Zucht,
Die er vorhin gepflantzt, zu rechter Zeit beſucht,
Ihr Pfahl und Stutzen ſetzt, den wilden Aeſten ſteuert,
Den Stock gerade beugt, und ſo den Stamm erneuert;
So hat auch Menckens Arm, was er vorlängſt gepflantzt,
Von neuem wiederum mit Sicherheit umſchantzt,
Uns eifriger gemacht, ja endlich ſo erhoben,
Daß unſre Feinde ſelbſt den guten Fortgang loben.

Herr Hof-Rath König hat in dem erſten Geſange ſeines Auguſts im Lager ein ſehr geſchicktes Gleichniß, das ebenfalls zur Zierde dienen ſoll, angebracht. Er beſchreibet dadurch die Kleidung, womit der König ſich von ſeinen Hof-Leuten unterſchieden hatte:

Bey ihrer Ankunft war Auguſt auch ſchon erwacht,
Und ſo, wie Sie, gekleidt in gleicher Ordens-Tracht,
Nur, daß den Ritter-Rock Gold, ſtatt des Silbers, zierte,
Weil dieſes Vorrecht ihm, als Oberhaupt, gebührte.
Auf die Art, als wie wir, den Kriegs-Stern Mars erſehn,
Von andrer Sterne Schaar umringt am Himmel ſtehn,
Wie ihn ein güldner Strahl vor allen unterſcheidet,
Wann bloß ein Silber-Glantz die andern Sterne kleidet.

Die

Die Beschreibung des Poeten, mit welcher Rüstung und Pracht das königliche Begleit aufgezogen, ist so ausführlich und so genau ausgeleget, daß es lauter Uberfluß und unnöthige Mühe gewesen wäre, wenn er sie weiter hätte erklären wollen; aber was für Zierde, was für Glantz streuet nicht dieses emblematische Gleichniß auf das gantze Gemählde aus? Der Poet ist durch den ganzen Gesang vornehmlich bemühet, den verschiedenen Pomp und Aufzug an Kleidern, Waffen-Rüstung, Pferde-Zeuge, Kutschen, zu beschreiben, dergestalt daß die Materie und der Stof seiner Erzehlung im Grund gäntz einerley und einförmig ist, und nur allein in der Art etwas verschiedenes hat; um so viel mehr machet er sich unsers Lobes würdig, indem er gewußt hat, dem Eckel, welchen das stete Einerley in seiner blossen Materie nothwendig hätte gebähren müssen, durch geschickte Auszierungen vorzubauen, die aufmerckende Neugierigkeit des Lesers durch abwechselnde Vorstellungen zu unterhalten, und die Erzehlung durch künstliche Gleichnisse, welche dem Geist allezeit neue Scenen und Durchsichten eröffnen, auf so mannigfaltige Weise zu verändern. Er hat hiermit dem grossen Homer glücklich nachgeahmet, welcher seine Erzehlung, und insonderheit die so oft wiederholte Beschreibung der Waffen-Rüstungen seiner

Helden

Helden ebenfalls durch eingeschobene geschickte Gleichnisse auf unendlich manche Weise verändert hat. Ich habe in dem eilften B. der Ilias ein Exempel angetroffen, welches mit Hrn. Königes oben angeführtem einige Verwandtschafft hat: „Hector stuhnd an der Spitze, und trug sein „ grosses rund-geschlossenes Schild vor der „ Brust. Wie der schädliche Stern, der „ die Erde und die Menschen mit seinem „ Feuer verzehret, aus den Wolcken her„ vor leuchtet, und dann sich wieder seit„ wärts unter den schattigten Flohr der„ selben ziehet, also sah man Hector jetzo „ bey den Förderstен, und jetzo bey den „ Hinterstен stehn, und Befehle austhei„ len. Er blinckete von Stahl, wie der „ Vater Jupiter, wenn er den Blitz in der „ Hand führt.„ Hieher gehöret auch die Beschreibung, so dieser Poet von Agamemnons Rüstung gemachet hat.

Uberhaupt ist die Ilias von dieser Art Gleichnisse, die zum Zierrath dienen, nicht entblößt. Ich finde dergleichen insonderheit in den Erzehlungen. Wann Homer im dreyzehenden Buch die Verbindung der beyden Ajacen im Gefechte beschreiben will, sagt er nicht weit vom Ende: „Ajax, der Sohn „ Oileus, wich nicht einen Fuß breit von „ Ajax, Telamons Sohne, sondern wie auf „ einem Felde, das jetzo ein Jahr lang aus-

„ geruhet hat, zween braune Ochsen die Pflug-
„ schaar mit gleichem Muthe nach sich schlep-
„ pen, und der Schweiß ihnen von der
„ Scheitel zwischen den Hörnern herunter
„ sprützet, da beyde nur von einem wohl ge-
„ arbeiteten Joche gesondert werden, indem
„ sie durch die Furchen gehen und das Erd-
„ reich tief aufbrechen; also stuhnden diese
„ beyden Streiter hart neben einander, und
„ giengen zugleich auf den Feind los.„ Dies-
ses Gleichniß dienete an diesem Orte alleine, die Folge der Erzehlung von dem blutigen Gefechte um etwas zu unterbrechen, und das Gemüth mit einem anmuthigern Gegenstand zu erquicken; denn es konnte im übrigen ohne Abbruch der Deutlichkeit weggelassen werden.

Von eben derselben Art ist das folgende Gleichniß im achten B. v. 550. nächst beym Ende: „Wie wann die Sternen am Him-
„ mel um die leuchtende Scheibe des Monds
„ herum einen hellen Schimmer von sich
„ werffen, wann die Luft Wind-still ist,
„ und die Gipfel der hohen Berge samt den
„ Schlössern darauf, und den Thälern unter-
„ halb, in vollem Glantze hervor stechen, und
„ die unermeßliche und unbeschreibliche Luft
„ von ihrem Lichte durchschnitten wird, in-
„ dem man alle Sternen am Himmel siehet,
„ dadurch der Schäffer, der dann die Nacht-
„ Wacht hält, ein empfindliches Vergnü-
„ gen in der Brust fühlet; Eben so viele

„ Feuer-

„ Feuer-Brände sah man auf der Heide
„ zwischen den Schiffen und dem Lantis-
„ Strohme brennen, welche von den Tro-
„ janern vor der Stadt Ilion hier und dar
„ waren angezündet worden, tausend und
„ mehr Feuer-Brände ꝛc. „ Dieses Gleich-
niß verwandelt die Erden schier in einen ge-
stirnten Himmel.

Unser Opitz hat nicht unterlassen seine Schriften auch mit dergleichen wie mit andern Gleichnissen auszuschmücken. Er fängt sein philosophisches Gedicht Zlatna, oder von der Ruhe des Gemüthes mit einem wohlgeschmückten Gleichniß an, das sehr bequem war, die Lieblichkeit und Anmuth-volle Eindrückung vorzustellen, welche ihm das freye Land-Leben fühlen ließ, wenn er sich einmahl von dem geschäfftigen Gedränge der Stadt loß machen konnte.

Wie wann die Nachtigall vom Kefícht ausgerissen,
Hin in die Lüfften kömmt, und an den kalten Flüssen
Mit Singen lustig ist, um daß sie loß und frey
Von ihrer Dienstbarkeit, und nun ihr selber sey:
So dünckt mich ist auch mir, im Fall ich unter Zeiten
Diß was mich sonsten hält, kan werffen auf die Seiten,
Und ausser dieser Stadt auch nur auf einen Tag
Und einen noch darzu, mit Ruh' erschnaufen mag.

Jedoch thut dieses Gleichniß mehr als nur allein belustigen, und die Sache schön und lieblich vorstellen; es erhöhet zugleich die

Harm-lose Freude, welche sich bey Opitzen über dem Genuß des freyen Himmels einstellete, auf eine nachdrückliche Weise.

Herr Prof. Gottsched hat in der Ode, der wahre Held betittelt, ein Gleichniß eingeführt, die uneigennützige Freygebigkeit zu beschreiben, welche ohne einige Absicht auf die Wiedergeltung ihre Güter mit den Bedürftigen großmüthig theilet:

Wie dort der Nil Egypten-Land
Mit fettem Schlamme reichlich dünget.
Die Fluren fruchtbar macht, daß auch der heisse Sand
Die Saaten hundertfältig bringet;
Er theilt nur aus, und nimmt nichts mit,
Er schenckt und heischet selbst nichts wieder:
So sind die Helden auch der milden Gottheit Brüder,
Zu welcher man mit Freuden tritt.
Und die von unsrer Hand für alle Huld nichts fodert,
Wenn unser Weyhrauch ihr nur lodert.

Dieses Gleichniß-Bild ist wohl gewehlet, und der Sache recht gemäß, aber die Ausführung desselben kömmt mir um etwas matt und langsam vor. Einige kleine Umstände werden da ausgesetzet, welche zu der Vergleichung nicht mitgehören, ja zum Theil derselben ganz zuwieder sind. Dergleichen findet sich in der zweyten Zeile, worinn des fetten Schlammes gedacht wird, womit der Nil Egypten-Land reichlich dünget. Denn das Nenn-Wort Schlamm, und das Zeit-Wort Düngen, erwecken einen

nen gantz wiedrigen und eckelhaften Begriff anstatt daß natürlicher Weise nur die anmuthigsten Umstände haben sollen ausgelesen werden; alldieweil die gantze Absicht dieses Gleichnisses keine andere seyn kan, als uns einen angenehmen Begriff von der wohlthätigen Mildigkeit eines wahren Helden beyzubringen. Nach meinem Bedünken hätte der Verfasser anmercken können, daß der Nil sich über das gantze Land von Egypten ergiesset; daß er alles fruchtbar machet, so weit er sich ergiesset; und daß er dagegen keine Wiedergeltung bekömmt. Dieses waren bequeme Umstände, die mächtige Neigung jedermann ohne eigennützige Absichten gutes zu thun, zierlich abzubilden. Und auf diese hatte in der Apodosi oder dem Nachsatz vornehmlich sollen gesehen werden. Die sechste Zeile ist gantz und gar müssig, und sonst allzu figürlich; und der letzte Vers scheinet die von Eigennutzen entfernten Absichten der wahren Freygebigkeit zu läugnen, und also dasjenige über einen Hauffen zu werffen, was die unmittelbar vor demselben her gehende Zeile fest gesetzet hatte. An dessen Statt hätte nach meinem Erachten sollen gesagt werden: Daß die wahre Freygebigkeit von keiner andern Absicht wisse, als der Wohlfahrt des Nächsten, und daß sie sich vor wohl belohnet halte, wenn sie sieht daß ihre Gutthaten

wohl angeleget worden, und reichlich wuchern. Schier auf dieselbe Weise beschreibet Opitz die grosse Leutseligkeit eines Fürsten unter dem Sinn-Bild der Sonnen, welche ihren gütigen Einfluß über die gantze Erden ausbreitet, in dem Lob-Gedicht auf den König in Pohlen.

- - - - - Wie auch die klahren Strahlen
Der Sonnen nicht nur bloß Gefild und Berge mahlen,
Nicht nur an einen Ort erstrecken ihren Schein;
So bist du gleichfalls auch: dich dünckt zu wenig seyn ꝛc.

Ich muß noch ein Gleichniß aus dem Helden-Gedichte auf das Lager bey Radewitz anführen, welches nicht zur Erläuterung, sondern zur Zierde und Abwechselung angebracht worden, und etwas kühnes und seltenes in sich begreiffet. Im ersten Gesang, Bl. 49.

Wie manchmahl nur ein Stern den gantzen Himmel schmücket,
Wann man der Wolcken Feld bey Nacht geschwärtzt erblicket;
So ist hier jedes Roß schwartz wie die Mitternacht,
Und nur ein weisser Stern erhebt der Stirne Pracht.

Wann der Poet dieses Gleichniß-Bild nicht aus Homer genommen hat, so hat er gewiß desselben Gedancken gantz richtig getroffen, da er von Diomedes Pferde im drey und zwantzigsten B. der Ilias V. 455. gesagt

sagt hat: „Das Pferd war an Farbe roth, „ und hatte mitten an der Stirne ein run„ des Zeichen, wie der Mond aussiehet.„ Diese Übereintreffung giebt uns eine Anzeige von der Richtigkeit des Gleichniß-Bildes; so geschickt aber dasselbe ist, indem es zwey ähnliche Optische Phänomena in eine Parallele setzet, da man also die Aehnlichkeit nicht in der Grösse der Dinge suchen muß, so will ich gleichwohl zu mehrerer Rechtfertigung desselben eine Stelle aus den critischen Aufsatz des Herrn de la Motte über Homers Ilias anführen, welche darum desto mehr Gewicht haben soll, weil derselbe, wie bekannt ist, mehr als andre Kunst-Richter, genausichtig und an Urtheils-Kraft zart ist. Seine Worte lauten: „Nach meinem Befinden erfordert „ es viel Kunst, wenn man kleine Dinge mit „ grossen vergleichen will; und ich dörffte „ schier glauben, daß man grosse Dinge mit „ kleinen lieber niemahls vergleichen sollte, „ den Fall ausgenommen, da diese kleinen „ Dinge durch ihre Anmuth dasjenige erse„ zen, was ihnen an Hohheit abgeht.„ Ich werde dieses Urtheil in einem folgenden Abschnitte mit mehrerm ausführen müssen; hier bitte ich nur noch, daß man dessen sich erinnern wolle, was ich oben von dem einförmigen Character dieses gantzen Gedichtes Hrn. Königs überhaupt angemercket habe,

und daneben die Stelle und den Ort, worauf das Gleichniß sich befindet, etwas genauer einzusehen; wahrhaftig man wird Ursache finden, den kunstreichen Poeten zu loben, der in einer so einträchtigen Materie, wie die Beschreibung der Pferde ist, gewußt hat die abgemattete Aufmerckſamkeit der Leser durch eingeführte ähnliche, und zugleich fremde und neue Bilder, am rechten Orte aufzustützen, und dem Eckel, der sie sonst ohne diese Hülffe hätte befallen mögen, vorzubiegen.

Der vortreffliche Hamburgische Poet, Hr. Rathsh. Brockes, hat gleicherweise diesen Kunstgriff sich eigen zu machen gewußt; Sein gantzes Vorhaben bestuhnd darinne, daß er sich befliſſe die Wercke der Natur nach dem Leben abzuschildern, und durch die Betrachtung ihrer Schönheit sich selbst und andere zum Lobe GOttes aufzumuntern. Damit er nun in seinem Vortrag, der durchaus philosophisch-historisch ist, eine Veränderung machete, und seine Schildereyen ohne Abbruch der Aehnlichkeit ausschmückete, hat er sich mit grosser Geschicklichkeit hier und dar solcher zierlichen Gleichnisse bedienet, und damit die allerschönsten Stellen seines Irdischen Vergnügens in GOtt sehr lebhaft ausgebildet: Wenn er zum Exempel in dem Gedichte, das Wasser benehmet, die Ebbe und Fluth mit dem Kreiß-Lauf des Geblüts vergleichet; in der drey und zwantzigsten Strophe: Wie

Wie man bey den Thieren spühret,
Daß ein fremder Trieb das Blut
Von und nach dem Herzen führet:
So scheint durch die Ebb' und Flut
Von dem Mittel-Punct der Erden
Auch die Flut geführt zu werden,
Und die Ebbe zu entstehn,
Wenn die Wasser rückwärts gehn.

Und wenn er in einem andern Gedichte das Hervorspriessen des Grases im Anfange des Frühlings beschreibet:

Ein Jüngling, dessen Blut ein männlichs Feuer spühret,
Wenns an zu wallen fängt,
Wird hie und da am Kinn mit sanftem Haar gezieret,
Das aus der zarten Haut zwar schön, doch sparsam,
drängt.
Nicht anders drängen sich und sprieſſen aus der Erden
(So bald ihr Lebens-schwangrer Saft
Sich reget durch der Sonnen Kraft)
Bald hie, bald da, des Grases junge Spitzen ꝛc.

Diese beyde Gleichnissen erklähren die Begriffe von der Ebbe und Fluth, und von dem Hervorspriessen des Grases keineswegs, und setzen sie in kein helleres Licht; auch sind sie gegen denselben Begriffen, welche sie abbilden sollen, viel zu klein und schwach, als daß sie dem Nachdruck einen Zusatz geben könnten; also dienen sie alleine, die Gemählde des Verfassers mit ähnlichen und annehmlichen Bildern auszuzieren, und den fruchtbaren und Erfin[illegible]reichen Geist desselben

an den Tag zu legen. Ferner müssen wir die Kunst, so der Poet in der geschickten Wahl der Gleichnisse gewiesen hat, nicht unbelobet lassen, da er sich nicht fürchtete grösse Dinge mit kleinen in Vergleichung zu stellen, aber auch die ähnlichsten Würckungen der Natur und solche Bilder zu erwehlen wußte, welche überaus angenehm sind, und uns die im kleinen eben so wohl als im grossen würcksame Künstlerin, die Natur, zur Bewunderung vor Augen legen, dergestalt, daß sie sich vor seinen Haupt-Zweck trefflich wohl schicken.

Man kan hieraus leicht abnehmen, daß dergleichen Auszierungs-Bilder in Philosophischen Lehr-Schrifften, wo lauter abgezogene Gedancken und Betrachtungen vorgebracht werden, welche ohne fremden Zierrath gantz nacket und saftloß wären, ihren eigenen Platz haben, und ausnehmende Dienste thun. Denn der Poet und Redner unterscheiden sich eben dadurch von dem dogmatischen Lehrer der Welt-Weißheit, daß sie die Begriffe von uncörperlichen und geistlichen Dingen durch sinnliche Vorstellungen unter symbolischen von cörperlichen Wesen entlehnten Bildern abschildern und gleichsam sichtbar machen; wodurch die Harmonie zwischen dem Mundo intellectuali & visibili, der geistlichen Welt und der cörperlichen Welt, nicht ohne Ergetzen wahrgenommen wird. Da die Teutschen an dergleichen philosophi-

loſophiſchen Gedichten noch ſehr arm ſind, will ich meinen Lehr-Satz zu erklähren, einige Exempel aus dem Engell. Poeten Pope entlehnen, welche ich in dem Gedichte von dem Amt eines Critici angetroffen habe.

Es iſt eine längſt-bekannte Anmerckung und ein gemeiner Gedancke, daß bey einem ſtarcken Gedächtniß insgemein wenig Urtheils-Kraft anzutreffen ſey. Aber auf was für eine neue Art, und wie geſchickt bildet Hr. Pope dieſen Gedancken aus! Er ſagt: „Wie das Meer, wann es hier Land weg„ nimmt, an einem andern Orte weite Sand„ Felder formirt; alſo verliert ſich in der „ Seele der gründliche Verſtand, je mehr „ das Gedächtniß an Stärcke wächſet.„ Wie fremd und ſelten iſt das Bildniß, da der Verſtand mit einem feſten und fruchtbarn Grund und Boden, das Gedächtniß hingegen mit einem weiten und wüſten Felde, das von dem Sand, der von dem andern Bort weggeſpület worden, nach und nach entſtanden iſt, vergliechen wird! Alſo iſt auch folgender Gedancke nicht neu: „Witz und Urtheils„ Kraft betragen ſich nicht wohl mit einander, „ wo die eine ſich in einem hohen Grade findet, „ da fehlt gemeiniglich die andere.„ Aber die Manier, womit Pope dieſen Gedancken vorzuſtellen gewußt hat, iſt gantz neu. „Einige „ ſind vom Himmel mit einem reichen Schatz „ von Witz geſegnet worden, aber es fehlet

„ihnen

„ ihnen an einem eben so groſſen Vorrath an
„ Verſtand, damit ſie denſelben recht zu ge-
„ brauchen wiſſen. Dann Witz und Urtheils-
„ Kraft ſind allezeit mit einander im Streit,
„ wiewohl die Abſicht mit ihnen geweſen war,
„ daß eines des andern Gehülffe ſeyn ſollten,
„ wie Mann und Weib.„ Wenn er ſagen will, eine erhitzte und feurige Phantaſie müſſe durch den Verſtand geleitet werden, druckt ers durch folgendes figurirtes Bildniß ſehr zierlich aus: „ Es iſt ſchwerer das Muſen-
„ Pferd zu lencken, als anzuſpornen, ſeiner
„ Hitze Einhalt zu thun, als es zum Lauf an-
„ zutreiben. Der geflügelte Gaul zeigt wie
„ ein munteres Pferd ſeine edle Schlacht
„ alsdann am meiſten, wann ihr den Zügel
„ an euch ziehet, ſeinen Lauf zu unterbrechen.„

Eben ſo geſchickt iſt folgendes Gleichniß:
„ Seyd gegrüſſet triumphirende Poeten, un-
„ ſterbliche Erben eines allgemeinen Lobes!
„ Euer Ruhm wird mit dem Fortgang der
„ Zeit wachſen, ſo wie die Flüſſe im Flieſſen
„ ſich vergröſſern.„ Vires adquirit eundo, ſagte Virgilius von dem Gerüchte insgemein. Der Gedancke, daß witzloſe Köpfe insgemein hochmüthig ſeyn, hat eine beſondere Artigkeit, wann er alſo ausgedrücket wird.
„ Wie in den Cörpern, alſo finden wir auch
„ in den Seelen dasjenige, was an Blut
„ und Geiſtern fehlt, mit Wind angefüllet;
„ Hochmuth ſtellt ſich zu unſerm Schutz ein,

„ wenn

„ wenn der Witz ausbleibt, und füllet den „ leeren Raum im Verſtand aus.„ An einem andern Orte trägt er dieſen Gedancken vor: „Ein Kopf iſt nur zu einer Wiſſenſchaft „ aufgelegt; ſo weitläuftig iſt die Kunſt, ſo „ eingeſchräncket der menſchliche Witz. Ja „ er kan ſich nicht einmahl von einer abſonderlichen Kunſt, ſondern nur von irgend „ einem Theile einer Kunſt Meiſter machen.„ Dieſen Begriff weiß er ſehr geſchickt auszuſchmücken, indem er das Glück eines Gelehrten, ders in Wiſſenſchaften weit gebracht hat, wie das Glück eines ehrgeizigen Land-Bezwingers anſiehet, und heraus bringt, daß ſie dieſes mit einander gemein haben, daß ſie beyde mehr verliehren, als gewinnen. „Wir „ verliehren durch den ſtolzen Ehrgeiz, der „ uns treibet, mehr zu erobern, Königen „ gleich, auch dasjenige, was wir ſchon vor„ her gewonnen hatten.„ Wie ſcharfſinnig iſt endlich das Bild, in welches er folgenden Gedancken eingekleidet hat: Der Neid, der ſich am Witze reibet, verräth ſeine eigene Grobheit, und erhöhet dadurch nur das Lob des Witzes; Er ſagt: „Der beneidete Witz „ machet, wie die Sonnen-Finſterniß, al„ leine die Plumpheit des Cörpers, der da„ zwiſchen ſteht, nicht ſeine eigene kund.

Mit dergleichen Bildern iſt die vorerwähnte Schrift dieſes vortrefflichen Dichters aller Orten ausgeſchmücket; in denſelbigen ver-

vereinigen ſich zwo ſonſt wiederwärtig-ſcheinende Eigenſchaften, indem ſie auf einmahl gantz bekannt, gantz deutlich und lehrreich, und doch dabey gantz ſeltzam und neu ſind.

Indeſſen muß ein Verfaſſer in Ausſpendung dieſes Zierrathes zwey Klippen ſorgfältig vermeiden, die Kargheit und die Verſchwendung. Dem erſten Fehler ſind insgemein phlegmatiſche, furchtſame, träge und froſtige Köpfe ergeben; der andere hängt hergegen lebhaften und feurigen Geiſtern an, welche mit einem groſſen Vorrath von ſinnreichen Gleichniß-Bildern verſehen ſind. Jene haben des Spornes, dieſe des Zügels vonnöthen. Hier iſt nun unſtreitig, daß die freygebige Einführung ähnlicher Bilder, dadurch die Gedancken gleichſam vercörpert werden, einer ſonſt ſeichten und kalten Schrift einen groſſen Glantz und Werth zulegen kan, dergeſtalt, daß ich faſt den Uberfluß und die Vergeudung in Wercken von einem truckenen Inhalt weit erträglicher nennen dörfte, als den Mangel und die Kargheit; Alldieweil jener Fehler wenigſt den Vorſatz und das Beſtreben des Verfaſſers, den Leſer durch die Neuigkeit der Gedancken zu beluſtigen, voraus ſetzet, und zu erkennen giebt. Nichtsdeſtoweniger muß man ſeinen Reichthum niemahls ohne Maß und Ziel verſchwenden; denn es iſt nichts gemeiners, als daß man in die Pedan-

danterie und ein gezwungenes Weſen verfällt, wenn man immer etwas neues und daſſelbe auf eine neue Weiſe ſagen will. Der Uberfluß führet auch in den angenehmſten Dingen Eckel und Uberdruß mit ſich. Wie der Schatten das Licht angenehmer vorſtellt, alſo ſetzet es auch beſſer ab, wenn Sittſamkeit und Leichtigkeit mit Feuer reichem Witz untermiſchet werden. Wahrhaftig, die Schriften können etwann mehr Geiſt haben, als ihnen wohl bekömmt, wie die Leiber wegen überflüſſigen Geblütes erkrancken. Wann der Poet die Gleichniſſe mit Beſcheidenheit anbringet, ſo erquicken ſie den Leſer, den die kahle Erzehlung müde gemachet hatte; aber wenn ſie allzuhäufig geſetzet werden, ſo muß umgekehrter Weiſe die Erzehlung das Gemüth, das von der Menge Gleichniſſe ermüdet worden, wieder erquicken. Der allzureiche Zierrath verbirgt uns die Materie, und weil man nicht Ziel und Maß zu halten weiß, wird man ſeicht und verdrüßlich, welches doch eben der Fehler iſt, den man zu vermeiden geſucht hatte. Alleine ich bin geſonnen, von dieſer Materie in einem eigenen Abſchnitt zu handeln. Alsdann werde ich meine Gedancken von dem Maſſe, in welchem die Gleichniſſen anzubringen ſind, mit mehrerm und ausführlicher aus einander ſetzen.

Der dritte Abſchnitt.

Von den nachdrücklichen Gleichniſſen.

Nutzen der Gleichniſſe einen Gedancken tief genug einzudrücken. Wie Opitz durch ein ſolches Gleichniß das Anſehen des Burggrafen zu Dohna an dem Kaiſerl. Hof abgeſchildert. Wie Virgil uns in einem ſolchen die gänzliche Verwüſtung der Stadt Troja nach einem langen Widerſtand und den Grimm ihrer Eroberer vor Augen ſehen läßt. Wie er durch daſſelbe Gleichniß-Bild, das er zu dieſem Ende gebraucht hat, den unbeweglichen Vorſatz des Eneas ausdrüket. Wie Opitz die Ankunfft eines mächtigen Heeres Barbaren aus einem abgelegenen Land durch ein erſchreckliches Sumbild nachdrücklich beſchreibet. Wie Poſtel daſſelbe Gleichniß-Bild anwendet, den barbariſchen Sinn eines barbariſchen Volckes vorzuſtellen. Wie Opitz den Feuer-ſpeyenden Veſuvius durch Gleichniß-Bilder von dem Krieg, und hingegen den Krieg durch Gleichniß-Bilder von dem Veſuvius erſchrecklich vorbildet. Wie Beſſer die Bombardierung der Stadt Stettin mit Schrecken anfüllet. Wie Pietſch daſſelbe Gleichniß-Bild, das Beſſern zu dieſem Ende gedienet, poetiſcher doch ſchwächer angewendet, die Beſtürmung der Feſtung Temeswar zu beſchreiben. Nutzen dieſer Gleichniſſe die beſondern Grade einer Gemüths-Bewegung zu beſtimmen. Alſo ſetzet Homer die Freude Ulyſſes, als er mutten in dem Meer ſchwimmend das Ufer erblickete, auf den gehörigen Grad der Höhe, in einem gewiſſen Ebenmaſſe mit der vorigen Todes-Angſt. Aus dieſem Zuſtand des erretteten Ulyſſes formiert dieſer Poet ein Gleichniß-Bild, die Hertz-empfindliche Freude der Penelope über ſeine Zurückkunfft nach Hauſe und Erkanntniß zu beſchreiben. Wie Gottſched ein gleichmaßiges Gleichniß gebraucht, der

der Sachsen Freude über die sichere Nachricht von Friederich Augusts Leben auszudrücken. Wie Homerus das ungeduldige Verlangen, das Ulysses nach der angesetzten Stunde seiner Abreise in das Vaterland empfand, ausdrucket. Das Maß der stummen und sanften Leidenschaften ist von ihren Beweg-Ursachen zu bestimmen, wenn diese mit andern Beweg-Ursachen, die eine solche Leidenschaft auf einen gleichen Grad erhoben haben, verglichen werden. Wie Homer die Lust des Eumeus in Anhörung der Begegnisse, die ihm der unbekannte Ulysses erzehlet, auf diese Weise vorbildet. Seine Beschreibung der Aufwallung, die in der Brust Ulysses bey Anhörung des Gesanges Demodocs von der Uberrumpelung der Stadt Troja, durch Ulysses Anordnung, entstanden war. Homers Gleichniß von Nestors Unschlüssigkeit. Virgils Beschreibung der Bestürzung des Eneas, als ihn das Getummel der einbrechenden Feinde in die überrumpelte Stadt aus dem Schlaf aufgewecket. Konigs Nachahmung des Virgilianischen Gleichnisses, in der Beschreibung der Bestürzung über den Einbruch der Türcken in Ungarn. Virgils Beschreibung des Entsetzens eines Menschen, der sich einsmahls mitten unter einem Hauffen Feinde siehet. Wie er die ungleichen Grade dieser beyden Bestürtzungen durch ähnliche Fälle ausgedrücket hat. Anmerckung, daß die Grösse einer vorgestellten Gefahr so genommen werden muß, wie sie von einer Person angesehen wird, nicht wie sie an sich selbst ist oder andern vorkommen mögte. Homers und Virgils Kunst die Umstände anzuführen, die eine Person nach ihrem Stand am heftigsten rühren. Das Maß der ausbrechenden Leidenschaften ist von ihren Würckungen zu bestimmen, so fern diese mit anderen Würckungen, die von einer solchen Leidenschaft entstanden sind, in Vergleich gestellet werden. Also beschreibet Homerus den hohen Muth Ulysses in der verübten Rache

an den Freyern durch die Verheerung, die ein Habicht unter einer Schaar kleiner Vögel anstellet. Und Virgil beschreibet das Niederhauen in der eroberten Stadt Troja durch den verderblichen Durchbruch eines Flusses. Gunthers schwächere Nachbildung dieses Gleichniß-Bildes. Postels glücklichere Nachahmung desselben. Pietschens übel ausgebildete Vergleichung seines verheerenden Helden mit den Würckungen des Nordwindes. Bessers Gleichniß die Wiedersetzlichkeit der Schwedischen und Brandenburgischen Truppen in der Warschauischen Schlacht vorzustellen. Ein gleichmäßiges Gleichniß Homers, von welchem Besser seines nachgemachet hat. Wie Homer Hectors grimmigen Einbruch in die Truppen der Griechen von seinen Würckungen, und das Schrecken dieser von seiner Ursache abschildert. Mehrere Gewißheit die Höhe der Leidenschaften aus ihren Würckungen, als aus ihren Beweg-Ursachen zu erkennen. Virgils Beschreibung eines verwegenen Muthes durch ein solches Gleichniß-Bild, wo zugleich die Ursache und die Bewegung angezeiget werden. Amthors gleichmäßiges, allein übel ausgeführtes Gleichniß, womit er die Gefangennehmung der Steinbockischen Armee beschreiben will.

ICh habe in zwo Abhandlungen gezeiget, wie unentbährlich eines Theils die Gleichnisse in Beschreibungen und Erzehlungen sind, und was für angenehme Dienste sie andern Theils daselbst thun können. Anjetzo will ich weiter gehen, und ausführlich erweisen, daß sie ferner bequem sind, einem Gedancken Nachdruck und Gewicht, und einen merklichen Zusatz an Kraft und Leben mitzutheilen, dergestalt daß derselbe sich in das Gemüth

tief

tief genung eindrücket. Der Leser ist nicht allezeit gleich aufmercksam, er ist zuweilen allzuflüchtig, zuweilen allzu ungeduldig und eilfertig. Er läuft oftmahls aus allzuheftiger Begierde, den Verfolg und Ausgang der Geschichte zu vernehmen, einen Umstand achtloß vorbey, welcher ihm zwar klein und gering vorkömmt, und dennoch im Zusammenhang von sonderbarer Wichtigkeit ist. Dazu kommt, daß jedes Ding zwar mehr als eine Seite hat, nach welcher mans ansehen kan, unser Endzweck aber die wenigsten mahle haben will, daß wir eine Sache völlig zergliedern, und von allen ihren Seiten und Theilen vorstellen. Es ist uns mehrmahls genung, daß wir sie nach derjenigen Seite vor Augen legen, welche zu unserm Vorhaben am meisten dienet. Derowegen haben sich geschickte Scribenten des Kunst-Griffes besonnen, durch wohl erfundene und nachdrückliche Bilder der achtlosen Eilfertigkeit an denen Orten, wo die Aufmercksamkeit am nothwendigsten ist, gleichsam ein Band anzulegen, und die Gegenstände nach dem rechten Puncto Optico, oder Gesichts Puncten, und nach derjenigen Seite, welche unsrer Zuneigung und Neugierigkeit ein Genügen thut, vorzustellen. Uberdiß saget man oft in der Hitze der Affecten eine und dieselbe Sache zwey und mehrmahl, weil man fürchtet, daß sie nicht recht getasset werden möge.

Ein Gedancke ſetzet ſich durch eine gedoppelte Vorſtellung in dem Gemüthe deſto tiefer und feſter, wie ein Nagel durch einen verdoppelten Schlag deſto tiefer in das Holtz hineingehet. Wahr iſt, daß der Leſer, der nicht im Affecte iſt, eine und dieſelbe Sache ſich nicht gerne zweymahl nach einander vorſprechen läßt, weil dieſes ihn eines langſamen Verſtands anzuklagen ſcheint: Aber er nimmts zu Danck und Vergnügen auf, wenn ein gleicher Gegenſtand ihm in einem veränderten Aufputz gedoppelt vorgeſtellt wird. Wenn auch ein Verfaſſer, zumahl in einer Bewegungs-vollen Schrift, ſich einmahl von dem Gemüthe des Leſers Meiſter gemachet, ſo lieget ihm dann weiter ob, die angenehme Unruhe des Affects, in welchen er ihn geſetzet, zu unterhalten, denſelben auf einen gewiſſen Grad zu erhöhen und auf ändernde Weiſen anzugreiffen. Nun kan dieſes nicht beſſer geſchehen, als mittelſt herrlicher und ſchöner Bilder, welche uns ſolche Umſtände lebhaft vorſtellen, wodurch das Gemüth kan gerühret, und der Affect angeflammet werden. Wir werden von dieſem Punct mehr Licht und Uberzeugung bekommen, wenn wir einige beſondere Stellen nach dieſer Abſicht unterſuchen werden.

Opitz, der Vater der deutſchen Poeten, hat in dem Gedichte an den Burg-Grafen

von

von Dohna, im erſten B. der P. W. ein zierliches und zugleich nachdrückliches Gleichniß angebracht, womit er das Anſehen und den Glantz, ſo derſelbe ſich am Kaiſerlichen Hof erworben hatte, mehr mahlet, als beſchreibet.

Hier hat dein Glantz du Licht der Zeiten! mehr geſchienen,
Als wann ſich Heſperus macht an des Himmels Dach
Und zeucht der Sternen Heer ihm ſämtlich hinten nach.

Welchen Zuſatz von Licht und Glantz ſtreuet dieſes Gleichniß-Bild, da der Schimmervolle Abend-Stern vorne an die Spitze und das Haupt des Sternen-Heeres geſtellet wird, über den nacketen Begriff! Und was für ein Nachdruck wird damit vereiniget, wenn es heißt: Eben ſo weit übertraf der Graf das gantze Heer der Hof-Leute. Ja der Poete fand in dieſem Verhältniſſe noch keine genugſame Gleichförmigkeit, derowegen er, aus Furcht, daß er zu wenig geſagt hätte, hinzuſetzet: Er habe noch mehr geſchienen. Bey alle dieſem Reichthum von Glantz und Nachdruck, welchen er ſo künſtlich auf ſeine Schilderey ausgegoſſen hat, iſt noch die beſcheidene Mäſſigkeit und Eingezogenheit des Poeten am meiſten zu loben. Ein anderer hätte kein geringeres Bild, als der Sonnen, erwehlet, alleine die Wahrſcheinlichkeit, welche aus der Aehnlichkeit entſpringet, wäre dadurch verletzet

worden; denn die Sonne iſt der Kaiſer unter den Sternen, und in ihrem Begleit iſt Heſperus der vörderſte, und ihr beſtändiger Gefehrte, welchem dann das gantze Heer der Sternen nachfolget.

Virgil beſchreibet die gäntzliche Umkehrung von Troja im zweyten Buche der Eneis mit dieſen Zeilen; V. 624.

Tum vero omne mihi viſum conſidere in ignes
Ilium & ex imo verti Neptunia Troja.

Es war dem Poeten viel daran gelegen, daß der Umſtand von dem gäntzlichen und äuſſerſten Untergang dieſer Stadt wohl bemercket und ins Gedächtniß gefaſſet würde. Weil er nun beſorgete, das ex imo verti, womit er dieſen Umſtand ausgedrücket hatte, mögte viel zu ſchwach und undeutlich ſeyn, als daß es einen genugſamen Eindruck in dem Gemüth des Leſers machen ſollte, ſo bildete er denſelben mit folgendem ausführlichen und nachdrücklichen Gleichniß aus, in welchem wir ſo wohl den Grimm der Feinde, als die gäntzliche Verwüſtung der Stadt Troja mit Erſtaunung vor Augen ſehen:

Ac veluti ſummis antiquam in montibus ornum
Cum ferro acciſam crebriſque bipennibus inſtant
Eruere agricolæ certa im; illa uſque minatur,
Et tremefacta comam concuſſo vertice nutat,
Vulneribus donec paullatim evicta ſupremum
Congemuit, traxitque jugis avulſa ruinam.

Indeſſ.n

Indeſſen muß man hier die Aehnlichkeit und Übereinſtimmung nicht in dem Bild ſuchen, ſo fern es vor ſich abgeſondert genommen wird, denn da fände man zwiſchen einem Baume und einer Stadt, wie Troja war, eine groſſe Ungleichheit. Die Übereinſtimmung ſtecket in der ähnlichen Handlung, welche bey beyden mit gleich groſſem Eifer und Beſtreben vorgenommen, und bey beyden mit einerley Erfolge, nemlich dem gäntzlichen Untergang und Fall, begleitet wird. Der Poet ſah hier nicht auf das Schreckliche, womit dieſe Verwüſtung verknüpfet war, dann in ſolchem Fall wäre dieſes Bild nicht richtig geweſen; ſondern er wollte alleine den Begriff von der völligen Umkehrung dieſer Stadt, den er nur ſchlechterdings mit den Worten ex imo verti ausgedrucket hatte, erhöhen. Ferner kan man hier anmercken, daß Virgil in Ausbildung dieſes Gemähldes den Fall des Baumes ſehr ſchwer macht, und lange verzögert, er läßt ihn nicht von wenigen Streichen fallen, crebris bipennibus inſtant, und zwar um die Wette, certatim, und ungeachtet dieſer ſauren Arbeit truzet der Baum noch, illa usque minatur; und die Wörtlein donec paulatim in der fünften Zeile zeigen noch klärer, daß es den Arbeitern viel Zeit und groſſe Müh gekoſtet habe, eh und bevor ſie zu ihrem Zweke gekommen ſind, und den Baum gefället haben. Endlich drucket er den Fall deſſel-

den überaus lebhaft und kräftig mit dieſen Worten aus:

. . . . . Supremum
Congemuit, traxitque jugis AVVLSA RVINAM.

Ich kan hier nicht unterlaſſen, den fertigen, biegſamen und gelenckigen Geiſt des Poeten zu loben, der ein und eben daſſelbe Bild eines Baumes ſo geſchickt zuzurichten gewußt hat, daß er an einem andern Orte einen gantz widrigen Begriff damit ausgebildet hat. Denn wenn er im vierten Buche V. 441. den ſteifſen und unerbittlichen Vorſatz des wegeilenden Eneas nachdrücklich ausdrücken will, ſo thut ers ebenfalls durch die Vergleichung mit einem Eich-Baume:

Ac velut annoſo validam cum robore quercum
Alpini Boreæ nunc hinc nunc flatibus illinc
Eruere inter ſe certant; it ſtridor, & alte
Conſternunt terram concuſſo ſtipite frondes:
Ipſa hæret ſcopulis: & quantum vertice ad auras
Ætherias, tantum radice in Tartara tendit.

Wenn Opitz den Schrecken nachdrücklich erhöhen will, damit er uns denſelben in den Buſem jagete, thut ers mit vieler Geſchicklichkeit durch das Mittel der Sinn-Bilder von erſchrecklichen Dingen. Auf dieſe Weiſe beſchreibet er in dem Lob-Gedichte auf den König in Pohlen die Ankunft eines mächtigen Heeres von Barbarn:

Wie

Wie wenn ein kalter Sturm den Schloß den er gebieret,
Hoch aus den Wolcken her durch Thal und Wälder führet,
Und auf die Saate wirft, daß ihm der Ackers Mann
Zur Ernde keinen Froſt noch Hoffnung machen kan:
So kam der Heiden Volck weit von dem Rhins-Strande
Von Taurus Klippen her. - - - - - - -

Der Poet wollte hier nicht allein die unzehlige Menge der Barbaren, und zugleich die Verheerung, ſo ſie bey ihrer Ankunft angerichtet, vorbilden, wie denn dieſelben im buchſtäblichen Verſtande die Saat auf dem Feld ohne Verſchonen zertreten und ausgeriſſen haben, ſondern zugleich als in einer Allegorie ihren grauſamen und barbariſchen Sinn characteriſiren. In derſelben Abſicht hat Poſtel dieſes Gleichniß im dritten Buche ſeines Wittekinds angewendet, V. 376.

Dieß Wort war kaum geredt, als ich ſchon konnte ſehn
Des Feindes erſtes Glied gequetſcht zu Boden liegen,
Als wann bey Sommer-Zeit gefrorne Schlossen fliegen
Aus ſchwartz-bewölckter Luft, dadurch der Ackers-Mann
In einem Augenblick zerſchmettert ſchauen kann
Die Hoffnung-reiche Ernd. - - - - - -

Auch iſt hier nicht zu vergeſſen, daß Opitz in dem erſt-angeführten Gleichniß-Bilde die Ankunft dieſer Barbaren von weit-entlegenen Gegenden deutlich bezeichnet, wenn er die Schlossen hoch aus den Wolcken herunter ſteigen läßt; man wird Mühe haben, ein anderes bequemes Bild zu finden, dieſen Umſtand anzudeuten.

Wenn eben dieſer belobte Poet in dem vortrefflichen Gedichte, Veſuvius, das grimmige Wüthen dieſes Feuer-ſpeyenden Bergs nach ſeinen ſchrecklichen Umſtänden beſchreiben will, ſo nimmt er das Bildniß vom Kriege:

. . . . . Bald kömmt ein ſolches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der ſchnöden Menſchen ſchlägt, daß aller Grund der Welt
Erzittert, oder auch im Fall ein kühner Held,
Der für die Freyheit ſteht, und ſeine groſſe Thaten
Auf gute Sache pflantzt, mit feurigen Granaten
Ergrimmet um ſich wirft, und zwinget eine Stadt,
Die noch an Billigkeit der Waffen Zweiffel hat,
Zu glauben was ihr dient. . . . . .

Hingegen wenn er im erſten B. der P. W. den Jammer beklagen will, den der Krieg in ſeinem Vaterlande angerichtet hatte, ſo dienen ihm eben dieſe ſchrecklichen Würckungen des wüthenden Veſuvius, die Verheerung des Kriegs ſchrecklich vorzubilden.

Wir können freylich nicht fürbey, mein Vaterland,
Und müſſen nur geſtehn, der Himmel ſey entbrandt,
Aus deſſen Zorn-Gericht ſo viel und ſchwere Plagen
Von allen Ecken her bey dir zuſammen ſchlagen;
Als wann Veſuvius gepichte Steine ſpeyt,
Und den Terrhener-Strand mit Flammen überſchneyt,
Daß Feld u. Wald verdorrt, daß Vieh u. Menſchen zittern,
Aus Zweifel ihrer Flucht, daß gantze Städte ſplittern,
Und fliegen in den Rauch. . . . . .

Und

Und wenn der Herr von Beſſer die Bombardierung der Stadt Stettin beſchreibet, iſt er in dem Gleichniß-Bilde davon ſehr ſorgfältig, alle die erſchrecklichen Umſtände, ſo dabey vorgekom:en, heraus zu ſtreichen.

Gleichwie wenn unverheſt bey ſchwüler Frühlings-Zeit
Drey Wetter auf einmahl, als wie zu einem Streit,
Von Süden, Oſt und Weſt zuſammen aufgezo:en,
Und nun der Himmel brennt mit lichten Feuer-Boaen:
Denn alles zagt und ſtarrt, bey der entbrandten Luft,
Wenn der erwachte Blitz auch ſeinen Donner ruft,
Und beyde Schlag auf Schlag ſchnell durch einander ſtreichen.
Daß in der Finſterniß die Schatten ſelbſt erbleichen.
Die Thiere ſteh:n beſtürtzt, die Hindin die verwirft;
Als wenn ſie ihrer Frucht nun weiter nicht bedürft:
Nun gar die Wolcken fliehn, der Erden Feſte zittern,
Und in den Alpen ſich die Stein-Gebürge ſplittern;
So gieng es dir Stettin, als gegen Mitternacht,
Die an ſich ſchrecklich iſt, der groſſen Mörſer Macht,
Von allen Lägern her, auf dich began zu wettern,
Und mit der Felſen-Laſt die Mauren zu zerſchmettern.

Wiewohl dieſes Gleichniß ziemlich hiſtoriſch, und von poetiſchem Zierrath entblößt iſt, ſo iſts dennoch überaus nachdrücklich und voller Schrecken. Hr. Doctor Pietſch hat daſſelbe Gleichniß in ſeinem Gedichte auf des Hertzogs Eugenius Feld-Zug gebraucht, die Belägerung und Beſtürmung von Temeswar zu ſchildern:

Wie wenn der Donner-Gott, indem ſein Zorn erwacht,
Um ſeinen Feuer-Thron die Schrecken-volle Nacht

Der

Der ſchwartzen Wolcken zieht, die ihn verhüllen müſſen,
Wenn er die Pfeile ſchärft, und in den Finſterniſſen
Den lichten Blitz gebiehrt, und durch das ſchnelle Licht
Den Eifer ſehen läßt, des Himmels Veſte bricht
Und alles niederſchlagt, biß in den Ungewittern
Die Rieſen untergehn, und Meer und Felſen zittern.
So bebet, o Eugen, bey des Geſchützes Knall
Der Mauren Gegenſtand, der unbezwungne Wall.
Das Volck, das freche Volck befällt ein kaltes Grauen,
Wenn ein zerſchmetternd Feur aus unſers Adlers Klauen
Auf ihre Scheitel fällt, wenn ſich ſein Zorn ergieſt,
Wenn Licht, wenn Finſterniß, wenn alles ſchrecklich iſt,
Der gantze Himmel brennt, der durch gehäuftes Krachen
Dem feſten Rauber-Sitz ein Ende dreut zu machen.

Die Zubereitungen zu dem erſchrecklichen Ungewitter ſind wohl und poetiſch ausgedrücket, ausgenommen daß in der dritten, vierten und fünften Zeile einige müſſige Ausdrücke, welche der Reim mag ausgehecket haben, eingeſchoben werden. Dieſe Verſe bekommen weit mehr Nachdruck, wenn dieſe Umſtände ausgelaſſen werden. Aber wenn er ferner die verderblichen und erſchrecklichen Würckungen des Ungewitters beſchreiben will, iſt er überaus kurtz und matt, auch iſt er nicht ſonderlich glücklich in der Wahl der Umſtände. Das Zeit-Wörtgen Biß in der ſiebenden Zeile hemmet die Schnelligkeit dieſer Würkungen. Der Untergang der Rieſen in der folgenden Zeile iſt in Vergleichung deſſen, was er bloß zuvor gemeldet, daß das Wetter alles niederſchlage, ein viel zu kleiner Umſtand,

als

als daß er insbeſondere hätte bemercket werden ſollen. Endlich iſt auch das Stück, worauf die Vergleichung hat beruhen ſollen, oder das Tertium comparationis nicht wohl ausgedrücket, und der Poet ſaget nicht was er ſagen gewollt.

Dieſes iſt nicht aller Nutzen, welcher von dieſen Gleichniſſen herfleußt; ſie dienen überdieß trefflich, die verſchiedenen Gemüths-Bewegungen gleichſam ſichtbar zu ſchildern, und die beſondern Grade der Höhe, auf welche eine Leidenſchaft geſtiegen iſt, deutlich zu beſtimmen, damit das Gemüthe dadurch in der angenehmen Unruhe und Aufwallung nach denen jedes mahl herrſchenden Umſtänden unterhalten werde. Nachdem die Gleichniſſe ſehr oft in dieſer Abſicht vorkommen, ſo wird ſichs wohl der Mühe lohnen, daß wir dieſen Gebrauch derſelben mittelſt Unterſuchung etlicher Exempel aus alten ſo wohl als neuen Poeten etwas ſorgfältiger erklären.

Homerus beſchreibet die Freude, welche Ulyſſes Hertz eingenommen, als er einsmahls von weitem Land erblicket, nachdem er ſchon zween Tage und eben ſo viel Nächte auf einem Balcken mitten in dem erboßten Meere herum getrieben worden, und jetzo gantz abgemattet allen Muth zugleich mit den Kräften verlohren hatte, wie folget, im fünften Buche der Odyſſea V. 394.

„Wie

„ Wie wann wohlgeartete Kinder mit in-
„ nerlicher Zufriedenheit ihren Vater sich
„ erhohlen und wieder aufleben sehen, wel-
„ cher lange Zeit an einer schweren Kranck-
„ heit danieder gelegen war, und hefftige
„ Schmertzen ausgestanden hatte, weil eine
„ feindselige Gottheit ihm heftig zugesetzet
„ hatte, aber jetzo von gütigern Göttern
„ ihrem Wunsch gemäß von seiner Kranck-
„ heit befreyet wird, mit eben so grosser
„ Zufriedenheit sah Ulysses nach seinem
„ Wunsch das Land und waldichte Gebürge
„ erscheinen.„ Homer hätte einfältig sagen können: Eine ungemeine Freude stellete sich in Ulysses Hertze ein, als er das Land erscheinen sah: Alleine damit hätte er uns einen viel zu matten und ungewissen Begriff gemachet. Ich bitte ferner hier anzumerken, daß der Poet in den vorhergehenden Zeilen die ungeduldige, mitleidige und Kummer-volle Sorge des Lesers für den Ulysses durch eine umständliche Beschreibung der anwachsendeu Gefahr, worinn er sich befand, langsam und allmählig erwecket, ernehret, und zuletzt auf das höchste getrieben hatte. Daher ließ er ihm jetzt angelegen seyn, daß er den Leser in dieser Bewegung behielte, und ihn nicht plötzlich, sondern nach und nach wieder beruhigte. Das menschliche Gemüthe ist so geartet, daß es mit Lust in der Bewegung ist, es

gehet gerne von einer Leidenſchaft zur andern fort, und eine wird immer von der andern vertrieben. Gleichwie das aufgebrachte Meer, das die Wellen wie Berge aufthurmet, nicht gählings wieder fällt, ſondern Staffel-Weiſe ſich leget und beſänftigt, alſo wird auch das Gemüthe, das von unangenehmen Leidenſchaften beunruhiget worden, nur allmählig befriediget und zur völligen Stille gebracht. Dieſes geſchieht durch das Mittel angenehmerer Leidenſchaften. Wann widerwartige und hohe Leidenſchaften unmittelbar auf einander folgen, muß allemahl je die letztere deſto empfindlicher ſeyn, und dieſer Abſatz iſt überaus angenehm für die Leſer. In dieſem Abſehen hat Homerus in dem angeführten Gleichniß des Ulyſſes Hertz gleichſam aufgeſchloſſen; er läßt uns darinnen ſchier vor Augen ſehen, wie die Todes-Angſt, die ſeine Bruſt ohne Hoffnung der Errettung beklemmet hatte, der plötzlichen Freude, ſo die anſcheinende Hoffnung ſich noch zu retten, in ihm aufglimmen laſſen, nachgeben muß; dieſe Freude war um ſo viel gröſſer, je gröſſer vorher die Gefahr, und je weniger Hoffnung zur Errettung übrig geweſen war. Dadurch wird das Gemüthe des Leſenden, ſo wohl als des Ulyſſes, in eine angenehme und unerwartete Veränderung geſetzet, welchen Abſatz die Franzoſen mit einem

nem Mahleriſchen Wort, Contraſt, zu benennen pflegen; die mitleidens-volle Sorge wird in eine ergetzende wiewohl unruhige Zufriedenheit verwandelt. Ob hier gleich die Gefahr, worinn die Kinder in dem Gleichniß-Bild vorgeſtellet werden, dem Scheine nach mit der Gefahr, welche Ulyſſes überſtanden, wenig gemein hat, ſo iſts dennoch ſehr geſchickt ausgeleſen worden, die zärtliche und doch dabey vernünftige Liebe Ulyſſes für ſein Leben auszudrücken. Kinder lieben ihre Eltern aus Trieb der Natur und aus Pflicht; nicht anderſt liebete Ulyſſes ſein eignes Leben. Hierunter lieget die Lehre verſtecket, man müſſe die Eltern eben ſo hoch lieben, als ſein eigenes Leben, welches man auch durch ihr Mittel empfangen hat. Falls nun Ulyſſes Liebe für ſein Leben nicht gröſſer geweſen, als die Liebe der Kinder für ihrer Eltern Leben iſt und ſeyn ſoll; ſo war folglich Ulyſſes Freude über die anſcheinende Erhaltung auch nicht gröſſer als die Freude der Kinder iſt, wenn ihnen ein liebreicher Vater wider Verhoffen wieder geſchencket worden; denn die Liebe für ein Gut, das uns genommen werden ſollte, iſt auch das Maß der Freude, die wir fühlen, wenn daſſelbe uns gegen alles Hoffen bleibet.

Was ſonſt Ulyſſes hier mitten in den Wellen für Gefährlichkeit ausgeſtanden, hat der Poet an einem andern Orte ſehr geſchickt in einem Gleichniß zu verfaſſen gewußt, um die

Hertz-

Hertz-empfindliche Freude zu beſchreiben, welche ſeine Gemahlin überfallen, als ſie ihn nach ſeiner ſo langen Abweſenheit, da ſie ihn längſt für todt beweinet, in ihrem Pallaſte wieder anheimſch geſehen, und für ihren Gemahl erkennt hatte. Dieſes Gleichniß findet ſich im drey und zwanzigſten B. der Odyſſ. v. 233. „Wie wann verunglückte Schiffer „ mit inniglicher Zufriedenheit das Land an„ ſehen, in Fall der zornige Neptunus ihr „ ſtarckes Schiff, nachdem es von den Win„ den und ungeſtümen Wellen herumgeja„ get worden, endlich an einer Klippe zerſtoſ„ ſen, ſo daß nur wenige aus dem ſchäumen„ den Meer ans Land ſchwimmen, welche „ dann, am gantzen Leibe mit Saltz beſudelt, „ nach überſtandenem Unglück frölich auf das „ Geſtade heraus ſpringen. Alſo ward Ulyſ„ ſes von ſeiner Gemahlin mit inniglicher Zu„ friedenheit empfangen, welche ihn unauf„ hörlich anſah.„ Homer hat ohne allen Zweifel auf die oben angezogene Begebenheit geſehen, als er dieſes Gleichniß-Bild verfertiget. Und fürwahr, daſſelbe iſt überaus bequem, Penelopen Freude über die Wiederkunft ihres Gemahls, welchen ſie nicht hatte hoffen dörffen jemahls wieder zu ſehen, nachdrücklich zu beſchreiben. Ihr könnet darinnen leſen, wie ihr zu Muth geweſen, als ſie ihn das erſte mahl wieder geſehen, nemlich nicht anderſt, als ob man ihr das eigene

Leben geſchencket hätte. Ihr ſehet da die freudige Aufwallung in ihrer Bruſt gleichſam vor Augen. Ein ſolch geſchickter Mahler iſt Homerus, daß er auch ſelbſt die verborgenſten Regungen des Hertzens gleichſam ſichtbar machen und empfindlich vorſtellen kan. Das Gleichniß-Bild iſt deſto richtiger, weil es vom Meer hergenommen, welches Ulyſſen in der That auf ſeinen Reiſen am fatalſten geweſen war, und ihn immer weiter von ſeinem väterlichen Reiche verſchlagen hatte. Man kans als eine Allegorie anſehen, worinne das abentheurliche Schickſal dieſes Helden kurtz-begriffen vorgeſtellet wird.

Hr. Profeſſor Gottſched hat in der Ode, Sachſens völlig erſetzter Verluſt, Homer hierinne glücklich nachgeahmet, wenn er Sachſen-Lands Freude über die ſichere Nachricht von Friederich Auguſts Leben, den man fälſchlich todt geſagt hatte, alſo beſchreibet:

Wie eine zarte Braut erwacht,
Wenn ſie des Liebſten Stimme höret,
Nachdem der Hochzeit-Kertzen Pracht
Ein trauriges Gerücht von ſeiner Gruft geſtöret;
Sie richt ſich auf, und ſieht umher,
Und bercht beſtürtzt und zweifelt ſehr,
Ob irgend ſie darbey ein ſüſſer Traum betrogen:
Doch endlich glaubt ſie, was ſie ſieht;
Und weil ihr Glück nun wieder blüht,
So wird im Augenblik der Braut-Schmuk angezogen.

So

* * *

So seh' ich Sachsens matten Blick
Auf einmahl hell und munter werden:
Der blosse Ruf von solchem Glück
Gesetzt es wäre falsch, erweckt es aus der Erden.

Dieses Gleichniß ist wohl gewehlet, und nicht unglücklich ausgebildet. Es giebet dem nackenten Begriffe von der frohen Bestürzung, in welche das ungewisse Gerücht von des Königs Leben Sachsen-Land gesetzet hatte, einen grossen Nachdruck, und es läßt uns desselben zärtlichste Triebe, den König in hoher Wohlfahrt zu sehen, in einem ähnlichen Bilde gleichsam abmessen.

Wenn Homerus gleicher Weise das ungeduldige Verlangen, womit Ulysses in Pheacien die Stunde seiner Abreise nach dem so sehnlich gewünschten Vaterland erwartet, recht deutlich beschreiben will, so nimmt er das Gleichniß von einem Ackermann, welcher mit heissem Verlangen auf den Untergang der Sonnen wartet, weil er dann zu der gewünschten Ruhe kommen soll. Im dreyzehenden B. der Odyssea, v. 31. „Wie einer sich nach dem Nacht-„ mahl sehnet, welcher den gantzen Tag „ die Pflug-Schaar geleitet und von sei-„ nen schwartzen Ochsen tiefe Furchen in „ dem Acker graben lassen; Er siehet das „ Licht der Sonnen mit Freude untergehen, „ und die Stunde des Nacht-Essens her-

„ bey kommen, die Knie sincken ihm schier „ ein, indem er nach Hause geht; also sah „ Ulysses mit Vergnügen die Sonne unter„ gehen.„ Der Poet hatte im neun und zwantzigsten Verse Ulysses Ungedult also beschrieben: „Ulysses lenckete das Haupt öf„ters nach der helle-leuchtenden Sonnen, „ und wünschete, daß sie bald untergehen „ mögte, denn er verlangte sehnlich in das „ Schiff zu steigen.„ Scilic. animo cupido nunquam satis festinatur. Diejenigen stummen und sanften Leidenschaften, die sich entweder gar nicht durch äusserliche Merckmahle oder nur ziemlich undeutlich offenbaren, als z. E. die Freude, die Bestürzung, das Verlangen ꝛc. können unmöglich nach dem wahren Masse und dem Grad, worauf sie sich befinden, anderst beschrieben werden, als durch eine Vergleichung, oder ein ähnliches Beyspiel. Also wird hier gesagt: Ulyssens Verlangen abzufahren war so groß, als zum Exempel die Sehnsucht eines Ackermanns der den gantzen Tag sich müde gearbeitet hat, nach dem Feyerabend ist. Die Aehnlichkeit beruhet hier alleine auf der Höhe der Begierde, welche bey beyden auf einen gleichen Grad angewachsen war, ob sie gleich nicht von einerley Ursache bey beyden herrührete.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Gleichniß im siebenzehenden B. v. 518. womit

mit Eumeus Penelopen nachdrücklich will zu verſtehen geben, mit welcher empfindlichen Luſt er die ſeltzamen Begebenheiten ſeines fremden Gaſtes angehöret habe: „ Wie man einen Poeten mit unverwandten Augen anſchauet, der unter ſterblichen Menſchen ſüß-ſchallende und liebliche „ Verſe ſinget, in welcher Kunſt er von „ den Göttern unterwieſen worden, man „ wünſchet, weil er ſinget, daß er niemahls „ aufhören mögte. Alſo beluſtigte mich dieſer Fremdling, indem er bey mir ſitzend „ mir ſeine Begegniſſe erzehlete.„ Wer die Mühe nehmen will der Sache nachzuſinnen, der wird finden, daß eine Erzehlung uns aus folgenden Urſachen gefallen wird, entweder hat ſie einen anmuthigen und reitzenden Inhalt, oder die Glücks- und Unglücks-Fälle wechſeln darinnen auf eine verwunderſame Weiſe ab; oder endlich geſchieht ſie mit einer geſchickten und ans Hertz dringenden Art der Vorſtellung. Es iſt wahrſcheinlich, daß alle dieſe Eigenſchaften ſich in des unbekannten Ulyſſes Erzehlung vereinigt gehabt haben. Das erſte läßt ſich daraus abnehmen, weil derſelbe ſich bey Eumeus für einen vertrauten Freund des Ulyſſes ausgegeben *, und daneben bezeuget **, daß Ulyſſes noch im Leben wäre; welches dem guten Alten ſehr angenehm

* Vers 512. ** Vers 525.

war zu hören. Das zweyte giebt der Poet damit zu verſtehen, daß er Eumeus ſagen läßt: Ulyſſes habe in drey Tagen die Erzehlung von ſeinen Begebenheiten, oder wie es heißt von ſeinem Jammer, nicht vollenden können *. Und am dritten wird niemand zweifeln, dem Ulyſſes Ruhm in der Wohlredenheit nicht verborgen iſt.

Ich muß dieſem Gleichniß noch eines aus dem achten B. v. 522. beyfügen, wo der Poet beſchreiben will, wie ſchmertz-empfindlich Ulyſſes durch den entzückenden Geſang des göttlichen Sängers Demodocus gerührt worden; welcher von der liſtigen Uberrumpelung der Stadt Troja, unter Ulyſſes Anführung, lautete: „Ulyſſes quälete ſich und badete die Wangen in Thränen, wie eine „ Frau ihren wertheſten Ehegatten beweinet, „ und ohne Scheue ſich auf den Mund des halb„ entſelten wirft, welcher im Angeſicht ſeiner „ Vater-Stadt und ſeiner Mit-Bürger zu „ Boden geſchlagen worden, alldieweil er mit „ groſſer Tapferkeit geſtritten, den fatalen Tag „ von der Feſtung und ſeinen geliebten Kin„ dern abzuwenden. Indem ſie ihn röcheln „ und ſterben ſiehet, ſtürtzet ſie ſich gantz und „ gar auf ihn, und heulet überlaut. Die grau„ ſamen Feinde ſchlagen ſie nichtsdeſtoweni„ ger von hinten mit den Spieſſen auf die „ Schultern und den Rücken, und führen ſie

„ in

* Vers 515. 517.

„ in die Sclaverey, wo Kummer-volle und
„ beschwerliche Tage auf sie warten. Die
„ Wangen fallen ihr von Hertz-brechendem
„ Leid ein. Also ließ Ulysses Kummer-volle
„ Zähren über die Wangen hinunter tropfen.„
Dieweil der Poet eine äusserst-empfindliche Betrübniß, welche Ulyssen das Hertz durchschnitten hatte, und sich unmöglich unterdrücken ließ, ausdrücken wollte, so erwehlet er sehr bequem eine Weibsperson zum Vorbild, nachdem die Frauen insgemein weichere, zärtere und empfindlichere Seelen haben, und damit er dieselbe in einen gerechten und höchst-empfindlichen Schmertzen versetzete, so erdichtete er die beweglichsten Umstände, welche vermögend waren sie am schnellesten und heftigsten zu rühren; Er stellte ihr ihren geliebten Ehegatten vor das Gesicht, der in einem Gefechte umgekommen, und zwar im Gefechte für das Vaterland und seine Kinder. Und damit ihr noch klärer sähet, wie empfindlich ihr dieses Schau-Gericht vorkomme, so erzehlt er euch ferner, wie diese Hertz-durchschneidende und mitleidens-volle Liebe sie zu unbesonnenen und verwegenen Unternehmungen verleitet habe, so daß sie sich mitten unter die Streitenden begeben, sich auf ihn geworffen, und dem Schmertzen sich gantz ergebend, ohne Fürsorge für ihre eigene Wohlfahrt, überlaut geschrien. Lauter Umstände, wel[illegible] die Schmertzens-volle

Empfindung dieſer Frauen unendlich vergröſſern. Da nun Ulyſſes Wehmuth-reiche und innigliche Empfindung mit dem Gemüths-Zuſtand derſelben vergliechen wird, ſo hätte ſolche ſchwerlich triftiger und nachdrücklicher können ausgedrücket werden. Dergeſtalt wird hier nicht Ulyſſes mit einer Frauen, ſondern ſeine Empfindung mit der ihrigen, welche von Natur heftiger iſt, nach ihrer wahren Gröſſe vergliechen und abgemeſſen. Weiter, wann Homerus, da es ihm frey geſtanden war Umſtände nach ſeinem Belieben zu erdichten, gedencket, daß dieſer Ehemann im Gefechte, zum Schutz ſeiner Vater-Stadt, ſeiner Mit-Bürger und Kinder, das Leben eingebüſſet, ſo wollte er damit andeuten, daß inſonderheit die Erinnerung von dem Verluſt ſo vieler wackerer Helden, die vor Troja geblieben, Ulyſſen ſo tief zu Hertze gegangen und ſolche Kummer-reiche Thränen ausgepreſſet habe. Endlich, wenn er ſie ſelbſt zu einer ſehenden Zeugin dieſes ſchrecklichen Anblickes machet, ſo iſt darunter ein geheimes Lob des kunſtreichen Dichters Demodocus enthalten, welcher die berühmte Einnahme der Stadt Troja ſo nachdrücklich und beweglich beſungen hatte, daß Ulyſſes geglaubt, er höre nicht bloß einen poetiſchen Geſang, ſondern ſehe die Geſchicht ſelbſt vor Augen, und habe aufs neue Theil daran; welches wahrhaftig ein Werck der vollkommenen Wohlredenheit iſt.

Gleich-

Gleichwie die Odyſſea uns Exempel von Gleichniß-Bildern leyhet, welche die zärtlichern und ſanftern Leidenſchaften zu erhöhen dienen, ſo wird man in der Ilias hingegen dergleichen Vorbilder von wildern und ungeſtümern Aufwallungen in groſſer Menge wahrnehmen können. Dieſes vermochte der ungleiche Character dieſer beyder Gedichte. In der Ilias herrſchet der Zorn und der Grimm, man ſieht da aller Orten Todte und Sterbende, die Helden darinnen folgen insgemein ihren Affecten und Begierden, welche verderbliche Würckungen nach ſich ziehen, und Beyſpiele abgeben, wie gefährlich es ſey, ſich ihrer Herrſchaft zu überlaſſen. Die Odyſſea iſt ruhiger und ſtiller, ſie ſollte ein Beyſpiel von Klugheit, Gelaſſenheit und Beſtändigkeit vorweiſen, und der Held darinnen iſt ein Bild der Tugend.

Gleich zu Anfang des vierzehenden Buches der Ilias beſchreibet der Poet Neſtors Unſchlüſſigkeit mit dieſem Gleichniß: „Wie „wann das weit-geſtreckte Meer ſich über„ſchwärtet, und jetzo noch mit ſtummen „Wellen in der Stille zuſiehet, wie die „Winde, die in der hohen Luft pfeiffen, „über ihre Gräntzen durchbrechen; daſſelbe „beweget ſich weder her- noch hinwerts, be„vor daß irgend ein Wind vom Jupiter her„unter zu ſteigen kömmt. Alſo überlegete der „alte Greiß bey ſich, ob er ſich lieber in das

„ Gefechte mengen, oder den Feldherrn „ Agamemnon aufſuchen wollte, mit ihm ſich „ zu berathſchlagen.„ Anſtatt meiner eigenen Gedancken, will ich lieber anführen, was die Frau Dacier bey dieſem Gleichniſſe erinnert hat. Es iſt, ſagt ſie, nach meinem Bedüncken kaum möglich, die Unentſchloſſenheit eines Menſchen in einer ungemeinen Gefährlichkeit durch ein erhabeneres und richtigeres Gleichniß auszudrücken, welches daneben von einer gründlichern Wiſſenſchaft natürlicher Dinge Anzeige gebe. Ein wenig vor dem Ungewitter fängt das Meer an ſchwartz und dunkel zu werden, doch bleibet es ſtille, bis daß der Wind aus den Wolcken durchbricht, und ſeine Wellen in Bewegung bringt. Das Meer iſt hier Neſtor, ſeine ſtummen und ſchwartzen Wellen ſind ſein Geiſt, der von dem bevorſtehenden Anfall der Feinde und den verſchiedenen Gedancken, ſo deßwegen bey ihm entſtehen, und ihn unſchlüſſig machen, verdüſtert wird. Der Wind, der vom Jupiter herunter geſtiegen, iſt der Hauch, der vom Himmel kömmt, und den Helden zu einem Entſchluß vermag.

Auch dem römiſchen Poeten war es nach der Erhabenheit ſeines Geiſtes ein leichtes, ſolche Sinn-Bilder zu ſeinen Vergleichungen zu erwehlen, welche vortrefflich bequem waren, die Sache, wozu er derſelben benöthiget war, nachdrücklich zu erhöhen, und das

Ge-

Gemüthe mit hohen Gedancken anzufüllen, damit es beſtändig in der Bewegung unterhalten würde. Das zweyte B. der Eneis iſt an dergleichen Nachdrucks-vollen Bildern ſehr reich, denn die pathetiſche Materie erfoderte ſie allda. Wann Virgil V. 302. des Eneas Beſtürtzung beſchreiben will, als er bey Uberrumpelung der Stadt Troja von dem kriegeriſchen Getümmel aus dem Schlafe aufgewecket worden, ſo heißt es alſo:

. . . . . Armorum ingruit horror:
Excutior ſomno & ſummi faſtigia tecti
Aſcenſu ſupero, atque arrectis auribus adſto;
In ſegetem veluti cum flamma furentibus auſtris
Incidit, aut rapidus montano flumine torrens
Sternit agros, ſternit ſata læta, boumque labores,
Præcipitesque trahit ſylvas: ſtupet inſcius alto
Accipiens ſonitum ſaxi de vertice paſtor.

Welches Gl. Hr. Hofr. Joh. Ulrich König in dem Helden-Lob Friederich Auguſts ſehr glücklich nachgeahmet, die Beſtürtzung über den Einfall der Türcken in Ungarn zu ſchildern:

Wie wann ein wütender und ausgetretner Fluß,
Indem ihn aufgeſchwellt ein ſtarcker Regen-Guß,
Hochmüthig ſich erhebt aus ſeinen engen Dämmen,
Hier Joch u. Brücken pflegt, dort Mühlen wegzuſchwemmen,
Die Wieſen überſpielt, der Hirt alsdann verzagt
Die Heerde vor ſich her, der Strohm den Hirten jagt,
Sich in die Thäler ſtürtzt, und immer weiter rücket,
Des armen Landmanns Saat u. Hofnung ganz erſticket,
Schäumt,

Schäumt, ſauſet, brauſet, rauſcht, und alles mit ſich reißt,
Die Mauren untergräbt, die Häuſer niederſchmeißt,
Das nahe Dorff verheert, das abgelegne ſchrecket,
Den Städten Schaden bringt, und allen Furcht erwecket.
So hatte dazumahl die ungeheure Macht
Des wilden Türcken-Heers das Land in Angſt gebracht;
Was lauffen kan, entflieht.

Sonſt hat uns Virgil in eben demſelben B. noch eine Beſchreibung von dieſer Gemüths-Bewegung gegeben, wo er das Entſetzen eines Menſchen abbildet, welcher einesmahls gewahr wird, daß er ſich mitten unter einem Hauffen Feinde, welche er für Freunde angeſehen hatte, befindet:

- - - - - Senſit medios delapſus in hoſtes:
Obſtupuit, retroque pedem cum voce repreſſit.
Improviſum aſpris veluti qui ſentibus anguem
Preſſit humi nitens, trepidusque repente refugit
Attollentem iras, & cærula colla tumentem.
Haud ſecus Androgeus viſu tremefactus abibat.

Wobey ich gedencken muß, daß das Original von dieſem Gleichniß in dem dritten Buche der Ilias V. 33. gefunden wird.

Bey dieſen Exempeln aus dem Lateiniſchen Poeten können wir lehrnen, daß deſſelben Kunſt, womit er eine gleiche Gemüths-Bewegung durch nachdrückliche Sinn-Bilder recht nach dem Leben ausdrücket und erhöhet, darinne beſtehet, daß er in beyden Stellen einen ähnlichen Unglücks-Fall, wodurch ein

gleiche Beſtürtzung in dem Menſchen gezeuget wird, mit groſſer Geſchicklichkeit beſchreibet; alſo daß er im erſten Gleichniſſe insbeſondere auf die Gröſſe und Ungeſtümigkeit der Noth, im andern auf den unvermutheten Uberfall derſelben geſehen hat. Denn weil die Beſtürtzung den Menſchen ſtumm, ſtarr und ſteiff machet, ſo kan ſie von ihren äuſſerlichen Merckmahlen und Würckungen nicht deutlich genung, und in dem eigentlichen Grad ihrer Haftigkeit beſchrieben werden, wie die zornigen, feindſeligen und gewaltthätigen Leidenſchaften. Man kan nichts mehrers davon ſagen, als was der Poet hier geſagt hat:

Obſtupuit, retroque pedem cum voce repreſſit.

Oder wie er ſich weiterhin in dieſem andern Buch V. 774. ausdrücket:

Obſtupui ſteteruntque comæ & vox faucibus hæſit.

Mithin weil die Beſtürtzung ſo wohl als alle andern Gemüths-Bewegungen ihre verſchiedenen Grade und Stuffen hat, je nachdem das Unvermuthete oder Erſchreckliche in einem Zufall mehr oder weniger groß iſt, ſo konnte der wahre Grad, worauf die Beſtürtzung ſich befand, nicht gewiſſer und deutlicher ausgedrücket werden, als durch die Abbildung eines ähnlichen Falles von einer gleichen Gefahr, denn wo die

die Beweg-Urſache einerley iſt, da muß die Würckung oder der Erfolg ebenfalls gleich beſchaffen ſeyn. Auf eine gleiche Gefahr wird nothwendig eine gleich ſtarcke Bewegung im Gemüthe folgen. Man muß aber hier die Gleichheit der Gefahr nicht in der Gleichheit des Zufalles, ſondern in der Ubereinkunft der Gröſſe der Gefahr, oder des Unvermutheten ſuchen, ſo ſich in Abſicht auf eine gewiſſe Perſon ereiget, denn einerley Gefahr kan einem Menſchen mehr Schreken als dem andern verurſachen. Wenn ihr nemlich in dem zuerſt angeführten Gleichniß aus der Eneis die Gefahr, womit die nächtliche Uberrumpelung der Stadt Troja begleitet war, das erſchreckliche Geſchrey der Soldaten, denen Mord und Brand allenthalben nachfolgete, mit dem Getöſe und der Verheerung, ſo ein aufgeſchwelltes wüthendes Wald-Waſſer anrichtet, abſonderlich in Vergleichung ſtellen, und deren beyder Gröſſe und Verhältniß in eurem Kopf gegen einander ausmeſſen wolltet, ſo würdet ihr leicht einen mercklichen Unterſcheid wahrnehmen. Zum Ex. der Hirt ſtehet im Gleichniß auſſer Gefahr,

. . . . . alto
Accipiens ſonitum ſaxi de vertice paſtor.

Hergegen befand ſich Eneas mitten darinnen. Allein neben dem, daß Eneas beym erſten Uber-

Uberfall der Bestürtzung so wenig wußte, daß er mitten in der grosten Gefahr stuhnde, als wenig der Hirt wissen konte, daß er in Sicherheit wäre, welches Virgil durch das Wort inscius ausdrücklich anzeiget; muß man die Gröss der Gefahr, so bey diesen beyden Zufällen herrschete, nicht vor sich abgesondert, und wie sie einem in seinem eigenen Kopf vorkommen mögte, sondern nach demjenigen Verhältniß betrachten und abmessen, wie sie nemlich denen Personen, welche sie angehet, natürlicher Weise hat vorkommen müssen. Denn wiewohl die Urtheile von dem Werth der Dinge nach dem verschiedenen Stand, dem Alter, der Wissenschaft, den Vorurtheilen der Menschen sehr verschieden sind, so ist nichtsdestoweniger bey alle diesem Unterscheid die Empfindung einer gleichen Gemüths-Bewegung bey aller Menschen einerley. Auf dieses persönliche Verhältniß weiset uns auch Virgil ausdrücklich, wenn er sagt: Arrectis auribus stupens adstio; veluti pastor stupet, cum, &c. Aus dieser Ursache hat er auch in der ausführlichern Beschreibung der Gefahr eben diejenigen Umstände geschickt ausgelesen, welche die Bestürtzung eines Hirten, Feld- und Landmanns, auf den höchsten Grad empor heben konten.

Sternit agros, sternit sata læta, boumque labores.

Auch

Auch kan man bey alle denen angeführten Stellen dieser rechtschaffenen Poeten des Homers und Virgils überhaupt anmercken, daß sie die Natur der Leidenschaften des menschlichen Gemüthes nicht alleine nach ihrem innerlichen Grund und ihren Würckungen, sondern auch in ihrer Zeugung und Ursprung völlig eingesehen, und daher allemahle, so oft sie eine Gemüths-Bewegung nach ihrer Beweg-Ursache beschreiben wollen, gewußt haben, eine Leidenschaft, je nachdem es der absonderliche Zweck an einem Orte so oder anderst erfoderte, nach ihrem Belieben biß auf einen gewissen Grad zu führen und zu erheben, wie auch in einem erdichteten ähnlichen Falle diejenigen Umstände aufzumützen, welche eine Person nach ihrem Stand und Umständen am schnellesten und häftigsten zu rühren vermochten. Man wird von mir nicht fodern, daß ich mich hierüber weitläuftiger einlasse; Es ist schon genung, daß ich zeige, worinne die Kunst derer vortrefflichen Poeten, welche jedermann so wohl gefallen, bestehe, und dabey die nöthige Anleitung gebe, wie man sich meine Anmerckungen zu Nutze machen müsse, im Fall man vermittelst derselben die Schönheit einer besondern Stelle, und den Grund, warum sie jedermann so wohl gefällt, entdecken will. Wenn ich selbst ein jedes Exempel, so ich anziehe, auf diese

Weise

Weiſe ſo genau unterſuchen wollte, ſo würde mein Werck allzuweitläuftig gerathen, und dem Leſer bald Verdruß und Eckel erwecken, welcher lieber hat, daß man ſeiner eigenen Einſicht etwas überläßt, woran er einen Verſuch thun möge, wie weit ſeine Kräfte langen. Demſelben will ich demnach anheim geben, mit ſolchen Stellen, worinnen verſchiedene mildere Gemüths-Bewegungen, zum Ex. eine Freude, ein Verlangen oder eine Sehnſucht, eine Luſt oder auch eine ſchmertzliche Empfindung in einem gewiſſen Grad ihrer Höhe nach ihrer Beweg-Urſache characteriſirt werden, eine Probe anzuſtellen; ich bin verſichert, daß er meine Erinnerungen in denſelben gegründet finden wird; Dieſes wird ihn dann nicht länger in der Ungewißheit ſtehen laſſen, ob er ſein Urtheil von dem, was in einer Schrift ſchön und angenehm iſt, auf eine tumme Empfindung, oder auf gewiſſe wohl-befeſtigte Sätze bauen müſſe.

Noch giebts gewiſſe Leidenſchaften, ſo ſich ſchwerlich in der Bruſt verſchlieſſen laſſen, und ſich nicht bloß durch geringe und ungewiſſe Merckmahle in den Gliedmaſſen erzeigen, wie die Freude, die Beſtürtzung, das Schrecken und andere thun, ſondern ſo bald ſie im Hertzen erzeuget ſind, mit Ungeſtüm hervor- und loßbrechen, und ſich durch ſchädliche Würckungen offenbaren. Von dieſer

schlimmen Art sind alle hitzige, feindselige und wilde Neigungen; Z. E. die Verwegenheit, die Ungedult, die Rache, die Wuth und so fort. Diese Gemüths-Bewegungen haben gleichermassen ihre verschiedenen Grade und Stafeln, welche sich eben durch die besagten Gewalt-übenden Würckungen am deutlichsten entdecken; dergestalt, daß es in Beschreibung derselben, wann man einen gewissen Grad ihrer Höhe genau bestimmen, oder nachdrücklich erhöhen will, hauptsächlich darauf ankömmt, daß man in einem richtigen Bild die gewaltthätige und meistentheils verderbliche Würckungen solcher Gemüths-Bewegungen nach denen dabey vorkommenden, vergrössernden Umständen in dem rechten Masse lebhaft abbilde. Welches auf zweyerley Wege geschehen kan. Entweder entlehnet man diese Bilder von solchen Wesen so einer gleichen Neigung unterwürfig sind, und welchen diese wilden und schädlichen Leidenschaften von Natur angestammet sind, und gleichsam für eigen zugehören, ich meine die Thiere: Oder von gewissen Dingen, so zwar für sich selbst keiner Leidenschaft fähig sind, jedoch nichtsdestoweniger eben dergleichen verderbliche Würckungen zeugen können; welche öfters Werckzeuge der Rache sind, womit die Hand des Allmächtigen auf die verruchten Menschen schlägt. Z. Ex. der Wind, der Donner, der Hagel, das

Feuer,

Feuer, das Waſſer, und ſ. f. Denn da ſich die Grade der Höhe, auf welche eine ſolche Gemüths-Bewegung angewachſen, durch deren bloſſe Würckungen deutlich offenbahren, ſo ſind die Bildniſſe dieſer Würckungen ſchon zulänglich, das eigentliche Maß ſolcher Gemüths-Bewegungen vorzubilden. Laſſet uns dieſes mit einigen Exempeln erläutern.

Homerus beſchreibet im zwey und zwanzigſten B. der Odyſſea Ulyſſes freudigen und hohen Muth, mit welchem er an den Buhlern Rache geübet, dergeſtalt: „Wie die „Habichte, mit krummen Klauen und ha„kigten Schnäbeln bewaffnet, von dem Ge„bürge herunter ſteigen und die kleinen Vö„gel überfallen. Dieſe dörffen ſich aus „Schrecken nicht in die Wolcken erheben, „ſondern flattern dem Boden nach in der „Irre herum. Jene ſtellen unter dieſen ein „grauſames Schlachten an. Denn ſie wiſ„ſen ſich nicht zu ſchützen, noch durch die „Flucht zu retten, noch irgend in einen ſichern „Ort zu verbergen. Die todten werden den „Menſchen zur Ausbeute, welche ſich dar„mit gütlich thun. Alſo fielen Ulyſſes und „ſeine Freunde in die Nachwerber, und ſchlu„gen ſich mit ihnen in dem Hauß herum.„

Ein anders Exempel findet man im zweyten B. der Eneas V. 495.

Fit via vi: rumpunt aditus, primosque trucidant
Immissi Danai, & late loca milite complent:
Non sic aggeribus ruptis cum spumeus amnis
Exiit, oppositasque evicit gurgite moles,
Fertur in arva furens cumulo, camposque per omnes
Cum stabulis armenta trahit: vidi ipse furentem
Cæde Neoptolemum. - - - - - - - -

In dem ersten Exempel wird die Würckung einer wüthenden Rach-Lust mit den bösen Würckungen eines Vogels, der dieser Neigung ergeben, und gäntzlich darauf abgerichtet ist, (denn das Bild ist, wie es scheinet, von dem Vogel-Beitzen entlehnet,) und im andern mit der Verheerung, so ein ausgetretner Strohm verursacht, welchem durch eine gewohnte Figur eine gleichmäßige Neigung beygeleget wird, fertur in arma furens, in Vergleich gestellt.

Dieses letztere Gleichniß haben einige von unsern deutschen Poeten nachgebildet. Wenn Günther in der Lob-Schrift auf König August den muthigen Angriff der Sächsischen Armee beschreiben will, sagt er:

Und wo dein Wort u. Schlag den ersten Anariff thut,
Da schießt es als ein Strohm von Bergen, Klipp- und Hügeln,
Den Schnee zerschmoltznes Eyß u. Reben-Bäche flügeln,
Und der, wohin sein Fall die wilden Fluten schmeißt,
Aufs allerschleunigste Fels Holtz u. Damm durchreißt,
Und wenn ihn ohngefehr ein enges Ufer hemmet,
Feld, Garten, Wiesen, Wald u. Heerden überschwemmet.

Das

Das Gleichniß-Bild iſt eben daſſelbe, welches Virgilius gebrauchet hat, aber duo cum faciunt idem non eſt idem. Der Römiſche Poet hat diejenigen Umſtände, welche den reiſſenden und Gewalt-brauchenden Wuth der Neigung, von welcher er redet, mit Nachdruck vor Augen legen, geſchickt aufgemützet; er hat ſeinem Strohm mit Fleiſſe viele Hinderniſſe in den Weg geleget, damit er ihn an denſelben ſeinen Grimm ausüben, und mächtige Proben von ſeiner durchbrechenden Gewalt ablegen lieſſe. Aggeres rumpit, oppoſitasque evincit gurgite moles. Hergegen machet der Deutſche in der Ausbildung ſeines Gleichniſſes den Widerſtand ſehr gering und ſchwach, er ſcheint alleine bemühet die Schnelligkeit ſeines Lauffes zu vergröſſern, er läßt ihn von Bergen, Klippen und Hügeln herab ſchieſſen, der Reim muß ihn flügeln, er heißt den Schnee und das Eyß ſchmeltzen, und leitet noch Neben-Bäche darein, damit er ſein Waſſer aufſchwelle. In der nächſten Zeile, ſo auf dieſe folget, ſchreibet er ſeine gantze Kraft dem Fall zu. Anſtatt daß Virgilius dieſes alles zuſammen faſſet, und durch das Beywort Spumeus amnis ausdrücket, im übrigen uns die Schnelligkeit ſeines Laufes, den Grimm und die Gewalt deſſelben, in deſſen mächtigen Würckungen ſehen läßt, welche er mit den Worten vorſtellet: Rumpit, evin-

cit, fertur furens, cum ſtabulis armenta trahit, &c. Dergleichen mächtige Würckungen thut Günthers Strohm nicht, derſelbe richtet weiter nichts aus, als daß er durchreißt und überſchwemmt, welches ja kleine und geringe Sachen gegen die groſſen und mühesamen Zurüſtungen ſind, ſo der Poet in den erſten Zeilen gemachet hatte. Parturiunt montes. Pojel hat eben dieſes Gleichniß im neundten B. des groſſen Wittekinds weit glücklicher nachgebildet:

Gleichwie ein Regenbach, der von der Felſen Höh
Durch enge Fahrten ſtrecht, und grimmer als die See
In ihrer Weite brauſt, von Klippen und von Dämmen,
Von Bäumen und Gebäu nicht ſeine Strudel dämmen,
Das Raſen brechen läßt, nein, ſondern nur mehr dringt,
Je mehr der ſchmale Gang ihn in die Enge zwingt;
So war der Sachſen Held. - - - - - - -

Und ein faſt ähnliches Bild findet ſich in Hrn. Dr. Pietſchen Gedicht aus des Hertzog Eugenii Feld-Zug.

Wie wenn der ſtrenge Nord die ſtarcken Flügel hebt,
Und aus der Höhle ſteigt, der feſte Grund erbebt,
Wenn er den rauhen Thon läßt durch das Land erſchallen
Biß Thürme, Thor, Pallaſt, Schloß, Hauß u. Hütten fallen,
Und dieſer Mauren Grauß die Menſchen niederſchlägt,
Die ſein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts traut.
Wenn er die Wälder ſelbſt aus ihren Wurtzeln dränget,
Und Stein, Baum, Thier und Menſch in einen Klumpen menget.
So reibt des Helden Arm die Saracenen auf,
Und ſchlägt die gantze Macht. - - - - -

Hier

Hier wird die Wuth eines streitenden Helden nach dessen schrecklichen Würckungen, in Vergleichung mit den Lands-verderblichen Würckungen eines starcken Nord-Windes, beschrieben. Alleine die Ausbildung ist nach meinem Ermessen etwas schlecht gerathen. Der Poet verweilet sich mit zu vielen fremden Umständen, die nicht hieher gehören. Dergleichen sind die Erschütterung der Erden im zweyten, und der Schall des rauhen Thones im dritten Verse. In der Zeile:

Biß Thürme, Thor, Pallast, Schloß, Hauß u. Hütten fallen.

Hält das Zeitwörtgen **Biß**, womit die Rede verknüpfet wird, den Ausbruch der schädlichen Würckungen des Windes allzu lange auf, und es scheinet, als ob er diese Würckungen dem Schall des rauhen Thones zuschreibe. Zudem betrachtet er den Fall der Thürme, Palläste, Schlösser und Häuser nicht lediglich, als eine Würckung der Gewalt und des Grimms des Nord-Windes, denn er hätte sonst ein Verbum activum gesetzt, an dessen Statt er nur einzig sagt: **Biß sie fallen**; und es also nur als einen historischen Erfolg beschreibet. Dadurch wird der Begriff von der Stärcke und Macht des Windes mercklich verdunkelt und geschwächet. Hierzu kömmt, daß er in der fünften Zeile die Erschlagung der Menschen wiederum gantz historisch, nicht

als eine unmittelbare, ſondern als eine bloß zufällige Würckung des Winds beſchreibet. Nachgehends verfällt er einesmahls wieder auf die erſtaunlichen und erſchrecklichen Würckungen des Nord-Windes, und treibet dieſelben großſprechend biß auf das Unglaubliche und Ungeheure, in den drey folgenden Zeilen:

Die ſein gedrehter Hauch im Wirbel aufwärts trägt,
Wenn er die Wälder ſelbſt aus ihren Wurtzeln dränget,
Und Stein, Baum, Thier und Menſch in einen Klumpen menget.

Hier verliehret ſich das wahre Ebenmaß zwiſchen dem Bild und Gegen-Bild gäntzlich, und zugleich die Wahrſcheinlichkeit mit.

Wann der Hr. von Beſſer in dem Lob-Gedicht Friedrich Wilhelms des Groſſen den ſtandhaften und unbeweglichen Muth, mit welchem die Schwediſchen und Brandenburgiſchen Truppen in der Warſchauiſchen Schlacht 1656. der fürchterlichen und ſechs mahl ſtärckern Polniſchen Armee widerſtanden, und ihren grimmigen Angriff ausgehalten, beſchreiben will, bedienet er ſich eines nachdrücklichen Gleichniſſes:

Wie aber, wenn im Herbſt ein Sturm das Meer erregt,
Es ſeine Tieffen dann auf Berge weltzt und trägt,
Brauſt, ſchaumet, wallt und tobt, mit aufgethürmten Wellen,
Die aus dem innern Grund hin in die Lüfte ſchwellen;

Und

Und dennoch, wie es raaſt, mit aller ſeiner Wuth,
Die Klippen nicht verſehrt, die mitten in der Fluth;
Sie ſtehn, obgleich auf ſie, wie andre Klippen fallen,
Die nur in ihren Schlund geſchwaͤngt zuruͤcke prallen:
So hielt der kleine Trupp auch den ergrimmten Lauf
Des Wellen-gleichen Heers ganz unbeweglich auf,
Und ſchleuderte den Feind zuruck in ſeine Schantzen.

Das Gleichniß-Bild iſt gantz richtig, und künſtlich ausgeführt, ausgenommen daß der Poet ein wenig zu hiſtoriſch, und in Ausführung der Aehnlichkeiten zu ſorgfältig iſt. Im übrigen iſts eine gute Copie aus Homers Ilias, wo im fünfzehenden B. alſo ſtehet, V. 618. „Wie ein groſſer Felß, der nahe an „dem weiß-beſchäumten Meer ſteht, unbe„weglich bleibet, und die ungeſtümlich dar„auf anprallenden lauten Winde und aufge„laufenen Wellen erwartet, welche mit wil„dem Geröſe in ſeinen Schoß zurücke fallen. „Alſo erwarteten die Griechen die Trojaner „mit feſtem Fuß, und wichen keinen Schritt „hinter ſich.„ Dieſem Gleichniß füget der Poet unmittelbar ein anders bey, womit er auf einmahl Hectors grimmigen Anfall auf die Griechen nach ſeinen fürchterlichen Würkungen, und das deßwegen bey den Griechen entſtandene Schrecken nach deſſen Beweg-Urſache abſchildert. Daſſelbe iſt deſto merckwürdiger, weil der berühmte alte Criticus, der die Abhandlung von dem Erhabenen geſchrieben, ſelbiges im zehenden Capitel angeführt

führt hat, zu zeigen, daß die Umſtände, ſo am rechten Ort ausgeſetzet, und mit verſtändiger Wahl zuſammen geſtellet werden, am allermeiſten beytragen, einen Vortrag erhaben zu machen. Es lautet wie folget: „Aber „ Hector rannt' voller Feuer auf dieſen Hauf„ fen an, und ſtürtzete ſich mitten in denſel„ ſelben, wie wann die Fluth von den Wol„ ken mit aller Macht in ein Schiff hinunter „ ſtürtzet, und Kraft und Nahrung von dem „ Winde bekömmt. Das Schiff iſt vom „ Schaume gantz bedecket; und in den Se„ geln pfeiffet eine gefährliche Winds-Braut. „ Die ſchiffenden zittern, die Furcht beklemmt „ ihnen das Hertz, da ſie dem Tod ſo nahe „ ſind. Alſo zerſpaltete den Griechen das „ Hertz in der Bruſt vor Schrecken.„ Man beliebe anzumercken, daß das Schrecken der Griechen hier zugleich nach ſeiner Beweg-Urſache und nach ſeiner Würckung vergröſſert wird. Die Beweg-Urſache, welche die Griechen in Angſt und Schrecken geſetzet hatte, war Hectors Stärcke, und bevorab ſein Grimm, welchen der Poet ſeinen Würckungen nach in ſeiner Gröſſe und Heftigkeit charakteriſirt, da er mit groſſer Geſchicklichkeit nur die ſchrecklichſten Umſtände in dem allegoriſchen Bilde zu erwehlen, und dadurch den Affect auf denjenigen Grad hinan zu treiben gewußt, der zu ſeinem Endzweck am bequemſten dienete. Alle dieſe abſonderlichen

Umſtände

Umſtände ſind gleichſam ſo viele Wind-Stürme, womit die Heftigkeit des Affectes immer mehr aufgetrieben und erhöhet wird. Er vergröſſert denn ferner das Schrecken auch nach ſeinen Würckungen, wenn er hinzu ſetzet: „Die Schiffer zittern, die Furcht „beklemmt ihnen das Hertz, da ſie den „Tod ſo nahe vor ihnen ſehen.„ Die Beweg-Urſachen, von welchen ein Affect gezeuget und entzündet wird, beſtimmen zwar deſſelben Grad und Staffel, denn nach der Stärcke der Beweg-Urſachen verhält ſich auch die Stärcke des Affectes: Alleine, da die Gemüths-Arten ſehr ungleich ſind, indem einige leichter Feuer fangen, als andere, und folglich einerley Urſachen nicht in einerley Grade auf alle Gemüther würcken; ſo kan man die Gröſſe und Stärcke der Affecte viel gewiſſer aus den Würckungen derſelben abnehmen; non enim plus eſt in effectu quam in cauſa: Gleichwie man die Höhe der Hitze oder des Windes am allerdeutlichſten aus ihren Würckungen ermeſſen kan. Das macht, daß die Poeten auch öfters, wenn ſie eine Beſchreibung deſto lebhafter und genauer ausarbeiten wollen, einen Affect nicht alleine nach ſeinen Beweg-Urſachen alleine, ſondern zugleich von ſeinen Würckungen abbilden. Wenn alſo Virgilius im zweyten Buch der Eneis einen verwegenen Muth, der ſich in die augenſcheinlichſte Gefahr wagt, beſchreiben will, ſo ſagt er V. 355.

Sie

Sic animis juvenum furor additus. Inde Lupi ceu
Raptores atra in nebula, quos improba ventris
Exegit cœcos rabies, catulique relicti
Faucibus expectant ſiccis; per tela, per hoſtes
Vadimus haud dubiam in mortem. - - - -

Er nennt die Leidenſchaft, ſo hier herrſchet, furorem, und vergröſſert dieſelbe im Gleichniß-Bilde in Abſicht auf die Beweg-Urſache, indem er einen Wolf wehlet, der von Natur räuberiſcher Art iſt, daher er ihn auch Raptorem heißt, ferner wenn er von deſſen unbarmhertzigen Hunger, improba ventris rabie, und ſeiner Liebe zu den Jungen, Meldung thut, qui relicti faucibus exſpectant ſiccis. Aber er vergröſſert ſie noch mehr in Abſicht auf die Würckung, wenn er ſagt: Wie ein Wolf, ſo gehen auch wir in den augenſcheinlichen Tod; und zwar, per tela, per hoſtes.

Amthor hat in dem Gedicht auf Friederich den Vierdten bey Gelegenheit der Gefangen-Nehmung der gantzen Schwediſch-Steinbockiſchen Armee ein Gleichniß angebracht, welches mit Virgils ſeinem einige Verwandtſchaft hat:

Wie wenn ein freches Thier in reiche Wälder ſetzet,
Und die Gedancken ſchon mit fettem Raube letzet,
Ihm, da es fangen will, die Freyheit ſelbſt verkürtzt,
Und mit verhängtem Lauf in eine Grube ſtürtzt,
Wo Durſt und Hunger nur die magre Tafel decken,
Und oben um den Rand ſich Drach und Löwe ſtrecken.

Daß

Daß Fliehen und Verziehn ihm gleich gefährlich iſt,
Weil es der Sieger hier und dort der Mangel frißt;
Alsdann ſein kecker Geiſt ſich in ſich ſelbſt verzehret:
Und gantz Verzweiflungs-voll bald vor- bald rückwarts fahret:
So quälte ſich der Feind mit zweifelhaftem Rath,
Seit dem er ſeinen Fuß beſtrickt gefunden hat.
Bald ſoll ein mürber Reſt von bald zergangnen Schollen
Ihm noch zum Brücken-Bau die letzte Hülffe zollen,
Dem Fritens Eigenſinn doch keinen Beyfall giebt;
Vielleicht weil Waſſer nicht des Feuers Freunde liebt.

Geſetzt, daß dieſes Gleichniß noch ſo geſchickt auserſehen wäre, ſo iſt es gleichwohl ſehr übel ausgeführt; da der Poet mit des Thieres Stürtzung in die Grube die Noth und Gefahr deſſelben durch nachdrückliche Wörter und Redens-Arten hätte vergröſſern ſollen, ſo iſt er luſtig und kaltſinnig genung, uns mit einer wunderlichen Metaphora zum Lachen zu bewegen, wenn er Durſt und Hunger in der Grube eine magere Tafel decken läßt; und die weitere Ausführung des Gleichniſſes iſt mit ungereimten Metaphoren und falſchem Witz übel verderbt. Z. E. **Die Schollen, die zum Brücken-Bau Hülfe zollen.** Und die beygefügte Urſache, **weil Waſſer nicht des Feuers Freunde liebt**, iſt recht wunderlich. Was mögen das für figürliche Feuers-Freunde ſeyn, welche das Waſſer nicht lieben kan.

Der

Der Vierte Abschnitt.

Von den lehrreichen Gleichnissen.

Widerlegung einiger, welche der Wohlredenheit die Gabe zu unterrichten absprechen. Gebrauch der Gleichnisse zur Unterrichtung, wann ein lehrreicher Satz mit einem ähnlichen eben so lehrreichen Satz verglichen wird; oder eine Handlung mit einer andern. Annehmlichkeit solcher Gleichnisse. Behutsamkeit, in der Einmengung eines fremden Gedanckens zu gebrauchen. Ihr Sitz und Platz sind die Lehr- und Straf-Gedichte. Wie Pope den Satz, daß ein Monarche sich selbst Gesetze schreibe, bey einem ähnlichen physicalischen Satz angebracht hat. Wie Buttler die politische Anmerckung, daß grosse Staaten unter ihrer eigenen Grösse einsincken, unerwartet in eine andere eingewebet hat. Wie Horatius den Satz, daß ein Feldherr seinen fertigen Geist in plötzlicher Gefahr am besten weise, bey einem lustigen Zufall eingetragen hat. Kunstgriff ein Urtheil der Menschen durch ein ähnliches aber widerwärtiges zu widerlegen. Lehrreiche Vergleichung des menschlichen Lebens mit einer Mahlzeit, von Horaz, Opitzen und Günthern angestellet. Wie Opitz die Furcht der Gerechten für dem Tod, und den Grimm der Tyrannen gegen ihnen mit einem solchen Gleichniß von ähnlichen Fällen lächerlich machet. Wie Pope so viel Partheylichkeit in den Sachen des Witzes bemercket, als sich in Glaubens-Sachen erzeiget. Wie dieser Poet lehret, woher die Verschiedenheit der Kleidung entsprungen sey, bey Gelegenheit, da er von der verschiedenen Schreib-Art redet. Wie er die Frauens-Personen mitnimmt, da er der Liebhaber gewisser Bücher lachet. Exempel, da moralische Zeitungen die Materie des unterrichtenden Gleichnisses hergeben; aus Pope, Haller, Buttler, Horatius und König.

Schon

SChon in dem entfernten Alterthum sind Leute gewesen, welche aus einer philosophischen Kaltsinnigkeit die Wohlredenheit vor eine Dienerin der Wollust und abgesagte Feindin der Wahrheit und Weißheit ausgeschrien und verunglimpfet haben. Sie betrachteten dieselbe als eine betriegerische Künstlerin, welche weiß, daß sie sich des menschlichen Gemüthes durch die Erregung der Neigungen bemeistern kan, wann sie unter den Gemüths-Leidenschaften einen Aufstand anzettelt, in welchem die weitsehende Vernunft ihrer Herrschaft entsetzet wird. In diesen Gedancken stuhnd Eratosthenes; er lehrete öffentlich, ποιητὴν πάντα ϛοχάζεσθαι ψυχαγωγίας ἐ διδασκαλίας ἕνεκα; die Poesie diene alleine zu bewegen, und nicht zu unterrichten. Alleine Strabo hat auch schon die Mühe genommen, und diese Beschuldigung weitläuftig wiederlegt. Er hat in dem ersten Buche seiner Erd-Beschreibung gezeiget, daß die Wohredenheit eine Pflegerin der wahren Weißheit sey, welche uns ἔθη καὶ πάθη καὶ πράξεις lehret, und daß sie von der gemeinen Lehr-Art nur darinnen abgehe, weil ihre Unterrichte allemahl mit einem gewissen Ergetzen begleitet sind. Ein jeder Unterricht gebiehrt zwar ein Vergnügen, wie das Licht, wenn es das Finsterniß vertreibet; und wann wir wahrnehmen, daß die Gräntzen unserer Erkänntniß erweitert werden,

werden, ſo bringet es uns eben ſo wohl Vergnügen, als einem Monarchen die Erweiterung ſeiner Herrſchaften. Alleine das Ergetzen, welches die Wohlredenheit dem Unterrichte mittheilet, iſt von einer andern Natur, ſeine Würckungen ſind ein groſſes ſinnlicher und fühlbarer, und daher wird es auch weit ſtärcker und nachdrücklicher empfunden. Die Wohlredenheit machet, wie die Magie, die uncörperlichen Dinge ſichtbar, ſie giebet den Todten das Leben, und machet den Sinnen begreifflich, was der Verſtand ſonſt, ob er gleich in ſich ſelbſt hinein gekehret iſt, nicht ohne ein tiefes Nachdencken erreichen kan, und eben dadurch bringet ſie zuwege, daß die unbändigen Leidenſchaften ſich der Einſicht der Vernunft nicht wiederſetzen, ſondern ohne Empörung ihren Befehlen gehorchen. Denn eben darinnen beſtehet der Character der ächten Wohlredenheit, daß ſie die Harmonie und das gute Vernehmen der verſchiedenen Arten des Vermögens in den menſchlichen Gemüthern unterhält, und die ſtreitenden Gedancken befriedigt. Wenn ſie ſich für die Affecten partheyet, und dieſelben in ihren aufrühriſchen Factionen und Zuſammenſchwerungen wider die Vernunft unterſtützet, und mit Waffen verſiehet, ſo wird ihr der Nahme der Wohlredenheit unverdient beygeleget, und die Luſt, welche ſie dann verurſacht, kan nicht richtig und voll-

kom-

kommen ſeyn, weil die reine Vernunft, die alleine des höhern von der Wahrheit begleiteten Ergetzens fähig iſt, ihr beſtändig widerſpricht.

Die Gleichniſſe ſind ein beſonderes Stück, womit die Wohlredenheit auch den abſtracteſten und abgezogenſten Gedancken ein fühlbares Weſen mittheilet, die unterſchiedlichen Grade unſichtbarer Dinge eben ſo leicht als die Gröſſe der Cörper ausmißt, und das Gemüthe des Leſers durch die künſtliche Vorbringung eines ſonſt nicht gar angenehmen Gedanckens, der unter dem fremden Bild einer ergetzlichen Sache vorgeſtellet wird, mit einer empfindlichen Luſt anfüllet und an ſich zieht. Alle dieſe Würkungen und Abſichten der Gleichniſſe, welche ich in den vorhergehenden Abſchnitten ausführlich abgehandelt habe, dienen auch vornehmlich die Einbildung zu erleuchten, und das Gemüthe zu rühren, folglich εἰς ψυχαγωγίαν, daher die Bilder auch bey dieſen Abſichten meiſt von cörperlichen Dingen entlehnet werden. Alleine es giebt noch eine beſondere Art Gleichniſſe, deren Abſicht höher und edler iſt, zumahl ſie alleine oder vornehmlich εἰς διδασκαλίαν, zu unterrichten dienen. Ich halte mich vor verbunden, von dieſer Abſicht der Gleichniſſe mit einem verdoppelten Fleiſſe zu handeln, weil ſich nicht nur in den Schriften unſerer Landes-

leute, sondern auch bey Scribenten fremder Nationen gar selten Exempel von dergleichen antreffen lassen, und weil insonderheit philosophische Köpfe, welche sich nach einem höhern und feinern Ergetzen, als dasjenige ist, das von den Sinnen entstehet, umzusehen pflegen, einen Geschmack daran finden.

Man kan zwar in einem weitläuftigen Verstand sagen, daß alle Gleichnisse Unterricht in sich haben, in so ferne sie uns jedesmahl anstatt einer Sache oder einer Wahrheit zwo vor Augen legen, von welchen eine in dem Zusammenhang der ganzen Rede alleine in Absicht auf ihre Verwandtschaft mit einer andern Sache in einem gewissen Stücke, einen Platz fodern kan; hernach auch, in so fern die Gleichnisse uns allemahl das Verhältniß und die Verwandtschaft zwischen zwey Dingen eröfnen: Alleine diese Würckung ist bey allen andern Gleichnissen nur zufällig, und der Scribent richtet sich weder in der Wahl noch in der Ausführung seines Bildes darnach, sondern er achtet sich nur nach der besondern Absicht, die er sich vorgesetzet hat, er mag mit einem Gedancken erklären, ergetzen, oder beleben wollen. Hingegen ist in derjenigen Gattung Gleichnisse, von welcher hier gehandelt wird, die erste und vornehmste Absicht eines Verfassers bey Veranlas-

sung

sung eines Gedanckens, den die Materie an die Hand giebt, einen andern eben so lehrreichen Satz und Gedancken, welcher mit dem erstern eine gewisse Aehnlichkeit hat, in die Rede einfliessen zu lassen, und dadurch noch eine Wahrheit zu lehren, welche doch eigentlich zu dem Haupt-Zweck der Schrift nicht gehörte. Hier ist das Gleichniß-Bild allemahl ein angenommener philosophischer, moralischer, oder politischer Satz, der bekannter ist, als derjenige, mit welchem er verglichen wird; daß uns also diese Gleichnisse jedesmahl zwey ähnliche Sätze, Urtheile, Absichten, oder auch moralische Handlungen vorstellen. Wann ein geistreicher Kopf seiner Materie mit einem ernstlichen Nachdencken nachhängt, da er die gantze Reihe der Wissenschaften innen hat, und daneben eine grosse Fertigkeit des Verstandes besitzet, die Verwandtschaften der Dinge geschwinde zu entdecken, muß er natürlicher Weise aus Veranlassung der Aehnlichkeit zwischen den Dingen öfters von seiner Materie zu vielen fremden Gedancken und Wahrheiten, die zu seinem Haupt-Zweck nicht dienen, abgezogen werden. Alleine da er zugleich mit einer wahren Liebe zu seiner Materie eingenommen ist, welche ihm nicht zuläßt seinen Zweck aus den Augen zu setzen, da er daneben mit einem gesunden Wehl-Urtheil

begabet ist, so wird er aus der Menge der ihm aufstossenden ähnlichen Gedancken nur die bequemsten und lehrreichsten zu erwehlen, und in seine Rede einzutragen wissen. Diese Gleichnisse sind so viel kurtze Abwege, welche den Leser zwar von dem geraden Pfade abführen, und von dem vorgesetzten Ziel, doch nur auf eine kleine Zeitlang, entfernen, inzwischen aber ihm die Beschwerlichkeit der Reise durch die Eröfnung fremder und unerwarteter Gegenstände, und ändernder Durchsichten und Gefilde, versüssen und einiger massen verbergen. Die menschliche Wissens-Begierde wird trefflich wohl vergnüget, wenn sie, wie im Vorbeygehen und ohne sich von dem Haupt-Zwecke zu entfernen, etwas neues und fremdes lernen kan; Wenn der Verfasser, indem er einen Gedancken ausbildet, uns in dem emblematischen Bilde solche Wahrheiten und Aehnlichkeiten entdecket, die wir selbst nicht wahrgenommen hätten, und uns also unterrichtet, daß es doch den Schein nicht hat, daß er uns unterrichten wolle; Wenn er einem Gedancken und Urtheil, welches neu und fremd ist, bloß durch die Vergleichung mit einem bekanntern Urtheil einen Schein der Wahrheit mittheilet.

Ich halte vor überflüßig hier zu erinnern, daß ich mit diesem keinem Verfasser die Freyheit gebe, alle Neben-Einfälle und Umschweiffe,

ſchweiffe, auf welche ein anhaltendes Nachdencken führen mag, in ſeine Schrift einzuflicken. Ein jeder kan ſelbſt gedencken, daß viel Kunſt und Behutſamkeit dazu gehöret, zuweilen einen fremden Gedancken in das Gewebe der Rede alſo einzutragen, daß niemand ſo leicht wahrnimmt, daß er an dem Orte fremd iſt; und daß die Gleichheit und Harmonie im Gantzen dadurch nicht verderbet wird. Ein ſolcher fremder Gedancke muß nicht eingeſchoben, ſondern aus der Materie ſelbſt hervorgewachſen ſcheinen; er muß auch nicht zu weit aus einander gedehnet werden; die Ausführung muß ſo künſtlich ſeyn, daß wir unvermerckt wieder auf die Haupt-Materie kommen, und nur nicht wahrnehmen, daß wir ſie jemahls verlaſſen haben.

Wie nun dieſe Gleichniſſe in allen Gattungen Schriften Platz haben können, ſo kan ich ihnen doch ihren eigenen Sitz in den Lehr- den Sitten- und den Straff-Gedichten anweiſen. Es iſt vonnöthen, daß ich dieſes mit Exempeln erläutere, und ich will mich an dieſe Arbeit machen, ungeachtet ich zuvorſehe, daß es mir ziemlich viele Mühe und Zeit koſten wird, die Beyſpiele von dieſer Art aus verſchiedenen meiſt fremden Scribenten zuſammen zu leſen.

Der Engelländiſche Poet Pope, deſſen Gedicht von dem Amt eines Critici mir ſchon oben etliche ſeltſame Exempel von Gleichniſſen

gelehnet hat, wird uns auch in gegenwärtiger Dürftigkeit die wichtigsten Dienste thun. Man dörfte sagen, daß seine Schriften der Grund und Boden wären, auf welchem dergleichen philosophischen Einfälle am liebsten wachsen. In besagtem Gedichte finde ich folgendes: „Die Natur, wie die Monarchie, wird durch keine andere, als diejenigen Gesetze eingeschräncket, welche sie selbst zuerst angeordnet hat.„ Diese Vergleichung leget euch zwey Sätze vor Augen, einen politischen, und einen philosophischen. Der politische lautet: Die Monarchie wird alleine durch die Gesetze eingeschräncket, welche sie selbst zuerst gewehlet hat. Der philosophische bestehet aus eben demselben Urtheil, welches da von der Freyheit der Natur in ihren Würckungen geführet wird. Der erstere dienet zu dem Zwecke des Poeten nicht, und wird alleine um des letztern willen angebracht. Er stehet hier wegen der engen Verwandtschaft mit dem andern, da beyde, die Monarchie und die Natur, in der Freyheit ihrer Handlungen und Würckungen auf eine gleiche Weise, nemlich durch sich selbst eingeschräncket sind. Der politische Satz ist schier durchgehends angenommen, und daher auch bekannter als der philosophische, jedoch nur bey Gelehrten, und es mag wohl seyn, daß die Vorstellung desselben den Poeten auf den philosophischen Satz geführet hat, der weit selte-

seltener und neuer ist. Wie geschickt weiß er aber diesen politischen Satz, der mit seinem Hauptzweck nichts gemeines hat, in die Rede einzuflechten, und dadurch theils seinem Gedancken von der Freyheit der Natur einen mehrern Grad der Wahrscheinlichkeit mitzutheilen; theils dem Leser, wie im Vorbeygang einen zwar fremden aber richtigen Lehr-Satz beyzubringen, ohne daß er von dem Haupt-Zweck abgeführet werde. Ihr könnet die Worte, wie die Monarchie, ohne Abbruch der Klarheit und des Nachdruckes des Gedanckens weglassen; aber in dergleichen abgezogenen Vorstellungen ist eine geschickte Veränderung der Gegenstände dem Verstande des Lesers eben so angenehm, als dem Auge die Veränderung der Aussicht. Die Strengigkeit des Nachdenckens, welche eine philosophische Schrift erfodert, kan sich von ihrer Mattigkeit, in welche sie durch das lange Verweilen bey einem gleichen Gegenstand nach und nach verfällt, an dergleichen künstlich-eingetragenen lehrreichen Anmerkungen gleichsam erquicken. Ich finde schier ein gleiches Exempel in Buttlers Hudibras, in dem ersten Gesang des zweyten Theiles V. 269. 270. „Grosse Geister und grosse Hel„den sincken zuweilen, gleichwie grosse Staa„ten, unter ihrer eigenen Grösse.„ Der künstlich-eingeflochtene politische Satz lehret euch eine Wahrheit, die ihr an diesem Orte

nicht würdet gesuchet haben; und welche euch desto mehr Vergnügen machet, weil der Poet euch mit der Vergleichung lehret, daß dasselbige Urtheil sich auch vor andere Dinge schicke. Die politische Anmerckung von dem Staat gründet sich auf die Erfahrung, und ist von den besten Scribenten angenommen worden. Also sagt Livius, in seinem ersten Buche, von der Römischen Republik: Ab exiguis profecta initiis eo crevit, ut jam magnitudine laboret suâ; und ein wenig weiterhin: Jam pridem prævalentis populi vires se ipsæ conficiunt. Diese Vergleichung führet mich auf eine andere, welche sich bey Horatz in der Satyre findet, wo er die Tafel-Gespräche des ruhmräthigen Nasidienus lächerlich machet; er führet den Balatro ein, welchen er mit den Worten suspendens omnia naso characterisiret, und sagt von ihm, daß er seinen Sorges- und Kummer-vollen Gast-Wirth auf eine spöttische Weise damit getröstet habe:

Adde hoc præterea casus; aulæa ruant si,
Ut modo, si patinam pede lapsus frangat agaso.
Sed convivatoris, uti ducis, ingenium res
Adversæ nudare solent celare secundæ.

Der Satz, daß ein Feldherr erst in der Gefahr seine Geschicklichkeit zeige, ist bekannt, doch dienet er nicht im geringsten den andren Satz, der gantz neu und ungewöhnlich ist, zu erklären, also daß er in dieser Absicht gantz-

gänzlich könnte auſſengelaſſen werden; ſondern er dienet alleine den Naſidienus, der ſich mit ſeiner Küche-Wiſſenſchaft eben ſo groß dünckete, als ein Feldhauptmann an der Spitze ſeines Heeres, und welcher wegen des währender Mahlzeit eingefallenen Getäfels gantz kleinmüthig geworden war, wie ein Heerführer nach einer ſchweren Niederlage, wieder aufzurichten, und zu lehren, daß dieſer Unfall ihm zum Vortheil gedienet, weil er ihm den ſchönſten Anlaß gegeben, ſeinen fertigen Verſtand und groſſen Muth an den Tag zu legen. Des Poeten Kunſt des Naſidienus zu ſpotten, und ſeine hochmüthige und ungereimte Wolluſt-Sorge zum Gelächter zu machen, indem er deſſelben ruhmräthige Einbildung mit dieſer hohen Vergleichung ſpeiſet, iſt nicht genung zu bewundern; zumahl das lächerliche eben in der Vergleichung zwiſchen einem Feldherrn und einem Gaſt-Wirthen ſtecket, zweyen Lebens-Gattungen, welche einander an Würde und Anſehen ſo ungleich ſind. Dieſe luſtigen Gäſte des Naſidienus bringen mir ein Beyſpiel von einer andern lehrreichen Vergleichung dieſer Art in den Sinn; welche ſich bey demſelben Poeten in der erſten Satyre des erſten Buches befindet:

Inde fit, ut raro qui ſe vixiſſe beatum
Dicat & exacto contentus tempore vitæ
Cedat, uti conviva ſatur, reperire queamus.

Auch dieſes eingemiſchte Gleichniß giebt dem Schluß des Poeten nicht den geringſten Zuſatz an Klarheit. Aber das iſt ein beſonderer Kunſtgriff derjenigen Scribenten, welche das Laſter zum Geſpötte machen wollen, daß ſie ofte zwey widerwärtige Urtheile, welche die Menſchen zu verſchiedenen Zeiten aber in gantz ähnlichen Fällen zur Richtſchnur ihres Betragens annehmen, in eine Vergleichung ſtellen, dieſelben dadurch zu lehren, daß ſie gewiß in einem oder dem andern Fall thöricht gehandelt haben. Wie lehrreich insbeſondere dieſes Gleichniß von einem Gaſt ſey, ſoll uns Opitz anzeigen, welcher es in dem letzten Buche der Troſt-Gedichte, Bl. 400. dergeſtalt angebracht hat.

Das Leben muß dir ſeyn, wie wann du einen Gaſt
Und guten werthen Freund in deinem Hauſe haſt.
Da thuſt du was er will: geliebet ihm zu bleiben,
So kanſt du ihn auch nicht mit Ehren von dir treiben;
Gedenckt er denn hinweg, ſo ſtellſt du ihm es frey,
Du reiſſeſt ihm darum den Mantel nicht entzwey.

Ich zweifle nicht, daß Günther dieſes Gleichniß in ſeinen letzten Gedancken vor Augen gehabt habe, wo er ſich daſſelbe recht eigen machet:

Doch

Doch da Schickung u. Gewalt keinem etwas neues macht,
U. das alte Muß erklingt, nehm ich unter Scherz u. Lachen,
Meine Abſchied von der Erd', wie ein Gaſt den ſpäter Zeit
Luſtig von dem Schmauſe wandert, und noch manchen
Jauchzer ſchreyt.

Horatz ſelbſt hat in dem Poetiſchen Schreiben an Jul. Florus auf daſſelbe zurücke geſehen:

Vivere ſi recte neſcis, decede peritis;
Luſiſti ſatis, ediſti ſatis atque bibiſti:
Tempus abire tibi eſt: ne potum largius æquo
Rideat, & pulſet laſciva decentius ætas.

Eben derſelbe Opitz, den ich niemahls ohne Hochachtung nenne, leyhet uns aus dem erſt angezogenen Buch noch ein ſchönes Beyſpiel von dieſer Art:

Wie wann man etwan uns durch einen ſchwarzen Mohren
Sehr ſchöne Gaben ſchickt, ſo hat auch GOtt erkohren
Den ungeſtalten Tod, den ſchickt er auf uns zu,
Nach vieler Müh und Angſt, mit ſteter Luſt und Ruh,
So allen Frommen wird. Wer den vermeint zu tödten,
Der ſeinem Schöpfer traut in allen ſeinen Nöthen,
Und auf den Himmel denckt, der ſchaffet gleich ſo viel,
Als der ſo einen Fiſch im Zorn erſauffen will,
Und ſchmeißt ihn in den Fluß. - - - - - -

Der Poet bedienet ſich hier ſehr geſchickt des oben erwähnten Kunſtgriffes, damit er die Furcht der Frommen vor dem Tod, und

und die Wuth der Tyrannen gegen dieſelben recht lächerlich machete, und die Thorheit, welche den Menſchen verleitet, von ähnlichen Dingen gantz verſchiedene Urtheile zu fällen, beſchämete. Er hat vor jedes von dieſen beyden Stücken einen ähnlichen Fall erfunden, mit welchem er ſie gantz geſchickt vergleicht.

Der oben belobte Engelländer, Hr. Pope, hat in dem erwähnten Gedichte noch mehr dergleichen Stellen. „Einige verachten, ſagt „ er, die franzöſiſchen, andere die einhei„ miſchen Scribenten; loben alleine die „ alten oder alleine die neuern; alſo leget „ jedermann den Witz, wie den Glauben, „ nur ſeiner Secte zu, und verwirfft alle „ andern.„ Dieſe wenigen eingeſchobenen Worte, wie den Glauben, lehren uns eine an dieſem Orte fremde Wahrheit, ohne daß ſie uns im wenigſten von der Haupt-Materie entfernen. Es iſt ein bekannter und angenommener Satz, daß man in dem Punct des Glaubens gemeiniglich alle andern, welche einer andern Secte zugethan ſind, als Irr- und Falſchgläubige verdamet: Aber daß ſich dieſer Parthey-Eifer auch in Anſehen des Witzes mercken laſſe, iſt eine gantz ſeltene Anmerckung, welche durch dieſe Vergleichung wahrſcheinlich gemachet wird. Ein wenig weiterhin machet er über eben daſſelbe Capitel eine gantz neue Betrachtung,

wann

wann er ſagt: „Den gemeinen Mann ver-
„führet die Liebe zur Nachahmung, ſo wie
„den Gelehrten die Begierde eine eigene
„Meynung zu haben. Dieſe haben ſo viel
„Verachtung vor den groſſen Hauffen, daß
„ſie in einem Fall, da der Pöbel den rech-
„ten Weg getroffen hat, aus Vorſatz irre
„gehen. Alſo ſondern ſich die Schiſmatici von
„den Rechtgläubigen, und ziehen ſich die
„Verdammniß nur damit auf den Kopf,
„weil ſie zu viel Witz haben.„ Eben dieſer Verfaſſer ſagt an einem andern Orte: „Ein
„ſchlechter Gedancke, der in hohen Worten
„vorgetragen wird, iſt einem Bauren ähn-
„lich, der in königlichen Purpur gekleidet
„gehet; denn vor unterſchiedene Sachen
„gehören unterſchiedene Schreib-Arten, wie
„verſchiedene Kleider vor das Land, die
„Stadt, und den Hof.„ Die Vergleichung mit einem in Purpur gekleideten Bauern machet die hohe Schreib-Art in niedrigen Materien recht lächerlich: Und da es ſcheinet, als wenn der Poet in dem Verfolge alleine vorhabe ſein Gleichniß zu rechtfertigen, berichtet er euch, woher die Verſchiedenheit in der Kleidung entſprungen ſey; Eine Anmerckung, welche hier nur zufälliger Weiſe wegen einer entfernten Aehnlichkeit Platz hat, zumahl der Wohlſtand wie für die Leiber der Menſchen, alſo auch für ihre Reden verſchiedene Kleidungen eingeführet hat; weichet man in einem

nem oder dem andern von den Gesetzen desselben Wohlstandes ab, so wird man lächerlich.

An einem andern Ort heißt es bey demselben: „Einige schätzen die Bücher um des Putzes willen, wie die Weiber die Männer.„ Hier werden wieder zwey närrische Urtheile der Menschen, da sie von dem Werth einer Sache nach ihrem äusserlichen Schein urtheilen, in Vergleichung gestellet. Solche Vergleichungen aber sind meist Früchte eines satyrischen Kopfes, der in Bestraffung der menschlichen Thorheiten aus Veranlassung einer Aehnlichkeit unvermuthet einen Stich oder Schlag seitwerts anbringet, und mit einem Streiche zwo Wunden machet, die heilsam sind. Wer hätte erwartet, daß die Weiber hier sollten mitgenommen werden? Noch auf einer andern Stelle findet sich folgendes Exempel: „Es hat mit unsern Urtheilen einerley Bewandtniß wie mit unsern Uhren, keine gehet vollkommen richtig, doch glaubt ein jeder seiner eigenen.„ Ich muß mich hier erklären, daß ich unter dem Nahmen des Unterrichtes, den ich diesen Gleichnissen vornehmlich als ihren Hauptzweck zuschreibe, Lob, Tadel und Bestraffung mitbegreiffe. Das Gleichniß-Bild muß also nicht immer eine philosophische oder politische Maxime in sich enthalten, sondern auch eine seltene moralische Zeitung oder Anmerckung von einer

mora-

moralischen Handlung, sie mag jetzo Lob oder Tadel verdienen, kan schon eine bequeme Materie zum Unterricht abgeben, wie die gegenwärtige hier ist, daß ein jeder seiner eigenen Uhr am besten trauet, wiewohl keine vollkommen recht gehet. Von dieser Gattung ist auch die folgende bey eben demselben Dichter. „Die thörigten Liebhaber des Thones „ bewundern an der liebreitzenden Muse allei„ ne die Stimme; sie besuchen den Parnaß „ alleine, damit sie die Ohren kützeln, nicht „ damit sie den Willen verbessern; wie viele „ Leute in die Kirche gehen, nicht um der „ Predigt, sondern um des Gesanges willen.„ Sehet, da stehen in einer Vergleichung mit einander zwo verschiedene Handlungen, welche von einer ähnlichen Absicht herrühren. Das Gleichniß-Bild, welches uns eine seltene moralische Zeitung anzeiget, könnte ohne Abbruch der Karbeit, des Nachdruckes, und des sinnlichen Ergetzens wegbleiben.

Ich bin nicht zu verdrüßlich noch einige Beyspiele von dieser Gattung anzuführen, weil sie gar selten zum Vorschein kommen, und allezeit etwas angenehmes und lehrreiches mit sich führen. Der Ruhm der Schweizerischen Nation, Hr. Doctor Haller, dessen hohen und tiefsinnigen Character der Urheber der critischen Schrift von den Kennzeichen der deutschen Gedichte sehr glücklich mit diesen Worten ausgedrücket hat:

Sieh dann, wie Haller dort mit ſtarck-geſetztem Muth
Verrätheriſche Blick' ins Menſchen Buſem thut,
Und ſelbſt auch der Vernunft, die uns zu Menſchen machet,
So wie der Tugenden und ihrer Ohnmacht lachet;

Ob er gleich mit dieſer Figur der Vergleichungen ſehr ſparſam umgehet, ſoll uns gleichwohl auch ein paar Exempel zollen, in welchen er zwo moraliſche Handlungen neben einander ſtellt, beyde lächerlich zu machen. Das erſte ſteht in dem Gedichte von dem Urſprung des Ubels, im zweyten Buch:

Wir ſtreiten in der Welt um dieſe falſchen Güter,
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder, (wer iſt nicht in einem Stück ein Kind?)
Oft um ein ſtreitig Nichts ſich in den Haaren ſind,
Bald diß bald jenes ſiegt, und trotzet mit dem Ballen,
Bey keinem bleibt die Luſt, und der Verdruß bey allen.

Das Gleichniß-Bild von einem Kind wird durch eine künſtliche Beſchreibung aus einander geſetzet, den Unterricht deſto vollſtändiger zu machen; und wie lehrreich iſt die eingeſchobene Anmerckung: Wer iſt nicht in einem Stück ein Kind. Die andere ſatyriſche Vergleichung findet ſich in dem Gedichte über die verdorbenen Sitten. Bl. 77.

So wie nun allzulang gewohnt ſich ſchön zu ſehn,
Die Toaſten alter Zeit den wahren Spiegel ſchmähn,
Und auf dem hellen Glaß der Jahre Fehler ſuchen,
So wird ein jeder eh den groben Witz verfluchen,
Der ſich ihm macht verhaßt, eh daß ſein Stolz ſich ſchämt,
Und was ein andrer ſchilt, zu beſſern ſich bequemt.

Hier

Hier verlangte ich nur, daß das Gleichniß-Bild neuer und ungewöhnlicher wäre. Durch dieſe Eigenſchaften ſtechen vor andern folgende zwey hervor, welche ich in Buttlers ſatyriſchem Gedichte auf die Fanaticos und Independenten zur Zeit Carls des erſten in Engelland, angetroffen habe. Im zweyten Geſang des erſten Theiles V. 11. „Unſere Geſchicht-Schreiber, heißt „es da, ſind wahrhaftig zu tadeln, damit „ſie einen wohlklingenden Helden-Nah„men zu einem tüchtigen Modell für un„ſere heutigen Ritter machen, ſolches in „einem Gefechte oder Scharmützel abzucopie„ren, achten ſie es nicht groß, wie viele „andere Leute ſie um das Leben bringen, „wenn ſie nur einen einzigen unſinnigen Mor„der an das Tages-Licht ſtellen können, wie „diejenigen, welche eine ganze Gaſſe nie„derreiſſen laſſen, nur damit ſie auf die„ſelbe Stelle einen einzigen Pallaſt bauen.„ Ich bin verſichert, daß der Leſer durch dieſen Seitenſtreich, der auf die übermäſſige Bauſucht geführet wird, ſo wohl als diejenigen, denen es hier gilt, überfallen und getroffen werden. Es ſchien, daß der Satyricus ſeine Feder nur wider die Verfaſſer der Helden-Bücher geſpitzet hätte, doch indem er auf dieſelben losſchmeiſſet, thut er einen Nebenſtreich auf andere

Die mit ſo leichter Müh die herrlichſten Palläſte
Als Karten-Häuſer baun.

Welche gewiß nicht gedacht haben, daß ſie ihm hier ſo nahe in dem Streiche ſtuhnden. Das andere in demſelben Gedichte in dem dritten Geſang des erſten Buches iſt überaus ſeltzam und fremde. Er ſagt von Hudibraß, welcher ſein Held iſt: „Er „ liebete, aber er dorffte ſichs gegen die „ geliebte Wittib nicht mercken laſſen; da„ mit er ſeine Ehrfurcht und Andacht ge„ gen ſie bezeugete, ſollte ſie nichts davon „ wiſſen, wie ein Ubelthäter mit dem An„ geſicht gegen den Schwantz gekehret rei„ tet, einen Weg ſchauet, und nach einem „ andern zielet.„ Das verächtliche in dem Gleichniß-Bilde kömmt da ſehr bequem in einem Gedichte, wo man von Anfang den Vorſatz heget, in großſcheinenden Sachen Niedrigkeit zu entdecken; eine Kunſt, welche dieſer comiſche Satyricus in der gröſten Vollkommenheit beſeſſen hat. Ich habe noch ein paar dergleichen Gleichniſſe bey Horatius in ſeiner Dicht-Kunſt angetroffen, welche ich nicht mit Stillſchweigen übergehen kan: Doch will ich meinen Leſern überlaſſen, ſelbſt Anmerckungen darüber zu machen. Das erſte iſt dieſes:

Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura dolentibus ex animo; ſic
Derisor vero plus laudatore movetur.

Und das andere lautet:

Ut præco ad merces turbam qui cogit emendas
Aſſentatores jubet ad lucrum ire poeta.

Als ich im Begriff ſtuhnd, dieſen Abſchnitt zu beſchlieſſen, fiel mir noch ein Exempel von dieſer Art in einem von unſern Poeten ins Geſicht, welchen ich vor einem Hauffen anderer hochſchätze. Der Hr. Hof-Rath König ſagt in dem Vorbericht zu ſeiner Auflage der Canitziſchen Gedichte von gewiſſen Buchladen-Poeten, die er zu geringe ſchätzet, als daß er ihre Nahmen, ob es auch gleich zu ihrem Nachtheil wäre, verewigen ſollte: „Ich halte dafür, man könne dergleichen Leute nicht ärger beſtraffen, als „ daß man ſie immer in den Tag hinein „ ſchreiben, das iſt, ſich ſelber beſchimpfen „ und lächerlich machen laſſe. Sie ſind wie „ die Kräuſel, die ſich nur ſo lange aufrecht „ halten können, ſo lange ſie von dem gepeitſchet werden, der Luſt hat ſie ein wenig herum zu tummeln, aber ſo bald man „ ſie dieſer Züchtigung nicht mehr würdiget, „ von ſich ſelbſt im Staube liegen bleiben.„

Der fünfte Abschnitt.

Von der Vereinigung der Absichten in einem Gleichniß.

Verbindung vieler Ursachen eine Würckung hervorzubringen, und verschiedene Würckungen einer Ursache. Gleichnisse, da verschiedene Absichten in einem Bild verbunden werden. Werth derselben. Wie Virgil das Geschrey Laocoons von zwo Seiten beschreibet, von seiner Ursache und von seiner Grösse, dadurch es in ein helleres Licht gesetzet wird, und zugleich einen grossern Nachdruck empfängt. Original des Bildes, das Virgil da gebraucht hat. Wie Homer und Virgil ihre Absichten vornehmlich in der Ausführung ihrer Gleichniß-Bilder ausbreiten. Langgeschwänzte Vergleichungen. Wie Homer den Schmertzen eines Verwundeten in einem Gleichniß nach seiner Grösse bestimmet, und ferner in demselben eine gewisse Nachricht giebt, und selbst das Gleichniß-Bild nachdrücklich erhöhet. Wie er das Gleichniß-Bild von dem fallenden Simoisius in eine symbolische Parabel ausdehnet. Wie er ein Gleichniß-Bild in einer fast gleichen Absicht öfters braucht, und doch in der Ausbildung gantz verschiedene Umstände vorbringet. Wie er in einem Gleichniß-Bild den Geist mit Schrecken über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes anfüllet, und dabey Anlaß nimmt die Vorsehung zu rechtfertigen. Wie er die weisse Farbe der Gliedmassen des Menelaus in einem Bild erhöhet, und uns an demselben Ort von einer vortrefflichen Arbeit der Frauens-Personen in Lydien Nachricht ertheilet. Nutzen dieser Gleichnisse das erregete Gemüthe des Lesers wieder zu besänfftigen. Wie Virgil durch ein solches seinen Helden aus der Gefahr herausführet, und den Leser dißfalls zufrieden stellet.

ler. Wie er den Stof zu dem Gleichniß, das er da brauchet, in Homers Text gefunden. Wie Homer mit einem ſolchen Gleichniß den Achilles aus einer groſſen Noth in Sicherheit gebracht hat. Wie Virgil die Materie dieſes Gleichniſſes in ſeinen Text verwendet hat.

DJe Erforſcher der Natur haben längſt angemercket, daß ſich zuweilen unterſchiedliche Urſachen zuſammen verbinden, und einander hülffliche Hand bieten müſſen, wenn eine gewiſſe Sache hervorgebracht werden ſoll; nicht anderſt als wie aus verſchiedenen Quellen, die ſich mit einander vereinbaren, zuletzt ein Fluß formiret wird. Auf gleiche Weiſe entſpringet das Ergetzen, das ein geſchicktes Werck der Wohlredenheit in dem Gemüthe des Leſers erreget, nicht von einer alleine, ſondern von vielen und gantz verſchiedenen Urſachen. Was in einer wohlgeſchriebenen Schrift gefällt, fleußt aus mancher Quelle, und es ſind verſchiedene Wege, die zu denſelben führen. Nach einem andern Licht haben dieſelben Lehrer der Natur auch erinnert, daß andere mahl verſchiedene Würckungen von einer einzigen Urſache herrühren, gleichwie von einer Quelle unterſchiedene Brunnen können hergeleitet werden. Dieſe letztere Anmerckung kan ein Redner ſich in der Ausführung ſeines Vorhabens trefflich zu Nutze machen, wenn er die verſchiedenen Urſachen und Quellen, welche ſonſt,

das Ergetzen hervorzubringen, in einer ganzen Schrift, als in einem groſſen Fluß verſtreuet werden, befliſſen iſt in einen Gedanken zu vereinigen, und mit einander zu verbinden. Auf dieſe Weiſe verknüpfet, dringen ſie zugleich und auf einmahl auf das Gemüthe, mit einer ſtarcken Gewalt, und füllen daſſelbe mit unterſchiedenen Empfindungen an.

Ich habe in den vorhergehenden Abſchnitten die unterſchiedenen Abſichten, in welchen die Gleichniß-Bilder gute Dienſte thun, entdecket. Das ſind ſo viel abſonderliche Quellen, aus welchen das Ergetzen in dieſem Theile der Wohlredenheit hervorfließt. Und ich habe gewieſen, wie eine Schrift mittelſt der geſchickten Austheilung ſolcher Bilder, und der klugen Miſchung der mancherley Abſichten auf einem hohen Grade Licht, Nachdruck und Leben erhalten kan. Bevor ich dieſe Materie aufgebe, muß ich noch einen geheimen Vortheil groſſer Meiſter entdecken, womit ſie den äuſſerſten Fleiß des Geiſtes und die höchſte Kraft der Redekunſt, was dieſes Stuck derſelben anbelanget, an den Tag legen. Dieſer beſteht darinne, daß ſie zuweilen in einem einzigen Gleichniß-Bilde alle dieſe unterſchiedlichen Abſichten oder doch die mehrern davon vereinigen und auf einmahl anbringen. Da auf dieſe Weiſe die Abſichten in einem einzigen Bilde verbunden werden,

den, wächst das Ergetzen zu einer mercklichen Höhe, und erhält seine Vollkommenheit. Denn, weil das Schöne und Vollkommene aus der Harmonie und Übereinstimmung des Mannigfaltigen entsteht, so wird nothwendig ein Gedancke, in welchem so viele unterschiedene Absichten, die so viele Quellen der Schönheit sind, sich vereinigen, ein so viel schöneres Ansehen gewinnen, und das Ergetzen, so er mit sich bringt, desto vollkommener werden. Ein Gleichniß-Bild, das einen Gedancken alleine erkläret, ist dem Licht des Mondes gleich, das die Erden zwar helle macht, jedoch nicht erwärmet. Hingegen sind in einem Bilde, das einen Gedancken nicht nur erkläret, sondern auch durch seinen Nachdruck erhöhet, Licht und Hitze, wie in den Strahlen der Sonnen, vereiniget. Ferner, gleichwie ein Gemählde einen grossen Zusatz an Werth bekömmt, wenn es neben dem Glantz der Farben und den kunstreichen Pinsel-Zügen, auch noch an wohlerfundenen und wohlgesitteten Vorstellungen reich ist, also sind in einer Schrift die Gleichniß-Bilder vor andern hoch zu schätzen, welche nicht alleine den Geist erfreuen, sondern auch die Wissens-Begierde befriedigen; welche einen Gedancken mit Schönheit ausschmücken, und zugleich den Verstand mit neuen Begriffen und Wahrheiten bereichern.

Wenn ich gesagt habe, daß die Gleichniß-Bilder dienen können einen Gedancken zu erklären, oder auszuzieren, oder nachdrücklich zu erhöhen, oder endlich uns von einer Wahrheit zu unterrichten, so verstuhnd ichs nicht anderst, als daß eine oder die andere von diesen Absichten den Scribenten vor andern bewegen soll, ein ähnliches Bild zu Vorstellung eines Gedanckens zu suchen und anzubringen, dergestalt, daß immer eine Absicht vor den andern die Oberhand behält. Denn da sonst diese Absichten in einer nahen Verwandtschaft stehen, wird man von einem jeden Gleichniß-Bild, dessen förderste und Haupt-Absicht ist, einen Gedancken zu erklären, in einem gewissen und weitläuftigen Verstand sagen können, daß es zugleich den Gedancken ausziere, ihm Nachdruck mittheile, und einen gewissen Unterricht in sich fasse. Die Aehnlichkeit, die sich zwischen zweyen Begriffen in einem gewissen Puncten befindet, wenn ein Gedancke im andern gleichsam wiederscheinet, muß natürlicher Weise ein Licht über den Gedancken streuen: Ist ferner das ähnliche Bild, womit der Gedancke erkläret wird, von einer Beschaffenheit, daß es von sich selbst den Geist vergnüget, so kans nicht fehlen, der Gedancke muß an desselben Glantz und Zierde Theil bekommen: Alle Bilder und Beschreibungen, insonderheit wenn sie ein wenig ausführlich gemacht werden, sind drittens

tens mit Unterricht begleitet: Und endlich iſt die Vorſtellung eines gleichen Gedanckens unter einem fremden Bilde nimmer ohne Nachdruck. Weil nun alle Gleichniſſe die Aehnlichkeit zwiſchen zweyen Dingen entdecken; weil in allen ein Bild oder eine Beſchreibung anzutreffen iſt; weil da allezeit ein Gedancke unter einem fremden Bild vorkömmt; ſo kan man von einem jeden Gleichniß-Bilde ſagen, daß es in dieſem weitläuftigen Anſehen allen dieſen Abſichten zugleich ein Genügen thut. Allein wann ich von der geſchickten Verbindung dieſer unterſchiedenen Abſichten in einem Gleichniß-Bilde rede, ſo richte ich meine Gedancken nicht auf die jetzt-gewehnte weitläuftige Verwandtſchaft dieſer Abſichten, welche in jedem Gleichniſſe anzutreffen, und in der Natur und Art dieſer Figur der Rede gegründet iſt; ſondern ich meine eine ſolche Verbindung, welche alleine von der Kunſt des Redners herrühret, und in der verſtändigen Wahl und kunſtreichen Ausführung eines Gleichniß-Bildes beſteht. Ich ſehe vor gut an, meine Gedancken mit einem Exempel zu erläutern. Ich habe in einem vorhergehenden Abſchnitt zu einem Beyſpiel eines Gleichniſſes, deſſen förderſte Abſicht iſt zu erklären, die Stelle aus dem zweyten B. der Eneis angeführt, wo v. 222. das gräßliche Geſchrey des Laocoons beſchrieben wird:

Clamores ſimul horrendos ad ſydera tollit.

Der Poet giebt da zwey Merckmahle dieſes Geſchreys; die Urſache deſſelben, und ſeine Gröſſe. Die Urſache drücket er ſehr wohl mit dem Beywort horrendos, gräßlich, aus. Dieſes läßt euch begreiffen, daß das Geſchrey von einem Horrore animi, von einem inwendigen Grauen entſtanden ſey, und ſo beſchaffen geweſen, daß es auch andern eben dergleichen Grauen eingejaget habe. Die Gröſſe deſſelben wird durch die Worte, ad ſidera tollit, bezeichnet. Dieſe beyden Umſtände ſetzet das Gleichniß, deſſen der Poet ſich bey dieſer Gelegenheit bedienet hat, nicht nur in ein helleres Licht, ſondern giebt dem Begriff auch einen groſſen Nachdruck und ein neues Leben:

Quales mugitus fugit cum ſaucius aram
Taurus & incertam excuſſit cervice ſecurim.

Das Opfer-Thier, welchem der opfernde Prieſter vor dem Altar einen ungewiſſen Streich beygebracht, ſo daß es mit Erſchütterung des Nackens das Schlacht-Beyl aus der Wunde, wo es nicht gar tief ſaß, hinaus geworffen, und blutend und verwundet davon geflohen, indem es die Luft mit einem gräßlichen Gebrülle anfüllete, bildet euch den Zuſtand von Laocoons Gemüthe, das auf einmahl von Gefahr, Schrecken, Angſt, Grauen und Schmertzen überfallen, in dieſes Zeter-Geſchrey ausbrach,

mit

mit ſolchem Nachdruck vor Augen, daß eine weitläuftigere Beſchreibung bey weitem keinen ſo ſtrengen Eindruck zu thun vermocht hätte. Dadurch zeichnet dieſes Gleichniß-Bild die Gröſſe des Geſchreys nach ſeinem Maſſe, und giebt euch die Urſachen davon deutlich zu ermeſſen; nicht nur das, ſondern es unterhält und erhöhet die Mitleidens-volle Beſtürtzung, welche Laocoons Unfall, der euch jetzt in einem ſo ähnlichen Bilde zum andern mahl vorgeſtellet wird, ſchon zuvor in der Bruſt gezeuget hatte. Ferner iſt die Erwehlung dieſes Sinnbildes überaus geſchickt, und vor Laocoons Perſon und Umſtände gantz gemäß; es entfernet das beſtürtzte Gemüthe nicht von den beweglichſten Umſtänden der Geſchichte, und führet es nicht auf abweichende Begriffe. Der Platz, wo die Tragödie mit Laocoon vorgegangen, war vor dem Altar, die Perſon, die der Unfall betroffen, war ein Prieſter, das Geſchäft, über welchem ihn derſelbe ergriff, das Schlachten, und das Opfer-Vieh, ein ungemein groſſer Stier. Denn ſo heißt es v. 201.

Laocoon ductus Neptuno ſorte Sacerdos
Solemneis Taurum ingentem mactabat ad aras.

Dieſe Verrichtung des Laocoons muß dem Dichter das Bild leyhen, welches er mit groſſer

groſſer Kunſt zuzurichten weiß, den Unfall, der denſelben mitten in dieſer heiligen Handlung betroffen hat, abzubilden. Er führet euch nicht von der Stelle hinweg. Er unterhält euch mit Begriffen von einerley Natur:

Quales mugitus fugit cum ſaucius aram
Taurus, & incertam excuſſit cervice ſecurim.

Wenn er den Prieſter Laocoon gleichſam in das Opfer-Thier verwandelt, und ihn unter dieſem Bilde vorſtellet, ſo giebt er zu verſtehen, daß derſelbe durch dieſes unerwartete Geſchicke ein Schuld-Opfer der Rache der erzörnten Götter geworden, er bereitet euch damit vor, daß das Urtheil der Bürger von Troja über dieſen Zufall euch deſto wahrſcheinlicher vorkömmt. v. 229.

- - Et ſcelus expendiſſe merentem
Laocoonta ferunt, ſacrum qui cuſpide robur
Læſerit & tergo ſceleratam intorſerit haſtam.

Dabey iſt insbeſondere auch dieſer Umſtand zu bemercken, daß der Fall, welchen der Poet in dem Gleichniſſe abbildet, nach dem Irr-Glauben der Heiden allezeit etwas Ungerades bedeutet hat, wenn nemlich das Opfer-Vieh dem Prieſter unter der Hand entrunnen war, oder nachdems einen Streich empfangen, noch gebrüllet hatte.

Dieſes

Dieſes können wir von Feſtus vernehmen: Piacularia vocabant, ſchreibt er, quod ſacrificantibus triſtia portendebant, cum aut hoſtia ab ara profugiſſet, aut percuſſa mugitum dediſſet, aut in aliam partem corporis, quam oporteret, decidiſſet. Im übrigen mag Virgil das Urbild zu dieſer Vorſtellung bey Homer im zwantzigſten B. der Ilias gefunden haben. Daſelbſt v. 402 wird das Geſchrey des Hippodamas, der das Leben ausbläßt, mit dem Gebrülle eines Stieres vergliechen, welcher von etlichen ſtarcken Jünglingen vor den Altar des Neptuns gezogen wird, die ſich daran müde arbeiten, da er inzwiſchen brüllete, und den Gott, der Meer und Land erſchüttert, dadurch vergnügete. Der Poet braucht von beyden, von dem Hippodamas und von dem Stier, das Wort ἤκυγεν, er brüllete. Allein Virgil an ſeinem Lob nicht zu kräncken, müſſen wir anmercken, daß er daſſelbe Bild in ſein Eigenthum verwandelt, indem ers gantz anderſt zugeſchnitten, und in einer gantz andern Abſicht gebraucht hat.

Dieſe beyden Poeten haben ihre Gedichte vor andern mit auserleſenen Gleichniß-Bildern angefüllet; Inſonderheit haben ſie denſelben eine auſſerordentliche Schönheit durch dieſe Kunſt die unterſchiedenen Abſichten in einem Bilde zu verbinden mitgetheilt, indem ſie nicht nur in der Wahl der Bilder, ſondern

dern auch in der Ausführung derselben vortrefflich sind. Ihr findet bey ihnen nicht wenig ausführlich aus einander gesetzte Gleichnisse, welche neben demjenigen, was nothwendig zu der Vergleichung gehört, und worinnen die Dinge einander ähnlich sind, sich ferner in der Ausbildung mit historischen Begriffen oder sonderbaren merckwürdigen Umständen ausbreiten. Diese berühmten Männer geben das Gleichniß niemahls auf, biß es zu einem wichtigen Gedancken fortgestiegen, welcher oft die Sache, so dazu Anlaß gab, nichts angehet. Die Aehnlichkeit währet etwan nicht über eine oder zwo Zeilen; aber der Poet treibet den Einfall weiter, biß er daraus einen herrlichen Gedancken hervor leitet, der bequem ist, das Gemüthe des Lesers zu entzünden, und das erhabene Ergetzen darinne zu erzielen, welches der Natur eines heroischen Gedichtes gemäß ist. Perraut, der Zoilus unter den Neuern, fand an diesen Gleichnissen keinen Geschmack, und nennte sie zum Spott comparaisons à longue queüe, lang-geschwänzte Vergleichungen, alleine Boileau hat den Unfug seines Gespöttes sattsam dargethan; Er hat ihm gewiesen, wie unzeitig und eitel sein Gelächter wäre, indem er sich über Sachen lustig machete, welche billig vor die grösten Schönheiten gerühmt würden. „Vergleichungen, sagt er,

„werden

„ werden in Oden und Epischen Gedichten
„ nicht angebracht, nur alleine die Re-
„ de zu erklären und zu schmücken, sondern
„ das Gemüthe des Lesers angenehm zu un-
„ terhalten, zu erquicken und aufzuwecken;
„ indem sie ihn von Zeit zu Zeit der allzu-
„ mühsamen Aufmerckſamkeit auf die Haupt-
„ Materie entledigen und auf andere anmu-
„ thige Vorstellungen führen. Homer war
„ in diesem Stücke vortrefflich, zumahl seine
„ Vergleichungen voll solcher Schilderungen
„ der Natur sind, welche seine Materie be-
„ leben und artig absetzen. Er ist allezeit der
„ vorige, und dennoch erscheinet er allezeit in
„ einer andern Gestalt. Er belehret und un-
„ terrichtet den Leser immerfort, und leget
„ ihm auch in Sachen, welche er alle Tage
„ vor Augen hat, Umstände zu betrachten vor,
„ welche er sonst von sich selbst niemahls wahr-
„ genommen hätte. „

Man wird es ohne Zweifel von mir zu Dancke aufnehmen, wenn ich diesen Kunst-Griff durch einige Exempel, so ich aus den Schriften dieses rechtschaffenen Poeten entlehnen will, in ein helleres Licht setzen werde.

Im eilften B. der Ilias v. 270. vergleicht Homerus Atridens Schmertzen, so ihm eine noch blutende Wunde verursachte, mit den Wehen einer gebährenden Frauen. Das ganze Gleichniß ist in dem 269sten Vers enthalten. „ Wie wann eine Frau in Geburts We-

„ hen

„ hen scharffe und spitzige Pfeile fühlt.„ Dieses war schon genung den gehörigen Begriff von der Grösse des Schmertzens zu erwecken. Aber der Poet will sich dieser Gelegenheit bedienen, euch zu unterrichten, wer die Vorsteherinnen der Geburt seyen, und von welcher Mutter dieselbigen gebohren worden, darum füget er hinzu: „ Welche die „ Vorsteherinnen der Geburt die Ilithyen „ losgeschlossen haben, die Töchter der Göt„ tin Juno.„ Uber dieses will er noch die Grösse der Wehen erhöhen, und hängt deswegen noch folgendes an das Gleichniß: „ Die einen Köcher voll bitterer Wehen ha„ ben.„

Im vierten B. v. 481. wird der Fall des von Ajax erlegten jungen Helden Simoisius mit dem Fall eines Pappel-Baums verglichen. „ Er fiel zu Boden in den Staub, wie „ ein Pappel-Baum, der an dem feuchten „ Bord eines grossen Teiches aufgewachsen, „ hoch und zierlich, und dessen Zwerge in „ kurtzer Zeit hervorgesprossen waren, die „ aber ein Wagner mit dem blinckenden „ Eisen umgehauen, eine Speiche zu dem „ Rade einer artigen Kutschen daraus zu „ verfertigen; und jetzo lieget er an dem „ Ufer eines Flusses, damit er recht dürre „ werde. Also erlegete und beraubete Ajax „ den wackern Simoisius.„ Der Poet bildet sein Gleichniß, wie ihr sehet, mit so vielen

len kleinen Umſtänden aus, daß es einer ſymboliſchen Geſchichte oder Parabel gleich ſiehet. Er hat den Pappel-Baum unter viel andern Baumen ausgeleſen, welcher gern an dem Geſtade eines Fluſſes in ſumpfigten Gegenden hervor wächſt; Dieſe Wahl iſt mit groſſem Verſtande gemacht; man erinnere ſich nur deſſen, was Homerus zuvor v. 475. von Simoiſius erwähnet hat, daß er dieſen Nahmen bekommen, weil die Mutter ihn an dem Fluſſe Simois gebohren, als ſie eines Tages mit ihren Eltern von dem Berg Ida herunter gegangen, ihre Heerden zu beſichtigen. Ferner ſtreichet der Poet den Pappel-Baum in Anſehen ſeines ſchönen Stammes und zierlicher Aeſte heraus; damit ſiehet er auf den 474ſten Vers zurück, wo er Simoiſius einen aufblühenden jungen Helden geheiſſen, Σκληρόν. Er bildet euch nicht nur den Fall dieſes Baumes vor Augen, ſondern er meldet über dieſes umſtändlich von wem und in welcher Abſicht er mitten in ſeinem ſchönſten Wachsthum umgehauen worden. „Den ein Wag„ner mit einem blinckenden Eiſen umge„hauen, eine Speiche zu dem Rade einer „zierlichen Kutſchen zu machen.„ Wo ins beſondere die Worte mit einem blinckenden Eiſen, euch die Aehnlichkeit in den Sinn bringen, daß Simoiſius von Ajax mit einem Spieſſe durchſtochen worden.

Endlich stellet Homerus den Baum vor, wie er am Ufer der Länge nach ausgestrekt lieget, und sein Schmuck da verdorret. Dieses bildet lebhaft vor, was der Dichter v. 477. und 478. erwähnet hat: Er habe seinen Eltern die Mühe der Auferziehung nicht wieder vergelten können. Denn durch den Fall dieses in der Blüthe sterbenden Helden ist zugleich die Hoffnung seiner Eltern in den Staub geleget worden. Wann wir zulezt noch die Apodosin von diesem Gleichnisse mit Fleisse betrachten, so finden wir da das Wort ἐξεπάϊξεν, welches ich seinem Ursprung gemäß durch zwey andere gegeben: Also erlegete und beraubete Ajax ꝛc. Und daraus ersehen wir, daß Homerus durch dieses Bild hauptsächlich vorstellen wollen, wie dieser muthige junge Herr, der so grosse Dinge von sich hoffen lassen, vor der Zeit, eh er noch Anlaß bekommen hatte, sich hervor zu thun, auf einmahl alles Schmuckes, den ihm seine blühende Jugend, die schwancke Pracht und Schönheit seiner Gliedmassen, und auch seine herrliche Waffen-Rüstung mittheileten, beraubet worden. Wann man die Umstände, welche gantz unnütze zu seyn scheinen, in diesem Lichte betrachtet, so muß man im Gegentheil gestehen, daß sie gerade zu diesem Endzweck führen, und von dem Poeten nicht ohne Uberlegen ausgelesen worden.

den. Er läßt den Baum von einem Wagner umhauen, der Speichen daraus machen will. Daraus können wir vorhersehen, daß er seiner blühenden Gestalt und Schönheit nicht schonen werde, falls er ihm nur zu seinem Werck anständig zu seyn scheinet, und daß derselbe, so bald er werde umgehauen und gefällt seyn, gleich der Zwerge, seines Schmuckes, werde beraubet werden, damit jener das nöthige Holtz haben könne.

Ich besteiffe mich in der Meinung, daß die Entwaffnung des Simoisius und Beraubung seiner Rüstung der Haupt-Punct sey, welchen der Poet hauptsächlich abbilden wollen, wenn ich ein schier ähnliches Gleichniß-Bild im siebenzehnten B. der Ilias v. 49. betrachte. Daselbst stehet: „Euphorbus fiel „ ungestümiglich zu Boden, und seine Waf„ fen erklangen auf ihm. Seine krausen „ Haarlocken, voll Annehmlichkeit, badeten „ im Blut, und das Gold und Silber, „ womit sie aufgebunden waren, ward da„ von beschmützt. So wie ein Landmann „ in einem abgelegenen und einsamen Ort, „ wo Wasser vollauf hervor quillt, einen „ jungen Oliv-Baum wartet und pflegt, „ der artig, grün, blühend, und wohl ge„ wachsen, mit weisser Blüthe gantz und „ gar überkleidet ist; mit welchem die „ gelinden Lüfte spielen; aber einsmahls „ kömmt ein ungestümer Sturm-Wind,

„ reiſſet ihn aus dem Grund heraus, und „ leget ihn der Länge nach auf den Boden. „ Alſo ſchlug Menelaus den tapfern Euphor„ bus zu Boden, und nachdem er ihn um„ gebracht, zog er ihm die Waffen aus, „ und machte ſie Beute.„ Denn da ſtehet im Griechiſchen ausdrücklich: τὸν Εὐφορβὸν ἐπεὶ κτάνε, τεύχε' ἐσύλα. Ich habe dieſe Stelle deſto lieber angezogen, weil ſie das Urtheil, das Boileau von unſerm Poeten gefällt hat, und das ich ſchon angeführt habe, bekräfftigt, nemlich, daß Homerus allezeit der vorige ſey, und doch allezeit in einer andern Geſtalt erſcheine. Er braucht hier ein gleiches Bildniß, wie das vorige war, und in einer faſt gleichen Abſicht, wie zuvor; und dennoch iſt bey dieſer weſentlichen Gleichheit alles neu und von einer andern Art; in ſo weit, daß wir in der gantzen Ausbildung nicht zween gleiche Umſtände und nicht zwey gleiche Worte finden.

Im ſechszehnten B. fällt er noch einmahl auf dieſes Gleichniß, mit nochmahls veränderten Umſtänden. v. 482. „ Sarpedon „ ſtürtzte zu Boden, wie wann ein Eich„ oder Pappel- oder Tannen-Baum zu Bo„ den fällt, welchen die Zimmerleute auf dem „ Gebirge mit wohlgeſchliffenen Aexten umge„ hauen, Plancken für die Schiffe daraus „ zu machen. Alſo lag er vor ſeinem Wagen und „ Pferden geſtreckt auf dem Boden.„ Hier

beſteht

besteht die Aehnlichkeit alleine darinn, daß beyde ausgestreckt da liegen.

In demselben sechszehnten B. findet sich ein solches aus einander gesetztes unterrichtendes Gleichniß, das wir auch betrachten wollen; v. 384. „So wie im Herbst die Erde „unter der Bürde eines Sturm-Windes lie„get, wann Jupiter einen starcken Platz„Regen herunter schüttet, weil er auf die „Menschen im Zorn entbrandt ist, welche „auf der Gerichts-Statt gewaltthätiger „Weise das Recht gebogen, und die Ge„rechtigkeit und Billigkeit aus dem Sinn „geschlagen haben, ohne Betrachtung, daß „die Götter alles sehen und hören, die Flut „schwellet sich in allen ihren Flüssen auf, und „der Schwall führet viele Stücke Landes „hinweg, alldieweil er von den Bergen her„unter stürtzet, und schnaubend in das pur„purfarbigte Meer läuft, und die saure Ar„beit der Ackerleute verheeret. Also stürtz„ten die Trojanischen Pferde schnaubend über „das weite Feld.„ Im Griechischen lautet die Apodosis oder der Hintersatz:

Ὡς ἵπποι τρωαὶ μεγάλα στενάχοντο θέουσαι.

Und beziehet sich auf einen vorhergehenden Vers:

ἐς δ' ἅλα πορφυρέην μεγάλα στενάχουσι ῥέουσαι.

Demnach sind der stürtzende Lauf und das Schnauben der Pferde der Haupt-Punct, worauf das Gleichniß beruhet. Wenn ihr im übrigen begreiffen wollet, mit wie grosser Geschicklichkeit Homerus dieses Gleichniß-Bild gewehlet, so müsset ihr die gantze Beschreibung wohl betrachten, welche er im vorhergehenden von dem verwirrten Zustand der Trojaner gemachet hat. Homerus hat euch da auf ein grosses Feld geführet, wo die Trojaner Reiß-aus gaben, und alle Strassen mit Geheule und Tumult anfülleten; ein Geschwader taumelte über das andre hin; ein wüster Staub drehete sich im Wirbel biß zu den Wolcken; die Leute lagen unter den Wagen-Rädern auf dem Bauche. Mit dieser Beschreibung setzet er den Geist des Lesers in die äusserste Bestürtzung. Und das Gleichniß-Bild ist vollkommen bequem, ihn darinnen zu unterhalten. Der Poet fand in dem Lauf seines Gedichtes einen Weg der Verheerung, nemlich den Krieg, und im Gleichniß stellet er euch noch einen andern dar, nemlich die Uberschwemmung. Nachdem also der Geist mit Schrecken und Grauen über die Verwüstung des menschlichen Geschlechtes eingenommen ist, und die so vielfältigen Wege des Todes und Jammers bey sich erwiegt, so ergreift der Poet sehr verständig diese Gelegenheit ihn etwas zu lehren. Er bringt ihm bey, daß er vergleichen allgemeinen Land-Plagen als

Gött-

Göttliche Gerichte ansehen müsse, welche über die Menschen wegen ihrer Ungerechtigkeit verhängt werden, und dadurch rechtfertiget er zugleich die Göttliche Vorsehung.

Ich muß noch eines Gleichnisses von dieser Art erwähnen, mit welchem der Poet im vierten B. den Begriff, wie des Menelaus weisse Schenckel und Beine von dem darüber rinnenden Blute gefärbet worden, auszuzieren gedencket. „Das Blut lief von den Wunden „nieder, wie wann eine Frau aus Phrygien „oder Carien das Helfenbein mit Purpur „gefärbet hat, ein zierliches Gebiß für ein „Pferd daraus zu verfertigen; sie verwahret es in ihrem innersten Zimmer; viele wakere Ritter wünschen dasselbe zu besitzen, „aber es ist für einen König aufbehalten, als „eine Fürstliche Arbeit, und soll dem Reuter „und dem Pferde zu einem herrlichen Zierrath dienen. Also wurden dir, königlicher „Menelaus, die Schenckel und Hüfften mit „Blut beflecket, welches noch weiter hinunter „biß auf die wohlgestalteten Beine floß.„ Wer siehet nicht, daß der Poet dieses Gleichniß mit Hinauswerffung aller hieher nicht gehöriger Umstände, gantz kurtz und einfältig also hätte zusammenfassen können: Wie wann das Helfenbein mit Purpur gefärbet wird, also wurden dir die Schenckel mit Blut besprengt. Allein Homerus wollte diesen Anlaß gebrauchen uns zu melden, daß in den

ersten Welt-Altern das Frauenvolck in Lydien und Carien sehr köstliche Wercke von Helfenbein mit Purpur eingesprengt, verfertiget habe, welche theurer als Gold geschätzet worden, und alleine gedient haben, den Staat grosser Herren und königlicher Personen zu verherrlichen. Neben dem sind diese Umstände nicht überall unnützlich, angesehen sie den theuren Glantz des mit Purpur eingesprengten Helfenbeins, und folglich den dadurch vorgebildeten Schimmer der mit Blut befleckten weissen Gliedmassen des Menelaus auf eine angenehme Weise erhöhen. Mit dem allen wollte ich unsern Poeten nicht rathen, dieses letztere Gleichniß des grossen Homers zum Muster ihrer Nachahmung zu nehmen; dergleichen Abweichungen stehn nur grossen Männern wohl an; Homerus selbst hat Bilder von dieser ausschweiffenden Art mit sparsamer Hand angebracht, und der bequeme Ort, wo sie stehen, machet sie allemahl erträglich. So leicht es meinen Landsmännern ankäme, allerley Abwege zu finden, und sich in einem Gleichniß von dem Hauptzwecke nach und nach zu entfernen; so schwer würde es für sie seyn, eben so kunstreich, wie Homerus, auszuschweiffen, dergestalt, daß der Zweck niemahls aus dem Gesicht gesetzet wird. Wann grosse Geister etwan die Regeln der Kunst bey Seite setzen, so glaubet nicht,

nicht, daß es aus Unwiſſenheit, Unbedachtſamkeit oder Unvermögen geſchehe, ſie wiſſen, warum ſie es thun, und wann wirs eben ſo reiflich einſähen, ſo würden wir finden, daß ſie mitten in ihren Abweichungen vortrefflich und verwunderſam ſind. Ich will zwar nicht verſchweigen, daß der genauſichtige La Motte in ſeiner Abhandlung von Homers Ilias, wo er in einem eigenen Abſchnitt die Gleichniſſe dieſes Gedichtes unterſucht, eben dieſe Vergleichung von des Menelaus Blut-gefärbten Schenckeln mit Purpur auf Helfenbein vor eine Probe anführet, auf welche er ſeine Beſchuldigung gründet, daß Homer gewohnt ſey, den Leſer mit vielen fremden und kleinen Umſtänden von der Haupt-Sache abzuführen, welche darüber gänzlich aus dem Geſichte verlohren werde; wozu er ferner hinzuſetzet, dieſer Poet miſche in die Sachen, die er vergleicht, allzu widerwärtige Nebenſtücke, es ſey ihm genung, daß ſein Gleichniß-Bild in irgend einem Stücke mit der Sache übereintreffe, hernach nehme er ſich ohne Bedencken die Freyheit, daſſelbe weiter von ſolchen Seiten fortzuführen, welche mit ihr nichts ähnliches haben. Alleine wenn dieſer Criticus mehr Achtung auf die Kunſt gegeben hätte, womit der Poet dasjenige thut, was er ihm vor eine Schuld zuleget, und was vor herrliche Würckungen er dar-

aus herleitet, so würde er bald gesehen haben, daß seine Beschuldigung auf etwas preißwürdiges fiele, und mehr ein Lob als einen Tadel in sich fassete. Dieses wird sich noch klärer zeigen, wenn wir ferner einen besondern Nutzen betrachten werden, den die Gleichnisse in Epischen Gedichten haben, von welchem wir gleich handeln wollen.

Wann der Poet die Leser mit Schrecken und andern ungestümen Bewegungen angefüllet hat, so kan er sich dieser Figur mit gutem Nutzen bedienen, das Gemüthe desselben nach und nach wieder zu besänftigen, den Geist auf angenehme Bilder abzuführen, und die Materie durch eine artige Abwechselung in ein änderndes Licht zu setzen. Die Gleichnisse sind ein Mittel, und gleichsam eine Brücke, von dem Ungestümen und Wilden zu dem Stillen und Anmuthigen hinüber zu gehen. Wann dieses ohne Zwang geschiehet, empfängt der Leser ein sonderbares Vergnügen dadurch; wie in der Musick, wann nach einem starcken Thon ein sanfter folget. Ich will dißmahl das Exempel aus Virgils Eneis nehmen. In dem ersten B. sieht ein solches Gleichniß, welches so zugerichtet ist, daß es seinen Helden allmählig aus der Gefahr heraus führet, und zugleich den Leser des Kummer-vollen Schreckens, worinn er seinetwegen begriffen war, befreyet; v. 148.

Ac veluti magno in populo cum ſæpe coorta eſt
Seditio, ſævitque animis ignobile vulgus;
Jamque faces & ſaxa volant; furor arma miniſtrat:
Tum pietate gravem ac meritis ſi forte virum quem
Conſpexere, ſilent, arrectisque auribus adſtant,
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.
Sic cunctus pelagi cecidit fragor, æquora poſtquam
Proſpiciens genitor, cœloque invectus aperto
Flectit equos, curruque volans dat lora ſecundo.

Der Poet hatte vom 81ſten Vers an durch die vortreffliche Beſchreibung eines raſenden Sturmes ſeinen Helden ſamt dem kleinen Reſt, der von Troja übrig blieben war, in die äuſſerſte Gefahr geſetzt, und das Schrecken und die Angſt-volle Beſtürtzung des Leſers biß aufs höchſte getrieben. Mit dem 125ſten Verſe, wo er durch das ſtürmeriſche Ungewitter den Neptun ſelbſt aufweket, und an den Rand des Meeres hervor kommen läßt, wird zuerſt einige Hoffnung zu ihrer Errettung gegeben; er fängt allgemach an, die ſtrenge Leidenſchaft, womit die Bruſt der Leſer ganz beklemmet war, zu beſänftigen; und hier dienet ihm dieſes Gleichniß vortrefflich den Schritt von dem Sturm zu der Stille auf eine geſchickte Art ohne einen Fall zu thun, und das Gemüth des Leſers aufzuklären. Das Gleichniß von einem Aufſtand,

- - Wann das wilde Volck aufrühriſch ſtürmt u. fährt
Von ſeiner blinden Wuth aufs ſeltzamſte bewehrt,
Und Scherben, Holtz u. Stein jetzt durch die Lüfte ſchicket,

entfer-

entfernet zwar die Gefahr nicht völlig, jedoch vermindert und verringert es dieselbe schon, angesehen die Feinde in dem Ungewitter weit mächtiger, und mit verderblichern Waffen bewehrt waren:

. . . . . Es sitzet auf den Tieffen
Ein' ungeheure Nacht; die Donner-Schläge lieffen
Vom Nord- zum Süder-Pol; Es schoß manch lichter Strahl
Mit Feuer durch die Luft; Hier, dort, und überall
Erhebet etwas sich, das nach den Schiffen zielet,
Bewaffnet mit dem Tod. . . . . .

Auch verkürtzet der Poet gleichsam die Gefahr in dem Gleichniß, indem er nur wenig Verse davon machet, wie er hingegen den Sturm von allen seinen Umständen beschrieben hatte. Also bereitet er das Gemüth zu einer erfolgenden Stille. Und wann er hernach einen wohlberedten Mann und weisen Rath einführt, welchem seine Tugend und Verdienste ein Ansehen geben, so daß seine Reden daher ein grosses Gewicht empfangen; wann er bey Erblickung desselben alles stille werden läßt; Statim ac con'pexere silent:

Wenns einen weisen Mann und klugen Rath erblicket,
Es plötzlich stille steht, merckt auf, und sich nicht rührt
Der die Gemüther dann besänftigt, lenckt und führt
Mit seiner Reden Krafft; . . . . . .

So bildet er das Ansehen des Gottes Neptunus, und die geringe Mühe, die es ihm kostete

koſtete den Sturm zu ſtillen, auf eine nachdrückliche und lehrreiche Art ab. Derſelbe ſchalt nur das Meer, und es ſchwieg gleich.

. . . . . Er heißet derowegen
Den Weſt-Wind und den Oſt ſich ihm zu Füſſen legen,
Und fährt ſie ſcheltend an. . . . . .
Er ſtillet Angeſichts des ſteltzen Meeres Wuth.

Im übrigen muß ich noch anmercken, daß dieſes Gleichniß-Bild von dem Poeten mit geſchickter Wahl ausgeleſen worden. Homerus hatte im zweyten B. der Ilias v. 147. die Bewegung eines Volckes mit der Bewegung des Meers vergliechen. „Das verſammelte Volck erhob ſich, wie die unermeßlichen Waſſer-Heere im Icariſchen „Meer, welche der Oſt- und der Sud„Wind, die aus den Wolcken des Vaters „Jupiter herunter ſteigen, aufgebracht hat.„ Man kan ohne mein Erinnern ſehn, wie meiſterhaft Virgil dieſe Stelle zu ſeinem Gebrauche verwendet hat. Was bey Homer den Text ausmachete, giebt ihm den Stof zu dem Gleichniß, und die Materie des Homeriſchen Gleichniſſes iſt ein Stück von ſeiner Geſchicht. Homer hat nur auf die Gleichheit in der Bewegung geſehen; welches zu ſeiner Abſicht ſchon genung war: Virgil hat alle die Umſtände, welche ich angeführt habe, darinnen anzubringen gewußt.

Dieſe

Dieſe belobte Kunſt, die Gleichniſſe bey Ubergängen zu gebrauchen, war ſonſt Homer ſchon vollkommen bekannt. Nur ein einziges Exempel zum Beweiſe anzuführen, ſo macht er im ein und zwantzigſten B. der Ilias, wo er den Achilles aus einer groſſen Noth errettet, den Ubergang mit dieſem angenehmen Gleichniß: „Wie wann ein Gärtner aus einer „ Quelle das lautere Waſſer mit der Spathe „ in der Fauſt zwiſchen Blumen-Beten und „ Geländern hinleitet, und die Sachen, ſo „ das Waſſer an ſeinem Laufe hindern würden, heraus wirft; indem der Bach anwerts läuft, ſchmiegen ſich auf dem Grunde alle Kißlinge, das Waſſer fließt murmelnd dem Graben nach, und überholt „ ſeinen Leiter. Alſo ergriff der Strohm den „ Achilles, wiewohl er heftig eilete, denn „ die Götter ſind mächtiger, als die Menſchen.„ Ehe der Poet mit dieſem Gleichniß kam, ſahen wir den Achilles ſich mitten im Scamander überwerffen, und aus aller Macht mit dem Strohm kämpfen; doch, als wir jetzt fürchteten, daß ihn die Gewalt der Wellen fortſchleppen würde, lencket der Poet unſre Gedancken auf den anmuthigern Gegenſtand eines ſtillern Waſſers, womit er die Hoffnung, daß Achilles aus dieſer Gefahr werde gerettet werden, bey uns wieder rege macht, und uns einiger maſſen beruhigt, ſo daß wir nun ſeine Noth mit mehr

Ruhe

Ruhe anſehen, biß er endlich durch den Beyſtand der Götter derſelben entriſſen wird.

Dieſes Gleichniß hat dem lateiniſchen Poeten ſo wohl gefallen, daß ers als eine Beſchreibung in das erſte B. von der Feld-Arbeit verſetzet hat.

Deinde ſatis fluvium inducit, rivoſque ſequentes,
Et cum exuſtus ager morientibus æſtuat herbis,
Ecce ſupercilio clivoſi tramitis undam
Elicit. Illa cadens raucum per levia murmur
Saxa ciet, ſcatebriſque arentia temperat arva.

„ Er führet den Fluß in ſeine Felder, viele „ Bäche gehen ihm mit folgſamen Wellen „ nach; wann dann das Land vor Hitze „ ſchmachtet, und die Kräuter darauf ſter„ ben, ſo leitet er das Waſſer von einer ge„ linde abſchieſſenden Höhe herab auf daſ„ ſelbe nieder; Indem es fällt, rauſcht „ es mit einem heiſern Murmeln über die „ glatten Kieſel-Steine, und erlabet das „ verdorrete Feld mit ſeinen kühlen Brunn„ Adern.

Der sechßte Abschnitt.

Von dem rechten Ort und Sitz der Gleichnisse.

NOthwendigkeit den Gleichnissen in einem Werck Ort und Maß zu setzen. Vergleichung der Wohlredenheit mit der Koch-Kunst. Mangel einer Untersuchung dieser Materie. Die Gleichnisse schicken sich an dem Orte nicht, wo die Regung selbst als redend eingeführet wird; ausgenommen die erleuchtenden Gleichnisse. Wie Virgil von der Dido Bewegung über Eneas Einschiffung mit einem Gleichniß redet, aber da er sie selbst davon reden läßt, ihr gantz andere Figuren in den Mund leget. Amthors seichte Verdeutschung ihrer Rede. Homers Geschicklichkeit die Sprache der Affecte und des Geistes zu verändern. Wie Homerus die wenigen ausgeführten Gleichnisse, die er in den Reden seiner Personen einfliessen läßt, an dem rechten Ort gesetzet, ohne Verletzung des Characters der Regung; in einer ruhigen Unterredung, bey einem gesetzten Gemüthe, und über der Taffel. Vertheidigung eines Gleichnisses, das Homerus dem Asius in einer heftigen Gemüthes-Bewegung desselben zugeschrieben hat.

WAs ich in einigen Blättern von den unterschiedenen Absichten, in welchen die Gleichniß-Bilder mit Nutzen können angebracht werden; wie auch von der künstlichen Austheilung und Mischung so wohl als der geschickten Verbindung dieser Absichten biß-dahin ziemlich ausführlich vorgetragen habe, wird

wird meines Erachtens schon zulänglich seyn; und jetzo wird man von mir erwarten, daß ich auch einige Anleitung gebe, an welchem Ort und mit welchem Masse diese Figur der Rede, von der wir reden, müsse gebraucht werden, wenn sie den Zweck nicht verfehlen soll. Es ist leicht zu begreiffen, daß eine gründliche und deutliche Unterweisung über diesen Punct eben so nothwendig als wichtig ist. Wer daran noch zweifeln wollte, dem gebe ich zu bedencken, daß am unrechten Orte gesetzte Gleichnisse den natürlichen Character der Rede eben so häßlich verstellen und verderben, als die Schmincke ein schönes Angesicht; daß die Oeconomie einer Schrift in Ausspendung der Figuren ein gewisses Maß und häußliche Ordnung erfordert; daß der Geist des Menschen von Natur gantz ruhmräthig und geneigt ist, seinen Reichthum, worinn der auch bestehen mag, auszulegen; daß die Verschwendung auch dann strafwürdig sey, wann sie von einer guten Absicht herrühret. Insbesondere wird ein gemessener Unterricht von diesen Stücken meinen deutschen Lesern vor andern nothig seyn, nachdem sie durch das Ansehen und berühmte Exempel des gelehrten Lohensteins geblendet sich in die übermässige Pracht seiner Schreibart so unglücklich verliebet haben, daß sie das wahre Maß der Natur gröstentheils vergessen haben. Es hat mit der Wohlredenheit einer-

ley Bewandtniß, wie mit der Koch-Kunſt. Der vornehmſte Kunſtgriff eines Kochverſtändigen beſtehet darinne, daß er durch eine geſchickte Vermiſchung und Verbindung unterſchiedener Arten von Geſchmack, welche ſich am beſten mit einander vertragen, eine ſolche Symmetrie und Übereinſtimmung der Säfte zuwege bringe, dadurch die Zunge und Kehle auf eine angenehme Weiſe gekitzelt, und die Luſt zu eſſen, inzwiſchen daß ſie befriedigt, zugleich auch erhöhet wird. Dieſen Zweck kan er nicht erhalten, wann er die Kunſt nicht innen hat, wie jegliche Art von Geſchmack an ihrem rechten Ort und in gewiſſem Maſſe anzubringen, welches dieſer Ort ſey, und worinn dieſes Maß beſtehe, welche Speiſe angenehm ſey, wann ſie in einer gewiſſen Brühe lieget, und welche beſſer ſchmecke, wann ſie gebraten iſt:

Nec ſibi cœnarum quivis temere arroget artem,
Ni prius exacta tenui ratione ſaporum.
Nec ſatis eſt cara piſces avertere menſa
Ignarum, quibus eſt jus aptius, & quibus aſſis
Languidus in cubitum jam ſe conviva reponet.
HOR. L. II. Sat. 8.

Die Gleichniſſe und andere Figuren ſind wie das Saltz und Gewürtz, wird es mit allzu karger Hand über eine Speiſe geſtreuet, ſo bleibet ſie ungeſchmackt; wird es dann am unrechten Orte verſchwendet, ſo folget Eckel dar-

darnach. Eine ſolche unzeitige und übermäſſige Verſchwendung des Gewurtzes in Zubereitung der Speiſe zeuget zwar von dem Reichthum u. der Freygebigkeit des Hauß-Wirths; aber ſie verräth zugleich deſſelben verderbten Geſchmack. Auf gleiche Weiſe ſind die Gleichnüſſen überaus bequem, eine Schrift herrlich auszuzieren; Jedoch wann ſie am unrechten Ort und ohne Maß verſchwendet werden, ſo thun ſie nicht nur den reichen Witz des Verfaſſers, ſondern auch die Armuth ſeines Verſtandes kund. Nach dieſem Licht vergleicht ſich Lohenſteins berühmtes Werck, Arminius genannt, einer koſtbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth auf keine Koſten geachtet, und ohne Spahren auftiſchen laſſen, was Garten, Heerde, Wald und Meer Niedliches und Leckerhaftes dargeben kan; wo insbeſondere die entfernteſten Theile der Welt auf die Tafel ſenden müſſen, was ſie ſeltenes und theures haben; bey alle dieſem Uberfluß aber die Speiſen ſo übel zubereitet, die Gerichte ſo ungeſchickt gegattet, und ſo ungereimt vermiſcht ſind, die Brühe ſo verſaltzen, die Würtze ſo übermaſſig verſchwendet iſt: daß die Gäſte vor lauter Eckel bey überladener Tafel hungerig ſitzen, wie dem Tantalus wiederfahren iſt. Uberdiß vermehrt den Uberdruß die unbeſcheidene und ungeſtüme Prahlerey des Wirthes, der euch unaufhörlich zum Eſſen

nöthigt, indem er euch nicht nur erzehlt, wie viel ihn eine jede Tracht zu ſtehen komme, ſondern auch die Natur und das Weſen deſſelben mit ruhmräthiger Weitläuftigkeit berſcheibet; dergeſtalt, daß die unwilligen Gäſte an ſeiner thörigten und geſchmackloſen Koſtbarkeit ſich nicht beſſer zu rächen wiſſen, als dort Naſidieni Gäſte gethan haben, wie in ihrem Nahmen Fundanus bey Horatius erzehlet:

- - - - - - Quem nos ſic fugimus ulti,
Ut nihil omnino guſtaremus : velut illis
Canidia afflaſſet pejor ſerpentibus Afris.

Oder, damit ich mich mit einem Gleichniß von Plautus ſeinen kürtzer ausdrücke, ſo iſt beſagtes Buch des von Lohenſtein einer übergroſſen Schüſſel gleich, ubi una multa jura confudit coquus; und ſiehets darinnen aus, falls mir vergönnet iſt, kleine Dinge mit groſſen zu vergleichen, als dort in der Chaotiſchen Materie:

Non bene junctarum diſcordia ſemina rerum,
- - - - - Nulli ſua forma manebat;
Obſtabatque aliis aliud : quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia ſiccis,
Mollia cum duris, ſine pondere habentia pondus.
OVID. METAM. L. I.

Wiewohl nun ein beſtimmter und deutlicher Unterricht von dieſen Puncten höchſtnoth-

nothwendig iſt, ſo muß ich doch klagend erwähnen, daß ich mich bißdahin nach dergleichen vergebens umgeſehen habe. Die Lehrer der Rede-Kunſt gehen nicht weiter, als daß ſie die Gleichniſſe und Vergleichungen auch unter die Zahl der poetiſchen Figuren einſchreiben, und nach einem kahlen Nahmen-Regiſter ein paar Exempel, die erſten die beſten, hinzuthun. Damit laſſen ſie euch in der vorigen Ungewißheit ſtecken. In Betrachtung deſſen will ich mich die Mühe deſto weniger dauren laſſen, welche darauf gehen muß, dieſe Materie in das gehörige Licht zu ſetzen, und den ungewiſſen Geſchmack, was dieſes Stücke anbelanget, in beſtimmte und gemeſſene Regeln zu faſſen.

So bequem die Gleichniſſe ſind, den Schwung, die Grade und Würckungen einer Gemüths-Leidenſchaft deutlich und nachdrücklich abzubilden; ſo übel ſchicken ſie ſich hingegen, wo die Regung ſelbſt als redend eingeführt wird. Je heftiger die Bewegung iſt, je weniger Zeit wird man übrig haben, je weniger Müh wird man aufwenden, die Aehnlichkeiten der Dinge hervor zu ſuchen; Die Leidenſchaft iſt voller Ungedult, ſie wollte gerne viel Dinge auf einmahl ſagen, die gemeine Sprache, da man ſich nach den ſyntactiſchen Regeln der Fügung und Verbindung achtet, daucht ihr allzu matt und langſam, ſie bedienet ſich darum ihres

eigenen Figuren, meiſtens lauter abgekürzter, gebrochener, halber, unausgeführter Sätze, z. E. des Ausrufſes, der Frage, der Anrede, u. ſ. f. Einer der in der Hitze redet, iſt einem Fliehenden gleich, welchen ein Feind, oder die Obrigkeit, die Rächerin der Ubelthaten, verfolget; Gefahr und Schrecken hengen ihm Flügel an, er nimmt den Weiten mehr durch Sprünge als durch gemeſſene Schritte, er verläßt die zwar gebähnte und gemächliche aber krumme Straſſe, und ſchlägt in einen neuen aber kürtzern Weg ein, durch ebene oder holperichte, ſteinigte oder ſtrauchigte Gegenden; er ſäumt ſich nicht die abwechſelnden und mit jedem Augenblicke ändernden angenehmen Ausſichten zu betrachten, oder die Ordnung und Symmetrie der Palläſte und Gärten, die ihm auf dem Weg aufſtoſſen, mit den Augen zu meſſen. Es fehlet ihm an einem ruhigen und aufgeräumten Gemüthe, das hierzu erfodert wird. Hieraus folget, daß die Gleichniſſe nicht zu der Sprache der Gemüths-Bewegungen gehören. Sie ſchiken ſich alleine vor ruhige Leute, welche Zeit und Weile genug haben ſich gemächlich zu erklären. Die Gleichniſſe werden formiert, indem die Einbildung dem Verſtande mancherley Bilder gerade zu vorleget, welche er dann gegen einander hält, und aus ihrer Vergleichung dasjenige, worinne

rinne ſie einander ähnlich ſind, ſorgfältig hervorſuchet: Nun iſt dieſes wohl unleugbar die Arbeit eines ruhigen Geiſtes. Die Gleichniß-Bilder dienen, wie ich oben gezeiget habe, entweder einen Gedancken mit einem ähnlichen Bild zu erklären, oder ſelbigen auszuſchmücken, oder zu verſtärcken, oder endlich einen Unterricht von etwas zu geben: Nun iſt die Leidenſchaft zu eilfertig und zu eigenſinnig, als daß ſie den Gegenſtand, der ſie aufgebracht hat, aus den Augen ſetzen, und zu Betrachtung fremder Bilder ausſchweifen ſollte. Wann das Gemüth erhitzet iſt, ſo hört alle Kunſt und Verſtellung auf, die Vernunft iſt gefeſſelt, die ungeſtümen Triebe der Natur brechen mit Gewalt hervor, aller Zierrath und weitgeſuchter Schmuck wird als etwas Nichtswürdiges weggeſchmiſſen und mit Füſſen getreten, der ſchönſte Putz, die Haare, werden ausgerauffet; ſo fern iſts, daß ein ſolcher Menſch eine geſetzte Doctoraliſche Mine annehmen, und mit einer dogmatiſchen Gelaſſenheit Lectionen geben könne. Alldieweil nun eine heftige Leidenſchaft alle dieſe angeführten Abſichten ausſchließt, ſo wird daraus mehr als klar, daß die Gleichniſſe ſich vor die Ausdruckung der Gemüths-Bewegungen nicht ſchicken.

Wann ich aber dieſe Figur der Gleichniſſe aus der Sprache der Leidenſchaften

will hinausgeworffen wissen, verstehe ich alleine die ausführlichen und aus einander gesetzten Gleichnissen, welche die Frucht eines sinnreichen Verstandes sind, und in die Rede eingeflochten werden, entweder für einen blossen Zierrath zu dienen, oder die unersättliche Begierde nach Wissenschaft zu befriedigen, oder einen Gedancken nachdrücklich zu erhöhen. Denn was die kurtzgefaßten Vergleichungen anbelangt, so stehen dieselben an jedem Orte wohl, und können in allen Gattungen Schriften Statt und Platz haben, angesehen sie, wie ich im ersten Abschnitt gezeiget habe, unentbehrlich nothwendig sind, dunckele und ungewisse Begriffe zu erläutern, als zum Er. wann ich sage: Die Feinde sind in nicht geringerer Anzahl vorhanden als die Blätter auf den Bäumen, und als das Sand am Gestade; oder mit Homer im fünften B. der Ilias: „ Sie verbergen sich, wie forchtsame „ Hunde vor einem Löwen. „ Selbst in den erhitzten Reden der Gemüths-Bewegungen können dergleichen nicht gemisset werden. Denn da hat man sie vonnöthen die Umstände einer Sache zu vergrössern, alldieweil man sich in der Gemüths-Bewegung ein Ding niemahls nach seinem wahren Verhältniß vorstellet.

Homer und Virgil haben dieses überaus wohl in Acht zu nehmen gewußt. In ihren

Erzeh-

Erzehlungen oder Beschreibungen, wo der Poet oder eine andere Person bey gesetztem und stillem Gemüthe redet, lebet alles bey der Menge Bilder und Gleichnisse; aber so bald die Leidenschaft, womit ein Held eingenommen ist, selbst als redend eingeführet wird, können wir nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, was vor ein grosser Unterscheid zwischen der Sprache des Geistes und der Ausdruckung des Hertzens befindlich ist, wann dort die Kunst und hier die Natur redet. Wahrhaftig, man wird da keine gekünstelten Zierrathen von ausführlichen Gleichnissen antreffen. Lasset uns nur, als ein Exempel, die Beschreibung von Eneas Untreue, im vierten Buche der Eneis, mit Fleisse betrachten. Wenn Virgil die Gemüths-Regung beschreiben will, welche die Dido auf den Bericht von der Trojaner unvermutheten Abreise überfallen hatte, so bedienet er sich folgenden Gleichnisses, v. 300.

Exvit inops animi, totamque incensa per urbem
Bacchatur; qualis commotis excita sacris
Thyas, ubi audito stimulant trieterica Baccho
Orgia, nocturnusque vocat clamore Cithæron.

Aber so bald als er die Gemüths-Bewegung selbst redend vorstellt, wie Dido anfänglich ihre zärtliche und noch mit Hoffnung begleitete Liebe durch Klagen, Be-

straffungen, Beschwörungen, bittliches Ansuchen, Vorstellungen ihrer Verdienste, ausdrücket, und nichts verabsäumet, den Eneas zum Mitleyden zu bewegen, und auf andere Gedancken zu leiten; wie sie hernach, als sie seinen hartnäckigten Sinn nicht biegen können, voll Verzweifelung und Rasereyen, bald ihre eigene gutherzige Leichtglaubigkeit und seinen schnöden Undanck aushöhnet, bald ihren aufs höchste gestiegenen Unmuth ausläßt, bald die vorgewendeten Ursachen seines Aufbruches als erdichtetes Zeug verwirft, und endlich ihre unversöhnliche Rachgier, die auch der Tod nicht auslöschen kan, in erschrecklichen Verwünschungen an den Tag leget, da hören alle Kunst-Streiche des Witzes auf, da verschwinden alle allzu symbolische Figuren, alle ausgeführten Gleichniß-Bilder: Hingegen hören wir die eigene Sprache der Natur, welche durch manche Frage, manchen Ausruff, durch Ironien, Hyperbolen und dergleichen mit grosser Geschicklichkeit in einander geflochten, und ohne den geringsten Zwang abgebrochen, abgeschnitten und verwirret ist, so daß mans ohne die empfindlichste Bewegung nicht lesen kan, ein jeder fühlt, was Canitz fühlete:

Und hör' ich Dido dort von Lieb' und Undanck sprechen,
So möcht ich ihren Hohn an den Trojanern rächen. *

Der

* Ich muß hier einen Fehler rügen, der in Herrn Gottscheds critischer Dicht-Kunst, wo diese zwey Verse

Der berühmte Tragödien-Schreiber Peter Corneille, der die Natur der Leidenschaften so gründlich erkannt hatte, hat in seinem Polyeuctes eine Anmerckung einfliessen lassen, welche

angezogen werden, eingeschlichen ist. Daselbst lauten sie also:

Und hör ich Dido dort von Hohn und Undanck sprechen,
So möcht ich ihren Schimpf an den Trojanern rächen.

Durch diese Veränderung wird alle die sorgfältige Betrachtung umgestossen, mit welcher Cantz auf den verschiedenen Character der beyden Reden, so Virgilius der Dido zugeschrieben, gesehen hatte. Man schlage dieselben nach, so wird man sehen, daß die erste auf die Liebe der Dido und den Undanck des Eneas hinauslauft; und die andere, nachdem die erste bey Eneas nichts verfangen hatte, von Zorn wegen des empfangenen Hohnes angefüllt ist. Nun werden diese gehörigen Grade in den Versen, wie sie in dem angezogenen Orte stehen, durch einander geworffen. Der Hohn gehet vor dem Undanck her, welcher doch den Anlaß dazu gegeben hatte, der Liebe wird nicht gedacht, und das Wort Schimpf vermindert den Bezirck von dem Hohne zur Unzeit. Wiewohl ich gern glaube, daß diese Veränderung in denen beyden Cantzischen Zeilen ohne Vorsatz gemacht worden, habe ich doch diesen Anlaß gebrauchen wollen, zu zeigen, mit was für Sorgfalt und Fleisse grosse Poeten die Wörter wehlen und setzen; so daß sich davon keines wegnehmen, oder umsetzen, oder verstellen läßt, ohne daß der Verstand, der Nachdruck, und die Ordnung der Gedancken dabey leiden müsse. Gemeine Scribenten wissen von dieser Sorgfältigkeit nichts, und verkehren ohne Nachsinnen die Bedeutungen der Wörter so wohl als die Begriffe selbst.

welche diese Art einer verzweifelten Liebe, der alle Hoffnung abgeschnitten ist, nach der Natur beschreibet:

Un Amant qui perd tout n'a plus de Complaisance,
Dans un tel entretien il suit sa Passion,
Et ne pousse qu'injure & qu'imprecation.

Nach der Uebersetzung der geschickten Fr. Linkin:

Wer liebt und nichts mehr hofft, vergißt der Höflichkeiten,
Er folgt den Regungen in einem solchen Strauß,
Und stösset nichts als Fluch- und Drohungs-Wörter aus.

Amthor hat das letzte Stück von dieser Hertz-rührenden Rede der Königin Dido samt etlichen andern Stücken aus der Eneis deutsch gegeben, jedoch so matt und unglücklich, daß ich vor nöthig halte, bey dieser Gelegenheit einige Fehler in seiner Uebersetzung, wodurch der Character der Gemüths-Bewegungen verletzet wird, zu berühren.

Wann Dido v. 368. aller Hoffnung beraubet, fortfährt den halsstarrigen und unerbittlichen Sinn des treulosen Eneas zu schelten, spricht sie:

Nam quid dissimulo? aut quæ me ad majora reservo?
Num fletu ingemuit nostro? num lumina flexit?
Num lacrimas victus dedit? aut miseratus amantem est?

Dieses giebt Amthor in sechs Zeilen also:

Ich rede was ich muß; verstellen hilfft mir nicht,
Weil aller Hoffnungs-Grund auf ewig mir gebricht.

Hat dieſer heiſſe Bach, der meine Wangen naſſet,
Ihm auch den kleinſten Hauch von Seufzern ausgepreſſet?
Wirfft ſein verſtockter Sinn auch wohl noch einen Blick
Durch dieſe Flut erweicht, auf ſeine Braut zurück?

Man beliebe zuförderſt anzumercken, daß Virgils drey Verſe aus ſechs abſonderlichen Fragen beſtehen, welche Amthor gröſtentheils in dogmatiſche Sätze und Schlüſſe ausgedähnt, ſo daß er nicht mehr als zwo Fragen beybehalten hat. Man erinnere ſich anbey, daß dieſe Figur der Frage ein vornehmes Merckmahl und Kennzeichen der Sprache eines entrüſteten und erzörnten Menſchen iſt, dadurch ſie ſich von den gelaſſenen Sätzen eines ruhigen unumfangenen Gemüthes unterſcheidet. Löſet man nun dieſe Fragen in der Dido Rede auf, und knüpfet die Sätze durch die Verbindungs-Wörtgen an einander, ſo redet nicht mehr die Leidenſchaft, ſondern ein ſtiller, ruhiger Geiſt. Nachdem die Gemüths-Bewegungen bey allen Menſchen unter der Sonnen, ſie mögen eine Sprache reden, welche ſie wollen, einerley Würckungen thun; und dem gemäß die Figuren der Rede eben die allgemeine Sprache der Leidenſchaften ausmachen, und keinesweges einer abſonderlichen Sprache eigen ſind; ſo können ſie in der Uberſetzung niemahlen wegbleiben, ſoll das Feuer der Gemüths-Bewegung nicht zugleich ausgelöſchet werden. Je heftiger die Aufwallung iſt, in welcher man redet, je häuffi-

ger

ger ſtellen ſich dieſe Figuren ein; werden ſie nun in der Uberſetzung zum Theil weggelaſſen, und vermindert, ſo wird dadurch zugleich die Hitze der Leidenſchaft auf einen geringern Grad geſetzet. Ein ruhigeres Gemüthe würde den Gedancken, welchen Dido bey Virgil mit ſechs Fragen aufs beweglichſte ausgedrüket hat, ungefehr in folgenden Schluß verfaßt haben: „Weil denn meine Klage und „ wehmüthige Vorſtellung dieſem Treuloſen „ nichts angewinnen, und nicht anderſt, als „ ob ich ihm gäntzlich fremd und unbekannt „ wäre, ihm kein Zeichen einiger Reue, „ Scham, Liebe, Zärtlichkeit oder Mitlei„ dens, weder Seufzer noch Thränen ab„ nöthigen mögen, ſo bleibet mir keine Hoff„ nung mehr übrig, daß er ſich durch einiges „ Mittel werde erweichen laſſen; und darum „ würde es nichts helffen, wenn ich gleich „ meinen Unwillen verbergen, und ihm noch „ länger ſchonen wollte.„ Einen ſolchen förmlichen Schluß würde ein ſtilles Gemüth abfaſſen, bey welchem die Hitze der Leidenſchaft allbereit gröſtentheils verflogen, und doch noch eine kleine Luſt ſich mit Worten an ſeinem Feinde zu rächen übrig blieben iſt; aber die ungeſtüme Regung löſet die Bande auf, womit der ruhige Verſtand dieſe Sätze in einer regelmäſigen Fügung verknüpft hat, ſie trennet ihre Ordnung; ſie verfällt einsmahls auf den Schluß, daß ihr nichts übrig

gelaſſen

gelassen sey, womit sie sich an ihrem treubrüchigen Feinde rächen könnte, als Worte und Klagen, nachdem sein entschlossener Sinn nicht zu bewegen ist; und erst hernach sucht sie diesen Schluß durch Gründe zu rechtfertigen, indem sie ihr vorstellt, daß sie mit allem ihrem Bitten und Klagen bey ihm nichts ausgerichtet, und daß er kein Zeichen von einiger Veränderung seiner Gedancken habe blicken lassen. Und alle diese Sätze verwandelt sie endlich in so viele Fragen, dadurch dieselben erst in der gehörigen Lebhaftigkeit und Heftigkeit hervorbrechen. Sie drückt sich ungefehr, wie folget, aus. Was soll ich ihm länger ohne alle Hoffnung verschonen? Werde ich doch durch die freye Entdeckung meiner Gedancken nichts weiter verscherzen können! Oder hat mein Flehen ihm nur einen Seufzer abgedrungen? Hat er die Augen jemahls vor Scham untergeschlagen? Oder aus Empfindlichkeit mit Thränen genetzet? Oder sonst durch einiges Mitleiden zu verstehen gegeben, daß er mich jemahls geliebet habe?

In Versen mögte dieses auf eine erträgliche Weise also gegeben werden:

Was soll ich länger mich ihm zu verschonen zwingen,
Der Hoffnung gantz beraubt? Was Nachtheil kan mirs bringen,
Wenn mein beklemtes Hertz sich ohne Furcht erklärt!
Hielt er mein bittlich Flehn auch eines Seufzers werth?

Sah

Sah man die Augen ihn vor Schame unterschlagen?
Und stuhnden sie bethränt bey allen meinen Klagen?
Erzeigt' er sonsten sich auf andre Weiß betrübt,
Woran zu mercken war, daß er mich je geliebt?

Ich finde nöthig bey dieser übelgerathenen Uebersetzung Amthors ferner zu erinnern, daß er durch eine matte Weitläuftigkeit, die von unnöthigen Beywörtern, figürlichen Umschreibungen und kleinen nichtswürdigen Umständen herrühret, die Kraft und Deutlichkeit des Hertz-rührenden Ausdruckes Virgils geschwächt hat. Die Reden eines erhitzten Gemüthes sind einem hoch aufgelauffenen Strohme gleich; so lange derselbe eingesperrt und gefangen fließt, stürtzen sich seine Wellen mit Schrecken-vollem Getöse fort, und reissen alles, was ihnen aufstößt, mit sich dahin; aber so bald er frey wird, und sich auf einem ebenen und weiten Felde geraume ausbreiten kan, so wird die Strengigkeit seines Lauffes dadurch gehemmt, und er ergiesset sich dann mit einem matten Geräusche. Was die Virgilianische Dido mit vier Worten ausdrücket, nimmt Amthors Dido Zeit in zwo gantze Zeilen auszudähnen. Was jene ein sättig fletus noſtros nennt, das giebt diese weit prächtiger:

Der heisse Bach, der meine Wangen nässet;

Sie ist kaltsinnig genug, die Thränen in einen Bach zu verwandeln, und durch das Beywort

wort heiß den Unterscheid zwischen einem eigentlichen und einem figürlichen Thränen-Bach zu bemercken; Ihr erwartet vielleicht, daß sich dieser Bach als eine Flut ergiesse, und das Wangen-Feld überschwemme, aber ihr betrieget euch, er wird beym Frost des Uebersetzers plötzlich eingefroren seyn, so daß er kaum noch Wasser geben kan, die Wangen zu nässen. Nichtsdestoweniger preßt er im folgenden Verse Seufzer aus, wann Amthor das Wort ingemuit also verdeutschet:

Ihm auch den kleinsten Hauch von Seufzern ausgepresset.

Uber dieses bezeichnet Fletus, welches er durch einen heissen Bach giebt, hier nicht die Thränen, (denn Dido weinte jetzt nicht mehr) sondern der Dido vorhergegangene, wehmüthige und Hertz-rührende Klagen, welche dem Eneas wenigstens einige Seufzer solten abgezwungen haben.

Nebendem finde ich an dieser Uebersetzung noch zwey Dinge auszusetzen. Eines, daß Amthor die Frage in der dritten Zeile num lacrimas dedit? gäntzlich weggelassen hat; da doch die Thränen schier das deutlichste Kennzeichen von der empfindlichen Bewegung des Hertzens sind, daher Virgilius den Mangel derselbigen nicht vergebens als ein überzeugendes Merckmahl von

des Eneas fühlloſen Härtigkeit ausgeſetzet hat. Das andere, daß der Teutſche die beyden Fragen num lumina flexit? aut miſeratus amantem eſt? in eine einzige zuſammen geſchmeltzet hat; ungeachtet daß eine jede ſchon vor ſich allein und abſonderlich einen groſſen Nachdruck hat, und die eine ein Zeichen der Scham, die andere ein Merckmahl der Liebe gegen eine Unglückſelige äuſſert. Zudem hat er wider allen Verſtand die vergangene Zeit, ſo das Wort flexit bedeutet, in die gegenwärtige oder künftige verwandelt. Dido hatte ja ſchon bezeuget, daß ſie nichts mehr abhalten ſollte, ihre Gemüths-Bewegung auszuſtoſſen, nachdem ſie genung verſichert iſt, daß kein Mittel übrig ſey, den Eneas von ſeinem einmahl gefaßten Schluß abwendig zu machen; in welcher Meinung ſie ſich ſelbſt noch mehr zu beſtärcken ſucht, indem ſie die allzu offenbahren Zeichen eines kaltſinnigen Hertzens, ſo ſie aus der Mine geleſen, womit er ihre erſte Hertz-rührende und wehmüthige Vorſtellung vorüber gehen laſſen, bey ſich wiederholet und erzehlet. Wie übel hat es nach dieſem der Uberſetzer getroffen, da er ſeine Dido bey ſo bewandten Umſtänden ſich mit einer zuverläſſigen Hoffnung unterhalten läßt:

Wirfft ſein verſtockter Sinn auch wohl noch einen Blick
- - - - - - - - auf ſeine Braut zurück.

Denn

Denn dadurch stößt er um, was sie in der ersten Zeile mit so viel Kühnheit bezeuget hat. Auf diese Weise wird Amthors Dido von Virgils seiner in einem wesentlichen Stücke unterschieden; und er liffert euch statt einer getreuen Uebersetzung einen nach Scarrons Manier verkleideten Virgil. Da diese Uebersetzung so gar übel gerathen ist, so kan ich nicht errathen, wie es doch gekommen, daß jemand in einem gedruckten Lehr-Buche eben dieselbe jungen Leuten vor ein Muster der Hertz-rührenden Reden der Leidenschaft vorgeleget, und mit folgendem Lob angepriesen hat: „Wer aus einer „so Hertz-rührenden Rede den Nachdruck „der Figuren nicht begreiffen kan, der muß „wenig Empfindlichkeit und Nachsinnen be„sitzen.„

Allein es ist Zeit, daß wir den Neben-Weg verlassen, und wieder auf unser Vorhaben kommen. Wir sollen den eigentlichen Sitz und Ort anweisen, welchen die ausführlichen Gleichnisse mit Nachdruck und Ergetzen einnehmen und bekleiden können. Hierüber haben wir droben einige Lehrsätze festgesetzet; jetzo wollen wir noch eine Anmerckung hinzufügen, dieselben noch mehr zu bestätigen. Homerus hat in seinen Gedichten die Sprache der Affecte und des Geistes sehr geschickt zu vermengen gewußt. Wann er, als einer der sich bey der Hand-

lung seiner Helden nicht anderst als ein Kundschafter und Mahler befindet, die Kleidung, die Gebehrden, die Bewegung, die Stellung, den Affect, die Verrichtungen derselben, in seiner eigenen Person beschreibet, so ist er an Bildern, Gleichnissen, und andern figürlichen Zierrathen der Phantasie überaus reich: Hingegen wird man in den Reden seiner Personen, welche er nicht sparsam, und doch auf so verschiedene als Hertz-rührende Weise eingeführt hat, dergleichen Bilder oder Gleichnisse nicht antreffen; da redet die Natur ohne Kunst, so wie es ihr die Hitze eines gewissen Affectes befiehlt; der Witz des Poeten darf sich hier nicht einmengen. Ich dörfte schier davor gut stehen, daß in so unzehlbarvielen charactermässigen Reden, womit Homer die vier und zwantzig Bücher der Ilias ausgeschmücket hat, kaum mehr als ein Duzend dergleichen ausführliche Gleichniß-Bilder vorkommen würden. Was auch diese wenige anbelanget, so will ich einige zum Beyspiel anziehen, zu zeigen, daß auch dieselben allezeit an einem bequemen Orte stehen, und weder den Character der redenden Gemüths-Bewegung, noch die Wahrscheinlichkeit in einigen Weg verletzen.

Im dritten Buche der Ilias wird in einem Episodio der alte König Priamus eingeführt, wie er sich von Helenen die vornehmsten Helden und Feld-Obristen der Archiven zeigen

zeigen und beſchreiben läßt, in der Zeit, da in beyden Armeen die nöthigen Anſtalten zu dem Kampf zwiſchen Menelaus und Paris gemachet werden. Man hatte einen Waffen-Stillſtand getroffen; Griechen und Trojaner ſaſſen ruhig, und lehnten ſich auf ihre Schilde, neben ihnen ſtuhnden ihre langen Spieſſe, die ſie in den Boden eingeſtecket hatten; Helena war, ſie zu ſehen, auf den Thurm an der Pforte Scea geſtiegen, wo ſie den alten König Priamus und etliche andere von ſeinen Räthen angetroffen hatte. Daſelbſt ruffet der alte Herr ſie zu ſich, und erkundigt ſich erſtlich bey ihr, wer einer wäre, der an Anſehen und majeſtätiſcher Perſon alle andern übertraf. Dieſes war Agamemnon. Hernach erblickte er einen andern, und fragte auch nach deſſelben Nahmen, mit dieſen Worten: „Sage mir, wertheſte Tochter, „wer iſt jener; ſeine Waffen ligen auf dem „Boden, und er gehet, wie ein Wider, „von einem Hauffen zum andern, ſie in eine „geſchickte Ordnung zu ſtellen. Fürwahr er „iſt einem Wollen-reichen Wider gleich, der „eine groſſe Heerde weiſſer Schafe führt, „und ſie ihm bald dahin, bald dorthin folgen läßt.„ Helena berichtet ihn, daß es Ulyſſes wäre. Worauf auch Antenor ſich in ihr Geſpräche miteinläßt, und den Anlaß daher nimmt, weil Ulyſſes, als er ſamt Menelaus in einer Geſandtſchaft nach Troja ge-

kommen war, Helenen wieder zu fodern, bey ihm eingekehret war. Damahls hatte er Ulyſſen kennen gelernet, und daher weiß er von ihm zu erzehlen. Insbeſondere beſchreibt er, wie Ulyſſes ſich gebehrdete, wenn er in einer offentlichen Verſammlung die Rede führete, da der Poet ebenfalls ein Gleichniß einflieſſen läßt. „Wann der kluge Ulyſſes, ſagt er, „ auffſtuhnd zu reden, hielt er ſich aufrecht „ ohne Bewegung, und ſchlug die Augen un„ ter ſich zur Erden, rührete den Stab weder „ vor- noch hinterwärts, ſondern hielt ihn „ gantz ſtille, einem Menſchen gleich, der „ keine Erfahrung von Staats-Verrichtun„ gen hat; ihr hättet geſagt, das wäre ein „ verächtlicher, ungeſchliffener, thörigter und „ plumper Mann, aber wenn er den ernſt„ haften Thon ſeiner ſcharffen Stimme hören „ ließ, und die Worte ihm wie Schnee„ Flocken von der Zunge fielen, ſo war nie„ mand, der ihm den Preiß im Reden ſtreitig „ machen dorfte.„ Bey welchem letztern Gleichniß ich anzumercken habe, daß Plinius Secundus darauf geſehen, als er in dem lehrreichen zwantzigſten Sendſchreiben des erſten Buches geſagt: Si detur electio, illam orationem ſimilem nivibus hybernis, id eſt crebram aſſiduam & largam, poſtremo divinam & cœleſtem volo. Man kan den Nachdruck und die Aehnlichkeit des Homeriſchen Gleichniß-Bildes nicht geſchickter, als mit eben dieſen Wor-

Worten anzeigen. Im übrigen wirds niemanden fremd vorkommen, daß diese Gleichnisse in einer so ruhigen Unterredung vorgebracht werden, in welcher die sprechenden Personen Zeit genug haben, einander die Geschichten vergangener Zeiten zu erzehlen. Also erzehlte Priamus hier, wie er in seiner Jugend mit Hülfs-Völckern zu dem Lager der Phrygier und Mygdonier gestossen, welches sie an dem Fluß Sangarius wider die Heldenmüthigen Amazoninnen aufgeschlagen hatten. Eben derselbe war so gütig, daß er die Schuld des gegenwärtigen unglücklichen Krieges von Helenen ablehnet, und auf die Götter schiebet; so fern ist es daß er in einem hohen Affecte gestanden wäre.

Im sechszehnten B. gleich im Anfange, wo Patroclus sich mit weinenden Augen zu Achilles nähert, erkundigt dieser sich um die Ursache seiner Thränen, indem er sich folgenden Gleichnisses bedienet: „Patroclus, warum weinest du wie ein kleines „Mägdgen, das der Mutter nachläuft, und „sie nöthigt, biß sie es auf den Arm nimmt; „da es sich an den Rock hängt, indem sie „weiter eilet, und sie weinend anschauet, „biß daß sie es mit sich führet. Hast du „etwan eine schlimme Zeitung von Hause „bekommen; Menecius lebet ja noch, und „Peleus ist nicht gestorben. Diese beyde „würden uns durch ihren Tod betrüben;

„ Oder haſt du Mitleiden mit den Acheern,
„ die doch aus eigenem Verſehen ſterben. „
Das Gleichniß, womit dieſe Rede anfängt, ſowohl als das übrige Stücke derſelben giebt uns genung zu erkennen, daß Achilles im Gemüthe ruhig geweſen ſey, und von der Gefahr und Noth, die vorhanden war, nicht das geringſte gewußt habe. Zudem läßt er durch dieſes Gleichniß die zärtlichſte Liebe gegen Patroclus hervorblicken. Aber ihr dörfet nur weiter fortleſen, was Patroclus antwortet und wie er ſeine Thränen rechtfertiget, ſo werdet ihr gleich die Sprache eines verwirrten Gemüthes und einer heftigen Leidenſchaft erkennen. Inſonderheit offenbahrt ſich der höchſte Unmuth in folgenden Zeilen des Patroclus:

- - - ὀκ ἄρα σοί γε πάλαι ἦν ἵππότα πηλεύς,
Οὐδὲ Θέτις μήτηρ. γλαυκὴ δέ σε τίκτε θάλασσα,
Πέτραι τ' ἠλίβατοι ὅτι τοι νόος ἐστὶν ἀπηνής.

Welche Virgilius in einer geſchickten Nachahmung der Dido in den Mund geleget hat. Im vierten B. v. 365.

Nec tibi diva parens, generis nec Dardanus auctor,
Perfide: ſed duris genuit te cautibus horrens
Caucaſus, Hyrcanæque admorunt ubera Tygres.

Im neunten Buche ſagt Achilles voll Verdruß und Pochen, v. 324. „ Ich habe
„ mit

„ mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen,
„ und mein Leben umſonſt im härtenen Streit
„ in die Schantze geſchlagen; Wie ein Vo-
„ gel die Speiſe ſeinen nackenden Jungen
„ heim tragt, und daher ſich ſelbſt wenig zu
„ gute thut, alſo habe ich manche Nacht ohne
„ Schlaffe, manchen Tag im blutigen Streit
„ zugebracht, ihnen ihre Weiber zu ſchützen. „
Was hier das Gleichniß an ſich ſelbſt antrift, ſo muß ich die Anmerckung, welche der gelehrte Biſchof Euſtathius darüber gemacht hat, nicht vergeſſen: „ So lieblich, ſaat er, dieſes
„ Gleichniß iſt, ſo iſt es doch mit einigem Trutz
„ begleitet; ſehet wie Achilles die Griechen
„ nicht nur mit kleinen, ſondern mit nackenden
„ Vögeln, die noch nicht flücke ſind, vergleichet,
„ womit er ſich ſelbſt erhebet, und ſie ſämtlich
„ tief herunter ſetzet. „ Auch wird niemand dieſes Gleichniß leſen, der ſich nicht gleich entſinne, daß es von dem Heiland geheiligt worden, bey Lucas im 14ten Cap. v. 35. Wollen wir nun ferner unterſuchen, ob dieſes geſchickte Gleichniß an dem gehörigen Ort geſetzet, und der Gemüths-Bewegung des Achilles, der hier redet, gemäß ſey; ſo werden wir uns in dem Urtheil davon nicht betriegen können, wenn wir betrachten, daß die Rede, worinnen es ſteht, über der Tafel gehalten wird; und daß, ob ſich darinne zwar Spuhren von einem ſtarcken Mißvergnügen und Mißfallen finden, jedoch dieſes

Mißfallen überall gemäſſiget iſt. Achilles iſt nicht mehr in der erſten Aufwallung der Leidenſchaft, er hat ſich längſt gefaſſet; er iſt nicht mehr in der Verwirrung, er iſt nicht mehr unſchlüſſig was er zu thun habe, er hat ſich ſchon bedacht und feſtgeſtellet, was er thun wolle; er entrinnt ſich auch nicht, ſondern iſt gelaſſen genung, ſeinen Schluß truken und ohne Scheue mit vielen Worten anzuzeigen, und dazu einen Eingang von dem Werth und Lob der Aufrichtigkeit vorhergehen zu laſſen.

Es findet ſich im zwölften Buche eine Stelle, die man vor andern wider mich anführen könte zu beweiſen, daß Homerus auch ſeinen erhitzetſten und entrüſtetſten Perſonen ausführliche Gleichniſſen in den Mund geleget habe. Der Feld-Obriſte Aſius redet da v. 164. in einer Gemüths-Bewegung, welche der Poet mit groſſem Nachdruck in dieſen Verſen charakteriſiret.: „Damahls erhob Aſius Hyr„ tacides ein wüſtes Geheule, und ſchlug ſich „ ſelbſt in beyde Hüften, indem er die läſter„ lichen Worte ausſtieß.„ Dieſes giebt uns einen bittern und mit Zorn und Ereifferung untermiſchten Unmuth zu erkennen; welche Gemüths-Bewegung ſich in folgender kurzen Rede erzeigt: „ Vater Jupiter, biſt du „ denn ebenfalls zum Lügner worden, denn ich „ hätte nicht gemeint, daß die Griechen uns „ heute Wiederſtand halten, und unſerm

„ſieg-

„ ſieghaften Arm ſich entreiſſen würden.
„ Nichtsdeſtoweniger, wie die bunt-fleckig-
„ ten Bienen oder Weſpen ihre Haufen
„ in beckigten Orten bauen, und ihre hohle
„ Wohnung nicht verlaſſen, ſondern den
„ ankommenden Weidmann erwarten, und
„ zum Schutz ihrer Kinder ſich zur Gegen-
„ wehr ſtellen, alſo wollen dieſe Griechen,
„ wiewohl es nicht mehr als zween ſind,
„ von ihrem Stand nicht anderſt weichen,
„ als todt oder gefangen.„ Wann man nicht ein übereiltes Urtheil von dieſem Exempel fällen will, muß man ſich bedeuten laſſen, daß Homerus durch dieſe Rede einen ſeltzamen Kopf beſchreiben will, der in ſeinen Gemüths-Bewegungen plötzlich von einem äuſſerſten Ende ohne Mittel aufs andere verfällt; der einsmahls auffläuft und ſich im Augenblick wieder ſetzet; der voll Eigenliebe und Hochmuth ſich vor die vornehmſte Perſon in der Trojaniſchen Armee hält, und vermeinet, die Götter ſeyen ſchuldig, ſeine Unternehmung zu beglücken, daher er ſie, nachdem er ſich in ſeiner ſtolzen Einbildung betrogen fand, aus toller Raſerey der Untreue anklagen darf, und den Sieg vor verlohren giebt. Dieſen Character hätte Homerus wahrhaftig nicht glücklicher ausbilden können. Seine plötzliche Raſerey giebt er durch die gottloſe

Be-

Beschuldigung an den Tag, da er so wohl den Jupiter als die andern Götter der Lügen straft; seine Tollheit zeigen die Worte: οὐ γὰρ ἔγωγ' ἐφάμην, non putavi futurum; welche Seneca in Consol. ad Marc. Cap. 9. vor die Stimme der Naseweisen ausgiebt. Denn er läßt uns daraus deutlich schliessen, daß seine Raserey aus keiner andern Ursache herrührete, als weil er sich in seiner stoltzen Einbildung betrogen gesehen. Und das Gleichniß, welches er unmittelbar hinzufüget, läßt euch ermessen, daß die Hitze der Raserey schon wieder verflogen, wie ein Irrwisch-Licht, das zu Latein ein Ignis fatuus genannt wird, oder wie ein Stroh-Feuer, das sich zwar in eine grosse Flamme weit ausbreitet, aber sich desto geschwinder verzehrt. Der Poet hat nicht unterlassen, dieses Bildniß durch seine Kunst so auszubilden, daß die Absicht, so er damit vorhatte, niemandem verborgen bleiben kan. Er gedencket nicht nur der Bienen, sondern auch der Wespen, und er beschreibet sie gar sorgfältig von ihrer Zeichnung μέσον αἰόλοι, ihren Stock nennt er κοῖλον δόμον; alles so kleine Umstände, bey welchen sich kein anderes, als ein ruhiges Gemüth aufhalten würde! Darum erinnert Homerus von der schlechten Würkung dieser Rede noch ausdrücklich: οὐδὲ

διὸς

διὸς πεῖθε φρένα. „Asius sprach also, aber „Jupiters Sinn ward dadurch nicht über„redet.„

Wer, dem allem ungeachtet, zweifeln wollte, daß dieses Homers Absicht bey dieser Rede gewesen, der darf nur in dem vorhergehenden Blatt des Poeten von dem eiteln Vornehmen des Asius lesen, da er von Pulidamas Einrathen, daß man absteigen und die Brust-Wehr und den Graben der Griechen lieber zu Fuß angreiffen sollte, abweichen dörffen, (wiewohl Hector selbst diesem Einschlag gefolget,) und sich vermessen hat, zu Pferde darüber zu setzen; wovon der Poet urtheilet: „Der albere „Mensch! darum sollte er mit seinen Pfer„den und Wagen dem Unglück nicht ent„gehen, noch von den Schiffen triumphi„rend nach dem erhabenen Ilion zurücke „kommen.„

Der

Der ſiebende Abſchnitt.

Von dem Gebrauche der Gleichniſſe in Trauer-Spielen.

WIe Homerus ſich in dem erſten B. der Ilias und den drey erſten Büchern der Odyſſea der Einſtreuung ausführlicher Gleichniſſe enthalten; Virgil hingegen gleich in dem erſten B. der Eneis unterſchiedliche angebracht habe. Was vor Urſachen ſie davor gehabt. Ob ſich vor die Schreib-Art der Tragödie viele Gleichniſſe ſchicken? Eines deutſchen Kunſt-Lehrers undeutliche Meinung davon. Mißbrauch der Grund-Regel, die befiehlt, auf die Natur zu ſehen. Weil in den Tragödien auch Perſonen von gemäßigten Regungen und geſetztem Gemüthe redend aufgeführet werden, können die Gleichniſſe darinnen wohl Platz haben. Daß Oreſtes und ſein Hofmeiſter, welchen Sophocles etliche Gleichniſſe in den Mund leget, ruhigen Gemüthes geweſen. Daß auch die ungeſtume Regung der Electra durch eine langwierige Gewohnheit niedergeſeſſen war. Daß der Officier in der Antigone, der in dem Bericht von der Beerdigung Polinices ein Gleichniß einflieſſen läßt, nur eine fremde Regung beſchreibt. Vorzug der Tragödien des Seneca vor Lohenſtems. Geſchickte Gleichniſſe in dem Mund des ruhigen Ulyſſes, wenn er die erſchreckliche Poſt, die er Andromachen bringet, einigermaſſen beſänfftigt. Mehr Exempel von dieſer Art in der Tragödie des Seneca von den Trojanerinnen. Ein paar Gleichniſſe in dem Munde der raſenden und verzweifelten Andromacha, wider die Natur und Sprache der Leidenſchaft. Schwäche der deutſchen Tragödie überhaupt. Character der Trauerſpiele Lohenſteins und Andr. Grypben. Ungereimte Einführung der Gleichniſſe in denſelben. Angenehmes, aber am unrechten Ort angebrach-

brachtes Gleichniß in Junckers Klage dreyer Söhne beym Grabe ihres Vaters. Ein gleichmäßiges Gleichniß-Bild aus Opitzen voet. Waldern, welches nicht nur vor ſich betrachtet, ſondern auch in Abſicht auf die Perſon, der es zugeſchrieben wird, ſchon iſt.

ES bleibet eine ausgemachte Sache, daß die ausführlichen Gleichniſſe ſich vor heftige und hohe Gemüths-Bewegungen nicht ſchicken, und alleine ruhigen Sinnen und ſtillen Hertzen wohl anſtehen; die Beweiß-Gründe, ſo ich in meinem vorhergehenden Vortrag davon vorgebracht, und zugleich mit dem groſſen Exempel der beyden vornehmſten Poeten des Alterthums begleitet habe, leiden nach meinem Bedüncken keinen Widerſpruch mehr. Ich ſehe dennoch vor gut an, noch einige abſonderliche Anmerckungen zu den vorigen hinzu zu fügen, womit ich dieſelben noch weiter zu erklären, und zum Theil Anleitung zu geben gedencke, wie dieſer Lehr-Satz in Beurtheilung ſonderbarer Stellen und Unterſcheidung des Geſchmacks nützlich könne gebraucht werden.

Gewiſſe geſchickte Critici habens ihrer Mühe nicht unwürdig gehalten anzumercken, daß der unvergleichliche Verfaſſer der Ilias im erſten Buch dieſes Gedichtes alle aus einander geſetzten Gleichniſſe mit Vorſatz wohlbedächtig vermieden habe, alſo daß darinne nicht ein einziges Exempel von dieſer Figur anzutreffen iſt, ungeachtet es ihm an Anlaß dergleis

dergleichen anzubringen nicht gemangelt hat. Eben daſſelbe habe er auch in ſeiner Odyſſea in Acht genommen, wo nicht nur in dem erſten, ſondern auch dem andern und dritten Buch, die Gleichniſſen weggelaſſen worden; Hingegen habe er die übrigen Bücher von dieſen beyden Gedichten, inſonderheit der Ilias, reichlich mit dergleichen verſehen und ausgeſchmückt. Und gleichwie, bekannter maſſen, ſchon der weiſe Ariſtoteles die Gedichte dieſes Poeten vor eine Vorſchrift genommen, und ſowohl die Regeln einer geſchickten Dichtung insgemein, als der Epopee insbeſondere, nach dem Verfahren, das er darinne fand, eingerichtet und formirt hat; ſo haben die angeregten Kunſt-Richter auch bey dieſem Verhalten des Homers geurtheilt, er habe mit dieſer wohl-bedachten und am rechten Orte vorgenommenen Sparſamkeit nicht nur zeigen wollen, wie es ihm ein Leichtes ſey, ſeine ſonſt ſo lebhafte und feurige Einbildungs-Fertigkeit durch den Verſtand leiten zu laſſen, und in den gehörigen Schranken zu halten, ſondern er habe zugleich allen folgenden Dichtern eine Erinnerung geben wollen, daß der Anfang eines Epiſchen Gedichtes in allen Stücken nach der Einfalt ſchmeken müſſe. Und wahrhaftig, ein ſolches Beſtreben des Geiſtes, als zur Ausbildung ausführlicher Gleichniſſe vonnöthen iſt, wird beym Eingang eines heroiſchen Gedichtes übel

angelegt,

angeleget, wo der Poet alle ſeine Mühe anwenden muß, einen genugſamen Bericht von dem groſſen Vorhaben und der Materie des Gedichtes zu ertheilen, und die Aufmerckſamkeit des Leſers zu erhöhen, welche durch fremde und zur Unzeit eingemengte Bilder nur würde zerſtreuet werden. Dieſes hat Homerus betrachtet, und eben deswegen hat ihn Horatius in ſeiner Dicht-Kunſt gelobet:

Non fumum ex fulgore; ſed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut ſpecioſa dehinc miracula promat.

Wenn mir vergönnet wird, die im vorhergehenden Abſchnitte gemachte Anmerckung von der Verwandtſchaft zwiſchen der Wohlredenheit und der Koch-Kunſt weiter auszuführen, ſo kan ich hier die Regel, welche Horatius unter dem Nahmen des groſſen Küchen-Philoſophi Catius aufgezeichnet hat, einem jeden Scribenten, der ein weitläuftiges Werck anfangen will, zur Nachfolge anpreiſen:

. . . . . Vacuis committere venis
Nil niſi lene decet; Leni præcordia mulſo
Prolueris melius. Sic dura morabitur alvus.

Denn es hat mit dem figürlichen Magen einerley Bewandtniß, wie mit dem eigentlich ſo genannten Magen; gleichwie beyde, ſo wohl die Rede, als die Koch-Kunſt für den Ge-

ſchmack arbeiten, jene für den Geſchmack des Geiſtes, dieſe für den ſinnlichen Geſchmack. Mit dem allen hat Virgilius kein Bedencken getragen, in beſagtem Puncte von Homer, deſſen Gedichte er doch zum Vorbilde genommen hat, abzuweichen, und gleich ins erſte Buch der Eneis etliche Gleichniſſe einflieſſen zu laſſen. Das erſtere von ſelbigen, und die beſondere Abſicht, ſo er dabey vor Augen gehabt, habe ich oben weitläuftig vorgeleget. Das zweyte ſtehet ebenfalls an einem recht bequemen Orte. Der Poet machet eine zierliche Beſchreibung von dem Bau der Stadt Carthago, wie ſelbiger dem Eneas von einem Hügel, unter welchem er angeleget worden, in die Augen fiel. Er ſahe die verwunderſamen Thürme und Palläſte, und die gepflaſterten Gäſſen, worauf alles von Arbeitern wimmelte. Einige führten die Ring-Mauren auf, befeſtigten ſie mit einem Bollwerck, und weltzeten ſchwere Steine hinanwerts; andere ſtachen den Raum von einem Pallaſte ab; man verband ſich zu gewiſſen Satzungen und Ordnungen, man wehlte Raths-Glieder; Hier warff man tiefe Graben auf, dort legete man den Grund zu einem groſſen Theatro, an einem andern Orte hieb man ungemein groſſe Säulen aus groſſen Stein-Gruben, womit nachgehends die Schau-Bühnen ſollten ausgeziert

geziert werden. An dieſem Orte, wo Eneas eine ſo angenehme Durchſicht vor Augen hat, bringt der Poet ein eben ſo anmuthiges Gleichniß von der unterſchiedlichen und geſchickt ausgetheilten Arbeit der emſigen Bienen, dadurch bekommen jene ſchönen Gegenſtände in der Einbildung des Leſers eine neue Zierde, und wir halten uns mit Luſt dabey auf. Das dritte Gleichniß in dieſem erſten Buche folget wenig Zeilen nach dieſem; nachdem Eneas in einer Wolken, ungeſehen ſich mitten in die Stadt begeben, und Dido in vollkommener Schönheit mit einem prächtigen Gefolge von jungen Frauen in einen Tempel hinein treten ſahe, veraleichet ſie der Poet mit der Diana und ihrem Jagd-Gefolge, da er inſonderheit auch ihres majeſtätiſchen Gangs erwähnet; und kömmt hier dieſes Gleichniß wiederum ſo recht an dieſem Orte, daß mans ohne mercklichen Abbruch der Schönheit des Gedichtes und der Dido nicht heraus nehmen kan.

Es fraget ſich bey dem ſo unterſchiedenen Verfahren dieſer beyden vornehmen Poeten, ob ein Poet in einem Epiſchen Gedichte ſich an des Griechiſchen oder des Lateiniſchen Dichters Exempel und Manier zu halten habe? Ich maſſe mir ſo viel nicht an, daß ich dieſe Frage entſcheiden wolle. Ich glaube indeſſen, daß die groſſe Un-

gleichheit der Materie, womit die beyden Gedichte anfangen, dieſe Poeten vermocht habe, in dieſem Fall zween verſchiedene Wege zu gehen. Das erſte Buch der Ilias iſt eins von den hitzigſten in dem gantzen Gedichte; da beſchreibet der Poet den hochmüthigen und harten Befehl, womit Agamemnon den Prieſter des Apollo mit vielen Drohworten abgewieſen; die verheerende Peſt, womit dieſer erzörnte Gott die Griechen geſchlagen; Agamemnons herben Unwillen gegen Calchas; Achilles Eifervollen Zanck mit dieſem König; die gewaltſame Entführung der ſchönen Briſeis aus des Achilles Gezelt; dieſes Helden Verbitterung und unverſöhnlichen Zorn, den er deswegen an die gantze Armee der Griechen legete; endlich Jupiters zwieträchtigen Wortwechſel mit Juno. Der Poet redet durch das gantze Buch ſehr ſelten in ſeiner eigenen Perſon; daſſelbe beſteht aus lauter hitzigen und Character-mäßigen Reden der Leidenſchaften. Im Gegentheil machen im erſten Buch der Eneis des Poeten eigene Reden weit den gröſten Theil aus; Die Urſachen, warum Juno den Eneas haſſet, das Ungewitter, der Sturm auf dem Meer, der Schiffbruch einiger Schiffe, Neptuns Erſcheinung auf der Flut, der Africaniſche Port, die Mahlzeit am Geſtade, die Erſcheinung der Venus, Mercurs

curs Abfertigung in Libyen, der Bau der Stadt Carthago, die Schildereyen im Tempel, Eneas Ankunft daſelbſt, und die Weiſe wie er da empfangen worden, des Cupido Verſtellung, werden ſämtlich von dem Poeten erzehlt; wenn ihr die erſtern Stücke ausnehmet, ſo ſind es Beſchreibungen von lauter angenehmen und ergötzlichen Dingen. So ſind auch die Reden, ſo er dem Jupiter, der Venus, und der Dido zuſchreibet, voll ſchöner Bilder von dem künftigen Geſchicke der Stadt Rom, von der Dido Begebenheiten zu Tyrus, von des Cupido liſtigen Verkleidung, und andern Sachen. Nach dieſem Unterſcheid und Bewandtniß ihrer Materie haben beyde Poeten ſich gerichtet, und ich finde ſie aller Hochachtung würdig, daß ſie, durch eine furchtſame und knechtiſche Unterwerffung und Ergebung an die Kunſt Regeln, den beſondern Umſtänden ihrer Handlungen niemahls Gewalt gethan, ſondern nach der eigenen Beſchaffenheit derſelben ihrer muntern Einbildungs-Kraft entweder den Zügel verhengt, oder an ſich gezogen haben. Sonſt erhellet aus der Anmerckung von dem verſchiedenen Verfahren dieſer beyden berühmten Poeten, da der eine in einem Buch, das mit hitzigen und ungeſtümen Regungen angefüllet iſt, alle Gleichniſſe vermieden, der andere hingegen in einem Buche von ruhigern und ſtillern Geſchichten, etliche dergleichen

Anfliessen lassen, ein weiterer Beweißthum der Regel, mit welcher ich diesen Abschnitt angefangen habe.

Jetzo wollen wir diese Materie weiter fortsetzen, und eine Frage behandeln, die ein geschickter Lehrer in Teutschland erst neulich in einem gedruckten Kunst-Buch aufgeworffen hat, nemlich ob sich in der Schreibart der Tragödien auch viele Gleichnisse schicken? Wiewohl dieser Verfasser sonst in der critischen Wissenschaft mehr Fleiß und mehr Belesenheit als seine Vorgänger gewiesen hat, so bestärcket mich doch die Art, womit er sich über diesen Punct erkläret, in der Meinung, die ich schon zu verstehen gegeben habe, daß meine Landsleute noch sehr dunckele und ungewisse Begriffe von dem gehörigen Sitze der Gleichniß-Bilder haben. Er sagt: „Ich antworte, man darff nur auf die Na„tur sehen; nun finde ich nicht, daß man „im gemeinen Leben, wann wir von ernst„lichen und wichtigen Dingen reden, lange „Vergleichungen zu machen pfleget.„ Diese Ausdrückungen sind dermassen auf Schrauben gesetzet, daß ich fast nicht errathen kan, was er damit haben wolle. Es ist wohl nicht anderst, die Poesie ist eine geschickte Nachahmung der Natur; Die erste Grund-Regel, worauf alle Lehr-Bücher von der Rede-Kunst hinaus lauffen müssen, lautet: Studieret die Natur und folget ihrem Wincke. Allein

diese

dieſe Regel iſt ſo allgemein, ſo weit ausſehend u. an Begriffen ſo reich, daß ſie nicht alleine vor die Wohlredenheit und Poeſie, ſondern auch vor die Künſte der Bildhauer und Mahler, und faſt alle übrigen Künſte, welche in der Nachahmung beſtehen, dienet. Auch giebt uns dieſe Regel von der Natur und dem innerlichen Weſen der Dinge, keinen Unterricht. Und geſetzt daß wir die Natur derſelben ſchon verſtühnden, ſo zeiget ſie uns noch weniger als dieſes, wie wir ſie mit dem Griffel, oder dem Pinſel, oder der Feder, geſchickt nachahmen ſollen. Das überläßt ſie einer jeden von dieſen Künſten vor ſich ſelbſt auszuführen. Sie will uns allein erinnern, daß alle Lehren der Kunſt aus einer genauen Betrachtung der Natur hergehohlet und feſtgeſtellet worden, damit wir dieſelben mit deſto gröſſerm Fleiß u. Ernſt unterſuchen und in Acht nehmen. Sie ſucht die Trägheit, mit der man dieſe Dinge anſiehet, zu verbannen, und damit ſie uns ein Hertz mache, giebt ſie uns eine Wegweiſerin zu, welche uns auf die Spuhr helffen, und den Pfad, den wir zu gehen haben, aufrichtig vorzeigen werde. Ich fand nöthig, dieſe Erinnerung hier zu thun, weil einige Teutſchen, welche ſeit zehen Jahren, durch das Exempel bekannter Kunſt-Richter aus der Schweitz angefriſchet, angefangen haben ſich in critiſche Unterſuchungen einzulaſſen, die beſagte Grund-Regel: Ahmet der Natur

nach, durch einen ungereimten Mißbrauch in allen absonderlichen Fällen, als einen Scharwentzel, darein werffen; in dem vortheilhaftigen Wahn alle aufstossende Fragen dadurch unfehlbar zu erörtern, und alle Zweifels-Knoten, als durch zauberische Buchstaben, aufzulösen; und ohne Betrachtung, daß schon erwähnter Massen diese Regel nicht selbst Rath ertheilet, sondern alleine Anweisung giebt, wen man zu Rath ziehen, wie auch, wem man Folge leisten müsse. Und hier hat der Verfasser, der die Frage auf die Bahn gebracht, ob sich in die Schreib-Art der Tragödie viel Gleichnisse schicken, mit andern gefehlet, und dieses Versehen hat ihn auch in der vorgenommenen Erörterung derselben gantz unverständlich gemachet. Er antwortet: Man darf nur auf die Natur sehen; alleine da wisset ihr nicht, was vor eines Dinges Natur gemeint ist; und das Wort Natur, wenn es so lediglich gesetzt wird, ist viel zu weitläufftig und unbestimmt, als daß es euch einen deutlichen Begriff geben könnte. Ich sehe auch aus dem Verfolge, daß der Verfasser selbst keine genaue Begriffe hiervon gehabt hat; er will erklären, was die Natur, (von welcher er redet,) zu thun pflege, und da sagt er: „Nun finde ich „nicht, daß man im gemeinen Leben, wann „wir von ernstlichen und wichtigen Dingen

„reden,

„ reden, lange Vergleichungen zu machen „ pfleget.„ Wie? Haben denn ausführliche Vergleichungen nur in schertzhaften Reden Platz, stehen sie nur wohl, wo man von geringen und schlechten Sachen handelt? Das Verfahren wäre allzustrenge, wann man alle ausführlichen Gleichnisse aus ernstlichen und wichtigen Reden verweisen wollte. Er selbst weiset ihnen doch in dem Helden-Gedicht ihren eigenen Platz an, wo der Poet in der Fabel, die er erzehlt, nicht mit verwickelt ist, sondern sich nur als ein blosser Zuschauer oder Herold derselben verhält; da doch niemand läugnen wird, daß im Helden-Gedichte von ernstlichen und wichtigen Dingen geredet werde. Inzwischen scheint es dennoch, daß dieser Kunst-Lehrer mitten in der Dunckelheit seiner Begriffe einen Strahl der Wahrheit erblicket habe, wenn er sagt: „ Wem das, wovon er zu reden hat, zu „ Hertzen geht, der hält sich mit solchen „ Spielen des Witzes nicht auf, sondern „ dringet gerade auf die Sachen selbst.„ Die Ausdruckung, wem das, wovon er redet, zu Hertzen gehet, ist wieder gantz undeutlich und ungewiß, man darf nur die Exempel nachsehen, welche ich im vorhergehenden Abschnitte aus einigen Charactermässigen Reden in der Ilias angezogen habe, so wird man bald wahrnehmen, daß

in gewissen Fällen ausführliche Gleichnisse sich auch in dem Munde solcher Personen, welche von der Materie, wovon sie reden, gantz eingenommen sind, nicht übel schicken. Kein Wunder, wenn einer, der mit so vieler Ungewißheit von den Sachen redet, in der Entscheidung der aufgeworffenen Frage selbst, um die es zu thun ist, sich nicht deutlicher zu erklären gewußt. Er sagt: „ Allein in der Tragödie kömmt der Poet „ gar nicht zum Vorschein, sondern es re„ den lauter andere Leute, die mit an den „ Begebenheiten Theil haben, und als or„ dentliche Menschen eingeführet werden „ müssen.„ Diese Worte könnten euch leicht auf die Gedancken bringen, daß dieser Scribent alle ausführlichen Gleichnisse nicht nur aus der Tragödie, sondern auch so gar aus allen Character-mässigen Reden wolle verbannet wissen.

Wer gründlich erörtern will, ob und wie ferne ausführliche Gleichnisse in der Tragödie Statt und Platz finden, der muß freylich auf die Natur Achtung geben, das ist, er muß eines Theils die Gleichnisse in ihrer Geburt, in ihrem innerlichen Wesen, Gebrauche und Absichten betrachten, und andern Theils muß er auch auf die Natur und das Wesen des Trauerspieles sorgfältig Achtung schlagen; nach diesem wird er leicht und mit Gewißheit bestimmen können, wie

wie ferne ſolche Gleichniſſe in der Tragödie zu dulden ſeyn. Da ich nun das innerliche Weſen der Gleichniß-Bilder und die unterſchiedenen Abſichten, in welchen ſie mit Ergetzen und gutem Nutzen können angewendet werden, gründlich und ausführlich entdecket habe; da ich insbeſondere auch gewieſen habe, daß dieſelben ſich vor eine erhitzte und hohe Leidenſchaft und vor ein verwirrtes Gemüthe, bevor und eh es ſich wieder gefaſſet und geſetzet hat, nicht ſchicken; ſo iſt dieſes ſchon alleine genugſam, über die vorgelegte Frage einen deutlichen Entſcheid zu geben. Denn ob der Poet gleich in der Tragödie nicht zum Vorſchein kömmt, ſondern lauter fremde Perſonen eingeführt werden, ſo werden dennoch nicht lauter Perſonen aufgeſtellt, welche in der gröſten Gemüths-Verwirrung begriffen ſind, und durch die gantze Handlung auf einer gleichen Höhe der erhitzetſten Leidenſchaft ſtehen. Auch haben die Perſonen nicht alle gleich viel Antheil an der Begebenheit, ſondern da finden ſich Perſonen ein, die gantz ruhig im Gemüthe ſind, die einen Theil der Begebenheit, der ſich nicht vor Augen ſtellen und verrichten läßt, erzehlen; da giebt es Regungen, welche das Gemüthe mit nicht ſo ungeſtümer Gewalt anfallen, welche es nicht beſtürmen, ſondern mit einer ſanften Unruhe nach und nach anfüllen, und es dabey in ſo weit frey laſſen, daß es ſeinen

Zuſtand

Zuſtand überlegen und nach demſelben einen Entſchluß faſſen kan; oft wird auch die Hitze der Leidenſchaft durch einige Abſätze und Staffeln ſo weit gemäſſigt und beſänftigt, daß die Vernunft ſich allmählig wieder aufklärt, daß etwa nicht mehr die Leidenſchaft ſelber, ſondern die Perſon von ihrer Leidenſchaft redet. In allen dieſen und andern dergleichen Fällen wird es wohl erlaubt ſeyn und bleiben, die Gleichniſſe nach ihren unterſchiedenen Abſichten auf unterſchiedene Weiſe anzubringen.

Der Kunſt-Richter, der mich durch ſeinen wiederwärtigen Ausſpruch zu dieſer Unterſuchung veranlaſſet hat, beruffet ſich auf den Sophocles, und gedencket, daß derſelbe nicht über zwey oder drey Gleichniſſe in ſeinem Oedipus angeführt, und zwar nur ganz kurtz und gleichſam im Vorbeygehen. Ich will mich darum nicht weigern einige Beyſpiele aus dieſem Griechiſchen Poeten anzuziehen, meinen Lehrſatz gegen die Meinung dieſes Critici noch mehr zu beſeſtigen. Man darf nur die Tragödie der Electra gleich beym Anfange nachſehen, ſo wird man die Richtigkeit deſſen, was ich in den vorhergehenden Blätern behauptet habe, genöthiget ſeyn zu erkennen. Der Hofmeiſter des jungen Printzen Oreſtes wird eingeführt, wie er demſelben, der ihm von der Printzeſſin Electra zur Auferziehung und Rettung ingeheim übergeben worden, Argos, ſein Väterliches

Reich,

Reich, und Mycene, die Haupt-Burg ſeines weiland grauſamer Weiſe ermordeten Vaters, die er nun zwantzig Jahr und drüber gemieden hatte, vor Augen weiſet, und ihn aufmuntert, auf eine gerechte Rache zu ſinnen, und die Mittel, wie ſolche vorzunehmen wären, bey ſich zu überlegen. Hier haben wir zwo Perſonen, welche die Sache, wovon geredet wird, nicht gleich nahe angeht, wiewohl ſie beyden hertzlich angelegen iſt; Mit dem ſind beyde ruhig genug, ihre Reden mit ſchönen Beſchreibungen, mit zierlichen Gleichniß-Bildern, und mit klugen Sprüchen auszuſchmücken. Wann der Hofmeiſter ihn anfriſchen will, die Mittel, wie die vorgenommene Rache anzugreiffen ſey, ohne Verzug in den Gedancken hervor zu ſuchen, nimmt er einen Beweg-Grund von der guten Gelegenheit her, welche jetzo vorhanden wäre, und, wie er ſagt, mit bald völlig anbrechenden Tage gäntzlich verſchwinden mögte. Da ſagt er nicht einfältig, die Sonne wird bald hervorſteigen, ſie hat allbereit die dunckle Nacht verdrungen, ſondern er bildet dieſen Gedancken mit etlichen kleinen Umſtänden aus, die gläntzenden Strahlen der Sonnen, ſagt er, bewegen allbereit die Vögel ihren Morgen-Geſang laut anzuſtimmen; und ferner: die ſchwartze Nacht mit ihren Sternen iſt verſchwunden. Wann Oreſtes in der darauf folgenden Antwort die an ihm erwieſene

wieſene Treue ſeines alten Hofmeiſters erheben will, ſo erkläret er ſich ſehr artig durch folgendes Gleichniß: „Wie ein Pferd von „ einer edlen Schlacht auch im Alter den „ Muth, der keine Gefahr ſcheuet, nicht „ verleurt, ſondern die Ohren freudig ſtre„ ket, alſo friſcheſt du uns an, und folgeſt „ uns auf dem Fuß nach mitten in die Ge„ fahr.„ Und in der zweyten Scena, wo Electra ſelbſt eingeführt wird, wie ſie ihre ſtetswährende Betrübniß über die Ermordung ihres Vaters durch hertzbrechende Klagen bezeiget, haben wir ein Exempel von einer Perſon, die von einer ſchmertzlichen Traurigkeit zwar gantz eingenommen iſt, und die Sache, von welcher ſie redet, empfindlich zu Hertzen nimmt; bey welcher aber die ungeſtüme Heftigkeit der Leidenſchaft durch eine langwierige Gewohnheit in einer Zeit von zwantzig Jahren völlig vergangen iſt; dann wie Seneca ſagt:

. . . . . Solitus ex longo eſt metus,
Dediſcit animus fero, quod didicit diu.
Troad. A. III.

Electren Gemüthe war zwar noch nicht frey von Unruhe, jedoch war die Verwirrung darinne ein groſſes mäſſiger, es war nicht mehr in der Unſchlüſſigkeit, ſondern hatte bey ſich ſelbſt ſchon einen Schluß gemacht,

wie

wie es ſeiner Leidenſchaft ein Genügen thun wolle. Anietzo redete die Leidenſchaft weniger, als Electra ſelbſt von ihrer Leidenſchaft. Dieſes giebt ſie ſelbſt deutlich zu verſtehen, wann ſie weiterhin ſagt: „Sie thue nicht ſo „ kläglich, weil ſie ihres Schmertzens nicht „ Meiſter ſey, ſondern das geſchehe mit Wiſ„ ſen und aus genugſamen Urſachen, wiewohl „ es für ſie gefährlich ſey.„

Und gleich darnach bittet ſie:

„ Laſſet mich nur meinem Leide nachhängen, „ ich finde ein Ergetzen daran.„ Derowegen müſſen wir uns nicht verwundern, daß ſie in ihrer Klage zwey Gleichniſſe nach einander einflieſſen läßt. Mit einem beſchreibet ſie die Grauſamkeit des an ihrem Vater verübten Mords, und mit dem andern ihre empfindliche und mit Klagen unerſättliche Betrübniß auf eine nachdrückliche Weiſe. „Was mein Leid vergröſſert, ſagt ſie, „ iſt, daß ihn nicht der blutgierige Mars „ in einem fremden Land umgebracht, ſon„ dern meine Mutter und der ehebrecheri„ ſche Egiſthus: Sie haben ihm das Haupt „ mit einem Beyl abgeſchlagen, nicht an„ derſt als wie die Zimmerleute einen Eich„ baum umhauen.„ Und wenig Zeilen hernach bezeuget ſie, daß ſie nicht aufhören wolle, ihre Klage öffentlich und ohne Scheue fortzuſetzen, ſo lange ſie den Tag und das ſchimmernde Licht der Sonnen erblicken werde.

„ Ich

„ Ich will, ſagt ſie, gleich der Nachtigall,
„ der man ihre Jungen geraubet hat, mei-
„ nen Kummer hier vor der Pforte des
„ Pallaſtes meines Vaters ohne Aufhören
„ erſchallen laſſen. „

In einer andern Tragödie dieſes vortrefflichen Poeten, nemlich der Antigone, wird ein Wächter eingeführt, welcher dem König Creon ausführlichen Bericht erſtattet, wo und wie er das Fräulein Antigone gefänglich angehalten habe. Sie hatte nehmlich wider das königliche Verbot den todten Leichnam ihres Bruders Polynices der Wache unvermercket, des Nachts mit etwas Sand bedecket, und mit einigen Todten-Opfern beſprenget, worauf die Wächter, den Thäter zu entdecken, den Cörper wieder hervorgegraben, und ſich in einen Hinterhalt geſtellet hatten. Als nun Antigone wiederkommt, und ſieht, daß der Leichnam wieder hervor geſcharret worden, erhebet ſie ein ſolches Geſchrey und Wehklagen, daß ſie dadurch ſich bald verräth, und von den hervoreilenden Soldaten weggenommen wird. Wann hier der Poet die wehmüthige Gebehrdung derſelben bey Erblickung des hervorgegrabenen und entblößten Cörpers ihres liebſten Bruders beſchreiben will, ſo bedienet er ſich eines ſehr bequemen Gleichniſſes, das nach Opitzen Überſetzung alſo lautet:

Wir

Wir ſehn die Fräulein ſchon, die ein Geſchrey erregen,
Als wie ein Vogel thut, wann daß er leidig findt,
Das Neſt, aus welchem ihm die Jungen kommen ſind.
Sie gleichfalls, als ſie ſieht den Cerver bloß im Garde,
Fangt Leid und Heulen an, ſucht wegen ſolcher Schande,
Und wünſchet über die ſo ihr diß Leid gethan.

Es iſt einer von den Wächtern, welcher dieſes ſagt, und alſo iſts eine Perſon, welche vor ſich ſelbſt keinen Antheil an der Begebniß hat, welche ſie nur erzehlt, und allein die Leidenſchaft eines andern beſchreiben und charakteriſiren will. Dieſelbe Bewandtnis hat es mit dem Chor in dieſer Tragödie, wenn er den unglückſeligen Untergang, ſo über den ganzen Stamm des Labdacus verhängt iſt, alſo beſingt:

Wie das Meer mit ſeinen Wellen,
Wann der grimme Thracier-Wind
Sich zu wittern ſtarck beginnt,
Aus des Bodens tieffen Quellen
Trüben Sand und Erde bringt;
Auch der gantze Strand erklingt:
Alſo ſpühr ich auch, geſchwebet,
Daß des Labdaci ſein Haus
Tod und Noth fühlt überaus,
Daß kein Kind ein Ende ſiehet,
Daß ein Gott nur ſelbſt hierzu
Und durchaus nicht Rettung thu.

Doch muß ich hierbey erinnern, daß die Antiſtrophe etwas nachläſſig überſetzt iſt, im Griechiſchen ſchlieſſet ſie weit genauer mit dem

Gleichniß-Bilde zuſammen, und hat zugleich mehr Nachdruck.

Dieſe Beyſpiele, die ich angeführt, ſind ohne Zweifel ſchon mehr als zulänglich, zu zeigen, daß, und auch, wie ferne, ausführliche Gleichniſſe in Tragödien Statt und Platz finden können. Dannoch will ich mich die Mühe nicht dauren laſſen, noch etliche Exempel zu Bekräftigung meines Lehrſatzes zu unterſuchen, welche ich theils aus dem lateiniſchen Tragico, theils aus unſern Teutſchen zu nehmen gedencke. Der oben erwähnte Criticus tadelt an dem ſchon angeführten Orte an Seneca und Lohenſtein, welche er ohne Urſache in eine Linie ſtellet, daß ihre Trauerſpiele faſt überall voll von Gleichniſſen ſeyn, welches, nach ſeinem Urtheil, ihre Schreibart zur unnatürlichſten von der Welt machet. Dieſes Urtheil iſt zum Theil ein Schluß, der aus den unrichtigen Sätzen dieſes Kunſt-Richters folget, welche ich oben wiederleget habe, dann da er in dem falſchen Wahn ſtehet, lange Gleichniſſe ſchicken ſich vor die Tragödie nicht, ſo muß er den Gebrauch derſelben nothwendig als unnatürlich und unmäſſig verwerffen; allein er ſollte betrachtet haben, daß es in dieſer Unterſuchung nicht darauf ankömmt, wie viele Gleichniſſe in einer Tragödie dörffen angebracht werden; ſondern ob dieſelben darinnen am rechten

Orte

Orte ſtehn, und mit dem Character der redenden Leidenſchaft nicht ſtreiten. Sonſt kan man Seneca mit Recht vorwerfen, daß er von der flieſſenden, ungezwungenen, natürlichen Schreibart der Aeltern abgewichen iſt, und den Character der Gemüths-Bewegungen durch ſpitzfündige Einfälle, durch ein allzu ſehr gekünſteltes und aufgeſchwollenes Weſen übel verderbet hat; Nichtsdeſtoweniger ſind ſeine Tragödien ſo wohl in Anſehung der Erfindung und Einrichtung, als auch der Schreibart ſelbſt, ungleich ſchätzbarer, als Lohenſteins ſeine, welche wenig oder nichts von dem Character der Trauerſpiele, deren Nahmen ſie führen, in ſich haben. Was den Gebrauch der ausführlichen Gleichniſſe insbeſondere angehet, ſo hält Seneca noch ſo ziemlich Maß damit, ob er gleich bißweilen auch hierinnen gefehlt hat. Wir wollen zu einem Beweißthum deſſen die Tragödie, die Troades betitelt wird, welche Opitz verdeutſchet hat, nach unſerm Lehrſatze unterſuchen. In der dritten Handlung muß Ulyſſes von der Andromache im Nahmen der Griechiſchen Armee den jungen Printzen Aſtyanax fordern; dieſes Anbringen ſetzet ihr Mütterliches Hertz in die äuſſerſte Furcht und Bangigkeit, welche ſie indeſſen möglichſter Maſſen zu verbergen ſuchet, damit ſie die Hoffnung, womit ſie ſich ſpeiſete, ihn durch eine gewiſſe Liſt

zu retten, nicht verdürbe; denn weil ſie von Hector im Traum gewarnet worden, daß die Griechen ihren Sohn nicht würden beym Leben laſſen, hatte ſie ihn lebendig in die Begräbniß-Stätte ſeines Vaters verſtecken heiſſen. Hier menget Ulyſſes gleich im Anfange ſeines Vortrages etliche Gleichniſſe ein, die Furcht der Archiver, welche an Aſtyanax einen jungen Helden und fürchterlichen Rächer des Hectors und der Stadt Troja aufwachſen ſähen, zu rechtfertigen, und Andromachen vorzuſtellen, daß eine unumgängliche Nothwendigkeit und der Willen der Götter ſelbſten des Aſtyanax Blut foderten.

Et ſi taceret augur hæc Calchas, tamen
Dicebat Hector, cujus & ſtirpem horreo,
Generoſa in ortus ſemina exurgunt ſuos.
Sic ille magni parvus armenti comes,
Primisque nondum cornibus findens cutem,
Cervice ſubito celſus, & fronte arduus,
Gregem paternum ducit, ac pecori imperat.
Quæ tenera cæſo virga de trunco ſtetit,
Par ipſa matri tempore exiguo ſubit,
Umbrasque terris reddit; & cœlo nemus.
Sic male relictus igne de magno cinis
Vires reſumit. Eſt quidem injuſtus dolor
Rerum æſtimator: Si tamen tecum exigas
Veniam dabis, quod bella poſt annos decem
Tandemque menſes jam ſenex miles timet. &c

Nach Opitzen Uberſetzung:

. . . . . Schweigt auch gleich Calchas eben,
So ſagt es Hector doch, der mir noch jetzt zu leben

Zu

In seinem Sohne scheint. Ein edler Saamen schlägt
Der ersten Ankunft nach, von der er Früchte trägt.
So geht ingleichen auch der kleine Bey-Gefehrte
Der grossen Heerde her, eh' ihm der Kopf noch härte
Von Hörnern worden ist, trägt Stirn und Halß empor,
Als wie sein Vater pflegt, und tritt dem Viehe vor.
Ein Propf das jung u. zart vom Strumpfe wird gehauen,
Läßt sich in kurtzer Zeit der Mutter gleiche schauen,
Daß so der Himmel Wald, die Erde Schatten kriegt.
Ein Funcken der wie tod in seiner Asche liegt,
Wacht auf und macht sich groß: ꝛc. . . . .

Diese Gleichnisse an sich selbst und vor sich betrachtet, sind geschickt erfunden und glücklich ausgebildet; sie stellen uns deutlich vor Augen, daß die Griechen dermahleinst einen neuen Hector an Astyanax haben würden; sie zeigen, wie mit seinem Leben die Gefahr der Griechen, wegen der Rache, so er an ihnen zu thun suchen würde, von Jahr zu Jahr anwachsen, und also ihr eigener Untergang würde reifen, wenn sie ihm nicht vorbiegen könnten. Wie nun dieselben mit der Sache zutreffen, und künstlich ausgebildet sind, so werden sie eben so geschickt dem Ulysses in den Mund gelegt, angesehen derselbe ruhig genug ist, sich mit dergleichen ähnlichen Vorstellungen aufzuhalten, und dadurch sein trauriges Vorbringen, das Andromachen mit Bestürzung, Schrecken und Wehmuth anfüllen mußte, ein wenig zu vermindern und zu versüssen. Er wußte daß ein heftiger Schmertzen, wie dieser Mutter war, die Vernunft gäntzlich fesselt,

und darum keinen Weißheits-Gründen Gehör giebt; Ratione caret & flecti negat magnus dolor; Hingegen daß ähnliche Bilder, als welche auf die Einbildung unmittelbar würken, gemeiniglich beſſer angehen. Exempel, Fabeln und wohl ausgeleſene Gleichniſſe ſind wahrhaftig die kräftigſten Waffen, womit man einer erhitzten Leidenſchaft beykommen kan. Man darf nur an den bekannten Apologum des Menenius Agrippa gedencken.

In derſelben Tragödie, der Trojanerinnen, wird in der funften Handlung ein Bothe aufgeführt, der Hecuben und Andromachen die Nachricht bringt, daß Polyxena erſtochen und Aſtyanax zu todt geſtürtzet worden. Andromache verlangt, daß er ihr dieſe Grauſamkeit mit allen Umſtänden erzehle. Sie ſagt:

- - - - Gaudet animus arumnas meas
Tractare totas. - - - - - - - -

Der Bothe gehorſamt ihr in einer zierlichen und Hertz-rührenden Beſchreibung, und als er in der Erzehlung jezo auf den Umſtand kömmt, wie ſo unerſchrocken Aſtyanax den Tod anzetreten, bedient er ſich ſehr geſchickt eines Gleichniſſes, den unverzagten Muth des jungen Printzen deſto nachdrücklicher zu beſchreiben.

. . . . . Nec gradu ſegni puer
Ad alta pergit mœnia. Ut ſumma ſtetit
Pro turre, vultus huc & huc acres tulit
Intrepidus animo: qualis ingentis feræ
Parvus, teneræque fœtus, & nondum potens
Sævire dente: jam tamen tollit minas,
Moriſque inanes tentat, atque animus tumet.
Sic ille dextra prenſus hoſtili puer
Ferox, ſuperne moverat vulgum ac duces
Ipſumque Ulyſſem. . . . . .

Der Knabe gieng getroſt zu ſeinem Tode hin.
Nachdem er nun den Thurm zu oberſt aufgeſtiegen,
Ließ er die Augen frey, bald da, bald dorthin fliegen,
Beherzt und unverzagt. Wie eine junge Zucht
Des Löwens, da man zwar noch groſſe Macht nicht ſucht,
Und weich an Zähnen iſt, doch drohet auszureiſſen,
Iſt zornig und ergrimmt, und will ſchon um ſich beiſſen:
So that er als der Feind die Hand an ihn geleat,
Daß Hauptleut und auch Volck von fernen ward bewegt,
Und er Ulyſſes ſelbſt. . . . . .

Und ein wenig weiterhin, wo er der Polyxena Bezeigen beſchreibet, als ſie jetzt den tödtlichen Streich empfangen ſollte, thut ers mit einem ſchönen und wohl angebrachten Gleichniſſe:

. . . . . Ipſa dejectos gerit
Vultus pudore: ſed tamen fulgent genæ
Magisque ſolito ſplendet extremus decor.
Ut eſſe Phœbi dulcius lumen ſolet
Jam jam cadentis, aſtra cum repetunt vices
Premiturque dubius nocte vicina dies.

. . . . . Sie die man ſchlachten ſoll,
Sieht unterſich aus Scham, doch ziert ſie mehr als wohl

Die Röthe, welche ſich zum End jetzt in ihr reget,
Wie auch die Sonne ſelbſt ſich mehr zu färben pfleget,
Wann ſie bald bald nun ſincket, wann das Geſtirne fällt,
Und jetzt der müde Tag der Nacht ihr Recht einſtellt.

Aber ich fürchte, daß zwey andere Gleichniſſe, welche in der dritten Handlung der Andromache ſelbſt, welche als die Mutter an dieſen Begebenheiten am meiſten Antheil hatte, in den Mund geleget werden, nicht ſo natürlich ſtehen. Wir wollen ſehen: Nachdem Ulyſſes durch ſeinen ſchlauen Verſtand bald gemercket, daß der Andromacha Vorgeben von Aſtyanax Tode falſch wäre, und wohl muthmaſſete, daß ſie ihn irgend in der Nähe würde verborgen haben, befiehlt er ſeinen Soldaten, Hectors Grab-Stätte abzubrechen. Da ſie nun ſiehet, daß die Trümmer des Grabes ihren Sohn in Stücke ſchlagen würden, geräth ſie bey verſchwundener Hoffnung aus Schmertzen in eine halbe Raſerey. In derſelben redet ſie Anfangs die eigene Sprache eines Kummers, der nichts mehr hoffet, indem ſie in heftige Vorrückungen über die ausgelaſſene und unerhörte Grauſamkeit ausbricht, und auf zornige, gefährliche, und faſt unmögliche Entſchlüſſe fällt:

. . . . . Fuerat hoc prorſus nefas
Danais inauſum, templa violaſtis, Deos
Etiam faventes: Bella tranſierat furor.
Reſiſtam. Inermes offeram armatis manus:

Dabit

Dabit ira vires. - - - - - - - - -
- - - - - - - - in medios ruam.

Ihr Damen habt noch nur die That nicht verbracht
Ihr habt an Heiligthum und Kirchen euch gemacht
Und an die Götter ſelbſt, die euch doch ſämtlich waren:
Von Grabern hatte man nur etwa nichts erfahren.
Ich will doch, wie ich kan, dem Raſen widerſtehn,
Sind ſie gewaffnet gleich, ſo will ich dennoch gehn
Gewaffnet nun mit Zorn und ſturmig an ſie lauffen.

Aber wann ſie in dem eingeflickten zwiefachen Gleichniſſe ihre Raſerey ſelbſt erkennet, da ſie die Höhe derſelben nach den ſchädlichen Würckungen, ſo daraus entſtehen könnten, abmißt, und das Gleichniß-Bild mit weitgeſuchten Umſtänden aus einander dähnt, ſo hören wir nicht mehr die Leidenſchaft, ſondern den ruhigen Poeten reden:

Dabit ira vires: qualis Argolicas ferox
Turmas Amazon itravit: aut qualis Deo
Percuſſa Mœnas, Entheo ſylvas gradu
Armata thyrſo terret, atque expers ſui
Vulnus dedit, nec ſenſit: in medios ruam.

Wie die Amazon that, als der Argeliſch' Hauffen
Durch ſie getrennet ward; und wie die Menas pflegt
Zu wüten mit dem Spieß, im Fall ihr Gott ſie regt,
Der Wald erſchrickt vor ihr, ſie kan ſich nicht mehr kehren,
Iſt wund u. fuhlt doch nicht: Ich muß nur auf ſie rennen.

Eine ſo unbändige Leidenſchaft, als ein Kummer der biß zur Raſerey angewachſen iſt, beſonder, wann dieſe in ihrer erſten Hitze ſie-

det und jähret, hat nicht so viel Gedult, als erfodert wird, Gleichnisse zu machen, sie nimmt die Mühe nicht in einem entfernten Bilde so viele Umstände aufzusuchen, als der Poet hier entworffen, indem er der Menas Schritt und Gang, ihre Waffen und ihre fühllose Verzückung aus sich selbst sorgfältig aufgezeichnet hat. Es streitet insonderheit mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Wuth in ihrem heftigsten Ansatz sich selbst kennet, in sich selbst gehet, und ihre Natur durch Exempel oder auf andere Weise beschreibet. Wann auch diese ähnlichen Beyspiele hinausgeworffen werden, verliert die Rede nicht nur nichts von ihrer Schönheit, sondern die Leidenschaft zeiget sich ohne dieselben viel reiner und nachdrücklicher. Das andere Gleichniß in der Scena, die nach dieser folget, schicket sich vor die Leidenschaft, von welcher Andromacha damahls eingenommen ist, noch weniger. Da sie jetzund den Astyanax lassen, und den Feinden, die ihn von einem Thurme zu todt stürtzen wollten, überliefern soll, schreyt der Knabe sie um Hülffe an: Miserere mater; Ach Mutter laß mich nicht! und sie erklärt ihm in der Antwort nicht allein ihr Unvermögen;

- - - - - Quid meos retines sinus?
Manusque Matris? cassa præsidia occupas!

sondern

ſondern findet ſich gelaſſen und ruhig genung, ihm durch ein ausführliches Gleichniß ſein unerbittliches Geſchick vorzumahlen:

Fremitu leonis qualis audito tener
Timidum juvencus applicat matri latus.
At ille levis marre ſummota leo
Prædam minorem morſibus vaſtis premens
Frangit, vehitque: talis e noſtro ſinu
Te rapiet hoſtis.

. . . . . Wie wann der Löwe brüllet
Daß das Revier umher mit Zittern widerhüllet,
So lauft der kleine Stier zu ſeiner Mutter hin,
Doch fährt der Löwe zu, und nimmt ihr den Gewinn
Und kleinen Raub hinweg in ſeinen groſſen Rachen:
So wird es auch der Feind mit dir anjetzund machen.

Es bleibet mir übrig zu unterſuchen, wie unſre deutſchen Tragödien-Schreiber die Gleichniſſen gebrauchet haben. Ich gehe ſehr ungerne an dieſes Stück, weil ich voraus ſehe, daß ich meine Nation, die ſich in dem Punct der Wohlredenheit und Poeſie eben ſo viel einbildet, als andre Völker, mit meinem Urtheil erzörnen werde, wofern ich meiner Aufrichtigkeit, die gerne redet, wie ſie es verſtehet, keine Gewalt anthun ſoll. Das ſchlimmſte iſt hierbey, daß die Verweiſe und Vorrückungen unſre Poeten furchtſam und kleinmüthig machen, und ihnen den Muth gänzlich darniederſchlagen, da hingegen das Lob, wenn es gleich

gleich falsch und zweifelhaft ist, sie auf vermessene Unternehmungen führet. Ich hoffe mithin, sie werden mir die Wahrheit, die ich in diesem Punct mit Widerwillen vor mir finde, desto leichter erlauben zu reden, weil ich sie nur ihnen, wie in das Ohr sage, und fremden Nationen davon nichts entdecke. Eine Bestraffung wird desto erträglicher, wenn sie ingeheim und ohne Zeugen geschieht.

Ich schäme mich, wenn ich an die deutsche Tragödie gedencke, worinn wir hinter andern Nationen so weit zurücke bleiben. Da seh ich mich genöthigt die grosse Einbildung, die ich von unsrer Geschicklichkeit in der Nachahmung der Natur gefasset hatte, fallen zu lassen, und unsern Nachbarn den Vorzug hierinnfalls aus gerechtem Hertzen einzuräumen. Statt daß auf unsrem Schauplatz die Gemüths-Bewegungen, die Sitten in dem gemeinen Leben, großmüthige Entschlüsse, das Schrecken und das Mitleiden in einer geschickten und natürlichen Vorstellung erscheinen sollten, haben die Singspiele, die in der That keinen edlern Nahmen verdienen, denselben mit Ausschliessung der Regungen eingenommen. Man arbeitet da nicht mehr für den Verstand, sondern für die äusserlichen Sinne, und ihre Belustigung; als ob wir des Ergetzens, das von dem Verstand hergeleitet

wird,

wird, gantz unfähig wären. Ich wünſchte für die Ehre der deutſchen Nation, daß dieſe Beſchuldigung durch das Beſtreben einiger jetztlebenden Poeten bäldeſt abgelehnet würde. Wenn man bißdahin deutſchen Trauerſpielen nachgefraget, hat man uns zu Lohenſtein und And. Gryphen gewieſen; ich habe ſolche mit dem Vorhaben geleſen, daß ich darinnen etwas finden wollte, womit ich den Anklagen der Ausländer über dieſen Punct begegnen könnte, alleine meine Müh war verlohren, die doch mit ſo viel Zwang und Gedult begleitet geweſen, daß ich mir nicht getraute, dergleichen noch einmahl zu überſehen, wenn ich nicht zu einem Märterer der deutſchen Schaubühne werden wollte. Wann ich nur an Lohenſteins Trauerſpiele gedencke, ſo überfällt mich Froſt und Eckel, der gedultigſte Menſch, der nicht zugleich dumm iſt, möchte über dem Leſen dieſer Tragödien die Schwindſucht bekommen. Da findet man nichts anders als eine ungeſtaltete und ungeordnete Materie, einen Haufen verworrener Begebenheiten, wo weder Ort, noch Zeit, noch Wohlſtand beobachtet iſt. Die Character der Perſonen ſind aus Augen geſetzt, und die Gemüths-Bewegungen gantz erſtecket, und über die Schnur getrieben. Da reden nicht Anton, Cleopatra, Auguſt, Mecenas, Agrippa, Scipio, Maſiniſſa, Syphar, ſondern Lohenſtein beſtändig; werffet ihr nur dieſe groſſen Nah-

men

men hinaus, so wird euch eine gantze Tragödie dieses Verfassers nicht anderst vorkommen, als ein Soliloquium oder ein Gespräche, das Lohenstein mit sich selbst führet. Lohenstein fraget, und Lohenstein antwortet. Wie wolltet ihr vermuthen können, daß diese gelehrte, figürliche Reden und Sprüche einer klugen Person von dem Geschlechte der Menschen ansiehen sollten; Wenn er bald in lauter Gleichnissen und Metaphorn mit sich selbst zancket, bald um eine Schöne von seiner eigenen Schöpfung in Schwulst und Wahnwitz buhlet, bald die verborgensten und seltensten Wunder der Natur mit einem Doctormässigen Ernst erkläret, wenn er plötzlich, wie in einer Verzückung, aus sich selbst geräth, und über die Wolcken fliegt, und im Augenblick wieder so tiefe fällt, daß er mit kindischen Sprüchwörtern, spitzfündigen Spielen, schliessenden Gleichnissen und dergleichen ohne Maß um sich wirft. Die höchste Hitze und der höchste Frost wechseln bey ihm ab, ein Kennzeichen des äussersten Verderbnisses in der Schreibart, wie der schwersten Kranckheit in dem menschlichen Leib. In allen diesen Stücken hat Andr. Gryph vor ihm nicht viel zum Voraus, ausgenommen daß seine Personen in einer menschlichern Sprache reden; und damit ich die Erfindung und Einrichtung der Tragödien dieses Poeten mit Stillschweigen übergehe, will ich nur sagen, daß er die

Ge-

Gemüthes-Bewegungen, die Sprache, den Gang und Lauf derſelben, ihr wahres Maß, eben ſo wenig gekannt habe, als Lohenſtein, und eben ſo froſtig behandle. Beyde bewegen uns zwar zum Mitleiden, aber nicht durch die kunſtreiche Vorſtellung rührender Begebenheiten, ſondern durch ihre abgeſchmackte Ungeſchicklichkeit, es iſt ein eckelhaftes und kein angenehmes Mitleiden. Auf dieſe Weiſe werde ich die Materie von dem rechten Ort der Gleichniſſe in Tragödien aus ihnen ſchwerlich anderſt erklären können, als ab oppoſito. Ob wir bey ihnen irgend ein bequemes Gleichniß, das am rechten Orte ſtehet, anträfen, ſo müſſen wirs mehr dem blinden Glücks-Fall als der Wahl des Verfaſſers zuſchreiben. In Lohenſteins Cleopatra wird Marc-Anton gleich im Anfang der erſten Abhandlung aufgeführt, welcher in dreiſſig Zeilen mehr nicht als ſo viel zu verſtehen giebt: Auguſtus laſſe ſeiner Herrſchſucht durch keine Bündniſſe und Verträge Schrancken ſetzen, dieſe Neigung habe bey ihm weder Ziel noch Maaß, ſie ſey unerſättlich, ſie wiſſe von keinem Mitleiden; ſie werde ihn nicht ruhen laſſen, biß er Egypten unter das Joch gethan; man ſolle ſich nicht einbilden, daß er ihm was überlaſſen werde; Er müſſe ſich nur in das unerbittliche Unglück ſchicken. Wann ihr ihn ſelbſt vernehmen wollet, ſo werden euch die unzeitigen und überhäuften Spiele des

Witzes

Witzes den Poeten verrathen, welcher dieſem erdichteten Anton ſeine Gelahrtheit, ſeine Sprache, ſeine Schwatzhaftigkeit und Froſtigkeit zugeleget hat. v. 13 -- 30.

. . . . . Er nehme's Drittel hin
Wenn nur mein Heyrath-Gut mir bleibet zum Gewinn.
Allein wer will den Wurm aus dem Geſpinſte bringen,
Der in der Wolle ſteckt? Wer will den Tyger zwingen
Durch Gute, der bereit in den zerfleiſchten Darm
Die Klauen eingeſenckt? Ha, heiß-erhitzter Arm!
Der dem gefällten Wild auch Höl und Neſt zerſtöret!
Der, wann der Stamm zermalmt, die Wurtzeln auch verzehret,
Der, wann der Löwe Raub und Nägel eingebüßt,
Der Löwin auch die Brut und ihre Jungen frißt.
Jedoch wie man der Maſt ſchen auf den Klippen ſpringet,
Wann ſchon das blaue Saltz ſich in die Ritze dringet,
Wann der erzörnte Nord den morſchen Kahn zerſchleift,
Der Botsman für das Schiff ein ſchmales Brett ergreift,
Fürs Ruder braucht den Arm, zum Ancker Bein u. Füſſe,
Die Hoffnung zum Compaß, ſo muß die ſauren Biſſe
Des ſcheiternden Glücks, den Schiffbruch ſeiner Macht
Auch dieſer Zeit Anton ſeyn auszuſtehn bedacht.

Wie abgeſchmackt, wie niedrig iſt das Gleichniß von dem Wurm! Wie verſchwenderiſch werden die Gleichniſſe über einander hin geworffen! Welche hieroglyphiſche und Räzelmäſſige Dunckelheit ſchwebet über dem gantzen Ausdruck! Wie viel Wind macht dieſe Larve mit ſo weit aufgeſperrtem Maule! O quanta ſpecies cerebrum non habet! Aber wie fallen dieſe ſtoltzen Helden ſo leicht herunter,

und

und verwechſeln ihre Witz-reiche Wörter-Pracht und Gelahrtheit mit den kahlen Sprüchwörtern des niedrigen Pövels! V. 136.

Du wirſt durch dieſe Müh nur Mehren überwe ſſen,
Wer ihn verſehnen will baut Peiler in die See,
Sucht bey der Ratter Gunſt, und Flaſſen in dem Schnee.

Und v. 314.

In einer kleinen Friſt ſteckt oft ein groß Gewinn,
Sie macht die Miſpeln reif, die Feigen keck und kühn.

Desgleichen v. 883.

Wir ſchweben leider! jetzt recht zwiſchen Thür u. Angel.

Wann Antonius in der letzten Scena des erſten Actus gegen der Schönheit ſeiner Cleopatra Cron und Scepter verwirft, und alle Vorſtellungen, ſo ſeine Freunde dagegen machen, in den Wind ſchlägt, alldieweil er die zärtlichſten Regungen einer buhleriſchen Liebe in der Bruſt fühlt, nimmt er plötzlich eine philoſophiſche Mine an, und lehret uns, worinne die Thorheit der Liebe beſtehe.

Die Liebe läßt ihr Reich durch Klugheit nicht verwirren,
Der Vogel ſieht den Leim, und läßt ſich dennoch kirren,
Die Mutte ſchaut das Licht, indem ſie ſich verſängt,
Das ſchnelle Reh das Garn, in welchem es ſich fängt,
Der Bootsmann kennt die Fahrt des Ancker-loſen Nachen,
Doch kan ihn Witz nicht klug, Gefahr nicht zaghaft machē:
So kennt auch, der da liebt, ſelbſt ſichtbar in die Noth.

Mit dieſer Gleichniß-reichen Lection will Anton den gefaßten Vorſatz Cleopatren unaufhörlich zu lieben vertheydigen. Antyllus hatte ihn bereden wollen, daß Gedult, Vernunft und Zeit den Schmertzen, ſo er über Cleopatren Verluſt empfinden müßte, wohl heilen würden. Nun antwortet er demſelben mit dieſen angezogenen Zeilen, und redet hier von der Thorheit der Liebe, und der Gefahr, welche ſie begleitet, als ein Menſch, dem ſie gantz gleichgültig iſt, und der ihre Regungen niemahls gefühlet hat; Nichtsdeſtoweniger erklärt er durch eben dieſelben Zeilen, daß er ſeiner Vernunft und Einſicht zu Trutze um Cleopatren willen keine Gefahr ſcheuen, und den Tod ſelbſt unerſchrocken antreten wollte. Das heißt mit ſo viel, er wolle ſeiner Liebe, das iſt, ſeiner Thorheit nach vernünftigen Regeln und überlegten Schlüſſen nachhängen; inſanire velle certa ratione modoque. In der zweyten Abhandlung thut dieſer ſeltzame Liebes-Geck an ſeine Cleopatren gleich bey der erſten Anſichtigung folgende Anrede: v. 246.

Wie wenn der düſtre Schimmer
Des braunen Abends jetzt die blauen Hügel deckt;
Die Schnecke die den Thau von den Gewächſen leckt,
Schier neuen Geiſt bekommt: So muß ſie, Iſis! eben
Durch ihren Anmuths-Thau, uns neue Geiſter geben,
Wenn Sorg u. Sonnen-Hitz uns faſt verſchmachten läßt.

Mein

Mein Urtheil von dieſer Stelle kan ich am beſten mit Petronii Worten ausdrücken: Non me delectavit tam curioſum principium. Wann in der dritten Abhandlung Cleopatra ihren Entſchluß ſich ſelbſt hinzurichten (der aber nur zum Betrug erdichtet war) ihrem Frauenzimmer eröffnet, fraget Beliſama:

Will ſie ihr, Göttin, ſelbſt verkürtzen Heil und Leben?

Und Cleopatra antwortet:

Pflegt nicht der Seiden-Wurm ihm ſelbſt ſein Grab zu weben?
Der kluge Schwane ſingt behertzt ſein Sterbe-Lied.
Ihr rühmet daß an mir Geſtalt und Alter blüht;
Die Schönheit iſt ein Rauch: die Jugend iſt ein Schatten;
Eh als die Knoſpen uns ſind kommen recht zu ſtatten,
Frißt ſchon der Zeiten Wurm die welcke Blume weg,
Wie viel giebts Weſpen nicht, die die Verleumdungs-Fleck'
Auf unſre Lilgen ſchmiern, aus unſern Süſſigkeiten
Wie Schlangen tödtlich Gifft aus beſtem Klee bereiten.

Dieſe Sprache ſtehet in dem Munde einer Sterbenden ſo ſehr ungereimt, daß dieſelbe Beliſamen und den andern, die von dem Geheimniß, daß dieſer Tod nur falſch und erdichtet wäre, nichts wußten, den Betrug nothwendig hätte entdecken müſſen, wenn nicht alle die andern Perſonen eben dieſe Sprache immerfort redten, gleichwie ſie auch bey einem Sprach-Lehrer in die Schule gegangen waren. Alſo kurtzweilt Antonius

mit Figuren, als er von dem Tode der Cleopatra Bericht empfängt, wie einer der gantz ruhig ist, und sich dessen nichts annimmt: v. 523.

Lösch das Verhängniß denn die Unglücks-Glut mit Oele?
Armseliger Anton! unheilbar Hertzen-Riß!

Wer Leuten, die von Bestürtzung und Schrecken plötzlich überfallen und niedergeschlagen werden, dergleichen kurtzweilige Spiele andichtet, der ist in der Sprache der Neigungen gantz unerfahren, und scheinet nicht unter Menschen auferzogen worden zu seyn. Nachdem Anton über die Nachricht von Cleopatren Sterben solch einen lächerlichen Einfall haben können, würdet ihr euch nicht einbilden, daß die Liebe in seiner Brust noch so gewaltsam herrschete, daß ihn der Kummer über diesen Verlust aus sich selbst verzücken und in eine sanfte Liebes-Raserey stürtzen sollte, wie er im 539sten Verse und folgenden mit kläglichen Worten, welche doch mit ungereimten Witzes-Spielen häuffig untermischet sind, zu erkennen giebt. Wann Cleopatra in der vierdten Abhandlung v. 279. nicht mehr aus Verstellung, sondern im rechten Ernst sterben will, und die Schlange jetzt an die Brust ansetzet; begiebt sie sich mit derselben in ein Gespräche, das wahrhaftig von einem ausserordentlichen Inhalt ist:

Wohl

. . . . . Wohl! laßt der Römer Joch
Zerbrechen, den Auguſt auch ſterbende verlachen,
Weil Menſchen ärger ſind mit Schlangē Hochzeit machē,
Komm angenehmes Thier! komm, komm und flechte dich
Um dieſen nackten Arm! vermahle durch den Stich
Der Adern warmen Quell dein züngelnd-tödtend Küſſen.
Wie? willſtu nur dem Maul durch Feigen-Saft verſüſſē?
Iſt unſre Marmel-Haut nicht Stich und Giftes wehrt?
Das die Verdammten oft eh' als ein Blitz verzehrt?

Dieſe ſterbende Heldin beweget uns dadurch in der That zum Mitleiden, aber nicht mit der Vorſtellung ihres Verhängniſſes, welches uns nicht mehr als ihr ſelbſt zu Hertzen gehet, ſondern mit dem erbärmlichen Witz, den ſie in ihren letzten Reden ausſtößt.

In dem erſten Trauerſpiel Andr. Gryphen, dem Leo Armenius, wird in der zweyten Scena der erſten Abhandlung Exabolius eingeführt, wie er dem Kaiſer die Nachricht bringt, daß Michael Balbus auf ſeinem aufrühreriſchen Vorſatz hartnäckigt verharre; derſelbe bedienet ſich daſelbſt folgenden Gleichniſſes:

So iſts! Vermahnen, Bitt und Dreuen wird verlacht.
Er läuft wie wenn ein Pferd die Zügel hat durchriſſen:
Wie eine ſtrenge Bach, wenn ſich die Ströhm ergieſſen,
Und Hauſer, Bäum und Vieh hinführen in die See,
Sein Muth wächßt mehr und mehr. . . . .

Und im dritten Eingange oder Scena, wo Nicander des Kaiſers allzu ſorgloſe und ſchäd-

liche Gelindigkeit beſchreiben will, drückt er ſich ebenmäſſig mit einem nicht übel gemachten Gleichniſſe alſo aus:

. . . . . Der Kaiſer iſt zu linde
Und ſchertzt mit ſeinem Heil. Wer, weñ die rauhen Winde
Sich lagern um die Glut, den Flammen zu will ſehn,
Biß es um Gibel ſchon und höchſtes Dach geſchehn;
Ruft leider nur umſonſt, wenn Maur und Pfeiler krachen,
Und Stein u. Marmor fällt. Die Ertz-Verräther wachen,
Wir ſchlaffen ſicher ein. . . . . .

Und in der zweyten Abhandlung erſter Scena, wo Leo dem Michael Balbus ſein verrätheriſches Vornehmen in hundert Zeilen verweiſet, gebraucht der Kaiſer ſich eines bequemen Gleichniſſes den Wachsthum ſeines Ruhms, der mittelſt Verdienſt und tapferer Thaten durch alle Hinderniſſe, ſo ihm der Neid in den Weg geleget hatte, durchgebrochen war, herauszuſtreichen:

So wird die erſte Flamm eh' ſie ſich kan erheben,
Mit dunckel-vollem Dunſt u. ſchwartzem Rauch umgeben,
Biß ſie ſich ſelbſt erhitzt und in die Bäume macht;
Daß der noch grüne Wald in lichtem Feuer kracht.
Doch wie der ſcharfe Nord die Glut mit tollem Naſen,
Indem er dampfen will, pflegt ſtärcker aufzublaſen;
Wie ein großmüthig Pferd, wenn es den Streich empfindt,
Durch Sand u. Schrancke reñt: So hat der ſtrenge Wind
Der Mißgunſt, ꝛc.

Mit was für Wahrſcheinlichkeit der Poet in dieſen dreyen Stellen ſeinen Perſonen ein

ein ſo ruhiges und uneingenommenes Gemüthe zugeſchrieben habe, will ich dem Leſer überlaſſen zu unterſuchen, und alleine andeuten, daß dieſe Gleichniſſe nicht ungeſchickt gemachet ſind, einen ſolchen gleichgültigen Zuſtand des Gemüthes zu erkennen zu geben. Wer demnach behaupten kan, daß dieſe Perſonen nach ihrem rechten Character und ihrer gehörigen Gemüthes-Beſchaffenheit vorgeſtellet ſind, der wird damit zugleich erweiſen, daß dieſe Gleichniſſe am rechten Orte ſtehen. Aber was ſollen wir urtheilen, wann Michael im ſechsten Eingange, da er jetzt nach empfangenem Todes-Urtheil würcklich zu dem Holtzſtoß geführet wird, ſeine von aller Hoffnung entblößte, und mit Sterbens Gedancken angefüllten Klagen mit dem Gleichniſſe beſchlieſſet:

Wir ſteigen als ein Menſch, dem man den Halß abſpricht,
Auf den geſpitzten Pfahl, der ſeinen Leib durchſticht.
Wir ſteigen als ein Rauch, der in der Luft verſchwindet.
Wir ſteigen nach dem Fall, und wer die Höhe findet,
Findt was ihn ſtürtzen kan. - - - - - - -

Ferner wann in der erſten Scena der fünften Abhandlung der oberſte Prieſter der Kaiſerin Theodoſia den Anfang des Tumults berichtet, (da der Kaiſer in währender Weyhnachts-Feyer vor dem Altar von den Verſchwornen überfallen worden,) und ſich in eine lange Erzehlung einläßt, wo-

tinnen er die Schrecken-volle Bestürtzung, in welche jedermann gesetzet worden, mit einem ausführlichen Gleichniß beschreibet, woran ihn die empfangene Wunde nicht hindert:

- - - - - - Ein jeder starrt und zaget,
Und weiß nicht was er thut, und fragt den, der ihn fraget.
Wie wenn der schnelle Blitz in hohe Tannen fährt,
Und Aeste, Stamm und Strump in lichte Glut verkehrt,
Ein müder Wandersmann bey so geschwindem Krachen
Nicht anders meint als daß er schon dem Tod im Rachen.

Und wenn bald hernach ein anderer Bothe kömmt, die Nachricht von des Kaisers Ermordung zu bringen, und den Grimm der Mörder, welcher auf desselben flehende Bitte, ihn um desselben willen zu schonen, dessen Creutz er ergriffen hatte, nur höher angewachsen war, durch das Gleichniß ausbildet:

Sie starrten auf diß Wort, wie wenn ein Felß abfällt,
Und dem erzörnten Bach den stoltzen Gang aufhält:
Denn steigt die Flut Berg-auf, die tolle Wellen brausen,
Biß daß der zehnde Schlag mit ungeheurem Sausen
Den Anhalt überschwemmt, und alles mit sich reißt,
Und den bemoosten Stein in tiefe Thäler schmeißt.

In allen diesen Umständen wird der Character der Leidenschaften und die Wahrscheinlichkeit offenbar aus den Augen gesetzet und verderbt; wir mercken bald daß man uns nicht auf den Schau-Platz, sondern in die Schule eines Sophisten und Declamators geführt

geführt hat. Ich zweifle darum nicht, daß meine Leſer eben ſo viel Uberdruß empfinden würden, wenn ich ſie länger hierüber aufhielte, als ſich bey mir eingeſtellet hat, da ich dieſe verwirrten Scribenten durchblättern müſſen. Ich will demnach dieſen Abſchnitt beſchlieſſen, wenn ich noch eine hieher gehörige Stelle, deren ich mich hier zu rechter Zeit erinnere, werde angeführet haben. In dem ſiebenden Theile der Gedichte, die unter Hoffmannswaldaus Nahmen zuſammen gedruckt worden, werden drey Söhne beym Grabe ihres Vaters natürlich und wehmüthig klagend vorgeſtellt. Da heiſſet es:

(Schmertz
Doch war ſein Wehthun groß, ſo quält ein gröſſrer
Das jetzt geängſtigte, das Kummer-volle Herz.
Wir Armen wiſſen uns für Wehmuth kaum zu faſſen,
Warum? des Vaters Tod macht uns verwaiſt verlaſſen.
Wie, wenn zur Frühlings-Zeit die ſchmückende Natur
Auf einer weit gedähnt und bunten Garten-Flur,
Mit allem Verbedacht, auch eine Roſe ſetzet,
Die durch Geruch und Saft die Bienen oft ergötzet,
Wenn ſie aus ſelbiger ihr ſüſſes Honig ziehn,
Bald voll geſaugt davon, zu ihrem Stocke fliehn,
Bald aber ausgeleert und hungrig wieder kommen,
Ein rauher Wind indeß die Blume weggenommen,
Ihr murmelndes Gethön ein kläglich Grab-Lied ſingt,
Und die betrübte Poſt dem ganzen Garten bringt;
So höret man von uns nur bange Klage-Lieder:
Es ſincket uns mit ihm faſt alle Wohlfahrt nieder.

Dieſes Gleichniß iſt an zierlichem Schmuck ſehr reich; aber, da der Poet die Hertz-nagende Betrübniß ſelbſt als redend einführt, indem er ſeinen Vater als ein Sohn beweinet, ſo ſchicket es ſich hierzu gar ſchlecht. Man bilde ſich die heftigen Stöſſe der Traurigkeit, die einen Sohn bey der Begräbniß des Vaters beſtürmen, recht ein, und urtheile dann, ob eine ſolche Hertz-verzehrende Leidenſchaft ſich lange verweilen werde, ihre Wehmuth-volle Klage in einen ſo auserleſenen und ſchimmernden Aufputz einzukleiden. Gleichwie die wahre Trauer mit einem düſtern Angeſicht, in einem dunckeln Kleide und gantz unachtſam gekämmten Haar auftritt, alſo muß auch ihre Rede, denn ſie iſt der äuſſerliche Putz der Gedancken, der innerlichen Betrübniß des Hertzens gemäß lauten. Den Verfaſſer verführte die Begierde ſeinen Kummer durch dieſes Gleichniß nachdrücklich auszudrücken; dieſe machte, daß er ſich ſo lange aufhielt, viele angenehme und liebliche Umſtände anzuführen, damit er alſo die ſchöne Pracht der Roſe, und den ſüſſen Nutzen, ſo die Bienen von ihrer Mildigkeit genieſſen, recht heraus ſtriche, weil dadurch die Traurigkeit der Bienen über den Verluſt der Roſe, zugleich gerechtfertigt und vergröſſert wird. Über dieſer Sorge vergaß der Klagende ſich ſelbſt, der Sohn verwandelte ſich in den Poeten, die Poeſie redete,

redete, und nicht die Leidenſchaft. Dieſe iſt nicht im Stande eine ſo ergetzliche Arbeit, als die Verfertigung eines ſo ſchönen Gleichniſſes iſt, das den Geiſt auf ſo annehmliche Sachen führt, vorzunehmen: ſie iſt auch nicht ſo geartet, daß ſie von ihren eigenen Empfindungen viel Worte mache, ſie bemühet ſich nicht durch Gleichniſſe jemanden zu überreden, daß ſie erhitzt und entzündet ſey, dieſes giebt ſie mit ihrer Sprache und den Würckungen, ſo ſich bey ihr ereigen, ſchon genung zu erkennen. Hätte der Verfaſſer als ein Poet geredet, der an dem Verluſt dieſes beweinten Vaters keinen Antheil ſelbſt gehabt, und alleine beſchreiben wollen, wie hoch die Leidenſchaft der Söhne bey dieſem Zufall geſtiegen, ſo wäre alsdann dieſes Gleichniß vortrefflich ſchön geſtanden. Aber da ſie in der Zueignung des Gleichniſſes ſelbſt ſagen:

So höret man von uns nur bange Klage-Lieder;

Und dennoch in der angenehmen und geſchickten Ausbildung des ausführlichen Gleichniſſes nicht ein banges, ſondern ein ruhiges Gemüthe ſehen laſſen, ſo iſt es ſo viel als wenn ſie ſagten: Ob ſie gleich ruhig genung wären, bey ihres Vaters Grabe zu kurtzweilen, und die angenehme Arbeitſamkeit der Bienen mit groſſer Aufmerckſamkeit zu betrachten, ſollten wir dennoch wiſſen, daß

ihr

ihr Hertz mit der höchſten Betrübniß umfangen ſey. Wenn jemand, den ein ſchweres Unglück überfallen hat, uns ſeinen Jammer nach einem ſüſſen und luſtigen Thone vorſingen, oder ein hinckender Krüpel uns einen Menüet vortantzen würde, ſo würde es eben ſo unnatürlich herauskommen. Opitz hat in dem dritten B. der Poet. W. aus eben dieſem Gleichniß-Bild eine Elegie auf den Abſchied einer edlen Jungfrauen nach ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit verfertigt:

Gleichwie zu Sommers-Zeit, wann alles frölich blühet,
Und man ſich Wald Feld Berg u. Thal verjüngen ſiehet,
Wer aller Blumen Schar, ſo irgend mögen ſeyn,
Die zarte Lilie läßt blicken ihren Schein:
Es fliegen auf ſie zu die Bienen Hauffenweiſe,
Und ſaugen mit Begier die angenehme Speiſe,
Und wohlgeſchmackten Saft: ſie hebt ihr Haupt empor,
Es glantzt ihr weiſſes Kleid vor allen Blumen vor:
Ihr lieblicher Geruch erfreuet Hertz und Sinnen;
Man muß ihr günſtig ſeyn, und muß ſie lieb gewinnen,
Der ſchöne Zephyrus wird gegen ihr entzündt,
Und weht aus Huld ihr zu den ſüſſen Liebes-Wind.
Bald kömmt der ſcharfe Nord gantz unverhofft gebrauſet
Quer über Feld daher, pfeift, heulet, ſingt und ſauſet,
Und nimmt die Lilie mit Ungeſtüme hin;
Die liebliche Geſtalt, bricht nichts nicht ſeinen Sinn.
Das grüne Feld beginnt um ſeine Zier zu trauren,
Die andern Blumen auch muß ihre Schweſter tauren,
Die Bienen fliegen ſelbſt vor Schmertz und Traurigkeit
Verirrt jetzt hin, jetzt her, und tragen groſſes Leid.
Es biſt du auch zuvor, du Schöneſte, geweſen, ꝛc.

Dieſes

Dieſes Gleichniß und das vorige ſind nur darinnen von einander unterſcheiden, im erſten wird eine Roſe, im leztern eine Lilie geſezet; dort wird in der Ausbildung des Gleichniſſes auf das Nuzbare, hier auf das Schöne und Angenehme geſehen. Beyde ſind an ſich ſelbſt und auſſer dem Text, wo ſie ſtehen, betrachtet, trefflich wohl gerathen. Alleine das leztere behält den Preiß, weil es nicht der Leidenſchaft, ſondern dem ruhigen Poeten in den Mund geleget wird.

Der achte Abſchnitt.

Von dem Maſſe und der Zahl der Gleichniſſe.

Schädliche Würckungen des Übermaſſes und der Verſchwendung, wie in andern Stücken, alſo in der Wohlredenheit. Sie verrathen einen blöden Verſtand. Die Scribenten ſündigen mehr mit Verſchwendung als mit Kargheit. Das Maß der Gleichniſſe, wie anderer Figuren, muß nach der Natur einer jeden abſonderlichen Stelle beſtimmet werden. Beſtraffung einiger, die aus Beſtreben die Verſchwendung zu vermeiden, in die Plattheit verfallen ſind. Wie Homer ſeine Erzehlung von dem Mord, den Achilles unter den Trojaniſchen Helden angeſtellet, mit zweyen überaus lebhaften Gleichniſſen beſchleußt, die theils ſeinen Muth, theils ſeine Luſt an der Rache gewaltig erhohen. Wie er in dem Fortgang derſelben Erzeh-

Erzehlung noch zwey ausdrückliche und wohl errathene Gleichniſſe anbringet, die Stürtzung der fliehenden Trojaner in den Xanthus und den nachjagenden Achilles, der ihnen mitten in den Fluß nachgeſetzet, abzuſchildern. Wie er fünf Gleichniſſe hinter einander ſetzet, fünf merckwürdige Stücke der griechiſchen Armee vor Augen zu bilden. Wie er die Bewegungen eines aufrühriſchen Volckes in zweyen Bildern nach zween beſondern Umſtänden, ſeinem Getöſe und ſeinem gleichen Lauf, vorſtellet. Wie er drey hyperboliſche Gleichniſſe zuſammenſetzet, das ungeheure Geſchrey der beyden Armeen, die jetzt handgemein werden ſind, vorzuſtellen. Entwurf eines Kunſt-Richters, daß dieſe Gleichniſſe den Geiſt von dem vornehmern Gegenſtand abziehen. Beantwortung deſſelben. Lohenſtein fehlet vielmehr mit den ungereimten Bildern, als mit dem Uberfluß ſeiner Gleichniſſe. Wie er zwey Gleichniß-Bilder von verſchiedenen Relationen oder Verhältniſſen durch einander verwiret. Beurtheilung des Urtheiles, das ein heutiger Kunſt-Richter von einem Theil deſſelben Gl. gefället hat. Von Beſſers geſchicktere Ausbildung dieſer Bilder. Wie Lohenſtein in einem andern Gleichniß die Vergleichung bis auf eine Verwandlung treibet. Noch ein Lohenſteiniſches Gleichniß, wo er etliche Gattungen, die unter ein allgemeines Geſchlecht gehören, vergleichet. Exempel aus Opitzen Hercynia, da eine lange Stelle aus Gleichniſſen zuſammengeſetzet iſt, ohne daß ihr dadurch an ihrer Deutlichkeit etwas abgehe.

Quintilianus hat im achten B. ſeines Unterrichtes von der Rede-Kunſt, in dem Capitel, wo er von dem Schmuck und dem Zierrath der Rede handelt, eine nützliche Anmerckung gemachet. Er ſagt: Vitium eſt ubique

ubique quod nimium eſt; „Der Uberfluß und „ die Verſchwendung iſt allemahl ſtraffwür„ dig.„ Dieſes will uns auch die weiſe Natur durch ihr angeſehnes Exempel anbefehlen; In der Zeit da ſie in der mannigfaltigen Veränderung ihrer Wercke auf eine verwunderſame Weiſe einen unerſchöpflichen Reichthum an den Tag leget, ſehen wir ſie dennoch in allen Stücken eine gewiſſe Zahl, Gewicht und Maß beobachten. Nach dem Urtheil der Weltweiſen beſteht eben in dieſer wohl-geordneten Harmonie und Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen, in ſeinem geſchickten Zuſammenhang, die Vollkommenheit der Dinge, und eine tiefe Einſicht und genaue Beobachtung dieſer Vollkommenheit machet dasienige aus, was wir in den Künſten und Wiſſenſchaften den guten Geſchmack zu nennen pflegen. So bald dieſe harmonierende Ordnung, dieſes natürliche Gleichgewicht in dem gantzen oder nur in den kleinſten Theilen, durch Mangel oder durch Uberfluß verſtöhret wird, ſo wird zugleich die Vollkommenheit des gantzen vermindert, das Ergetzen, welches nothwendig damit verbunden iſt, wird geringer, und der gute Geſchmack wird verderbet. Wenn in der Sing-Kunſt eine ſanfte und Hertz-Rührende Symphonie durch harte Mißthöne unterbrochen wird, ſo wird das Gehör verletzet, und das Ergetzen, das aus einer vollkommenen

nen Harmonie entspringt, wird gehindert. In der Mahlerey kömmts hauptsächlich auf die gemessene Austheilung des Lichts und Schattens, auf die Harmonie und das Maß der perspectivischen Vorstellung an; wenn eines oder das andere in einem Gemählde aus der Acht gesetzet wird, so wird ein Kenner von gutem Geschmack dasselbige verwerffen. Gesetzt, daß bey einer Mahlzeit die aufgetischeten Gerichte noch so kostbar und niedlich seyn, daß die Einrichtung und Stellung der Schüsseln auf der Tafel noch so kunstmässig selten und wohl eingetheilt ist, daß auch eine jede Tracht zu rechter Zeit und wo es sich gehört aufgetragen wird, so geschicht dennoch der Essens-Lust der Gäste kein Genügen, falls die Speisen entweder zu blöde oder zu starck gesaltzen und gewürtzet sind. Gleichwie endlich in dem Aufputz und der Kleidung die Nachläßigkeit unanständig und garstig läßt, so verräth hingegen die übermässige Pracht und Aufmützung ein weibisches und oftmahls recht kindisches Gemüthe, der Wohlstand hat auch hier seine gesetzten Schranken und Regeln. Eine gleiche Bewandtniß, wie mit diesen Künsten, hat es auch mit der Wohlredenheit. Es ist nicht genung, daß die Figuren, die Bilder, die Gleichnisse, und der übrige Putz der Rede am rechten Orte angebracht werden, wenn dieses

nicht

nicht auch in gewiſſer Zahl, Maß und Ordnung geſchiehet. Wo dieſe nicht ſind, wird die Harmonie, woraus die Vollkommenheit und der gute Geſchmack in der Wohlredenheit entſtehet, vergeblich geſucht. Die Figuren, die Bilder und Gleichniſſe, ſind was das Licht und die Farben in einem Gemählde; dieſelben müſſen nicht nur am rechten Orte aufgetragen, ſondern auch in gewiſſem Maſſe ausgeſpendet werden. Denn gleichwie durch den allzuſtarcken Glantz und übermäſſige Höhe der Farben die Kunſt und Harmonie eines Gemähldes nur verderbt, und die Aehnlichkeit mit dem Urbild verdunckelt wird, ſo leidet gleichergeſtalt die Deutlichkeit der Begriffe durch dergleichen weitgeſuchten Schmuck Abbruch, dafern er ſonder Maſſe verſchwendet wird. Dieſer ungeheure Reichthum von geborgtem Zierrath erſtrecket und betäubet die Sinne, anſtatt daß er ſie ergetzen ſollte, er ſtöhret die Aufmerckſamkeit, womit der Leſer oder Zuhörer vor die Haupt-Materie eingenommen iſt, indem die Gedancken dadurch auf anderwärtige Begriffe hingezogen und zerſtreuet werden. Der Hr. von Saint-Evremont hat die regelloſen Abweichungen eines feurigen Geiſts, der von dem Verſtande nicht in behörige Schrancken gefaſſet wird, in einem kleinen Gedichte über den Streit von dem Vorzug der alten oder der heutigen

Scribenten ſehr lebhaft ausgedrücket. Im fünften Theile Bl. 90.

Qui donne trop à la figure
Se laiſſe échaper la nature
De ſon veritable ſujet,
Pour ſe faire un nouvel objet.

Sans y penſer, il a l'Aurore,
Au lieu de celle qu'il adore;
Il a le bel Aſtre des Cieux,
Sans y penſer pour de beaux yeux.

Il ſe derobe le viſage,
Dont la beauté l'a ſû charmer,
Par une vaine & fauſſe image,
Qu'il en a voulu ſe former.

Neben dem, daß die überflüſſige Verſchwendung der Figuren und des Zierrathes der Rede dergleichen ſchädliche Würckungen thut, verräth ſich dadurch ein Scribent, daß er bey alle dem groſſen Reichthum an Witz einen blöden Verſtand und ein ſeichtes Wehl-Urtheil beſitzet. Er läßt von ſich mercken, daß er die Gedancken mit einem geborgten Schein und äuſſerlichen Blendwerck anzuziehen ſucht, den Leſer damit zu berücken, weil er ſich nicht getrauet, die Sachen nach ihrem innerlichen Werth, in ihrer nackenden, weſentlichen, und eigenthümlichen Schönheit zu erkennen, und durch eine natürliche Beſchreibung vorzuſtellen. Difficile eſt enim communia proprie dicere. Dieſer Reichthum an Phantaſie-Bildern

dern iſt ſelten mit Klugheit gepaaret, welches deſto ſchlimmer iſt, weil dieſe alleine zeiget, wie man den Reichthum wohl gebrauchen und nützlich anwenden muß. Was hat jene berühmten Geiſter des Alterthums über den gemeinen Hauffen der Scribenten ſo hoch erhoben, als dieſe glückliche Verbindung eines feuerreichen Witzes und einer ſcharffen Urtheils-Kraft, welche ſo ſelten in einem Gemüthe einkehren? Wann man ihre Schriften mit Nachſinnen durchgehet, ſo muß man die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ihres Geiſtes bewundern, aber man erſtaunet über die unvergleichliche Klugheit, womit ſie in dem rechten Maſſe Licht und Schmuck in ihre Schriften zu ſtreuen gewußt haben. Die Figuren und der übrige Zierrath der Rede ſind da durchgehends mit einer ſo beſcheidenen Freygebigkeit ausgetheilet, daß man nichts hinein ſchieben, noch was heraus nehmen kan, ohne der gemeſſenen Schönheit und Harmonie Abbruch zu thun. Zudem ſind die Menſchen von Natur zur Pracht und Unmäſſigkeit geneigt, ſie wollen immer gerne hervorſtechen, und was die äuſſerlichen Sinne füllet, das nimmt gemeiniglich auch das Hertz ein; haben ſie nichts eigenes, womit ſie ſich groß machen und aufbrüſten können, ſo ſchmücken ſie ſich mit fremden Federn aus. Dieſe Neigung iſt ſo ungebunden, daß ſie ſich

bald durch keine Geſetze in Schrancken faſſen läßt, wie die Erfahrung dieſes inſonderheit in Anſehung der Kleider-Pracht bezeuget. Und darum iſt es auch um ſo viel nothwendiger, daß man die Scribenten vor Verſchwendung und Uberfluß warne, und an ſich zu halten anweiſe, angeſehen ſie mehr geneigt ſind, durch Uberfluß als Mangel der Figuren, Gleichniſſe und Bilder, wider den natürlichen Character der Rede anzuſtoſſen.

Niemand wird verhoffentlich von mir erwarten oder fodern, daß ich die Zahl und das Maß, nach welchen die Figuren der Rede und insbeſondere die Gleichniſſe in den verſchiedenen Arten Schriften nützlich können angewendet werden, näher und eigentlicher beſtimme und ausſetze; dieſes läßt ſich unmöglich thun, weil es nach der Natur ſo wohl einer jeden abſonderlichen Stelle als einer jeden Schrift unterſchiedlich muß entſchieden werden. Dasjenige, was ich bißdahin von denen ſo verſchiedenen Abſichten der Gleichniß-Bilder, von der künſtlichen Verbindung der Abſichten, und von ihrem gehörigen Sitz und Orte ausführlich gelehrt habe, kan ſchon ein zulängliches Licht und Unterricht mittheilen, wie ferne man an einem jeden Ort Maß und Ziel in Acht zu nehmen habe. Uberhaupt darf man ſich nur erinnern, daß die Gleichniß-Bilder, bevorab wenn ſie ausführ-

führlich und weitläuftig ausgebildet ſind, ſich in die pathetiſche und erhabene Schreibart, wo die erhitzte Leidenſchaft ſelbſt als redend eingeführt wird, und wo großmüthige Meinungen und Entſchlüſſe vorgetragen werden, am wenigſten ſchicken; daß ſie bequemer vor das Epiſche Gedicht ſind, als vor die Tragödie, ob ſie gleich im einen und dem andern Platz haben können; denn in dem heroiſchen Gedichte hat der Geiſt ein Gefallen an Abtritten, in der Tragödie iſt das Gemüth mit hohen Empfindungen eingenommen, welche es nicht gerne um das ſchimmernde Weſen einer Aehnlichkeit fahren läßt; und endlich daß ſie in Lehrſchriften, wo man unterrichten und erklären will, am allernothwendigſten ſind. Es iſt unleugbar ſehr ſchwer das wahre Maß hierinne zu treffen, dazu wird ein verſuchter Verſtand und ein reiffes Nachdencken erfodert, weil es auch hier gilt, vicina virtutibus vitia, daß Laſter und Tugend ſehr nahe an einander gränzen. Indeſſen habe ich dieſe Schwierigkeiten nicht darum erzehlt, jemanden dadurch verzagt zu machen. Ich wollte nicht, daß einer aus Forcht vor der Verſchwendung in das entgegen ſtehende Laſter der eckelhaften Kargheit und Filzigkeit fallen würde. Mein Abſehen iſt alleine der Unmäſſigkeit und Unbeſcheidenheit zu ſteuren, welche der verdorbene Hoffmannswaldauiſche und Lohenſteiniſche Geſchmack eine

geraume Zeit daher unterhalten hatte. Ich muß auch meinen Landsleuten das gebührende Lob nicht vorenthalten, daß sie den übermässigen Pomp der Lohensteinischen Schreibart aus ihren Schriften gröstentheils verbannet haben, dabey aber will ich auch nicht verschweigen, daß einige dagegen so seicht, dürr und trocken geworden, und in eine so niedrige Plattheit verfallen sind, als ob sie alles Zutrauen zu ihren eigenen Kräften verlohren hätten, und nicht hoffen dörften, sich mittelst der bescheidenen Anwendung der Figuren, Metaphoren und Gleichnisse höher zu erheben als die gemeine Schreibart steigen mag. Sie gehen nicht, sonder kriechen vielmehr mit einer zaghaften Behutsamkeit, obgleich nach einer gemessenen Bewegung im Staube einher; ihre Poesie ist nicht besser als eine abgezehlte und reimende Prosa. Darum wäre mir es lieb, wenn ich ihnen einen neuen Muth einflössen, und sie bereden könnte, daß die Gleichnisse, wenn sie neu, wohl erfunden und geschickt ausgeführt sind, wenn sie daneben am rechten Orte stehen, uns nicht anderst als wohl gefallen können; ferner daß der Mangel und die Kargheit, insonderheit in Lehrschriften, was die gemeldeten Stücke anbetrift, eben so viel Eckel bringet, als die Verschwendung; endlich daß dieser Mangel allezeit einen frostigen

und

und witzloſen Kopf verräth. Dieſe Abſicht zu erhalten, wird es nicht wenig vorträglich ſeyn, wenn ich erſtlich mit dem Exempel der vortrefflichen Geiſter des Alterthums behaupten werde, daß die Gleichniß-Bilder zuweilen auf einer Stelle in häuffiger Anzahl und doch ohne Verſchwendung können angebracht werden, und dann zum andern auch ausfündig mache, daß Lohenſtein ſelbſt, was dieſe Figur der Gleichniſſe anbelangt, weniger durch die Menge und den Uberfluß derſelben, als wegen ihrer ungeſchickten Art und Ausführung Verdruß und Eckel verurſachet.

Vor den erſten Artickel ſoll uns Homerus die nöthigen Beyſpiele lehnen. Nachdem er im zwantzigſten B. der Ilias, am Ende, mit viel verſchiedenen Umſtänden erzehlt hat, wie viele berühmte Helden der Trojaner der tapfere Achilles erleget, wie ſie mit Nahmen geheiſſen haben, was für eine Wunde er einem jeden beygebracht, und wie ein jeder im Sterben ſich betragen habe, weichet er einsmahls von der Einfalt eines hiſtoriſchen Berichts ab, ſeinem Leſer vor Eckel zu ſeyn, und läßt ſich in zwey ſehr lebhafte Gleichniſſe ein. Er ſagt:

„ Wie ein vom Himmel gefallenes Feuer in
„ den Thälern eines von Holtz dürren Bergs
„ tobet und wütet, der dichte Wald brennet,
„ und der ſtürmeriſche Wind die Flammen
„ an alle Orte hinzieht: Alſo warf Achilles
„ ergrimmt um ſich, und ſtach mit der Lantzen

„ auf alle Seiten aus; wie ein Gott an
„ Stärcke verfolgete er die Zertrennten, und
„ die ſchwartze Erde floß von Blut. Wie,
„ wann einer ſeine ſtarcken Stiere in der Ten-
„ ne anbindet, die weiſſe Gerſte auszutre-
„ ten, da die Aehren alſofort unter den Füſ-
„ ſen der brüllenden Stiere hervor ſprützen:
„ Alſo traten die Pferde des großmüthigen
„ Achilles auf todte Leichen und Schilde,
„ Axe und Räder färben ſich mit Blut, das
„ von dem Hufe der Pferde überſich ſprützet;
„ Achilles Hertz wallete auf vor Luſt, ſo ihm
„ der Sieg machte, ſeine Hände waren mit
„ Blut, Staub und Schweiß genetzet, be-
„ flecket und beſchmützet.„ Dieſe beyden Gleichniſſe ſind ſehr geſchickt ausgeſucht, die vorhergeſetzte umſtändliche und lange Erzehlung von ſo vielen verſchiedenen und ſeltenen Thaten des ſieghaften Achilles zu beſchlieſſen, der faſt abgematteten Aufmerckſamkeit wieder aufzuhelffen, und das Gemüthe des Leſers mit groſſen Begriffen von der erſtaunlichen Großmuth dieſes Helden anzufüllen, inmaſſen die unzehligen Proben von Tapferkeit, die er in dieſem Gefechte abgeleget, hier in einem Bilde zuſammen gefaſſet, und ſo wie ſie durch alle Hinderniſſe geſchwind und mit Gewalt durchbrechen, auf einmahl vor Augen geleget werden. Eure Betrachtung wird auf zwey wichtige Umſtände hingezogen, welche die Wuth des kämpfenden Helden in Anſehen

ſeiner

ſeiner Hitze, und in Anſehen ſeiner Rach-Luſt treflich characteriſiren und erhöhen. Das erſte Gleichniß ſtellt euch unter dem Bilde eines * dichten Waldes, die feſt wie Bäume ſtehenden Glieder und Reyhen der zahlreichen Trojaniſchen Armee deutlich vor Augen, und die Flammen, die von einem ungeſtümen Wind um und an ausgebreitet werden, daß der gantze Wald dadurch eingeäſchert wird, geben euch einen Begriff, wie groß die Hitze, wie erſchrecklich die ſchnelle Wuth des Achilles geweſen, mit welcher er das feindliche Heer angefallen, ſeine Glieder zertrennt, und mit einem blutigen Metzeln alles zu Boden geſtürzt hat. Das andere Gleichniß beſteht aus einem Bilde, das von einem angenehmen und ſtillen Geſchäft hergenommen iſt, zu erkennen zu geben, daß Achilles an dieſer blutigen Rache noch Luſt und Vergnügen gefunden habe, welches mit ſeinem Character vortrefflich übereinſtimmet. Ihr ſehet demnach, daß keines von dieſen beyden Gleichniſſen überflüſſig und müſſig da ſtehet, und keines ohne Abbruch des Nachdruckes und Verſtandes kan weggelaſſen werden.

Mit dieſen beyden Gleichniſſen wird das zwantzigſte B. beſchloſſen, das ein und zwantzigſte hat ſich kaum mit einer kurtzen Beſchreibung angefangen, wie ein Theil der flüchtigen Trojaner quer Feld-ein der Stadt zuge-

* Conf. Virgil. Georg. II. 279. ſeqq.

lauffen, und ein anderer Hauffe ſich in den Xanthus geſtürtzet, dem nachjagenden Achilles zu entrinnen, ſo giebt uns der Poet wieder zwey Gleichniſſe, welche ſehr nachdrücklich ſind, und geſchickt auf dieſes Begegniß paſſen: „Wie ein Schwarm Heuſchrecken, „ dem wüthenden Feuer zu entfliehen, auf„ flieget, ſich an einem Strohme wiederum „ niederzulaſſen, wenn das Feuer denn plötz„ lich um ſich frißt, und unermüdet brennet, „ ſie daſelbſt ſich in das Waſſer tauchen. Al„ ſo ward der rauſchende Strohm des tiefen „ Xanthus mit Pferden und Leuten angefül„ let, welche ſich vor dem nachjagenden „ Achilles zu retten, bunt über Ecke hinein „ ſtürtzeten. Dieſer göttliche Held ließ ſei„ nen Spieß daſelbſt auf dem Ufer an einem „ Weide-Stock angelehnet ſtehen, und ſprang „ hinein, wie ein Geiſt, allein mit dem De„ gen in der Hand; der Sinn trug ihn zu „ grauſamen Thaten; er ſchlug rechts und „ lincks um ſich; diejenigen, welche von ſeinem „ Eiſen getroffen worden, erhoben ein häß„ liches Wimmern; das Waſſer war roth „ von Blut. Wie die kleinen Fiſche vor dem „ ungeheuer groſſen Delphin fliehen, und ſich „ voller Schrecken in den tiefen Klüften eines „ ſichern Ports verbergen, weil er alle die„ jenigen, ſo er überkommen kan, verſchlü„ ket. Alſo ſtürtzeten ſich die Trojaner Hauf„ fenweiſe in den ungeſtümen Strohm, wo

„ſeine

„ ſeine Gruben und Hölen am tiefſten wa-
„ ren. „ Wer muß hier nicht den Reich-
thum des Poeten, und das geſchickte Eben-
maß ſeiner Bilder bewundern! So lange
Achilles noch auf dem Land fochte, und die
Trojaner in den Fluß Xanthus jagete, ver-
gleicht Homerus ihn mit dem Feuer, womit
die Heuſchrecken verſcheucht, und genöthiget
werden ins Waſſer zu ſtürtzen. Aber ſo bald
Achilles auch ſelbſt ſo wohl als die Trojaner
im Waſſer iſt, ſo vergleicht er ihn mit einem
groſſen Delphin. Die gantze Natur ſteht vor
dieſem Poeten offen, und wartet ihm auf den
Dienſt. Die tiefeſten Klüfte der Flüſſe müſ-
ſen ihm die bequemſten Bilder lehren, ſeine
Beſchreibungen damit auszuzieren. Er hat
nicht nöthig ſich mit einem ungewiſſen Su-
chen Mühe zu machen, er darf nicht in den
Himmel ſteigen ein Bild zu ſuchen, mit dem-
ſelben einen Gegenſtand, der auf Erden iſt,
herauszuſtreichen. Wo ſeine Materie ihn je-
mahls hinführt, da öffnet die Natur ihre
Schätze und trägt ihm von ſich ſelbſt die nö-
thigen Bilder an.

Im zweyten Buche, wo Homerus die griechiſchen Völcker ſich auf einem Platz verſammeln, und von ihrem Feld-Obriſten beſichtigen läßt, werden fünf Gleichniſſe nach einander geſetzet, v. 455. „ Wie wann das
„ verzehrende Feuer auf dem Gipfel eines
„ Berges einen unermeßlichen Wald ergreift,

„ und

„ und die Flamme und der Schein davon die
„ Felder weit und breit helle macht, alſo
„ warffen die eiſernen Waffen, als das groſſe
„ Heer ſich bewegte, einen Schimmer um
„ ſich, der durch die Luft biß zu den Wol-
„ ken reichete. Und wie gantze Schaaren
„ von fliegenden Vögeln, Schnee-Gänſen,
„ Kranichen oder langhalſigten Schwanen
„ über den blumenreichen Wieſen des königs-
„ lichen Aſius, und um den Fluß Cayſtrus
„ hin und wieder fliegen, mit den Flügeln
„ ein luſtiges Geklatſche machen, und ſich mit
„ groſſem Geſchrey auf die Wieſen herunter
„ laſſen, da ſich eine neben der andern ſetzet,
„ daß der Boden erſchallet; alſo kamen gan-
„ ze Schaaren Völcker aus den Schiffen
„ und Zelten hervor, und rückten Strohms-
„ weiſe auf das Feld an dem Scamander.
„ Der Boden erklang erſchrecklich unter den
„ Tritten der Soldaten und Pferde. Auf
„ der blumenreichen ſcamandriſchen Heide
„ ſtellten ſie ſich in einer unendlichen Anzahl,
„ ſo viel Blätter und Blumen daſelbſt im
„ Lentzen hervor brechen. Und wie groſſe
„ Haufen Mücken zur Frühlings-Zeit herum-
„ ſchwermen, und ſich in einem Meyerhofe
„ verſammeln, wann die Gefäſſe mit Milch
„ überflieſſen. So viele Griechen ſtuhnden
„ auf dem Felde gegen die Trojaner, und
„ dürſteten nach Blut. Und wie die Hirten
„ ihre groſſen Heerden Geiſſen, die ſich auf

„ einem

„ einem Anger zuſammen gethan haben, mit „ geringer Mühe ſondern, alſo ſonderten die „ Hauptleute dieſe Völcker auf allen Sei„ ten, und ſtellten ſie in eine geſchickte „ Schlacht-Ordnung.„ Als Homerus im Geiſt das zahlreiche griechiſche Heer auf der Wahlſtatt halten ſah, fand er vornehmlich fünf Stücke, die Anmerckungs-würdig waren: Den Schimmer der Waffen; den Anzug und die Bewegungen ſo vieler tauſend Menſchen, die ſich zum Streit rüſten; die Anzahl derſelben; ihr eiferiges Verlangen nach einer Haupt-Schlacht; endlich die gute Krieges-Zucht und den Gehorſam dieſer Truppen, welche ſich ohne Verwirrung in eine Schlacht-Ordnung ſtellen, und ſich zu ihren Obriſten verfügen, wie die Heerden zu ihren Führern ſtehen. Alle dieſe Stücke wollte er dem Leſer deutlich und abſonderlich vor Augen legen; alleine weil es quantitates relativæ ſind, Sachen, die ſich gegen andere in einem gewiſſen Verhältniß befinden, welche ſich vor ſich nicht deutlich beſtimmen und erklären laſſen, ſo hilft er ſich ſelbſt überaus wohl, indem er ein jedes Stück abſonderlich mit einem geſchickten ſichtbarn Bilde vorſtellig macht; dadurch giebt er dem Leſer Zeit, ſich mit den Gedancken dabey aufzuhalten; und da er allemahl die Aehnlichkeit ſelbſt anzeigt, welche zwiſchen dem Bild und der Sache herrſchet, drucken ſich durch dieſe

Arbeit

Arbeit des Kopfes und Wiederholung der Gedancken ſeine verſchiedenen Anmerckungen deſto tiefer in das Gemüth der Leſenden ein. Dieſemnach ſind alle dieſe Gleichniſſe in der Beſchreibung ſo vieler abſonderlicher merckwürdiger Stücke, welche er bey der griechiſchen Armee angetroffen hat, lediglich nothwendig, und können nicht wegbleiben, wann man die Sache nicht mit undeutlichen und unbeſtimmten Ausdruckungen ſeicht und obenhin erzehlen will. Gleichwie nun die milde Quelle, woraus dieſe Bilder gefloſſen ſind, verwunderſam iſt, alſo verdienet die Weißheit, womit der Poet ſie behandelt hat, unſere Verwunderung in gleich hohem Grade. Die Zeit, welche darauf geht, biß eine groſſe Schlacht-Ordnung formirt iſt, vergönnete ihm ſchon ſich auf die Gleichniſſe zu beſinnen, welche ihm am beſten dienen würden. Durch dieſen Kunſt-Griff führt er den Leſer auf die Sache ſelbſt, und macht ſich die Zeit, die ein anderer Poet hätte verfliegen laſſen, trefflich wohl zu Nutze.

In eben demſelben Buche ſtellet der Poet zwey Bilder zuſammen, die Bewegungen eines entrüſteten Volcks eigentlich zu ſchildern; v. 147. „Das verſammelte „Volck empörete ſich, wie die ungeheuren „Weſſen im Icariſchen Meere ſich auf„bäumen, wann ſie von dem Oſt-Winde

„und

„ und von dem Süd-Winde, die von den „ Wolcken des Vaters Jupiter herunter „ ſteigen, mit Ungeſtüm aufgetrieben wer- „ den, und wie zu geſchehen pflegt, wann „ Zephyrus mit heftigem und ungeſtümem „ Blaſen ein dichtes Aehren-Feld beweget, „ und die Halmen auf eine Seite zu wal- „ len nöthigt; Alſo kam die Verſammlung „ in Bewegung.„ Man muß ſich nicht einbilden, daß Homerus dieſe Bilder, von welchen eines vom Meere, und das andere vom Land hergenommen iſt, bloß in der Abſicht angebracht habe, damit er mit ſeinem Reichthum auf eine eitele Weiſe prangete, oder damit er dieſen Aufruhr deſto nachdrücklicher abbildete; er ſah weiter, und wollte zwey beſondere Umſtände und Eigenſchaften von dieſer Empörung bezeichnen. Das erſte Gleichniß ſollte ihm dienen das Geräuſche und Getümmel, womit dieſe erzörnten Truppen hin und her laufen, vorſtellig zu machen. Das andere, welches nicht ſo fürchterlich iſt, ſollte zeigen, wie dieſe unzehlbare Menge in einen gleichen Weg einſchlägt, und ſich nach einer und eben derſelben Seite neiget, wie die Aehren, die von dem Winde angefallen werden, ſich nach einerley Weiſe bewegen. Dergeſtalt laſſen ſich hier der Reichthum und die Weißheit des Poeten abermahl glücklich vereiniget ſehen.

Im

Im vierzehenden Buche finden sich drey hyperbolische Gleichnisse auf einer Stelle; v. 393. „Das Meer trat über sein Ufer her„aus und überschwemmete die Zelten und „Schiffe; beyde Heere liefen mit unglaub„lichem Geschrey auf einander an; weder „die Wellen des Meers, die durch den „grimmigen Nord-Wind aus ihrem Bette „nach dem Ufer zu geschlagen werden, brül„len so laut, noch der Brand, der sich in „dem Thal-Gelände eines Gebürges erho„ben hat, macht ein so starckes Getöse, „wenn er einen Wald abzubrennen begin„net; noch der Wind thönet so laut in den „zackigten Wipfeln der Eichbäume, wenn „er voller Grimm aus aller Macht pfeiffet.„ Alle diese Hyperbolen wollen sagen, das Geschrey und der Tumult sey unglaublich, welcher entstanden sey, als diese beyden Heere in ein Handgemenge gerathen; und sie werden niemanden zu fremde vorkommen, der bey sich ermißt, was für eine unzehlige Menge Menschen in beyden Armeen vorhanden war, und anbey nicht vergißt, daß Neptunus selbst an der Spitze des griechischen Heeres gestanden, von welchem gesagt wird, er habe so laut geschrien, als wenn neun oder zehen tausend Kriegsmänner in dem Strauß des Gefechtes die Stimme zugleich erhoben hätten. Da nun allhier zwey grosse Armeen zusammen kommen, und noch am Haupt der

einen

einen Neptunus ſteht, der allein die Stimme ſo laut erheben kan, als eine gantze Armee, ſo war nichts mehr in der Natur zu finden, welches ein Maß dieſes Geſchreys abgeben, und die Gröſſe deſſelben hätte erreichen können; zumahl der Poet alle dieſe Bilder ſchon an andern Orten gebraucht, das Maß von dem Geſchrey einer menſchlichen Armee, welche keinen Gott an der Seiten hat, dadurch anzuzeigen, und darum trägt er ſie gleichſam auf einen Hauffen zuſammen, geſtehend, daß ſie bey weitem nicht zulänglich ſeyn, einen wohlgemeſſenen Begriff von der Gröſſe des Geſchreys, das damahls erſchallete, zu erwecken. Das erſte Gleichniß iſt von dem Getöſe hergenommen, mit welchem ſich die Wellen an dem Geſtade brechen, dieſes hat er ausgeleſen, weil er bloß zuvor von dem Gott des Meeres, in deſſen Dienſt daſſelbe über das Geſtade ausgetreten war, geredet hatte. Sonſt könnte man zwiſchen dieſen dreyen Bildern einen Unterſcheid darinne antreffen, daß das erſte nur auf die Gröſſe des Geſchreys ſiehet, das andere auch die Gefahr und den Schrecken, womit das Geſchrey begleitet iſt, andeutet, und das dritte zugleich die feſte Standhaftigkeit beyder Armeen vorſtellig machet. Man faſſe demnach Homer nicht in Verdacht, daß er hier ſeinen reichen Witz ohne Nutzen verſchwendet habe. Dieſe Schuld hängt ihm

so wenig an, daß er durch seine Bestrebung in dieser Stelle nicht sein eigenes Unvermögen, sondern vielmehr die Armuth der Natur, welche ihm kein bequemes Bild an die Hand geben können, erkennen läßt.

Aus diesen Homerischen Exempeln können gescheute Leute schon klug werden, daß man in einer jeden Stelle nach der absonderlichen Natur, Beschaffenheit und Umständen derselben entscheiden müsse, in welcher Anzahl und mit welchem Masse die Gleichnisse und ähnliche Bilder mögen angebracht werden; dergestalt, daß an gewissen Orten ohne Abbruch der Harmonie und der Vollkommenheit zwey und mehr Gleichnisse nach einander gesetzt, oder zwey Bilder und mehrere können und sollen zusammen gestellt werden, welches insonderheit in dem Fall angeht, wann sie dienen zwey oder mehrere verschiedene Stücke in einer Sache zu erklären.

Ehe ich auf den andern Artickel komme, welchen ich in diesem Abschnitt abzuhandeln verheissen habe, muß ich vorher einem scharfsinnigen Französischen Kunst-Richter, der von Homers ausführlichen Gleichnissen ein ungünstiges Urtheil fällt, antworten; weil dessen erlangtes Ansehen sonst meinen Sätzen nachtheilig fallen könnte. Ich meyne den Herrn von Saint-Evremont, welcher diese Gleichnisse so viel als der Unwahrschein-

scheinlichkeit beschuldiget. Er sagt: „Ofte „rücken uns die Gleichnisse diejenigen Sa„chen, die uns am meisten gefallen, aus „den Augen, indem sie uns das eitele „Bild einer andern Sache vor das Ge„sicht bringen, dadurch wird der Geist „zur Unzeit verstreut. Ich will mit allem „Fleisse zwey Heere betrachten, welche auf „einander losbrechen wollen, und ich neh„me den Sinn eines Kriegsmanns an mich, „das Betragen, die Stellung, die Ord„nung und Verfassung der Truppen recht „in acht zu nehmen. Alleine man versetzt „mich einsmahls an das Gestade des Meers, „das von den Winden aufgeworffen wird, „und ich muß erwarten, daß man mir „eher einen Schiffbruch als zertrannte „Squadronen werde sehen lassen. Diese „weit-reichenden Gedancken, welche das „Meer in meinem Gemüthe erwecket, til„gen die andern aus. Man stellet mir „einen brennenden Berg und einen einge„äscherten Wald vor. Wie hoch gehet „nicht der Begriff von einem Brande? „Wäre ich nicht völlig Meister von mei„nem Geist, so würde man mich unver„merckt auf die Vorstellung von dem En„de der Welt führen. Von diesem so „gräßlichen Brande laßt man mich zu ei„nem erschrecklichen Schimmer von Wol„ken, die in einem Thal-Gelände ver-

„ schlossen sind, fortgehen. Und man führ-
„ ret mich so lange herum, daß ich zuletzt
„ das erste Bild, woran ich ein Gefallen
„ hatte, aus dem Gesicht verliehre, und
„ an die Schlacht nicht mehr gedencke.„
Es scheinet dieser Criticus habe hiermit auf die angeführte Stelle Homers gesehen, wo er verschiedene Gleichnisse nach einander hingesetzet hat, das Bezeigen, die Ordnung und Verfassung der Truppen genau zu beschreiben und abzubilden. In diesem Fall könnte dasjenige, was ich von der Nothwendigkeit, dem gehörigen Ebenmasse, der Deutlichkeit und Wohlständigkeit dieser Homerischen Gleichnisse schon angemercket habe, schon alleine genug seyn, diesen satyrischen Criticus zu wiederlegen. Wahrhaftig wer die Gleichniß-Bilder bezüchtigt, daß sie uns von dem wahren Gegenstand auf anderwärtige Begriffe und Gedancken abführen, und die Aufmerckſamkeit zerstreuen, der muß die Natur und das Wesen derselben gantz aus den Augen gesetzt haben. Sie entfernen zwar den Geist von der Haupt-Materie, aber zu einer Zeit da er ruhig ist, und es wohl leiden mag, und sie entfernen ihn niemahls so weit davon, daß er sie völlig aus dem Gesichte verliehre. Sie ziehen die Gedancken davon auf anderwärtige Bilder ab, aber in eben diesen fremden Bildern lassen sie uns dieselben

gleich-

gleichsam doppelt wieder finden. Oder sehen wir die Sonne nicht eben so wohl als sonst, wann wir ihr Bild in einem hellen Wasser betrachten? Es ist mit der Phantasie wie mit dem Auge, welches oft eine Sache besser in dem Schlag-Licht siehet, als wenn es dieselbe gerade zu anschauet.

Daher kan man von wohl-erfundenen und geschickt ausgeführten Gleichnissen vielmehr sagen, daß sie der Aufmerckſamkeit zu Hülfe kommen, indem sie uns eine und eben dieselbe Sache einmahl an sich selbst, und denn noch ferner in einem Bild vorstellen; dadurch sie uns nöthigen, durch eine angenehme Verweilung und Beschäftigung unsers Gemüthes die vollkommene Aehnlichkeit, so sich zwischen zweyen dem Ansehen nach gantz entfernten Dingen befindet, recht genau zu betrachten und einzusehen, wann wir mittelst Urtheils und Verstands von der auswendigen Schönheit des Bilds zu der inwendigen, welche durch jene mehr Annehmlichkeit bekömmt, durchdringen. Wann demnach der Poet eine sichtbare Vorstellung von dem Schimmer, welchen die blinckenden Waffen des griechischen Heeres von sich geworffen, machen will, so führt er euch von dieser Sache ab, und stellet euch einen Berg vor, der im Feuer steht, einen Wald, der brennet, aber er läßt euch hier nicht stehen, wiewohl ihr

nicht fürchten dörfet, daß er eure Phantasie biß zu der Vorstellung des letzten Brandes der Welt werde ausschweiffen lassen; sondern wann er euch einen lebhaften Begriff von dem Brand eines grossen Waldes auf dem Gipfel eines Berges beygebracht hat, so heißt er euch die Augen ferner auf den hellen Glantz wenden, welchen dieses entsetzliche Feuer durch den Wiederschein biß auf weit-entlegene Felder wirft, die es gantz helle macht; und da läßt er euch in dem ähnlichen Bilde den unbeschreiblichen Schimmer der polirten Waffen und Rüstungen der gantzen griechischen Armee sehen; der Glantz davon leuchtet euch gleichsam in die Augen. Da ihr noch vor kurtzem auf der Höhe eines Berges dem gräßlichen Schaugerichte einer verzehrenden Flamme, die sich durch einen gantzen Wald ausbreitet, zugesehen hattet, so befindet ihr euch jetzo schon wieder bey der Armee. Indem ihr euch da an der Schönheit und dem Glantz dieser Waffen und Harnische belustiget, weiß der Poet euch ferner durch sein künstlich ausgelesenes Bildniß die Gedancken von ihrem verderblichen und erschrecklichen Gebrauche beyzubringen, wann er euch in der Einäscherung eines Walds die Verheerung des Kriegs vorstellet, welche aber noch etwas entfernet war, gleichwie er auch von dem Spectakel,

das

das er euch im Bilde vormahlt, jetzo nur noch den Wiederschein von ferne sehen läßt.

Nunmehr lasse ich einen jeden urtheilen, ob die spitzige Critick des Hrn. von St. Evremont einigen Grund habe oder nicht. Nach meinem Begriff bleibet sie alleine in dem Fall gültig, wenn man sie von übelgewehlten und liederlich ausgeführten Gleichnissen verstehet, worinnen der Wohlstand und das deutliche Ebenmaß nicht in acht genommen worden. Denn wenn eine Rede mit dergleichen voll gestopfet ist, wird unleugbar der Vortrag dunckel werden, und die Aufmercksamkeit wird sich zerstreuen. Der Geist wird sich unter so viel fremdem und auswärtigem Zeuge verliehren, und der Haupt-Materie, welche ihn allein einnehmen sollte, vergessen. Und eben dieses ist einer von den vornehmsten Fehlern des Hrn. von Lohenstein, und es ist gewiß, daß in seinen Schriften im Punct der Gleichnisse, überhaupt zu reden, nicht so sehr der Uberfluß, als der ungereimte Gebrauch derselben, Verdruß und Eckel verursachet. Ich will dieses, den Unglaubigen zu Gefallen, mit einigen Exempeln aus dessen Rede bey Hrn. Christian von Hoffmannswaldau Leich-Begängniß ausfündig machen. Daselbst heißt es: „Alleine wir werden ge„ zwungen unserm edlen Todten mit Wahr„ heit den von Griechenland dem Timotheus

» gegebenen Preiß zuzueignen; daß er durch
» seine Tugenden seines Vaters Conon
» Ehren-Ruhm, wie die Morgen-Röthe
» die Sternen verdüstert habe. Diese Ver-
» düsterung aber löschet den Ruhm der Vor-
» eltern nicht aus. Ein Sohn, der es sei-
» nen Ahnen zuvor thut, giebet seinem Ge-
» schlechte mehr Licht, als der künstlichste
» Schatten einem Gemählde Zierrath. Hin-
» gegen schüttet ein seinem Vater unähn-
» licher Sohn den Schimmel der Vergeß-
» senheit, und den Staub der Schande
» auf die glänzenden Ehren-Bilder seiner
» tapfern Voreltern: Sich aber macht er
» zu etwas wenigern, als die After-Geburt
» der doch so grossen Cameele ist. Denn
» der Adel ist eine Nulle; wenn die
» Ziefer der Tugend dabey stehet, gilt sie
» viel, wenn sie alleine stehet, nichts.»
Ist das erste von diesen Gleichnissen dun-
kel, so ist nicht das Gleichniß selbst, son-
dern die verworrene Zusammensetzung Schuld
daran; nachdem ein anderes Gleichniß mit
demselben unterflochten ist. Das eine be-
ruhet zwischen zwo Personen, und das
andere zwischen Personen und einer Sa-
che. Diese vier verschiedene Verhältnisse
gegen einander werden so conterbunt in ein-
ander gewunden, daß man sie ohne grosse
Bemühung des Geistes nicht in die gehörige
Ordnung bringen kan. Der Redner stellt
euch erstlich vor, daß der Hr. von Hoffmanns-

waldau

waldau in einer relatiſen Abſicht einige Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Helden Timotheus habe. Hernach ſagt er euch, welches dieſe Beziehungs-Abſicht auf Timothei Seiten ſey, nehmlich, daß er den Ruhm ſeines Vaters verdunckelt habe; von welchem er euch beyläuffig lehrt, daß er mit Nahmen Conon geheiſſen; und er läßt euch gedencken, daß eben dieſes Verhältniß auch dem Verſtorbenen in Anſehung des Ruhms ſeines Vaters zukommen können; aber eh er euch dieſe relatiſe Abſicht völlig erklärt hat, und eh ihr noch ſehen könnet, welches der Preiß geweſen, den Timotheus bey den Griechen verdienet hat, und welcher auch dem Hrn. von Hoffmannswaldau gebühret, führt er euch ſchon wieder auf ein neues Gleichniß ab, wenn er euch dieſe beyden unter dem Sinnbild der Morgenröthe, und ihre beyden Väter als Sternen vorſtellet. Man darf nur die Sätze der Rede in ihre natürliche Ordnung bringen, ſo wird die Dunckelheit gleich verſchwinden. Man ſchreibe zum Ex. alſo: „Allein wir müſ„ſen der Wahrheit zu Steuer unſerm edlen „Todten den Preiß zueignen, welchen Grie„chenland ſeinem Timotheus gegeben hat, „daß er ebenfalls durch ſeine groſſen Ver„dienſte ſeines Vaters Ehren-Ruhm verdü„ſtert habe, jedoch auf gewiſſe Weiſe; ſo „wie nehmlich die anbrechende Morgenröthe „den funckelnden Glantz der Sternen dem

„ Gesicht entrückt, ohne denselben auszulö-
„ schen, also löschen diese Verdüsterungen
„ den Ruhm der Voreltern nicht aus.„ An-
jetzt ist alles gantz fliessend, und das Gleich-
niß ist schon geschickt genug die Rede zu ver-
binden und zugleich dem Aergerniß vorzu-
bauen, welches aus der ungewissen Bedeu-
tung des Worts verdüstern hätte entstehen
können. Dann hier wird ausdrücklich gemel-
det, daß diese Verdüsterung nur optice, dem
Schein nach, zu verstehen sey. Ich weiß
also nicht, was die Worte sagen wollen, mit
welchen ein neuer Criticus Deutschlands,
der einen grossen Theil dieser Lob- und Leich-
Rede untersucht hat, dieses Gleichniß ver-
werffen will, wann er sagt: „Dieses Gleich-
„ niß scheint uns auf Steltzen einher zu gehen,
„ indem es auf den Schultern zweyer grie-
„ chischen Helden steht.„ Ich kan nicht be-
greiffen, welches die figürlichen Schultern
dieser beyden griechischen Helden seyn, wel-
che Schultern in dem Gleichnisse anstatt der
Steltzen dienen. Davus sum non Oedipus.
Diese Sprache giebt Lohensteins seiner nichts
nach. Dennoch wiederholt der Criticus die-
sen Ausdruck an andern Orten mehr, als ob
er sehr wohl gerathen wäre. Sonst dörfte
uns diese Critische Stelle auf die Gedancken
verleiten, daß der Verfasser damit diejenigen
Gleichnisse habe herunter machen wollen, in
welchen die Thaten einer Person mit den phy-
sicali-

ſicaliſchen Würckungen einer Sache zuſammen gehalten werden; wie hier geſchicht, wann es heißt: Timotheus hat den Ruhm ſeines Vaters Conon verdüſtert, wie die Morgenröthe den Glantz der Sternen verdüſtert. Allein ich kan nicht glauben daß dieſes ſeine Meinung geweſen, er iſt in der critiſchen Wiſſenſchaft beſſer erfahren, als daß er ſich in ſo weit verſtoſſen könne. Nichts anders als das ſeltene Gleichniß hat ihn verführt. Daſſelbige noch weiter zu rechtfertigen, will ich eine Stelle aus des Hrn. von Beſſer königlichen Krone Friederichs des dritten anführen, welche ſich auf eben die Optiſche Anmerkung gründet, daß ein kleines Licht durch ein gröſſeres verdüſtert werde.

Iſt Friedrich Wilhelms Werck die Souverainität?
So iſt von deiner Macht die Majeſtät entſprungen.
Dort war des Hauſes Glantz wie in der Morgenröth;
Nun iſt die Sonne ſelbſt durch dich hervorgedrungen:
Nun ſteht die Herrlichkeit am hellen lichten Morgen,
Die dort im Schatten noch der Hoffnung lag verborgen.
Es ſind dreyhundert Jahr, daß dein erlauchtes Hauß
Von einem Friederich den Chur-Hut hat empfangen.
Allein du löſcheſt jetzt den alten Friedrich aus;
Nun iſt ein neuer Lauff des Hauſes angegangen:
Was jener auch gethan, wie hoch er auch geſeſſen;
Wird bey der Crone doch der Chur-Hut leicht vergeſſen.

Das andere Gleichniß, womit Lohenſtein in der ausgeſetzten Stelle den Satz, daß dieſe Verdüſterungen den Ruhm der Voreltern nicht

nicht auslöſchen, erklären will, iſt wiederum ſehr unglücklich und dunckel ausgeführt, ob es gleich an ſich ſelbſt nicht unbequem iſt, die Begriffe in ein helles Licht zu ſetzen. Eine Verbeſſerung der Stelle ſelbſt wird mir eine verdrüßliche Unterſuchung erſpahren, und dennoch zulänglich ſeyn, die Sache auszuheitern. „Alſo leſchen dieſe Verdüſterungen „den Ruhm der Voreltern nicht aus, ſon„dern ſie dienen vielmehr die Verdienſte ei„nes Hauſes zu erhöhen, gleichwie der künſt„liche Schatten in einem Gemählde das Licht „angenehm erhebet; angeſehen man die vor„treflichen Verrichtungen der Nachkinder „nicht betrachten kan, ohne zugleich an die „Verdienſte ihrer Ahnen zu gedencken.„ Der Herr von Beſſer hat in dem erwähnten Gedichte eben dieſen Satz vor Augen gehabt, und ihn mit groſſer Geſchicklichkeit in einer ſchönen Anrede an das Hauß Brandenburg ausgeführt:

Ihr Helden Brandenburgs, wofern ihr aus der Gruft,
Da ihr verſchloſſen ſeyd, auf uns zurücke ſchauet;
Zürnt nicht, daß euer Sohn, dem ſelbſt der Himel ruft,
Sein Hauß viel höher führt, als ihr vorhin gebauet:
Es iſt doch, was er thut, wie hoch er ſich mag ſetzen,
Auch für das Eurige und euern Ruhm zu ſchätzen.
Die Tugend und das Blut, ſo Ihr auf ihn gebracht,
Verbleibt ein Eigenthum, das Euch noch ſtets gehöret.
Ihr habt auch ingeſamt mit Theil an ſeiner Macht;
Weil jeder ſeiner Seits ſie nach und nach gemehret;
So werdet Ihr dann auch durch ſeinen Glantz belehnet,
Und da Er jetzt ſich krönt, auch alle mit gekrönet.

Aber

Aber was dann ferner den Schimmel der Vergeſſenheit und den Staub der Schande anbelangt, welchen ein ſeinem Vater unähnlicher Sohn auf die glänzenden Ehren-Bilder ſeiner tapfern Voreltern ſchüttet, ſo iſt dieſes eine gantz unnatürliche, verblümte Schreibart, nach Lohenſteins Geſchmack. Der Eckel, den wir davor empfinden, entſteht nicht von dem Uberfluſſe der Vergleichungen, ſondern von ihrer ungeheuren Mißgeſtalt. Er hätte ohne Ungereimtheit ſagen können: Hergegen bauet ein übel-gerathener Sohn denen Ehren-Bildern, welche die danckbare Vorwelt ſeinen Ahnen ſetzen laſſen, ſeine eigene Schmach-Säulen an die Seite und vor das Geſicht, er verdunckelt den Ruhm ſeines Geſchlechtes, wie ein auffſteigender ſchwartzer Nebel den Glantz der Sonnen. Denn es iſt unleugbar und wird durch die Erfahrung beſtätiget, (wiewohl es der vorerwähnte Criticus nicht erkennen will,) daß der Glantz und Ruhm manchen Hauſes verblichen und oft untergangen ſey, nur weil die Nachkommen aus der Art geſchlagen, und dem Geſchlechte einen ſolchen Schand-Flecken angehänget haben, daß man darüber der vorigen Verdienſte vergeſſen hat. Und wir haben dieſe Wahrheit, daß ungeſchlachte Söhne im Stande ſeyen, ihrem Hauſe einen Schand-Fleck anzukleben, und das Angedencken an die lobenswürdigen Verrichtungen ihrer Väter auszulöſchen,

nicht

nicht erſt Lohenſtein zu dancken, wie dieſer Criticus zum Spott meldet; Valerius Maximus hat in ſeinem Buche von berühmter Männer merckwürdigen Reden und Thaten eben dieſes ſchon gelehret, und mit Exempeln beſtätiget. Im dritten Buche und vierten Capitel: Quo ſæpe evenit ut & humili loco nati ad ſummam dignitatem conſurgant; & generoſiſſimarum imaginum fœtus in aliquod devoluti dedecus acceptam à majoribus lucem in tenebras convertant. Und Boileau bedienet ſich eines gar lebhaften Ausdrucks, wenn er dieſe Wahrheit lehren will.

Mais fuſſiez-vous iſſu d'Hercule en droite ligne;
Si vous ne faites voir qu'une baſſeſſe indigne;
Ce long amas d'Ayeux, que vous diſſamez tous,
Sont autant des témoins, qui parlent contre vous.
Et tout ce grand éclat de leur gloire ternie,
Ne ſert plus que de jour à voſtre ignominie.

Nach Canitzen Uberſetzung:

Hingegen haſt du gleich Beweiß genug in Händen
Daß du von Glied zu Glied ſtammſt aus Alcides Lenden;
Schlägſt aber aus der Art, ſo legt der Eltern Grab
Am erſten wider dich ein ſchlimmes Zeugniß ab;
Und ihrer Würde Glantz, den du beginnſt zu ſchwächen,
Beleuchtet deſto mehr dein ſchandliches Verbrechen.

Was endlich das Gleichniß von der After-Geburt der Cameele angehet, ſo iſt ſolches nicht allein einem dunckeln Räthſel gleich, ſondern

dern auch sehr ungeschickt, entfernt und lächerlich; und die Tiefer der Tugend samt der Nulle des Adels sind niedrige und schülerische Spiele, welche durch den milternden Zusatz des Wörtgens gleichsam, wie man vermeinen wollen, nicht gebessert würden.

Wir wollen den Eckel, den uns diese Untersuchung verursacht hat, überwinden, und uns in die Gefahr begeben, noch einmahl von Lohenstein verdrießlich gemachet zu werden. In derselben Lob-Rede treffen wir auch folgende seltsame Stelle an. „Ihn in Breß„lau unbeweglich zu machen, fanden sie kein „sicherer Band, als die Verknüpfung mit „Frau Marien Weberskyn, welche wie sie „mit ihrem Ehe-Herrn bey der so vieljährigen „Ehe zwey gegen einander gesetzte Spiegel „abgegeben, derer jeder in dem andern mehr, „als in ihm selbst ist; also nunmehr als höchst„bestürtzte Wittib, nach Eigenschaft der „Turtel-Tauben, nicht weniger ihr übriges „Leben, als ihres Ehgatten Tod beweinet; „wohl wissende, treumeinender Vermähl„ten Stern und Unstern eben so wohl, als „zweyer beysammenstehender Palm-Bäume „Wachsthum von eines jeglichen Stande „oder Falle herrühre.„ Lohenstein hat daran nicht genug, daß er ähnliche Dinge mit einander vergleiche, er treibet die Vergleichung biß auf eine Metamorphosis und Verwandlung der Gestalt; die zwey Ehe-

Ehe-Leute müſſen zween Spiegel abgeben; die betrübte Wittib muß die Eigenſchaft der Turtel-Taube beſitzen, und ſie muß wiſſen, woher das Wachsthum zweyer bey einander ſtehenden Palm-Bäume rühret. Das erſte Gleichniß-Bild zu Anfang ſtellt ein Optiſches Phänomenon vor, aber daſſelbe wird ſehr undeutlich ausgedrückt, wenn es heißt, daß von zwey gegen einander geſetzten Spiegeln jeder in dem andern mehr als in ihm ſelbſt iſt. Denn ein Spiegel iſt im andern nur dem Scheine nach durch einen Optiſchen Betrug, inmaſſen ein jeder an ſich ſelbſt etwas würckliches iſt. Nun reimet ſich dieſes gar nicht mit dem Satze, den Lohenſtein dadurch vorbilden wollen, nehmlich daß jedes von dieſen verehligten Beyden das andre höher geſchätzet, als ſich, und ſich ſelbſt alleine dem andern zum Vergnügen und Gefallen geliebet habe. Und der Grund, womit er Rechenſchaft geben will, warum die Wittib nicht alleine den Tod ihres Ehegatten, ſondern auch ihr übriges Leben beweine, iſt wahrhaftig lächerlich. Dieſes geſchicht eines Theils, weil ſie die Eigenſchaft der Turtel-Taube an ſich hat, andern Theils, weil ſie zwey Dinge weiß, das erſte, daß treumeinender Vermählten Wohl und Weh von eines jeglichen Glück oder Fall abhanget, das andere, daß gleichfalls das Wachsthum zweyer beyſammen ſtehender Palm-

Bäume

Bäume von eines jeglichen einzelnen Stande oder Falle herrühret. Wenn der Lob-Redner ſich dieſe ſeltene Wiſſenſchaft, die nach ſeiner Meinung ſo traurige Wirthen machen kan, für ſich ſelbſt behalten, und als einen eigenen Gedancken in ſeinem Nahmen eingeflicket hätte, ſo wäre dieſes entfernte und gelehrte Bild noch unrichtig genung geweſen, die Gemeinſchaft des Mitleidens unter Verehligten vorzubilden, welche Gemeinſchaft und Vereinigung enger iſt, als zwo beyſammen ſtehender Palm-Bäume, ſo enge als die Glieder an einem Leibe.

Etwas weiterhin, wo er des Verſtorbenen Anmuth und Freundlichkeit loben will, ſagt er: „Etliche Menſchen bringen das Mahl „ der Verdrüßlichkeit mit auf die Welt, wie „ Tieger Flecken, Wermuth die Bitterkeit, „ und Schleen ihre Säure. Sie vermählen ſich mit eitel Galle; daß ſie auch mit „ ihrem Liebkoſen beſchwerlich ſind.„ Er will ſagen, die Verdrüßlichkeit ſey vielen Leuten eben ſo wohl angebohren, als die Flecken dem Tieger. Aber da dieſe Flecken dem Geſicht nicht wiedrig ſind, ſo ſtecket folglich die Aehnlichkeit lediglich in dem angebohren ſeyn. Im übrigen ſind ſogeſtalte Vergleichungen, wo man etliche Gattungen Dinge erzehlt, welche unter einem allgemeinen Geſchlechte begriffen ſtehen, gar nicht ſcharfſinnig, ſelbſt

ein tummer Kopf wird dergleichen ohne Mühe hervorbringen können.

Meinen Satz, daß diese Lohensteiniſchen Stellen nicht ſo ſehr wegen der Menge Gleichniſſe als der Unrichtigkeit derſelben, Verdruß und Eckel bringen, gegen allen Zweifel zu befeſtigen, will ich dieſen Vortrag mit einer Stelle aus Opitzen Hercynia beſchlieſſen, welche aus lauter Gleichniſſen zuſammen geſetzt iſt, jedoch nichtsdeſtoweniger zierlich und deutlich iſt: „Wie die Blumen, ſo an ſich „ ſelber ſchön ſind, dennoch anmuthiger zu „ ſeyn ſcheinen, wann ſie unter einem klaren „ Waſſer herfür leuchten: alſo iſt die Blüthe „ des Gemüthes, wann ſie mit einem ſchö„ nen Leibe umhüllet iſt. So ſoll nun die „ Schönheit des Leibes nichts anders ſeyn „ als ein Fürfechter der Blüthe der Tugend, „ und als ein Herold einer gröſſern Schön„ heit weder ſie nicht iſt; als wie der Glantz „ welcher ſich dieſen Morgen von hieſigem Ge„ filde blicken ließ, ein Vorbote der güldenen „ Sonnen war. Wie ferner Pythagoras „ die Sonne für einen Gott, Anaxagoras „ für einen Stein anſahe; alſo wird die „ Schönheit anders von den Begierden, an„ ders von der Vernunft angeſchauet, wel„ che auch von dieſer innerlichen Schönheit „ allgemach zu derjenigen ſteigen lernet, die „ dem, was allenthalben iſt, ſeine Schön„ heit verliehen hat. Alsdann wiederfähret

„ uns

„ uns wie etwan Menſchen, welche ihre gantze
„ Lebenszeit in einer finſtern Hölen zugebracht,
„ und anſtatt des Lichtes nur einen Schatten
„ der Cörper und Dinge die bey uns auf Er-
„ den ſind erkieſet, dieſelben auch für die rech-
„ ten und wahrhaftigen gehalten haben.
„ Dann wie es vermuthlich iſt, wann ſie aus
„ dem Dunckeln an das klare Licht kommen
„ ſollten, daß ſie nicht allein alles was ſie zu-
„ vor geſehen, ſondern auch ſich ſelbſt als be-
„ trogene Leute verachten würden; alſo auch
„ unſere Gemüther, wann ſie der vergängli-
„ chen Schönheit entronnen, und durch die
„ Schönheit der Tugend einen Weg zu der
„ Göttlichen gefunden haben, ſo fangen ſie
„ ihren eiteln Wahn und vorige Thorheit von
„ Hertzen an zu verdammen. Wie nun ein
„ Menſch in einem Bilde die Kunſt, und nicht
„ das Bild, in einer Pflantze die Frucht,
„ und nicht die Pflantze, liebet: alſo müſſen
„ wir in einem ſchönen Frauenzimmer nicht
„ die Geſtalt, ſondern, wo ſie vorhanden iſt,
„ die Schönheit des Gemüthes, und in dem
„ Gemüthe die Schönheit deſſen, von dem
„ ſie hergerühret, erheben und hochhalten.
„ Und hergegen, wie wir den Urſprung aller
„ Schönheit über alles zu ehren ſchuldig ſind,
„ alſo ſollen wir ſeinethalben auch die Schön-
„ heit des Gemüthes, und dieſer wegen die
„ Schönheit des Leibes lieben, weil ſie ſich
„ nicht weniger zuweilen darinne blicken läßt,

„ als die edelſten Flüſſe, die, wann ſie ſich in
„ das Meer ausgieſſen, den vorigen ſüſſen
„ Geſchmack und lautere Farbe in dem ge-
„ ſalzenen Waſſer dennoch nicht bald ver-
„ lieren.„

Der neunte Abſchnitt.

Von der Neuheit der Gleichniß-Bilder.

HOmers Vortrefflichkeit, als eines Urhebers und Erfinders. Ferner in Abſicht auf die Beſchaffenheit ſeiner elenden und unwiſſenden Zeiten. Insbeſondere wegen ſeiner Wiſſenſchaft von dem Bau des menſchlichen Corpers, und der Geographie. Woher er ſeine weitläufftige Erkänntniß genommen habe. Glückſeligkeit unſrer Zeiten in Anſehen der Künſte und Wiſſenſchaften. Armuth an Erfindungen, die ſich deſſen ungeachtet in den Schrifften unſrer Poeten verſpüren läſt. Opitzen Vergleichung der Munterkeit eines Helden mit der Hurtigkeit eines jungen Pferdes. Peſel braucht daſſelbe Gleichniß von Wittekind. Original deſſelben in Homer. Königs Vergleichung Friederich Auguſts mit einem Löwen, von Opitzen entlehnt. Opitzen dreymahliger Gebrauch deſſelben in einer gleichen Abſicht. Vergleichung des erſtern mit dieſen drey letztern Gleichniſſen. Opitzen Anwendung deſſelben Gleichniß-Bildes in andern Abſichten. Vorzug der Erfindung vor der Nachahmung. Werth der Nachahmung. Wie ſie von dem gelehrten Diebſtahl unterſchieden ſey.

Wann

WAnn ich nach ungefehr dreiſſig Sæculis von dem Werth der Ilias und der Odyſſea nach dem ſchwachen Licht, welches von denſelben Zeiten noch übrig geblieben iſt, urtheilen darf, ſo muß ich ſagen, daß ich dieſe beyden Gedichte nur in dem einzigen Punct der Gleichniſſe in zweyen Abſichten vor unvergleichlich halte. Ich betrachte erſtlich den Homer als einen Original-Geiſt, der dieſe Wercke, welche zwar der erſte Verſuch in dieſer Gattung Schriften und doch zugleich das * Muſter aller andern geweſen, die ſeit der Zeit geſchrieben worden ſind, ſo wohl als ſie es auch der künftigen ſeyn werden, ohne einen Vorgänger aus ſeinem eigenen Kopfe hervorgebracht hat; und ich ſchreibe ihm in dieſer Abſicht die Erfindung aller dieſer Gleichniſſe als dem erſten Urheber vor eigen zu; daher leite ich nun einen Schluß auf den Reichthum ſeiner unbeſchränckten Wiſſenſchaft, und ſeines vortrefflichen Witzes, zwey Stücke, in welchen beyden ich unter allen ſeinen Nachfolgern ſeines gleichen ** nicht finden kan. Es kan ſeyn, daß Homer uns nur in ſeiner Entfernung von uns ſo groß ſcheinet; dieſe verbirget uns vielleicht ſeine Vorgänger, welche ihm zum Muſter mögen gedienet haben: Gleichwohl bleibet für Homer der Ruhm noch groß genug, daß er durch dieſe geſchickte Nachahmung

* Horatius A. P. v. 73.

** Quintilian. Lib. X. c. 1.

ahmung derſelben ein ſolches Original verfertigt, welches das gantze geſchickte und weiſe Alterthum bewundert, Ariſtoteles der Nachwelt zum Muſter eines vollkommenen Epiſchen Gedichtes anbefohlen, nicht anders als ob die Kunſt vor den Regeln geweſen wäre, Virgil ſo hochgeſchätzet hat, daß er ſich ſelbſt am gröſten zu ſeyn düncket, wo er es glücklich nachgeahmet hat; zumahl Homerus die Nahmen und das Gedächtniß ſeiner Vorgänger, ſo ferne er Vorgänger gehabt hat, durch den Glantz ſeiner Schriften nicht nur verdunckelt, ſondern gantz ausgelöſchet hat; wie bey Ankunft der Sonnen die Sternen verſchwinden. Doch ich gedencke hiermit nur die Möglichkeit ſolcher Dichter, welche Homer den Weg möchten gebahnt haben, einzuräumen; denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Vorgänger eine andere Würcklichkeit gehabt haben als ſolche, welche der unbeſonnene Neid ihnen gerne mittheilen wollen, und folglich iſt es eben ſo möglich, daß Homer dieſen Reichthum, welcher den Neid ſo aufrühriſch machet, ohne von Fremden was zu entlehnen, aus ſeinem Eigenthum hervorgelanget habe. Dieſes iſt zumahl deſto glaublicher, da die Erfahrung aller Zeiten zeiget, daß die Natur aus einer weiſen Sorge für die Aufnahm und Verbeſſerung der Künſte und Wiſſenſchaften von Zeit zu Zeit einige vornehme auserleſene Gemüther

gezeu-

gezeuget, und mit mehr als menſchlichen Kräften des Geiſtes ausgerüſtet hat, welche ſich mit weniger Mühe einen neuen Weg gebahnet, und was ſie zuerſt unterfangen, auch zugleich zu ſeiner gehörigen Vollkommenheit gebracht haben. Wir Deutſche dörfen nur an den Erneurer unſrer Dichtkunſt, den groſſen Opitz, gedencken, der das wahre und innere Weſen der Poeſie und Beredtſamkeit ohne Vorgänger und Lehrmeiſter unter vielen Widerwärtigkeiten zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht hat, daß es noch heut zu Tag ein groſſes Lob iſt, wenn man unter dieſer ſtarcken Anzahl Dichter von einem ſagen kan, daß er ein würdiger Lehrjünger Opitzen ſey, und deſſelben Verdienſte erkannt habe. Uberdiß verräth ſich der unvorſichtige Neid ſelbſt, wenn er Homer vorrücket, daß er ſich das Lob der Erfindung unrechtmäſſiger Weiſe habe zueignen wollen, und zu dem Ende getrachtet, das Angedencken aller andern Scribenten, welche vor ihm gelebet hatten, auszulöſchen: Denn indem er ihm die Erfindung nehmen, und den entferntern Zeiten zulegen will, bekennet er damit wider ſeinen Vorſatz, daß die Schriften, welche unter Homers Nahmen ſo vielen Ruhm erlanget haben, eine ſolche ausnehmende Schönheit und Trefflichkeit in ſich haben, daß es ſchier unbegreiflich ſey, wie der erſte Erfinder auf einmahl dieſen Grad der Vollkommenheit ſollte können erreichet haben.

Die andere Betrachtung, nach welcher ich den Reichthum und die Fruchtbarkeit dieſes vortrefflichen Geiſtes, die er in der geſchickten Anwendung einer ſo groſſen Menge Gleichniſſe gezeiget hat, unſchätzbar zu ſern finde, beziehet ſich auf die Beſchaffenheit ſeiner Zeiten. Damahls war Griechenland in viele kleine Staaten, die einander auffätzig waren, eingetheilet; einer ſtreifte auf den andern; einer ſuchte dem andern mit Raub und Verheerung Schaden zuzufügen; das Volck hatte täglich Anlaß zu Zwietracht und Empörungen, und ward dadurch immer frecher und unbändiger; Diebſtahl und Straſſen Raub waren privilegirt; die Leibes-Stärcke und eine unbeſonnene Frechheit waren die rechten Mittel, Lob und Ruhm zu erlangen; in den täglichen Handlungen und Sitten der Menſchen herrſchete eine ungezwungene Art, eine freye Grobheit ohne Verſtellung und ohne Pracht; die Könige wurden von keinem groſſen Gefolge begleitet, noch von einer anſehnlichen Leib-Wacht bedecket; die königlichen Kinder arbeiteten in den Garten mit eigener Hand, und hüteten der Heerden ihrer Väter; die Palläſte waren von Pracht entblößt, und die Tafeln weder mit Uberfluß noch mit Koſtbarkeiten beladen; Agamemnon kleidete ſich ſelbſt an, und Achilles richtete mit ſeinen eigenen

Hän-

Händen eine Mahlzeit zu, die Gesandten dieses obersten Feldherren zu bewirthen. Zu derselben Zeit steckete Griechenland noch in der tiefsten Unwissenheit, die Wissenschaften konten sich da nicht empor schwingen, wo einheimische Kriege das Land in voller Unruhe behielten, und wo weder Ordnung noch Policey Statt haben konte; die Historie war noch in ihrer Jugend, und es mangelte ihr an Erfahrung, niemand fand sich der ihr pflegete; die gantze Natur-Wissenschaft bestuhnd in einer kleinen Anzahl Anmerckungen von Veranderung der Winde und des Wetters, sie war in den engen Kreiß einiger Regeln für den Feld-Bau eingeschräncket; die Astronomie begnügte sich an der Betrachtung der Planeten und einiger andrer Sternen von der ersten Grösse; die Mathematik, welche sonst an Erfindung so reich ist, war in die Elemente der Rechenkunst und eine ungewisse Ubung von der Meßkunst eingeschlossen; die Baukunst sorgete nur für die Nothwendigkeit, nicht für die Bequemlichkeit oder die Pracht. Der vornehmste Reichthum bestuhnd in zahlreichen Heerden von grossem und kleinem Vieh, und in liegenden unbeweglichen Gütern. Daher richtete man auch alle Sorge und Arbeit vornehmlich auf die Viehzucht, auf den Garten- und den Feld-Bau. Das Frauen-

volck brachte die Zeit mit Spinnen und Weben zu. Die gewöhnlichen Ubungen der jungen Herren und der Edlen waren Jagen, Fischen, den Vögeln stellen. Daneben hielten sie viel von der Musick. Auch wußten sie sich groß mit denen damahls üblichen Kampf-Spielen. Bey aller der Einfalt, Unwissenheit und Armuth dieser rohen Zeiten finden wir dennoch im Homer eine mehr als gemeine Gelahrtheit, Reichthum und Pracht. Wenn ihr die Menge der Gleichniß-Bilder, mit welchen er die Erzehlungen und Beschreibungen in seiner Ilias und Odyssea so häuffig ausgezieret hat, mit Aufmerckſamkeit betrachtet, so könnet ihr euch über die weitläuftige Erkänntniß in allen Künsten und Wissenschaften, welche dieser vortrefliche Mann nur in diesem einzigen Theile der Wohlredenheit an den Tag leget, und damit die Armuth und Unwissenheit seiner Zeiten zu verbergen und zu überwinden gewußt hat, nicht genung verwundern; denn ihr findet da häuffige Spuhren und Kennzeichen einer feinen und gründlichen Erkenntniß in den Geheimnissen aller Künste, Handwercke, Lebens-Arten, und Wissenschaften; so gar daß einige von den alten Kunstrichtern den Homer nicht allein vor den Vater der Poeten, sondern aller menschlichen Wissenschaft gepriesen haben. Wer begierig ist, diesen Satz weitläuftig

läuftig ausgeführt zu lesen, der kan nur den dritten Artickel des critischen Versuches über die Schriften Homers nachschlagen, welcher aus der geschickten Feder des Hrn. Pope geflossen ist. Mir genügt vor dißmahl diesen wohlverdienten Ruhm des griechischen Poeten nur in zweyen Stücken an das Licht zu setzen.

Eines ist seine grosse Wissenschaft in Absehen auf den Bau des menschlichen Cörpers, er giebt dieselbe in der so verschiedentlich ändernden Verwundung seiner streitenden Helden auf das deutlichste zu erkennen, gestalt die geschicktesten Lehrer der Anatomie gestehen müssen, daß er sich in seinen Beschreibungen der Wunden, die doch an Menge und Verschiedenheit überaus zahlreich sind, niemahls betrogen habe, ungeachtet auch, daß er dieselben nicht wie andere Poeten gethan, nur an dem Haupt oder an der Brust verwunden läßt; in so weit, daß man ihm vorgeworffen, er habe seine Helden nur allzu gelehrt verwundet, dabey aber auch das Lob hinzugethan hat, daß er eine Chirurgische Verrichtung eben so geschickt angreiffe, als der erfahrenste Wund-Artzt.

Das zweyte Stück, womit ich den Ruhm seiner weitläuftigen Wissenschaft zu befestigen gedencke, ist die Geographie. Wie genau und eigentlich beschreibet er die Nahmen

men und die Lage der Städte, der Berge, der Felder und Ebenen; den Lauf und die Art der Flüsse; die Weite und die Gräntzen der Reiche, die Natur und Beschaffenheit eines jeden Landes! Und dieses so geschickt, daß Strabo, einer von den berühmtesten Erd-Beschreibern des Alterthums, nicht allein sein Werck mit dem Lob dieses Poeten anhebet, sondern auch aufrichtig entdecket, daß er die meisten Nachrichten von der Natur der Länder in Absicht auf die Pflantzen, die Thiere, die Gewohnheiten und die Lebens-Arten der Völcker nur Homer zu dancken habe; daher er sich durch das gantze Werck auf dessen Ansehen beruffet, zumahl er beglaubt zu seyn sich mercken läßt, daß diese Wissenschaft sich bey demselben eben so weit erstrecket habe, als die Gräntzen des damahls bekannten Erdbodens. Ein klarer Beweißthum, wie gründlich der Poet die geographische Wissenschaft besessen, ist die Verkommniß, welche die griechischen Staaten unter einander getroffen hatten, daß die Gräntz-Streite nach Homers Anzeigungen sollten erörtert werden. Der oben erwehnte Strabo erkennt auch in dem achten B. ausdrücklich, daß Homer kein Beywort von einem Land, oder einer Stadt gebraucht habe, welches nicht die Beschaffenheit und Natur desselben deutlich und nachdrücklich anzeige.

Ist man begierig zu wissen, wo der Poet diese weitläuftige Wissenschaft, welche er in seinen Gedichten mit einer geschickten Freygebigkeit ausspendet, gesammelt habe, so kan ich dißfalls berichten, daß dieses die Frucht seiner weitläuftigen Reisen, und also der eigenen Erfahrung sey. Denn seine unersättliche Wissens-Begierde hatte ihn durch gantz Griechenland, das kleinere Asien, Egypten, als den Sitz und Wohnplatz der Weißheit, ja, wie es scheinet, biß in Lybien, Thracien, und die glückseligen Inseln geführet. Seine durch unbeschreibliche Mühe, lernens-begieriges Nachfragen, und aufmercksame Erfahrung gesammelte Wissenschaft wußte er sich hernach in seinen berühmten Schriften trefflich zu Nutze zu machen. Derselben haben wir diese reiche Materie von so tausendfältig ändernden wahren und symbolischen Bildern und Gemählden zu dancken. Nachmahls konnte er Opferungen nach denjenigen schildern, welche er in Colien gesehen hatte, und in denen Bunds-Beschwerungen, von welchen er zu reden hatte, die Cerimonien von Lacedämon anbringen. Was er in dem Icarischen Meer des Getöses halber wahrgenommen hatte, wenn die Wellen sich an der grossen Anzahl Inseln in demselben brechen, gab ihm Anlaß das Getöse und Getümmel in einer versammelten Gemeinde damit zu vergleichen. Weil er an dem Gestade des Caysters eine unzeh-

unzehlige Menge Schwanen gesehen hatte, verglich er die zahlreiche Armee der Griechen mit derselben. Er hatte in dem Eiland Cyrene oder in Cypern angemercket, daß die Einwohner daselbst grosse Holtzstösse in ihren Feldern anzündeten, worauf die Froschen vor dem Feuer flohen, und sich in das Meer stürzeten; daher stellete er unter diesem Bild den Achilles vor, wie er die Trojaner hitzig verfolget, und sie nöthiget, sich in den Scamander zu stürtzen. Kurtz, seine Einbildung, mit allem dem, was er hier und dar gesehen hatte, ausgezieret und bereichert, gab ihm zu seinen Wercken eine unendliche Menge Vorstellungen und Gemählde hervor, welche desto angenehmer liessen, je seltsamer und neuer sie waren.

Wenn wir jetzo in einem Gegensatz eines Theils die heutigen glückseligen Zeiten in Absicht auf die Gelahrtheit, die Künste und Wissenschaften, mit den Zeiten Homers; andern Theils die Schriften dieses Poeten mit den Wercken der neuern und heutigen Dichter nur in dem einigen Stück der symbolischen Gleichnisse mit einander vergleichen, so giebt dieser Gegensatz der Vortreflichkeit des Poeten einen neuen Glantz und Zusatz, und entdecket uns gleichsam im Wiederschein die Armuth an Erfindung bey den heutigen Poeten.

Die Künste und Wissenschaften sind durch den Fleiß der Menschen auf das höchste gestiegen;

ſtiegen; die Hiſtorie hat beynahe drey tauſend Jahre mehr, als ſie zu Homers Zeiten gehabt hatte; wie unzehlig viele neue Begebenheiten und Fälle des Schickſals hat ſie in dieſem andern Halbtheil ihres Alters auf ihre Regiſter zuſammentragen können! Eine Helfte des Erdbodens, die eben ſo geraum iſt, als die einzige zuvor bekandte geweſen, und in welcher neue Arten Geſchöpfe, neue Völker, an Gewohnheiten und Sitten gantz verändert vorkommen, ward uns erſt in dieſen ſpäthern Zeiten aufgeſchloſſen; der gemeine Handel und Wandel zwiſchen dem menſchlichen Geſchlecht iſt durch die verbeſſerte Schiffahrt nun mehr vollkommen hergeſtellet; eine kleine Nadel führet uns als der richtigſte Wegweiſer durch einen neuen Weg über die einöde See in die entfernteſten Welt-Gegenden; die Welt iſt jetzo unendlich weiter, als ſie ehmahls war, und wir ſehen alles in einer andern Ordnung, und mit andern Augen an; die feſten und criſtallenen Himmel, vormahls die ewige Wohnung einer Menge vergötterter Hirn-Geburten, ſind jetzo nichts weiters, als ein unermeßlicher und rinnender Raum, in welchem tauſend neue Welten, die eben ſo wohl als unſere Erde bevölkert ſeyn können, herum ſchwimmen; dieſelbe Sonne leuchtet uns zwar noch, die ehmahls leuchtete, aber wir haben ihr einen

nen

nen andern Lauf angewiesen; statt daß sie vormahls in das Meer zu schlaffen eilete, gehet sie jetzo einer andern Welt den Tag zu bringen; die Erde, die vordessen in der Einbildung der Leute unbeweglich stuhnd, dreht sich heutiges Tages in unserer Einbildung, und nichts kömmt ihr an Schnelligkeit der Bewegung gleich. Ein kleines holgeschliffenes Glaß machet uns mit den himmlischen Cörpern so bekannt, und führet sie so nahe zu uns herzu, daß wir ihre unendliche Anzahl, Ordnung, Verschiedenheit, Grösse, Bewegung, auf das genaueste abmessen können. Ein anderst geschliffenes Glaß hat uns in dem kleinsten Theile der Materie eine neue Welt voll Thiere entdecket, welche sich zuvor den Augen der Menschen gäntzlich entzogen gehabt hatte; ja der menschliche Verstand ist in seinen Nachgrübelungen so tief durchgedrungen, daß er sich viele tausend neue Welten von möglichen und wahrscheinlichen Dingen vorstellen kan. Kommen wir nun auf die Künste, so werden wir gleichfalls finden, daß dieselben sich unendlich verändert, vermehrt und verbessert haben. Die gantze Krieges-Kunst, welche Homer den gröstẽ Reichthum von Materie eröffnet hat, hat in ihrer gantzen Verfassung eine gantz neue und weit erschrecklichere Art bekommen:

Wir

. . . . . Wir haben in die Schlacht
Den Donner selbst gebolt, und etwas aufgebracht,
Das Glut und Eisen speyt, für dem die Mauren fallen,
Die Thürme Sprünge thun, Gebürg und Thal erschallen,
Die wilde See erschrickt. . . . . .

Und wer wollte alle die neuen Erfindungen, welche die fruchtbaren Künste, die Mechanick, die Statick, die Architectur, und andere zum Dienst und Nutzen, wie auch zum Ergetzen und Ruhm des menschlichen Geschlechtes seit mehr als zweytausend Jahren ausgesonnen haben, erzehlen können? Zu diesem allen kömmt noch, daß uns der Weg, zu einer gründlichen Erkenntniß aller Dinge zu gelangen, mittelst der so kunstreichen und zur Ausbreitung der Wissenschaften so bequemen Buchdrucker-Kunst, in Vergleichung mit denen Hindernissen, welche Homer hat übersteigen müssen, unendlich ist erleichtert und verkürtzet worden. Dieselbe machet, daß wir jetzo ohne Gefahr, ohne Kosten, in kurtzer Zeit, und auf einer Stelle, mit andern, beydes der Zeit und des Ortes halber, von uns entlegensten Völckern der Erden Bekanntschaft machen, die Geheimnisse der Wissenschaften und Künste in dem Grund erforschen, und unsere Erfahrung schier ohne Ende erweitern können.

Nichtsdestoweniger müssen wir bekennen, daß unsere heutigen Dichter und Redner, ungeachtet aller dieser vielfältigen und würck-

lichen Vortheile an Erfindung gantz arm und erschöpfet seyn. Wenn ihr ihre Schriften in Absicht auf die poetischen Verzierungen mit Aufmercksamkeit durchgehet, so werdet ihr nur selten etwas darinnen antreffen, was Homer bey dem Licht seiner mühesamen Erkenntniß nicht eben so wohl hätte sagen können, und auch würcklich vor ihnen gesagt hat, so wenig wissen sie sich die Vortheile, mit welchen sie seinen Ruhm übertreffen könnten, zu Nutze zu machen. Ein grosser Theil derselben, verspührend, daß ihr Gehirn an eigener Wissenschaft und Original-Bildern leer ist, siehet sich gemüssigt, wenn sie nicht stumm seyn wollen, ihre Schriften mit geborgten und entwendeten Bildern auszuzieren. Diese Leute suchen den Ruhm alleine in der knechtischen Nachahmung des grossen Poeten des Alterthums, und vergessen gar darüber der Religion, der Sitten, der Gebräuche und der Lebens-Art ihrer eigenen Zeiten. Der Hr. von S. Evremont hat seine Gedancken von den Gedichten der Alten mit einer Betrachtung geendigt, in welcher er eben dieses ungeschickte Verfahren der heutigen Dichter ernstlich bestraffet: „Man muß den Fall unserer Hel„den-Gedichte, sagt er, der knechtischen und „allzu gekünstelten Nachahmung zuschreiben. „Unsere Poeten hatten den Muth nicht, die „heidnischen Götter auszumustern, noch die

„Geschick-

„ Geschicklichkeit die Sachen wohl anzu-
„ bringen, welche ihnen unsere eigene
„ Religion mittheilen konnte. Da sie an
„ dem Geschmack des Alterthums hangen,
„ und an unsere Meinungen gebunden sind,
„ geben sie unsern Engeln die Gestalt und
„ die Mine des Mercur, und unsern Wun-
„ derwercken den Schein der wunderlichen
„ Fabeln der Alten. Diese Vermischung
„ des uralten und des heutigen ist ihnen
„ sehr übel gerathen; und man kan sagen,
„ daß sie weder die mythologischen Erdich-
„ tungen der Alten sich zu Nutze zu ma-
„ chen, noch unsere heiligen Wahrheiten
„ wohl anzuwenden gewußt haben. „ Und
in einem Schreiben an den Marschall de
Crequi sagt er eben so geschickt: „ Man
„ gebe alten Gedancken ein Aussehen wie man
„ will, so wird man doch einer Poesie bald
„ überdrüssig werden, welche allezeit mit
„ den Vergleichungen der Morgenröthe,
„ der Sonne, des Mondes und der
„ Sternen wieder aufgezogen kömmt.
„ Unsere Beschreibungen eines windstillen
„ und eines ungestümen Meers, stellen uns
„ nichts vor Augen, was die Alten in ih-
„ ren Beschreibungen davon nicht viel bes-
„ ser vorgestellet haben. Wir bringen heut
„ zu Tag nicht nur einerley Ideen und Bil-
„ der, auch die Ausdrückungen und die Rei-
„ men sind einerley. „ Und damit ich seine

eigene Worte in ſeiner Sprache beybehalte, weil ſie ſich nicht überſetzen laſſen: Je ne trouve jamais le Chant des *oiſeaux*, que je ne me prepare au bruit des *ruiſſeaux*; les *Bergeres* ſont toûjours couchées ſur des *fougeres*; & on void moins les *Boccages* ſans les *ombrages* dans nos vers, qu'au veritable lieu, où ils ſont. Nun iſt es unmöglich, ſchlieſſet er, daß dieſes nicht zuletzt Eckel gebähre.

Da Homer bey dem ſchwachen Licht der Erkenntniß ſeiner Zeiten die Geſchicklichkeit gehabt hat, ſo vortreffliche Wercke hervorzubringen, ſo müſſen wir billig ſchlieſſen, daß er nach ſeinem ungemeinen Geiſt ſeine Gemählde ungleich mehr würde abgeändert, und ſich ſelber weit übertroffen haben, wenn er alle die Vortheile hätte haben können, welche unſere Zeit-Umſtände den heutigen Scribenten umſonſt zugetheilet haben. Hingegen klagen die neuern Dichter ohne Urſache, daß Homer alle Quellen der Wohlredenheit erſchöpfet, und ihnen nichts als das Lob der Nachahmung überlaſſen habe; denn da ſie bey der groſſen durch das Aufnehmen der Wiſſenſchaften erfolgeten Veränderung der Religion, der Natur, der Sitten und Gewohnheiten an Erfindung gantz unfruchtbar, und mitten in dieſem neuen Licht faſt blind ſind, wie geringe würde fürwahr ihre Erkenntniß, und wie kahl ihre Schriften bey dem düſtern Schimmer der Homeriſchen Zeiten geblieben ſeyn!

seyn! Ich habe die Gedult gehabt, alle Gleichniß-Bilder, welche sich in beyden Gedichten, der Ilias und der Odyssea befinden, unter gewissen Titeln zusammenzutragen, und mich dadurch in den Stand gesetzet, nicht allein von ihrer Art, Menge und Verschiedenheit gründlich zu urtheilen, sondern auch die Stellen anzuzeigen, von welchen die neuern Scribenten ihre Bilder, mit welchen sie doch als mit ihrem Eigenthum prangen, gewaltthätiger Weise heruntergerissen; Ich habe ferner in einer nähern Untersuchung der Schriften unserer heutigen Poeten, als des Opitzen, von Besser, Königs, Günthers, Postels, Amthors und anderer, mittelst dieses Inventarii wahrgenommen, daß ihre angebrachten ausführlichen Gleichnissen und Bilder meistentheils nur Copien derer Originalien in dem grossen Homer sind; welche nach den verschiedenen Graden der Fähigkeit dieser Dichter besser oder schlimmer gerathen sind; und weil ich nicht gerne was ohne Beweiß vorbringe, will ich auch hiervon einige Proben vor Augen legen.

Opitz vergleichet die furchtlose Munterkeit eines jungen Helden mit der Hurtigkeit eines frischen jungen Pferdes, in dem ersten Buch der poetischen Wälder, wo er von dem Burggrafen zu Dohna sagt:

Dem du biſt nun gefolgt, als wie ein junges Pferd,
Von adelicher Schlacht, das bald hinaus begehrt
In friſche freye Luft, will nicht beſchloſſen liegen,
Springt, wiegert, ſchnaubt und ſchäumt, laßt ſeine Haare fliegen
Um beyde Schultern her, und zeigt ſchon damahls an
Wie ſchnell es werde ſeyn, wann ihm die Ritterbahn
Wird ſollen nach der Zeit den Danck im Rennen geben,
Man ſahe nicht um dich die faule Wolluſt ſchweben.

Dieſes Gleichniß erhebet das Lob dieſes jungen Helden ungemein, welcher ſchon in ſeiner erſten Jugend Kennzeichen von ſeinem hohen Geiſt und Muth, der ſich in keinen Schrancken konnte bepfählen laſſen, von ſich gegeben. Der Poet verweilet ſich nicht die Aehnlichkeiten, die ſich zwiſchen beyden befinden, mit einer pedantiſchen Sorgfalt gegen einander zu ſetzen, ſondern er begreiffet die gantze Apodoſin in der erſten Zeile, und bildet dann die abſonderlichen Zeichen von der Munterkeit des Pferdes in der Ausführung ſo geſchickt und deutlich aus, daß der Leſer die Aehnlichkeit leicht mercken kan, und dadurch bekommt das Gleichniß einen groſſen Nachdruck. Günther hat daſſelbe mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit angewendet, den unbeſchränckten Sinn eines feurigen Geiſtes vorzubilden:

Du eileſt über dich, du weiterſt deinen Willen,
Und breiteſt Sinn u. Ruhm; So machts ein edles Pferd
So bald ſein Herr von ihm den erſten Rang begehrt,
Es

Es ſchäumt, es breñt, es ſchnaubt, erinnert ſelbſt den Zügel,
Loßt alles hinter ſich, erhält vom Lobe Flügel,
Und eilt, und drahtt, und rennt, biß es das Ziel erreicht:
So ſchleunig wächſt die Saat, ſie ſchoßt, ſie blühtt, ſie bleicht,
Und füllt die Scheuren an: Dein Fleiß hält jetzund Ernde
Und macht die Hofnung voll. - - - - - -

Der Poet führet hier dieſe Vergleichung ſo geſchickt ein, daß es läßt, als wann er ein gleiches Exempel von einer eilfertigen Hitze vorbringen wollte: **So machts ein edles Pferd.** Und er bildet daſſelbe hernach ſo lebhaft, daß er den Leſern ohne Furcht überlaſſen kan, ihren Geiſt in Vergleichung der Aehnlichkeiten zu beſchäftigen. Aber das angehengte Gleichniß von der frühzeitigen Saat iſt nicht ſo gar richtig, und daher einigermaſſen dunckel und ſchwach. Die Zeitigung der Saat rühret zwar von einem innerlichen Trieb, aber ohne ſichtbare Bewegung. Alſo hat auch Poſtel die Hitze Wittekindes in den Streit zu gehen, mit der Hitze eines Pferdes nicht ungeſchickt verglichen:

- - - - - - - - Allein bey Wittekind
Ward ſolch ein Feuer reg', als ſich im Geiſt entſpinnt,
Wann ein Arabiſch Hengſt die ſchallenden Poſaunen
Im Kriegs-Getümmel hört, den jeder mit Erſtaunen
Sieht wie er ſchäumt u. ſtampft, u. mit Verwundern ſpürt
Wie ſeine Naſe Dampf, das Auge Flammen führt.
Nicht anders ward mein Herr durch dieſes Wort bewegt.

Das Gleichniß iſt an ſich ſelbſt wohl gegeben, und der Sache gemäß, aber die eingeſchobenen Anmerckungen, den jeder mit Erſtaunen ſiehet, und mit Verwundern ſpühret, ſind ein Flickwerck, das dem Nachdruck und der Deutlichkeit viel Abbruch thut. Wozu dienet es, daß der Poet uns berichtet, was für eine Würckung die Sache, die er beſchreiben will, auf die Zuſchauer gethan habe? Wir haben lieber, daß er uns dieſelbe ſo lebhaft vor Augen mahle, daß uns ſeine geſchickte Vorſtellung in eben daſſelbe Erſtaunen und Verwundern ſetze, in welche die Sache ſelbſt die würcklichen Zuſeher geſetzet hatte.

Alleine alle dieſe Gleichniſſen haben ihr Original, aus welchem ſie nach der verſchiedenen Abſicht der Poeten ein wenig geändert worden, bey Homer im ſechsten B. der Ilias v. 506. und mit denſelben Worten im fünfzehenden B. v. 263. Wir finden es auch in dem eilften B. der Eneas, wo es Virgil v. 492. alſo überſetzet hat:

Cingitur ipſe furens certatim in prœlia Turnus:
Exultatque animis, & ſpe jam præcipit hoſtem.
Qualis, ubi abruptis fugit præſepia vinclis
Tandem liber equus, campoque potitus aperto,
Aut ille in paſtus armentaque tendit equarum
Aut aſſuetus aquæ perfundi flumine noto
Emicat, arrectisque fremit cervicibus alte
Luxurians: luduntque jubæ per colla, per armos.

Conſt

Sonſt wird das Gleichniß-Bild von einem Pferde von Homer nur ſelten gebrauchet, hingegen iſt nichts gewöhnlicher, als daß er ſeine Helden mit Löwen vergleichet. Ich finde auch, daß unſere deutſchen Poeten dieſes Gleichniß-Bild öfters nachgebildet haben.

Der Hr. König ſchreibet in dem Helden-Lob Friederich Auguſts:

Denn wie ein junger Löw, der allbereit verſpühret,
Daß ſich ſein Nacken ſchon mit krauſen Locken ziert,
Und daß ihn die Natur bewaffnet mit den Klauen,
Nicht ſonder Eckel mehr der Mutter Neſt kan ſchauen;
Er eilet auf die Jagd, wo er was finden kan,
Und ſpornt ſich ſelber ſtets zu hohen Thaten an.
Dehnt ſeine Nerven aus, wetzt ſeine junge Zähne,
Irrt voller Muth herein, ſträubt, ſchüttelt ſeine Mähne,
Und kehret eher nicht nach ſeinem Lager um,
Biß er ſich ſelbſt bekrönt durch Beute Sieg und Ruhm.
So ſchien auch dir dein Land ſchon in noch früher Jugend
Wie groß es war, zu eng zum Schauplatz deiner Tugend.

So bequem dieſes Gleichniß an ſich ſelbſt iſt, die Abſicht des Poeten auf das Lob ſeines Helden, der ſchon in der frühen Jugend ſeinen angebohrnen tapfern Muth gezeiget hat, zu erhöhen, ſo kan ich doch die Erfindung nicht dem Witz des Poeten, noch die glückliche Wahl ſeinem Urtheil zuſchreiben, weil mir nicht verborgen iſt, daß er beydes von Opitz entlehnet hat, welcher dieſes Gleichniß-Bild an drey unterſchiedenen

Orten in eben derſelbigen Abſicht angewendet hat; als in dem Lobgedicht an den König Ladisla:

. . . . . Dein Sinn iſt Himmel-weit
Und denckt nicht einmahl nach in was Gefahr er rennet;
Alſo ein kühner Löw, indem ſein Hertze brennet
Für Gunſt zu ſeiner Zucht, der ſorget ſtets und wacht,
Schleicht über allen Froſt und Schnee bey ſtiller Nacht:
Sein Haar iſt ihm bereift, es hangen an den Obren
Die Zapfen von Criſtall, die Klauen ſind befroren,
Noch ſchaut er keine Müh' und Laſt des Wetters an,
Damit er nur vergnügt nach Hauſe kommen kan.

Und in dem Lobgedichte Hertzog Ulrichs:

. . . . . Du biſt bald ausgebrochen
Als wie ein junger Löw, im Fall der ſeine Knochen
Im Maule, ſeine Mahn auf beyden Schultern merckt,
Und alle Viere ſieht mit Klauen ausgeſtärckt;
Dann will er weiter nicht in ſeiner Höle bleiben,
Jagt auf was würdig iſt an das er ſich mag reiben,
Dem dringt er auf den Leib, erweiſet ſeine Schlacht,
Hat ſeines gleichen lieb, ꝛc. . . . . .

Und im erſten Buch der P. W. an den Burggrafen von Dohna:

. . . . . Drum biſt du ausgeriſſen,
Als wie ein junger Löw, im Fall er an den Füſſen
Die Klauen wachſen ſieht, und um den Halß die Mähn,
Die Zähn im Maule merckt; er will nun ferner gehn
Aus ſeiner Hölen Loch, in der er iſt erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewohl er käumerlich erſt jetzt hat ausgekielt,
Und noch der Nord-Wind nicht, mit ſeinen Federn ſpielt:

Er

Er macht ſich in die Luft, und ſchwingt mit freyem Zügel
Biß zum Gewölcke hin die wenig ſtarcken Flügel;
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So ſtürtzet er herab und ſetzt den Enten nach,
Die greſſen Schreckens voll ſich für ihm untertauchen.

Wenn wir nun die Copie mit dieſen Originalen vergleichen, ſo werden wir einen mercklichen Unterſcheid zwiſchen denſelben wahrnehmen. Beyde bilden die Waffen, mit welchen die Natur den Muth des Löwen verſehen hat; aber Hr. König hat die Zähne weggelaſſen; und dieſen Mangel hernach in der weitern Ausführung des Gleichniſſes in der ſiebenden Zeile erſetzen wollen, weil er ſeine junge Zähne; wo aber das Beywort den Begriff von der Stärcke dieſer Waffen mercklich verringert, auch durchaus überflüſſig iſt, indem euch die vorhergehende Beſchreibung genung zeiget, daß die Rede von einem jungen Löwen lautet, der keine alte Zähne weiſen kan. Opitz ſagt ohne Beywort weit nachdrücklicher: Im Fall er die Zähne im Maule mercket. Und er giebt es noch ſtärcker, wenn er ſie in dem zweyten Gleichniß Knochen nennet. Auch iſt Opitz weit glücklicher als König, die frühzeitige Hitze und Eilfertigkeit des Löwen, ſeine Waffen zu gebrauchen, vorzubilden. Dieſer ſchwächet den Begriff und verzögert die Eilfertigkeit durch die Einſchiebung der Beywörter allbereit, ſchon, und durch die eingeſtickte unnöthige Anmerckung,

daß

daß er dieſe Waffen von der Natur empfangen habe. Zudem hält die matte und langſame Wort-Verbindung, er verſpührt, daß ſich ſein Nacken ziert, daß die Natur ihn bewaffnet, die eilfertige Hitze noch mehr zurücke, da ſie Opitz hingegen durch die Art ſeiner Wortfügung, nicht wenig befördert, im Fall, (beſſer ſo bald) er ſeine Knochen, ſeine Mahn, ſieht, und merckt. Im übrigen hat König daſſelbe Gleichniß noch weiter als Opitz ausgeführt, und in dieſer Ausführung mehr Kraft nnd Nachdruck erwieſen. Eh ich aber dieſes Gleichniß fahren laſſe, muß ich noch eine Anmerckung hinzufügen, welche nicht das Gleichniß ſelbſt, ſondern die Verknüpfung deſſelben mit dem vorhergehenden anſiehet. Das Gleichniß wird von König mit einem Denn eingeführet, und ſoll beweiſen, daß ſein Held, der unter dem Bild eines Löwen vorgeſtellet wird, den Ruhm ſeiner Voreltern durch rühmliche und treffliche Thaten vermehret, und keine Gefahr, Mühe und Arbeit geſchohen habe: alleine dieſes wird in dem vorhergehenden gar dunckel und verworren ausgedrücket.

Du biſt ein würdiger Nachfolger deiner Ahnen,
Ein Mehrer ihres Ruhms und ihrer Sieges-Fahnen.

Dieſes iſt noch deutlich genung, aber was in den folgenden Zeilen ſteht, iſt ziemlich matt, und fällt ziemlich tief:

Der

Der ſeiner Väter Blut durch eine ſchlechte That
Und niedertrachtig Hertz niemahl verläugnet hat.

Zumahl die erſte Zeile, in welcher behauptet wird, daß er ein würdiger Nachfolger ſeiner Ahnen ſey, das Gegentheil, welches in dieſen zwo Zeilen enthalten iſt, ſchon ausſchlieſſet, und die zweyte Zeile, die ihn zum Mehrer des Ruhmes ſeiner Ahnen aufwirfft, und ihn zum Theil noch über dieſelben erhebet, läßt euch nicht erwarten, daß der Poet wieder darauf fallen und ſagen werde, daß er ſich des Ruhmes ſeiner Ahnen nicht unwürdig gemachet habe. Und was in den zwo nachfolgenden Zeilen noch hinzugeſetzet wird, iſt zwar dem Verſtand nach richtig, aber allzu figürlich und dunckel, und hätte alſo vielmehr einer Erläuterung, als eines Beweiſes, vonnöthen:

Und als ein muntres Pferd, das ſeinen Lauf vollſtrecket,
Mit edlem Staube ſich ſelbſt hundertmahl bedecket.

Sonſt hat Opitz das Bild eines Löwen in ſeinen Schriften noch zum zweyten mahl in gantz anderer Abſicht angewandt. In dem dritten Buche der P. W. wo er den wüthenden Schmertzen eines Vaters über den Tod ſeines geliebteſten Kindes beſchreiben will, iſt er befliſſen die Gröſſe deſſelben in ihrem rechten Licht vorzuſtellen, und vergleichet ihn daher mit der Wuth eines Löwen, welchem ſeine Zucht geraubet worden:

Als wie ein edler Löwe
Sich mit gerechter Reue,
Sehnt nach der jungen Zucht,
Die man ihm aufgefangen,
Indem er iſt gegangen
Und Eſſen hat geſucht;
Sein' Augen ſteh'n voll Thränen,
Der Schaum läuft von den Zähnen,
Die Mähne ſteigt empor;
Er ſucht, er ruft, er brüllet,
Daß Libyen erſchüllet,
Und ſich entſetzt davor.
So rühren ſich die Schmertzen
In euerm Vater-Hertzen, ꝛc.

Und in dem vierten B. der Troſt-Gedichte ſtellet er den Löwen in der Parabel gleichſam zum Exempel der Standhaftigkeit in der gröſten Gefahr vor:

Wie wann der ſtarcke Löw im Felde wird beſchloſſen
Von Jägern, oder auch an ſeinem Leib geſchoſſen,
Dann rührt er erſt den Schwantz, die Urſach ſeiner Macht,
Iſt ſtärcker als zuvor, ergrimmet und erwacht,
Sein beiſſer Rachen ſchäumt, die Augen ſind voll Flammen,
Die Mahne ſteht empor, ſein Muth könt gantz zuſammen;
Wie ſehr man ihn beſcheußt, wie ſehr man zu ihm ſticht,
Von allen Seiten her, ſo giebt er doch ſich nicht:
So laſſet uns auch thun. . . . . .

Ich will dem Leſer überlaſſen die Original-Stellen von dieſen Vergleichungen nachzuſehen, und gegen den Opitziſchen Nachahmungen oder vielmehr Uberſetzungen zu halten.

Er

Er wird sie in dem dreyzehenden B. der Ilias v. 471. und in dem ein und zwantzigsten derselben v. 573. finden können; auch Virgil hat sie in dem zwölften B. der Eneis v. 4. vor Augen gehabt.

Ich war erstlich gesonnen, die Armuth an Erfindung, welche sich bey unsern Poeten in dem Punct der ausführlichen Vergleichungen eräuget, durch mehrere Exempel vor Augen zu legen, ich hatte zu diesem Ende schon ein gantzes Register dergleichen bereit, wo die Stellen in Homer, von welchen jede war entlehnet worden, angezeiget wurden. Mich dauchte, daß sie eine solche Beschämung wohl verdieneten. Der Gedancken-Diebstahl ist mit eben so viel Ungerechtigkeit begleitet, als der Raub von Geld und Gut. Und ein Fallit in der Beredtsamkeit, der mehr von andern entlehnet hat, als sein angebohrnes und erworbenes Eigenthum beträgt, ist eben so wohl werth, daß er öffentlich verruffet werde, als einer, der seine Schuldglaubiger um ihre Anleihungen betrogen hat. Alleine da ich mich erinnerte, daß ich mir in diesem gantzen Werckgen vielmehr vorgesetzet hätte, zu unterrichten und zu erbauen, als zu schande zu machen, habe ich meine Gedancken geändert, und will den Poeten meiner Nation mit einer solchen Straffe einer öffentlichen Beschämung verschonen. Ich trage dabey das gute Zutrauen zu ihnen, daß sie sich künftighin ein

Beden-

Bedencken machen werden, dem Homer so offenbar seinen Schmuck zu entwenden, und mit demselben, als mit ihrem eigenen zu prangen. Die Hoffnung nehret mich, daß das ansehnliche Exempel dieses Poeten vielmehr einen fruchtbarn Ruhm-Eifer bey ihnen gebahren, und sie aufmuntern werde, sich die grossen Vortheile, welche ich ihnen in der Aenderung der Religion und des Staats, und in der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften angewiesen habe, rechtschaffen zu Nutze zu machen, und ihren Witz aus diesen neu-entdeckten Minen und Gängen der Wohlredenheit mit unermüdetem Nachspühren zu bereichern. Die Sonne, der Mond, die Sternen, die Elemente werden ihnen nicht mehr eine Pracht mittheilen, welche schon ausgebraucht ist; die Wölfe, die Schäfer und die Heerden werden ihnen nicht mehr eine Einfalt, die allzu bekannt ist, darleyhen; vielmehr werden sie ihre Schriften mit neuen Bildern auszieren, von welchen Homer zu seiner Zeit nichts gewußt hat, die nicht alleine wegen ihrer Richtigkeit, sondern vornehmlich auch wegen ihrer Neuigkeit belustigen können.

Allein da ich förchten muß, daß das Ansehn und Exempel des Virgilius meiner gefaßten Hoffnung hinderlich seyn, und unsere heutigen Dichter, wie vor Alters den Afranius, in dem schädlichen Wahn unterhalten mögte, daß sie so wohl als dieser Römische

Poet

Poet das Recht haben, ſich mit Homeriſchen Stellen als einer rechtmäſſigen Beute zu bereichern und zu ſchmücken, ſo muß ich ihnen nochmahls zu Gemuthe führen, daß gleichwie eine Copie niemahls ihrem Original zukommt, alſo auch das Lob eines Uberſetzers weit geringer iſt, als das Lob eines Verfaſſers; daß die Gedancken mit beſſerm Recht ein Eigenthum genannt werden, als die äuſſerliche Habe, und folglich die Entwendung derſelbigen niemahls erlaubet ſey, ſondern allemahl eine Vorrückung der eigenen Dürftigkeit mit ſich führe; daß ein ſolcher Raub eben ſo wenig kan verborgen gehalten werden, als des Raben in der Fabel, der ſich zu ſeinem gröſten Schimpf in dem geborgten Feder-Schmuck zu den prächtigen Pfauen geſellet hatte. Nachdem Macrobius in dem fünften B. Conviviorum Saturnaliorum ausführlich gezeiget, daß Virgil neben andern Stücken mehr, auch ſeine meiſten Gleichniſſe von Homer entlehnet habe, giebet er ſich in dem erſten Capitel des ſechsten B. einige Mühe dieſe Freyheit zu rechtfertigen. Er bedienet ſich erſtlich folgenden Grundes: Hunc eſſe fructum legendi, æmulari ea quæ in aliis probes: & quæ maxime inter aliorum dicta mireris, in aliquem uſum tuum opportuna derivatione convertere. Alleine ſo nützlich und nothwendig gleich die Nach-

ahmung ist, muß sie darum nicht ungerecht seyn, und einen andern des verdienten Ruhmes der Erfindung berauben. Das Jus omnium in omnia ist in der Wohlredenheit eine so schädliche Grund-Regel als in der Politick. Wer bey sich selbst befindet, daß er von der Natur nicht mit der erforderlichen Erfindungs-Kraft begabet worden, wer daneben aus den reichen Quellen der Wissenschaften und Künste nicht einen eigenthümlichen Vorrath an Bildern gesammelt hat, der begnüge sich an dem Ruhm eines guten Uberſetzers, und gönne andern den erworbenen Ruhm der Erfindung. Die Nachahmung oder Nacheiferung ist von dem Diebstahl weit unterschieden. Man kan sich darüber von Longin unterrichten lassen, der in der dreyzehenden und vierzehenden Abtheilung seines Buches von dem Erhabenen unter anderm schreibet: „So bald wir etwas vornehmen, das einen grossen Geist und hohe Gedancken „erfordert, so sollten wir billig allemahl „bey uns selbst dencken: Wie hätte vielleicht eben dieß Homer gegeben? Wie „erhaben würden sich Plato und Demosthenes ausdrücken? Dann dergleichen grosse Manner, die vor uns hergehen, und „zum Nachahmen gleichsam ein Licht angezündet haben, erheben unsern Geist „fast so hoch, als die Gedancken sind, „welche

„ welche sie uns vor Augen stellen. Fürnem-
„ lich aber alsdann, wenn wir bey uns
„ betrachten: Was sollte wohl Homer oder
„ Demosthenes dencken, so bald sie gegen-
„ wärtig dieß, was ich sage, höreten? Wür-
„ den sie auch hiedurch gerühret werden?„
Ich setze hinzu, daß man sich bey Unter-
nehmung eines grossen Gedichtes fragen
sollte: Wie würde wohl Homer eben die-
ses ausdrücken, wenn er jetzo leben sollte?
Woher würde er wohl ein bequemes und
geschicktes Bild entlehnen, wenn so viele
reiche Quellen der Erfindung, welche der
menschliche Verstand in diesen letztern Zei-
ten entdecket hat, vor ihm offen stunden?
Macrobius führt ferner unter Afrann Nah-
men zween andere Gründe an, womit er
die von Virgil genommene Freyheit beschö-
nigen will, welche zwar einen bessern Grund
haben, aber nicht zum Exempel dienen; er
sagt: Virgilio gratia hoc nomine est habenda,
quod nonnulla ab antiquioribus in opus suum,
quod æterno mansurum est, transferendo, fe-
cit ne omnino memoria veterum deleretur: De-
nique & judicio transferendi, & modo imitandi
consecutus est, ut quod apud illum legerimus
alienum, aut illius esse malimus; aut melius
hic, quam ubi natum est, sonare miremur.
Ich will zwar meines Theils Virgil auch da-
vor dancken, daß er uns manche Stelle der
Alten, die sonst in Gefahr gestanden wäre,

verlohren zu gehen, in seinem vortrefflichen Gedicht aufbehalten, und von der Vergessenheit gerettet hat; alleine ich glaube nicht, daß derselbe deßwegen von den Nachkommen Danck erwartet habe, da es eine Gutthat ist, an die er schwerlich wird gedacht haben; welche ihm auch, so sie ihm fälschlich angedichtet wird, mehr Schimpf als Ehre bringet. Und wenn Afranius seinen Raub mit dem Exempel des Römischen Poeten aus diesem Grund entschuldigen will, so kömmt mir das eben so lächerlich vor, als wann sich ein Dieb eines Theils mit der Gewohnheit der Lacedämonier vertheidigen, und andern Theils behaupten wollte, daß man ihm noch Danck schuldig wäre, daß er andern ihr Geld, welches sie durch tausend Zufälle hätten verliehren können, genommen habe. Im übrigen gestehe ich gerne, daß Virgil einige wenige Gleichnisse Homers mit solcher Kunst und Verstand in sein Gedicht einzuweben, und sich eigen zu machen gewußt hat, daß wir diese glückliche Nachschilderungen mehr bewundern, als ihre Originale. Man kan davon Macrobius im eilften Capitel des fünften B. nachlesen. Ich bin auch versichert, daß es leichter sey, etwas neues zu erfinden, als etwas altes auf diese Weise nachzuahmen. Demnach will ich mich erklären, daß ich dergleichen glückliche Nachschilderungen, welche sich ein Verfasser mit eben so vieler Kunst eigen zu machen und nach

seinem

seinem Vorhaben einzurichten gewußt, an jedem Ort, wo ich sie antreffe, nicht nur dulden, sondern bewundern werde.

Der zehnte Abschnitt.

Von der Abänderung der Gleichniß-Bilder.

Nacht der Natur in der Mannigfaltigkeit ihrer Geschöpfe. Ein Poet muß mit seinen Bildern, so viel ihm möglich ist, abändern. Homers Gleichniß-Bilder werden einer allzugrossen Gleichheit beschuldigt. Ob das Ergetzen, das von der Mannigfaltigkeit der Bilder entstehet, von der Abänderung der symbolischen Wesen, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen herzuleiten sey. Kunst ein Bild in vielen verschiedenen Gestalten vorzulegen, und zu verschiedenen Absichten zuzurichten. Parabolisches Aussehen, das Homerus seinem Gleichniß-Bilde von dem Löwen mitgetheilet, als er Ulysses mitten unter den erschlagenen Buhlern, desgleichen als er denselben der Princeßin Nausicaa begegnend, vorgestellet. Wie er dasselbe Bild auf verschiedene Weise angesehen, die Rachbegierde des Menelaus, seine Freude über die Gelegenheit sich zu rächen, den ruhmlichen Tod von der Hand eines berühmten Feldherrn, anderer Erlegung angesichts ihrer Völcker, die Rache eines nachjagenden Helden, die unvermuthete Errettung eines andern aus den Händen der Feinde, das Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voll Betrübniß ist, daß er seine Rache nicht sättigen kan, nach dem Leben vorzustellen. Annehmlichkeit, so die Gleichniß-Fabeln von ihren Personen bekommen.

Gleichwie sich die Pracht und der Reichthum der Natur nicht alleine in der Menge der Geschöpfe, sondern auch vornehmlich in der unendlichen Verschiedenheit derselben eräuget; also zeiget ein Dichter den Reichthum seines grossen Verstandes und Witzes nicht nur in der Vielheit der künstlichen Bilder, mit welchen er seine Schriften freygebig ausschmücket, sondern noch mehr in der ändernden Verschiedenheit derselben, durch welche die verdrüßliche Gleichheit vermieden, und das Gemüthe des Lesers mit einem neuen Ergetzen nach dem andern angefüllet wird. Ich betrachte den Dichter als einen Schöpfer; dieser wendet alle Kunst und alles Vermögen an, das Ergetzen, welches er durch seine Wercke erwecken will, so mannigfaltig zu verändern und zu vermehren, als nur möglich ist; und da die Wohlredenheit nichts anders als eine blosse Nachahmung der Natur ist, so muß der Dichter auch hierinnen ihrem grossen Exempel folgen, er muß sich befleissigen seine Schriften durch eine reiche Abänderung der Bilder angenehm zu machen, und dem Leser immer neue Scenen und neue Durchsichten vor Augen zu legen, welche seine neugierige Aufmercksamkeit nicht schmachten lassen, sondern mit immer neuer Verwunderung und Lust speisen und erfrischen. Diese Betrachtung hat einige neuern

scharf-

scharfsinnige Kunstrichter von der Französischen Nation verleitet, daß sie den grossen Homer, welchem sie sonst in Ansehung der Menge Bilder, womit er seine Gedichte reichlich belebet hat, gern eine fruchtbare Einbildungs-Kraft zugestehen, in diesem Stücke ein grosses Versehen aufbürden und ihn beschuldigen, daß er das Ergetzen, welches eine geschickte Abänderung der Bilder nothwendig mit sich führet, durch eine allzugrosse Gleichheit derselbigen verfehlet habe. Sie sagen, daß er einerley Bild allzu oft, und manchmahl auf einem Blat etliche mahl gebrauche, als ob ihm seine Einbildungs-Kraft keinen andern Gegenstand mehr vorgestellet hätte, wenn einer einmahl einen Eindruck auf ihn gethan gehabt hätte. Sie können es nicht vertragen, daß er zum Exempel den Löwen so oft in seinen Vergleichungen einführet, und diesem einzigen Thier so vielen Platz einräumet, als manchem von seinen Helden. Der allzu kaltsinnige Poet de la Motte hat seinen darüber gefaßten Unwillen in seinem Vortrage über Homer mit diesen Worten ausgelassen. „Es ist nicht genung, sagt er, daß „man in den Umständen der Bilder andere, „wenn indessen die Materie derselben allzu „viele Gleichheit behält, weil eben die Ma„terie am stärcksten eindrücket. Stelle ich „das Bild eines Löwen, und einer Heerde „allzu oft vor Augen; zerreisset bald der

„ Löwe die Heerde, und jagt die Hirten in
„ die Flucht; ſind ihm bald die Hirten zu
„ ſtarck, und zwingen ihn zu weichen; ſchlei-
„ chet er Nachts um die Schaf-Hürden her-
„ um, oder erſchrecket er eine Meyerey bey
„ hellem Tage; ſo wird man mir nicht ſo vie-
„ len Danck davor wiſſen, daß ich den Lö-
„ wen und die Heerden in ſo verſchiedenen Ge-
„ ſichts-Puncten vorſtelle, als man Uber-
„ druß daran haben wird, daß man ihn alle-
„ zeit wieder auf die Scene kommen ſiehet.„
Und der Hr. von St. Evremont redet in ſeinen Gedancken über die Gedichte der Alten auf gleiche Weiſe: „ Ein Löw, ſagt er, den der
„ Hunger aus ſeiner Höle treibet; ein Löw
„ der mit noch jungen Klauen ſeinem Raub
„ nachgehet; ein Löw der ſeinen Gegner mit
„ offener Gewalt ohne heimliche Liſt anfällt;
„ ein Löw der um ſeine Zucht wütet; ein Löw
„ wider den ſich ein gantzes Dorff verſamelt,
„ und der mit grimmigen Blicken und ſtol-
„ zem Gang zurück weichet; iſt ein Löw der
„ auf unterſchiedliche Weiſe vorgeſtellet iſt,
„ aber ſtets ein Löw, der nicht genugſam un-
„ terſchiedliche Begriffe machet.„ Ich muß auch bekennen, dieſe Critick ſcheinet mir eines Theils ſo vielen Grund zu haben, und andern Theils von einem ſo zarten und eckeln Geſchmack zu ſtieſſen, daß ich bey mir anſtehe, ob es, vornehmlich in Abſicht auf unſere Zeiten, beſſer gethan ſey, wenn ich Homer we-

gen

gen der allzu groſſen Gleichförmigkeit ſeiner Bilder entſchuldige, oder vielmehr anklage. Jedoch, das beſte wird ſeyn, daß wir der Wahrheit ihr Recht wiederfahren laſſen. Es ſcheinet zwar wohl, daß dieſe wichtige Beſchuldigung in der Natur des menſchlichen Geiſtes gegründet ſey, als welchem eine beſtandige Gleichheit nothwendig Eckel, hingegen eine geſchickte Aenderung der Gegenſtände allemahl ein neues Ergetzen bringen muß; und man hat auf dieſen Grund in der Wohlredenheit folgende Regel als eine Quelle vielfältigen Ergetzens gebauet: Ein Scribent müſſe ſich befleiſſigen, die verſchiedenſten Bilder, als nur möglich iſt, zu gebrauchen. Allein wenn wir von dem Grund oder Ungrund der Homero gemachten Beſchuldigung nach dem wahren Verſtand und der eigentlichen Abſicht dieſer Regel, welche ich in dem Eingang des gegenwärtigen Abſchnittes vor unwiederſprechlich angenommen habe, urtheilen wollen, ſo müſſen wir etwas näher unterſuchen worinnen dieſe anbefohlene Verſchiedenheit der Bilder eigentlich zu ſetzen ſey.

Wir müſſen in einem jeden Gleichniß-Bilde zwey Dinge wohl von einander unterſcheiden, nehmlich die Perſon oder Sache, von welcher das ähnliche Bild entlehnet wird, und die Eigenſchaft, Bewegung, oder Handlung, nach welcher eben dieſe Perſon oder Sache mit einer andern in Vergleichung

kömmt: Jetzt fraget sich, ob das Ergetzen, welches die angezogene Grund-Regel verspricht, von der unterschiedenen Abänderung der symbolischen Wesen, bey welchen die Gleichheit gefunden wird, oder von der abgeänderten Verschiedenheit der ähnlichen Eigenschaften und figürlichen Handlungen, die den besagten symbolischen Wesen beygelegt, und mittelst einer guten Beschreibung ausgeführet werden, herzuleiten sey. Die Erörterung dieser Frage wird zugleich entscheiden, ob und wie ferne die Beschuldigung Homers, die vielleicht nur von dem Ansehen ihrer berühmten Erfinder unterstützet wird, Statt und Grund habe. Diese eckele Critici suchen das Ergetzen, welches die Verschiedenheit der Gleichnisse gewähren soll, vornehmlich in der Abänderung der symbolischen Wesen; die öftere Vorstellung eines Löwen, ob solcher gleich immer eine andere Rolle spielet, bringet ihnen Eckel. Alleine wenn wir der Natur der Gleichnisse nachdencken, so werden wir finden, daß dieser Eckel von einer allzu grossen Zärtlichkeit des Geschmackes entspringet. Der Grundstein, die Seele und das Wesen der Gleichnisse beruhet unfehlbar auf dem Tertio Comparationis, auf der Eigenschaft oder Handlung, nach welcher zwey Dinge einander ähnlich sind, zumahl sie ofte nicht das geringste mit einander gemein haben, als diesen Punct der Vergleichung.

Daher

Daher rühret nun aller weſentliche Unterſcheid der Gleichniſſe. So bald die Umſtände und Handlungen der ſymboliſchen Weſen abgeändert werden, ſo bald iſt das Gleichniß nicht mehr das vorige; es ſtellet euch zwar noch immer das vorige Bildniß, zum Exempel eines Löwen, vor; aber die neuen Umſtände und Handlungen, die ihm nach der Abſicht des Poeten zugeſchrieben werden, vermögen die Einbildung ſtärcker zu rühren, als das Thier ſelbſt. Wo hingegen dieſer Unterſcheid mangelt, da kan die bloſſe Abänderung des ſymboliſchen Weſens das Gleichniß nicht genugſam unterſcheiden. Zwey verſchiedene Thiere in einerley Umſtänden machen viel gleichere Bilder aus, als nur ein Thier, das auf verſchiedene Weiſe, und unter ungleichen Geſichts-Puncten angeſehen wird; ein Habicht, der auf eine Daube ſchieſſet; ein Sperber, der unter eine Schaar kleiner Vögel fällt; ein Falck, der aus der Luft herunter ſteiget; das ſind Bilder, die ſämtlich einander gleich ſind. Setzet die verſchiedenen Nahmen Habicht, Sperber, Falck, abſeits, ſo werdet ihr nur einerley Sache vor Augen ſehen. Der eckele Geſchmack, der nicht leiden kan, daß Homer den Löwen in ſeinen Gedichten öfters auf den Schauplatz führet, wo er doch immer in einer andern Stellung erſcheinet, dünckt mich,

mich, die Wahrheit zu bekennen, nicht wenig verzärtelt. Wir lesen eine weitläuftige Geschichte von den vielfältigen Begebenheiten eines einzigen Menschen in einer lebhaften Erzehlung mit vielem Ergetzen, ohne daß uns die Gleichförmigkeit der Person Eckel verursache; wie kömmt es denn, daß der Geschmack so eckel ist, wenn Homer uns in so verschiedenen Umständen und Begegnissen die emblematische Geschicht eines Löwen künstlich entworffen vor Augen leget? Ich habe schon im Eingang angemercket, daß der Dichter dem vornehmen Exempel der Natur nachfolgen müsse. Nun hat diese ohne Abbruch des Ergetzens, welches die Zuseher durch die unendliche Verschiedenheit ihrer Wercke einnehmen sollte, alle Thiere einer Art, und den unzehligen Haufen der Menschen, so gleichförmig gestaltet, daß sie alleine der Zahl nach von einander unterschieden sind; und wir sind gewohnet alle Tage Menschen vor Augen zu sehen, welche nichts von einander unterscheidet als ihre verschiedenen Bewegungen und Handlungen. Zudem ist es weit vernünftiger gehandelt, daß man einen Menschen immer unter einem gleichen emblematischen Bild vorstelle, als daß man ihn bald mit der Sonne, bald mit einem Baum, bald mit einem Strohm vergleiche, als wodurch die Einheit der Geschichte verletzet, und der

Geist

Geiſt von der Haupt-Materie nur abgeführet und zerſtreuet wird. Endlich zeiget es bey einem Dichter einen überaus biegſamen und gelenckigen Geiſt, gröſſere Kunſt und Scharfſinnigkeit, wenn er in einer Sache mehrere verborgene Aehnlichkeiten zu entdecken, und einerley Bild zu ſo verſchiedenen Abſichten gerecht zu machen weiß. Alſo iſt zwar nichts gewöhnlichers, als daß man einen Held mit einem Löwen vergleichet, aber niemand würde leicht vermuthen können, daß dieſes eintzige Bild ſollte bequem ſeyn, alle diejenigen Umſtände, in welche ein tapferer Held gerathen kan, deutlich abzubilden; und wer dieſes ins Werck ſtellen wollte, müßte eben ſo fruchtbar und reich an Einbildungs- und Erfindungs-Kraft ſeyn, als Homerus. Laſſet uns dieſe Kunſt des griechiſchen Poeten, die Bewunderung, und nicht Tadel verdienet, in einigen Exempeln etwas genauer betrachten.

Wenn Homerus in dem zwey und zwantzigſten B. der Odyſſea recht dem Leben nach beſchreiben will, wie Ulyſſes der alten Euricleа vorgekommen ſey, als ſie ihn in dem Gaſt-Saale mitten unter den Leichen der ermordeten Buhler mit Blut beſudelt angetroffen hatte, ſo ſagt er, er ſey ihr wie ein grimmiger Löwe vorgekommen, der heran zu gehen kömmt, nachdem er auf einer Heide einen Stier zerriſſen hat, dem die Bruſt und Mähne

um

um und an von Blut trieffen, der greulich anzusehen ist. Dieses Gleichniß dienet trefflich das grausame Aussehen des Ulysses deutlich vorzustellen. Der Poet war gezwungen das Gleichniß-Bild von einem reissenden Thier herzunehmen, und der Löwe dienete ihm zu seiner Absicht desto besser, weil er wegen seines tapfern und in der grösten Gefahr unverzagten Muths erschrecklich und ein bequemes Sinn-Bild seines Helden war. Ich muß auch die geschickte Wahl dieses Sinn-Bildes desto mehr loben, weil Menelaus dasselbige schon in dem vierdten B. v. 335. gebrauchet hat, den Untergang der Freyer bey der Zurückkunft Ulysses gleichsam in einem prophetischen Gesichte vorzustellen: „Wie, „wann eine Hindin ihre säugende Rehekälber „in die Höle eines starcken Löwens leget, da„selbst zu schlafen, weil sie inzwischen auf „den Hügeln und in den Kräuterreichen „Thälern ihrer Weide nachgehet; der Löwe „in seine Wohnung zurücke kommt, und „beyde zerfleischet dem Tod liefert. Also „wird Ulysses die Freyer mit einem häßli„chen Anblick dem Tod überliefern.„ Dieses ist eine kunstreiche weissagende Parabel, welche uns die Freyer als wollüstige Zärtlinge, und dabey zaghaft und unbesonnen vorbildet, so daß sie sich selbst aus Unbesonnenheit in den Untergang stürtzen. Die Höle des Löwens, in welche diese schwachen Rehekälber

als

als in einen sichern Ort niedergesetzet werden, wo sie an nichts weniger als an die Zurückkunft des Löwens gedencken, ist Ulysses Hauß, und der Ausgang hat übrigens dieses figürliche Orackel genug gerechtfertiget.

Ein eben so paraboliſches Aussehen hat das Gleichniß in dem sechsten B. v. 130. „ Ulysses gieng jetzt aus dem Gesträuche her„ vor, wie ein Löwe, der Einwohner eines „ Gebirges, von demselben herunter steiget, „ nachdem er von dem Regen und Sturm„ winden übel mitgenommen worden, er ver„ läßt sich auf seine Stärcke, die Augen fun„ keln ihm in dem Kopf, und er gehet auf „ Ochsen, oder Schafe, oder Hirschen, der „ hungrige Magen plaget ihn so heftig, daß „ er sich nicht scheuet in die umzäunten Schä„ fereyen einzubrechen, die wohlverwahrten „ Heerden anzufallen. Dergestalt gieng Ulyſ„ ses einher, und näherte jetzo, ungeachtet „ er nackend war, der schönen Schaar, die „ Noth bracht ihn dazu. „ Homer fand seinen Held von dem ausgestandenen Sturm gantz abgemattet, von aller Hülffe entblösset, ausgenommen in so weit er sich selbst mit seinem grossen Muth helffen konnte, in einem fremden und unbekannten Land, wo er nichts als viele Gefährlichkeiten vor sich sah, und dennoch wegen Hunger und Mangel an aller Nothdurft, gezwungen war, alles daran zu setzen, und zu versuchen, ob er vielleicht einigen

gen Schutz und Sicherheit finden möchte. Da der Poet ihn in diesen Umständen fand, sage man mir, was für ein bequemers Gleichniß konnte er erfunden haben, dieses alles so nachdrücklich, und so aufgewecket vorzubilden? Diese Umstände machen, daß sich das Gleichniß von allen andern genug unterscheidet; und sie rühren die Einbildung stärcker, als alles übrige, weil sie den Leser in der Ungedult, was wohl Ulyssen nächst für ein Geschick treffen werde, aufhalten, und ihn für sein Wohlergehen unruhig machen. Es ist so fern daß das Bild des Löwen Eckel verursachen sollte, daß man vielmehr die Kunst des Dichters in der Wahl dieses Bildes nicht genung loben kan, wenn man bedencket, daß der Poet von den Umständen der Geschichte genöthiget war, das Aussehen und den Aufzug seines Helden so fürchterlich vorzubilden, daß dieses Frauenzimmer dadurch in Schrecken gesetzet würde. Daher saget er v. 137. „Er kam ihnen recht erschrecklich vor.„ Zu dieser Absicht war nun das Bild eines Löwens viel bequemer, als ein anderes. Zudem hat dieses Gleichniß hier noch eine besondere Schönheit, welche darinn bestehet, daß es den Leser auf die vorigen Umstände des Helden zurück führt. Der Poet hatte ihn in dem fünften Buche beschrieben, wie er von dem Meer-Wasser übel zugerichtet worden, und er hatte ihn in diesen Umständen die Zeit über

gelassen,

gelassen, da er in den 116. erstern Versen des sechsten Buches den Austritt der Prinzessin Nausicaa erzehlete, in welchem er zuletzt einen Zufall einführet, der den vor Müdigkeit eingeschlaffenen Ulysses aufwecket. Und jetzo verbindet der Poet die Erzehlung von der Nausicaa mit der Geschichte des Helden sehr glücklich durch die Vorstellung eines Löwen, der von Regen und Sturmwinden übel mitgenommen worden.

Lasset uns auch etliche Exempel aus der Ilias anführen, in welchen Homer das Bild des Löwen in mehrern verschiedenen Umständen gebrauchet hat. In dem dritten B. v. 23. steht dieses Gleichniß: „Als ihn Menelaus, des Mars geliebter Freund, ankommen sah, wie er vor den andern mit einem „ stolzen und starcken Schritt einhertrat, „ empfand er eine Freude, wie wann ein verhungerter Löwe auf ein grosses Stück Wild „ gestossen ist, und einen gehörnten Hirschen „ oder Steinbock angetroffen hat, die er „ heißhungernd verzehret, ungeachtet ihm „ die besten Hunde, und der Ausbund der „ dapfersten Jünglinge auf den Leib gehet. „ Eine solche Freude fühlte Menelaus, da er „ des Paris ansichtig ward, denn er versprach sich selber, daß er den Treulosen „ züchtigen wollte.„ Der Poet beschreibet durch dieses Gleichniß, mit was vor einem grossen, unerschrockenen und freudigen Muth

Menelaus den Paris gesehen habe daher kommen. Das Wort heißhungerig schildert die heftige Rachgier des Menelaus, das er empfand eine Freude, sein hertzliches Vergnügen über den sich eräugenden schönen Anlaß die Rachgier zu sättigen; diese Freude war desto grösser, je herrlicher die Beute war, die er in der Hoffnung schon verschlungen hatte. Ja dieses Gleichniß bildet auch die Zaghaftigkeit des Paris ab, und was auf ihn gewartet, falls er Stand gehalten hätte. Also muß dem Poeten das Exempel des Löwen allemahl das symbolische Gleichniß-Bild leyhen, die verschiedensten Umstände, in welche er seine Helden gerathen läßt, recht dem Leben nach abzuschildern. Er beschreibet durch dieses Mittel in dem fünften B. v. 554. den ruhmwürdigen Tod zweyer kühnen Krieger, welche bey dem Krieg auferzogen worden, sich durch Heldenthaten einen Nahmen gemachet haben, und unter den fatalen Streichen eines feindlichen Feldhauptmanns nicht ungerochen umgekommen sind; in dem eilften B. v. 115. die Erlegung junger Helden Angesichts ihrer Völcker, welche aber nichts versuchen dörffen, sie zu entsetzen, weil sie selbst von Schrecken eingenommen sind, sondern sie im Stich lassen, und sich selbst mit der Flucht retten; in demselbigen B. v. 172. die Rache eines Helden, der den fliehenden Feinden

den voller Grimm nachjaget, und die hinterſten niedermacht; und v. 475. die Errettung eines Helden aus den Händen der Feinde durch einen unvermutheten Entſatz; und v. 545. das Zurückweichen eines kühnen und unverzagten Helden, der voller Begierd iſt, daß er ſeine Rachgier an den Feinden nicht ſättigen kan. Die Kunſt iſt, daß er in allen dieſen Fällen das Gleichniß-Bild ſo mannigfaltig abzuändern weiß, wie es die verſchiedenen Abſichten an jedem Ort erfodern; und ſeine Gleichniſſen ſind mehrentheils ſo künſtlich ausgeführet, daß ſie mehr einer vollſtändigen Parabel, oder lehrreichen Fabel gleich ſehen, die Begegniſſen der Menſchen werden da unter dem Bild der Thiere, gantz deutlich und nach dem Leben, auch mit gröſſerer Wahrſcheinlichkeit vorgeſtellet, als wenn Eſopus dieſen die Rede andichtet. Von dieſer Art iſt das angeregte Gleichniß in dem eilften B. der Il. v. 475.

„ Die Trojaner umzingelten ihn, wie blut-
„ durſtige Lüchſe auf dem Gebirge einen
„ gehörnten Hirſch umringen, den ein loß-
„ geſchoßner Pfeil des Jägers getroffen
„ hat, er entflieht demſelben, ſo lange als
„ das Blut in ihm warm bleibet, und ihn
„ die Beine tragen, aber wenn der Boltz
„ ihm die Kräfte benommen hat, zerreiſſen
„ ihn die gefräſſigen Lüchſe auf dem Berge
„ in einem dunckeln Wald; der Zufall aber

„ führet ungefehr den überlegenen Löwen
„ an denſelben Ort, die Füchſe nehmen
„ die Flucht, er verſchlinget den Raub;
„ alſo umgaben viele und dapfere Trojaner
„ den Kriegs-erfahrnen und verſchmitzten
„ Ulyſſes, aber dieſer Held entfernte die
„ unglückliche Stunde mit ſeinem Spieſſe
„ von ſich. Indem kam Ajax herbey, der
„ ein gethürmtes Schild vor ſich trug, und
„ ſtellete ſich ihm zur Seiten; darauf flohen
„ die Trojaner voller Schrecken zu allen Sei-
„ ten; alſobald zog ihn der kriegeriſche Mene-
„ laus bey der Hand aus dem Gedränge..

Gleichwie die Eſopiſchen Fabeln nichts anders ſind, als eine ſymboliſche Sittenlehre, alſo ſind dieſe Homeriſchen Gleichniß-Fabeln eine ſymboliſche Hiſtorie, daher wird auch das Ergetzen, das davon entſtehet, deſto gröſſer, maſſen ſie daſſelbige in der Einbildung des Leſers durch die Seltenheit und Neuigkeit der Perſonen, die ſie auf den Schauplatz ſtellen, erhöhen. Dieſes Ergetzen iſt von der Art desjenigen, welches ſich bey uns einſtellet, wenn wir die Geſchichten einer fremden Nation leſen. Man kan eine ſolche hiſtoriſche oder moraliſche Fabel als eine Comödie anſehen, wo die Thiere die ſpielenden Perſonen ſind; nun iſt leicht zu gedencken, wie wunderlich, ſelten und luſtig die Vorſtellung einer ſolchen Comödie ſeyn müſſe. Dieſe Betrachtung

hat

hat den scharfsinnigen Dechant Swift auf den angenehmen Einfall geführt, den Staat der Pferde in einer historisch-politischen Fabel ausführlich zu beschreiben.

Der eilfte Abschnitt.

Von der Vergleichung grosser Dinge mit kleinen, und kleiner mit grossen.

Ob es mehr Kunst erfordere kleine Dinge mit groß sen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen. La Motte behauptet das erstere, die Frau Dacier das letztere. Daß der Entscheid dieser Frage auf die Natur der Sache und die Umstände müsse gegründet werden. Von gewissen Begriffen lehret ihr eigenes Maß, ob man vergrösternde oder verkleinernde Gleichniß-Bilder erwehlen solle. Wie die Beschaffenheit und die Umstände der Materie hierinnfalls Ziel und Maß sezen. In erhabenen Materien muß der Geist durch sanftere Bilder erquicket, und in geringern muß er durch erhabnere empor gestützet werden. Wie Virgil das Gedicht von dem Feldbau durch dieses letztere Mittel empor hebet. Wie er sein Gleichniß-Bild von den Cyclopen nimmt, da er von der Arbeit der Bienen redet. Daß der Grund dieser Vergleichung in der ordentlichen Austheilung der Geschäfte und des Eifers der Arbeiter bestehe. Wie er hingegen in der Eneis das Gleichniß-Bild von den Bienen entlehnet, da die Rede von der Erbauung der Stadt Carthago lautet. Optische Schönheit dieser Gleichniß-Bilder. Noch ein Gleichniß Virgils von den Bienen, die Verwirrung der

Lateiner über dem unvermutheten Überfall der Trojaner vorzustellen. Wie er das Herumschwermen der Lateinischen Königin mit einem geschlagenen Kloze vergleicht. Wie Homerus die Vorsorge der Pallas vor Menelaus mit der Sorge einer Mutter vergleicht, welche die Fliegen von ihrem schlafenden Kind abhält. Wie er die leichte Müh, mit welcher Apollo das Bollwerck der Griechen niederwirft, mit der Verrichtung eines Kindes vergleicht, das ein Gebäude von Kißlingen mit dem Fuß umstößt. Wie er das Gefechte der Lycier und der Griechen um eine Schantze, mit dem Streit zweyer Nachbarn um den Gräntze-Stein ihrer Felder vergleicht. Wie er die Ungewißheit des Sieges durch das Gleichniß-Bild eines Weibes, das ihre Wolle mit der Wage auswiegt, vorstellet, dadurch er den erst erstaunten Leser aus der gewaltsamen Unruh in eine angenehme versetzet. Wie selten die Gleichnisse bey Homer sind, da das kleine mit dem grossen verglichen wird. Ein Exempel eines solchen, da er die häuffigen Thränen der Penelope mit einem aufthauenden Schnee-Gebürge vergleichet. Gottscheds Nachahmung desselben. Beurtheilung der Vergleichung eines Hengstes mit einem Ungewitter in Königs August im Lager. Wie Virgil seine Schilderey von einem Pferde belebet hat. Bewunderung der Beschreibung, die Hiob von einem solchen gemachet hat.

EInige von den neuern Französischen Criticis haben bey Anlaß des Streites über den Vorzug der alten vor den heutigen Scribenten die Frage aufgeworffen, ob es mehr Kunst erfoderte, kleine Dinge mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen. Der gelehrte Hr. de la Motte erörtert diese Frage in seiner Schrift von Homer folgendergestalt:

„Ich

„ Ich weiß zwar wohl, ſagt er, daß man
„ insgemein in denen Gleichniſſen, welche
„ von dem groſſen zum kleinen herunter ſtei-
„ gen, eben ſo viel Kunſt finden will, als in
„ denjenigen, welche ſich von dem niedrigen
„ zu dem groſſen erheben: Alleine mich dün-
„ ket, daß dieſe Meinung, in Abſicht auf
„ das Epiſche Gedicht gantz unbegründet ſey.
„ Wenn der Geiſt einmahl Himmelwerts ge-
„ ſtiegen iſt, ſo will er von dem hohen Ein-
„ druck, der ſeiner Eigenliebe liebkoſet, nicht
„ gerne was verliehren; welches aber durch
„ die heruntergeſetzten Gleichniſſe nothwen-
„ dig geſchehen muß; da er im Gegentheil
„ immer dabey gewinnen kan, wenn das fi-
„ gürliche Gleichniß-Bild edler und vorneh-
„ mer iſt, als die Sache, die dadurch vor-
„ geſtellet wird. Aus dieſer Urſache halte ich
„ davor, daß mehr Kunſt dazu gehöre, wann
„ man kleine Dinge mit groſſen vergleichen
„ ſoll; und ich glaube, daß man die Ver-
„ gleichung groſſer Dinge mit kleinen zu ver-
„ meiden habe, wofern dieſe kleinen Dinge
„ nicht den Abgang an Würdigkeit durch ihre
„ beluſtigende Annehmlichkeit völlig erſetzen.„
Alleine die eben ſo wohl gelehrte Frau Dacier erkläret ſich in ihrem Wercke von den Urſachen des verdorbenen Geſchmacks für die gegenſeitige Meinung. Sie ſagt daſelbſt Bl. 227. „Ich kan nicht begreiffen, warum der
„ Hr. de la Motte die von ihm angeführte

„ allgemeine Meinung von der Kunſt, wel„ che man in denen Vergleichungen, die „ von dem hohen zu dem niedrigen herun„ ter ſteigen, zu finden vermeinet, als falſch „ und unbegründet verwirft; noch weniger „ daß er diſſalls zwiſchen dem Epiſchen „ und dem Lyriſchen Gedicht einen Unter„ ſcheid machen will. Ich weiß nicht wo„ her er dieſe Lehre genommen hat, wel„ che mit der Vernunft und dem Exempel „ der gröſten Poeten ſtreitet. Wenn man „ von Vergleichungen gründlich urtheilen „ will, ſo kömmt es nicht darauf an, ob „ der Gegenſtand, von welchem man das „ Gleichniß-Bild entlehnet, groß oder klein, „ vornehm oder ſchlecht ſey, ſondern man „ muß hauptſächlich Achtung geben, ob das „ Bildniß, welches von dieſem Gegenſtand „ vorgeleget wird, nett und lebhaft ſey; „ ob der Poet daſſelbe durch poetiſche Wor„ te künſtlich erhoben, und ob er ſeine Ab„ ſicht damit völlig erreichet und ausgedrü„ ket habe. Es iſt ferne, daß ein Dichter „ die Vergleichungen groſſer Dinge mit „ kleinen vermeiden müſſe, vielmehr kan er „ dadurch ſeine gröſte Stärcke beweiſen, „ zumahl dieſes weit ſchwerer iſt, als klei„ ne Dinge mit groſſen zu vergleichen. Ein „ Klotz, den man mit Schlägen im Kreiß „ umtreibet, iſt weder eine vornehme noch „ erhabene Sache, dennoch hat Virgil aus

„ dem-

„ demſelben eine wunderſchöne Vergleichung „ vor eine raſende Königin verfertiget. „ Ihr ſehet hieraus, daß dieſe zwo gelehrten Perſonen dißfalls in einem offenbaren Widerſpruch mit einander ſtehen, das ſchlimſte iſt, daß eine iede nur bloß ihre Meinung erzehlet, und uns in der Ungewißheit ſtecken läßt, wer recht habe. Da wir alſo dieſe Frage nothwendig vor unerörtert anſehen müſſen, will uns obliegen, dieſelbe mit möglichſtem Fleiſſe zu unterſuchen, und den Ausſpruch mit tüchtigen Gründen zu unterſtützen.

Wenn wir auf das Exempel der alten berühmten Dichter zurücke ſehen, ſo finden wir, daß ſie ſo wohl kleine Dinge mit groſſen, als groſſe mit kleinen in Vergleichung geſtellet haben. Doch werden wir bey ihnen ungleich mehr Exempel von dieſer letztern Art Gleichniſſe als von der erſtern antreffen: In beyderley Gleichniſſen aber müſſen wir die immer gleiche Kunſt dieſer vornehmen Dichter bewundern, nach welcher ſie ſo verſchiedene Arten Bilder ihrer Abſicht nach einzurichten gewußt haben. Aus dieſer Erfahrung behaupte ich nun, daß beyde Arten zu vergleichen, je nachdem es das Vorhaben erfodert, mit Nutzen können gebraucht werden, und daß beyde eine gleiche Kunſt erfodern, wenn ſie der Abſicht gemäß ſollen eingerichtet ſeyn; zumahl

die Entfernung von dem kleinen zu dem groſſen nicht weiter iſt, als von dem groſſen zu dem kleinen; ausgenommen, ſo man einwenden wollte, wie la Motte zu thun ſcheinet, daß es weit ſchwerer ſey, ſich zu erheben, als zu fallen, weil die angebohrne Schwere des Geiſtes ſeinen Flug eben ſo ſehr hemme, als ſie im Gegentheil ſeinen Fall befödert. Alleine, wenn man ſich vorſtellet, daß der poetiſche Geiſt, von einer innerlichen Hitze aufgetrieben, die natürliche ihm noch anhangende Schwere verliehret, ſo kan man leicht ermeſſen, daß ein geſchickter poetiſcher Fall eben ſo viel Kunſt erfodere, als ein poetiſcher Flug. Das iſt gewiß, daß die vortrefflichen Dichter des Alterthums, wann ſie dieſe oder jene Art zu vergleichen der andern vorgezogen haben, ſich in dieſer Wahl allemahl nach der Natur der Sache an ſich ſelbſt, oder nach den Umſtänden in ihrer Materie gerichtet haben; woraus folget, daß der Ausſpruch von ſolchen Gleichniſſen nicht gründlich könne ſeyn, wofern er nicht ebenfalls auf dieſe Sachen und Umſtände gebauet iſt. Es giebt eine Art abgemeſſener Begriffe, die weder Vergröſſerung noch Verkleinerung leiden, ſondern in ihrem beſtimmten Maß müſſen abgebildet werden: Hingegen giebt es auch unbeſtimmte Begriffe, welcher eigentliches Maß erſt durch eine Vergleichung muß beſtimmet werden. So ſind z. E. die Begriffe gantz unbe-

unbeſtimmt, welche ich folgendergeſtalt ausdrücke: Er iſt ſtarck, geſchwind, feig, unbeweglich; aber ihr Maß wird beſtimmen, ſo bald ich ſage: Er iſt ſo ſtarck als ein Löw, ſo geſchwind als ein Reh, ſo feig als ein Haſe, ſo unbeweglich als ein Stein. Die Dinge werden nur in einer gewiſſen Abſicht auf dieſe oder jene Eigenſchaften oder Handlungen mit einander verglichen; und dieſe Eigenſchaften oder Handlungen ſind nach ihren Graden, ihren Gattungen und ihrem Maß wieder von einander unterſchieden; wo dieſem nach das wahre Maß eines Dinges durch die Vergleichung überſtiegen, oder nicht erreichet wird, da mangelt es an dem Grund der Aehnlichkeit und dem Wahrſcheinlichen, als der Seele der Vergleichung. Der Hr. von St. Evremond hat derowegen in ſeinen Gedancken von den Gedichten der Alten ſehr wohl erinnert: „Wir meinen wir vergröſſern die Sachen, „wenn wir ſie mit ewigen, unermeßlichen, „unendlichen Weſen vergleichen, aber wir „erſtecken ſie, ſtatt daß wir ſie erheben. „Man ſage, ein Frauenzimmer iſt ſo ſchön, „als die Frau Mazarin; das iſt ein gröſſer „Lob, als wann man es mit der Sonnen „vergliche; denn das Erhabene und Wunderſame bringen Ehre, das Unmögliche „und Fabelhafte zerſtöhren das Lob, das „man einer Perſon oder Sache beylegen „will.„

Aber

Aber auch die Beſchaffenheit und die Umſtände der Materie, welche ein geſchickter Verfaſſer durch ſeine Kunſt beleben und auszieren will, lehren ihn, ob er die ergetzende Abwechſelung ſeiner Materie beſſer durch groſſe oder durch kleine Bilder erlangen könne: Denn da die anhaltende Gleichheit in dem Groſſen ſo wohl als in dem Kleinen zuletzt Eckel gebähren muß, ſo muß der Verfaſſer nach ſeiner Kunſt unter beyden diejenige Wahl zu treffen wiſſen, welche ſich am allerbeſten ſchicket. Iſt die Materie an ſich ſelbſt erhaben, ſo daß ſie das Gemüthe durch ihre eigene Kraft erheben, ſtarck an ſich ziehen, und in Unruh ſetzen kan, ſo muß der Dichter bedacht ſeyn, wie er daſſelbe durch künſtliche Einſtreuung angenehmer Bilder wieder beſänftigen, und durch ein beyläuftiges Ergezen die allmählig vergehende aufmerckſame Gedult emporſtützen könne: Hingegen wo die Materie an ſich ſelbſt trucken und matt iſt, da muß der kunſtreiche Poet durch kühne, doch mäſſige Vergröſſerungen und durch erhabene Bilder den Geiſt des Leſers zu erheben trachten, damit er nicht in eine ſchlaffe Faulheit verſincke. Da nun in Epiſchen Gedichten die Materie an ſich ſelbſt groß und erhaben iſt, ſo kan man jetzt die Urſachen leicht errathen, warum Homer und andere groſſe Dichter ſich in ihren Vergleichungen ſo oft von ihrer erhabenen Erzehlung in die Tiefe hernie-

der

der laſſen; nemlich das geſchicht, damit ſie das beſtürzte und erſchrockene Gemüthe der Leſer auf eine angenehme Weiſe beſänftigen, ihre angeſtrengte Gedult um etwas ausruhen laſſen, eh ſie gantz erſchöpfet iſt, und durch dieſe geſchickte Abänderung der Materie dem Eckel vorkommen, welcher von der ſteten Gleichheit entſtehen würde. Der verſtändige Engelländiſche Poet und Kunſtrichter, Pope, hat in ſeinen Gedancken von den Schlachten in der Ilias insbeſondere aus dieſem vorbündigen Gedicht angemercket: „Nachdem eine lange Beſchreibung von Schlachten den Geiſt kan müde machen, hat Homer ſich verbunden gehalten, ihn aufzurichten, welches er alſo bewerckſtelliget hat, daß er unter dieſe Schrecken-volle Schildereyen auswärtige Bildniſſe eingemenget hat, welche ihm Sachen von einer andern Art vor Augen legen ſollten, ohne daß die Haupt-Sache durch dieſelben ausgelöſchet würde. Das ſind die Vergleichungen, welche er in den Erzehlungen von den Schlachten viel häuffiger anbringet, als ſonſt an andern Orten.„ Woraus genug erhellet, daß der Herr de la Motte auf die Natur des menſchlichen Gemüthes und die Urſache des Ergetzens nicht genug Achtung gegeben habe, da er aus dem abſonderlichen Character des Epiſchen Gedichtes beweiſen wollen, daß die Vergleichungen groſſer Dinge mit kleinen in demſelben die Würdigkeit

dieſer

dieſer Art Gedichte entunehren, weil die Epiſche Erzehlung den Geiſt durch hohe und edle Eindrücke immer erheben ſoll; als wenn die beſtändige Gleichheit in dem groſſen die hohe Gedult des Leſers nicht eben ſo wohl abmatten, und ihm Eckel verurſachen könnte, als das ſtete Einerley in dem kleinen. Man darf nur Virgils Bücher von dem Feld-Bau mit der Eneis vergleichen, ſo wird man bald wahrnehmen, wie die Verſchiedenheit der Materie den Poeten bewogen hat, in der geſchickten Auszierung derſelben gantz verſchiedene Wege zu nehmen. In demſelben Werck von dem Feld-Bau beſchreibet er in vier Büchern:

Quid faciat lætas ſegetes, quo ſidere terram
Vertere, - - - - ulmisque adjungere vites
Conveniat: Quæ cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori; Apibus quanta experientia parcis.

Da dieſe Materie an ſich ſelbſt weder erhaben noch groß iſt, ſo mußte der Poet befliſſen ſeyn, die Niederträchtigkeit der Sache, und zugleich den Geiſt des Leſers mittelſt ſeiner Kunſt zu erheben und aufwärts zu ſtützen. Er hat es auch ſehr geſchickt gethan, zum Theil durch die lebhafte Beſchreibung groſſer, herrlicher und verwunderns-würdiger Dinge, welche er hin und wieder hat einflieſſen laſſen, z. E. durch die Beſchreibung eines erſchrecklichen Ungewitters in der Zeit der Erndte, entſetzlicher Vorzeichen groſſer Veränderungen,

eines

eines in Brand geſteckten Walds, des Winters und dergleichen; zum Theil durch die Anbringung ſolcher Gleichniß-Bilder, welche er mit einer poetiſchen Kühnheit von Sachen entlehnet hat, die vor ſich ſelber groß und edel genung ſind, den Geiſt des Leſers zu erheben, und denen kleinen, obgleich anmuthigen Dingen, die er beſchreiben will, eine gewiſſe Erhabenheit mitzutheilen. Ich will nur zweyer Exempel hiervon gedencken. Das erſte, welches ich den Leſern überlaſſe nachzuſchlagen, ſtehet in dem zweyten B. v. 279. und ſtellet eine Baum-Schule, wo die Stämme in abgemeſſener Weite und nach der Schnur gepflantzten Reyhen ſtehen, mit den Linien einer wohleingerichteten Schlacht-Ordnung in Vergleichung. Das zweyte findet ſich in dem vierten B. wo der Poet die Werckſtatt der Bienen mit der Schmiede der Cyclopen vergleichet:

Ac veluti lentis Cyclopes fulmina maſſis
Cum properant, alii taurinis ſollibus auras
Accipiunt redduntque, alii ſtridentia tingunt
Aera lacu: gemit impoſitis incudibus Ætna:
Illi inter ſeſe magna vi brachia tollunt
In numerum, verſantque tenaci forcipe ferrum:
Non aliter, SI PARVA LICET COMPONERE MAGNIS,
Cecropias innatus Apes amor urget habendi,
Munere quamque ſuo, grandævis oppida curæ,
Et munire favos, & dædala fingere tecta.

Wer

Wer hier die Augen nur auf die Weſen, die in Vergleichung kommen, und auf das Groſſe in der Handlung richtet, der wird ſagen, dieſes heiſſe eine Mücke mit einem Elephanten vergleichen, und ſtatt das Kleine zu erheben, das Groſſe zugleich mit dem Kleinen herunter ſetzen: Allein ein ſolches Urtheil würde dem Poeten Gewalt thun, den ja niemand vor ſo alber halten wird, daß er die Bienen in Anſehung ihrer Gröſſe oder Kräfte mit den ungeheuren Cyclopen habe vergleichen wollen. Der Poet wollte den Leſer ein wenig von der Betrachtung der klugen Verfaſſung und arbeitſamen Emſigkeit dieſer kleinen Thiergen abführen, ſeine Verwunderung erhöhen, und ihm durch eine geſchickte Abänderung ein neues Ergetzen verſchaffen. Darum eröffnet er in dem unerwartet eingeführten Gleichniß eine gantz neue Scene, er ſtellet euch ſolche Weſen vor Augen, welche das Gemüthe durch das bloſſe Anſchauen mit groſſen und ſchier erſchrecklichen Eindrücken anfüllen; und läßt euch in ihren erſtaunenswürdigen Handlungen als in einem Bild die gleichmäſſige kluge Haußhaltung und in die Wette arbeitende Emſigkeit der Bienen wieder finden; daß demnach der Grund der Vergleichung alleine in der ordentlichen Austheilung vieler zu einem gleichen Zweck dienender Verrichtungen und dem in die Wette

arbei-

arbeitenden Eifers in Vollführung derselben, zu suchen ist. Nun kan ja eine eben so kluge Einrichtung und Eintheilung der Geschäfte in der Werckstatt kleiner Zwerge Platz haben, als in der Schmiede der Cyclopen; und die Liebe zur Arbeit nebst der eifernden Emsigkeit in Verrichtung seiner Geschäfte, kan in einem Zwergen Leib eben so starck und hitzig seyn, als bey dem ungeheuresten Riesen. Mithin aber müssen die Handlungen, wodurch sich die innerliche eifernde Arbeits-Lust erzeiget, in Absicht auf ihre Grösse allemahl mit dem Maß der Kräfte übereintreffen, von welchen sie gezeuget werden; und es wird niemand auf eine so ungereimte Weise ungerecht seyn, daß er von einer Bienen die Stärke eines Cyclopen fodere. Neben der erwähnten Aehnlichkeit, in welcher das Gleichniß gegründet ist, hat dasselbe noch eine Verhältniß-Schönheit in Absicht auf den Ort, wo es stehet. Dieser rechtfertiget nicht alleine die kühne Wahl eines so grossen Bildes, sondern erhebet auch die Kunst des Poeten, der gewußt hat durch eine so weise Abänderung der Scene sowohl das Gemüthe des Lesers als seine Materie auf eine belustigende Weise zu erheben und zu beleben. Dergleichen figürliche Bilder erinnern mich an gewisse künstlich gehauene Statuen, die in der Nähe gantz rauh und ungeheuer scheinen, aber so bald sie an ihren gehörigen Ort auf eine erha-

bene Gallerie gestellet werden, von dieser Entfehrnung die rechte Schönheit und das gebührende Maß der Proportion empfangen. Zudem hat der Poet selbst allem Aergerniß, das der vermeinte Mangel des Ebenmasses verursachen mochte, bescheidentlich vorgebauet, wenn er diese so glückliche und vortheilhaftige Kühnheit mit der höflichen Entschuldigung braucht: Si parva licet componere magnis; womit er nicht undeutlich zu verstehen giebet, daß diese Art zu vergleichen nicht so gewöhnlich und üblich sey, als die andere, da man ohne vorhero begehrte Erlaubniß von dem grossen zum kleinen hinuntersteigen darf; und uns zugleich lehret, mit wie vieler Behutsamkeit der poetische Flug müsse regiert werden, damit man nicht von einer hitzigen Phantasie entzündet über die Sphäre der Wahrscheinlichkeit ausschweife. In der Eneis hingegen, wo die Materie der Erzehlung an sich selbst gantz erhaben und bequem ist, den Leser zu erheben und in eine angenehme Unruh zu setzen, hat eben dieser geschickte Poet, damit er sie auf eine anmuthige Weise abänderte, die andere Art zu vergleichen erwehlet, und mit eben so vieler Kunst angewendet. Grad in dem ersten B. wo er die Beschäftigung der Arbeiter bey Erbauung, Erweiterung, und Anordnung der Stadt Carthago beschreiben will, dienet ihm eben dieselbe Emsigkeit

keit der obgleich kleinen Bienen ſolche groſſe Bearbeitung angenehm abzubilden.

Qualis apes æſtate nova per florea rura
Exercet ſub ſole labor, cum gentis adultos
Educunt fœtus, aut cum liquentia mella
Stipant, & dulci diſtendunt nectare cellas:
Aut onera accipiunt venientum, aut agmine facto
Ignavum fucos pecus à præſepibus arcent.
Fervet opus, redolentque thymo fragrantia mella.

Dieſes wiewohl kleine Gleichniß-Bild hat ebenfalls wie das obige, eine Optiſche Schönheit, wie ein Gemählde, das nach der Perſpectiv auf das ſorgfältigſte entworfen iſt, und die Bilder von ferne in derjenigen Gröſſe vorſtellet, wie man will, daß ſie dem Auge vorkommen. Der Poet führete ſeinen Helden v. 419. auf einen Geſichts-Punct, von welchem die arbeitende Bauleute in dem Thal nicht gröſſer als die wimmelnden Bienen vorkommen konnten.

Jamque aſcendebant collem, qui plurimus urbi
Imminet, adverſaque adſpectat deſuper arces.

Und in dem zwölften B. der Eneis, wo der Poet die Verwirrung, in welche Eneas die Lateiner durch ſeinen unvermutheten Uberfall geſetzet hatte, beſchreiben will, bedienet er ſich dieſes figürlichen Bildes der Bienen nochmahls ſehr geſchickt:

Incluſas ut cum latebroſo in pumice paſtor
Veſtigavit apes, fumoque implevit amaro;
Illæ intus trepidæ rerum per cerea caſtra
Diſcurrunt, magnisque acuunt ſtridoribus iras.
Volvitur ater odor tectis: tum murmure cæco
Intus ſaxa ſonant: vacuas it fumus ad auras.

Es wird unnöthig ſeyn, die Anmerckung noch einmahl zu wiederhohlen, daß die ſchreckenvolle Verwirrung, die von einer unvermutheten Uberrumpelung entſtehet, in dem kleinen Staat der Bienen eben ſo groß und voll unſchlüſſiger Beſtürtzung ſeyn kan, als bey denen Einwohnern einer belagerten Stadt. Ubrigens rechtfertiget ſich die Wahl dieſes kleinen ſymboliſchen Bildes dadurch, daß es an dem Orte, wo es ſtehet, trefflich bequem iſt, die Leidenſchaft des in Schreken geſetzten Leſers zu unterhalten; und doch anbey durch dieſe Veränderung angenehm zu mäſſigen.

Von derſelben Art iſt das Gleichniß von dem Klotze, welches die Frau Dacier in der beym Eingange angezogenen Stelle Erwähnung gethan hat. Es findet ſich in dem ſiebenden B. der Eneis v. 378.

Tum vero infelix ingentibus excita monſtris
Immenſam ſine more furit lymphata per urbem:
Ceu quondam torto volitans ſub verbere turbo,
Quem pueri magno in gyro vacua atria circum
Intenti ludo exercent: ille actus habena
Curvatis fertur ſpatiis. Stupet inſcia turba

Impu-

Impubesque manus, mirata volubile buxum:
Dant animos plagæ. Non curſu ſegnior illo
Per medias urbes agitur populosque feroces.

Der Poet wollte das unſinnige Herumſchwermen der Lateiniſchen Königin beſchreiben, die von der hölliſchen Alecto in eine raſende Wuth war gejaget worden; dazu bedienet er ſich des figürlichen Bildes von einem Klotze, den junge Leute in einem geraumen Hof zur Kurtzweil in weitläuftigen Kreiſen herumtreiben, da die Menge zuſehender Knaben, welche dieſer Gattung Spieles unberichtet ſind, gantz erſtaunet ſtehet, und ſich darein nicht finden kan. Würde man mich fragen, warum der Poet nicht ein edleres Bild erwehlet habe, die raſende Wuth der Königin Amata abzubilden, ſo wollte ich antworten, daß ſolches vornehmlich darum geſchehen, damit er einerſeits zeigen könnte, daß dieſelbe in dieſer ſchwermenden Wuth nervis alienis mobile lignum geweſen ſey, ein Werckzeug, womit die hölliſche Furie ihr Vorhaben auszuführen getrachtet hat, wie der Poet ein wenig weiterhin v. 405. ausdrücklich ſagt:

Reginam Alecto ſtimulis agit undique Bacchi.

Und anderſeits, daß dieſe hölliſche Göttin

. . . . . cui triſtia bella,
Iræque, inſidiæque, & crimina noxia cordi, v. 335.

eben so viel Freude, Lust und Kurtzweil an dem Herumschwermen der rasenden Königin gehabt habe, als junge Knaben von dem summenden Herumschwermen eines gepeitschten Klotzes empfangen; Ihr sehet wohl daß zu diesen Absichten dem Poeten ein gröberes Bild nicht würde gedienet haben.

Homerus, der Vater der Poeten, hat in seinen erhabenen Gedichten, der Ilias und der Odyssea, seine Materie durch die Vergleichung grosser Dinge mit kleinen gleichfalls unendlich abgeändert; die meisten Gleichnisse, die ich aus diesen beyden Wercken bißher angeführet habe, sind Beyspiele von dieser Art; doch will ich zu mehrerer Befestigung dessen noch etliche Exempel aus der Ilias anführen, und zwar mit Fleiß solche auslesen, welche manchem, der gewohnt ist nach dem erstern Anschein zu urtheilen, wegen der allzu grossen Herunterseßung Anstoß geben könnten.

In dem vierten B. v. 130. heißt es: „Aber, durchlauchter Menelaus, die unsterblichen und hochgelobten Götter vergessen deiner nicht; am allerwenigsten „Minerva, die Tochter Jupiters, die „Heerführerin, die, welche ihren Lieblingen manche fette Beute zutheilet; dieselbe stuhnd vor dich her, wehrete dem „todtlichen Pfeil und entfernte ihn von

„deinem

„ deinem Leib, ſo leicht als eine liebreiche „ Mutter eine Mücke von ihrem Kind ent„ fehrnt, welches in einem ſüſſen Schlafe „ lieget.„ Die gütige Vorſorge der Göttin Pallas für Menelaus wird mit der zärtlichſten Sorge einer Mutter für ihr Kind verglichen: und die Gefahr, welche der fliegende Pfeil, ἐξωβελὸς, dem nichts ſo wiedriges vermuthenden Menelaus angedrohet hatte, wird unter dem Bild einer mit einem ſcharfen Angel bewaffneten Mücke, gar künſtlich vorgeſtellet: doch was die Wahl dieſes angenehmen kleinen ſymboliſchen Bildes am meiſten rechtfertigt, iſt, daß es vortrefflich bequem iſt, zu zeigen, mit was vor Leichtigkeit die Schutzgöttin des Helden die Gefahr, die ihm über dem Haupt ſchwebete, durch ihre liebreiche Vorſorge von ihm abgewendet, nemlich eben ſo leicht, als eine Mücke weggejaget wird. Ich finde ein paar Gleichniſſe, die dieſem leztern durchaus ähnlich ſind, das erſte in dem dreyzehenden B. der Ilias v. 587. wo Helenus einen Pfeil nach eben dieſem Menelaus ſchieſſet, der mitten in den Küraß dieſes Helden getroffen, jedoch ohne Würckung zurück gepreller hat. Da nimmt der Poet das Gleichniß-Bild von den Erbſen und Bohnen, welche in einer Wanne aufgeſchüttelt, und von dem Boden derſelben hoch in die Luft geſtöbert werden; das andere in dem fünfzehenden B. v. 362. will

ich von Wort zu Wort aussetzen: „ Vorne „ stuhnd Apollo mit dem kostbaren Egiden- „ Schild an dem Arm, und warf die Mauer „ der Griechen mit so leichter Mühe zu Bo- „ den, wie ein Knabe ein Hauß von Kißlin- „ gen umwirft, das er an dem Gestade des „ Meeres aus kindischer Lust gebauet hat, „ und aus gleichmässiger Lust mit Händen „ und Füssen wieder zerstöhret. „ Wenn man die Leichtigkeit, mit welcher eine mehr als menschliche Stärcke ein grosses und an sich selbst schweres Werck verrichtet, deutlich bestimmen will, so kan solches nicht anderst, als durch die Vergleichung desselben mit kleinen Wercken geschehen, welche von einer weit geringern Kraft sehr leicht und ohne Mühe vollbracht werden.

Das zwölfte Buch der Ilias ist bekannter massen mit grossen und erschrecklichen Beschreibungen durchgehends angefüllet, daher hat der Poet in demselben auch seinen kunstreichen Fleiß verdoppelt, das erstaunte und erschrockene Gemüth der Lesenden mittelst angenehmer Vergleichungen aus der heftigen Unruhe in eine angenehme zu versetzen. Ich finde vornehmlich zwey Gleichnisse, die wegen dieser Würckung, so sie an dem Ort, wo sie stehen, nothwendig thun müssen, wunderwürdig sind. Gegen dem Ende des Buches, wo das hartnäckigte Gefechte der Lycischen Truppen, welche eine Brustwehr der Grie-

chen

chen mit ſtürmender Hand angefallen hatten, und der gleich ſo hartnäckigte Widerſtand der Griechen, die mit unverzagtem Muth dieſelbe zu erhalten ſtritten, beſchrieben wird, ſagt der Poet: „Wie zween „ Menſchen mit der Meßruthe in der Hand „ an den Grenzen eines Feldes ſtehen, das „ ihnen gemeinſchaftlich gehöret, und ſich in „ einem kleinen Bezirck um einen gleichen „ Antheil Landes zancken; alſo zancketen „ ſich die Lycier und die Griechen um „ die gemaurte Bru[illegible]-Wehre.„ Und gleich in dem folgenden 433ſten v. wenn er die Ungewißheit des Sieges beſchreiben will, da in dem hartnäckigten Gefechte keine Parthey einigen Vortheil über die andere erhalten konnte, führt er den Leſer wieder auf eine angenehme Vergleichung, welche gantz bequem iſt, ihn eine Zeitlang in dieſer Ungewißheit aufzuhalten. „Sie ſtuhnden gegen einander, „ wie eine Frau, die ihr Leben mit Spinnen gewinnen muß, die Wagſchalen mit „ dem Gewichte und der Wollen eben hält, „ hernach beyde zugleich aufwerts ziehet, „ und mit billig-liebendem Hertzen abwieget, damit ſie ihren Kindern das ſchlechte Lohn ihrer Arbeit nach Hauß bringe. „ Alſo ſtuhnd der Krieg und die Schlacht „ zu beyden Theilen im Gleichgewichte.„ Ihr ſehet, wie der Poet ſo ſorgfältig iſt,

die Umstände zusammen zu tragen, welche diese Frau vermögen, die Wage in dem Gleichgewicht zu halten. Die Billigkeit erlaubet ihr nicht einigen Vortheil zu suchen, und die Dürftigkeit machet sie vorsichtig, damit sie sich nicht selber Schaden und Unrecht thue.

So leicht es ist, bey Homer Gleichnisse von der Art derjenigen zu finden, welche ich bißher angeführet habe, so selten trift man hingegen bey ihm Gleichnisse von der andern Art an, welche von dem kleinen zu dem grossen hinaufsteigen. Ich habe in der That Mühe gehabt, dasjenige, welches ich hier als ein Exempel anführen will, gleich auf der Stelle zu finden. Es stehet in dem neunzehenden B. der Odyssea v. 205. Der Poet beschreibet da die innigste Wehmuth der Penelope, welcher das Hertz zerbrechen, und die Augen in Thränen zerflieſſen wollten, als sie Ulyssen selbst unbekannter Weise ihr seine eigene Geschichte erzehlen hörete: „ Die Thränen flossen ihr, indem sie ihm „ zuhörete, über die Wangen, und sie „ schlug sich an die Brust. Wie der Schnee „ auf den hohen Bergen von dem Süd„ wind schmilzt, nachdem der Westwind „ ihn zu Hauffen gesammelt hatte, und die „ Flüsse davon angefüllet worden; also zer„ flossen ihre schönen Augen in Thränen, in„ dem sie ihren Gemahl beweinte, der ihr da „ zur Seiten saß. „ Der

Der Poet ſtellete ſich den inwendigen Schmertzen der Penelope ſo groß vor, daß er aus Furcht denſelben zu verringern, ihn durch eine erlaubte Kühnheit lieber vergröſſern wollen. Alſo iſt dieſes Gleichniß hyperboliſch, und dienet zu ſeinem Schutz, was Quintilianus im achten B. C. 6. von allen Hyperbolen ſaget: Tum hyperbole virtus, cum res ipſa de qua loquendum eſt, naturalem modum exceſſit: Conceditur enim amplius dicere, quia dici quantum eſt, non poteſt, meliusque ultra quam citra ſtat oratio. Zudem iſt dieſes Gleichniß durch den öftern Gebrauch gleichſam naturaliſirt worden, und man iſt es ſo wohl gewohnt, daß es niemand mehr anſtöſſig iſt. Unter andern hat es der Hr. Prof. Gottſched in der Ode an Ihre Czariſche Majeſtät in folgenden Zeilen nachgeahmet:

So wie in warmen Frühlings-Tagen
Der Schnee, den Luft und Sonne ſchmelzt,
Sich dort von Carpathus Bergen weltzt;
Sieht man die Thranen-Fluth aus ihren Augen ſchlagen.

Ehe ich die gegenwärtige Abhandlung beſchlieſſe, muß ich noch ein Beyſpiel von dieſer Art aus Hrn. Hof-Raths Joh. Ulrich Königs erſtem Geſang auf das Lager bey Mühlberg anführen. Bl. 39.

Ein

Ein muthig edler Hengst ists, der sich jetzo weist,
Aschfarbig ausserlich, von innen Glut und Geist.
Er kan nicht müssig gehn, wünscht einen tapfern Ritter,
Und gleicht an Ungestüm sich einem Ungewitter;
Stampft, daß die Erde bebt, unbändig-wild an Muth,
Und müde des Verzugs, biß er mit frecher Wuth
Den weissen Schaum von sich, wie Schnee und Regen sprützet,
Im Wiehern donnernd schreyt, mit beyden Augen blitzet,
Die Mähne, wie den Schweif Cometen-ähnlich kraußt,
Durch jedes Nasenloch ein Wetter von sich braußt,
Wie Hagel um sich schlägt die Funcken aus den Steinen,
Im Fluß den Wirbel zeiht den Sturmwind in den Beinen.
Ihm folgt ein Mutter-Pferd, sanft wie die stille See, ꝛc.

Ich kan zwar diesem vornehmen Sächsischen Poeten desto mehr nachsehen, weil die Beschaffenheit seiner Materie eine Kühnheit in dem Abändern erfodert hat. Doch muß ich ungeachtet dieser billigen Neigung bekennen, daß mich zwar die allzu sorgfältige Ausführung der Vergleichung des Pferdes mit einem Ungewitter von dem großmüthigen Beginnen des Dichters versichert, aber auch zugleich lehret, wie gar schwer es sey, die angestrengte Einbildung in dem Zaume zu halten, und vor Ausschweiffung zu bewahren. Die einzige Zeile,

Und gleicht an Ungestüm sich einem Ungewitter,

macht bey mir einen grössern und edlern Eindruck, als die acht folgenden Zeilen, und ich erwarte nicht, daß der Poet, nachdem

es ihm gelungen mein Gemüthe durch dieſen Kunſtſtreich in Erſtaunen zu ſetzen, Mühe und Zeit nehmen werde, mich zu lehren, in wie viel abſonderlichen Stücken die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen beyden könne gefunden werden. Denn dasjenige, was anfänglich ſo erſchrecklich ausſah, wird durch den allzu furchtſamen Fleiß und die eitele Künſteley auf einmahl matt und froſtig, und die Aufſuchung allzu entfernter Aehnlichkeiten verräth mir die ausſchweiffende Kurtzweil des Poeten. Dieſes thun gewiß folgende zwo Zeilen:

Iſt müde des Verzugs, biß er mit frecher Wuth
Den weiſſen Schaum von ſich, wie Schnee und Regen ſprützet.

Ein Pferd, das mit frecher Wuth den weiſſen Schaum von ſich ſprützet, iſt ein wenig prahlerhaft geredet; das einzige Zeitwort, es ſchäumt, iſt weit nachdrücklicher; und die erſtere halbe Zeile ſcheinet eine Vorbereitung zu etwas gröſſern zu machen, als das Sprützen des Schaumes iſt. Das Sprützen, wodurch das Thun des Pferdes ausgedrücket wird, machet einen viel zu ſchwachen Eindruck, und wird durch die groſſe Vorbereitung dazu lächerlich. Auch iſt das Schäumen des Pferdes keine Anzeige einer frechen Wuth, ſondern nur einer innerlichen Hitze; und die Vergleichung

mit

mit Schnee und Regen iſt ein rechtes Meteorum oratorium, da die Aehnlichkeit bloß auf der weiſſen Farbe, vielleicht auch auf der Flüſſigkeit beruhet, welche Eigenſchaften der Schaum mit dem Schnee gemein hat. Aber da der Begriff von Schnee und Regen, inſonderheit in einem ungeſtümen Ungewitter nothwendig den Begriff von der Menge und dem Uberfluß der Flocken und Tropfen in ſich ſchlieſſet, auch meiſtens in dieſer Abſicht, als ein Bild zum Grund der Vergleichung geleget wird, ſo mangelt es dieſer Vergleichung an dem Grund der Wahrſcheinlichkeit. Eben ſo ſchwülſtig und groſſprechend iſt das donnernde Geſchrey des Meeres, die Cometen-ähnliche gekrauſſte Mähne, der Hagel der Funcken und der Sturmwind in den Beinen. Hätte der Poet nicht beſſer gethan, wenn er die Zeichen des ungeſtümen Thuns, die dieſer muthige Hengſt von ſich gegeben hat, mit nachdrücklichen Zeitwörtern, ungefehr wie Opitz, ausgebildet hätte:

(fliegen
Springt, wiegert, ſchnaubt und ſchäumt, läßt ſeine Haare
Um beyde Schultern her. . . . . .

als daß er ſich verweilet die Aehnlichkeiten in beſondern Stucken nach einer ſchüleriſchen Ordnung neben einander zu ſetzen, wodurch er den Begriff von der ungeſtümen Unruh des Vorzuges-müden Pferdes auf einmahl umſtößt.

Laſſet

Laſſet uns ſehen, wie Virgil eine Schilderey von einem edeln Pferd zu beleben gewußt hat, in dem dritten B. von dem Feld-Bau v. 75.

Continuo pecoris generoſi pullus in arvis
Altius ingreditur, & mollia crura reponit.
Primus & ire viam, & fluvios tentare minaces
Audet, & ignoto ſeſe committere ponti:
Nec vanos horret ſtrepitus; illi ardua cervix,
Argutumque caput, brevis alvus, obeſaque terga:
Luxuriatque toris animoſum pectus: honeſti
Spadices, glaucique. - - - - - - -
- - - - - Tum ſi qua ſonum arma dedere,
Stare loco neſcit: micat auribus, & tremit artus;
Collectumque premens volvit ſub naribus ignem:
Denſa juba, & dextra jactata recumbit in armo:
At duplex agitur per lumbos ſpina, cavatque
Tellurem, & ſolido graviter ſonat ungula cornu.

Man kan damit die Beſchreibung vergleichen, welche Homer von einem muthigen Pferd in dem fünfzehenden B. der Ilias v. 263. gemachet hat, welche hernach Virgil in dem eilften B. der Eneis v. 492. in einer gleichen Abſicht nachgebildet hat. Aber alle dieſe Schildereyen, ſo vortrefflich ſie an ſich ſelbſt ſeyn mögen, werden noch weit von derjenigen übertroffen, die wir in dem Tragiſchen Gedichte Hiobs Cap. 39. finden, wo der H. Poet den Schöpfer ſelbſt redend einführt. „ Hatteſt du dem Pferde ſeine Stärcke zuzu-
„ legen; oder ſeinen Halß mit einem hurti-
„ gen

„ gen und bebenden Schüttern zu bekleiden
„ vermocht; hatteſt du ihm eine ſolche Hitze
„ einpflantzen können, daß es Sätze und Luft-
„ Sprünge macht, wie eine Heuſchrecke?
„ Die Hoffart in ſeinem Schnauben hat et-
„ was Erſchreckliches, ſeine Hufe ſpaltet das
„ ebene Feld, und ſeine Stärcke macht es
„ übermüthig; es rennet der geſchloſſenen
„ Schlacht-Ordnung entgegen, es verlacht
„ die Gefahr, und erſchrickt nicht; es kehret
„ nicht um vor dem blinckendem Schwerdt,
„ noch vor dem ſchwirrenden Geröſe der Sch-
„ ne, oder wenn der flammende Spieß und die
„ Lantze über ſeinem Haupt ſummen und pfeif-
„ fen; Es verſchlinget den Boden voll wü-
„ tender Ungedult, es traut erſtlich ſeinen
„ eigenen Ohren nicht, wenn es den Schall
„ der Poſaunen höret; wenn er aber über-
„ hand nimmt, ſo zeiget es ſeine innige Freu-
„ de mit einem lachenden Wiehern, es rie-
„ chet von ferne den Streit, das donnernde
„ Geſchrey der Feld-Obriſten, und den Ler-
„ men.„ Ob dieſes gleich nur eine proſaiſche Uberſetzung iſt, und zwar aus einer Sprache, derer Kraft und Schönheit wir nicht einmahl recht kennen, ich geſchweige, auszudrücken vermögen, ſo zeiget doch auch dieſe matte proſaiſche Uberſetzung, daß die ſchönſten Ausbildungen eines ſterblichen Verfaſſers leicht und ſchwach gerathen ſind, wann man ſie mit den Begriffen vergleichet, die der Schöpfer

ſelbſt

selbst von dem Wesen heget, welchen er den Athem gegeben hat. Es wird fürwahr der Mühe werth sern, daß wir die Vortrefflichkeit dieser Schilderey, die zwar nach dem Morgenländischen Geschmack entworffen, doch nicht ungeheuer, sondern prächtig erhaben ist, in das gehörige Licht setzen. Was die Kühnheit einiger Metaphoren anbelanget, welche manchen fremd und schwer vorkommen möchten, ungeachtet sie in Vergleichung mit einiger deutschen Poeten ihren noch ziemlich gemässigt sind, so will ich meine Leser zu den dreyen gelehrten Männern Bootius, Bochart, und Schultens verweisen, welche in ihren Erklärungen über diese Stelle genug bewiesen haben, daß dieselben bey den Orientalischen Scribenten gantz geläuffig, gewöhnlich und üblich sern. Was mich in dieser Schilderey am stärcksten rühret, ist das Leben, die Hitze, der stoltze und edle Muth des Pferdes, welche mit der kunstreichen Beschreibung durch die Vergrösserung und Herannaherung der Gefahr immer anwachsen. Anstatt daß andere Poeten sich gerne verweilen, die Schönheit und die äusserlichen Bewegungen eines hitzigen Pferdes künstlich vor Augen zu schildern, entdecket uns dieser göttliche Dichter das innerliche Triebwerck aller dieser Handlungen, und läst uns die Geburt und das Wachsthum derselben in den deutlichsten Kennzeichen sehen, welche er mit einer beson-

dern Macht der Wörter nachdrucksam erhebet. Das Verwundersame in der Beschreibung gründet sich auf den stolzen Muth und die Stärcke des Pferdes, welche durch die aufwallende Hitze desselben ungemein vergröſſert wird. Hastest du seinen Hals mit einem hurtigen und bebenden Schüttern zu bekleiden vermocht? Ich habe das Hebräische Wort nach seiner ersten und natürlichen Bedeutung durch ein starkes Schüttern und Beben * gegeben, welches sich nach der Anmerckung der Orientalischen Scribenten bey den Pferden an dem Halſe spühren läſt, und durch eine hitzige Munterkeit verursachet wird. Die Hebräer brauchen daſſelbe Wort in figürlichem Verſtande, den Donner zu bedeuten; und daher mag wohl der deutsche Poet seine Vergleichung mit dem Ungewitter entlehnet haben. Von diesem Kennzeichen der innerlichen Hurtigkeit kömmt der Dichter zu den muthigen Sätzen und Luft-Sprüngen, welche er durch das hüpfende Fliegen der Heuschrecke gar bequem abbildet. Virgil saget v. 117.

Inſultare ſolo & greſſus glomerare ſuperbos.

und ist bey seiner Einfalt viel nachdrücklicher als der Deutsche mit seinem Gleichniß:

Wie Hagel um sich schlagt die Funcken aus den Steinen.

Was

* Conf. Virgil. Georg. III. 250.

Was ferner der Römiſche überaus kräftig in dieſem Verſe ausgedrücket hat:

Collectumque premens volvit ſub naribus ignem,

Das giebt der göttliche Dichter noch kürtzer und kräftiger, die Hoffart in ſeinem Schnauben iſt Schrecken, oder etwas ſchreckliches. Aber der Deutſche überſteiget beyde durch ſeine übermäſſige Ausſchweifung:

Durch jedes Naſeloch ein Wetter von ſich braußt.

Das paar Wetter hier, und wann es mehr als zwey wären, hat keine Kraft mehr mich zu erſchrecken, ſo bald ich vernehme, daß es in dem Naſeloch eines Pferdes erzeuget worden. Seine Hufe ſpaltet das ebene Feld, das iſt das Virgilianiſche cavatque Tellurem. Da der Poet im Verfolge durch die Beſchreibung der anwachſenden Gefahr die zugleich anwachſende und in der gröſten Gefahr unerſchrockene Hitze des Pferdes vergröſſern will, leget er ihm nicht nur mehr Muth und Leben, ſondern gar Verſtand, Uberlegung, Gedancken und eine Sprache bey; es kennet ſeine Stärcke, und dieſe macht es übermüthig. Es mag nicht warten biß der Feind ankömmt, es eilet ihm entgegen. Es ſpottet der Gefahr, wann ſie noch ſo erſchrecklich wäre. Alles ſind Züge, die den gröſten in der Bruſt verſchloſſe-

ſchloſſenen Muth zu erkennen geben, und mit welchen dieſer göttliche Dichter die menſchliche Kunſt zu ſchildern weit hinter ſich läßt. **Es verſchlinget den Boden voll Zorn und Grimm**, dieſes iſt eine bey den Arabern ſehr gebräuchliche Metaphora, eine faſt unglaubliche Geſchwindigkeit im Laufen auszudrukken, der Grund derſelben beſtehet darinn, daß die Erde in währendem Lauf des Pferdes gleichſam vor den Augen verſchwindet, wie der Raub, den ein reiſſendes Thier hitzig verſchlinget; und daher haben es die ſiebenzig Dollmetſcher glücklich gegeben, αΦανεῖ τὴν γῆν. Gegen dieſer einzigen Morgenländiſchen Metapher ſind alle Beſchreibungen der andern Dichter gantz matt, z. E. wenn Virgil ſagt, v. 193.

. . . . . Tum curſibus auras
Provocet ac per aperta volans ceu liber habenis
Æquora, vix ſumma veſtigia ponat arena, &c.

Es trauet ſeinen eigenen Ohren nicht, wenn es gleich den Schall der Poſaunen höret, das will ſagen, es wünſchet und verlanget ſo brünſtig, dieſe kriegeriſche ſo angenehme Muſick zu hören, daß es ſeinen Ohren nicht trauet, aus Furcht, ne falſis ludatur imagine vocis, und ſo bald es vor dem beſorgten Betrug ſicher iſt, ſo entdecket es ſeine unmigliche Freude mit einem lachenden Wiegern, es ſagt ha! ha! Wie matt iſt dagegen Virgil,

Si

. . . . Si qua ſonum procul arma dedere,
Stare loco neſcit, micat auribus & tremit artus.

Und ein wenig ferner von da v. 93.

. . . . . & altum
Pelion hinnitu fugiens implevit acuto.

Wie ungereimt iſt das Deutſche:

Im Wiehern donnernd ſchreyt. . . . .

Virgil heißt das Wiehern recht Tinnitum acutum, welches ſich nicht zu dem Donner reimet. Wie geſchickt hat auch der heilige Dichter das lachende Wiehern, als ein Kennzeichen der Freude angemercket? Zuletzt hat der deutſche Poet auch des Virgils ſtare loco neſcit nicht glücklich dadurch gegeben:

Er kan nicht müſſig gehn, ...

Man könnte es in Stehn verändern, weil ein Pferd, ſo bald es geht, ſchon nicht mehr müſſig iſt, geſtalt Virgil der Wahrheit gemäß ſagt, cum ſinuat alterna volumina crurum, eſt laboranti ſimilis; zudem iſt die Redens-Art, müßig gehen, für nichts thun, gantz gemein.

Der zwölfte Abschnitt.

Von dem Wohlstand der Gleichniß-Bilder.

Verhältniß-Schönheit der Gleichnisse in Absicht auf den Ort, wo sie stehen, und die Wahl der symbolischen Bilder. Daß der Wohlstand sich nach den Sitten andere. Homers Gleichniß-Bild von dem Esel bey Gelegenheit des Ajax, von einigen Kunst-Richtern getadelt. La Motte und Boileaus Meinung davon. Wie Hr. Dacier die Würdigkeit des Esels von Beschimpfung rettet. Der Frau Dacier Beantwortung des Einwurfes, daß die Knaben und die Gefräßigkeit des Esels in dem symbolischen Bilde unanständig seyn. Daß der Grund dieser Vergleichung in dem Zertreten und Abweiden der Saat bestehe. Wie Homer an einem andern Ort die Abschneidung des Getraydes als ein Gleichniß-Bild der Verheerung anbringet. Virgils Vergleichung des Turnus mit einem Tieger unter wehrlosen Thieren gerettet. Wie Homerus den König Priamus unter dem Bild eines Uebelthaters vorstellet. Abliehnung der Beschuldigungen, so dawieder gemachet worden. Wie Homerus das symbolische Bild eines Brandlings unter der Asche anwendet, da er den Ulysses unter einer Decke von Laub vorstellet. Weitläuftige Kunst des Poeten, in diesem Gleichniß entdecket. Wie er das Bild von einem Menschen nimmt, der den Wanst eines Opfer-Viehes bey einem grossen Feuer hin und her wendet, die Unruhe und Gewalt der Rachbegierde des Ulysses vorzubilden. Ausführliche Entdeckung der vollkommenen Kunst, die in dieser Vergleichung angebracht ist. Wie er die Seelen der erschlagenen Buhler mit den Fledermausen vergleicht. Der Wohlstand dieses Gleichniß-Bilds wird durch die Erzehlung der Umstande, so der Poet nach seiner Absicht vorstellen mußte, behauptet.

Die

DJe gelehrte Frau Dacier sagt in der Untersuchung der Frage, ob es mehr Kunst erfodere, kleine Sachen mit grossen, oder grosse mit kleinen zu vergleichen, daß in Beurtheilung der Gleichnisse folgende Regel wohl ich acht zu nehmen sey: „Wann man von „den Gleichnissen gründlich urtheilen will, „lauten ihre Worte, so kömmt es nicht dar„auf an, ob der Gegenstand, von welchem „man das symbolische Bild entlehnet, groß „oder klein, vornehm oder schlecht sey, son„dern man muß hauptsächlich Achtung ge„ben, ob das Gleichniß-Bild, welches uns „von dem Poeten vorgeleget wird, nett und „lebhaft sey; ob der Poet dasselbe durch „poetische Farben künstlich erhoben, und ob „er seine Absicht damit völlig erreichet und „ausgedrücket habe.„ Ich habe in dem vorhergehenden Vortrag gezeiget, daß und wie ferne sich kleine Dinge mit grossen und grosse mit kleinen in Vergleichung stellen lassen; vermöge dessen was ich davon gesagt habe, muß ich auch gestehen, daß diese Regel der Frau Dacier in so weit als wir uns in der Beurtheilung der Gleichnisse nur um den innern Grund und das Wesen derselben bekümmern, ihre völlige Richtigkeit habe. Nichtsdestoweniger ist unstreitig, daß die Gleichnisse neben dieser innerlichn und wesentlichen Schönheit noch eine Verhältniß-Schönheit und Anständigkeit in Absicht auf den Ort, wo sie zu stehen kommen, und auf

die Wahl der symbolischen Bilder haben müssen; Gleichwie es nicht genung ist, daß ein Gemählde durch die Aehnlichkeit der Züge, und der Lineamente des Angesichtes, durch die Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben, und durch die reiche Kunst des Mahlers ergetze, sondern überdiß noch erfordert wird, daß die Stellung, die Kleidungs-Art, und gantzer Zierrath der Würde und dem Ansehen der vorgestellten Person anständig sey; und daß das Gemählde an einen anständigen Ort aufgestellet werde. Und in dieser Absicht ist freylich sehr viel daran gelegen, daß man in der Beurtheilung der Gleichnisse absonderlich untersuche, ob der Gegenstand, von welchem das symbolische Bild entlehnet wird, diese Verhältniß-Anständigkeit habe, oder vielleicht vor die Würde der ähnlichen Sache, die dadurch vorgebildet wird, allzu unedel und verächtlich sey. Dieses heißt der Wohlstand der symbolischen Bilder, welcher die Vollkommenheit der Gleichnisse ungemein erhebet; denn so ähnlich sonst ein Gleichniß in seinem Grund, und so prächtig die Kunst des Dichters in desselben Ausbildung seyn mag, wo indessen dieser Wohlstand in der Wahl des symbolischen Bildes aus der Acht gelassen worden, so verdunckelt dieser Mangel alle übrigen Schönheiten des Gleichnisses. Insonderheit muß dieser Wohlstand sorgfältig

fältig beobachtet werden, wenn man die erhabenen Tugenden und Eigenschaften einer wahrhaften Person oder Sache nachdrücklich erhöhen, und herausstreichen will.

Der Wohlstand ändert sich mit dem Verlauf der Zeit und den Sitten der Menschen, und ist nicht in der Natur der Sachen, sondern in der Einbildung der Menschen und der Gewohnheit gegründet. Vor Alters, in der glückseligen Zeit, da man nichts von Ueppigkeit und Verzärtelung wußte, ward nur die Arbeitsamkeit und die Tugend vor rühmlich, und die Trägheit und das Laster vor schändlich gehalten. Die Ertzväter arbeiteten mit ihren eigenen Händen, die vornehmsten Töchter giengen selbst Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; Rebecka, Rachel, und die Töchter Jethro träncketen ihre Heerden selbst; bey Fabius Pictor gehet die Rhea selbst, und bey Livius die Tochter des Tarpejus mit dem Krug zur Quelle. Aber zu unserer Zeit sind dieses verächtliche, niedrige und knechtische Geschäfte. Dieserwegen bestehet der Wohlstand in dem Werth, welchen die herrschenden Sitten und Gewohnheiten in einem gewissen Ort, und zu einer gewissen Zeit den Sachen beyzulegen pflegen; daher es kömt, daß zu einer Zeit und an einem Ort etwas verächtlich seyn kan, was zu einer andern Zeit, und an einem andern Ort war hoch-

geſchätzet worden. Aus dieſer Urſache hat Cornelius Nepos, der das Leben der berühmteſten griechiſchen Feldherren in Schrift verfaſſet hat, in Betrachtung des groſſen Unterſchiedes der Sitten und Gewohnheiten ſeiner Zeit unter den Römern, gegen den Zeiten derer alten Griechen, von welchen er ſchreibet, vor nöthig gehalten, ſeine Römiſchen Leſer in der Vorrede zu ſeinem Werck zu warnen, daß ſie ſich nicht daran ſtoſſen ſollen, wenn er ſeinen Helden zuweilen ſolche Sachen zum Lob beymeſſen werde, welche damahls zu Rom verächtlich und unanſtändig gehalten worden, weil er die Sitten und Zeiten habe ſo beſchreiben müſſen, wie er ſie gefunden. Dieſe Vertheidigungs-Rede des Cornelius iſt in der That werth, daß wir ihr allhier einen Platz einräumen. Non dubito fore plerosque, qui hoc genus ſcripturæ leve, & non ſatis dignum ſummorum virorum perſonis judicent, cum relatum legent, quis muſicam docuerit Epaminondam, aut in ejus virtutibus commemorari, ſaltaſſe eum commode, ſcienterque tibiis cantaſſe. Sed hi erunt fere, qui expertes litterarum græcarum, nihil rectum, niſi quod ipſorum moribus conveniat, putabunt. Hi, ſi didicerint, non eadem omnibus eſſe honeſta ac turpia, ſed omnia majorum inſtitutis judicari; non admirabuntur, nos in Grajorum virtutibus exponendis mores eorum ſecutos.

Neque

Neque enim Cimoni fuit turpe, Athenienſium ſummo viro, ſororem germanam habere in matrimonio: quippe cum ejus cives eodem uterentur inſtituto. At id quidem noſtris moribus nefas habetur. Laudi in Græcia ducitur adoleſcentulis, quam plurimos habere amatores. Nulla Lacedæmonii tam eſt nobilis vidua, quæ non ad ſcenam eat mercede conducta. Magnis in laudibus tota fuit Græcia, victorem Olympiæ citari, in ſcenam vero prodire & populo eſſe ſpectaculo, nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini. Quæ omnia apud nos partim infamia, partim humilia atque ab honeſtate remota ponuntur. Contra ea pleraque noſtris moribus ſunt decora, quæ apud illos turpia putantur, &c. Auf eben dieſen Grund wollen wir jetzo einige Homeriſche Gleichniſſe gegen den Vorwurf unwiſſender Tadler, daß ſie wider den Wohlſtand laufen, zu retten trachten.

In der Mitte des eilften B. der Ilias kommen in einer Reihe zwey verknüpfte Gleichniſſe vor, deren letzteres unter allen Homeriſchen Vergleichungen am meiſten angefochten worden. Sie lauten wie folget:

„ Der Vater Jupiter ließ ſeine Wageſchale
„ hoch empor ſteigen, dadurch jagte er dem
„ Ajax das Schrecken in den Buſem, daß
„ er ganz betreten ſtuhnd. Er warf das
„ Schild von ſieben Thier-Fellen auf den
„ Rücken, und zog ſich einem Wild gleich

„ zurück,

„ zurück, indem er manch bangen Blick auf
„ die Kriegesschaaren warf, er gieng mit
„ langsamen und schweren Schritten, und
„ wendete sich öfters, wie ein falber Löwe,
„ der in einem Stall von Hunden und
„ Bauern gehetzet wird, da sie die ganze
„ Nacht über wachen und wehren, daß er
„ die fetten Stieren nicht anfalle; derselbe
„ ist gantz fleischgierig, und gehet mit hun-
„ gerigem Magen auf sie loß, aber es feh-
„ let ihm, weil ein Haufen Pfeile von küh-
„ nen Händen auf ihn geschossen werden,
„ und ihm die angezündeten Fackeln Furcht
„ und Grauen verursachen, ungeachtet er
„ auf den Raub gantz erpicht ist; Er weicht
„ mit anbrechendem Tage voll Betrübniß.
„ Also gieng Ajax von den Trojanischen
„ Haufen, welchen er so grossen Abbruch
„ gethan hatte, sehr ungerne zurücke, weil
„ er der griechischen Schiffe halber unge-
„ mein besorget war. Wie wenn ein Esel
„ ungeachtet alles Widerstandes der Hirten-
„ Knaben, die mehr als einen Bengel ihm
„ auf dem Rücken in Splitter zerschlagen,
„ gemach und langsam in einem Korn-Feld
„ gehet, wo er die reiche Ernd abfrißt,
„ wiewohl die Knaben mit den Bengeln
„ auf ihn zuschlagen, sind ihre Schläge
„ doch schwach, und sie mögen ihn nicht hin-
„ austreiben, biß er sich satt gegessen hat.„
Gewisse verzärtelte Critici haben dieses letz-

tere

tere Gleichniß als zu niedrig und unanständig verworffen, sie konten nicht begreiffen, wie das Bild von einem Esel sollte dienen können, das Lob eines Helden zu erheben, zumahl da kein verächtlicheres Thier ist, da der Esel zur Knechtschaft gebohren, faul und träg ist, also daß der blosse Nahme desselben durch eine Figur vor ein Scheltwort gebraucht wird, einen dummen, langsamen und faulen Kopf zu bedeuten, daher ihn auch Horatius iniquæ mentis asellum characterisiert. Der Herr de la Motte hat zwar in seiner Schrift von Homer das Hertz nicht, sich offenbar vor diese Meinung zu erklären, doch ist seine Schutz-Schrift vor die Würde des Esels so kaltsinnig und auf Schrauben gesetzet, daß man derselben nicht wohl trauen kan. „Die Kunstrichter, sagt er, haben „vornehmlich die Wahl des Poeten angegriffen, da er den Esel zum Gleichniß„Bild genommen hat. Ich kan meines „Orts nicht glauben, daß sie es mit Grund „thun, weil der Begriff von einer verächt„lichen Niedrigkeit, den wir an das Wort „Esel gebunden haben, nur willkührlich ist, „und es mag seyn, daß man vor diesem in „Griechenland dieses Thier mit eben so viel „Grund hochgeschätzet hat, als es in Franck„reich verachtet ist.„ Der Herr Despreaux hat sich in seiner neunten Betrachtung über Longin mit mehrer Deutlichkeit ausgedrücket.

Er

Er geſtehet, daß die Worte, welche in der Lateiniſchen und der Franzöſiſchen Sprache einen Eſel bedeuten, in beyden von der verächtlichſten Niedrigkeit ſeyn, aber er erinnert hingegen auch, daß ſo wohl das griechiſche als das hebreiſche Wort, womit eben daſſelbe Thier genennet wird, nichts niederträchtiges mit ſich führe, zumahl man finde, daß es von den hebreiſchen und griechiſchen Scribenten in den allerprächtigſten Erzehlungen gebraucht worden. Was dieſe zween geſchickten Männer mit ſo gleichem Ernſt vorgeben, das hat der gelehrte Hr. Dacier in ſeinen Anmerckungen über des weltweiſen Ariſtoteles Poetick gantz gründlich bewieſen, und die angefochtene Ehre und Würdigkeit des Eſels in Abſicht auf das angezogene Homeriſche Gleichniß gerettet. Er ſagt: „Zu Homers Zeiten waren die Eſel „ gar nicht verachtet, wie ſie heut zu Tage „ ſind, ihr Nahme war noch kein Schimpf„ wort, und dieſes Thier dienete Fürſten und „ Herren zum Staat. Und darum konnte „ Homer ohne Verletzung des Wohlſtandes „ den Ajax mit demſelben vergleichen, inſon„ derheit da er dieſes Feldherren ſteiffen und „ hartnäckigten Sinn, ſeine Stärcke und „ Gedult erheben wollte. Man hat ſich über „ dieſes Gleichniß-Bild deſto weniger zu ver„ wundern, nachdem GOtt ſelbſt daſſelbe „ dem Ertzvater Jacob in den Mund geleget „ hat, welcher in dem letzten Segen an ſeine

„Söhne

„ Söhne ſich folgender Worte gegen Iſſaſchar
„ bedienet: Iſſaſchar Aſinus fortis accubans inter
„ terminos.„ Da wir nun ferner aus der Hiſtorie der Richter Iſrael wiſſen, daß dieſes Thier in dem Dienſt der vornehmſten Perſonen bey den prächtigſten Aufzügen gebrauchet ward, ſo mußte folglich das Bild eines Eſels einen eben ſo edeln Eindruck machen, als bey uns das Bild eines Pferdes. Alleine ob der Hr. de la Motte gleich die Wahl dieſes Bildes nicht offenbar tadelt, ſo will ihm doch die Ausführung deſſelben nicht zum beſten gefallen. Er ſagt: „Ungeacht deſſen, was man
„ zur Rechtfertigung dieſes erwehlten Bildes
„ ſagen kan, ſo ärgert mich die Vergleichung
„ noch ein wenig wegen der Knaben, und
„ der eigenſinnigen Freßhaftigkeit des Eſels,
„ denn dieſe Bilder ſind zu keiner Zeit und in
„ keinem Land edel genung, des Ajax hart-
„ näckigte Dapferkeit und die Wuth ſeiner
„ Feinde vorzuſtellen... Alleine die Frau Dacier hat in dem Wercke von den Urſachen des verdorbenen Geſchmackes, in welchem ſie des Herrn de la Motte Schrift von Homer, der dem Ruhm ihres hochgeſchätzteſten Poeten ſo nachtheilig iſt, mit einer männlichen Hitze widerleget, auch dieſen Vorwurff geſchickt von ihm abgelehnet. Sie ſagt: „Was kan ed-
„ lers ſeyn, als zu verſtehen geben, daß die
„ Streitenden, welche den Helden rings-
„ herum umgeben haben, gegen ihm Knaben
„ ſind,

„ ſind, welche einen Eſel aus einem Korn-
„ Feld hinaustreiben wollen, daß ſie mit ih-
„ rer gantzen Macht nichts ausrichten, daß
„ er darum nichts deſto mehr eilet, und daß
„ er keinen Tritt thut, da er nicht gantze Hau-
„ ſen zu Boden wirft. Man bekümmert ſich
„ hier wenig um die Gefräſſigkeit des Eſels;
„ es iſt nur um ſeine Hartnäckigkeit, ſeine
„ Stärcke, und Gedult zu thun.„ Homer wollte mit dieſem Gleichniß des Ajax unempfindliche Unachtſamkeit, womit er die Schüſſe und Stiche der andringenden Feinde auspa-rirte, und den hartnäckigten Sinn deutlich vorbilden, welcher machte, daß er ſich durch keine Gefahr hinterhalten ließ, dem Feind ſelbſt in währendem Zurückweichen nach Möglichkeit Abbruch zu thun. Er wehlete zu dem Ende das ſymboliſche Bild des Eſels, welches jemand vor edel und anſtändig genug gehalten hat, die ſtoiſche Unempfindlichkeit als in einem Sinnbild vorzuſtellen. Er führet dieſes Thier auf ein fruchtreiches Feld, wo es, ungeachtet der erzornten Schläge der abwehrenden Hirten-Knaben, auf ſeinem hartnäckigten Sinn bleibet, und den Acker verwüſtet, auch nicht eher zum Weichen zu bringen iſt, als wenn es ſeine Luſt gebüſſet hat. Alſo beruhet hier die Vergleichung auf einer ähnlichen doch ſchädlichen Handlung, von welcher ſich ein ſteiffer Sinn durch keine Gefahr abwendig machen läßt. Dieſe ſchädliche That, auf welcher

chem der Grund der Vergleichung beruhet, iſt in dem ſymboliſchen Bild die Verheerung des Getraides durch das Abfreſſen, und das Zertreten; und in dem Gegenbild die Verheerung, welche der unerbittliche Grimm des Helden in der Trojaniſchen Armee angerichtet hat, v. 569. Da hat man ſich zu erinnern, daß es bey Homer nichts ungewohntes iſt, daß er die Glieder und Reyhen einer wohlgeordneten Armee mit einem Korn-Feld, und die Zerrüttung derſelben beyden mit einander vergleichet. In dem 67ſten Verſe des eilften B. wo er den muthigen Angriff beyder Heere, und die grauſame zu beyden Theilen erfolgete Niederlage recht ſichtbar vorſtellen will, ſagt er: „ Wie zween Haufen „ Schnitter auf dem Feld eines reichen Man„ nes gegen einander ſtehen; indem ſie ein„ ander nähern, wird rechts und lincks eine „ Menge Garben, Getraide und Aehren zu „ Boden geleget. Alſo ſchlugen ſich die Tro„ janer und die Griechen oben und unten „ zu Boden, und keinem von ihnen kam der „ Sinn an die ſchädliche und tödtliche Flucht.„ Den gantzen Unterſcheid in dieſem und dem erſtern Gleichniß macht, daß dort die ähnliche und verderbliche Handlung nach der beſondern Abſicht des Poeten einem Thier zugeſchrieben wird, welches dieſelbe nach ſeiner Natur auf eine gantz andere Weiſe ausführet, als die Schnitter in dem letzten Gleichniß

thun; doch dergestalt, daß auch diese Art der Verheerung, welche durch das abfressende Thier geschiehet, indem es auf dem Korn-Feld seine Speise findet, allerdings bequem ist, den Schaden vorzustellen, welchen Ajax der feindlichen Armee zugefüget hat; und die Lust und Leichtigkeit, womit er solches bewerckstelliget, auf eine noch lebhaftere Weise ausdrücket. In einem gleichen Sinn haben Josua und Kaleb den Muth der Israeliten, welcher durch den ungleichen Bericht ihrer Mitabgeordneten war niedergeschlagen worden, wieder aufzurichten, das Gleichniß-Bild ebenfalls von der Speise hergenommen. Ihr habet euch, sagen sie, vor dem Volck in dem Lande nicht zu fürchten, sie sollen unsere Speise seyn; womit sie sagen wollen, wir wollen sie mit leichter Mühe niederbauen. Also hat es auch die neue verfolgte Uebersezung gegeben, und solches zugleich mit der Anmerckung vertheidigt: Weil durch den Genuß der Speise das Wesen derselben zerstöret wird, so wird dadurch der Untergang eines Dinges angezeiget; und weil wir bey dem Genuß der Speise Lust empfinden, so ist dieses ein Zeichen, daß wir dabey an unsern Kräften keinen Abgang verspühren, und also geschiehet es ohne Mühe.

Anjezo lasse ich einen jeden selbst ermessen, wie glücklich der Poet so wol in der Wahl als in der Ausführung seines Bildes gewesen,

und

und wie ungereimt folglich die Beſchuldigung des Herrn de la Motte, die ihm die Gefräſſigkeit des Eſels an die Hand gegeben hat, herauskomme; angeſehen der Poet des Ajax herrſchende, ſchier unerſättliche, Begierde dem Feind Schaden zuzufügen dadurch ausgedrücket hat: dazu kömmt, daß es Homer leicht geweſen wäre, anſtatt der ſchwachen Hirten-Knaben ein ganzes Dorf voll Landleute einzuführen, dieſen unbändigen Eſel recht mürbe zu machen, wofern er es vor eben ſo nöthig gehalten hätte, als der Hr. de la Motte. Alleine er hat dieſe übermäſſige Vergröſſerung wohlbedächtig weggelaſſen, weil ſeine Beſchreibung dadurch einen groſſen Abgang an Nachdruck erlitten hätte. Der Poet wollte euch durch die Vorſtellung dieſer Knaben gedencken laſſen, wie dem Ajax in ſeiner grimmigen Unempfindlichkeit die ſtarcke Macht der Feinde vorgekommen ſey, dabey aber kam ihm nicht in den Sinn den Ruhm ihrer Dapferkeit dadurch zu ſchmählern. Es iſt ja nicht verkleinerlich, wenn ich ſage, die grimmigen Streiche einer ſchweren Fauſt düncketen ihn bey ſeiner Unempfindlichkeit ſo ſchwach, als wenn ſie von der blöden Hand eines zarten Kindes waren geführet worden. Die Wahrſcheinlichkeit lieget hier allein in hypotheſi, in der Einbildung einer gewiſſen Perſon. Virgil hat in dem neunten B.

der Eneis geſagt, daß Pandarus bey Schlieſſung der Pforte unwiſſendlich auch den Turnus eingeſchloſſen habe:

Immanem veluti pecora inter inertia Tigrim.

Des Turnus Handlung, der in der Stadt eingeſchloſſen iſt, und allda ein wüſtes Metzeln unter den Trojanern anrichtet, gleichet der Handlung eines Tiegers, der ungefehr in eine Hürde verſchloſſen worden, und daſelbſt die ſchüchtere Heerde erwürget. Dieſes iſt zum Grund des Gleichniſſes genug. Wer hier einwerffen wollte, indem Virgil die Trojaner als pecora inertia vorſtelle, gebe er dadurch unbeſonnener Weiſe zu verſtehen, die Trojaner ſeyen feige Memmen, würde gewiß Verſtändigen etwas zu lachen geben; zumahl auch Schüler wiſſen, daß in denen Sätzen, in welchen eine Vergleichung enthalten iſt, der Schluß nicht gültig iſt, was der eine nicht in eben ſo hohem Grade und ſo groſſem Maß beſitzet, als der andere, das hat er gar nicht; z. E. Achilles iſt ſtärcker und hertzhafter als Hector, folglich iſt Hector ein blöder und feiger Menſch. Auch iſt eben ſo durchgehends bekannt, daß ein Menſch in Vergleichung mit verſchiedenen andern, und in Abſicht auf ein ungleiches Maß zugleich ſchwach und ſtarck, feig und hertzhaft kan genennet wer-

werden. Und es iſt niemand ſchimpflich, der mit einem gröſſern in Vergleichung geſtellet wird, wenn er ſchon dadurch keinen Vorzug erhält. Ich habe hier dieſe Anmerkungen um ſo viel lieber angebracht, weil die gantze Materie von den Vergleichungen in der Lehre de Relatione gegründet iſt, und aus derſelben muß erkläret werden. Ich muß endlich noch erinnern, daß das Gleichniß von einem Löwen, welches vor dem von dem Eſel vorhergehet, eine gantz beſondere Abſicht hat. Es ſoll vorſtellen, wie Ajax nach ſeinem groſſen Muth und heftigen Grimm, ungeachtet der groſſen Gefahr und des gewaltigen Widerſtandes ſich ſehr ſpäthe und aus dringender Noth doch mit groſſer Müh entſchlieſſet, zu weichen; da hingegen das nächſt darauf folgende Gleichniß von dem Eſel die Manier anzeiget, womit er ſich zurück gezogen hat. Und dieſe kurtze Erinnerung kan hier genug dienen, einen gewiſſen ſpöttiſchen Criticum abzufertigen, der geſagt hat, Homerus habe mit dieſen beyden Gleichniſſen eines von beyden thun wollen, entweder den Eſel in die Löwenhaut oder den Löwen in die Eſelhaut kriechen zu laſſen.

Ich finde in dem vier und zwantzigen B. der Ilias ein anderes ſeltzames Gleichniß, welches ebenfalls des Fehlers bezüchtiget worden, daß es wider den Wohlſtand ſündige. Der Poet bedienet ſich deſſelben an

dem Orte, wo er die Beſtürtzung beſchreiben will, welche den Achilles und ſeine Gäſte überfallen hatte, als ſie unvermuthet den alten König Priamus dem Achilles zu Fuß liegen ſahen. „Die Tafeln wa„ren noch nicht aufgehoben, als Priamus „ jedermann unvermercket in das Gezelt kam; „ er trat alſofort zu Achilles hinzu, ergriff ihm „ die Knie mit der Hand, und küſſete fuß„fallig die erſchrecklichen und mörderiſchen „ Hände, welche ihm ſchon ſo viele Söhne „ umgebracht hatten. Wie, wann ein ange„ſehner Mann, der in ſeiner Vaterſtadt „ einen Mord begangen hat, dem Rach„Schwerdt zu entgehen, in ein anderes „ Land flieht, und ohne Anſtand in den „ Palaſt eines vornehmen Herrn hinein„gehet, daſelbſt Schutz zu ſuchen, alle An„weſenden eine groſſe Erſtaunung überfällt; „ Eben ſo ſehr erſtaunete Achilles, als er den „ majeſtätiſchen König ſo unverſehens er„blickete, der jetzo vor ihm auf den Knien „ lag, und eben ſo erſtaunet ſtuhnden die „ übrigen Anweſenden, und ſahen einander „ mit Verwunderungs-vollen Blicken an.„ Je ſeltzamer die Homeriſchen Gleichniſſe ausſehen, deſto künſtlicher und nachdrücklicher ſind ſie insgemein, wenn man ſie in dem rechten Licht betrachtet. Der unwiſſende und eiferſüchtige critiſche Neid ärgert ſich an dieſem Gleichniß ſo übel, als wenn Homerus

dieſen

dieſen alten unglückſeligen König unter dem Bild eines Mörders vorgeſtellet hätte. „Wie wiedrig, ſagen ſie, wie ungeheuer und unanſtändig iſt doch dieſes Gleichniß-Bild, einen unſchuldigen und unglücklichen König vorzuſtellen, welcher die grauſame Ermordung ſeiner Söhne hat ſehen müſſen, und jetzo dem unverſöhnlich ergrimmten Mörder derſelben zu Füſſen lieget! Weit anſtändiger würde dieſes Bild vor Achilles ſelbſt ſeyn.„ Alleine man darf nur die Abſicht des Poeten, auf welche ihn ſeine Erzehlung nothwendig hat führen müſſen, erwegen, ſo wird ſich die Ungerechtigkeit dieſer Beſchuldigung, welche von einer unerfahrnen Ubereilung herrühret, alſobald zeigen. Der Poet hatte den alten König in zween merckwürdige Umſtände geſetzet, die den Achilles und ſeine Freunde nothwendig in eine heftige Beſtürtzung verſetzen mußten. Einer war, deſſelben höchſt-gefährliche nächtliche Reiſe mitten durch das Lager der Griechen biß zu Achilles Gezelt, vor welchem er unter der Bedeckung ſeines Schutz-Gottes, v. 563. und 564. unangemeldet ankommen, und ferner gantz unvermerckt biß vor das Angeſicht ſeines grimmigen Feindes fortgegangen. Wie heftig beſtürtzt dieſer Umſtand den Achilles gemacht habe, giebt er in ſeiner Anrede an den König Priamus v. 519. 520. und 521. ſelbſt zu erkennen, nachdem er ſich jetzo ſchon ein wenig erhohlet hatte, und noch

deutlicher v. 563. biß 566. da er schon berichtet war, daß Priamus Ankunft von einem günstigen Gott befördert worden. Der andere Umstand, welcher des Achilles Bestürzung noch mehr vergrösserte, war die kühne und Hoffnungs-volle Demüthigung dieses grossen aber unglücklichen Königes vor seinem schlimmsten Feind. Nun war dem Poeten viel daran gelegen, daß diese beyden Umstände, jeder absonderlich, wohl bemercket und beherzigt würden, als dadurch die heftigste Bestürtzung nothwendig mußte erwecket werden; und dieses gedachte er eben durch das angezogene Gleichniß zu erhalten, in welchem er die gröste Bestürtzung, die von beyden erzehlten Umständen entspringet, so wohl von dem Unvermutheten in Ansehung der Ankunft, als auch von dem Unerwarteten in der tiefen Erniedrigung und Gebehrdung, auf das lebhafteste vorstellet. Da nun allein dieser letztere Umstand anstössig ist, so wird es uns jetzo gar leicht seyn, denselben nach der Absicht des Poeten zu rechtfertigen. Man lese nur folgendes zusammen, so wird das Aergerniß gleich verschwinden. „Der unglückliche König warf sich vor Achilles nieder, „ und küssete die erschrecklichen und mörderischen Hände, welche das unschuldige Blut „ seiner dapfersten Söhne vergossen hatten, „ eben so demüthig als ein vornehmer Mann, „ der eine Ubelthat begangen hat, bey dem „ ergrim-

„ ergrimmeten Richter Gnade ſuchet.„ Wie könnte die tiefe Erniedrigung des Trojaniſchen Königs, welche der Poet auſſer dem Gleichniß nach ihren niedrigſten Kennzeichen beſchrieben hat, kräftiger, als durch dieſes beygefügte Gleichniß erhöhet werden? oder von wem will man eine gröſſere Demüthigung erwarten, als von einem zuvor angeſehenen Mann, der jetzo, als ein Supplicant, um das Leben bitten muß, welches er durch eine ſchwere Ubelthat verwürcket hat? Was iſt in dem täglichen Leben ſelbſt gemeiner als dieſe Art zu vergleichen? Wie ofte höret man ſagen: „Er „ hat ſich vor ihm eben ſo ſehr gedemüthiget, als der gröſte Ubelthäter; oder, er „ hätte ſich nicht tiefer demüthigen können, „ wenn er ſchon um das Leben hätte bitten müſſen.„ Wer findet in dieſer Weiſe ſich auszudrücken etwas anſtöſſiges? Es iſt ſo ferne, daß die Unſchuld eines Menſchen durch dieſe Vergleichung Abbruch leiden ſollte, daß dieſelbe vielmehr dadurch erhöhet wird; zumahl nach dem bekannten Logicaliſchen Spruch oppoſita juxta ſe poſita magis elucescunt. Auch hat der Poet unter vielen Ubelthaten nicht ohne ſattſamen Grund den Mord als eine Demuth-würkende Urſache ausgeleſen, theils weil dieſe Ubelthat den Mörder der Rache der Anverwandten ausſetzete, und mit der Landes-

Verweisung gestraffet ward, wie aus einer Stelle in der Odyssea im fünfzehenden B. v. 272-278. erhellet; theils weil dieses erwehlte Bild vornehmlich dienete, dieser beyden grossen Männer, des Achilles und des Priamus, Character durch einen geschickten Gegensatz verdeckter Weise anzuzeigen, indem der unglückliche Greiß bey dem unerbittlichen Mörder seiner Söhne eben so demüthig Gnade suchen muß, als wenn er selbst die Hände mit unschuldigem Blut besudelt hätte. Alleine Homerus begnüget sich hiermit noch nicht, er weiß dieses Bild so künstlich auszuführen, daß es ihm zugleich dienen muß, durch das Unvermuthete in der Ankunft, die Bestürtzung des Achilles nnd der übrigen Anwesenden auf das höchste zu treiben. Und dadurch läßt sich in diesem Gleichniß desto mehr Kunst wahrnehmen, indem es, wie Janus, zwey Angesichter hat, und so wohl auf das vergangene zurücke, als vorwärts auf das folgende siehet, ob es gleich nur einen Leib hat.

Etliche andere Gleichnisse Homers, welche von gewissen Criticis mit demselben Fehler der Unanständigkeit beschweret worden, stehen in der Odyssea. Ich will mich es nicht verdriessen lassen, auch dieselben der Weitläuftigkeit nach zu retten, in der Hoffnung, daß ich es meinen Lesern niemahls zu lange

machen

machen kan, wenn ich ihnen die geheime Kunst dieses vortreflichen Poeten auch in den selzamsten und dem ersten Anblick nach entferntesten Stücken vor Augen lege. Am Ende des fünften B. der Odyssea beschreibet der Poet, wie Ulysses nach ausgestandenem vielfältigem Ungemach in der stürmerischen See gantz abgemattet und entkräftet in ein unbekanntes Eiland verschlagen worden, wo er jetzo nicht ferne von dem Ufer unter dem ewigen Schatten zweyer Oelbäume, die ihn mit ihren dicht-verwachsenen Aesten vor aller Gewalt des Wetters sicher machten, seine nassen und müden Glieder auf einem Lager von Blättern ausstrecket, und von allen Seiten mit Laub sorgfältig bedecket, damit er die Funken der natürlichen Wärme, die in dem innersten seiner Brust noch glimmeten, belebete und ernehrete. Diese Absicht des Ulysses bildet Homerus mit folgendem Gleichniß ab. „Wie ein Mensch, der in einem „abgelegenen Feld wohnet, von der Ge„meinschaft mit andern Leuten weit entfer„net, etwas brennendes in die Asche ver„gräbt, damit er den Saamen zu einem „neuen Feuer aufbehalte, weil er sich vor„sichtig erinnert, daß er nicht leicht von einem „andern Ort bekommen könnte. Also lag „Ulysses unter seiner Decke von Laub.„ Der Poet vergleichet demnach hier Ulysses vorsichtige

ſichtige Sorgfalt für die Unterhaltung ſeines Calor s vitalis, der in der kalten See faſt ausgeloſchen war, ſehr geſchickt mit der ſorgfältigen Vorſichtigkeit eines Menſchen, der in einer abgelegenen Wohnung beſtändig etliche Funcken lebendigen Feuers in der Aſche verwahret. Da könnte man zwar den Einwurf machen: Wann man beyde Arten von Gefahr, von welchen dieſe doppelte Sorgfalt entſtanden iſt, mit einander vergleichet, könne keine derſelben in Anſehen der Gröſſe wohl das Maß der andern ſeyn. Ulyſſes kluge Sorgfalt ſey von der Furcht ſein Leben zu verlieren entſtanden, wie er ſolches v. 467. und 468. ſelbſt bekennet: Hingegen habe der Menſch, der in dem Gleichniß aufgeführet wird, nichts mehrers zu befürchten, als daß es ihm vor eine kurtze Zeit an Licht und Feuer gebrechen mögte. Wie ſollte nun dieſe Sorge mit jener in eine Vergleichung kommen können? Doch dieſes wird niemand als ein tadelſüchtiger Menſch ſagen; der aus Uebereilung und Unwiſſenheit nicht ſelten dasjenige, worinne die gröſte Kunſt eines geiſtreichen Kopfes verborgen lieget, als unanſtändig und ungemeſſen durchziehet. Das Leben iſt freylich ein edles Gut, mit dem Verluſt deſſelbigen gehet zugleich der Genuß aller übrigen zeitlichen Güter verlohren. Aber Homer konnte ſeinem Helden, von welchem die Göttin Minerva in dem erſten B. v. 59. bezeuget, daß er verlange

zu ſterben, θανάτου ἀμείρεται, ohne Verletzung ſeines Characters keine zaghafte Furcht vor dem Tode, noch eine allzu übermäſſige Liebe für das Leben zuſchreiben; und darum ſuchte er durch das angebrachte Gleichniß nicht die Gröſſe dieſer Sorge zu erhöhen, welche vor den Character dieſes Helden weder anſtändig noch rühmlich geweſen wäre, ſondern ſeine wahre Abſicht bey dieſem Gleichniß war, eine gantz gemäſſigte und kluge Vorſorge für das Leben, die einem groſsmüthigen Hertzen, μεγαλήτορι θυμῷ, alleine anſtehet, zu beſchreiben. Er muſte hier zwiſchen einer kummerreichen, furchtſamen Sorge, und einer vorſichtigen klugen Sorgfalt wohl unterſcheiden. Je gröſſer die Gefahr iſt, deſto gröſſer iſt gemeiniglich auch der zaghafte Kummer und die Sorge, wie man der Gefahr entgehen könne; und je gröſſer dieſe furchtſame Unruhe iſt, deſto weniger kan die vorſichtige Klugheit daneben Statt und Platz haben. Aber ein Held kan die gröſte und augenſcheinlichſte Gefahr mit gantz ruhigem und geſetztem Muth anſchauen, und dieſer iſt dann zu vernünftigen und klugen Veranſtaltungen recht aufgeleget. Betrachten wir den Character des Ulyſſes näher, ſo werden wir finden, daß er nicht der dapferſte in der griechiſchen Armee war, aber wohl der klügſte, der ſich in tauſend gefährlichen Begegniſſen zwar auf ſeinen groſſen Muth, aber noch mehr auf ſeine groſſere

durch

durch eine lange Erfahrung bewährte Klugheit verlaſſen konnte, daher er auch πολύτροπος beygenennet wird. Er liebete das Leben nicht anderſt als einen Gaſt, den einer aus redlicher Neigung ſo lange ſpeiſet, ſchützet und verſorget, biß er endlich von ihm Abſchied nimmt. Wenn wir jetzo das Homeriſche Gleichniß bey dieſem Licht beſchauen, ſo müſſen wir uns über die gefliſſene Kunſt des Poeten verwundern, der alles in ſo richtiger Zahl, Gewicht und Maß anzubringen gewußt hat. Wie geſchickt iſt die Wahl des Bildes, wie wohlgemeſſen iſt daſſelbe! Wie künſtlich werden die emblematiſchen Umſtände eingeführt! Er ſtellet euch Ulyſſes unter dem Bild eines Menſchen vor, der in einem abgelegenen Winckel eines Feldes ferne von der Gemeinſchaft mit andern Menſchen Herd und Feuer hat; und führet euch dadurch zu Gemüthe, wie Ulyſſes von aller menſchlichen Hülfe entblöſſet in einer unbewohnten Inſel ſitze, wo er ſich ſelbſt und ſeiner eigenen klugen Vorſichtigkeit alleine überlaſſen iſt. Wenn er dieſen einſamen Menſchen hernach die Uberlegung machen laßt, wie ihm ſeine Entfernung von andern Menſchen ſchädlich ſeyn könnte, ſo ſtellet euch dieſes den klugen Ulyſſes vor, wie er mit Betrachtung ſeiner gegenwärtigen Umſtände beſchäftiget iſt, und bey ſich ſelbſt abwieget, wie er ſich vor der vorſchwebenden Gefahr am beſten könne ſicher ſtellen, in welcher

cher Uberlegung Homerus ihn von v. 465. biß 473. würcklich aufgeführet hat. Gleichwie endlich dieser einsame Mann seinen Umständen nach alle mögliche Vorsorge brauchet, etwas glühendes in die Asche zu verbergen, und darinnen aufzubehalten, also brauchet auch Ulysses seinen Umständen nach alle mögliche Vorsorge, seine abgematteten und erfrornen Glieder unter die warme Decke von Laub zu verhüllen; und ist hier insbesondere die emblematische Aehnlichkeit zwischen beyden Handlungen sehr annehmlich, angesehen die in der Asche aufbehaltene Gluth die erwärmten und unter der Decke von Laub allmählig anglimmenden Lebens-Kräfte Ulysses gleichsam vor Augen stellet. Ich muß noch gedencken, daß eben die Richtigkeit dieses Bildes die übliche schöne Metapher, **der Lebens-Dacht verglimmt**, eingeführet hat.

Bey Eingang des zwantzigsten B. der Odyssea stehet ein anderes Gleichniß von dieser seltzamen Art, das unserer Betrachtung würdig ist. Nachdem Homerus uns daselbst das Hertz Ulysses, welches von gantz widerwärtigen Eindrücken und Neigungen bestürmet, und in eine unschlüssige, ungestüme Unruh gesetzet ward, aufgeschlossen, indem er uns einerseits desselben Abscheu, Schmertzen, Grimm, Rach-Begierde, welche der üppige Muthwille der Freyer ihm in die Brust gesencket hatte, anderseits die Grösse der

Gefahr,

Gefahr, in welcher er schwebete, und die Unmöglichkeit den Gewaltthätigkeiten dieser frechen Jünglinge Einhalt, und seinem billigen Zorn eine Genüge zu thun, recht nach dem Leben vorstellet, füget er endlich ein Gleichniß hinzu, mit welchem er die schmertzliche Unruhe und die Oberhand der ungeduldigen Rach-Begierde gantz natürlich abbildet. „Ulysses weltzete sich auf seinem Lager „ hin und her, wie wann ein Mensch den „ Wanst eines Opfer-Viehes mit Fett und „ Blut gefüllet, bey einem grossen Feuer be„ ständig hin und her wendet, und aus Hun„ ger verlanget, daß er bald gebraten wäre; „ also kehrete sich Ulysses voll innerlicher Un„ ruhe hin und her, mit sich selbst zu Rath „ gehend, wie er der unverschämten Freyer „ am geschwindesten mögte Meister werden, „ massen er alleine gegen eine solche Menge „ stuhnd.„ Die Kunst des Poeten, und die geschickte Wahl dieses Gleichniß-Bildes zu rechtfertigen, haben wir unterschiedliche Sachen zu erinnern. Erstlich müssen wir die wahre Absicht des Poeten bestimmen. Homerus wollte die Unruh und die Ungedult, die den unschlüssigen Ulysses auf seinem Lager nach einem langen Streit übermeistert hatten, deutlich vor Augen stellen. Demnach war seine Absicht nicht die brennende Rach-Begierde Ulyssens an ihr selbst und überhaupt, oder nach ihren Ursachen und Würckungen

zu

zu beſchreiben, ſondern daran war ihm am meiſten gelegen, daß er dieſe Gemüths-Bewegung von der Gröſſe ihrer Unruh und damit vergeſellſchafteten Ungedult abſonderlich und nachdrücklich characteriſirte, als ein ungemeiner Meiſter in der Kunſt die abſonderlichſten Symptomata der Gemüths-Bewegungen zu zeichnen. Nun mußte er zu dieſem Endzweck einen groſſen Fall und ſolche Umſtände erdichten, welche bequem waren, eine gleiche ſchmertzliche und ungedultige Unruhe rege zu machen; denn da ſich dieſe Ungedult, die einem vor Rachgier brennenden Hertzen keine Ruhe läßt, durch keine ſichtbare Zeichen oder Würckungen deutlich genung zeiget, ſo kan ſie nicht anderſt als durch die Vorſtellung ſolcher Umſtände, welche nothwendig eben dergleichen Ungedult gebähren müſſen, deutlich gemachet und beſchrieben werden. Dieſe ungedultige Unruh aber kan von gantz verſchiedenen Urſachen herrühren, und darum muß die Aehnlichkeit nicht in den Umſtänden, ſondern in dem davon erzeugten ähnlichen Gemüths-Stand und Bewegung geſuchet werden; und es iſt ſo ferne, daß eine allzu groſſe Aehnlichkeit in den Umſtänden dienen ſollte dem Gleichniß Licht oder Nachdruck mitzutheilen, daß vielmehr die Erfindung der entfernteſten Umſtände, von welchen das Gemüth in eine gleichmäſſige Regung geſetzet

wird, von der reichen Kunst des Poeten zeuget, und den Punct der Aehnlichkeit in der Vergleichung vortrefflich erhebet. Da nun nichts üblichers ist, als die Begierden des Hertzens mit dem Verlangen des Hungers zu vergleichen, so hat der Poet das Bild der hungerigen Esse-Lust, die durch die Ansicht und den Geruch eines guten Bissens noch mehr erhöhet wird, vor überaus bequem und geschickt gehalten, Ulysses unruhige Ungedult seine Rach-Begierde zu sättigen, nach dem Leben auszudrücken. Derowegen hat er auch in der Ausbildung seines Gleichnisses diejenigen Umstände sehr geschickt gewehlet, welche dienen die Lust zu essen auf einen hohen Grad zu treiben, und recht ungeduldig zu machen; als, wenn er dem Hungerigen nicht bloß einen schlechten Bissen vorleget, sondern ein Gericht, welches bey den Alten vor eines der niedlichsten gehalten worden. Es ist bekannt, daß das Sumen, das ist, der Wanst eines Mutter-Schweins, bey den Römern ungemein gerühmet ward, und so gar durch eine uralte Legem Cenſoriam als etwas allzu wollüstiges verbothen gewesen. Und damit er die Esse-Lust noch mehr reitzete, stellet er diesen Wanst vor, als mit einer leckerhaften Fullung gestopfet; er läßt den Hungrigen diesen köstlichen Braten riechen, und treibet seine Ungedult damit so hoch, daß er kaum

warten

warten mag, biß er gahr gebraten iſt, damit er ſeiner Eſſe-Luſt eine Genüge thun möge. Ich muß ferner die Kunſt des Poeten auch darinne loben, daß er die ungedultige Unruh, die Ulyſſen das Hertz beklemmet hatte, empfindlich auszudrucken, nicht etwan ein fremdes Bild von einem hungerigen Wolf oder Löwen, ſondern das Bild eines Menſchen gewehlet hat, durch dieſe Wahl hat er ſich über das Hertz ſeines Leſers meiſter gemachet, ſo daß er ihn in ſeiner eigenen Bruſt eben dieſelbe ungedultige Unruhe des Ulyſſes fühlen läßt, nachdem er ihn durch ſeine lebhafte Beſchreibung eines hungrigen Menſchen, der einen niedlichen Braten bey einem groſſen Feuer immer kehret und wendet, und vor Ungedult nicht warten mag, biß er genug gebraten iſt, in ſolche Umſtände verſetzet, in welchen er ſich ſchon oft befunden hat. Denn man muß ſich hier erinnern, daß zu Homers Zeiten die Küche nicht den Dienern überlaſſen ward, ſondern daß die Geſchäfte in derſelben vor anſtändig und ſtandsmäſſig gehalten wurden; wie wir in dem neunten B. der Ilias an dem Exempel des Achilles ſehen können.

Ferner iſt die Wahl dieſes Gleichniß-Bildes um ſo viel merckwürdiger, weil daſſelbe uns von der Haupt-Materie, die der Poet ausführlich abhandelt, nicht abführet; das Praſſen und Schlemmen der Freyer,

welchem Ulysses nicht länger zusehen konnte, war eben die Ursache seines gefaßten rachgierigen Zorns; Ihre wichtigste Sorge war, wie sie wollüstig speisen könnten, wie Amphinomus in dem zwantzigsten B. der Odyssea v. 246. wo er eine wichtige Berathschlagung mit diesen Worten endiget, „ alleine „ lasset uns des Tisches nicht vergessen „ selbst zu verstehen giebt; und unter den leckersten Speisen, womit sie sich bedienen liessen, war ein Wanst von einer Ziege mit Fett und Blut gefüllet, wie Antinous in dem achtzehnten B. v. 44. und 45. bezeuget: „ Diese Ziegen-Wänste sind würck„ lich beym Feuer gahr worden, und jene „ haben wir, mit Fett und Blut gefüllet, „ beygeleget, damit sie vor das Nachtmahl „ gebraten würden. „ Und eben dieses erhellet ebenfalls aus dem 252sten Verse des zwantzigsten B. Nun muß eben diese wohllüstige Tafel der Freyer dem Poeten das Bild leihen, Ulyssens ungedultige Begierde sie wegen ihres üppigen Lebens zu züchtigen, deutlich vorzustellen; und ist hier die Weißheit des Poeten nicht genug zu erheben, der den Stoff zu seinen Gleichnissen mit so vieler Geschicklichkeit aus der Materie selbst herausziehet, und die Bilder in derselben so artig zu seinem Absehen reimet. Die gelehrte Frau Dacier hat zur Rechtfertigung der Wahl dieses Gleichnisses ferner angemercket,

mercket, daß ein solcher gefüllter Wanst dem Ulysses in dem achtzehnten B. von den Freyern als der Preiß, den sie in dem Kampf zwischen ihm und dem unverschämten Irus aufgesetzet hatten, mitgetheilet worden: Ich setze noch hinzu, daß ich denselben Kampf als ein prophetisches Emblema von dem Geschicke der Freyer ansehe, welche eben so wohl als Irus den Ulysses in dem seinigen muthwillig angetastet, geschmähet und beschimpfet haben, und an der Niederlage dieses Bettlers hätten wahrnehmen sollen, was sie von Ulyssens Hand dereinst würden zu gewarten haben. Homerus hat auch in der That v. 116. absonderlich bemercket, daß Ulysses seinen Sieg über den Irus als ein glückliches Zeichen vor seine vorgenommene Rache angesehen habe. Da nun der aufgesetzte Sieges-Danck ein Schaf-Wanst war, mit Fett und Blut gefüllet, konnte der Poet Ulysses unruhige Ungedult nach einer sieghaften Rache an den Freyern nicht geschickter vorstellen, als unter dem Bild des hungrigen Verlangens, welches eben derselbe nicht lange zuvor nach diesem fetten Preiß des Sieges gefühlet hatte; zumahl Ulysses von seinem Hunger nach diesem Wanst in dem achtzehnten B. v. 53. und 54. selbst bekennet, „der böse „Magen spornet mich an, wenn ich gleich „unter den Streichen erliegen sollte.„

Ob nun endlich gleich die Gegenstände des unruhigen und ungedultigen Verlangens in dem Bild und Gegen-Bild gantz unterschieden seyn können, so muß dennoch zwischen beyden auch eine emblematische Ubereinstimmung Platz bekommen, und das Bild, in Absicht auf seine Würde, dem Gegen-Bild gerecht seyn: Und auch in diesem Stücke muß ich noch das gegenwärtige Gleichniß rechtfertigen; und die unvergleichliche Kunst des Poeten in das gehörige Licht setzen. Der Gegenstand des unruhigen Verlangens in dem Bild ist der fette und wohlriechende Braten über dem Feuer: in dem Gegen-Bild ist der Gegenstand, nach welchem sich Ulyssens ungedultige Rachgier sehnet, der Haufe Freyer. Ob nun gleich diese beyden Gegenstände in ihrer Natur gantz verschieden sind, so kan doch jener treflich dienen, diesen, als in einem Sinnen-Bild, vorzustellen. Der Wanst mit Fett und Blut voll gestopfet, ist allerdings bequem, die wollüstigen und unverschämten Schmär-Bäuche * der Freyer, die sich mit anderer Leute Fett und mit Blut der Unschuldigen gemä-

* Dieses übliche Gleichniß hat die Metapher veranlasset, nach welcher die Creter bey Paul an Titus Cap. 1. nach Epimenides Vers Γαστέρες ἀργαί genennt werden. Und Lucilius hat gesagt:

Vivite Lurcones, comedones, vivite ventres.

gemästet haben, und sich in dem Wohlleben herumwelzen, abzubilden; und da diese unter dem Sinnen-Bild einer niedlichen Speise vorgestellet werden, so läßt euch dieses gedencken, daß Ulysses an der Uberlegung seiner zu nehmenden Rache eine eben so innige Lust empfinde, als ein Hungeriger, wenn er sich in der Hoffnung einen fetten Bissen vorstellet. Das grosse Feuer, bey welchem dieser gefüllte Wanst ungedultig hin und her gewendet, und gebraten wird, zeiget euch Ulysses hitzige und ungedultige Uberlegung, wie er diesen frechen Jünglingen am geschwindesten beykommen möge, und das Feuer der Rache, das in seinem Hertzen brennet, durch welches er ihre Zeitigung zur Straffe auf das eilfertigste befördert zu sehen wünschet, und vor grosser überhandnehmender Ungedult die kurtze Zeit nicht erwarten mag, biß er seine Rache ohne Eckel und Gefahr an ihnen sättigen kan.

Daß Homer noch des Umstandes gedencket, Ulysses habe sich auf seinem Lager unruhig hin und her gewelzet, geschieht alleine, euch die innere Unruh und Ungedult, die sein Gemüthe jetzo gantz eingenommen hatte, aus diesem sichtbaren Zeichen, als einer Würckung derselben, desto besser ermessen zu lassen; wer indessen dieses Herumwelzen unter dem Sinn-Bild des über dem

Feuer hin und her gewendeten Bratens zu gleich vorgeſtellet gläubet, der leihet uns damit neuen Anlaß die Kunſt des Poeten zu bewündern, der gewußt hat, durch ein Bild nicht nur den innerlichen Zuſtand des beunruhigten Gemüthes ſeiner Haupt-Abſicht gemäß, ſondern überdieß noch einen Neben-Umſtand ſo geſchickt abzuſchildern. Ich hoffe, daß die ausführliche Rechtfertigung dieſes homeriſchen Gleichniſſes dienen könne, die unglückliche Critick des Herren Perraults, der daſſelbe in dem lezten Geſpräche ſeiner Vergleichung der alten Scribenten mit den neuern angegriffen hatte, abzufertigen, und des Herren Despreaux Beantwortung derſelbigen in der ſechſten Betrachtung über Longinus in ein helleres Licht zu ſetzen.

Das lezte homeriſche Gleichniß, das ich von einer gleichmäſſigen Beſchuldigung zu retten, mir vorgenommen habe, ſtehet gleich Eingangs des vier und zwanzigſten B. der Odyſſea. Der Poet vergleicht daſelbſt die Seelen der erſchlagenen Freyer mit den Fledermäuſen, welches Bild einem eckeln Geſchmack in Abſicht auf die Würdigkeit der Seele, die von den Banden des Leibes befreyet iſt, nicht anſtändig, noch anſehnlich genug vorkommen möchte. „ Mercurius Cyllenius, heißt es „ da, führete die Seelen der Freyer mit ſich „ davon, er leitete ihren Zug mit ſeiner gül„ denen Ruthe, ſie giengen mit einem ſchwir„ renden

„ renden Gethöne hinter ihm her, wie wann
„ die Fledermäuse in dem innersten Raum ei-
„ ner heiligen Grotte mit einem schwirrenden
„ Gethöne fliegen, falls ungefehr ein Stein
„ sich von der Decke losgerissen hat, und her-
„ unter gefallen ist, wo sie dicht in einander
„ geklebet hatten. Also giengen sie mit schwir-
„ rendem Gethöne dicht in einem Haufen. „
Dieses Gleichniß sollte allein dienen, das schwirrende Getöße, und das Gedränge, mit welchem diese leiblosen Seelen ihrem Führer nachfolgeten, zu erklären; und was übrigens die Wahl desselben anbelangt, so finde ich solche in verschiedenen Absichten den Sachen gemäß, und anständig. Erstlich war die Natur der todten Schatten nach der Lehre der Egypter, und der Pythagoreer, etwas unbekandtes, daß sie weder zu den grob-irdischen Cörpern noch zu den Geistern konten gerechnet werden; also sind die Fledermäuse eine Gattung Thiere, welche weder unter die fliegenden noch unter die vierfüßigen können gezehlet werden; sie haben Flügel, aber keine Federn; sie fliegen zwar, aber nur im dunckeln; sie haben Zahne und Brüste, die kein anderer Vogel hat, daher Varro in seinem Agathon nach Nonius Citation gesagt hat: Quid mihi ta? factus sum Vespertilio; neque in muribus plane, nec in volucribus sum. Zudem wird der Fortgang dieser todten Schatten von einem Ort zum andern ohnedem nach einem

gemeinen Glauben der Alten durch das fliegen ausgedrücket, gleichwie das homerische σκιαὶ αἴσσουσι im zehnten der Odyssea V. 495. bekannt ist. Insbesondere glaubten die Alten, diejenigen Schatten, derer Leichen unbegraben lägen, müßten an dem Strande des Cocytus in der Irre herumschwärmen, und würden nicht ehe in das Reich der Todten hinüber gesetzet, biß ihre Cörper beygesetzet wären, wie solches der ansehnliche Schatten des erschlagenen Patroclus in dem drey und zwanzigsten B. der Odyssea selbst erwehnet; und auch Virgil in dem sechsten B. der Eneis V. 327. bezeuget:

Nec ripas datur horrendas, nec rauca fluenta
Transportare prius, quam sedibus ossa quierunt.
Centum errant annos, VOLITANTque hæc littora circum.

Da nun Homer den Zug und Fortgang der Schatten der noch unbegrabenen Freyer beschreiben wollte, so war er genöthigt, das ähnliche Bild von einem Vogel zu entlehnen, und zwar von einem solchen, der die Dunckelheit der Nacht liebete, und dessen Gestalt einen gräßlichen Eindruck machete, dadurch als in einem Sinnenbild die εἴδωλα καμόντων, und die Nacht, welche in dem Reiche des Todes herrschet, vorzustellen, wozu die Fledermäuse trefflich bequem waren, wie man ferner aus der Drohung Horazens abnehmen kan:

Quin

Quin ubi perire juſſis exſpiravero,
Nocturnus occurram furor:
Petamque vultus umbra curvis unguibus,
Quæ vis Deorum eſt manium:
Et inquietis aſſidens præcordiis
Pavore ſomnos auferam.

Wenn wir nun das ungewiſſe Geſchlecht, die ſchwartze Farbe, die gräßliche Geſtalt, das fliegen, das nächtliche herumſchwärmen, die krummen Klauen der Fledermäuſe zuſammen nehmen, ſo können wir nicht fehlen, wenn wir ſagen, daß der Poet alle dieſe zu ſeiner Abſicht ſo nöthigen Umſtände in keinem andern Bild hätte finden können, und folglich, daß er in der Wahl dieſes Gleichniß-Bildes, ohne die Anſtändigkeit zu verletzen, eine groſſe Geſchicklichkeit erwieſen habe.

Der dreyzehnte Abschnitt.

Rettung einiger von Longin getadelten Gleichnisse.

Timäus wird von Longin getadelt, daß er den Alexander mit einem Schul-Redner verglichen habe. Daß es genug sey, wenn die Sachen einander darinnen ähnlich sind, worinnen sie verglichen werden. Hemeckens Meinung, daß das Wesen der Vergleichungen auf der Übereinstimmung zweyer Dinge in den meisten oder allen Stücken beruhe, wird verworffen. Wie Homer einzig auf die hartnäckigte Blutdürstigkeit siehet, da er einen Helden mit einer Mücke vergleicht. Wie Virgil das Auge alleine auf die Bemühung gerichtet hat, als er die einschiffenden Trojaner mit den Ameisen verglichen. Optische Schönheit dieses Gleichnisses. Daß Timäus in seinem Gleichniß alleine die Schnelligkeit Alexanders in der Bezwingung Asiens vorstellen wollen. Grade der Eilfertigkeit. Daß Timäus den höchsten Grad derselben durch seine Vergleichung ausgedrücket habe. Ungereimter Schluß Longins, daß Isocrates, der zehen Jahr an seiner Rede gearbeitet, dapferer gewesen als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahr mit der Belagerung der Stadt Messene zugebracht. Daß die Handlungen, die mit einander verglichen werden, an Grösse zwar unterschieden seyn dorffen, aber an Vortrefflichkeit und Wichtigkeit übereinstimmen müssen. Ungereimte Vergleichung Hemekens zwischen Alexander und einem Buchdrücker. Daß eine Vergleichung einen Zusatz an Schönheit erlange, wenn sich zwischen den ungleichen Handlungen etwas übereinstimmendes befindet. Übereinstimmende Dinge zwischen einem Helden und einem Redner. Daß Isocrates Rede mit Alexanders Siegen etwas gleiches habe. Hemeckens Verbesserung der Vergleichung des

Timäus

Timäus wird verworffen. Homers Gleichniß, womit er die Schnelligkeit der Pferde der Götter vorgestellet. Falsches Lob, das Longin diesem Gleichniß beyleget. Eben so ungereimtes Lob, das dem Longin wegen seines Urtheiles von seinen Bewundrern mitgetheilet wird.

DEr berühmte Criticus Longinus beschuldigt in seiner Abhandlung von dem Erhabenen den geschickten Redner Timäus, daß er aus Begierde immer etwas neues zu sagen, sehr oft in das frostige verfallen sey. Er thut dieses in der vierten Abtheilung, wo er mit Fleisse von diesem Fehler handelt, und zum Beweißthum seiner Bezüchtigung eine Stelle anführet, in welcher Timäus den grossen Alexander durch eine Vergleichung loben will. Dieselbe lautet nach Longinus also „ Alexander hat mit Eroberung von gantz Asien nicht „ so viel Zeit zugebracht, als Isocrates mit „ Verfertigung seiner berühmten Rede, in „ welcher er den Krieg wider Persien anzu„ zetteln bemühet gewesen. „ Ueber diese Stelle läßt sich Longinus folgendermassen vernehmen: „ Gewiß eine ungemeine Vergleichung des Macedonischen Helden mit einem „ Schul-Redner! Mein guter Timäus, hieraus würde folgen, daß Isocrates weit „ dapferer gewesen wäre, als die Lacedämonier, welche zwanzig Jahre vor der Stadt „ Messene gelegen sind, eh sie dieselbe haben „ erobern mögen, da jener zur Verfertigung

„ seiner

„ seiner Rede nur zehen Jahr gebraucht hat. „ Gegen diese derbe Anklage haben die zwey berühmten und scharfsinnigen Männer Costar und Baile den Redner Timäus weitläuftig vertheidigt, denen auch Bouhours und Gibert in so weit beygefallen sind, daß sie noch hinzugesetzet, diese Vergleichung würde eine grössere Vollkommenheit erhalten haben, wenn die Rede des Isocrates einige Beziehung auf Alexander und seine Siege gehabt hätte. Das Beyspiel dieser berühmten Männer kan mir zu statten kommen, die Kühnheit, womit ich mich unterstehe, obigen Ausspruch des berühmten griechischen Kunstrichters zu prüfen, und gegen den Aberglauben desjenigen blinden Verehrers Longins zu entschuldigen, welcher in seiner neuen Herausgabe desselben ihm das Vorrecht der Unfehlbarkeit zugeleget, und solches auf eine Verjährung von zehen Jahrhunderten gegründet hat.

Wenn Longinus über die angeführte Stelle des Timäus in diese stacheligte Ironie und höhnische Verwunderung ausbricht: Gewiß eine ungemeine Vergleichung des macedonischen Helden mit einem Schul-Redner; so will er diese Vergleichung vermuthlich in zwo Absichten lächerlich machen, weil sie einestheils allzu entfernt, und anderntheils allzu niedrig und vor einen so grossen Helden gantz unanständig sey. Was den ersten Punct anbelanget, da die Vergleichung Alexanders mit Iso-

crates

crates Longin darum zu mißfallen scheinet, weil es ihr an Aehnlichkeit zwischen diesen beyden Personen mangle, so muß ich mich hier erklären, daß diejenigen das Wesen der Vergleichungen nicht kennen, welche fodern dörffen, daß die Sachen, die in Vergleichung kommen, wenn nicht in allen, doch in den meisten Stücken mit einander überein kommen sollen, zumahl es genug ist, wenn die Sachen einander in demjenigen Stücke ähnlich sind, in welchem sie mit einander verglichen werden. Ein gewisser Criticus stuhnd in den Gedancken, es wäre ein Fehler, wenn man zwey Wesen von einem Geschlecht mit einander vergliche. Und warum werden die Figuren der Menschen auf den Schilden von vielen Criticis verworffen, als eben darum, weil die Gleichheit zwischen dem Ritter und dem Bild allzu groß ist? Darum erkläret Picolomini die allzu übereintreffenden Gleichnisse vor fehlerhaft, als denen er eine Superficialitet und Identitet schuld giebt, damit ich seine Worte brauche; es sey, daß die Gleichheit auf den Personen und ihrem ähnlichen Zustand beruhe, als wenn man sagte, ein zum Schwert verurtheilter Mensch sey an Gemüthes-Angst einem gleich, der in der gefährlichsten Kranckheit schon die letzte Oelung empfangen hat; oder daß sie auf den Handlungen beruhe, z. E. wenn man das Wettelauffen mit dem Rennen zu Pferde vergleichen wollte. Ein jeder dummer Kopf könte

könte dergleichen platte Gleichniſſe erfinden. Allein das Sinnreiche beſtehet darinnen, daß man das ähnliche in dem unähnlichen findet: Solertis acutique hominis eſt cernere quid in rebus multum inter ſe diſtantibus ſimile ſit. Denn ob zwar gewiß iſt, daß nichts ſo ungleich unter ſich iſt, welches nicht in einer gewiſſen Anſicht übereinſtimme, ſo iſt doch nichts deſtoweniger ſehr ſchwer das beſondere Stück dieſer Uebereinſtimmung in Dingen, die dem Schein nach gantz entfernt ſind, auszufinden, ja unter vielen Sachen diejenige auszuſuchen, welche in demſelben abſonderlichen Stüke geſchickter als die andern übereinkommt; ungeſehen ſolche übrigens in ihren andern Eigenſchaften mehr als andere unterſchieden und ungleich ſeyn möchte. Demnach iſt es ſo fern, daß des Timäus Gleichniß in Abſicht auf die Aehnlichkeit zwiſchen einem Helden und einem Redner mangelhaft ſey, daß vielmehr eine nähere Uebereinſtimmung zwiſchen den Perſonen, wie ſolche Longin zu verlangen ſcheinet, ein Fehler ſeyn, und einen groſſen Mangel an Scharfſinnigkeit entdecken würde. Denn welcher blöde Kopf wird nicht ohne einiges Nachdencken einen Helden mit einem andern Helden, Alexander mit dem Hercules oder Achilles, in Vergleichung ſtellen können? Ich habe dieſes zu erinnern um ſo viel nöthiger gefunden, weil der Deutſche Überſetzer von Longins Schrift, in ſeiner Anmerckung über dieſe

Critiſche

Critiſche Stelle, Coſtars und Bailes zur Vertheidigung dieſer Vergleichung angeführte Gründe damit abfertigen wollen, daß er vorgiebt, das Weſen der Vergleichungen beruhe auf einer völligen Uebereinſtimmung zweyer Dinge, die mit einander verglichen werden, nicht nur in einem, ſondern in den meiſten oder in allen abſonderlichen Stücken. Die gehörnte Schlußrede, deren er ſich bedienet, lautet alſo: „ Wo es nach den Regeln „ der Beredſamkeit genug iſt, wenn man nur „ irgend einige Gleichheit zwiſchen zwo Sa„ chen anzeigen kan, ſo darf niemand den „ Timäus mit Recht tadeln. Dafern hinge„ gen diejenigen Dinge, welche verglichen wer„ den, wenn nicht in allen, doch in den mei„ ſten Stücken ihrer Vergleichung, mit ein„ ander überein kommen müſſen, ſo hat Lon„ gin recht. Aber das erſte kan nicht beſtehen, „ weil niemals in der Welt zwey Dinge ſo „ weit von einander entfernet ſind, bey denen „ man nicht etwas übereinſtimmendes an„ trifft, folglich wären alle Vergleichungen „ ohne Tadel, ſie mögten auch noch ſo abge„ ſchmackt ſeyn, welches doch kein vernünfti„ ger behaupten wird. „ Da aber die Grundſätze, auf welche Hr. Heinnecken ſeine Schluß-Rede ſtützet, gantz morſch und falſch ſind, ſo verurtheilet er damit Longins Critick ſelbſt. Denn weil es nach den Regeln der Beredtſamkeit genug iſt, daß die Sachen, welche

in Vergleichung kommen, einander nur irgend in einer gewiſſen Eigenſchaft, Beſchaffenheit oder Handlung, oder auch die Handlungen nur in einem gewiſſen Umſtand oder Abſicht vollkommen ähnlich ſeyn, ſo wird ſelbſt nach Hrn. Heineckens Logick folgen, daß Timäus unrecht getadelt worden. Oder welcher Lehrer der Beredtſamkeit hat jemahls gefodert, daß die Sachen in einer Vergleichung in mehr als einem Stücke oder ſo genannten Tertio nothwendig mit einander übereinſtimmen müſſen? Und lehret uns nicht das Exempel der alten berühmten Dichter, daß der Lehrſatz, welchen Hr. Heinecken annimmt, die Vergleichungen nach demſelben zu beurtheilen, falſch und unbegründet ſey, zumahl derjenige, der dieſer Richtſchnur in ſeinem Urtheil folgen wollte, nothwendig die meiſten Exempel der Gleichniſſe, die wir bey Homer und Virgil bewundern, als fehlerhafft verwerffen müßte. Ich will nur zwey ſolche Vergleichungen aus dieſen beyden berühmten Alten anführen. Homerus ſagt in ſeiner Ilias in dem ſiebenzehenden B. v. 570. „ Minerva ſenckte „ ihm die Eigenſinnigkeit einer Mücke in die „ Bruſt, die ſich frecher Weiſe auf den Leib „ eines Menſchen anſetzet, und wiewohl ſie „ etlichemahl weggejaget worden, nicht nach„ giebet, ſondern beſtandig wieder kömmt „ ihn zu beiſſen, und ſich mit ſeinem Blut „ zu ſättigen. Mit ſolcher Frechheit erfül-

„ lete

„ lete die Göttin dem Menelaus das ver-
„ gällete Hertz an. „ Hier fände Longinus mehr Urſache mit einer höhniſchen Verwunderung auszuruffen: „ Gewiß eine ungemeine
„ Vergleichung des Helden mit einer Mü-
„ ke! „ Wer ſiehet aber nicht daß der Grund der Vergleichung lediglich auf der vermeſſenen und hartnäckigten Blutdürſtigkeit dieſer zweyen Weſen beruhet, da ſie ſonſt in anſehung ihrer übrigen Eigenſchaften ſo weit von einander entfernet ſind, daß wohl niemand ſo leicht eingefallen wäre, daß ſie mit einander nur in einem Stücke ſollten können verglichen werden. Von ſolchen Gleichniſſen gilt, was Quintilianus im achten B. C. 3. ſagt: Quo quæque longius petita eſt, hoc plus offert novitatis, atque inexſpectata magis eſt. Und Virgil vergleicht in dem vierten B. der Eneis v. 402. die einſchiffenden Trojaner mit den Ameiſen:

Ac velut ingentem formicæ farris acervum
Cum populant, hyemis memores, tectoque reponunt:
It nigrum campis agmen, prædamque per herbas
Convectant, calle anguſto pars grandia trudunt
Obnixæ frumenta humeris, pars agmina cogunt,
Caſtigantque moras: opere omnis ſemita fervet.

Ueber dieſe Stelle hat Servius ſehr wohl erinnert: Ad ſtudium reſpicit comparatio hoc loco, non ad perſonas. Da iſt keine Uebereinſtimmung weder zwiſchen den Weſen, die in

Vergleichung geſtellet werden, noch zwiſchen ihren Handlungen, noch zwiſchen derſelben Abſichten. Der Poet will allein zu verſtehen geben, daß der Fleiß und die Emſigkeit der Trojaner in ihrem zwar gantz andern Wercke dem Fleiß der Ameiſen in ihrem Beſtreben und geſchäfftigen Bewegen gleich komme. Er will durch dieſes Symbolum nur einen einzigen Umſtand in ihrer Arbeit vor Augen legen. Damit ich die Wahl dieſes Gleichniß-Bildes weiter rechtfertige, muß ich hier ebenfalls noch erinnern, daß daſſelbe eine optiſche Schönheit hat, indem der Poet die Dido auf einen ſolchen Geſichts-Punct in der Entfernung geſtellet hatte, von welchem ihr dieſe emſig-beſchäfftigten Trojaner kaum gröſſer, als Ameiſen, vorkommen konten. Er ſagt v. 408.

Quis tibi tunc Dido, cernenti talia ſenſus?
Quosve dabas gemitus, cum littora fervere late
Proſpiceres ARCE EX SUMMA? - - - - -

Und was die Ausbildung dieſes Gleichniſſes anbetrifft, ſo beſtehet die Kunſt des Poeten darinn, daß er die Emſigkeit dieſes kleinen Thiergens recht nachdrücklich zu erheben, ſich nur ſolcher Worte bedienet, welche einen ſtarcken Eindruck bey euch machen, ſo daß die Beſchreibung, wenn man das Wort formicæ in der erſten Zeile ausläßt, euch eine Beſchäfftigung weit ſtärckerer und gröſſerer Schultern, als der Ameiſen ſind, vorbildet.

Wenn

Wenn ich nun eben dieſe angeführten Exempel, und hundert andre Homeriſche und Virgiliſche Vergleichungen betrachte, in welcher berühmte Männer und Helden mit Thieren und lebloſen Dingen an der Seiten aufgeführet werden, ſo kan ich ferner keinesweges ſehen, daß Longinus Urſache gehabt habe, des Timäus Vergleichung als allzuniedrig und wegen der Ungleichheit der Perſonen unanſtändig zu verwerffen; worauf das andere Stuck der Beſchuldigung des Timäus beruhet. Ich ſehe ſolches um ſo viel weniger, da Timäus, wie Coſtar ſchon angemercket hat, nicht den Helden mit dem Redner verglichen, ſondern bloß die Zeit, welche der Redner zur Verfertigung einer Rede brauchet, gegen diejenige Zeit gehalten, welche der Held zur Eroberung gantzer Länder vonnöthen hat. Die Abſicht des Redners Timäus bey dieſer Vergleichung war allein die Eilfertigkeit, mit welcher Alexander ſich in ſo kurtzer Zeit von gantz Aſien meiſter gemachet, lebhaft vorzuſtellen, und nachdrücklich zu erhöhen. Laſſet uns nun in dem Grund unterſuchen, wie der Redner dieſe Abſicht am beſten habe erreichen können.

Ich ſetze zum Grundſatz, daß eine

gleiche / gröſſere / kleinere } Handlung { gleichviel / mehr / weniger } Zeit fodert.

Folglich iſt der erſte und unterſte Grad der Eilfertigkeit, wenn jemand eine gleich ſchwere

Handlung in weniger Zeit, als ein andrer verrichtet. Von solcher Art ist eine Vergleichung, die wir bey Isocrates in seiner Rede an den König Philipp finden, deren Inhalt kürtzlich dieser ist: Hercules hat die Stadt Troja zu erobern weniger Tage zugebracht, als die Griechen unter Agamemnons Anführung zu Eroberung eben derselben gantzer Jahre gebraucht haben. Der zweyte Grad der Eilfertigkeit ist, wenn jemand eine grössere und wichtigere Handlung in eben so kurtzer Zeit ausführet, als ein anderer braucht, eine kleinere und leichtere zu verrichten; als wenn ich zum Exempel sage: Alexander hat nicht mehrere Zeit gebrauchet, sich gantz Asien unterwürffig zu machen, als die Griechen, Troja zu erobern. Der dritte und höchste Grad der Eilfertigkeit ist endlich, wenn jemand eine grössere und wichtigere Handlung in kürtzerer Zeit ausführet, als ein anderer eine weit kleinere und leichtere Verrichtung. Von solcher Natur ist nun die Vergleichung, die wir in dem Panegyrico Isocrates finden, welche also lautet: „Woher will man die Ausdrücke nehmen, diese Helden zu loben, welche „ die Belagerer der Stadt Troja so gar weit „ hinter sich zurücke gelassen haben; da diese „ mit Eroberung einer Stadt zehen Jahre „ zugebracht, so haben die erstern in einer kürzern Zeit die verembarte Macht von gantz „ Asien aus dem Feld geschlagen.„ In welchen

chen Worten eine Vergleichung von der Art der folgenden enthalten iſt: Alexander hat nicht einmahl ſo viele Monathe nöthig gehabt, ſich von gantz Aſien meiſter zu machen, als die Griechen völlige Jahre, die Stadt Troja einzunehmen. Je gröſſer nun zwiſchen zwoen Handlungen der Unterſcheid in Anſehung ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit ſeyn mag, und je gröſſer der Unterſcheid in der Zeit iſt, in welcher dieſelben ausgeführet werden, nemlich ſo, daß die gröſſere Handlung in kürtzerer Zeit verrichtet wird, deſto verwunderſamer iſt auch die Eilfertigkeit. Wenn wir jetzo des Timäus Vergleichung, in welcher er die ſchnellen Siege des groſſen Alexanders dadurch erhöhen will, daß er gantz Aſien in kürzerer Zeit eingenommen, als Iſocrates ſeine Rede vor die Kriegs-Erklärung wider Perſien vollendet habe, bey dieſem Licht beurtheilen wollen, ſo kömmt es vornehmlich darauf an, ob nicht die Handlung, welche dem Iſocrates zugeſchrieben wird, nach dem gemeinen Urtheil der Menſchen viel leichter und geringer ſey, als die Handlung, die Alexander in einer kürtzern Zeit verrichtet hat. Da wir nun, nach Bailes Anmerckung von Natur gewohnt ſind, uns einen ſchier unendlichen Unterſchied zwiſchen der Arbeit eines Landbezwingers und eines Redners einzubilden, maſſen jedermann gläubet, daß es unausſprechlich leichter ſey, Wörter in Ordnung zu brin-

gen, als Königreiche zu erobern, so müssen wir ja nothwendig zugeben, daß Timäus durch diese glückliche Wahl den höchsten Grad der Eilfertigkeit der glücklichen Waffen Alexanders in Bezwingung von gantz Asien gar lebhaft ausgedrücket, und die Verwunderung auf das höchste getrieben habe. Wer muß sich nicht die allergröste Schnelligkeit bey demjenigen Helden vorstellen, der zu so vielen nahmhaften und wichtigen Eroberungen nicht so viel Zeit brauchet, als ein Redner zur Verfertigung einer wiewohl vortrefflichen Rede. Man setze daß Timäus an statt des Redners Isocrates die Griechen, welche mit Eroberung der Stadt Troja zehen Jahre, oder die Lacedämonier, welche mit Einnahme der Stadt Messene zwanzig Jahre zugebracht hatten, in Vergleichung gestellet hätte, so muß man dennoch gestehen, daß denen oben gesetzten Grundregeln gemäß Alexanders Eilfertigkeit um so viel langsamer geschienen hätte, als die Eroberung von Troja oder Messene, nach dem allgemeinen Urtheil der Menschen, die Verfertigung einer Rede an Grösse, Wichtigkeit, und Schwierigkeit weit übertrifft. Und nach diesem Maß müssen auch die von Baile angezogenen Exempel beurtheilet werden; als, wenn es heißt: Dieser Held hat drey Königreiche in kürtzerer Zeit eingenommen, als ein berühmter Geographus zur Verfertigung dreyer Land-Charten angewendet

hat;

hat; ein geſchickter Kriegs-Baumeiſter hatte vor dieſem mehr Zeit gebrauchet, den Grund-Riß dieſer Feſtung zu zeichnen, als man mit Eroberung derſelben zugebracht hat. Hieher gehören auch die Beyſpiele, welche Bouhours anführet: „ Wenn jemand von Ludwig dem „ Groſſen ſagte, daß er das erſte mahl die „ Frey-Grafſchaft Burgund in einer Zeit „ von weniger Tage bezwungen, als man ihm „ zu Ehren eine Lob-Schrift auffſetzen könte, „ würde ein ſolcher nach eurem Begriff et- „ was ungereimtes ſagen? Und wenn einer „ nach einem ſo kurtzen und ſo ruhmwürdigen „ Feld-Zug geſagt hätte, diejenigen, welche „ dem König zu demſelben in geſundierten Re- „ den glückwünſchen mußten, hätten mehr „ Zeit zu Verfertigung derſelbigen gebraucht, „ als er auf dieſe Eroberung gewendet hat, „ glaubet ihr, daß ein ſolcher Gedancke un- „ geſchickt geweſen wäre? „ Und hieraus läßt ſich zugleich abnehmen, wie unbillig der ungereimte Schluß iſt, welchen Longinus aus des Timäus Vergleichung herauszieren will, wenn er ſagt: „ Hieraus würde folgen, daß „ Iſocrates weit dapferer geweſen wäre, als „ die Lacedämonier, welche zwanzig Jahre „ mit Eroberung der Stadt Meſſene zuge- „ bracht, da Iſocrates zur Verfertigung ſei- „ ner Rede nur zehen Jahre gebraucht hat. „ Könte man nicht mit eben ſo viel Recht aus denen eben angeführten Exempeln einen gleich-

mässigen Schluß ziehen: Diesemnach hat ein Geographus, der in kürzerer Zeit eine Land-Charte verfertigt, oder ein Feldbaumeister, der in weniger Monathe eine Stadt in Grund legete, oder ein Panegyrist, der nicht so viel Zeit nöthig hat, seine Glückwünschungs-Rede zu verfertigen, mehr Dapferkeit, als der Held, welcher zur Eroberung einer Stadt oder eines Landes eine längere Zeit angewendet hat. Und ich will setzen, daß Isocrates in zehen Jahren verfertigte Rede, eine Ermahnung an Alexander gewesen wäre, in welchem Fall sie so wohl Heinecken als Bouhours von allem Tadel loß sprechen, würde nicht dem ungeacht Longins ungereimte Folgerung auch alsdann noch Platz haben? Ohne Zweifel, doch könte sie nicht unbegründeter seyn, wie Costar in folgenden Worten deutlich dargethan hat: „ Was vor eine Folgerung, sagt „ er, ist dieses? Hat Timäus von Isocrates „ Dapferkeit geredet? Heißt das eigentlich „ einen Redner mit einem Landbezwinger ver„ gleichen, wenn man die Zeit, welche jener „ zu der Verfertigung, und dieser zu der Er„ oberung gebraucht hat, gegen einander „ veralechet? Wiewohl es wahr ist, daß „ zwischen zwey ganz verschiedenen Handlun„ gen keine Gleichheit ist, folget denn daraus, „ daß auch keine zwischen der langen und kur„ zen Zeit sey, die sie währen? „ Und wenn wir gleich setzen würden, daß Longin mit seiner

ner Folgerung nicht auf die Dapferkeit, welche der Grund dieſer Vergleichung nicht ſeyn kan, ſondern auf die Zeit geſehen habe, ſo hat deſſelben Schluß auch in ſolcher Abſicht keinesweges Platz, denn wenn ſchon wahr iſt, daß der, welcher eine groſſe Handlung in einer kürtzern Zeit verrichtet, ſchneller und geſchickter iſt, als ein anderer, der über einer leichtern That mehr Zeit zubringet, ſo folget darum nicht, daß derjenige, der ein geringeres und leichteres Werck in kürtzerer Zeit in Stand bringet, auch fertiger und geſchickter ſey, als der welcher mehr Zeit brauchet, ein weit ſchwereres und gröſſeres Werck auszuführen; zumahl nach denen oben ausgemachten Regeln ein kleineres Werck allemahl weniger Zeit erfordert, und die Verrichtung eines ſolchen nichts verwunderſames in ſich hat. Nun iſt aber eben dieſes der unbillige Schluß Longins, mit welchem er des Timäus Vergleichung recht lächerlich machen will; denn wenn er alſo ſagt: Iſocrates hat ſeinen Panegyricum in kürtzerer Zeit vollendet, als die Lacedämonier die Stadt Meſſene erobern mögen; ſo wird ſich wahrhaftig niemand über Iſocrates Schnelligkeit verwundern, angeſehen dieſe zwo Verrichtungen augenſcheinlich verſchieden ſind. Ein jeder wird leicht begreiffen, daß die Aufſetzung einer Rede natürlicher Weiſe nicht ſo viele Zeit koſtet, als die Eroberung einer mächtigen Stadt.

Wie-

Wiewohl nun dieses genug seyn könte, den Ungrund und Unfug des Gespöttes, welches Longinus über diese Vergleichung des Timäus führet, an den Tag zu legen, so will ich dennoch zu desto gründlicher Erläuterung dieser Sache noch zwo Anmerckungen hinzufügen. Die erste ist, wenn schon in solchen Vergleichungen, wo es hauptsächlich um die Geschwindigkeit in Vollstreckung gewisser Handlungen zu thun ist, die Handlungen nicht nothwendig von einer Art und Gattung seyn müssen, sondern gantz verschiedene Handlungen neben einander in Vergleichung kommen können, so müssen diese Handlungen bey dem Unterschied ihrer Grösse nichts destoweniger darinnen übereinstimmen, daß rühmliche und wichtige Handlungen mit rühmlichen und wichtigen verglichen werden. Wenn ich also in meinen oben gestellten Regeln von kleinern und leichtern Handlungen geredet habe, so verstehe ich solche, die zwar in Vergleichung mit höhern und wichtigern gering scheinen, aber dennoch vor sich selbst betrachtet ein besonderes Gewicht und Würdigkeit haben, weil nicht wenig Kunst, Müh und Geschicklichkeit darzu gehöret, und sie daher auch Ruhm und Ehre bringen können; denn was an sich selbst keine Würdigkeit hat, kan unmöglich dienen, die Würdigkeit eines andern Gegenstandes zu erhöhen, und es ist kein Ruhm, solche Sachen zu übertreffen. Nun ist des Timäus Vergle-

gleichung auch in dieſer Abſicht mehr zu loben als zu tadeln; denn wiewohl die Verfertigung einer Rede vor ungemein leichter gehalten wird, als die Eroberung ſo vieler Provinzen und Königreiche, ſo hat dennoch auch dieſe Arbeit vor ſich ſelbſt ihre beſondere Würdigkeit, vornehmlich in Abſicht auf das Anſehen, welches geſchickte Redner in den freyen griechiſchen Staaten jederzeit gehabt haben, daher Virgil das Bild eines ſolchen Redners würdig genung geachtet hat, die groſſe Macht und geſchickte Leichtigkeit vorzuſtellen, mit welchen der Gott Neptunus das wütende Meer beſtillet hat, wenn er in dem erſten Buch der Eneis v. 148. ſagt:

Ac veluti magno populo cum ſæpe coorta eſt
Seditio, ſævitque animis ignobile vulgus;
Jamque faces & ſaxa volant; furor arma miniſtrat:
Tum pietate gravem ac meritis ſi forte virum quem
Conſpexere ſilent; arrectisque auribus adſtant:
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.
Sic cunctus pelagi cecidit fragor, æquora poſtquam
Proſpiciens genitor &c.

Und Timäus hat ſehr geſchickt nicht etwan einen unbekannten Stümper, ſondern den berühmten Iſocrates, und unter deſſen Reden diejenige gewehlet, an die er die meiſte Kunſt, Arbeit und Zeit gewendet, die ihm darum auch einen unſterblichen Ruhm zuwegen gebracht, und von welcher er ſelbſt mit dem

dem gröſten Zutrauen ſchier ruhmräthig geſagt hat: „ Was mich anbelanget, wenn „ meine Rede nicht ſo beſchaffen ſeyn wird, „ wie es die Würde meiner Materie erfor„ dert, und wie mein vordem erlangter Ruhm, „ und die lange Zeit, ſo ich auf die Ausar„ beitung derſelben gewendet, und ſonſt ge„ lebet habe, von mir verſprechen, ſo ver„ lange ich nicht, daß man mir es verzeihe, „ ſondern bin es zufrieden, daß mich jeder„ mann auspfeiffe und verachte. „

Man muß ſich auch nicht einbilden, als ob Timäus die Langſamkeit Iſocrates in Verfertigung dieſer Rede vor tadelhaft angeſehen, und nur in dieſem Abſehen gewehlet hätte, Alexanders Schnelligkeit im Ueberwinden dadurch zu erhöhen. Ich glaube vielmehr, daß Timäus durch dieſe geſchickte Verkleinerung des Iſocrates, in ſofern er mit dem groſſen Alexander verglichen wird, das Lob dieſes wohlberedten Mannes zugleich habe erhöhen, und dadurch zu verſtehen geben wollen, daß eine einige Rede, an welche Iſocrates alle Kräfte ſeiner Kunſt angewendet, ihn ſo weit erhoben habe, daß er verdiene, einiger Maſſen mit dem gröſten Weltbezwinger in Vergleichung geſtellet, und zugleich mit dem Ruhm und Nahmen deſſelben verewigt zu werden. Es mag auch ſeyn, daß Horatius dieſes Exempel Iſocrates vor Augen gehabt, als er in der poetiſchen Kunſt den römiſchen Scribenten auf das ernſtlichſte anbefohlen hat:

. . . . . Vos ô
Pompilius ſanguis carmen reprehendite, quod non
Multa dies, & multa litura coercuit, atque
Perfectum decies non caſtigavit ad unguem.

Und ein wenig weiterhin:

. . . . . Si quid tamen olim
Scripſeris, in Metii deſcendat judicis aureis,
Et patris, & noſtros: nonumque prematur in annum.

Hieraus kan Hr. Heinecken ſich belehren laſſen, wie übel ihm ſeine Widerlegung Coſtars gerathen ſey, wenn er vermeinet, daß man mit eben ſoviel Recht den Alexander mit einem Buchdrücker vergleichen könnte, weil ein ſolcher nicht ſoviel Zeit brauchet, ein Buch zu drucken, als Iſocrates ſeine Rede aufzuſetzen. Er beliebe ſich zu erinnern, daß ein Buchdrücker, wie ein anderer Mechanicus, um das Tagelohn arbeitet, und alſo mit ſeiner Verrichtung keinen Ruhm verdienet; und ob der Nutzen dieſer Kunſt gleich unbeſchreiblich iſt, ſo fällt doch alles Lob, welches derſelben mit Recht kan beygeleget werden, auf den Erfinder zurücke.

Die andere Anmerckung, die ich zu mehrerer Erklärung dieſer Materie anführen will, iſt dieſe: Ob die Handlungen gleich nicht nothwendig von einer Art und Gattung ſeyn müſſen, erhält dennoch die Vergleichung einen mercklichen Zuſatz an Schönheit

heit und Vollkommenheit, wenn sich zwischen denen ungleichen Handlungen einige Übereinstimmung befindet; ja je genauer diese Übereinstimmung in entfernten Handlungen ist, desto grösser ist auch die ergezende Vollkommenheit einer Vergleichung. Der vermeinte Mangel dieser Übereinstimmung ist eben dasjenige, was die Tadler in der Vergleichung des Timäus am meisten ärgert. Sie sagen: Was ist wohl vor eine Übereinstimmung zwischen dem grossen Alexander und dem Isocrates? Jener erobert Länder, dieser schreibet eine Rede. Alleine diese Tadler verrathen eben dadurch ihre Unwissenheit. Warum sollte nicht zwischen einem grossen Helden, der durch seine siegreiche Waffen gantze Länder bezwinget, und zwischen einem geschickten Redner, der durch die Macht seiner Beredtsamkeit die Gemüther bezwingen und die empörten Leidenschaften überwältigen kan, eine angenehme Harmonie anzutreffen seyn? Man sehe nur auf die Macht, und die Würckungen der Beredtsamkeit, wie Virgil solche in den oben angeführten Versen vorstellet, und wie Cicero sie in dem ersten B. von dem Redner beschreibet, wenn er unter anderm sagt: Quid tam potens atque magnificum, quam populi motus, judicum religiones, senatus gravitatem, unius oratione converti? Quid porro tam regium, tam liberale, tam munificum, quam

quam opem ferre ſupplicibus, excitare afflictos, dare ſalutem, liberare periculis, retinere homines in civitate? Kan von einem Helden und ſeinen Verrichtungen leicht etwas gröſſers geſagt werden? Daher Cicero in den nächſtfolgenden Worten von ſeinem Redner nicht anderſt, als von einem dapfern Soldaten redet: Quid autem tam neceſſarium, quam tenere ſemper arma, quibus vel tectus ipſe eſſe poſſis, vel provocare improbos, vel te ulciſci laceſſitus? Darum iſt auch die Beredſamkeit in Anſehen ihrer Kraft und Würde von den Alten gar oft mit der Krieges-Kunſt verglichen worden, wie man davon Ciceros Rede zur Vertheidigung des L. Murena nachſehen kan, wo dieſer Vater der Wohlredenheit dieſe Materie weitläuftig ausführet, und unter anderm ſaget: Duæ ſunt artes, quæ poſſunt locare homines in amplißimo gradu dignitatis: una Imperatoris, altera oratoris boni: ab hoc enim pacis ornamenta retinentur: ab illo belli pericula repelluntur. Mit welchen Worten Cicero die Frage, was vor eine Ubereinſtimmung zwiſchen einem Helden und einem Redner ſey, für mich beantwortet hat.

Wenn wir izo den Iſocrates und deſſen von Timäus angeführte Rede insbeſondere betrachten, ſo wird ſich noch klärer zeigen, daß Timäus durch die Erwehlung dieſes Gleichniß-Bildes ſeiner Vergleichung

diejenige Vollkommenheit zugeleget hat, derer sie fähig gewesen ist; zumahlen derselbe sich in den Briefen an Philippus zum öftern mit diesem König in Vergleichung stellet, und sonst von der grossen Würckung seiner Reden nicht anderst spricht, als ein grosser Feldherr von seinen kriegerischen Verrichtungen. Betrachtet zum Exempel die Stelle, welche sich gegen dem Ende seiner Rede an den Macedonischen König befindet: „ Daher wird mir niemand das Lob versagen können, daß ich mit der Macht, die „ ich besitze, unaufhörlich mit den Persen Krieg „ geführet, indem ich theils diejenigen in „ meinen Reden angegriffen, welche meinen „ Gedancken nicht Beyfall gegeben, theils „ die auf das nachdrücklichste angespornet „ habe, welche am meisten beytragen können, daß den Persen ihre Schätze und „ Reichthümer hinweggenommen und den „ Griechen zugewendet werden. „

Ihr sehet da, wie dieser Redner die gröste Zeit seines Lebens mit den benachbarten Barbarn Krieg geführet hat. Und wenn wir den Inhalt der Rede Isocrates einsehen, welche Timäus unter dem Titel anführet, Aufmunterungs-Rede, mit Absicht auf den Persischen Krieg, so finden wir, daß Timäus solche nicht alleine wegen der grossen Kunst, Mühe und Zeit, die darauf gewendet worden, sondern auch der bequemen

men Materie halber, die ihre nothwendige Beziehung auf Alexanders Handlung hat, vor andern gewehlet habe. Isocrates sucht nemlich darinnen die Griechen mit allen ersinnlichen Gründen zu überreden, daß sie in Gesellschaft mit dem Macedonischen König, die Persische Monarchie mit Krieg überziehen sollten; daher auch Timäus diesen Inhalt der Rede des Isocrates deutlich ausgesetzet, und sie nicht bloß als eine Aufmunterungs-Rede, sondern als eine solche mit Absicht auf diesen Krieg angezogen hat. Und wiewohl Isocrates diese Rede, welche unter dem Titel Panegyricus bekannt ist, nicht an Philippus gerichtet hat, so wird sie dennoch vor die erste philippische gesetzet, weil sie mit der andern, die eigentlich an diesen König gestellet ist, einerley Inhalt hat, wie Isocrates selbst in dem Eingang seiner Rede an Philippus bezeuget: „Ich „finde, daß dieser Staat auf keine andere „Weise zur Ruhe kommen werde, wofern „nicht die mächtigsten Staaten unter ih„nen selbst Friede machen, und den Schau„platz des Krieges in Asien versetzen wie „ich in dem Panegyrico dazu gerathen habe.„ Und gleich nach diesem setzet er fehrner hinzu: „Ich sehe auch, wie schwer es sey, „über eine Materie zwo tüchtige Reden „zu halten, vornehmlich wenn diejenige, „die zuerstgeschrieben ward, so wohl gera-

» then ist, daß sie unsere Mißgünstigen
» selbst nachahmen, und mehr als diejeni-
» gen bewundern, welche sie über Verdie-
» nen preisen. «

In welchen Worten Isocrates selbst den Panegyricus wegen des gleichmässigen Inhalts als die erste philippische Rede betrachtet, wozu noch kommt, daß die andere an Philippus gerichtete Rede den Titel Panegyricus eben so wohl verdienet, als die erste, weil er darinnen den Macedonischen König nach Hermippus Anmerckung unter dem Schein einer Lob-Rede zum Persischen Krieg aufmuntert. Ob auch gleich diese zweyte Rede, die mit dem Panegyricus einerley Inhalt hat, nicht an Alexander, sondern an dessen Vater, den König Philippus, gerichtet ist, so berichtet uns doch der eben angeführte Hermippus, dieselbe habe zwar bey dem Vater keinen Eingang gefunden, aber etwas spather bey dem grossen Sohn desselben würcklich so viel vermocht, daß er den Darius Ochus mit Krieg überzogen habe. Bey diesem allem darf man dennoch vorgeben, daß die Rede Isocrates keine Gemeinschaft mit Alexander und seinen Siegen habe. Und wenn Hr. Heineken diese Vergleichung für untadelhaft erkläret, wenn sie dergestalt geändert wird: Alexander hat ganz Asien in kürtzerer Zeit erobert, als Isocrates brauchte, ihn zum

Kriege

Kriege wider Perſien anzumahnen; was findet er denn in des Timäus Vergleichung mit Grund auszuſetzen, welche ſoviel ſaget, als: Alexander hat gantz Aſien in kürtzerer Zeit erobert, als Iſocrates nöthig gehabt, diejenige bewegliche Rede zu verfertigen, mit welcher er anfänglich die Griechen, hernach den König Philippus zum Krieg wider Perſien aufbringen wollen, und welche den Alexander bewogen hat, daß er daſſelbe würcklich mit Krieg überzogen hat.

Alleine die von Hrn. Heinecken verbeſſerte, und vor untadelhaft erklärte Vergleichung kömmt mir, wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, für weit ungeſchickter vor, als dem Longinus des Timäus ſeine mag vorgekommen ſeyn. Denn erſtlich hebet dieſe Verbeſſerung die Vergleichung zwiſchen Alexander, und Iſocrates, und zwiſchen beyder Arbeit gäntzlich auf, der Nahme Iſocrates ſtehet darinne gäntzlich müſſig, und Heinecken ſagt nicht mehr, als: Alexander hat gantz Aſien in kürtzerer Zeit erobert, als er ſich dazu hat bereden laſſen, oder, als er ſich dazu hat entſchlieſſen können. Soll aber zum andern dieſes eine verwunderſame Schnelligkeit anzeigen, wenn ich ſage: Er hat ein groſſes Werck in kürtzerer Zeit ausgeführet, als er in den Gedancken damit umgegangen war, eh und bevor er ſich dazu entſchlieſſen können. Iſt nicht einem

jeder bekannt, daß die Klugheit in wichtigen Unternehmungen eine langsame Ueberlegung erfordert, nach der gemeinen Spruch-Rede: Priusquam incipias consulto, & ubi consulueris, mature facto opus est. Hr. Heinecken vergleicht Alexandern mit ihm selbst, sein Leiden mit dem Thun, seine Unschlüssigkeit mit der Eilfertigkeit in der Ausführung.

Da ich einmahl die Freyheit genommen habe, mein Befindniß Longins Urtheil in einem Stücke entgegen zu setzen, will ich fortfahren, und noch ein Urtheil dieses griechischen Kunstrichters, womit er die Beschreibung Homers von der erstaunlichen Schnelligkeit der Götter-Pferde bis auf das unglaubliche vergrössert, mit eben so vieler Dreistigkeit untersuchen. Homerus hat in dem fünften B. der Ilias v. 770. die leichten Sprünge dieser Pferde mit folgender erhabenen Vergleichung gemessen: „ So „ weit ein Mensch, der seine Augen von „ einer hohen Warte ungehindert über das „ weite Meer schweiffen läßt, den Luft-Raum „ übersehen kan, so viel Weges legen die „ muthigen Pferde der Götter in einem „ einzigen Sprunge zurücke. „ Das Maß eines solchen Sprunges ist so verwundersam erhaben, daß es, wie Longinus wohl angemercket hat, die Hoheit der Götter selbst zu erkennen giebt; aber bey dieser Erhabenheit

heit iſt es doch nicht unbeſcheiden, noch ungeheuer, und darum auch nicht unwahrſcheinlich. Die Sache iſt ſo weit getrieben, als ſie ohne Abbruch der Wahrſcheinlichkeit kan getrieben werden; je weiter man dieſes Maß überſteiget, deſto weiter überſteiget man die Glaubwürdigkeit. Wiewohl aber Longinus dieſe Beſchreibung Homers als ein Exempel des Erhabenen angeführet hat, und ſie allem Anſehen nach loben will, ſo iſt doch das Lob, welches er ihr beyleget, ſo falſch und ſo ungeheuer, daß es einem Tadel gantz ähnlich ſiehet. Denn erſtlich thut Longinus dem griechiſchen Poeten unrecht, wenn er ihm andichtet: **Er meſſe den Sprung dieſer Pferde nach der Länge des Erdbodens.** Homerus iſt nicht ſo unbeſcheiden. Er wollte durch dieſe Beſchreibung den geſchwinden Pferden der Götter die gröſte Behendigkeit beylegen, die mit der Wahrſcheinlichkeit beſtehen konnte, und darum machet er einen einzigen Sprung derſelben ſchier unglaublich groß, doch nimmt er ſich in Acht, daß er ihnen noch Raum genug übrig läßt, den Leſer noch mehr dergleichen Sprünge erwarten zu laſſen. Er mißt ihren Sprung nicht nach der Länge des Erdbodens, oder des gantzen Welt-Raumes, ſondern nach der Weite, welche das menſchliche Geſicht erreichen mag. Da der Poet den Göttern den Gebrauch der Pferde andichtete, war er

nicht so unbescheiden, daß er die Möglichkeit dieses Gebrauches durch eine ungeheure Vergrösserung auf einmahl umstossen wollte; denn wenn die Weite des Welt-Raumes das Maß eines einzigen Sprunges seyn soll, so wird sich wohl niemand einbilden können, wie sie sich solcher auf ihren Reisen, insonderheit zu den Einwohnern der Erden, haben bedienen können; Und wie muß es wohl zugehen, wenn etliche Götter zugleich reisen, un dergleichen ungeheure Sprünge von einem Ende des Himmels biß zum andern zugleich geschehen sollen? Wenn Homer von den Reisen redet, die seine Götter zu Fuß oder auf dem Wagen machen, ist er niemahls so ausschweiffend. Gleich bey Anfang des dreyzehnten B. der Ilias, wo er Neptuns Reise von dem Samothracischen Gebürge nach der Stadt Aeges beschreiben will, sagt er: **Er habe kaum drey Schritte gethan, und sey in dem vierten daselbst angekommen**; Man setze aber, daß er sich zu dieser Reise derjenigen Pferde bedienet hätte, welche Longinus hier den Göttern vorreutet, und sage mir denn, wie es möglich gewesen wäre, daß er jemahls in Cubóa hätte kommen können.

Zudem ist ja offenbar, daß Longinus, indem er das homerische Maß dieser Sprünge so ungeheuer vergrössert, den griechischen Dichter eines Mangels der vollkommenen Erhabenheit beziehtiget, da er sich zugleich getrauet,

trauet, dieſen Mangel mit ſeinem ungemeſſenen Zuſatz zu verbeſſern. Was ſagen aber die geſchworne Verfechter Longins zu dieſer ausſchweiffenden Verbeſſerung der homeriſchen Beſchreibung? Sie wollen behaupten, Longin habe dieſe homeriſche Beſchreibung nicht nur gebilliget, ſondern durch eine geſchickte und kühne Nachahmung noch übertroffen. Selbſt dieſe Vertheidigung derſelben iſt in dem Grund betrachtet nicht viel beſſer als eine neue Beſchuldigung, mit welcher ſie unwiſſendlich ihren liebſten Criticum einer Unbeſcheidenheit in den Gedancken anklagen. Sie ſagen nemlich, dem Homer ſey ſeine Beſchreibung trefflich wohl gerathen, und ſie ſey groß genung, aber Longin mache die Sache noch gröſſer. Heißt nicht dieſes bekennen, Longin habe das wahre Maß überſchritten, und das, was groß genung war, durch einen ungemeſſenen Zuſatz ungeheuer gemachet? Oder, kan das ein Lob ungemeiner und erhabener Dinge ſeyn, wenn ich ſage, ſie ſeyn gröſſer, als groß genung? Ich will mir vorſtellen, Longinus habe ſich über die Beſchreibung Homers ungefehr dergeſtalt erkläret: „ Sehet, wie dieſer Poet bey „ ſeiner Erhabenheit dennoch ſo eingezogen „ und beſcheiden iſt! Er miſt den Sprung „ dieſer Pferde nicht nach der Länge des Erd„ bodens; Denn wer müßte nicht bey einer „ ſo ungeheuren Vergroſſerung gedencken:

„ Wo diese Pferde noch einen solchen Sprung
„ thun wollten, so würden sie ja keinen Platz
„ mehr auf der Erden finden.„ Wahrhaftig, wenn Longinus sich dergestalt erkläret hätte, so würde jedermann Ursache finden, dieses richtige Urtheil zu bewundern, und darinnen ein feines Lob Homers, und denjenigen guten Geschmack des Critici erkennen, welchen er in der That in der acht und dreyßigsten Abtheilung seines Werckgens zu jedermannes Ueberzeugung an den Tag geleget hat, wenn er daselbst ins besondere folgende Regel vorschreibet: „ Man muß wissen, wie
„ weit sich das Maß und die Grentzen einer
„ jeden Sache erstrecken.„ Ich wünschte vor den grössern Ruhm Longins, daß ein gelehrter Criticus durch eine glückliche Ausbesserung des mangelhaften griechischen Textes dergleichen Gedancken darinne finden könnte, wie ich mir oben vorgestellet habe, daß Longinus sollte vorgetragen haben.

Der vierzehnte Abschnitt.

Von den Gleichnissen in Brockes irdischem Vergnügen in GOtt.

DAs verdiente Lob dieser Gedichte wird in seine Schranken gefasset. Seine Beschreibungen sind mehr hüterisch und physicalisch als poetisch. Wie geschickt er die mannigfaltig gemischte Farbe des Grases beschrieben habe. Seine fruchtlose Bemühung einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen seltenen und unbekannten zu erklären. Hallers poetische Beschreibung des Grases. Brockes macht sich verdächtig, daß er die Armuth der Natur durch einen entlehnten Reichthum habe verbergen wollen. Eiteler Einwurf, den er sich selbst machet, daß der Farbe der Blumen einige andere an Schönheit gleich komme. Hallers kürtzere und nachdrücklichere Vorstellung der Farbe der Blumen. Geschicklichkeit der Brockesischen Vergleichung des Schmuckes der Blumen mit einer Reihe frauens-Personen, einem Regenbogen, dem Abend-Stern. Seine Verschwendung der Rubine und Diamante in der Beschreibung des Morgens. Homers und Virgils Beschreibungen des Morgens. Brockes eitele Bemühung die Wercke der Natur durch die Wercke der Kunst in ein höheres Licht zu setzen. Oefftere Wiederholungen des Einfalls, daß die beblühmte Erde ein grüner Himmel sey. Seine geschickte Vergleichung der sanften Bewegung eines Kornfeldes mit den Wellen. Wie Homer dieses Gleichniß-Bild schon angewendet. Brockes glückliche Beschreibung des Schnee-Gestöbers mit einem strohmenden Fluß. Seine poetische Beschreibung des Winters, mit Virgils seiner verglichen. Verzeichniß von mehrern geschickten Vergleichungen in diesen Gedichten. Anzeigung der Originale derer drey ausführlichen Vergleichungen, welche Weichmann in der Vorrede zu dem ersten Theile den Gleichnissen der alten Poeten an die Seite gesetzet hat.

Herrn

HErrn Rathsherrn Brockes Irdisches Vergnügen in GOtt ist eine reiche Sammlung mancherley Beschreibungen und Schildereyen der Wercke und Wunder GOttes in der Natur; Es ist voll der absonderlichsten Stücke von Blumen, Früchten, Bäumen, Garten, Aussichten, Gefilden, Landschaften, der merckwürdigsten Erscheinungen in dem Himmel, und in den Bewegungen der Thiere; wozu noch etliche musicalische Stücke, wie auch einige Betrachtungen der Ursachen und Würckungen der Dinge kommen. Der erbauliche Inhalt und der gottselige Zweck des Verfassers verdienen schon vor sich allein das höchste Lob, wenn gleich die Vortreflichkeit der Gedichte, bevorab einiger Stücke, welche schwerlich besser hätten gerathen können, nicht dazu käme. Und ich gestehe mit Vergnügen, daß ich dieses Buch über eine grosse Menge unserer deutschen Gedichte hinauf stelle; ich glaube auch, daß ein geschickter Kunstrichter von zärtlichem Geschmack aus den fünf Banden dieser Sammlung durch eine feine Wahl der besten Stücke einen mässigen Band ausmachen könnte, welcher in seiner Art beynahe unverbesserlich seyn würde. Aber wenn der bekannte Herr, der die Vorrede zu dem ersten Theil dieses vortrefflichen Buches gemacher hat, uns überreden will, es sey in diesen Schriften nicht eine Sylbe gesetzet, die man mit Fuge als über-

überflüſſig weglaſſen könnte, oder da es ſo leicht möglich wäre, ſie mit einer beſſern zu verwechſeln; wenn er ferner hinzuſetzet, daß dieſes Werck keinem Poeten im geringſten nachzuſetzen, zu welcher Zeit, und in was für Sprache er auch geſchrieben habe; und dann in ſeiner gereimten Aufſchrift dieſen über die Schnur geſpannten Lob-Spruch mit einer mehr als poetiſchen Freyheit dergeſtalt ausführet:

In Sing-Gedichten iſt er unſer Pindarus;
In Schriften der Natur mehr als Lucretius;
In Lehr-Gedichten kan kaum Flaccus ihn erreichen;
Satyren machen ihn zum deutſchen Juvenal;
In Uberſchriften weicht er keinem Martial:
In Lob-Gedichten muß faſt Claudian ihm weichen;
In ſeinem Mord-Gedicht iſt er ein Statius;
In Hirten-Liedern gleicht er dem Theocritus;
Im Uberſetzen kan kein Eoban ihm gleichen.

So kan ich nicht bergen, daß die Unbeſcheidenheit dieſer überſpannten Lobes-Erhebungen bey mir mehr Verdruß als Wohlgefallen verurſacher; Und wenn ich die Verdienſte des Hrn. Brockes um die Dicht-Kunſt an mir fände, ſo würde mich eine ſo niedrige Schmeichelen in keinen Weg kützeln, weil ich ſie alsdann vor meinen Ruhm vor eben ſo nachtheilig halten würde, als eine heimliche Verunglimpfung. Denn wenn wir gleich annehmen wollten, daß dieſem Wercke der

höchſte

höchste Grad der Vollkommenheit beyzulegen wäre, so müßten wir dennoch gestehen, daß die Beschreibungen nur ein Theil der Beredsamkeit, und zwar der leichteste seyn, bey welchem man vormahlen die jungen Leute ihre Uebungen, als bey den ersten Elementen hat anfangen, und ihre noch unsichere Kräfte versuchen lassen. Mithin erlaubet mir die kritische Gerechtigkeit nicht, das Lob dieses Buches so hoch zu treiben, als ob alle Schilderenen desselben ohne Ausnahm unverbesserlich wären, und die höchste Vollkommenheit, deren sie fähig sind, erreichet hätten; Und die Unbescheidenheit solcher schamloser Schmeichler beweget mich, daß ich mein Urtheil desto dreistiger wage, in der Hoffnung, ihnen eine Röthe auszujagen, wobey ich dennoch eine gerechtere Hochachtung vor dieses vornehmen Mannes wahre Verdienste um die Poesie in dem Hertzen übrig behalte, als diese prahlenden Lobredner. Mich dünket aber, daß den schönsten von seinen Beschreibungen noch öfters Fehler von dem unreinen Geschmack des Marino ankleben; daß er in der Ausbildung seiner Sachen nicht nur freygebig, sondern verschwenderisch ist; daß er seine Gemählde mehr durch die hohen und heitern Farben, als durch die künstliche Uebereinstimmung mit dem Urbild zu erheben suche, daher denn rühret, daß die überflüssige Auszierung, dadurch das wahre Maß der

Natur

Natur aus der Acht gelassen wird, öfters die wesentlichen Schönheiten deren Dinge, die er beschreiben soll, nur verdunckeln. Ich verlange dieses Urtheil niemand durch mein Ansehen aufzudringen, wie der Urheber der oben gemeldeten Vorrede mit seinen Lobsprüchen thut, sondern ich halte mich gefasset, einige von denen Stellen, die ich vor fehlerhaft ansehe, und welche mein obiges Urtheil veranlasset haben, gründlich zu untersuchen; Mithin aber werde ich mit dem grösten Vergnügen, dasjenige, was ich in eben denselben Stellen vor schön erkenne, auch als schön anpreisen, und allemahl den Grund davon anzeigen, weil meine unpartheyische Liebe zu der Wahrheit sich ohne zulänglichen Grund eben so wenig weiß machen läßt, daß etwas lobenswürdig, als, daß etwas anders tadelhaft sey. Sonst habe ich dieser Untersuchung hier einen Platz eingeräumet, weil der Gebrauch der Gleichnisse ein hauptsächliches Theil von der Kunst zu beschreiben ausmachet, und Hr. Brockes sich derselben schier durchgehends bedienet hat.

Er beschreibet in dem ersten Theil die Farbe des Grases:

Die Farbe scheinet zwar, von weitem allgemein
Und einerley zu seyn;
Doch da auf jedes Blatt das Licht verändert stralet,
Wird jedes auch dadurch absonderlich gemahlet.
Bey vielen siehet man auf den gebog'nen Spitzen
Im glatten Wieder-Schein' ein glanzend Lichtgen blitzen.

Durch

Durch viele, die durchsichtig, stralt und bricht
Ein durch ihr zartes grün gemildert, gelblich Licht,
So schön, daß kein Smaragd so grün, so klar, so rein,
Als die durchsichtigen bestralten Spitzen seyn.

Und gleich in dem Verfolge:

Ja dieß verschiedne Grün, das Aug und Hertz erfrischt,
Ist so verwunderlich, so angenehm vermischt,
Daß man Smaragd und Chrysolith
So stralenreich kaum glänzen sieht.

Ich muß vor allen Dingen erinnern, daß Hr. Brockes in seinen Beschreibungen mehr ein Historicus als ein Poet ist; Er stellet uns die Sachen, die er beschreiben will, nicht nur etwan von derjenigen Seiten vor, die vor andern einen starcken Eindruck auf das Gemüthe des Lesers machet, sondern er giebt uns dieselben in allen möglichen Gesichts-Puncten zu besehen, und es ist so ferne, daß er seine Schilderenen durch eine geschickte Wahl der vornehmsten und wichtigsten Umstände zu beleben suche, daß er vielmehr mit der grösten Sorgfalt eines Naturforschers bemühet ist, auch die kleinsten Umstände einer Sache aufzusuchen, und keinen einzigen dahinten zu lassen. Eine solche genaue Sorgfalt erforderte der Zweck des Verfassers, der sich vorgenommen hatte, die unendliche Macht und Weisheit des Schöpfers der Natur in der Mannigfaltigkeit

keit ſeiner Wercke jedermann zur Verwunderung deutlich vor Augen zu legen: Und nach dieſem Zweck muß auch die Kunſt dieſes poetiſchen Natur-Lehrers, die er in der Ausführung erwieſen hat, beurtheilet werden. Grad die angezogene Beſchreibung des Graſes im Frühling iſt ſo ausführlich und hiſtoriſch, daß ſie auſſer dieſem Zweck nicht könnte gebrauchet werden. Virgil ſagt mit wenig Worten: Injuſſa virescunt gramina; und an einem andern Ort: Ante novis rubeant quam prata coloribus. Ich finde auch die Kunſt des Poeten in Beſchreibung der mannigfaltig abwechſelnden Farbe des Graſes alles Lobes würdig: Aber die eingeſchobenen Zeilen,

So ſchön, daß kein Smaragd ſo grün, ſo klar, ſo rein
Als die durchſichtigen beſtralten Spitzen ſeyn.

Und:

Daß man Smaragd und Chryſolith
So ſtralenreich kaum glantzen ſieht.

ſetzen zu dem Begriff nichts hinzu, und können dem Leſer ohne Schaden weggelaſſen werden. Da die gantze Erde von dem Schöpfer mit Graſe bekleidet worden, ſo haben den Begriff von der Farbe deſſelben alle Menſchen auf dem Erdboden mit einander gemein, er iſt auch ſo klar und bekannt, als irgend einer ſeyn kan; hingegen iſt der Begriff von der Farbe der erwähnten ſeltenen Edelſteine in der wenigſten Leute Gemüthe.

Wer ſiehet aber nicht, wie vergeblich es ſey, einen allgemeinen und klaren Begriff durch einen ſeltenen und unbekannten erklären wollen? Für diejenigen, welche von der Farbe des Smaragds und deſſen Glantze keinen Begriff haben, ſind dieſe Zeilen überflüſſig, müſſig und dunckel; und denjenigen, die einen Begriff davon beſitzen, vermehren ſie doch die Klarheit des Begriffes von der Farbe des Graſes nicht. Man könnte zwar zur Entſchuldigung des Poeten einwenden, er habe durch dieſe Vergleichung nicht ſo faſt die Klarheit des Begriffes, als die Verwunderung über die Schönheit des Graſes erhöhen wollen, weil die Menſchen überhaupt die Edelſteine wegen ihrer Seltenheit und Glantzes hochzuſchätzen pflegen. Alleine, da die Poeten zugleich Lehrer der Weißheit ſeyn ſollen, ſo wünſchte ich daß dieſelben dem falſchen Wahn der Unweiſen niemahls, aber am allerwenigſten in Lehrgedichten, ſchmeichelten; und, daß ſie ſich in ihren Schriften durch das unbeſcheidene Prangen mit Gold, Silber, Edelgeſteinen und andern Koſtbarkeiten nicht ſelbſt verdächtig macheten, daß ſie dieſen Dingen noch eine ziemliche Hochachtung vergönnen. Die erſte Regel der Wohlredenheit lautet: Folge der Natur. Nun ſehen wir ja, daß die Natur, die in ihrer nackten Einfalt verwunderſam prächtig iſt, dieſe glantzenden Koſtbarkeiten mit Fleiſſe tief

in

in dem Schooß der Erden verborgen hält, und ganz ſparſam damit umgehet, und daß eben dieſe Seltenheit ihnen bey den thörigten Menſchen eine ſolche Hochſchätzung zuwege gebracht hat. Ein gewiſſer franzöſiſcher Kunſtrichter hat Homer als einen Fehler vorgerücket, daß er in einer Stelle eine allzugroſſe Hochachtung für das Gold habe blicken laſſen; Was würde eben dieſer Criticus wohl von den Schilderenen unſerer heutigen Dichter ſagen, die überall mit Edelſteinen verſezet, und in Gold und Silber eingefaſſet, das aufmerckende Auge ſo ſehr blenden, daß es auf die wahre Schönheit des Gemähldes nicht hindurchdringen kan. Sie ſollten derowegen die wichtige Lection Longins fleiſſig ſtudieren, der in der ſiebenden Abtheilung ſeines Werckgens von dem Erhabenen ſeinen Freund alſo anredet: „Du muſt wiſſen, daß „ diejenigen Dinge, auch in dem gemeinen „ Leben, niemahls etwas würcklich hohes an „ ſich haben, deren Verachtung ebenfalls „ für was groſſes gehalten wird: als, die „ Reichthümer, Ehrenſtellen, Bedienungen, „ und etwan andere mehr, auf der Schau„ bühne bloß ins Auge fallende Dinge, wel„ che kein Weiſer für wahre Güter annimmt, „ weil es ein groſſer Vortheil iſt, wenn man „ ſie verachten kan. Dahero bewundern „ wir auch diejenigen lange nicht ſo ſehr, „ welche dergleichen beſitzen, als die, welche

„ ſie haben können, und ſolche doch aus ei-
„ ner edeln Großmuth der Seele von ſich
„ ſtoſſen.„

Der ſchweitzeriſche Poet, der jezige Göttingiſche Profeſſor, Hr. Doctor Haller, ſagt in ſeinem Gedichte, die Alpen betitelt, gantz poetiſch:

Wenn ſich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder Weſt auf lauen Flügeln bringt.

Ich zweifele, daß die hellen Züge des Hrn. Brockes einen ſo herrlichen Begriff zuwege bringen. Man betrachte folgende in dem ſchon angezogenen Gedichte deſſelben:

Hier funckelt ein gevierter Platz,
Von dunckel-rother Bluth', im lichten Grünen,
Und ſcheint ein unſchätzbarer Schatz
Von ſich bewegenden Rubinen.

Bringen euch nicht dieſe leztern Zeilen auf die Gedancken, der Poet wolle die Armuth der Natur mittelſt eines optiſchen Betruges durch einen geborgten Schimmer verdecken? Und in den Frühlings-Gedancken heißt es:

Wenn ich der bunten Garten Zier,
Mohn, Roſen, Lilien, Ranunckeln,
Trotz Diamant, Rubin, Sapphir
In tauſend Farben ſehe funckeln.

Ein wahrer Kenner der Wohlredenheit folget, nach Bouhours Anmerckung, denen reichen

chen und verſtändigen Leuten nach, welche in allem ihrem Weſen prächtig ſind, und doch niemahls unnöthige Ausgaben machen. Aber wenn dieſe Verſchwendung des Reichthums bey den Poeten einreiſſen ſollte, ſo würde nöthig ſeyn, in der Wohlredenheit, wie in einer wohlbeſtellten Republick, Leges ſumtuarias vorzukehren, dieſem Uebel Einhalt zu thun.

In dem Gedichte von den Bluhmen leſen wir:

Gott, der die Bluhmen lieſſe werden,
Hat ſolchen Schmuck darinn geleat;
Es iſt nichts auf der gantzen Erden,
Das ſolche ſchöne Farben hegt.
Gefärbter Scharlach, Sammt und Seiden
Sind ſchön, ſind öfters wunderſchön;
Allein, wenn ſie bey Bluhmen ſtehn,
Wird man ſie leichtlich unterſcheiden.
Die Farben vom Rubin-Balas,
Vom Amethiſt und Chryſopras,
Granat, Sardonych, Carniol,
Sapphir, Topas und Giraſol,
Smaragd, Opalen und Türckoſen,
Agat, Beryll, und andre mehr
Erblickt man an der Bluhmen Heer,
An Nelcken, Tuberoſen, Roſen,
Peonien und Anemonen,
Narciſſen, Malva, Kaiſers-Kronen,
An Tulpen, Crocus, Veilchen, Liſien,
Jesminen, Granadil, Schonkilien,
An Sonnen-Bluhmen: Ja an vielen,
Die mit ſo holder Schönheit ſpielen,
Daß man ſie nicht beſchreiben kan,
Trifft man faſt alle Farben an.

Ich mercke über dieſe Stelle vor allen Dingen an, daß dieſelbe auſſer den Reim und das Silbenmaß gar nichts poetiſches hat, ſondern daß der gantze Vortrag um etwas matt und allzu dogmatiſch iſt; Aber ſo entblößt dieſelbe von poetiſchem Zierrath iſt, um ſo viel reicher iſt ſie an andern Koſtbarkeiten. Der Satz in den vier erſten Zeilen, daß der Farbe der Bluhmen keine andere an Schönheit gleich komme, iſt ſo wahr, ſo feſt, und gewiß, daß ihn niemand in Abrede ſeyn wird: Daher iſt zuviel, daß der Poet jemand einführet, der dieſe allgemeine Wahrheit läugnet, und die Farbe der Edelſteine vor trefflicher hält:

Sprich nicht: Es glänzt ein Edelſtein,
Wenn er ſo feurig ſtralt und funckelt,
In einem angenehmern Schein,
Die Bluhmen ſind durch ihn verdunckelt.

Welchen er hernach in rechtem Ernſt widerleget, da er ſagt, die Edelſteine haben keine Bildung wie die Bluhmen, es fehle ihnen an der Vermiſchung der Farben, und an dem Geruch, den die Bluhmen aushauchen. Er wird wohl nicht geglaubt haben, daß der groſſe Wehrt der Edelſteine von der Hochſchätzung ihres Glantzes herrührete; und da er hingegen die Bluhmen in ſo geringem Preiß geſehen, auf den Wahn gerathen ſeyn, das geſchehe, weil man derſelben Glantz um ſo viel

viel schlechter schätze, als der Edelsteine. Woher mag denn seine unnützliche Sorge gekommen seyn, die Farbe der Bluhmen über der Edelsteine ihre zu erheben? Des Poeten mühsamer Fleiß, diese Edelsteine alle als ein Jubilier herzuzehlen, und sie mit den Bluhmen, als ein Gärtner zu ersetzen, ist derowegen nicht nur unnothwendig, sondern so gar schädlich, indem er die Beschreibung nur matt machet. Hier fällt mir ein, was Plinius an einem Ort von der künstlichen Statue, die Lysippus von Alexander verfertiget hat, erzehlet: Nero habe sie mit Gold überziehen lassen, aber man habe diese güldene Decke mit grosser Mühe wieder wegnehmen müssen, weil die Schönheit der Statue dadurch gäntzlich verderbet worden; Quum pretio periisset gratia artis, detractum est aurum. Hr. Haller sagt in seinem oben angeführten Gedichte mit zwo Zeilen, was diese gantze brockesische Vorstellung in sich hält:

Der Bluhmen schekicht Heer, scheint um den Rang zu streiten,
Ein lichtes Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold.

Aber wenn der Heiland sagt, daß der pompreiche Schmuck Salomons in seiner Herrlichkeit nicht so prächtig gewesen, als der Schmuck der Lilien auf dem Feld, so macht dieses einen grössern Begriff und stärckern Eindruck, als alle diese vier und zwanzig Zeilen thun.

Das Gedicht von einem Garten verfällt ebenfalls auf den Schmuck der Blumen; und weil die Stelle von groſſer Schönheit iſt, will ich ſie hier ausſetzen, damit man ſehe, daß ich allein der Wahrheit, in ſo fern ich ſie erkenne, gut bin, und das ſchöne ſchön, das ſchlimme ſchlimm nenne.

Ein aufgeputzte Meng von ſchönem Frauenzimmer
In tauſendfarbigem Damaſt und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold beſetzet und geſtickt,
Mit Feder-Büſchen, Band, Brocard, und Moor geſchmückt,
Scheint, funckelt, glänzt und prangt nicht in ſo holden Schimmer,
Als die durchs Frühlings Hand erneute Welt,
Als ein vom Sonnen-Glantz beſtralt beblühmtes Feld.
Der wunder-ſchön beaugte Pfauen Schwantz,
Der Iris farben-reicher Krantz,
Des hellen Abend-Sterns ſo lieblich reiner Glantz
Erquicken kaum ſo ſehr das menſchliche Geſicht,
Als das auf hundert tauſend Arten
Gefärbet und gebrochne Licht
Von einem bunten Bluhmen-Garten.

Soll ich Rechenſchaft geben, warum ich dieſe Stelle vor ſchön anpreiſe, ſo findet ſich den Grund dieſer Schönheit darauf beruhend, daß der Poet diejenigen Dinge, die in der Natur an Farbe reich und prächtig ſind, mit einer feinen Wahl ausgeleſen; es ſind alles Dinge, von welchen jedermann einen Begriff hat, und er ſtellet allgemeine und bekannte Begriffe mit allgemeinen

und

und bekannten in Vergleichung, welches der rechte Weg iſt, zu erläutern. Man kan ſich nichts angenehmers noch herrlichers vorbilden, als einen Krantz der ſchönſten Frauens-Perſonen, derer natürliche Schönheit durch den prächtigen Schmuck der Kleidung, und des koſtlichen Zierrathes hervorſpielet; noch etwas bunters, als den Regenbogen; noch etwas zierlichers, als einen Pfauenſchwantz, oder hellers, als den Abendſtern. Jedermann hat Begriffe von dieſen Dingen, und jedermann kan davon urtheilen. Wenn denn der Poet zulezt einem Bluhmen-Garten den Vorzug über alle dieſe Stücke giebet, ſo machet er euch einen höhern, deutlichern und vollſtändigern Begriff von der Schönheit eines Gartens, als eine lange Erzehlung von Edelſteinen thun würde. Ihr werdet nirgend finden, daß die Alten ihre Edelſteine zu den Vergleichungen der Bluhmen und anderer glänzenden Dinge ſo unnützlich verſchwendet haben.

In der Beſchreibung des Morgens ſtehet dieſes:

Bald färbt den untern Theil, worin die Wolcken ſchwimmen,
Ein roſenrother Glantz: An ihren zarten Spitzen
Sieht man ſodann ein Roth, wie Roſen und Rubin,
In grünlichblauem Licht des Himmels blüh'n und glüh'n,
Und bald ein funkelnd Gold, ſo mehr als gülden ſchien,

In unbeſchreiblichem Schein, Glantz und Schimmer blitzen.
So ſtralt kein Diamant, kein Feuer kan ſo glimmen:
Der allerhellſten Farben Schein,
So wir im Luft- und Kunſt-Feur ſehn,
Sind gegen dieſen Glantz nicht rein,
Sind gegen dieſe Glut, nicht hell, nicht ſchön.

Die fünf leztern Zeilen ſind wieder überflüſſig, und entkräften den Begriff; der Schein eines Diamantes, und die Funcken eines Kunſtfeuers ſind allzu bleich und ſchwach, als daß ſie mit dem Glantz der Morgenſtrahlen in eine Vergleichung geſetzet den Begriff davon emporheben könnten. Das einzige Hemiſtichium, in unbeſchreiblichem Schein, ſagt mehr, als die hernachfolgenden fünf Zeilen ſämtlich, mit welchen der Poet den Begriff, daß ihr Glantz alle Kunſt der Beſchreibung übertreffe, um etliche Grade ſchwächet. Man wird nicht finden, daß die Alten, wenn ſie die Morgenröthe beſchreiben, den Himmel mit Rubin oder Diamant beſticket haben. Homer ſagt: „Als jezt Aurora, die Tochter des Morgens, mit den roſenfarbenen Fingern erſchienen war.„ Und Virgil in dem ſiebenden B.

Jamque rubeſcebat radiis mare, & æthere ab alto
Aurora in roſeis fulgebat lutea bigis.

In dem eilften B.

Oceanum interea ſurgens Aurora reliquit.

In

In dem zwölften B.

- - - - - Cum primum craſtina cœlo
Puniceis invecta rotis aurora rubebit.

Und wenn eben dieſer Poet eine hellglänzende Wolcke beſchreibet, ſo ſagt er in dem achten B.

- - - - - Qualis, cum cærula nubes
Solis in ardeſcit radiis longeque refulget.

Und in dem ſiebenden B.

- - - Radiisque ardentem lucis & auro
Ipſe manu quatiens oſtendit ab æthere nubem.

Es fehlet unſerm Poeten an der Kunſt, von welcher der Jeſuite Rapin in ſeinen Betrachtungen über die Wohlredenheit ſchreibet: „Man muß die vortreffliche Kunſt „ beſitzen, alles was überflüſſig iſt, es ſey „ in den Sachen, oder in den Worten, „ auszulaſſen, und die Zierrathen, wenn „ ſie zu ofte kommen, zu unterdrücken, und „ der Einbildungskraft in ihrer Hitze Ein„ halt zu thun. Dieſe läßt ſich ſonſt gerne „ zu einer unnützlichen Wörter-Pracht fort„ reiſſen, die ins gemeine keine Gründlichkeit „ hat.„ Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich alle Stellen, die mit dieſem Fehler angeſtecket ſind, ausſetzen wollte. Dieſer falſche Geſchmack hangt faſt allen denen Stücken an, wo der Poet die Farbe der Dinge beſchreibet.

Ich

Ich gehe nun fort, einen andern Fehler dieses sonst geschickten Verfassers aufzudekken. Dieser bestehet darinnen, daß er nicht selten die Wercke der Natur durch die Kunst-Wercke ausstreichen und in ein höheres Licht setzen will; welches gleichviel ist, als das Original eines kunstreichen Mahlers mit einer ungeschickten Copie desselben vergleichen, und dann jenem den Vorzug über diese geben.

In der Beschreibung der Mahblume stehet folgendes:

Indem sie durch die Luft gesteift,
Ihr buntes Blat, voll nett gekerbter Ecken,
In holder Ründe von sich strecken.
Die ihr mit kluger Hand, mit Scheren, kleinen Messern
Und anderm Werckeug aus Papier
Manch künstlich Werck zu schneiden wisset,
Sprecht, ob ihr nicht bekennen müsset,
Daß ihr der saubern Blätter Zier
Nicht nachzuahmen taugt, viel minder zu verbessern.

Auch dieser Fehler kömmt stets wieder. In der Beschreibung der Trauben:

Und deren klaren Glantz und der durchsichtgen Glätte
Kein Onyx, kein Sardonich gleicht,
Indem so gar der Purpurn' Amethist,
Nicht schöner anzusehen ist:
Denn wenn des gröften Künstlers Hand
Aus jetzt benannten Edelsteinen
Vollkommne Kügelchen geschnitten,
Und nach der gröften Kunst gedrehet hätte,
So könnten sie unmöglich schöner scheinen.

Und

Und in der Beschreibung der Rose:

Man stell sich einen Busch im Geiste vor,
Deß Blatter aus Smaragd geschnitten,
Die Stengel aus Turckis, woran aus Hyacinth,
Gescharften Dornen gleich, formirte Spitzen sind.
Auf solchen Wunderstrauch, der mannigfaltig grün,
Stünd ein hellschimmernd Heer von Blumen aus Rubin,
So funckelnd glantzt' und stralt', in deren Mitten
Ein kleines güldnes Licht in hellem Schimmer schien;
Ja daß des Künstlers Hand
Verschiedne Kügelchen vom reinsten Diamant
Auf ihrer Blatter Pracht, zu gröstrer Zier gestreut;
Denn dencke man, wie diese Herrlichkeit
Noch lange nicht dem Schmuck gewachsner Rosen
Ja ihnen kaum den Schatten reichet. (gleichet,

Keine Nachahmung wird jemahls mit dem Original in allen Stücken überein treffen; am allerwenigsten aber ists der Kunst möglich, die Natur, als die vollkommenste Meisterin, zu übertreffen. Die Kunst ist nur eine Schülerin der Natur, und darum läßt sichs wohl die Kunst-Stücke von der Aehnlichkeit erheben, mit der sie sich zu der Vollkommenheit ihrer Originale in der Natur nähern; nicht aber die vollkommenen Wercke der Natur von den Nachahmungen rühmen, welche die ungeschicktere Kunst hervorgebracht hat. Denn alle Wercke der Kunst bleiben hinter der Natur ihren so unendlich weit zurücke, daß ein solcher Gegensatz uns nicht mehr, als die Grobheit

der

der Kunst zeigen kan, und übrigens dem Begriff von der angebohrnen Pracht und Herrlichkeit der Natur kein Pünctgen hinzusetzet; zumahl, da auch das blosse Bestreben eines Poeten, die Vollkommenheit der Natur in ihren Wercken, durch die Nachahmung der Kunst zu übertreffen, das ist, etwas nach dem allgemeinen Begriff der Menschen unmögliches zu verrichten, an sich selbst ungereimt ist, und einen gantz widrigen Eindruck machen muß. Man erwege nur, daß die Kunst nicht anderst vermögend ist, die Wercke der Natur nachzuahmen, als nur dem betrüglichen äusserlichen Scheine nach, wie eine Zaubererin, und daß sie aufs höchste nur einen von denen wachsamen Sinnen mit ihrem Blendwerck berücken kan, da die übrigen inzwischen in dem Stand bleiben, den Betrug alsobald zu entdecken. Und wer muß nicht den blossen Vorsatz eines Menschen, der nicht einmahl die innerliche Bauart der Pflantzen, als den Grund aller ihrer äusserlichen Pracht kennet, und sich dennoch vornimmt, solche aus Diamanten und Edelsteinen, so künstlich nachzubilden, daß man den Betrug nicht leicht gewahr werden soll, als eine unbesonnene Vermessenheit verdammen? Wie kan denn ein Poet hoffen, daß die Erdichtung eines solchen eiteln Vorsatzes und Bestrebens die natürliche und wesentliche Pracht

seiner

ſeiner ähnlichen Schildereyen erhöhen, beleben, oder nur im geringſten erleuchten könne? Es iſt immer ſchade, daß es ſolchen unbeſonnenen nicht ergehet, wie dem Midas in der Fabel, dem alle Speiſe und Nahrung unter den Händen und Zähnen in Gold und Silber verwandelt worden, ob ſie vielleicht von ihrem glänzenden Irrthum, der der Vollkommenheit der Natur ſo nachtheilig iſt, dadurch zurecht gebracht würden!

Wiewohl der Hr. Hofrath Weichmann von denen reichen Veränderungen in den Einfällen, welche dem berühmten Verfaſſer des Irdiſchen Vergnügens über eine gleiche Sache in den Kopf kommen, viel Rühmens machet, ſo fällt mir doch leicht, in dieſem Werck viele Wiederhohlungen eines Einfalles wahrzunehmen. Ich will ein einziges Exempel von einem ſeltſamen Einfall anführen, der dem Verfaſſer ſo wohl gefallen hat, daß er ihn aller Orten beybringt; als in dem Gedicht von dem Graſe:

Wie das geſtirnte Blau ein blühmichtes Gefilde:
So ſcheint das Feld amitzt ein grünlichs Firmament.

Von den Blumen:

Sie ſcheinen an Geſtalt und Schimmer, kleine Sterne,
In tauſendfachem Glantz und Schein,
Am grünen Firmament zu ſeyn.

Von

Von der Sonne in der dreyzehnten Strophe:

Wenn die Felder bluhmicht werden,
Deucht mich, daß ich auf der Erden,
Und in dem Smaragdnen Klee,
Den geſtirnten Himmel ſeh.

In dem Gedichte von dem Weiſſen Roſen-Buſche führet er denſelben Einfall weitläuftiger aus, und in dem Gedichte von dem Garten treibet er ihn noch weiter:

Das helle ſilberweiſſe Licht,
Das aus den Tuberoſen bricht
Die ſchimmernden Jeſminen,
Die weiſſen Sternen gleich, an Gröſſ' und Menge,
Auf vielen nach der Kunſt geſchornen Hecken,
Die ſich, ſo weit man ſieht, erſtrecken,
Ein Milchweg von unabzuſehnder Länge
An einem grünen Himmel ſcheinen.

Ich könnte noch eine Menge Stellen anführen, wo dieſer grüne Himmel auf Erden zum Vorſchein kömmt, alleine ich muß billig fürchten, meine Leſer möchten zulezt dadurch in eine ſolche Verwirrung geſetzet werden, daß ſie anſtühnden, ob ſie die Sternen im Garten, oder die Bluhmen im Himmel ſuchen müßten. Longinus hat an Homer getadelt, daß er ſeine Helden vergöttere, und hingegen die Götter in Menſchen verwandele; aber dieſes wird uns nicht mehr ſo ſeltſam vorkommen, nachdem der Himmel und die Erde ihre Stelle verwechſelt haben. Und dennoch

noch iſt der Einfall nur entlehnet. Marino hat vor Hrn. Brockes geſagt:

Il ciel fiorito ed il terren ſtellato.

Und an einem andern Ort:

Fiori immortali e nati
Nelle campagne amene
De' ſempiterni prati.

Der Roman de la Roſe vor Marino:

Qu'il vous fust avis que la terre
Voulut emprendre eſtrif & guerre
Au ciel, estre mieux eſtellée
Tant eſt par ſes Fleurs rebellée.

Und Lohenſtein in dem Lobgeſang der Blumen-Göttin, der in dem neunten Buch des Arminius eingeführet wird:

Der Erd-Ball ſtellt ja einen Garten für,
Durch meiner Blumen irdiſche Geſtirne.
Der Himmel aber iſt ein Garten, ſeine Sternen
Sind Blumen. Der neun hellen Sternen Glantz
War für der Zeit der Ariadne Krantz.

Unſer Poet iſt viel glücklicher wenn er die äuſſerliche Beſchaffenheit, und die Bewegung der Dinge beſchreibet, als wenn er von den Farben redet. In der Beſchreibung des Sommers:

Hier wallt zu unſerm Nutz, zu Gottes Ehr,
Von reifem Korn ein gelbes Aeren-Meer,
Das, wenn der laue Weſt auf ſeiner Flache ſchwebet,
Bald Wellen gleich, ſich ſencket, bald ſich hebet.

Und in dem Sing-Gedichte von dem Frühling:

Wenn ich der Felder gelbes Meer
Mit schweren Aehren sehe wallen.

Die sachte Bewegung der reiffen Früchte auf dem Felde, wenn sie von einem kleinen Winde beweget worden sind, wird sehr deutlich durch das Gleichniß einer sanft erregten See vorgestellet; und Homer hat diesen Umstand der Wellen-förmigen Bewegung des reiffen Korns schon angemercket, und ihn neben der Bewegung des ergrimmten Meeres geschickt angewendet, die unruhige Bewegung eines ergrimmten Volckes deutlich zu bezeichnen, wenn er in dem zweyten B. der Ilias v. 144. saget: „ Das versammelte Volck gerieth in „ Bewegung, wie die unermeßlichen Wellen „ des Icarischen Meers, welche der Sud„ wind und der Ostwind, die aus den Wol„ cken des Vater Jupiters hervorgekommen, „ mit Ungestüm aufgebracht haben; und wie „ wann der Westwind mit seinem starcken „ und gewaltigen Blasen die hohe Ernd be„ weget, und die gebogenen Aehren an sich „ ziehet. „

Eben so geschickt hat unser Poet diese Anmerckung in Beschreibung des Ungewitters angewendet, und die ungestüme Bewegung der Wipfel eines Waldes durch eine See im Sturm vorgebildet:

Es

Es ſchien der Wald ein Meer, drin grüne Wellen wallen,
Die Zweige beulten recht, es brauſete das Laub;
Bald wurden der gepeitſchten Blätter Wogen,
Mit ſauſendem Geraufch empor geführt,
Bald plötzlich unter ſich gezogen,
Daß oft der Wipfel ſelbſt die loſe Wurtzel rührt.

In dieſe Claſſe gehöret die ausführliche Vergleichung, welche in dem zweyten Theil in dem Gedichte von dem Winter ſtehet:

Wie wenn verſchiedne Ström' ergrimmt zuſamen ſtieſſen,
Und als ein raſcher Pfeil ſchnell auf einander ſchieſſen,
Ein jeder mit Gewalt ſich gegen jenen ſpreißt,
Mit ſtrengem dunckeln Strich den weiſſen Schaum zerreißt,
Den ihm ſein Gegner macht, und daß das Ufer brüllet,
Mit beulendem Geraufch die Wirbel theilt und füllet;
So ſieht man in der Luft am Schnee, wie grimmiglich
Ein Windſtrom jenen bricht,
Indem die Flocken ſich
Bald ſtoſſen, bald ſich drehn, bald über ſich gerifſen,
Von einem ſtarckern Fluß bezwungen weichen müſſen. ꝛc.

Ich muß bey Gelegenheit dieſes Gleichniſſes, welches trefflich bequem iſt, den Sturm, wenn es ſchneyet, ſo wohl zu erklären, als auch zu erhöhen, erinnern, daß unſer Poet nicht allein in dem Gedichte, aus welchem obiges Gleichniß entlehnet iſt, ſondern auch in dem erſten Theil auf die Beſchreibung des Winters verfallen iſt; und ich finde in beyden mehr poetiſche Kunſt und Schönheit, als in vielen andern Gedichten dieſer Sammlung.

Der Poet beſchreibet die Geſtalt des Winters alſo:

Den Wieſen war bereits der grüne Schmuck geraubet,
Es hatte ſchon der Nord ſo Kraut als Baum entlaubet;
Die kalte Luft ward ſchwartz; die ſtarren Felder weiß;
Ein recht ergrimmter Froſt, ein faſt verſteinernd Eis,
Verhartete das Land, und feſſelte die Fluthen;
Der Bäume Menge glich gebundnen groſſen Ruthen,
Wodurch die Luft geſtaupt der Welt gedrohet ward;
Es ſchien ſelbſt die Natur erfroren und erſtarrt.

Bey Virgil ſtehet in dem dritten B. von dem Feldbau v. 352. wo er die nordlichen Eiß-Länder beſchreibet, eine Beſchreibung des Winters, welche dienen kan, die Schönheit der Brockeſiſchen deſto genauer zu bemercken:

- - Clauſa tenent ſtabulis armenta, neque ullæ
Aut herbæ campo apparent, aut arbore frondes:
Sed jacet aggeribus niveis informis & alto
Terra gelu late, ſeptemque adſurgit in ulnas.
Semper hyems, ſemper ſpirantes frigora cauri.
Tum ſol pallenteis haud unquam diſcutit umbras:
Conreſcunt ſubitæ currenti in flumine cruſtæ,
Undaque jam tergo ferratos ſuſtinet orbeis,
Puppibus illa prius patulis, nunc hoſpita plauſtris:
Æraque diſſiliunt vulgo, veſtesque rigeſcunt
Indutæ, cæduntque ſecuribus humida vina:
Et totæ ſolidam in glaciem vertere lacunæ:
Striataque impexis induruit horrida barbis.
Interea toto non ſecius aere ningit:
Intereunt pecudes, ſtant circumfuſa pruinis
Corpora magna boum: confertoque agmine cervi
Torpent mole nova, & ſummis vix cornibus exſtant, &c.

Wer

Wer dieſe beyden Beſchreibungen gegen einander halten will, muß ſich zweyer Dinge erinnern: eines, daß Hr. Brockes ſich vorgeſetzet hat, beyde **des Winters Laſt und Luſt** aufmerckſam zu betrachten; da hingegen Virgil nur diejenigen Umſtände ausgeführet hat, welche den Winter beſchwerlich machen; das andere, daß die oben angeführte Brockeſiſche Beſchreibung des Winters nur der Anfang des erſten Gedichtes iſt.

Laſſet uns nun ſehen, wie der deutſche Poet die übrigen Umſtände, die Virgil anführet, ausgebildet habe. Virgils dritte Zeile giebet er alſo:

Man kennet keine Bahn; der ſchönſten Gärten Pracht
Verſchwindet, und verſünckt in eine weiſſe Nacht.
Man ſiehet hier und dort nur ungewiſſe Spuren
Von Beten, Steig' und Weg. - - - - - -

Den achten und neunten Vers Virgils giebet Hr. Brockes:

Die Schiffe ligen ſtill, trutz Eurus Sturm und Wut,
Trotz Thetis reger Macht, gehemmt von ſcharfen Schollen,
Indeß daß auf der tieffen Flut (Gut,
Beſchwert durch manche Laſt und ſchweres Kauffmanns-
Viel raſſende beſchlagne Räder rollen.

Und da dieſer Umſtand auf das Verwunderſame ſiehet, ſo hat er daſſelbe durch folgende Zeilen ſehr glücklich zu erhöhen geſuchet:

Man ſieht izt die, ſo Schritt-Schuh' unterzieh'n,
Auf glattem Eiß, auf ſchmahlen Eiſen flieh'n,
Und zwiſchen zackichten und ſtarren Waſſer-Hügeln',
Auf einer Bahn, in welcher ſie ſich ſpiegeln,
Mit trocknem Fuß, ſelbſt in der Fluth, mit Haufen
Auf bodenloſen Tieffen laufen.

Anſtatt des dreyzehnten Virgiliſchen Verſes giebt uns unſer Poet in dem zweyten Theil ein vollſtändiges Gemählde von einem Wanderer zur Winters-Zeit:

Der ſeines Athems faſt, wie aller Wärm, beraubet,
Mit ſteif bereiftem Haar, mit krumm gebognem Knie,
Tief eingezogenem Hals, und ganz erſtarrten Gliedern,
Mit faſt geſchloßnen Augen-Liedern,
Mit blauen Wangen Naſ' und Kinn
Sehr langſam und mit Müh das Schneegeſtöber trennet.

Und die vierzehnte Virgiliſche Zeile giebt er ganz poetiſch:

. . . . . Dort ſpritzt mit ſtrengem Hauch
Aus dem beeißten Bart, voll ſteif gefrorner Locken,
Der dunckelgraue Weſt den Schnee in groſſen Flocken.

Eben ſo glücklich iſt er in Beſchreibung der Luſt-gebährenden Umſtände. Wie natürlich ſchön iſt nicht folgendes?

Der Silber-weiſſe Schnee
Bedeckt, o Gott, auf dein Geheiß,
Die zwar ſchon grün doch zarte Winter-Saat,
Als wie ein weiſſer Pelz, damit ein ſtrenges Eiß
Die ſüſſen Säfte nicht verdicke,
Noch ihren Trieb der Lebensgluth erſticke.

Und

Und wie angenehm ſind folgende Züge, womit er die ſchöne Geſtalt des Winters zierlich ausſchmücket:

Es ſcheint, daß die Natur mit neuer Luſt erfüllet,
Statt ihres grünen Saftes, in Silber-Moor ſich hüllet,
Mit Unſchulds-Glantz ſich ſchmückt. - - - - -

Aber an poetiſcher Kunſt und Zierlichkeit übertrifft die andern Umſtände alle der Schluß des Gedichtes in dem erſten Theil.

Im Winter ſcheint die wirckende Natur
Geſchwächt, erſtarrt, erblaßt.
Allein
Es iſt ein bloſſer Schein;
Sie iſt nicht todt, ſie ſchläfet nur.
Sie wird wann ihr durchleuchtigſter Gemahl,
Die Sonn', umkränzt mit Licht und Strahl,
Sich wieder zu ihr naht, ſie in die Arme faßt,
Nach kurtzer Raſt,
Mit gantz verjüngter Kraft
Aufs neu erwachen,
Und ſich durch mannigfachen Saft,
Zu deiner Säugerin und milder Mutter machen.

Alleine neben denen angeführten Stellen finde noch manche, die durch die glückliche Wahl bequemer Gleichniſſe trefflich ſchön ſind; als im erſten Theil in der Beſchreibung des Mittags folgende, wo der Poet ſehr geſchickt und anmuthig das Einſammeln des Heus ſchildert:

Da denn, und zwahr faſt lächerlich,
Das grüne Heu auf dünner Gabeln Stämmen

Schnell laufenden belaubten Bäumen glich.
Ja wenn es oftermahls den, der es trug, verſteckte,
Und durch die Meng' und Läng' ihn bis ans Bein bedeckte,
So ließ es anders nicht, als ſäh' man groſſe Hauſen,
Ja Hügel ſelbſt auf zweyen Beinen laufen.

Und in dem Sing-Gedichte von dem Waſſer im Frühling:

Das Waſſer wie ein klares Glas (polieret,
Scheint in der heitern Luft, durchs Frühlings Hand
Ein Spiegel von Criſtall, den Kraut und Gras
Als ein Smaragdner Ram, mit wahrem Laub-Werck
zieret.

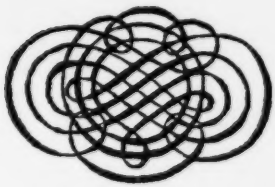
Eben ſo geſchickt vergleichet er die blühenden Bäume mit hangenden Gärten, einen Gärtner mit einem Mahler, die Natur mit einer Stickerin; auch gehöret die Beſchreibung der durch Veränderung von Licht und Schatten ſich vielfach verändernden Landſchaft mit zu den ſchönſten Gedichten in dieſer Sammlung, ſonderlich die Stelle darinne, wo er zeiget, wie die Kunſt zu tuſchieren völlig der Natur abgeſehen worden. Nur kan ich es nicht gutheiſſen, daß der Poet die meiſten von dieſen jezt erwähnten guten Einfällen allzu ofte wiederhohlet, und gerne ein wenig zuweit treibet, wenn er aus dergleichen optiſchen Vergleichungen allzufreche Metaphoren ſchmiedet.

Bevor ich dieſe Abhandlung ſchlieſſe, muß ich noch dreyer ausführlicher Gleichniſſe Erwähnung

wähnung thun, die der Hr. Weichmann in seiner Vorrede aus einigen absonderlichen Stücken des Hrn. Brockes, welche in dem Ersten Theil der Niedersächsischen Sammlung von Gedichten zu finden ist, anführet, und in Absicht auf dieselben von diesem Dichter rühmet, daß er in Gleichnissen nicht weniger glücklich sey, als die alten lateinischen Poeten, welche durchgehends sonderlichen Fleiß darauf gewendet haben. Alleine ich muß ihn berichten, daß diese Brockesischen Gleichnisse gröstentheils nur Copien und Uebersetzungen sind, wovon die Originale eben bey diesen geschickten lateinischen Poeten anzutreffen sind. Er wird dieses selber so befinden, wenn er die Mühe nehmen will, in Virgils Eneis und Homers Ilias nachzuschlagen. In jener B. XI. v. 810. B. X. v. 727. B. XI. v. 616. B. II. v. 495. B. VII. v. 585. B. X. v. 693. In dieser B. XI. v. 492. B. XV. v. 618. 586. 170. B. IV. v. 75.

Ich hoffe, man werde mir das Recht wiederfahren lassen, und gestehen, daß ich des Hrn. Rathsherrn Brockes Gedichte ohne eigene Absichten untersuchet, und weder das tadelhafte noch das gute verschwiegen habe; welches letztere in der That das fehlbare in einem grossen Absatz übertrifft. Wenn ich zuweilen etwas tadle, so soll man darum nicht meinen, daß mir dergleichen Irrungen grosser Leute einige Freude machen. Mein

Zweck ist alleine den noch herrschenden verderbten Geschmack zu verbessern, und sowohl die Quellen dessen, was in der Beredsamkeit belustiget, als des mißfälligen und ungeschmackten zu entdecken. Hr. Brockes hat fürwahr in derjenigen Art Beschreibungen, aus welchen sein Buch bestehet, eine sehr grosse Kunst gewiesen; und wenn alle andere, die sich auf die Poesie legen, ihre poetischen Versuche mit dieser Arbeit anheben würden, als welche die allererste ist, so könnten wir hoffen, daß sie nach der Zeit zu wichtigern Unternehmungen in der Poeterey geschickter seyn würden, als sie bisher, da sie einen andern Weg genommen haben, gewesen sind.



Der

Der fünfzehnte Abschnitt.

Von den Lohensteiniſchen Gleichniſſen.

Opitzens reiner Geſchmack. Verderbung des Geſchmackes durch Hofmannswaldau und Lohenſtein. Wie Lohenſteins Gleichniß-Bilder unbekannt, ausſchweiffend, ungeſchickt und überflüßig ſind; wie ſie mit dem Wohlſtand ſtreiten. Wie er alle dieſe Fehler in einem Exempel vereinigt hat. Wenn er die Seltenheit, Leichtigkeit, Möglichkeit einer Sache erhöhen will, hohlt er die Beyſpiele von einer Art, die zu einem Geſchlecht gehören, allzuweit. Wie Virgil die hyperboliſche Art zu vergleichen gebraucht. Lohenſtein leget ſeine gelehrten und hyperboliſchen Gleichniſſe rohen und wilden Perſonen in den Mund, welche durch ſolche einander beſtraffen, wiederlegen, und überführen. Neukirchs Lobſchrift des Lohenſteiniſchen Arminius in der Sprache deſſelben verfaſſet. Deſſelben Aufwart-Schreiben an den geheimen Rath von Fuchs, in einer gleichmäßigen Sprache beantwortet. Wie er dieſen Herrn mit dem Flachs vergleicht. Neukirchs Bekehrung. Amthors Schutz-Schrift Lohenſteins. Exempel von Lohenſteiniſchen Gleichniſſen aus Amthor. Daß Gleichniſſe keine Kraft haben etwas zu beweiſen, ausgenommen ſo fern ſie ähnliche Beyſpiele eines allgemeinen unſtreitigen Grundſatzes ſind. Socratiſche Art, aus ſolchen Gleichniſſen zu beweiſen. Wie Opitz den Satz, daß alles ſichtbare vergänglich ſey, auf dieſe Weiſe beweiſen. Wie Beſſer beweiſet, daß das Urtheil der Welt meiſtens unbegründet ſey. Daß Opitzens Gleichniß von einem Ring, der ſich abnützt, mit den zerrinnenden Sinnen nur erkläre, und nicht beweiſe. Daß Lohenſteins Gleichniß von der Nachbarſchaft der Roſe und der Dornen nicht beweiſe, ſondern nur erkläre, daß ſeiner Gelegenheit und der Waffen pflegen bey einander

ander stehen könne. Daß in Opitzens Gleichniß von einem fruchtbaren Baum mit einem fruchtbaren Weib ein Grund enthalten sey, der richtig schleußt. Opitzens Socratische Beyspiele, womit er das lächerliche Wesen der Schreibe-Sucht erweiset. Wie die satyrischen Scribenten sich dergleichen Art zu schlieſſen, als eines besondern Kunst-Streiches bedienen. Wie leicht es sey die Gleichnisse, die auf keine allgemeinen Wahrheiten gegründet, und alleine von Thieren oder leblosen Dingen genommen sind, umzukehren.

OPitz war der erste, der den deutschen Poeten die Bahn gebrochen, und dem guten Geschmack in der Wohlredenheit gewaltig aufgeholffen hat. Die Natur hatte ihn mit einem hohen und durchdringenden Verstande begabet, sein eigener Wissensbegieriger Fleiß brachte ihn in eine enge Bekanntschaft mit den alten griechischen und lateinischen Dichtern. In den Schriften derselben hat er seinen Geschmack gereiniget, sich das innere Wesen der Poesie und die Quellen des Ergetzlichen bekannt gemachet; und in der geschickten Nachahmung derselben hat er allen seinen Ruhm gesuchet. Diese Vortheile erhoben ihn weit über den gemeinen Haufen der Poeten, so wohl als über das Elend seiner Zeiten; und er sezte mittelst derselben seine Schriften in ein solches Licht, daß noch heutzutag iedermann sich an denselben ergetzet, und alle Dichter, die auf ihn gefolget sind, dagegen nicht heller

heller geleuchtet haben, als Ignes lunæ minores. Ich beruffe mich dießfalls auf das Bekänntniß, welches Benj. Neukirch in einem gewiſſen Gedichte abgeleget hat, wo er ſeinen vorigen Lohenſteiniſchen Geſchmack ſelber verurtheilet:

Ha! ſchrie man hier und da, für dem muß Opitz weichen!
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erſtlich könnt' erreichen!
Den Willen hätt' ich wohl. So wie ich es gedacht,
So iſt es auch geſchehn; ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geſchwitzt; allein ich muß geſtehen,
Daß ich ihm noch umſonſt verſuche nachzugehen.

Aber dieſer groſſe Geiſt hat nach dem groſſen Maß ſeiner Erleuchtung ſchon zu ſeiner Zeit vorhergeſehen, daß nach ihm froſtige und ungeübte Köpfe entſtehen würden, die dieſen reinen Fluß der deutſchen Poeſie trüb machen, und aus einer unzeitigen Schreibſucht alles wieder verderben würden. Seine Prophezeyung davon in der Zuſchrift an Zinegräfen lautet folgendermaſſen:

Es iſt hier nicht genung, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reimen bringen,
Der Wörter Hencker ſeyn: Wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht ſcharf und geiſtig iſt, nicht auf die Alten zielt,
Nicht ihre Schriften kennt, der Griechen und Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, und ſchaut, daß ihm kaum einer
Von ihnen auſſen bleibt; Wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlaſſen weiß, iſt zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es iſt ſich zu beſorgen,
Weil allbereit bey uns faſt alle neue Morgen

Ein

Ein neuer Dichter wächßt, daß dieſe Schreibe-Sucht
Der Sprache Zierlichkeit wird wieder in die Flucht
Verjagen als zuvor. - - - - -

Dieſe Weiſſagung iſt um ſo viel merckwürdiger, weil es nicht lange angeſtanden, daß ſeine eigene Schüler die ungeſchminckte natürliche Flüſſigkeit und die Macht der Opitziſchen Schreibart aus den Augen geſetzet, und derſelben die unreine und mit fremden Zierrath prangende Schreibensart der Italieniſchen Poeten des ſiebenzehnten Jahrhundert vorgezogen haben. Der von Hofmanns-Waldau war einer von den erſten, der ſich von dieſem unreinen Geſchmack hat einnehmen laſſen; doch hat er ſich meiſt nur bey derjenigen Gattung von Gedichten aufgehalten, wo dieſer Fehler am wenigſten Verdruß verurſachet. Aber nach ihm hat der von Lohenſtein dieſen Geſchmack ſich überall eigen gemachet und in alle Gattungen Gedichte ohne Maß eingeführet. Daher iſt ſeine Schreibart durchgehends gantz figürlich und hieroglyphiſch: Und weil alle folgenden Poeten Lohenſtein zum Muſter genommen, nach welchem ſie ſich formiert haben, ſo iſt dieſer verdorbene Geſchmack gleichſam nationaliſiert worden, und es ſind wenige übrig geblieben, die nicht etwas von demſelben geerbet haben. Der kühne Günther leget vor ſeine Perſon ein freyes Bekänntniß ab:

Auch

Auch ſchifft ich oftermahl auf Dielen über Meer,
Und hohlt' ein Gleichniß-Wort aus Miſſiſippi her;
Beſtahl den Lohenſtein, wie andre Schul-Monarchen,
Und war kein Reim darauf, ſo flickt ich ihn von Parchen,
So ſchlimm das Wort auch klang. Marocco, Bengala,
Fez, Bantam, Mexico, Quinſay, Florida,
Die alle mußten mir Baum, Steine, Thiere, Linſen,
Und was nur koſtbar ließ, in Dichter-Kaſten zinſen:
Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen gieng.

Aber er füget hinzu:

Dieß thät ich, als mein Witz noch gar zu unreif hieß,
Und wie ein ſiedend Fett den Schaum voran verſtieß:
Jezt lernt ich nach und nach mich u. die Wahrheit kennen,
Und lache, wenn mich viel noch einen Dichter nennen.

Da nun der ſchlimme Geſchmack der Lohenſteiniſchen Schreibart meiſt von der ungeſchickten Wahl und unmäſſigen Verſchwendung fremder, unnützlicher, ungeheurer und unanſtändiger Gleichniſſe herrühret, ſo kan man mit Recht von mir begehren, daß ich dieſe Fehler in einigen Beyſpielen entdecke. Lohenſteins groſſer Roman, Arminius betitelt, kan uns dergleichen überflüſſig an die Hand geben. Auf dem 208ten bl. ſtehet: „ Die Unglückſeligen, da ſie ſich des vergan„ genen Uebels erinnern, ſind insgemein, „ wie das fühlende Kraut in Egypten gear„ tet, welches, wenn man es anrühret, ſei„ ne Zweige zurücke, ſeine Blätter zuſammen „ zeucht, oder gar verdorren läßt.„ Wenn ich durch dieſes dunckele hieroglyphiſche

Gleich-

Gleichniß durchſehe, ſo will Lohenſtein ſagen, die Erinnerung des vergangenen Uebels mache die Menſchen empfindlich und niedergeſchlagen. Aber dieſer Gedancke klinget vor ihn viel zuſchlecht, darum kleidet er ihn in ein fremdes Gleichniß ein, worinn er euch mehr ſeine gelehrte Beleſenheit, als die Deutlichkeit ſeiner Gedancken zu bewundern giebt. Wer hätte ſonſt gedencken ſollen, daß ihm die Eigenſchaft einer ſo fremden und ſeltenen Wunderpflantze ſo wohl bekannt wäre!

Scire tuum nihil eſt, niſi te ſcire, hoc ſciat alter!

Da die Gleichniſſe ſonſt dienen, eine Sache zu erklären, ſo hat dieſes hier den gantz beſondern Nutzen, einen klaren Gedancken in Finſterniß und Dunckelheit einzuhüllen.

Auf dem eilften bl. heiſſet es: „Sie ließ „ihre Thränen über ihre Wangen flieſſen, „daß es ſchien, als hätten ihre Augen ſich „in das regnende Siebengeſtirne verwandelt.„ Dieſes Gleichniß iſt nicht alleine fremd, ſondern auch ausſchweiffend und ungeheuer. Es iſt ſo ferne, daß dieſe unglückliche Verwandlung der weinenden Augen in das regnende Sieben-Geſtirn den Begriff von der Gröſſe ihrer Traurigkeit erhöhe, daß es euch vielmehr auf den unbeſcheidenen Verfaſſer wegen ſeiner unmäſſigen Ausſchweifung böſe machet. Das Ebenmaß zwiſchen dem Bild und dem Gegenbild iſt ſo ungleich, daß

daß nur nicht einmahl die Vergleichung, geſchweige die Verwandelung ſtatt haben kan.

Bl. 144. „Dieſe Gaben zohen, nicht anders als der Agtſtein die Spreu, unterſchiedene Helden an den Hof; weil nun Hermildis die Eigenſchaft des Magnets und der Sonnenwende hatte, und wie dieſe nur den Geſtirnen, alſo ſie nur der Tugend ihre Gewogenheit zuneigete; ſo dienete die Liebe denſelben zu einem Wetzſteine.„ Und auf demſelben Blat: „Es fanden ſich viele fremde ein, um bey den Strahlen dieſer Fürſtin ihre Freyheit, wie die Mutten bey dem Lichte ihre Flügel zu verlieren.„ Dieſe Gleichniſſe ſind nicht nur ungeſchickt, ſondern auch überflüſſig. Ihr dörffet dieſelben nur weglaſſen, ſo bekommt die Erzehlung mehr Licht und mehr Nachdruck: Dieſe Gaben zohen unterſchiedene Helden an den Hof, und weil Hermildis ihre Gewogenheit alleine der Tugend zuneigete, ſo war die Eiferſucht dieſen Helden ein Wetzſtein der Tugend. Ohne Noth eingeſtreuete Gleichniſſe machen nicht alleine den Vortrag dunckel, ſondern bringen auch den Leſer zur Ungedult, der ſich nicht immer entſchlieſſen kan ſo viel Mühe zu nehmen, daß er die wahre Meinung ſeines Scribenten unter einem Haufen ſolch fremden Zeuges hervorſuchen ſollte.

Es ſind aber einige von dieſen Gleichniſſen auch entfernt und wider den Wohlſtand:

Der Agtstein ziehet die Spreu an sich und Hermildis die Helden. Der Grund der Aehnlichkeit stecket alleine darinnen, daß beyde etwas an sich ziehen; aber es ist unanständig, Helden mit Spreu vergleichen. Eben so übel sieht es, da sie in dem andern Gleichniß mit den Mutten verglichen werden.

Bl. 138. „ Sintemahl beydes [die Ohnmacht des Alters und die Schrecken des Todes] „ den Menschen in einem Augenblicke, wie „ die Nächte die Nachbarn beyder Angel„ Sterne mit einer kohlschwartzen Finsterniß „ überfällt; niemand aber wie die Schlan„ gen mit ihrer Haut die Schwachheiten des „ Alters abstreiffen kan.„ Und Bl. 139. „ Die Seele heget gegen ihrem Brunnen ei„ ne nicht geringere Neigung, als die Son„ nenwende gegen die Sonne, die Africa„ nische Ziegen gegen den Hunds- und der „ Magnet gegen den Nördlichen Angel-Ster„ ne, wenn anders diese heilige Regung nicht „ durch irdische Verleitung, wie der Ma„ gnet durch Knoblauch entkräftet wird.„ In diesen Beyspielen findet ihr alle Fehler, die ich bißdahin ausgesetzet habe, als in ihrem Mittelpunct vereinigt; und wenn ich an den Zweck und die Absichten der Gleichnisse gedencke, so kan ich nicht sehen, wozu die unmäßige Verschwendung derselben dienen sollte, als eine unzeitige Wissenschaft der seltensten Geheimnisse der Natur zur Schau vor-

vorzulegen, und den Leser mit Fleiß müde zu machen, und seine Aufmercksamkeit zu zerstreuen. Dieses Prangen mit einer physicalischen Gelahrtheit ist unserm Lohenstein so was eigenes, daß er euch allemahl ein solches Geheimniß der Natur entdecket, so oft er sagen will, etwas sey seltsam, unmöglich, es werde eher, weniger, niemahls, geschehen, zum Ex. „ Er achte dieses für seltsamer, als „ die Araber ihre Phönixe, und die Indianer ihre Einhörner. Es geschehe so wenig, „ als der Angel-Stern von seinem Wirbel „ verrücket werde. Bl. 13. Die Schönheit sey so selten keusch, als die Sonne „ kalt. Seine Vollkommenheit mache nichts „ minder alles Weibes-Volck verliebt, als „ die Sonne in Mohrenland alle Einwohner „ schwartz machen müßte. Bl. 15. Die „ Laster seyn bey hohem Stande und Ansehen nichts minder, als das Gift in dem „ gestirnten Scorpion unvergleichlich schädlicher, als in dem irdischen. Bl. 96. Gute und böse seyn unter allen Völckern, wie „ weisse Leute und schwartze Mohren in der „ Welt. Bl. 153. Ein tapferes Gemüth lerne in dem eingebiesamten Gemach eines „ Sardanapals so wenig herrschen, als ein „ Adler von der Nachteule die Augen an der „ Sonne schärfen, oder die Gipfel der Cedern überfügen. Bl. 272. Er hätte dieses „ Geheimniß so gerne mit in das Grab ge-

„ nommen, ſo gerne die Sonne, wenn ſie „ zu Golde gehet, ihren Untergang mit „ Wolcken verhüllet. „

Die Vergleichung ſeltſamer, gemeiner, möglicher, unmöglicher, und anderer dergleichen Dinge haben zuweilen ihren guten Nutzen, etwas mit groſſem Nachdruck zu ſagen, wenn ſie mit guter Wahl und Bedacht, und am rechten Ort angebracht werden. Aber die Beyſpiele einer gleichen Art, die zu einem Geſchlecht gehören, müſſen nicht zu ferne hergeholet werden noch unbekannt ſeyn, ſonſt haben ſie keine Kraft, die Seltenheit, Möglichkeit, Leichtigkeit einer Sache zu erhöhen. Nur die Gelehrten wiſſen zum Ex. daß der Gift in dem geſtirnten Scorpion ſchädlicher ſey, als in dem irdiſchen. Wenn die Heil. Schrift eine unglaubliche Menge ausdrücken will, ſo vergleichet ſie dieſelbe mit dem Sand an dem Geſtade des Meeres. Und Virgil ſagt in dem zweyten Buch des Feld-Baues von dem Weinſtock:

Sed neque quam multæ ſpecies, nec nomina quæ ſint,
Eſt numerus; neque enim numero comprendere refert:
Quem qui ſcire velit, Libyci velit æquoris idem
Diſcere, quam multæ Zephyro turbentur arenæ:
Aut ubi navigiis violentior incidit Eurus
Noſſe, quot Jonii veniant ad littora fluctus.

Insbeſondere gehöret dieſe hyperboliſche Art zu vergleichen in die Sprache der Affecte, welche

welche aus Furcht den Ausdruck matt zu machen, die Sachen bis auf den oberſten Grad der Wahrſcheinlichkeit erhöhen. Alſo läſt Virgil in dem vierten B. der Eneis die Dido reden:

Sed mihi vel tellus optem prius ima dehiſcat,
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Pallentes umbras Erebi noctemque profundam,
Ante pudor quam te violem, aut tua jura reſolvam.

Dieſe poetiſche Verwünſchung giebt euch die ſtandhafte treue Liebe der Dido auf das deutlichſte zu erkennen. Und weil Virgil die Affecte ſelten auf die höchſten Grade ſteigen läßt, kan man daraus abnehmen, warum dieſe Art zu vergleichen, ſo ſparſam von ihm gebrauchet wird.

Alleine, was dieſe unmäſſige Verſchwendung einer ſeltenen Beleſenheit und dieſe hierogliphiſche Sprache des von Lohenſtein noch abgeſchmackter machet, iſt dieſes, er leget dieſelben ſolchen Perſonen in den Mund, die ihrem Character nach von dergleichen gekünſteltem Weſen und Wort-Gepränge himmelweit entfernet waren. Arminius, Inguiomarus, Marbod, und alle andern berühmten Helden des alten Deutſchlandes reden in dieſem Buch eben ſo gelehrt, als wenn ſie bey Lohenſtein in die Schule gegangen wären; ſelbſt die Frauen und Töchter dieſer Helden erklären einander in ihren vertrauten

Geſprächen die tiefeſten Geheimniſſe der Natur; es iſt euch, ihr höret jene Pretieuſes ridicules bey Moliere reden.

Noch lächerlicher iſt, daß die Perſonen, welche Lohenſtein in dieſem wunderlichen Buch auf den Schauplatz führet, durch lauter Gleichniſſe dencken, durch Gleichniſſe einander beſtraffen, widerlegen, überführen. Die Gleichniſſe ſind ihre Gründe, und die Einbildungs-Kraft iſt ihre Vernunft. Wenn z. Er. bl. 281. der Arſinoe Vater beweiſen will, daß es unanſtändig ſey, daß ſeine Tochter ſich mit einem geringern, als einem Königlichen Printz verlobe, ſo ſchließt er auf folgende Art: „Ich verſehe mich zu Arſi„noen, wenn ich ſie anders für meine Toch„ter halten ſoll, ſie werde nicht von der Art, „des den Pöbel abbildenden Epheus ſeyn, „welcher ſo bald eine Haſelſtaude, als ei„nen Dattelbaum umarmet. Dann, edle „Pflantzen kehren ihr Haupt gegen dem „Himmel; die Roſen ſchlieſſen ihr Haupt „nur der anweſenden Sonne auf; die Pal„men vertragen ſich mit keinem geringen „Gewächſe: Ja der todte Magnetſtein fol„get keinem geringern, als dem ſo hochge„ſchätzten Angel-Sterne. Und Polemons „Haus (iſt der Schluß) ſollte ſich zu den „Nachkommen des knechtiſchen Machors „abneigen.„

Eine

Eine gleichmäſſige Schlußrede wird der Liebhaber bl. 162. finden. Alleine Horatius hat die Schwäche dieſer Art Schlüſſe in der dritten Sat. des zweyten B. mit dem einzigen Vers deutlich genug entdecket:

Nil agit Exemplum litem quod lite reſolvit.

Herr Benjamin Neukirch hat vor dem zweyten Theil dieſes Lohenſteiniſchen Werckes eine Lobſchrift von ſeiner eigenen Arbeit beydrücken laſſen, worinn er es in einem verworrenen Galimathias, das aus einer unmäſſigen Zuſammenhäuffung der Metaphoren und Gleichniſſe entſtanden iſt, dergeſtalt lobet:

Itzt tritt der andre Theil in die gelehrte Welt,
Sich an dem Ehren-Preiß des erſten zu ergetzen,
Und will den Blumen-Tantz, den jener vorgeſtellt,
Durch einen Wunder-Streit von Baumen hier erſetzen.
Vielleicht zum Zeugniſſe: Daß Roſen und Jeſmin
Doch am Geruche noch dem Myrrhen-Safte weichen,
Chineſer-Apffel mehr als Lilien Anmuth reichen,
Und Bücher insgemein mit groſſer Arbeit blühn;
Im ſchlieſſen aber ſo wie reiffende Morellen,
Auch von ſich ſelber oft mit ſüſſem Zucker quellen.

Bey Leſung dieſer Zeilen gedencke ich beynahe, wie Hieronymus, als er des Perſius Satyren nicht verſtehen können; er ſchmiß ſie ins Feuer und ſagte: Qui non vult intelligi, debet negligi. Der Freyherr von Abſchatz hat auch ein Lobgedicht auf den Lohenſteiniſchen Ar-

minius gemacht, welches noch ziemlich beſcheiden gerathen iſt; und ich halte es insbeſondere mit dem Urtheil, das er in folgenden Verſen zu vernehmen giebt:

Was ich bey dieſer Schrift am ſeltſamſten gefunden,
Iſt daß ſie die Geburt der ſeltnen Reden-Stunden.

Sonſt hatte Neukirch in ſeiner Lobſchrift ſich vorgenommen, dasjenige zu loben, was er damahls als die gröſte Schönheit bewunderte, und allen heutigen Franzoſen entgegen ſetzete; und er hoffete durch dieſelbe an den Tag zu legen, daß er in der Nachahmung dieſes berühmten Originals nicht nur nicht unglücklich, ſondern geſchickt genung wäre, ſolches noch zu übertreffen. Zum Beweißthum deſſen, würde er uns vermuthlich folgende Strophe aus derſelben vor andern angeführet haben:

Das macht, die meiſten ſeyn vor groſſem Eifer blind,
Und führen Gall und Zorn im Kopfe wie Sardellen:
Drum kan ihr Urthel, das von Wermuth faſt zerrinnt,
Wie Quitten nicht zugleich mit Muſcateller quellen.
Den andern mangelt gar zuweilen der Verſtand,
So wie den Krebſen Blut und wilden Baumen Feigen.

Welche Ausſchweifung! Leute, die Gall und Zorn im Kopf führen, wie Sardellen; ein Urtheil, das ſo wenig als Quitten mit Muſcateller quillt; Einige die ſo wenig Verſtand haben, als Krebſe Blut, und die wilden Bäume Feigen! Ein redlicher Deutſcher wür-

würde sagen: Die meisten Leute haben ein boßhaftes Hertz, und werden von Eifer, Neid und Mißgunst geblendet, daß sie das schöne vom häßlichen nicht unterscheiden können; andern mangelt es am Verstand.

Eben dieser Poet will den Herrn geheimen Rath von Fuchß in einem poetischen Aufwart-Schreiben mit lauter Gleichnissen nach Lohensteinischer Art überreden, daß es keine Vermessenheit sey, daß er sich vor ihm stellen, und bey ihm um Schutz und Förderung anhalten dörfe.

Wann eine Wolcke Glantz aus Sonnen-Strahlen zieht
Die Spreu den Diamant, die Ulme Reben liebet,
Geringer Majoran den Kayser-Kronen klebt,
Ein hoher Ceder-Baum auch Pappeln Schatten giebet:
So wundere dich nicht, du Wunder kluger Welt,
Daß sich mein Finsterniß zu deinem Lichte stellt,
Und seinen Schimmer will aus deinen hellen Augen,
Wie Muscheln ihre Krafft aus kühlen Morgen saugen.

Ich kan die Schwäche dieser Art Beweise nicht besser zu erkennen geben, als wenn ich diese höfliche Anrede im Nahmen des Herren von Fuchß nach derselben Lohensteinischen Vernunfts-Kunst beantworte, zumahl mich über dieß ein poetischer Neid antreibet, auch meine Kräfte in dieser Schreibart zu zeigen: Wenn die Palmen-Bäume, hätte der Herr von Fuchß Neukirchen antworten können, keine unedlere Staude ihrer Nachbarschaft und Vertnäpfung würdigen; die Dattelbäume

ſich mit keinen geringern vertragen können; der rodte Magnetſtein vor keinen geringern, als den Angel-Stern eine Neigung hat; die Sonnenwende ihr Haupt immer von der Erden ab- und der Sonnen zukehret; die Reben den Kohl nicht lieben, und die Bienen mit den Hummeln in einer ewigen und unverſöhnlichen Feindſchaft leben, ſo wundere dich nicht, geſchickter Poet, daß ich nicht geſtatten kan, daß du deinen Schimmer aus meinen Augen ſaugeſt, wie die Muſcheln ihre Kraft aus kühlen Morgen.

In demſelben Aufwart-Gedichte vergleicht er dieſen vornehmen Mann dem Flachß:

Doch wo ein rechter Rath dem zarten Flachſe gleichet,
Der in der Jugend ſchon wie Smaragden grünet,
Mit Himmels-Farbe blüht, von Sonnen-Hitze bleicht,
Und endlich aller Welt zu weiſſer Leinwand dienet:
So geußt ihm die Natur zwar Milch und Klugheit ein,
Doch muß ſein Abſehn auch dem Himmel ähnlich ſeyn,
Und letzlich wie der Flachs im Schoße tiefer Erden,
Durch hohe Sonnen reiff, durch Mühe nutzbar werden.

Es läßt ziemlich poſſenhaft, wenn ein Rath mit dem Flachß verglichen wird; aber auch die Harmonie und Aehnlichkeit zwiſchen dem Bild und Gegenbild iſt allzu entfernt. Der Flachß iſt anfänglich grün wie Smaragd, die Blüthe deſſelben iſt himmelblau, von der Hitze der Sonnen wird er gebleichet, und endlich verfertiget man weiſſe Leinwand daraus: Alſo geußt die Natur einem Rath Milch

Milch ein, denn dieſe iſt an Farbe auch weiß, wie die Leinwand; es verſtehet ſich aber metaphoriſche Milch, nemlich Weisheit und Verſtand; doch müſſen ſeine Geſichten in allen Dingen gottſelig und demnach dem Himmel ähnlich ſeyn, wie ihm die Bluhme des Flachſes an Farbe gleich iſt.

Aber die Vergleichungen dieſes Poeten ſtoſſen ſehr ofte wider den Wohlſtand an, als, wenn er bl. 144. der Hofmannswaldiſchen Samml. erſten Th. die ſeelige Frau von Meinders mit dem Chamäleon, bl. 172. die Gottesfurcht mit grünen Schotten vergleicht, und mehr deral. Alleine da mein Abſehen nicht iſt, die Perſon dieſes Poeten, ſondern nur ſeine Schreibart und verdorbenen Geſchmack durchzuziehen, ſo muß ich hier ihm zu Lob nicht ungemeldet laſſen, daß er in ſeinen ſpäthern Jahren das lächerliche Weſen dieſer Schreibart ſelbſt eingeſehen, und ſeinen verdorbenen Geſchmack um ein namhaftes gebeſſert hat. Davon iſt uns das Gedicht, das wir im Eingang angezogen haben, ein unverwerflicher Zeuge, maſſen er das Hertz gehabt hat, ſich darinn über ſeine vorigen Ausſchweifungen luſtig zu machen. Und die ſpätern Früchte ſeiner Dichtkunſt geben uns zu erkennen, daß er eine ziemliche Geſchicklichkeit gehabt hat, auch ein gutes Muſter nachzuahmen.

Hinge-

Hingegen hat Hr. C. H. Amthor diesen Lohensteinischen Geschmack nicht nur durch die Nachahmung unter den Deutschen fortgepflanzet, sondern sich in der Vorrede zu seinen Gedichten noch vermessen, denselben gegen den guten Geschmack der Alten zu verfechten. Seine Schutzschrift für den falschen lautet also: „Ich habe niemahls mit „ demjenigen einstimmig werden können, die „ des Verses gröste Majestät bloß in ungemeinen schwulstigen Wörtern suchen, „ und dem Hofmannswaldau nebst andern „ neuern Poeten verdencken, daß sie nach „ Art der Italiäner sich so vieler Metaphoren und verblühmter Redensarten bedienen. Vielmehr halte ich davor, daß „ wenn die Höhe der Materien es erheischet, ganz füglich, so wohl die gar zu „ gemeinen Wörter vermieden, als auch „ zugleich scharfsinnige Gedancken und Allusionen angebracht werden können. Ja, „ wie hoch ich sonst auch selber die noch „ vorhandene Ueberbleibsel der alten Poeten schätze, so lasse ich doch dahin gestellt „ seyn, ob nicht die Ehrerbietung gegen das Alterthum hierinn manchmahl zuweit gehe, „ wenn man desselben Poesien zum theil „ vor so unvergleichlich hält, daß sie alle „ heutige weit übertreffen sollen.„

Ob ich gleich die poetische Schwulst, und ein leeres Wortgepränge mit eben so vielem Eifer

Eifer verfolge, als Amthor, ſo kan ich doch gar nicht ſehen, womit man die unreine Italiäniſche Schreibart des ſiebenzehnten Säculi vertheidigen will, zumahl da ſie vornehmlich an dieſer Schwulſt kranck iſt. Die Metaphoren, Einfälle und Alluſionen taugen niemahls was, dafern ſie nicht mit guter Wahl, in behörigem Maß, und an dem rechten Orte angebracht werden. Aber daß die Poeſie der Heutigen der Kunſt der alten Griechen und Lateiner gleich kommen ſollte, iſt ein Paradoxum, welches mir unter den Deutſchen Amthor am allerwenigſten einſchwatzen wird. Laſſet uns einige Meiſterſtücke dieſes Dichters auf welche er vermuthlich troßet, ein wenig betrachten. Auf die Krönung Carls des ſechßten ſagt er:

Kein ſaurer Eſſig fleußt von wohlgeſchlachten Trauben:
Es fleust der Baſilisken Bruth
Zwar wol aus ſchnöder Hahnen Bluth:
Doch nimmer nicht aus unvergallten Tauben.
Hegt Cypern kein entſetzlich Thier,
So bringt auch Oeſterreich gar keinen Gift herfür.

Wer ſiehet nicht, daß dieſe Beyſpiele, die hier als Gleichniſſe gebrauchet werden, gantz ungeſchickt ſind, und wider den Wohlſtand laufen? Groſſe Helden mit Trauben und Tauben in Vergleichung ſtellen, iſt ungereimt. Dieſe werden von guten lateiniſchen Poeten Imbelles characteriſiert, welches ſich

auf

auf einen Helden nicht reimet. Und der Vorzug der Tauben vor den Hahnen kömmt mir hier, da es um die Wahl eines bequemen Gleichniß-Bildes vor einen Helden zu thun iſt, noch lächerlicher vor. Man vergleiche dieſe Stelle mit einer andern bey Horatz in der vierten Ode des vierten B. ſo wird man ſehen, wie Amthor von dem guten Geſchmack der Alten abweichet:

Fortes creantur fortibus & bonis.
Eſt in juvencis, eſt in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilæ columbam.

In demſelben Gedichte iſt Amthor aus Liebe zu den Sinn-Bildern poſſierlich genung ihre Maj. mit einem Adler-Stein zu vergleichen.

Du wilſt mit deinen Gnaden-Blicken
Auch das Verdienſt der guten nur erquicken,
Und kanſt dadurch, als ſeiner Adler-Stein,
Der zwar der Mutter Weh beglücket,
Doch aber auch die Mißgeburth erſticket,
Der bloſſen Tugend hold, dem Frevel todtlich ſeyn.

Verlanget ihr eine Stelle, wo er nach Lohenſteiniſcher Art ein ganzes Schock der ſeltſamſten Gleichniſſe aufthürmet? Schlaget nur das 216de bl. der erſten Herausgabe nach:

Kein Selenite liebt ſo ſehr des Monden Licht,
Kein Sonnen-Vogel bleibt ſo bey den Sonnen-Werken;

Als

Als du, Holdselige, mit Lippen und mit Händen,
Ja mit entzücktem Geist bleibst Himmel-an gericht.
Die Bluhme Spaniens, so man Mirackel nennet,
Hat niemals, so, wie du, vor Himmels-Lust gebrennet.
Der dritte Tugend-Weg war deine Gütigkeit:
Der Nil-Strom hat sich kaum so Wasser-reich ergossen,
Wann er Egyptens Sand nach langem Durst erfreut;
Als Fluthen deiner Gunst auf arme sind geflossen.

Die Sinnbilder von dem Selenite und dem Sonnen-Vogel sind unbekannt, und so weit hergehohlet, daß sie dem Begriff nicht den geringsten Zusatz weder an Licht noch an Nachdruck mittheilen können. Die Spanische Bluhme, Mirackel, hat unmöglich vor Himmels-Lust so brennen können, wie die Selige. Und die Fluthen der Gunst sind Lohensteinische Fluthen.

Bevor ich diesen Abschnitt endige, muß ich einen allgemeinen Irrthum in ansehung des Gebrauches und der Absichten der Gleichnisse widerlegen, der seinen Ursprung eben von der Lohensteinischen Schreibart hat, und darinn bestehet, daß ein grosser Theil unserer Poeten die Gleichnisse mißbrauchet, die Wahrheit der Sätze dadurch, als ob es Gründe wären, zu befestigen. Alleine ich behaupte, daß blosse Gleichnisse keine Kraft haben, etwas zu beweisen, wofern sie nicht zugleich ähnliche Beyspiele eines allgemeinen unstreitigen Grundsatzes sind. Und alsdann erhalten sie ihre Kraft zu überfüh-

führen nicht von der Uebereinstimmung mit andern ähnlichen Dingen, sondern von dem festen Grundsatz, davon sie Exempel abgeben, und diese Kraft gründet sich auf das bekannte Axioma: Similium similis est ratio. Demnach sind dieselben dann nicht als Gleichnisse, sondern als Exempel und Erfahrungen anzusehen. Der weise Socrates hat sich dieser Art Beweißthümer in seiner Lehrart mit grossem Nachdruck bedienet, seine Schlußreden sind meistentheils aus der Gleichförmigkeit unstreitiger Dinge gezogen. Ich könnte schwerlich ein Buch nennen, welches man jungen Leuten mit grösserm Nutzen in die Hände geben könnte, als die Geschichte, welche Xenophon von der Lebensart, und den Lehren dieses vornehmen Weltweisen geschrieben, und mit einer Menge Gespräche, die in der besagten Lehrart verfasset sind, erkläret und bereichert hat. Der gelehrte Hallische Philosophus, Christ. Thomase hat sie derowegen aus dem Französischen des Hrn. Charpentier ins Deutsche übersetzet. Auch haben die Zürichischen Nachfolger des Zuscers von der Vortrefflichkeit der Socratischen Lehrart in einem besondern Blat ausführlich gehandelt, und unterschiedene moralische Materien in ihrem Wercke nach eben derselben ausgeführet.

Was ich sonst von den Gleichnissen, die vor Gründe mißbraucht werden, nur kürzlich

ſich erinnert habe, will ich jetzo durch einige Exempel in ein helleres Licht ſetzen.

Opitz ſetzet in dem dritten B. der P. W. den allgemeinen Satz:

Ein jedes Ding verſtäubt: der Anfang zeucht das Ende.

Denſelben führet er hernach ferner aus, und beweiſet ihn durch Beyſpiele:

Dieß lehrt mich die Natur: Wann ich die Augen wende
Auf dieſen Bau der Welt, ſeh ich daß der Gebrauch
Nur allenthalben iſt. Die großen Cörper auch,
Die Elemente ſelbſt, die werden wie gebohren,
Und gehn bald wieder ein: Wird eines weg verloren;
So kömmt ein anders auf. Ein jedes iſt bedacht
Auf jenen großen Tod, wann nach der langen Nacht,
Die man hier ſchlafen muß, dieß Wohnhauß ab wird brennen,
In dem wir armes Volck ſo laufen, thun und rennen
Nach dem was auch vergeht, u. wann der blinde Schein
Der falſchen Herrligkeit wird Staub und Aſche ſeyn.
Das wild und zahme Vieh mag nicht dem Tod entſpringen:
Die Vögel geben ſich; man hört ſie auch wol ſingen,
Und gleichſam frölich ſeyn; wie ſonderlich der Schwan
Sein ſüſſes Grabe-Lied ihm ſelber dichten kan.
Ein jeder Baum der muß ſein Haar die Blatter legen,
Iſt tod, biß ſich der Weſt im Lentzen pfleat zu regen:
Die Blumen fallen ab, und werden durch die Kraft
Der Sonnen bald erzeugt; bald wieder hingerafft.
Das große Licht der Welt fährt mit den müden Pferden
Auch täglich von uns weg, und laſt es finſter werden:
Der guldnen Sternen Schar, ſo bald die Morgen-roth
Aus ihrem Bette kömmt, verblaſſet und zergeht.
In Summa allem iſt ſein Mahl und Ziel beſtimmt.

Alle diese Beyspiele sind so viel, als Erfahrungen, aus welchen der Satz, daß alles eitel und flüchtig sey, herausgezogen worden. Mithin ist dieser Satz nur von irdischen Dingen allgemein, denn die Seele und andere geistliche Wesen, wie sie nicht aus Vermischung der Elemente entstanden, also sind sie auch von aller Eitelkeit und Vergänglichkeit frey, wie der Poet selbst solches in dem Verfolge dieses Gedichtes nachdrücklich lehret.

Wenn der Herr von Besser in dem Klag-Gedichte, welches er die Feindschaft der Welt betitelt hat, beweisen will, daß das Urtheil der Welt meistens falsch und unbegründet sey, so sagt er:

Manch falscher Diamant wird ächten vorgezogen;
Weil fernen Augen er viel schön- und gröſſer spielt;
Und der gewelckte Schaum gefärbter Regen-Bogen
Gilt mehr den Schnecken-Blut: weil keine Hand ihn fühlt.

Dieses sind zwey Beyspiele übereilter Urtheile der Menschen, aus welchen der natürliche Satz fliesst: Die Menschen übereilen sich in ihren Urtheilen öfters, und nehmen den Schein für das Wesen. Dennoch düncket mich das andere Beyspiel nicht wohl gewehlet, denn ich kan das Urtheil derjenigen, welche die hellen Farben des Regenbogens der Farbe des Purpurs vorziehen, nicht als etwas verkehrtes verwerffen. Wenn er aber hinzusetzet:

Ein

Ein Halm, der Früchte trägt, muß insgemein sich neigen,
Da weit das leere Stroh in Feldern überragt.
Die leeren Faßer laſt das Meer heraufwarts steigen,
Wenn die gefülleten es in die Tiefen jagt.

So ſind ſolches nichts anders als Gleichniſſe. Weil der Pöbel den innern Werth der Dinge nicht kennet, ſondern ſich von dem bloſſen Schein regieren läßt, verwirft er ofters was nützliches, und verliebet ſich hingegen in etwas, das nur den Schein des Guten hat, worinn er dem Meer gleich iſt, welches die leeren Faſſer oben auf der Flache trägt, die angefülleten in den Abgrund verſenket.

Opitz ſchreibet in dem zweyten B. der P. 23.

Ein Ring wird abgenützet,
Es wird ein harter Stein
Von ſtetem triefen klein;
So ſchwindet und verlieret
Auch durch Gebrauch der Zeit
Der Sinnen Fruchtbarkeit.

Dieſe Beyſpiele hier dienen nur zu erklären, und haben alſo bloß die Kraft der Gleichniſſe. Wie ein Ring und ein Stein, ſolche harte Dinge, durch den Gebrauch abgenützet werden; alſo gehet es auch den Sinnen und dem Witz. Denn es iſt keine Folge: Ein Ring und auch ſelbſt ein harter Stein werden durch den Gebrauch abgenützet; demnach auch die Sinnen und der Verſtand. Auch iſt der Grundſatz, welcher aus dieſen Beyſpielen

kan herausgeleitet werden, nicht überall allgemein. Denn nur die irdiſchen Dinge werden durch den Gebrauch abgeſchliffen; die Seele, als ein geiſtliches Weſen, iſt dergleichen Aenderung und Verderbniß nicht unterworffen. Und alſo iſt noch nicht bewieſen, daß die Sinne oder der Witz unter die Dinge zu zehlen ſeyn, welche ſich verſchleiſſen, wie ein Ring, ein Stein, und andere materialiſche Dinge.

In dem erſten Th. des Lohenſteiniſchen Arminius ſiehet bl. 204. „ Seiner Gelegenheit und gleichwohl der Waffen pflegen, kan ſo wohl bey einander ſtehn, als die Roſen bey den Dornen, als das Honig bey dem Stachel der Bienen. „ Die Exempel von den Roſen und den Bienen lehren zwar, daß öfters zwey widerwärtig ſcheinende Dinge bey einander ſtehen können: Aber ſie beweiſen darum nicht, daß ſeiner Gelegenheit und der Waffen pflegen nur zwey widerwärtig ſcheinende, und nicht würcklich widerwärtige Dinge ſeyn. So lange aber dieſes nicht bewieſen iſt, kan man nicht ſchlieſſen, daß ſie zugleich bey einander ſtehen können. Und alſo dienen dieſe Exempel nur vor Gleichniſſe den noch unerwieſenen Satz des Verfaſſers zu erklären, und zu erläutern. Auch iſt in dieſem Gleichniſſe die Aehnlichkeit wohl getroffen. Denn die Dornen ſind gleichſam die Waffen der Roſen, und die Stachel ſind das

das Gewehr der Bienen. Hingegen sind Rosen und Honig ein Sinnbild der Lust und des Ergetzens.

In dem zweyten B. der poet. W. sagt Opitz:

Welch Baum ist edler auch, der welcher Früchte träget
Und Speisen; oder der so nichts zu nutzen pfleget,
Als daß er Schatten giebt? So ist ein Weibes-Bild,
Das Tisch und Hauß vollauf mit Leibes-Früchten füllt:
Die nicht gebähren will; soll nicht gebohren werden.

Dieses ist zwar von dem Poeten nur in der Gestalt eines Gleichnisses ausgebildet, doch hat es die Kraft eines Grundes. Denn wer eines von diesen beyden zugestehet, nemlich daß fruchtbare Bäume edler seyn, als unfruchtbare Hecken; der kan das andere nicht in Abrede seyn, daß fruchtbare Weiber edler seyn, als unfruchtbare; weil zwischen ihnen eine vollkommene Aehnlichkeit herrschet, oder damit ich mich deutlicher erkläre, weil dieses zwey ähnliche Exempel von einem unstreitigen Grundsatz sind, der in der Natur selbst gegründet ist, nemlich daß die Fruchtbarkeit eine Vollkommenheit; die Unfruchtbarkeit aber ein Mangel sey. Zumahl die Ordnung der Natur diesen Satz zur Fortpflantzung der Geschlechter der Dinge zu einem allgemeinen Grundsatz hat machen müssen. Wie die Unfruchtbarkeit bey den Bäumen von einer Kranckheit herrühret, also ist es auch bey den Menschen. Nun zweifelt

niemand, daß geſund ſeyn nicht beſſer ſey, als kranck ſeyn.

Opitz ſchreibet in dem erſten B. der poet. Walder an Zinckgrafen:

Wer nie geſegelt hat, will nicht beym Ruder ſeyn,
Wer keinen Artzt nicht giebt, der giebt auch keinem ein,
Wer nicht zu ſpielen weiß, der läſt den Ball doch liegen,
Es nimmt den Degen nicht, wer nicht vermeint zu ſiegen;
Hier ſchreibt wer Hände hat. - - - -

In dieſen Zeilen machet der Poet nach der Socratiſchen Lehrart die unmäſſige Schreibſucht ſeiner Zeiten recht lächerlich und verächtlich. Ich habe ſchon vorher erinnert, daß dieſer vortreffliche Philoſophus vornehmlich aus der Gleichförmigkeit unſtreitiger Dinge Schlußreden gemachet habe, welches wahrhaftig ein Principium Convictionis iſt, deſſen Vortrefflichkeit ſo wohl ſeiner Deutlichkeit als ſeines Nachdruckes halber in moraliſchen Dingen nicht genugſam anzupreiſen iſt; Und ich finde bey Xenophon in dem Geſpräche des Socrates mit Critobulus von der Prüffung und Wahl der Freunde, eben dieſen Erweiß, welchen der Poet hier ſo geſchickt zu ſeinem Zweck angewendet hat. Socrates ſagt daſelbſt gegen dem Ende des Geſpräches: „Wenn „ich zu einem Schiffherrn käme, und lobete „dich, was du vor ein vortrefflicher Schiff„mann wareſt, und er vertrauete dir auf mein „Wort ein Schiff, maßteſt du dich nicht „ſtünd-

„ ſtändlich befahren, ums Leben zu kommen?
„ Oder wenn ich in der ganzen Stadt aus-
„ breitete, du wäreſt der vortrefflichſte Kriegs-
„ Obriſte, und ein unvergleichlicher Staats-
„ mann, und die Leute lieſſen ſich durch dies-
„ ſes falſche Lob bereden, und trügen dir die
„ höchſten Ehren-Aemter auf; würdeſt du dich
„ nicht in die gröſte Gefahr ſetzen, deine Ehre,
„ ja Leib und Leben zu verliehren, und dazu
„ das gemeine Weſen umzukehren? Oder
„ wenn ich einen meiner guten Freunde be-
„ redete, du verſtühndeſt die Haußhaltung
„ vortrefflich, und dieſer vertraute dir ſein
„ Hauß, würdeſt du nicht alle ſeine Geſchäfte
„ in Grund verderben, und machen, daß
„ alle Welt deiner ſpottete? Derowegen,
„ war Socrates Schluß, iſt kein ſicherer
„ und kürzerer Weg in der Welt mit Ehren
„ zu leben, als dasjenige wahrhaftig zu ſeyn,
„ wovor man gerne will angeſehen ſeyn. „
Dieſe Beyſpiele laufen alle auf den allgemei-
nen und unſtreitigen Lehrſatz hinaus, was ei-
ner nicht verſtehet, deſſen ſoll er ſich nicht be-
laden: Und dieſes iſt in der Natur gegründet,
wie Perſius in der fünften Satyre wohl an-
gemercket hat:

Stat contra ratio, & ſecretam garrit in aurem,
Ne liceat facere id, quod quis vitiabit agendo.
Publica lex hominum, naturaque continet hoc fas,
Ut teneat vetitos inſcitia debilis actus.
Diluis helleborum, certo compescere puncto

Neſcius examen: verat hoc natura medendi.
Navem ſi poſcat ſibi peronatus arator
Luciferi rudis, exclamet Melicerta periſſe
Frontem de rebus. - - - -

Opitz aber hat den Horatz vor Augen gehabt, und ihm gefolget, denn ſo ſagt dieſer in dem erſten Sendſchreiben des zweyten B.

Navem agere ignarus navis timet: abrotonum ægro
Non audet, niſi qui didicit, dare: quod medicorum eſt,
Promittunt Medici. tractant fabrilia fabri.
Scribimus indocti doctique poëmata paſſim.

Hier ſchicket ſich die Anmerckung nicht übel, daß die Art zu ſchlieſſen von den ſatyriſchen Scribenten, als ein beſonderer Kunſt-Streich gebrauchet wird, dadurch ſie das Laſter ſehr lächerlich machen können. Horatius hat ſich deſſelben inſonderheit wohl zu bedienen gewußt; Wenn er einen Geitzigen zum Gelächter machen will, ſo ſagt er nach dieſer Socratiſchen Weiſe in der dritten Satyre des zweyten B. ſehr geſchickt:

Si quis emit citharas, emptas comportet in unum,
Nec ſtudio citharæ, nec Muſæ deditus ulli;
Si ſcalpra & formas non ſutor, nautica vela
Adverſus mercaturis: delirus & amens
Undique dicatur merito. Quid diſcrepat iſtis
Qui nummos aurumque recondit, neſcius uti
Compoſitis, metuensque velut contingere ſacrum?

Im übrigen kan man hier anmercken, daß Socrates ſeine Beyſpiele gemeiniglich von ſehr bekann-

bekannten und in dem täglichen Umgang vorkommenden Dingen entlehnete, und daß dieſelbigen ſich auf unſtreitige und allgemeine moraliſche Lehrſätze gründeten, von welchen ſie auch ihre beſte Kraft zu überführen erhielten. In eben dieſen beyden Stücken haben ſich hingegen Lohenſtein und ſeine Nachfolger gröſtentheils übel verſehen; indem ihre Beyſpiele, die ſie als Beweiſe vor einen moraliſchen Lehrſatz anführen, insgemein aus den auserleſenſten und gelehrteſten Anmerckungen der Natur-Geſchichte von den Eigenſchaften der Pflantzen und der Thiere beſtehen, und folglich auf keine durchgehends angenommene Grundregeln gebauet ſind. Quintilianus hat ſchon zu ſeiner Zeit die Schwäche von dergleichen Beweiſen eingeſehen. Darum ſchrieb er in dem fünften B. und zwölften Cap. ſeiner Einleitung zur Beredtſamkeit: Illas vero ſimilitudines, quæ ducuntur ex mutis animalibus & inanimis facile, eſt eludere. Wenn wir zum Exempel in den Natur-Geſchichten finden, daß die Palm-Bäume keine unedlere Staude ihrer Nachbarſchaft und Verbindung würdigen, ſo finden wir zum Gegenſatz in eben denſelben, daß der Diamant doch auch die Spreu, und die Ulme den Weinſtock liebet, und ſo weiter. Demnach kan ich aus dieſen Beyſpielen keine allgemeine und unſtreitige Lehrſätze herausziehen, ſondern lauter ſolche, welche mit geringer Mühe

mit andern Beyspielen über einen Haufen können geworffen werden. Und dieses ist die Ursache, daß die Lohensteinischen Beyspiele überhaupt nichts anders sind, als blosse Gleichnisse, die keine Kraft haben zu beweisen, weil sie nicht auf durchgängig angenommene und unstreitige Lehrsätze gegründet sind.

Der sechszehnte Abschnitt.

Von den ausführlichen historischen Gleichnissen.

Diese Gleichnisse entdecken unterschiedliche Aehnlichkeiten in einer verknüpften Ordnung. Brockses Vergleichung von dieser Art zwischen der Rose und einer Königin. Wie sich die Aehnlichkeit in diesem Exempel allgemach verleurt. Neukirchs Gedicht von den geschützten Nachtigallen, beruht durchgehends auf einer Vergleichung des Poeten mit der Nachtigall. Wie er die Fabel von Philomele in sein Gedicht hinein zwinget. Gänzliche Auflösung derselben in seine Elemente. Wie Amthor auf diese Weise den Satz ausgeführet, daß der Purpur die Doctor-Würde vorstelle. Wie er das Leben eines frommen Mannes unter dem Bild des Krebs-Ganges ausstreicher. Solche Gleichnisse sind eine gemeine Quelle von Erfindungen. Sie werden selbst in ernsthaften Gedichten angewendet. Pietsch hat das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgestellet. Ein paar dergleichen von Weichmann, werden angeregt.

Es

Es bleibet mir noch von einer Gattung Gleichnisse zu reden übrig, eh ich die Feder niederlegen darf. Ich will solche zum Unterscheid ausführliche historische Gleichnisse heissen, weil sie in einer verknüpften Ordnung unterschiedliche Aehnlichkeiten entdecken, die zwischen zweyen Dingen, als dem Bilde und dem Gegenbilde, vorhanden sind. Der Hr. Brockes vergleichet in dem Gedichte von der Rose in dem ersten Th. seines irdischen Vergn. in G. diese Bluhme mit einer Königin:

Sie kam mir für, wie eine Königinn
Mit Purpur angethan;
Die gelbe Saat schien eine güldne Crone;
Der schöne Busch glich einem Throne;
Der Dornen Heer geharnischten Trabanten;
Der Tropfen Ründ und Glanz geschliffnen Diamanten.
Die nimmer stille Schar der Bienen,
So öffters murmelnd zu ihr kam,
Und mit geschwindem Flug bald wieder Abscheid nahm,
Schien ihrer Majestät zu dienen,
Und gleichsam ihr Verlangen zu erfragen,
Um ihren gnädigen Geheiß,
Mit frölichem Gesumß und unverdroßnem Fleiß,
Den lieblich-riechenden Vasallen vorzutragen.

Es ist eine sehr übliche Metapher, daß man die Rose eine Königin der Bluhmen nennet; das geschicht vornehmlich wegen des purpurfarbenen Schmuckes, den sie mit gekrönten Häuptern gemein hat. Und also sind

sind die ersten Zeilen dieser Stelle nicht übel ausgebildet. Aber hernach weicht die Uebereinstimmung und Wahrscheinlichkeit mit jeder Zeile. **Der Dornen Heer glich** gehar-nischten Trabanten. Er hätte bequemer gesagt, mit Lantzen bewaffneten Trabanten, die Aehnlichkeit der Figur der Dornen zu beobachten; und diese Harmonie und Uebereinstimmung noch deutlicher zu machen, hätte er in einer folgenden Zeile gedencken können, daß sie um ihren Thron herum stehen, ihren Leib vor aller Gefahr zu beschützen.

Die Zeile

Der Tropfen Rund und Glantz geschliffnen Diamanten.

stehet auſſer ihrem rechten Platz, und gehöret eigentlich zu der Beschreibung des prächtigen Schmuckes dieser Königin, gleich nach dem Vers,

Die gelbe Saat glich einer güldnen Crone,
Der Tropfen Rund und Glantz geschliffnen Diamanten.

Aber der Reim hat sie vielleicht auf der Stelle, wo sie der Verfasser gesetzet, ausgebrütet. Endlich wird die Aufwart der unverdrossenen Bienen allzusehr auseinander gesetzet, und dem Leser dadurch Platz gegeben, ein Tertium zu finden, das sich nicht so wohl in diese Vergleichung schicket.

Wer kennet wol den Stachel nicht,
Der in die keuschen Blatter sticht,

Wann

Wann die verliebte Zucht der Bienen
Den tieff verſteckten Honig-Saft
Sich läſſt zu ſeiner Nahrung dienen,
Und höchſt-begierig in ſich rafft.

Aber auch dieſem hätte der Poet wohl begegnen können, wenn er die Bienen als ſolche vorgeſtellet hätte, welche von der Königin wegen ihrer fleiſſigen und treuen Dienſte herrlich beſchencket werden. Alſo hat Lohenſtein von der Roſe geſagt:

. . . . . Sie ſaugt die Bienen.

Man findet in den Schriften unſerer Poeten gantze Gedichte, die bloß aus einer ausführlichen Vergleichung zweyer Dinge aufgeführet ſind, welche von Stücke zu Stücke gegen einander gehalten werden. Dieſes iſt einer von denen Locis Inventionis, welchen ſie ſich trefflich zu Nutze zu machen wiſſen, wenn ſie noch am meiſten prangen, und vor recht geiſtreich wollen angeſehen ſeyn. Bey den guten Poeten des Alterthums wird man wenig Gedichte von dieſer Art vorfinden.

Hr. Benj. Neukirch hat in ſeiner Sammlung Hofmannswaldiſcher Gedichte unter andern eines von ſeiner eigenen Arbeit mit dem Titel beydrücken laſſen: Die von ſeiner Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg geſchüzte Nachtigallen. Solches iſt bey Anlaß eines hohen Verboths, daß man keine

Nachti-

Nachtigallen weder auffangen noch in Gebauren halten sollte, verfertiget worden, und wird von dem Sammler der Niedersächsischen Poesie in der Vorrede des zweyten Theiles unter die wenigen unverbesserlichen Meisterstücke des Hrn. Neukirches mitgezehlet. Die Erfindung desselben beruhet gänzlich darauf, daß er sich durch das ganze Gedicht als einen Poeten mit der Nachtigall vergleichet, und Kraft der gefundenen Aehnlichkeit glaubet, ein gleiches Glück mit derselben zu verdienen. Ich will in Beurtheilung dieses Gedichtes dem Rath folgen, welchen Horatius in der vierten Sat. des ersten B. den Criticis mittheilet, und dieses ganze Gedicht zergliedern und in seine Elemente auflösen. Der Poet fängt seine Vergleichung bey dem Geschicke an, das Philomelen, eine Weibesperson und Königliche Prinzessin, betrofen hat, welche nach der Mythologie in eine Nachtigall verwandelt worden. Er hat nicht vergessen, diese Fabel anzubringen, damit er seinem Gedichte ein desto gelehrteres Ansehen machete, ungeachtet sie zu seinem Endzweck wenig dienet. Dieselbe verhält sich kürtzlich also: Philomela und Progne waren zwo Töchter des Königs Pandion von Athen. Progne hatte den König Tereus von Tracien zum Gemahl. Dieser verliebte sich in Philomelen, entführete und schändete solche. Nach began-

begangener That schnitt er ihr die Zunge aus dem Rachen, damit sie ihn nicht verriethe. Sie fand dem ungeachtet einen Weg, ihrer Schwester davon Nachricht zu ertheilen, und als Tereus sie darüber gar ermorden wollen, ward sie in eine Nachtigall verwandelt. Da nun nicht leicht zu errathen ist, wie sich diese fabelhafte Erzehlung auf das Geschicke Neukirchs reimen könne, so setzet er seinen Geist auf die Folterbanck, damit er sich dieselbe einiger massen bequem und gerecht mache. Er fängt also an: Ist gleich die Philomela die Tochter eines Königs, so sind die Poeten unfehlbar Söhne der Götter. Sie ward von Tereus mit Gewalt entführet und geschändet:

Ich ward als wie ein Schiff auf trüber See verschmissen,
Und wußte dennoch nicht, woher die Welle kam.

Diese verblühmten Zeilen geben uns nichts mehrers zu verstehen, als daß Neukirch eben so wohl als Philomela in ein gewisses Unglück gerathen sey, worinn aber dasselbe bestanden, und was vor eine Gleichheit es mit dem Unstern der Philomela gehabt habe, bleibet uns verborgen; es sey denn Sache, daß er Schiffbruch gelitten, und von den rasenden Winden entführet und geschändet worden; wie die Worte ausser der Figur zu sagen scheinen.

Philo-

Philomelen ward die Zunge heraus geschnitten, damit sie die böse That nicht klagen könnte. Von sich sagt der Poet:

Mein Schmertz ist niemahls recht aus meiner Brust gedrungen.
So gar verschwiegen heißt mich das Verhängniß seyn.

Er hätte besser gesagt, er dörffe seine Noth niemandem klagen, wenn ihm gleich die Zunge nicht herausgeschnitten worden, so habe er daher keinen Vortheil vor Philomelen; sie konnte nicht klagen, und er darff nicht.

Philomela ward verfolget, und in eine Nachtigall verwandelt: Der Poet ward ebenfalls wohin verjaget; er verlohr ebenfalls seine vorigen Kräfte, Witz und Sinn, wie Philomela ihre menschliche Bildung. Und wie diese den Menschen mit ihrem angenehmen Gesang trösten kan, also kan er seinem Nebenmenschen noch zuweilen mit Reimen dienstbar seyn. Diese Vergleichung mit Philomelen beschliesset er mit dieser Zeile:

Und also gleichen wir uns an Gestalt und Leben.

Allein neben dem, daß die von ihm bemerckten Aehnlichkeiten ungemein weit entfernet sind, kan ich nicht sehen, was diese gantze Vergleichung mit der Tochter Pandions an dem gegenwärtigen Ort nütze. Der Zweck des Poeten war, Kraft der Aehnlichkeiten, welche er zwischen der Nachtigall und ihm

selbst

selbst entdeckete, einen gleichmässigen hohen Schutz mit derselbigen zu fordern, nachdem er ihr allbereit an Verdiensten gleich geworden; Wozu dienet denn diese weitläuftige Gegeneinanderhaltung seines Unsternes mit dem Unglück der Philomela, welches diese betroffen, eh sie noch eine Nachtigall war?

Aber er kömmt nunmehr auf die Vergleichung eines Poeten mit der Nachtigall:

Das Singen wird dir gleich von der Natur gegeben;
Poeten ist der Reim von Jugend auf bekannt.

Diese leztere Zeile ist überaus matt und kindisch, der Reim machet keinen Poeten, er ist auch keine Gabe der Natur. Es hätte sich besser geschickt:

Poeten werden auch gebohren, nicht gemacht.

Mithin aber müssen beyde sich unter guten Meistern üben; Die Nachtigall höret ihre Mutter an, die Dichter Opitz, den Vater der deutschen Poeten. Sie liebet die Einsamkeit, die Poeten gleicher Massen.

Sie singet lieblicher, wenn jedermann sie hört.

Und die Dichter

- - - Sterben, wo die Welt nicht ihre Lieder ehrt.

Oft mischet sie sich aus Ruhmbegierde mit andern Nachtigallen in einen Wettstreit ein; also will auch keiner unter den Poeten der lezte seyn.

Sie singet nicht länger, als bis die Sommer-Hitze kömmt, alsdann giebet ihr Lust-Gesang der Erden gute Nacht, wie der Poet sich in einer ungereimten Metapher ausdrücket. Dieses reimet er folgender massen auf seine Brüder in Apollo:

So wenn ich erst bey uns der Sorgen Hitze findet,
Wird keine Zeile mehr rechtschaffen angebracht.
Denn bey dem Wasser schreibt man selten gute Reimen,
Der Geist muß wie der Leib bey Qual und Armuth ab:
Und wo die Sinnen nichts als Labyrinthe träumen,
Fällt auch die Poesie leicht an den Bettelstab.

Hier schweiffet er allzuferne aus, damit er seine Klagen über die Armuth desto besser vorbereiten und einführen könne. Die Sorgen-Hitze ist eine figürliche Lohensteinische Hitze, und passet eben so gut auf des Poeten Frostigkeit, als auf die natürliche Sommer-Hitze. Die Nachtigallen singen bey stetem Wasser-Trincken: Neukirch scheinet in der Meinung zu stehen, der poetische Enthusiasmus entstehe von dem Wein, und stosse dann lauter Reimen hervor. Persius hat anderst gesungen:

Quis expedivit psittaco suum XAIPE,
Picaque docuit verba nostra conari?
Magister artis, ingeniique largitor
Venter, negatas artifex sequi voces.
Quod si dolosi spes refulserit nummi,
Corvos Poetas, & poetrias picas
Cantare credas Pegaseium melos.

Ich

Ich überlaſſe andern, die Application von dieſen lateiniſchen Verſen zu machen, und fahre fort, wo ich aufgehöret habe.

Die Nachtigall beſitzet die groſſe Tugend, daß ſie gerne da iſt, wo man ihr gutes thut: Daneben iſt ſie auch gegen ihre Wohlthäter danckbar. Neukirch kan beydes auch von ſich rühmen, ihm iſt nur leid, daß der groſſe Friederich ihm ſeinen Schutz entzogen hat.

Aber bey allen dieſen Aehnlichkeiten findet ſich noch ein mercklicher Unterſcheid:

- - - Dein Mund gefällt allen;
Und wir gebähren oft mit ſingen nur Verdruß.

Doch weiß er ſich bald wieder zu tröſten:

- - Unſre Stimme wird auch auf die Nachwelt fallen,
Da deine mit der Zeit, wie du, vergehen muß.

Und endlich ſchlieſſet er:

Wie kömmts nun daß mich nicht auch dein Glücke trifft.

Aber darüber werden andere Leute ſich vermuthlich nicht ſo ſehr verwundern, als der Poet, nachdem er die wahre Urſache deſſen unmittelbar zuvor ſelbſt angeführet hat. Sie dörfften finden, daß dieſe unnöthige Frage ihm am allerbeſten mit ſeinen eigenen Ausdrückungen könnte beantwortet werden:

Der Mund der Nachtigall gefället jedermann;
Und du gebiehreſt uns mit ſingen nur Verdruß.

Dieſe Ungleichheit iſt wahrhaftig ſo wichtig und augenſcheinlich, daß ſie ihm, ungeacht

der übrigen Uebereinſtimmung alles Recht benimmt, ein gleichmäſſiges Glück mit der Nachtigall zu begehren. Denn wo nicht eine gleiche Geſchicklichkeit und gleichmäſſige Verdienſte anzutreffen ſind, da hat man kein Recht eine gleiche Belohnung zu fordern, wenn man gleich derſelben eben ſo wohl bedürftig iſt. Darum hat dieſer Poet vergebliche Mühe mit allen ſeinen andern Vergleichungen, wenn er nicht zeigen kan, daß er der Nachtigall auch an Verdienſten gleich iſt, denn dieſe haben ihr den Churfürſtlichen Schutz zuwege gebracht. Und ohne ſolche kan er ſich auch des Vortheiles vor der Nachtigall nicht rühmen:

Daß ſeine Stimme wird auch auf die Nachwelt ſchallen.

Weil nicht gläublich iſt, daß man die Schriften eines Dichters der nur ſingen nur Verdruß gebuhret, auf die Nachkommen behalten werde. Die Gleichheit in der Singe-Kunſt hatte den Haupt-Punct in der Vergleichung ausmachen ſollen, und auf denſelben ſollte der Poet ſeinen Hinterſatz geſtützet haben. Das gantze Gedicht wird mit einer Bittſchrift an die Nachtigall geſchloſſen:

Bitt aber ſchönſte nur für mein betrübtes Leben,
Und trag den rauhen Zeit mich deinem Churfürſt an:
Vielleicht will Gottes Hand durch einen Vogel geben,
Was weder Witz noch Kunſt durch Mut erhalten kan.

Ein

Ein Spötter würde ſagen, er habe erwartet, daß die Nachtigallen ihm durch ein Wunderwerck Speiſe zutragen ſollten, wie dem Elias von den Raben wiederfahren iſt.

Amthor hat ſich dieſen Locum Inventionis, ich meine ſolche lange Vergleichungen, trefflich zu Nutze gemachet, und darinn als einen groſſen Meiſter erzeiget. Ein merckwürdiges Stück von dieſer Art findet ſich in dem zweyten Theil der Niederſächſiſchen Poeſie des Hrn. Weichmanns bl. 55. unter dem Titel, **der Purpur, als Hr. Ebers Doctor Juris wurde**, 1708. Der Satz, den er durch das gantze Gedicht ausführet, iſt in folgenden Zeilen enthalten:

Gewiß, der Alten kluges Weſen,
Das nicht aus Einfalts-Strömen auille,
Hat deiner Würden Ebenbild
Gar recht im Purpur auserleſen.

Die Einfalts-Ströme ſind hier eine beſondere poetiſche Farbe. In der fünften Strophe ſetzet er dieſen Satz in ein groſſes Licht, durch eine ſpitzfündige figürliche Betrachtung:

Es ſcheint, der Purpur ſchäme ſich,
Auf grober Wolle zu verderben;
Er will nur Sammt und Seide färben.
Auch dieſes Vorbild geht auf dich.
Du fragſt, was deinem Ruhm gebühret;
Die Farbe ſteht dir trefflich an,
Dieweil ſie den bedienen kan,
Den ſeltner Witz und Tugend zieret.

Entweder will diese Stelle so viel sagen: Der Purpur färbet keine Wolle, sondern nur Sammt und Seide, daraus folget, daß Hr. Ebers, weil ihn der doctoralische Purpur anmimmt, seiden, das ist, witzig und tugendhaft sey; Oder sie will sagen: Wie der Purpur nur Sammt und Seide färbet, eben also stehet der purpurne Doctor-Schmuck alleine wohl bey Witz und Tugend. Ich bewundere den Herrn Doctor mit dem seidenen Witz, und der samtenen Tugend. Noch wunderlicher ist die achte Strophe:

Man sagt, daß, wo der Purpur blinckt,
Die Fische gar begierig rennen:
Weil seiner Strahlen heldes Brennen
Auch selbst dem kalten Volcke winckt.
Wer weiß (ich rede sonder Schmeicheln)
Welch schöner Fisch auf deinem Mund,
Als dem beliebten Purpur-Grund,
Den Liebes-Lach denckt abzustreicheln!

Von dieser Art finden sich in Amthors Schriften noch sehr viele, welche ihren gehörigen Sitz in einer Abhandlung von der possierlichen oder abentheurlichen Schreibart finden würden; Hier will ich noch ein einziges Exempel anführen, das unter den Trauer- und Leichen-Gedichten befindlich ist. Der Titel heißt: Der glückliche Krebsgang Herrn Hermann Brünings. Da klingen die zwo letzte Strophen:

Es

Es läſt uns die Erfahrung ſehen,
Daß Krebſe nur zurücke gehen.
Du haſt dich ihnen gleich geſtellt,
Und dachteſt nur an Gott zurücke,
Drumb ſtoben deiner Seelen Blicke
Den Gegenſtand der falſchen Welt,
Bis deine Fahrt nach vielen Stunden
Den Bach der Ewigkeit gefunden.

Die Krebſe werden neu gebohren,
Wann ſie die alte Haut verlohren,
Auch hier triffſt du mit ihnen ein.
Laß immerhin des Leibes Schalen
Der Fäulniß ihren Sold bezahlen,
Dein Staub wird doch ein Phönix ſeyn,
Und zeigen, daß du nicht gefehlet,
Wie du den Krebsgang haſt erwehlet.

Ein guter Troſt für die Hinterlaſſenen, daß der Selige einem Krebſe gleich geworden! Ich halte vor unnöthig, das lächerliche, das in dieſen Zeilen ſtecket, weitläuftig auszuſezen. Es wäre eben ſo viel, als wenn ich den Leſer lehren wollte, daß der Miſt übel riechet. Die Liebhaber der Gedichte dieſes Canzeley-Rathes und Poeten, unter welchen Hr. Weichmann ſich vor andern hervorgethan hat, werden vielleicht zu Rettung der angezogenen und anderer Gedichte deſſelben von eben dieſem Geſchmack einwenden, dieſes ſeyn Gedichte, die Author theils in fremdem Nahmen, theils in groſſer Eile verfertiget

habe, aber ſie ſagen mir dann, warum Amthor ſolche ſelbſt unter vielen andern ausgeleſen, die Sammlung ſeiner Gedichte, die er ſelbſt herausgegeben hat, zu bereichern, wofern er nicht damit hat prangen wollen; und was hat den Hrn. Weichmann bewogen, einige dergleichen den Gedichten der Niederſächſiſchen Poeten beyzudrücken zu laſſen, wenn er ſie nicht vor was ſchönes gehalten hat? Sind wir nicht berechtigt, den Schluß daraus zu ziehen, daß beyde einen recht verdorbenen Geſchmack haben? Würden ſie an dergleichen Salbadereyen nicht ein beſonderes Gefallen gehabt haben, ſo hätten ſie ſolche Poſſen, welche erſtlich unter fremdem Nahmen verkauffet worden, ihrem Verfaſſer nicht in öffentlicher Schrift wieder zugeeignet. Das bedaurlichſte aber iſt, daß viel von unſern Poeten ihre meiſten Erfindungen in dieſer unreinen Quelle geſchöpfet haben; und iſt dieſes Uebel ſo groß, daß ſie auch in ernſthaften Trauer- und Leichen-Gedichten, wo nur allein die Leidenſchaft reden ſollte, mit dergleichen Spielzeug aufgezogen kommen. Der Hr. Doctor Pietſch hat ſelbſt in einem Gedicht auf den Todes-Fall Hrn. Doctor von Sanden das Amt eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr vorgeſtellet, und muß ich bekennen, daß ich mich nicht wenig daran geärgert habe, ungeachtet

viele

viele gute Stellen darinn zu finden ſind, und auch die Regung einigemahl nicht ungeſchickt aufgeführet wird. Er mißbilligt auch ſelbſt ſein Vornehmen in der zweyten Strophe:

Es ſchildert meine Hand dein umgeſtürztes Ufer,
Ob ich gleich ſonſt nicht gern auf Wort u. Gleichniß ziele,
Und nicht das Trauerſpiel mit Schatten-Bildern ſpiele.

Ich gebe mich indeſſen deſto lieber zufrieden, wenn ich bedencke, daß ſeine Gedichte von fremder Hand geſammelt und herausgegeben worden.

Der Sammler der Poeſie der Niederſachſen hat auch ſelbſt einige Stücke von dieſer Art verfaſſet, damit wir deſto weniger zweifelten, daß er daran Vergnügen findet. In dem zweyten Th. ſteht ein ſolches bl. 215. auf den Todes-Fall Hrn. Culemanns, welches aus einer weitläuftigen Vergleichung und Allegorie beſtehet; und ein anders bl. 223. unter dem prächtigen Titel: Die Uebereinſtimmung der kleinen mit der groſſen Welt. Dieſes enthält doch nichts anders in ſich, als eine flüchtige Vergleichung des Unbeſtandes der Welt, der Abwechſelung der Jahreszeiten, der Witterung, der Winde, mit dem Unbeſtand des menſchlichen Lebens. Man nehme die Müh, und vergleiche gegen dem erſten

von dieſen beyden Weichmanniſchen Gedichten Opitzens Grablied auf David Rheniſchen im dritten B. der Poet. W. und gegen dem andern Flemmings neunte Ode in dem zweyten B. Hernach ſage man mir, ob dieſe zwey leztern nicht bey aller ihrer Einfalt eine weit ſtärckere Würckung auf unſer Hertz thun, als alle die gezwungenen Figuren der zwey erſtern.

Register

der angeführten Autoren und der vornehmsten Sachen.

A

Abwechselung der Bilder, wie ferne sie eine Quelle des Erhabenen sey 315. 316
Sehet den ganzen zehnten Abschnitt.

Abschatz wird angeführt 471

Alexander der Grosse, dessen Lob bey dem Redner Timäus 397 wird von Longins Tadel gerettet; im dreyzehnten Abschnitt.

Amthor, ein übel ausgeführtes Gleichniß desselben wird beurtheilt 109 Seine Uebersetzung von der Dido pathetischen Rede bey Virgil wird getadelt und verbessert 172. 179 Will den Lohensteinischen Geschmack vertheidigen 476 wird wiederlegt und einige andere Stellen aus ihm werden beurtheilet 477 u. f. seine Vorstellung der Doctor-Würde unter dem Bild des Purpurs 501 und das Leben eines Frommen unter dem Bild des Krebsganges 503

Ajax, dessen wahrer Character in der Ilias wird entdeckt 187. 188

B

Bayle, vertheidiget den Redner Timäus gegen Longin 398 wird von Heinecken ohne Grund angefochten 401 einige von ihm nachgemachte Vergleichungen werden erläutert 408. 409

Beschreibung, eines muthigen Pferdes aus Hiob wird weitläuftig untersucht 331 u. f. Dahin können alle angeführten Exempel von Gleichniß-Bildern gerechnet werden.

Register.

Besser, ein Gleichniß aus ihm wird kürzlich beurtheilt 75 noch eine 105 zwo Stellen aus ihm werden angeführt 267. 268 ein Poetischer Einwurf wird aus ihm angeführet 482

Bewegung, wie sich das Maß ihrer Geschwindigkeit beschreiben lasse 33. 36 wie die verschiedene Art derselben könne beschrieben werden 35

Bildnisse, des Verstandes und der Phantasie, wie sie von einander unterscheiden seyen 6. 7

Boileau, wie er den Unfug des Gespöttes über die langgeschwänzten Homerischen vergleichungen dargethan 142. 143 wird angeführt 270 zeiget, daß das Wort Esel nichts niederträchtiges an sich habe 366 seine Vertheidigung Homers gegen Perrault wird weitläuftig unterstützt 392

Bouhours, wird weitläuftig angeführt 409. 436

Brockes, seine Geschicklichkeit in Beschreibung der Farben 15. 16 in Beschreibung des Gesangs 25 dessen Versuch in Beschreibung des Geruchs 30 seine Kunst und Absicht den einzigen angeführten Gleichnissen wird entdeckt 56. 57 dessen irrdisches Vergnügen in Gott wird gelobt, und der wahre Werth desselben bestimmet 428 u. f. 457. 468 Was für Fehler seinen Beschreibungen anhangen 470. 471 ist in seinen Beschreibungen mehr ein Historicus als ein Poet, und warum 472 verschiedene Beschreibungen aus ihm werden angeführt 16. 25. 471 u. a. und unpartheyisch beurtheilet. Siehe den vierzehnten Abschnitt 433 u. f. seine poetische Verschwendung wird getadelt 437. 439. 443 seine Beschreibung des Winters wird gelobt 451 u. f. ein ausführliches Gleichniß aus ihm wird beurtheilt 491 u. f.

Buchdrucker-Kunst, ihr grosser Nutzen 289

Buttler, Eremvel von kürtzlichen Gleichnissen werden aus ihm angeführet 129. 130

Regiſter.

C

Canitz, deſſen Verſe über der Dido Rede bey Virgil werden gegen eine Mißdeutung gerettet 170. 171

Cicero, wird angeführt 416. 417

Corneille, deſſen Lob 171. 172

Cornelius Nepos, vertheidiget den Wohlſtand ſeiner hiſtoriſchen Erzehlung 362. 363

Coſtar, vertheidiget den Redner Timäus gegen die derbe Anklage Longins 398 dieſe Vertheidigung wird von Heinecken ohne Grund angegriffen 401 wird angeführt 410

D

Hr. Dacier, vertheidiget den Wohlſtand des Gleichniß-Bilds von einem Eſel 366

Fr. Dacier, wiederlegt des Hrn. de la Motte Urtheil von Vergleichung groſſer Dinge mit kleinen 327. 328 was an dieſer Wiederlegung auszuſetzen 329. 330 giebt eine Regel, die in Beurtheilung der Gleichniſſe zu beobachten 359 rettet ein homeriſches Gleichniß gegen la Mottens Tadel 367. 368 rechtfertiget die Wahl des homeriſchen Gleichniſſes von einem gefüllten Wanſt 388. 389

Diebſtahl der Gedancken, wie er anzuſehen 303. 305. 308

E

Eilfertigkeit, wie die Grade derſelben durch Vergleichungen können beſchrieben werden 405. 406

Epiſches Gedicht, beſonderer Nutzen der Gleichniſſe in demſelben 154 ob die gleichniſſe beym Eingang deſſelben

selben zu gebrauchen 193. 195. 196 warum die Vergleichung grosser Dinge mit kleinen darinnen Platz habe 332. 333

Ergetzen, so die Wohlredenheit gebiehrt hat verschiedene Quellen 133 wie es kan erhöhet werden 134. 135

Erhaben, was erhaben sey 435

Erkentniß der Wahrheit, der richtigste Weg dazu 4. 5.

Erzehlung, die Ursachen ihres Ergetzens 85

Esel, die Würdigkeit dieses Thiers wird behauptet 365. 366

Evremont. Siehe Saint Evremont

Eustathius, dessen Erläuterung eines homerischen Gleichnisses wird angeführt 185

Exempel, woher ihre Kraft zu beweisen rühre 480

F

Fabeln Esopische, was sie seyn 324 die homerischen Gleichniß-Fabeln werden damit vergliechen 324

Farben, können nicht anderst als durch vergleichung beschrieben werden 14. 15

Figuren der Rede, von dem mässigen Gebrauche derselben 241 u. f. worinne diese Mässigkeit in Ansehung der Gleichnisse bestehe 244. 245

Die Frage, als eine Figur der Rede gehöret zu der Sprache der Leidenschaften 173. 177. 178

G

Gemüths-Leidenschaften, wie sie von so verschiedener Art seyn und wie selbige unterschiedlich können tractiert und beschrieben werden 84. 92. 93. 94. 96. 385. 386 wie die hitzigen und feindseligen Leidenschaften müssen beschrieben werden 97. 98 wird ferner erläutert 107 warum

Register.

rum ihre Sprache die ausführlichen Gleichnisse nicht leide. 165. 166

Geruch, die Beschreibung deſſelben iſt ſehr ſchwer 29. 30

Geſchmack, was der gute ſey 239 wie dem lobenſtein-ſchen Einhalt zu thun 245. 246

Gleichheit der Materie, anhaltende gebiert Eckel, wie dieſes zu vermeiden 332

Gleichniß-Bilder, wie ſie entſtehen 9 ihre Wahrſcheinlichkeit und Aufrichtigkeit wird erwieſen und vertheidiget 10. 11. 12. 260 u. f. erſte Abſicht derſelben 13 ſind in dieſer Abſicht unentbehrlich, aber auch leicht 38 zweite Abſicht derſelben einen Gedancken aus zu ſchmücken, und eine Schrift angenehm zu verändern 41 u. f. dieſe haben in Lehr-Schriften ihren eigenen Platz 58 in was vor einem Maaße ſie zu gebrauchen 62. 63 dritte Abſicht derſelben 66 u. f. wie ſie dienen die Gemüths-Bewegungen zu ſchildern 77 u. f. ſind ein vornehmes Stück der Wohlredenheit 113 vierte Abſicht derſelben 113 u. f. in was Abſicht dieſelben unterrichten 114. 115 woher das Ergetzen ſolcher und anderer Gleichniſſe entſtehe 116. 314. 324 in was vor Schriften dieſe Art Gleichniſſe Platz habe 117 die Vereinbarung aller dieſer Abſichten in einem Gleichniß was ſie wircke 134. 135 wie ferne alle Gleichniſſe dieſen Abſichten genug thun 136. 137 beſonderer Nutzen der Gleichniſſe in epiſchen Gedichten 154 Nothwendigkeit derſelben in einer Schrift Ort und Maaß zu ſetzen 161 dieſe Materie iſt bisdahin nicht mit Fleiſſe abgehandelt worden 163 kurtze Vergleichungen ſtehen aller Orten wohl 168 ob ausführliche Gleichniſſe beym Eingang eines heroiſchen Gedichts zu gebrauchen 192. 195. 196. wo ſie ihren Platz haben 245 ihre Anatomie 313 worinne aller Unterſcheid derſelben beſtehe 315 ob es mehr Kunſt erfordere kleine Dinge mit groſſen oder groſſe mit kleinen zu vergleichen: Siehe den eilften Abſchnitt 326 das Maaß der Vergröſſerung 330. 331 wenn die Vergleichung mit kleinen Dingen ſuraus nothwendig ſey

344 Regel in Beurtheilung derſelben zu beobachten 359 360 von dem Wohlſtand der Gleichniß-Bilder. Siehe den zwölften Abſchnitt 358 die Aehnlichkeit der Sachen, die in Vergleichung kommen, muß nicht nothwendig ſo groß und offenbar ſeyn 399 hyperboliſche Art zu vergleichen 468. 469 die Gleichniſſe dienen nicht zu beweiſen 480

Gottſched, deſſen Gleichniß von einem Gärtner wird angeführet 47 ein anderes wird mit aller Freymüthigkeit beurtheilt 52. 53 wie er daſſelbe von Homer glücklich nachgeahmet 82. 83 führt eine Stelle aus Cantz fehlerhaft an 171 Anmerckung. Deſſen Lob von Amthors Ueberſetzung Virgils wird verdächtig gemachet 179 wirft die Frage auf, ob ſich viele Gleichniſſe in die Tragödien ſchicken 198 ein kühnes Gleichniß deſſelben wird mit Homers Anſehen gerettet 347

Griechenland, deſſen Zuſtand zu Homers zeiten wird beſchrieben 280. 281

Gryph, Andr. Urtheil von deſſen Trauerſpielen 222. 223 deſſen Leo Armenius wird beurtheilt 229 - 232

Günther, ein aus Virgil nachgeahmtes Gleichniß deſſelben beurtheilt 100. 101. ein anderes von ſeinen Gleichniſſen angeführet 122. 123 noch eines beurtheilt 294. 295 ſeine poetiſche Buß-Bekäntniß 463

H

Haller, D. und Prof. deſſen Lob 127 zwey lehrreiche Gleichniſſe aus ihm angeführet 128 Iſt ein geſchickter poetiſcher Mahler 436. 439

Heinecken, wird als ein blinder Verehrer Longins beſtraft, und Timäus gegen ihn vertheidiget 398 deſſen Irthum von dem Weſen der Vergleichungen wird entdeckt 401 ſeine vorgeſchlagene Verbeſſerung von Timäus Vergleichung wird verworffen 421. 422

Regiſter.

Heroiſches Gedicht. Siehe Epiſches Gedicht.

Hiobs Beſchreibung von einem Pferde wird gelobt, und derſelben Vortrefflichkeit erwieſen 351 - 357 dieſe Stelle wird mit einem Commentario erläutert 354-357

Hoffmans-Waldau, was von ſeiner Schreib-Art zu halten 462

Homer, deſſen Vortrefflichkeit als eines Urhebers und Erfinders wird dargethan 277 u. f. ob er einen Vorgänger gehabt 278 ſeine Wiſſenſchaft übertraf die elende Beſchaffenheit ſeiner Zeiten 282. er beſaß eine gute Wiſſenſchaft in der Anatomie u. Geographie 283 u. f. wo er ſeine Wiſſenſchaft geſammlet 285 der ungleiche Character ſeiner beyden Gedichte 89 Inhalt und Character des erſten Buchs der Ilias 196 ſeine Geſchicklichkeit mit Gleichniß-Bildern zu mahlen 21 ſeine Kunſt in Ausführung der Gleichniſſe 141. 142 ſeine Kunſt in Beſchreibung der beſondern Grade einer Gemüthes-Bewegung wird in verſchiedenen Exempeln entdeckt 77-90 deſſen Kühnheit dienet nicht in allen Stücken zum Muſter der Nachahmung 152 Er hat die Sprache der Affecten und des Geiſtes ſehr geſchickt anzuwenden gewuſt 179. 180 warum er ſich in dem erſten Buch der Ilias und den 3 erſten Büchern der Odyſſea ausführlicher Gleichniſſe enthalten 191 192. 193. u. f. daß er zuweilen mehrere Gleichniſſe verbindet 247 ſo aber niemahls ohne genugſamen Grund geſchiehet, wie mit Exempeln dargethan wird 248-258 Seine Kunſt wird gelobt 231. 254 Er wird einer allzugroſſen Gleichheit der Bilder beſchuldiget 311. 312 dieſe Beſchuldigung wird von ihm abgelehnet 313 u. f. wie verſchieden Homer das Bild eines Löwen angewendet habe 318 - 324 warum er ſo offt groſſe Dinge mit kleinen vergleiche 332. 333 er vergleicht ſelten kleine Dinge mit groſſen 346

Exempel aus der Ilias.

Ilias B. II. v. 144 bl. 450

- - - v. 147 bl. 157 werden zwey Gleichniſſe vereiniget 254 255

Register.

- - - v. 455 werden fünf Gleichnisse mit einander verbunden, deren Absicht entdecket wird. 251-254.
B. III v. 23 bl. 321
- - - v. 196 bl. 180 u. f.
B. IV v. 130 wird gerechtfertiget 343.
- - - v. 141 wird gerettet 151. 152
- - - v. 481 die Wahl desselben wird gut geheissen 144-147
B. V v. 554 bl. 322
- - - v. 770 von Longin gelobt 422.
B. VIII v. 550 bl. 50. 51.
B. IX v. 324 bl. 185
B. XI v. 62 Original von einem Gleichniß Königs bl. 49
- - - v. 67 bl. 369
- - - v. 115. bl. 322
- - - v. 172 bl. 322
- - - v. 270 bl. 143
- - - v. 475 bl. 323. 324
- - - v. 545 bl. 323
- - - v. 557 bl. 363. 364 die Wahl und der Wolstand desselben wird gerettet 365 u. f.
B. XII v. 164 wird gerettet 186-189
- - - v. 421 bl. 344. 345
- - - v. 433 bl. 345
B. XIII v. 587 bl. 343
- - - v. 703 besondere Absicht dessen 49. 50
B. XIV v. 16 bl. 89. 90
- - - v. 393 bl. 256. 257
B. XV. v. 80 Beschreibung der grösten Geschwindigkeit 37
- - - v. 362 bl. 344
- - - v. 618 bl. 105. 106 woher ihre Kraft rühre 107
B. XVI v. 7 bl. 183
- - - v. 384 bl. 149. 150
- - - v. 482 bl. 148
B. XVII. v. 49 bl. 147. 148
- - - v. 570 bl. 402
B. XX. v. 402. bl. 141.
- - - circa fin. Wird die Nothwendigkeit zwey verbundener Gleichnisse dargethan 247 u. f.

B. XXI.

Register.

B. XXI. v. 12 bl. 250 u. f.
- - - v. 247 ſeine beſondere Abſicht erklärt 158
B. XXIII. v. 455 deſſen Kunſt gelobt 54. 55
B. XXIV. v. 480 deſſen Wohlſtand gerettet 347 u. f.

Exempel aus der Odyſſea.

B. IV. v. 335 bl. 318
B. V. v. 51 bl. 35
- - - v. 394 Beſchreibung der Freude wird erläutert 77. 80
- - - v. 432 bl. 37. 38
- - - v. 488 der Wohlſtand deſſelben wird gerettet bl. 379 383
B. VI v. 130 bl. 319.
B. VIII. v. 522 die Wahl des Bilds und der Umſtände wird gerechtfertiget 86. 87. 88
B. IX. v. 384 bl. 28
- - - v. 386 Nothwendigkeit dieſes Gleichniſſes dargethan 21
B. XIII. v. 31 wird erklärt 83. 84
B. XVII. v. 518 bl. 85
B. XIX. v. 205 ein kühnes Gleichniß wird durch die Hyperbole gerettet 346. 347
B. XX. v. 25 der Wohlſtand dieſes Bilds wird weitläuftig unterſucht 383. 392
B. XXI. v. 48 bl. 27
- - - v. 406 bl. 28 wird erklärt 31. 32
B. XXII. v. 302 bl. 99. 100
- - - v. 384 die Wahl deſſelben wird gerechtfertiget 22
- - - v. 403 bl. 317
B. XXIII. v. 233 wird erläutert 81. 82
B. XXIV. v. 6 die Wahl des Bilds wird gerechtfertiget 392 - 395

Horatz, deſſen Beyſpiele von lehrreichen und Satyriſchen Gleichniſſen werden beurtheilt, und ihre Kunſt

Regiſter.

angezeiget 120 - 123 131 wird angeführt

Zwey andere Exempel angeführet 478. 488.

J.

Ilias, derſelben Character 89 der Inhalt des erſten Buchs 196

Iſocrates, wird angeführet 406 wie fern er mit Alexander könne verglichen werden 407 u. f. vergleicht ſich öfters mit einem Kriegs-Helden 418 deſſen Panegyricus gelobt 413. 414 die wahre Abſicht deſſelben 419 was es für eine Würckung gehabt 402

Juncker, ein Gleichniß deſſelben wird der Unwahrſcheinlichkeit beſchuldiget 233. 234. 235

K

König, deſſen Geſchicklichkeit 15 in Beſchreibung der Pferde von ihrer Farbe 17. 18. 19 ihrer Bewegungen 20 des wiehernes der Hengſte 29 ihrer Schnelligkeit 34 Hat Homer nachgeahmet 18 ſeine Ode wird gelobt 43 44 Ein ausführliche Gleichniß gelobt und und deſſen Abſicht entdeckt 44. 45. 46 die Schönheit ſeiner Beſchreibung von des Preuß. Königs Kleidung. 47 48 Ein kühnes Gleichniß deſſelben, wird mit Homers Exempel und mit Gründen gerechtfertiget 54. 55 Nachahmung von Virgil 91 ein lehrreiches Gleichniß aus ihm 131 deſſen Gleichniß von einem Löwen wird 297 angeführt, und gegen Opitzen Original gehalten 299 auch die Art der Einführung deſſelben getadelt. 300 301 deſſen kühnes Gleichniß von einem Pferde mit einem Ungewitter wird ſiegmuthig beurtheilt 348 u. f. 355. 357

Kunſt, ſie kan die Natur niemal vollkommen erreichen, und warum 445 u. f.

Leiden-

Regiſter.

L

Leidenſchaft. Siehe Gemüths-Leidenſchaften.

Logick, kurtzer Entwurff derſelben 4 5 ihr Amt 6

Logick, der Fantaſie 6 ihr Amt 8. 9

Lohenſtein, Urtheil von deſſen deutſchen Arminius. 163. 164 von deſſen Trauriſpielen 221 von ſeiner Cleopatra ins beſondere 223 - 229 worinne ſein verdorbener Geſchmack eigentlich beſtehe 263. 463 eine Traur-Rede deſſelben wird weitläuftig beurtheilt 263-274 viele Stellen aus deſſelben Arminius werden beurtheilt 463 - 471 Lohenſteins Mißbrauch der Gleichniſſe. 470 484 489

Longin, wird angeführet und erläutert 306 307 tadelt ein von dem Redner Timäus angeführtes Gleichniß 397 wird weitläuftig widerlegt 399 deſſen Urtheil über mers Beſchreibung von der Schnelligkeit der Götter-Pferde wird der Unwahrſcheinlichkeit beſchuldiget 423 424 lobet dieſe Beſchreibung ohne Ziel und Maaß 425 eine Verbeſſerung ſeines Texts wird vorgeſchlagen 425. 426 erklärt was wahrhaftig hoch und erhaben verdiene genennet zu werden 435

M

Macrobius will den Virgil rechtfertigen, daß er die homeriſchen Gleichniſſe entlehnt hat 305 wird widerleget 305. 309

Morgenröthe, wie ſie von den Alten beſchrieben werde 442. 443

de la Motte, deſſen Critick über ein homeriſches Gleichniß wird verworffen 153. 154 beſchuldiget Homer einer allzugroſſen Gleichheit ſeiner Bilder 311. 312 dieſe Beſchuldigung wird abgelehnet 313 u. f. er will behaupten, daß mehr Kunſt dazu gehöre, wann

man kleine Dinge mit grossen vergleichet 326. 327 wird wiederlegt 328 u. f. sonderlich 333. 334 Seine Vertheidigung Homers oder vielmehr seines Eifers ist verdächtig 365 er tadelt die Ausführung dieses homerischen Gleichnisses von dem Esel 367.

N

Nachahmung, knechtische der Alten ist eine Ursache von dem schlechten Zustand unserer heutigen Poesie 290. 291. 292. sie muß nicht ungerecht seyn, und ist vom Diebstahl unterschieden 306

Natur, dieselbe muß der Dichter nachahmen, und was dieses sagen wolle 198. 199 ihr Exempel wird vorgestellt 239. 310. 434. 435

Neuheit der Gedancken und Bilder. Siehe den neunten Abschnitt 277. u. f. zeiget sich in der Abwechselung derselben 310. u. f.

Neukirch lobet Opitzen 461 Exempel von desselben verderbten Lohensteinischen Geschmack 471. u. f. seine poetische Bekehrung 475 sein Gedicht über die Nachtigalle wird untersucht. Siehe den sechszehnten Abschnitt 493 - 500

O

Odyssea, ihr Character 89

Opitz, ein Gleichniß desselben wird gelobt 51 ein anderes angefahrt 54 dessen kluge Mäßigkeit in Beschreibung eines Helden gelobt 69 dessen Geschicklichkeit in Beschreibung erschrecklicher Dinge wird mit unterschiedenen Exempeln erwiesen 72 u. f. seeratisches und Lerneisches Gleichniß aus ihm 122 ein anderes von gleicher Art wird gelobt 123. 124 dessen Uebersetzung von Sophocles Antigone wird angeführet,

geführet, und beyläufig etwas davon erinnert 209 eine Gleichniß aus den P. W. wird Junckers ähnlicher Gleichniß vorgezogen 236. 237 ſeine Schreibart wird gelobt 274 Sein Gleichniß-Bild von einem Pferde wird geprieſen 293. 294 wie verſchieden er das Gleichniß von einem Löwen gebraucht habe 298. 302 deſſen Verdienſte um die Teutſche Poeſie 279. 460 u. f. Weiſſaget von der Verderbniß des teutſchen Geſchmacks 461. ein poetiſcher Einfall wird aus ihm angeführt 481. 483. 485 Socratiſche Gleichniſſe deſſelben 486

P

Perſius wird angeführt 487

Perrault, deſſen Geſpötte über die langgeſchwänzten homeriſchen Gleichniſſe wird abgefertiget 142. 143 ſeine unglückliche Critick über ein homeriſches Gleichniß wird wiederlegt 392

Piccolomini, deſſen Meinung von der offenbahren Uebereinſtimmung in Vergleichungen 399

Pietſch, ein Gleichniß aus ihm wird beurtheilt 75. 76 noch eines 103 ſeine Vorſtellung des Amts eines Lehrers unter dem Bild einer Schlag- und Sand-Uhr 504

Plinius Secundus, deſſen Erläuterung eines homeriſchen Gleichniſſes wird gelobt 182

Pope, wird wegen einer beſondern Art Gleichniſſe gelobt 59 - 62 deßgleichen 118. 119. 124. 127 ſein Urtheil von Homers Kunſt 333

Poſtel, ein Gleichniß aus ihm wird angeführt 73 ein anderes 102 noch eines wird beurtheilt 295. 296

Q

Quintilian, wird angeführt 489

Register.

R

Rapin wird angeführt 443

Rede-Kunst. Siehe Wohlredenheit

Rede-Zierrathen müssen mässig gebraucht werden 238. 239 und warum 241

Redner, die Würdigkeit und das Ansehen des Amts eines solchen wird dargethan 413 verdienet mit einem Helden in Vergleichung zu kommen 416. 417

S

Schnelligkeit. Siehe Eilfertigkeit

Seneca, Urtheil von seinen Trauerspielen 211. einige Gleichnisse aus den Trojanerinnen werden gerechtfertiget 211-216 zwey andere aber der Unwahrscheinlichkeit beschuldiget 216-219

Servius wird über eine Stelle Virgils angeführt 403

St. Evremont, beschuldiget einige homerische Gleichnisse der Unwahrscheinlichkeit 259 wird weitläuftig widerlegt 260-263 wird angeführt 291 tadelt an Homer den Mangel der Abwechselung in seinen Bildern 312 der Ungrund dieses Tadels wird gewiesen 313 u. f. sein Urtheil von dem Maasse der Vergrösserung in Vergleichungen 331

das Sinnreiche, worinne es bestehe 400

Socrates, seine Lehrart 480. 486. 489

Sophocles, die Wahrscheinlichkeit einiger Gleichnisse aus der Electra wird gezeiget 204-208 desgleichen einiger anderer aus der Antigone 208. 209

Spitzfindigkeit, die poetische wird uns anbefohlen 437. 439. 443

Sprache

Register.

Sprache des Geistes und des Herzens ist verschieden 169. 174. 177. die Sprache des Herzens oder der Leidenschaften ist allgemein 173. Homer war in dem rechten Gebrauch dieser Sprache sehr geschickt 180. die Sprache der Affecte liebet eine besondere Art hyperbolischer Vergleichungen 468. 469.

Strabo, dessen Lob Homers 264.

Swift, seine Absicht in der Verfassung des Staats der Pferde 325.

T

Timäus, wird von Longin wegen einer Vergleichung getadelt 397. wird weitläuftig vertheidiget 399 u. f.

Töne, wie sie müssen beschrieben werden 24 u. f.

Traurigkeit, wahrer Character derselben 234. 235.

Trauerspiele, wie ferne ausführliche Gleichnisse darinne Platz haben 202. 203. 204. Zustand des Teutschen Trauerspiels wird beklagt 220.

V

Uebersetzung, daher soll man die Sprache der Leidenschaften nicht aus der Acht lassen 173. 174. alle unnöthige Weitläuftigkeit vermeiden 176.

Vergleichungen. Siehe Gleichniß-Bilder.

Verhältniß, wie sich dasselbe allein durch die Vergleichung beschreiben lasse. 31.

Vernunft-Lehre, kurzer Entwurff derselben 4. 5. welches ihr Amt sey 6.

Virgil, dessen besondere Kunst in Ausführung der Gleichnisse 141. 142. wie geschickt er Homer nachzuahmen gewußt 147. und 149. 398. er ist ein geschickter Meister in der Sprache der Leidenschaften 169.

Register.

169. 170 die Rede der Dido wird untersucht, und derselben Schönheit gezeiget 172 - 179 aus was für Ursachen er Homers Exempel verlassen, da er ausführliche Gleichnisse in das erste Buch seiner Eneis eingestreuet 194 u. f. Inhalt und Character dieses ersten Buchs 196 197 poetische Kunst in den Büchern vom Feld-Bau 334. 335. wie er sich nach dem verschiedenen Character seiner Gedichte gerichtet 337. 338 hat seinen Gleichnissen eine optische Schönheit mitgetheilt, und worinne sie bestehe 339

Exempel aus den Büchern vom Feld-Bau.

B. I v. 106. bis. 159
B. II v. 279 bis. 335
- - - v. - - bis. 468
B. III v. 75 Schilderey eines Pferdes wird gelobt 351
- - - v. 352 bis. 452
B. IV v. 170 der Wohlstand desselben gerettet 335. bis 338

Exempel aus der Eneis.

B. I v. 148 die besondere Absicht desselben erläutert 155. 156
- - - v. 430 von den Bienen 339
B. II. v. 222 die Nothwendigkeit desselben dargethan 27. 138 bis 141
- - - v. 302 bis. 91. 92 die Kunst desselben weitläuftig entdeckt 93 bis 96
- - - v. 355 bis. 108
- - - v. 495 wird in Vergleichung mit Günthers Nachahmung angetroffen 100. 101
- - - v. 624 wird nach seiner Absicht und Anwendung weitläuftig erläutert 70 u. f.
B. IV v. 300 bis. 169

- - - v.

Regiſter.

- - - v. 402 hat eine optiſche Schönheit 403. 404
- - - v. 441 bl. 72
- - - v. 252 aus Homer nachgeahmet 36
- - - v. 368 bl. 172. 173
- - - v. - - bl. 469
B. VII v. 378 wird gerettet 341
B. IX v. 730 deſſen Wohlſtand behauptet 372
B. XII v. 587 von den Bienen 340

W

Wahrheit, kan angenehm gemachet werden 40

Weichmann, iſt in ſeinen Lob-Sprüchen ganz unbescheiden 428. 429. 447. 457

Wertheimiſche Ueberſetzung der Bibel wird angeführt 370

Wiſſenſchaften, ihre Aufnahme zu unſern zeiten 286. 287 u. f.

Wohlredenheit, ihre erſte Grund-Regel 41. 198 wieviel dieſelbe zu bedeuten habe 199 eine andere Regel 40. 41 Ihre Abſicht und Nutzen 111. 112 ihre vergleichung mit der Koch-Kunſt 162 wird weiter ausgeführt 193 194 ſie haſſet allen Ueberfluß und Verſchwendung 239. u. f. eine allgemeine Regel derſelben 313 muß die anhaltende Gleichheit vermeiden, und wie 332. ihre groſſe Kraft 416. 417

Wohlſtand, was er ſey 361. iſt veränderlich 361.

X

Xenophons Schrift von Socrates Lehr und Lebens-Art wird uns angepriſen 480

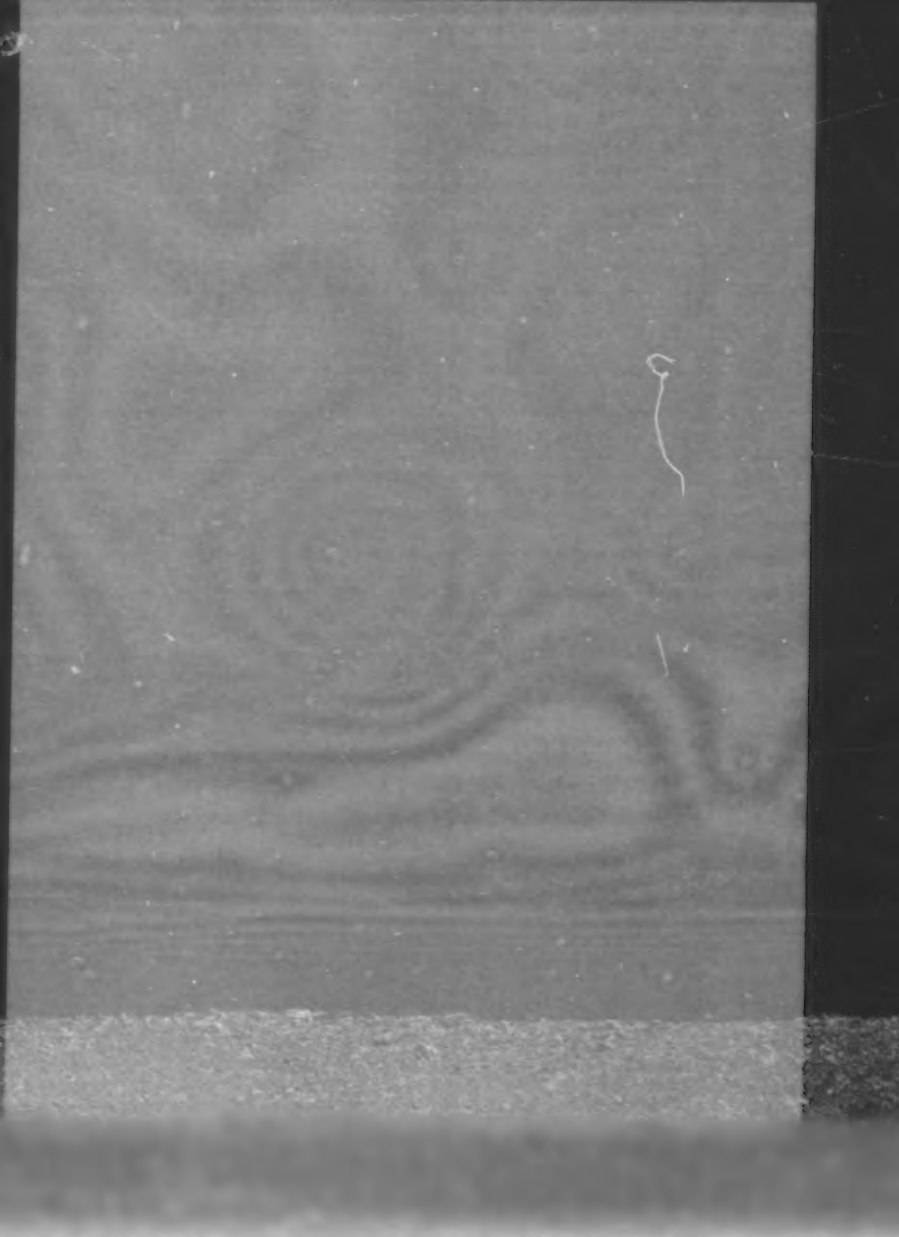
Zeiten

Z

Zeiten, Vortheil unſrer in Vergleichung mit Homers Zeiten 280. 286 u. f. unſre Dichter und Redner wiſſen dieſen Vortheil nicht zu gebrauchen 289. 290

Zuſcher der zürichiſche angeführet 450

E N D E.



Johann Jacob Breitingers

CRITISCHE

Dichtkunſt

Worinnen die

Poetiſche Mahlerey

in Abſicht auf die Erfindung

Im Grunde unterſuchet und mit Beyſpielen aus den berühmteſten Alten und Neuern erläutert wird.

Mit einer Vorrede eingeführet von Johann Jacob Bodmer.

Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1740.
und Leipzig bey Joh. Friedr. Gleditſch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Ein gewiſſer Kunſtrichter hat angemercket, daß die Natur vor der Kunſt geweſen, daß die beſten Schriften nicht von den Regeln entſtanden ſeyn, ſondern hingegen die Regeln von den Schriften hergeholet worden, und daß ſeit der Zeit daß man Poeticken und Rhetoriken gemacht hat, kein Homer, kein Sophocles, kein Demoſthenes, mehr geſehen worden. Eben derſelbe hat für das Aufnehmen der Poeſie und der Wohlredenheit ſehr nachtheilig gefunden, daß das Lob oder der Tadel einer Schrift nicht auf die Eindrücke der Natur, nicht auf das Urtheil der Männer von gutem Geſchmacke und poetiſchem Geiſte, noch auf die Würckungen, ſo ſie auf den gemeinen Haufen der Leſer thut, ſondern auf häufige und in einander verwickelte Regeln der critiſchen Geſetzgeber gegründet werde. Wenn dieſe Anklage nur gewiſſe Kunſtbücher voller

flüchtiger, verworrener und schülerhafter Regeln treffen soll, welche von seichten und unaehrnten Köpfen der Natur und der Erfahrung zuwider ohne einen zulänglichen Grund und ohne Ordnung geschrieben sind, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, zumahl wenn man nur diejenigen für Kunstrichter gelten läßt, welche den Geist der Poesie haben, der ihnen für alle die Schönheiten, Annehmlichkeiten und Zierrathen der Natur und der Kunst einen sichern Geschmack mittheilet. Es ist auch nicht übel, wenn man uns auf die Würkungen, so eine Rede oder Schrift auf den gemeinen Haufen thut, Achtung geben heißt, so fern man dieses nur von solchen Materien versiehet, in welchen die Affecte herrschen. In andern Fällen muß man mir vergönnen, daß ich in andern Gedanken stehe; welche ich mich befleißen will, ohne Zweydeutigkeit und Vermischung aus einander zu setzen.

Es ist zwar gewiß, daß die Natur vor der Kunst gewesen ist, angesehen die Kunst nichts anders ist, als eine nachgeahmte Natur; ich gestehe auch zu, daß Homers, Sophocles und Demosthenes Schriften ohne

ne die Hülfe der Kunſtbücher geſchrieben worden, in welchen die Kunſt in Regeln vorgetragen iſt; alleine dieſes will nicht ſagen, daß beſagte Schriften darum ohne Regeln verfaſſet worden; ſonſt müßte keine Kunſt und folglich keine Natur darinnen vorhanden ſeyn, weil die Regeln nichts anders ſind, als Auszüge und Anmerckungen der Kunſt und der Natur; ſie müßten auch ohne Annehmlichkeit und Schönheit ſeyn, weil die Regeln und das, was gefällt, nicht zwey ſtreitende Dinge ſeyn können; allermaſſen die Regeln keinen andern Zweck haben, als den Weg zu zeigen, in den man einſchlagen muß, wenn man gefallen will. Dieſe vortreffliche Poeten und Redner ſind vielmehr die erſten geweſen, welche die Kunſt in der Natur gefunden, und uns die Regeln ihrer gefundenen Kunſt in dem Wercke und der Ausführung geliefert haben. Und man hat die Kunſt und die Regeln eben darum in ihren Schriften gefunden, weil ſie von ihnen in ſelbige hineingebracht worden. Wenn ſeit der Zeit daß man Kunſtbücher geſchrieben hat, keine ſo vortreffliche Männer geſehen worden, ſo kan man die Schuld eben ſo wenig den

Kunſtbüchern beymeſſen, als den Muſtern, welche in den Schriften dieſer Poeten und Redner die Regeln gleichſam im Leben darſtellen. Und es iſt wahrhaftig etwas verwunderſames, daß dieſelben es in der Spur der Natur, was die angenehme Nachahmung derſelben in geſchickten Reden anbelanget, ohne Lehr- und Kunſtbücher weiter gebracht, als ihre Nachfolger es mit Hülfe der Kunſtbücher und der Muſter zu ſeyn nicht haben bringen können.

Weil denn Kunſt und Regeln in ihren Schrifften vorhanden ſind, ſo laſſet uns doch noch näher unterſuchen, woher ſie dieſelben geholet haben. Der Ausdruck daß ihre Wercke nicht von den Regeln entſtanden ſeyn, ſcheint mir ſchier ſo viel zu ſagen, daß die Regeln, welche wir doch darinnen auf eine ſo gleiche und beſtändige Weiſe ſowohl den abſonderlichſten als den Haupt-Umſtänden und Abſichten gemäß wahrgenommen finden, eine bloſſe Frucht des Eigenſinnes oder des blinden Zufalles geweſen ſey. Alleine was war natürlicher, als daß ſie erſtlich auf dasjenige Achtung gaben, was eine gewiſſe beſtändige Würckung auf das Gemüthe gethan hatte, und daß ſie

hernach

hernach ferner nachdachten, warum die Stücke, ſo beluſtigten, dieſe Würckung nothwendiger Weiſe thun mußten. Es war nothwendig daß ſie das letztere mit dem erſtern vereinigten, weil ſie ſonſt allzuoft in Gefahr gerathen wären ſich zu betriegen. Die Erfahrungen ohne die Unterſuchung ſind, nach der Anmerckung eines geſchickten Kunſtlehrers, auf viele Weiſen betruglich, man unterſcheidet öfters in denſelben die beſondern Umſtände nicht genug, welche zu der Hauptwürckung das ihrige beytragen; man betriegt ſich nur allzuleicht in den Urſachen; entweder faſſet man ſie nicht alle, oder man ſchätzet ſie nicht, was ſie wehrt ſind, oder man nimmt eine für die andere. Da hingegen die allgemeine Urſache deſſen, was in den Vorſtellungen gefällig iſt; diejenige, welche von ihrer Uebereinſtimmung mit unſerm Gemüthe hergenommen iſt; ein ſo unveränderlicher Grundſatz iſt, als die Natur unſers Geiſtes ſelber iſt, und uns in den Stand ſetzet, daß wir uns der abſonderlichen Umſtände allezeit auf eine vortheilhafte Weiſe bedienen können, wie es unſrer Abſicht am vorträglichſten iſt. Wer betrachtet, mit was vor

Gewißheit die Schriften dieſer alten Redner und Poeten an einem jeden Orte auf das eigentlichſte diejenige Würckung thun, welche ſie auf einem beſtimmten Grade thun ſollen, dem wird nicht ſchwer fallen, zu erkennen, daß dieſe Würckungen von ihren Urhebern vorherbeſtimmt, und die Mittel, wodurch man ſie hervorgebracht hat, umeben derſelben Willen mit gutem Wiſſen und wohlbedachten Vorſatz angewendet worden, welches uns genug ſaget, daß ſie ihre Schriften nicht bloß auf die zweydeutigen und unſichern Erfahrungen, ſondern auf den unbeweglichen Grund der Erkenntniß des menſchlichen Gemüthes und auf die beſtändigen und übereinſtimmenden Eindrüke der Dinge auf daſſelbe nach ſeiner Natur, aufgeführet haben.

Das wird wohl von niemanden geleugnet werden, daß es ſeit der Zeit kein Redner oder Poet hoch gebracht hat, der dieſe beyden, die Unterſuchung und die Erfahrung, geſondert, und am allerwenigſten derjenige, welcher ſich mit der bloſſen Erfahrung beholffen hat. Wir müſſen zwar bekennen, daß die wenigſten von denen, ſo bemühet geweſen die Regeln und die Kunſt

in

in ihren Grund-Urſachen zu unterſuchen, und Syſtemata davon zu verfaſſen, uns zugleich vortreffliche Muſter in der Wohlredenheit und der Poeſie geliefert haben; die Urſache davon iſt das Gegentheil deſſen, warum die Poeten und Redner ihre Unterſuchungen der Natur und ihre angeſtellten Erfahrungen lieber in wohlgeſetzten Reden und Gedichten als in dem Zuſammenhange truckener Regeln vorgetragen haben. Zu dem erſten gehoret ein reges und würckſames Feuer, das keinen Verzug leiden kan:

Poeten-Volck iſt heiß, iſt leichte wie ein Feuer,
Geht durch, reißt aus ihm ſelbſt.

Zu dem letztern wird hingegen ein geduldigeres und arbeitſameres Naturell, ein geſetzterer Verſtand, mehr kaltſinnige Behutſamkeit, und gefaßtere Schritte erfodert. Nichtsdeſtoweniger kennen wir auch ſolche glückliche Köpfe, welche dieſe beyden Eigenſchaften auf einem hohen Grade beſeſſen, und uns darum eben ſo gründliche Regeln zu Muſtern, als geſchickte Muſter zu Vorſchriften geliefert haben, welches Lob vor andern ein Taſſo, ein Boileau, ein Addiſon, und ein Pope von uns fodern kann.

Aber insgemeine bringen die Poeten ihre Anmerckungen in den Wercken an; und überlassen den Kunstlehrern solche theils darinnen, theils in dem ursprünglichen Grunde derselben, der Natur, aufzusuchen, und in einer methodischen Lehrart zusammenzutragen. Diese haben als ihr Ammt und Werck auf sich genommen, die Regeln, auf welche die Erfahrungen zuerst geführet haben, zu prüffen, und die Ursachen dessen, was nach der Natur des menschlichen Gemuthes und der Harmonie zwischen demselben und den Vorstellungen gefallen muß, damit zu vergleichen. Ein Vorhaben, welches in der That verdienet, daß geschickte Männer, und philosophische Köpfe selber, sich damit bemühen, sowohl weil die unschuldigen und lehrreichen Lustbarkeiten, die aus dem Vermögen des menschlichen Wizes und der Phantasie entspringen, dadurch befödert und verbessert werden; als auch, weil diese Arbeit an sich selber ergetzlich ist, indem sie der würckenden Natur, dieser Tochter der höchsten Weißheit, auf die Spur gehet, und mit dem Vergnügen, so die Entdeckungen derselben verursachen, dem nachsinnenden Verstande alle seine Mühe beloh-

belohnet, ihn auch weder faul noch müde werden läßt.

Dieser Arm der Philosophie ist in der That auch von den Weltweisen nicht verabsäumt, noch das Ergetzen, so daher entspringt, mit gleichgültigem Kaltsinn betrachtet worden. Vielmehr können wir anmerken, daß von Aristoteles anzufangen, der seine Poetick nicht aus blossen Erfahrungen, so ihm Homers und Sophocles Schriften an die Hand gaben, sondern aus den nothwendigen Eindrücken der Dinge zusammengesetzet hat, daher auch seine Regeln so wie für seine Nation und sein Weltalter, also für alle Nationen und Zeiten insgemeine brauchbar sind, bis auf Muratori, Pope und Dubos, die Männer von philosophischem Verstande sich der rechtschaffenen Critick am glücklichsten angenommen, und das wichtigste zu ihrer Vollkommenheit gethan haben. Die Erfahrung zeiget, daß der reine Geschmack allemahl nur bey denen Nationen allgemein geworden, welche durch die Ausübung der Weltweißheit zu critischen Untersuchungen waren vorbereitet worden. Wie konte es anders seyn? Man erinnere sich nur, daß der verderbte Geschmack sich durch

Vor-

Vorurtheile, steiffe Gewohnheiten, Partheyen, schützen muß, und daß er durch niederträchtige Schmeichelenen, die von einer dummen Bewunderung entstehen, fortgepflantzet wird. Er ist eine Art des Aberglaubens in der Beredtsamkeit, seine Urtheile haben ihren Grund in dem Ansehen des Lehrers, in den mehrern Stimmen, in einer vermeinten Empfindung dessen, was man sich vorgenommen hat, oder gewohnt ist, für schön zu halten; er hat allen Eckel, auch gegen den abgeschmacktesten Dingen, verlohren, und es hängt ihm zu viel Blodigkeit an, als daß er von dem gemeinen Urtheil abweichen, oder einigen Zweifel in die Richtigkeit desselben sezen dörfte; seine Lehren sind ein vernunftloser Mechanismus; der Grundsatz, daß das Urtheil des Geschmackes auf einer blossen Empfindung beruhe, verdammt, wie das fanatische Principium von dem innerlichen Licht, den Weg der Untersuchung, und leitet zu dem blinden Glauben, und unüberlegten Gehorsam; Eigensinn, Anhang, Gewalt und Verfolgung sind, so wie des Aberglaubens, seine Waffen, womit er sich gegen die Vernunft zu schützen trachtet. Wer dieses betrachtet,

trachtet, wird wohl begreiffen, daß der ſchlimme Geſchmack den furchterlichſten Feind an der geſunden Philoſophie habe, indem dieſe durch das Mittel der Unterſuchung, das iſt, der Critic, alles pruffet, und aus einem vorſichtigen Mißtrauen gegen der betrüglichen Empfindung und den ungenugſamen Erfahrungen nichts vor ſchön annimmt, wovon ſie nicht zulängliche Gründe angeben kann. Durch ſie werden die Quellen des Schönen entdecket, und den Poeten und Rednern gezeiget, daß ſie daraus ſchöpfen können, wenn ſie gefallen wollen. Weil dieſen durch ihre Hülfe die Gründe deſſen, was nothwendig gefallen muß, bekandt ſind, ſo müſſen ſie nach dieſem nicht auf gerathe wohl arbeiten, ſondern wiſſen das Schickſal ihrer Schriften vorauszuſehen, und es mit einer Gewißheit, die des Zweckes nicht verfehlet, zu regieren. Die billige Furcht den geſcheuten Köpfen der Jetztlebenden zu mißfallen, läßt ihnen nicht mehr zu, ihre rohen Einfälle vor einer ernſthaften Prüffung und Ausarbeitung an das Licht zu ſtellen. Es ſchreibet nicht mehr, was Hände hat, wie Opitz von ſeinen Zeiten geklagt hat, ſondern was Kopf und Hirn

hat.

hat. Endlich wird durch die tiefſehende und freye Critick der Eifer nach Ruhm gewetzet, und die Leſer überhaupt nach und nach eckler gemachet.

Auf dieſen Grund habe ich der Hoffnung ſeit einiger Zeit Platz gegeben, daß der gute Geſchmack in Deutſchland bäldeſt aufkommen werde, weil ich dieſes als eine gewiſſe Frucht von dem allgemeinen Durchbruche der Leibnizſchen Philoſophie erwarte, allermaſſen die Gemüther der Deutſchen dadurch zu der Verbeſſerung deſſelben trefflich vorbereitet worden ſind. Daß ich meine Hoffnung nicht ſchon würcklich erfüllet ſehe, hat theils eine eitele Ruhm-Begierde, die ſich auch mit dem leichten Lobe der Unverſtändigen ſättiget, theils ein blöder und ſchamhafter Stoltz, der ſich nicht ſchuldig geben kan, verhindert, indem dieſe beyde noch ſtets befliſſen geweſen ſind, die Freyheit der critiſchen Prüffung durch Liſt und Gewalt zu hemmen, und, wo es möglich wäre, zu unterdrucken: Alſo daß ein wohlbekandter deutſcher Kunſtrichter erſt vor acht Jahren noch nöthig gefunden hat, die Freyheit ſeine Wegweiſung critiſch zu benennen, in der Vorrede gegen der deutſchen Welt auf das

hoflichſte

höflichſte abzubitten, und zu entſchuldigen; denn er wollte es mit derſelben nicht gänzlich verderben, und es ſchien ihm zu dieſem Ende nicht genug, daß er die furchtſame Behutſamkeit gebraucht hatte, durch ſeine Critick lieber die Verſtorbenen, als die Lebenden zu beleidigen, wenn doch jemand dadurch ſollte beleidiget werden.

Es iſt indeſſen richtig, daß die geſchickten Verfaſſer nichts mehrers zu wünſchen haben, als daß der Weg der Unterſuchung insgemeine gebraucht werde; maſſen ſie mit denen Richtern, die ihr Urtheil auf die bloſſe Erfahrung und Empfindung ſtützen, nicht wohl auskommen würden. Denn ein Scribent von verderbtem Geſchmacke kann dieſe ſowohl als ein guter auf ſeiner Seite haben. Das Schlimme gefällt öfters und das Gute gefällt nicht allemahl, wiewohl dieſes nicht der vorgeſtellten Sache ſondern des Urtheilenden Schuld iſt: Daher auch der Grundſatz, daß alles, was gefällt, geſchickt und gut ſey, aus einem ſchädlichen und betrüglichen Vorurtheile fließt; und vielmehr umgekehrt und alſo gegeben werden muß: Daß alles was gut iſt, gefalle, oder gefallen müſſe; nemlich einem guten

Ge-

Geschmacke. Es ist nicht möglich, daß eine Schrift oder Stelle, die einem solchen gefallen hat, nicht die wahren Gründe dessen, was wegen der Natur der Sachen gefallen muß, in sich enthalte. Diese wird ein tiefsinniger Kunstrichter bald darinnen finden, und dem Urheber das Recht zu dem Beyfall der Nachwelt viel fester versichern, als die blossen Erfahrungen thun könnten.

Ich darf aber noch mehr sagen, und über dieses behaupten, daß selbst die mittelmässigen und schlechten Scribenten ihre Rechnung besser bey dem Wege der Untersuchung, als bey den Erfahrungen finden werden. Sie stehen zwar in der Gefahr, daß ihre Schriften die Probe der Untersuchung nicht aushalten mögen; und müssen also befürchten, daß sie den Nahmen, den sie sich erworben haben, wieder verliehren werden: Alleine, dieser Verlust wird sie wenig kränken, wenn sie bedencken wollen, daß der erlangete Ruhm unbegründet war, und immerhin voller Unsicherheit gewesen wäre; also daß sie es vielmehr für ein Glück zu achten haben, daß ihnen die Nichtigkeit desselben zu einer Zeit zu erkennen gegeben worden, da sie noch im Stande sind, ihren

Nah-

Nahmen auf den Grund ſicherer Verdienſte zu ſetzen, welcher ihnen in den wahren und tüchtigen Grundſätzen, wie ſie gefallen können, angewieſen wird. Die Scribenten ſind zwar gantz geneigt, ihre Tadler in den Verdacht der Unwiſſenheit oder Boßheit zu faſſen, hingegen kömmt es ihnen ſchwer an, einem erlangeten Nahmen zu mißtrauen, und den Gedancken Platz zu geben, daß eine beſſere Einſicht ſie deſſelben berauben mögte. Alleine laſſet uns ſetzen, daß ein Verfaſſer den blinden Beyfall ſeiner Zeiten erhalten habe; muß er nicht immerfort befahren, daß erleuchtetere dieſen erſchlichenen Ruhm zurückenehmen werden? An ſtatt daß der Beyfall, der ſich auf die gründliche Erkenntniß des Schönen gründet, allen Veränderungen der Zeiten und Menſchen trutzen darf. Wir haben ein Beyſpiel deſſen an dem Eid, der erſtlich ein allgemeines Lob erhalten hatte, das aber nur auf die Erfahrung gegründet war; als es hernach mittelſt der Unterſuchung geprüffet worden, erkannte man durchgehends, in wie vielen Stücken dieſe Erfahrung auf unrichtige Wege geführet hatte. Bey uns hat Lohenſtein daſſelbe Schickſal gehabt.

Welchen Beyfall hat er sich zu seiner Zeit erworben; wie zuverlässig hat Neukirch seinen Arminius den Franzosen entgegengesezet; was vor ein Haufen Verehrer! Alleine nachdem zu unsren Zeiten der Weg der critischen Prüffung mit ihm vorgenommen worden, wie tief ist er von dieser Höhe hinunter gefallen? Er hat an allen Lesern, die das Urtheil von dem Werth einer Schrift auf das Innerliche zu setzen wissen, Criticos bekommen; je erleuchteter auch die künftigen Zeiten seyn werden, destomehr Criticos wird er antreffen, und desto scharfsichtiger und ernsthafter werden solche seyn. Diesen Ausgang haben alle diejenigen zu erwarten, welche den Beyfall lieber rauben, als verdienen wollen: Aber für diese Glükes-Verkehrung ist ihnen der Weg der Untersuchung gut, welcher sie in dem Bestreben, mit ihren Schriften zu gefallen, des Zweckes nicht verfehlen läßt.

Bey so beschaffenen Sachen kann ich nicht wissen, mit was vor Recht die Scribenten der untern Classen von der Critick und dem Kunstrichter so viel böses sagen. Besteht vielleicht nach ihrem Begriff das Verbrechen eines Critici schon in dem blossen Vorneh-

men

men ohne Abſicht auf deſſen Ausführung, und hat er gleich ſo übel gefehlt, wenn ſein Tadel begründet, wie, wenn er unbegründet iſt? Meinen ſie, daß der unſträfliche und liebreiche Endzweck ihrer Schriften, ſie für ſich alleine vor allem Urtheil ſicher ſtellen ſollte, ſelbſt auf den Fall, wenn ſie fehlgetroffen haben? Ich will ſie wenigſtens nicht für ſo thörigt halten, daß ſie der Welt zumuthen ſollten, an allem dem, was ſie an den Tag bringen, Luſt und Beliebung zu finden. Man kann zwar zu ihrem Behufe ſagen, daß die Welt eben ſo ungereimt begehrte, daß ein Scribent ihr gefallen ſollte, es mögte ihm koſten, was es wollte; und ich geſtehe es zu, daß, wie kein einzelner Menſch ein Recht hat, für ſeine Schriften den Beyfall aller übrigen Menſchen zu fodern, alſo auf der andern Seite die Welt, oder in ihrem Nahmen die Kunſtrichter, unter keinem Titel begehren können, daß ein einzeler Menſch alle ſeine Zeit und alle ſeine Sorge zu ihrer Beluſtigung aufopfere: Alleine ohne daß ich von einigem Scribenten ſo ſchwere Sachen fodere, warum ſollte ein ſolcher es demjenigen übel aufnehmen, welcher ſeine Bemühung mit

ihm in einer gleichen Absicht vereiniget, und sich befleisset, seiner Schrift die Gabe zu ergetzen mit einer grössern Gewißheit zu verschaffen, und sie auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erheben? Jedermann gestehet, daß es ausgeschweifet wäre, wenn man in dem Wercke eines Menschen die höchste Vollkommenheit suchen wollte; die geschicktesten Kunstrichter haben gezweifelt, ob auch jemahls ein vollkommenes Werck des Geistes gefunden worden; sie ehren das beste Werck bloß mit der Benennung des Schönen, und sagen uns dabey, daß zwischen einem schönen und einem vollkommenen Wercke ein unermeßlicher Abstand sey: Warum wollte man sich denn der Unvollkommenheit, welche das gemeine Looß der Menschen ist, in einer Schrift schämen, und aus dieser Ursache verabsäumen, selbige zu verbessern und einen hohern Grad der Vollkommenheit in dieselbe hineinzubringen?

Man muß mich aber nicht so verstehen, als ob ich die Verfasser bereden wollte, daß sie sich einem jeden sich selbst so nennenden Kunstlehrer oder Kunstrichter ihrer Schriften verbunden halten, selbst denen, welche vermeinen ihr Ammt erfüllet zu haben, wenn

wenn ſie ausgefunden, oder nur ausgeſprochen, daß der Scribent in einem Ausdrucke gefehlt, oder in einem kleinen Umſtande geirret habe: Ich erlaube vielmehr dem Verfaſſer, an dem die Critick nichts wichtigers als dieſes auszuſetzen hat, und ihren Tadel nicht bündiger beweiſen kann, daß er ſich gar in keinem Stücke ſchuldig gebe; auf dieſe Weiſe werden der Tadler und der Scribent gegen einander quitt ſeyn. Ich erkenne für Kunſtlehrer nur diejenigen, die von einem ruhmlichen Eifer eingenommen ſind, die poetiſche Kunſt und die Wohlredenheit ins Aufnehmen zu bringen; welche die Fehler ihrer Muſter nicht aus böſem Vorſatz jemand zu kräncken offenbar machen, ſondern weil es nöthig iſt, daß ſie die Gründe deſſen, was wegen der Natur der Sachen gefallen muß, in würcklich mißfallenden Erfahrungen und Beyſpielen erklären. Die reinen und aufrichtigen Abſichten eines ſolchen Critici kann man daraus erkennen, wenn er zeiget, daß er an der Entdeckung der Fehler mehr Verdruß als Luſt und Vergnügen ſchöpfe, wenn er nicht das tadelhafte allein anführet, ſondern auch das lobenswürdige gerne anpreiſet, wenn er folg-

sich einem reinen Spiegel gleichet, der die Sachen so vorstellet, wie sie sind, das Schöne, als schön, das Häßliche, als häßlich, nicht, wie die falschen Spiegel thun, alles verkehrt und verstellt. Ein schlimmer Criticus, und ein schlimmer Poet verdienen eine gleiche Verurtheilung; ich weiß keinen Unterschied zwischen der Ungeschicklichkeit zu machen, die sich in einer elenden Schrift oder in einem elenden Urtheil hervorthut. Ein gewisser Verfasser hat zwar den schlimmen Kunstrichter darum für den grössern Sünder halten wollen, weil er uns nicht allein Verdruß verursachete, wie der schlimme Scribent, sondern uns überdieß auf Irrthümer verleitete; und ich will ihm gerne einräumen, daß der Criticus der schlimmere Mann ist, wenn er uns aus Boßheit auf Irrwege führet; alleine wenn er nur aus Ungeschicklichkeit fehlet, so hat der schlimme Scribent in solchem Fall nichts voraus, weil im übrigen auch er neben dem, daß er uns Verdruß verursachet, uns eben so wohl verführet, als der schlimme Criticus, indem er uns für was schönes, für was vortreffliches giebt, was häßlich oder nur mittelmäßig ist.

Ich

Ich muß mithin nicht verſchweigen, daß zu befürchten iſt, die meiſten getadelten Scribenten meſſen den Kunſtrichtern nur darum ſo gerne böſe Abſichten und Gemüths-Neigungen bey, weil es ihnen in ihrer Einbildung zum Troſt dienet, wenn ſie die Ausſetzung der Fehler in ihren Schriften nicht der Aufrichtigkeit ſondern der Tadelſucht zuſchreiben können, als ob ein Fehler dadurch verringeret würde, wenn er nicht von der Begierde zu verbeſſern, ſondern von der bloſſen Luſt zu tadeln angemercket worden. Ohne Zweifel würden ſie ſich beſſer vertheidigen, wenn ſie den Grund der Cenſur aus dem Wege räumeten, der in dem Urtheil ſelbſt enthalten iſt, ſtatt desjenigen, der in der Veranlaſſung des Urtheiles beruhet. Wenn etwann der Kunſtrichter ſeinem Urtheil eine lebhafte Art giebt, warum glauben ſie lieber, daß dieſes aus Boßheit, aus Tadelſucht, aus critiſcher Herrſchſucht geſchehe, als, damit eine Wahrheit dadurch in ihr rechtes Licht geſetzet, und der Eindruck erhalten werde, der zu der Abſicht nöthig iſt? Wie ſchwer iſt es daneben zu entſcheiden, ob ein ſchlimmes Urtheil nicht eben ſowohl aus einer Ungeſchicklichkeit, bey

der doch die beste Absicht herrschet, herrühre, als eine schlimme Stelle? Uberdieß, ist einem Scribenten wahrhaftig unrecht geschehen, wie leicht kann er selber ein Criticus werden, und der Critick eine andere entgegensetzen? Ein Vortheil, dessen er durch einen Tadel, der sich auf die blosse Erfahrung grundete, beraubet, und des Rechts sich gegen die Beschuldigungen zu vertheidigen entsetzet wäre, wenn die Erfahrung zu einem unbetrüglichen Orackel des Geschmakes aufgeworffen würde! Will er aber die Muh nicht nehmen, eine Gegencritick zu schreiben, so kann er sich allemahl in seinem Gewissen dadurch beruhigen, daß die falsche Critick seine Schrift nicht schlimmer macht. Einige Critici, hat der Hr. La Brúyere gesagt, tasten gewisse Stellen an, deren Verstand sie nicht begriffen haben, und welche sie noch durch ihre eigene Zusätze verändern; und diese verderbten und verhudelten Stellen, welche nichts anders sind, als ihre eigene Gedancken, tadeln sie dann, und behaupten, daß sie liederlich seyn, und jedermann muß dieses mit ihnen sagen: Alleine die Stelle, welche diese Censores vermeinen angegriffen zu haben, und die sie in

der

der That nicht angreiffen, wird darum nichts desto schlimmer. Wenn übrigens die getadelten Scribenten, nicht nur die schlechtern, sondern die geschicktern öfters selbst, nicht mehrmahls gegen die Kunstrichter eingenommen wären, so würden sie sich nicht entbrechen können zu erkennen, daß ihnen durch die Critick selbst eine Ehre geschieht, welche andere Scribenten, so mit Stillschweigen vorbeygegangen werden, darum nicht erlangen mögen, weil sie den Kunstlehrern weder zum loben nach zum tadeln gut genug sind, als die nichts bey ihnen finden, was ihnen zur Erläuterung oder Befestigung ihrer Lehrsätze dienen könnte. Man muß in der That eine gewisse Art von Verdienst an sich haben, wenn man der Critick ernsthafter Kunstrichter würdig seyn soll. Es ist endlich etwas so plumpes, frostiges, und müssiges um den Zustand eines Menschen, mit dem sich niemand einige Mühe giebt, daß man gedencken könnte, die unbilligste Critick selbst sollte manchem angenehm werden, wann sie gleich nichts anders thäte, als ihn in Bewegung zu setzen.

Ich halte aus dieser Ursache davor, daß einige neuere Kunstrichter, welche ihre Critic̃ken nur auf die Todten gerichtet, und die Lebenden ins Stillschweigen versencket haben, bey denen letztern, so ferne diese ihren eigenen Vortheil recht einsehen, mit ihrer ungebethenen Höflichkeit weniger Danck erholet haben, als sie erwartet hatten. Zudem ist die Censur entweder wohl gegründet, oder nicht: Ist das erstere, so werden die Verfasser dieselbe im Leben mehr nöthig haben, als im Tode, zumahlen da auch die Censuren über Verstorbene nur um der Lebenden willen vorgenommen werden, weil sie sonst ohne Nutzen wären; ist das letztere, so lasse ich einen jeden bey sich ermessen, ob es nicht eine grössere Ungerechtigkeit sey, einen Todten, der sich nicht vertheidigen kann, als einen Lebenden, mit unbilligen Zulagen anzugreiffen. Geht auch dem Critico die Verbesserung der Kunst wahrhaftig zu Hertzen, so wird er diese bey den lebenden Verfassern der getadelten Wercke am leichtesten erhalten können, als welche ihre eigenen Wercke am besten kennen, und am meisten Eifer hegen, sie vollkom-

kommen zu machen. Einem unpartheyischen Kunſtrichter ſind ſonſt auch die Lebenden ſelbſt in allen denen Stücken, mit welchen ſeine Critick zu thun bekömmt, wie Abgeſtorbene. Er hält die Reden, Gedancken, Sprüche, Erfindungen, auf welche die Cenſur fällt, vor etwas, das von dem Leben der Perſon abgeſondert iſt, und iſt von dem Wahne frey, daß dasjenige, was man ablegen kann, ohne daß eines Menſchen Weſen zu Grund gehe, mit dem Beſitzer ein Stücke ausmache.

Es iſt leicht zu errathen, wohin ich mit allen dieſen Betrachtungen der Kunſtrichter ſowohl in Abſicht auf ihr Ammt als auf ihr Verhältniß gegen den Scribenten an dieſem Orte ziele. Der Geſchmack an critiſchen Schriften iſt bey der deutſchen Nation noch nicht ſo wohl befeſtiget, daß man nicht nöthig hätte, ſie mit Vorerinnerungen über gewiſſe Puncten einzuführen, wiewohl man mit der gröſten Begründniß hoffen kan, daß er in kurtzer Zeit insgemeine durchbrechen werde, nachdem der unerſchrockene Hr. von Liscov in dem philoſophiſchen

Werck-

Werckgen: Unpartheyische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satyre Brizontes der Jüngere eine strafbare Schrift sey; das allgemeine Recht der Menschen zu critisieren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind. Man ist versichert, daß der Verfasser gegenwärtiger critischen Kunst seinen Lesern destomehr willkommen seyn werde, wenn sie hier seine eigentlichen Begriffe von diesen Sachen erlernen und gleichsam sein critisches Glaubens-Bekenntniß antreffen werden. In der Durchlesung des Werckes selber wird man hernach den Weg der Untersuchung durch den geschicktesten Gebrauch desselben weit besser angepriesen finden, als ich durch meine Erzehlung zu thun vermocht hatte; gestalt der Verfasser sich in die ursprünglichen und innersten Gründe des Schönen und Angenehmen so tief hineingewaget, und ihren Ursprung in der Natur des Menschen, neben ihrer Mannigfaltigkeit, so scharfsinnig entdecket und aus einander gelesen hat, als man von wenigen alten oder neuern Kunstlehrern wird

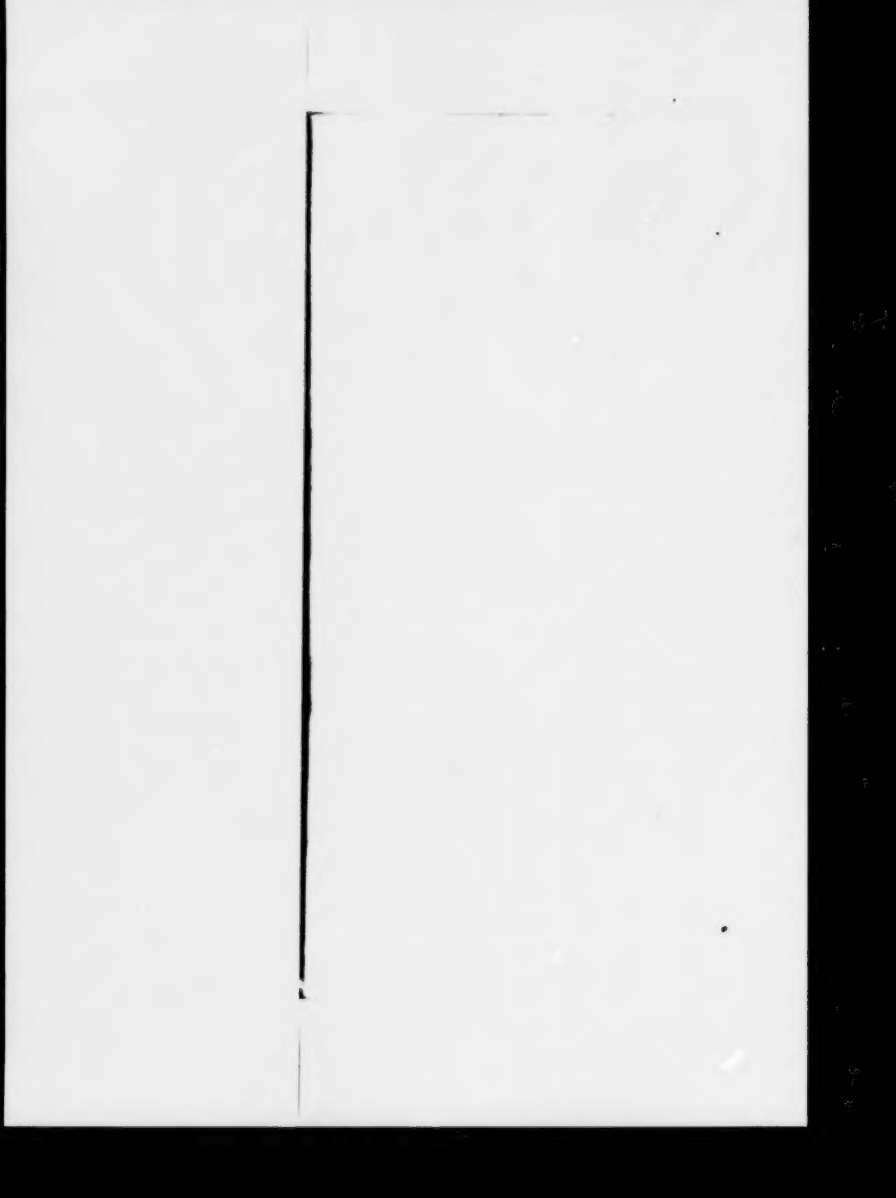
rüh-

rühmen können. Nachdem er jetzo den Stand eines Kunstrichters verläßt, und seine Arbeit andern zu beurtheilen übergiebt, wünschet er, daß seine Richter eben diesen Weg der Prüffung zum Grund ihrer Urtheile setzen, und er wird sich eine desto grössere Ehre daraus machen, jemehr er Criticos unter seinen Lesern bekommen wird; nemlich solche, die nicht nur sagen können, wie ihnen etwas vorkomme, sondern auch Gründe vorzubringen wissen, warum es ihnen so und nicht anderst vorkommen müsse; die, weil sie die Natur des Schönen kennen, Lob und Tadel nicht nach eigner Willkuhr austheilen, sondern ihre Urtheile mit Gründen rechtfertigen. Lesern von dieser Art gebührt das Recht von einer Schrift zu urtheilen, solchen die sich zugleich als gute Criticos erweisen, indem niemand als ein Kunstverständiger im Stande ist, von der Kunst mit Grunde zu urtheilen. Dergleichen scharfsinnige und unpartheyische Leser hat er sich in dem Lauffe seines Werckes beständig vor Augen gestellet, und diese Vorstellung hat ihn in der Sorgfalt unterhalten, etwas tüchtiges zu schrei-

schreiben. Und eben diese Sorgfalt macht ihn jetzo so dreiste, daß er ihr Urtheil ohne Furcht erwartet. Er vor seine Person hätte auch der vorhergehenden Schutzschrift der Critick nicht bedurft, weil er sein verdientes Lob in den reinen Absichten findet, so daß es ihm kein Neid oder Unfall rauben kann. So wenig er auch die Censur fürchtet, so wenig sucht er das Lob, ja er will lieber mit Grunde getadelt, als ohne Grund gelobet werden; daher wird er sich auch gegen die Critick nicht länger vertheidigen, als so lange er weiß, daß er die Wahrheit oder die Wahrscheinlichkeit auf seiner Seite hat; er wird sich nicht schämen, bündigern Gründen Gehör zu geben, und zu bekennen, daß er gefehlet habe, wenn er davon überführet wird; und er will lieber seinen Nahmen in der Dunckelheit versencket wissen, als mit einem erlangeten Ansehen jemanden in dem geringsten Theile der Wohlredenheit auf Irrthum verleiten. Ubrigens ist ihm niemahls in den Sinn gekommen, jemanden zu beleidigen; wenn es Sachen in seinem Wercke giebt, welche

einen

einen oder den andern auf ihn verdrieſſen, ſo hat er keine Schuld daran, es iſt nicht möglich Wercke von dieſem Inhalt zu ſchreiben, ohne daß ſich dieſer oder jener dadurch verletzet finde; ja dieſes iſt vielmehr das Wahrzeichen der rechtſchaffenen Critick, ſo wohl als der rechtſchaffenen Philoſophie.



Enhalt.

Der erſte Abſchnitt.

Vergleichung der Mahler-Kunſt und der Dicht-Kunſt.

DEr gröſte Haufen der Menſchen iſt nicht geſchickt, die abgezogenen Wahrheiten zu faſſen. Die Weltweiſen müſſen ſolche nach deſſelben Fähigkeit zurichten. Die Künſte ſind nichts anders, als verſchiedene Arten, ſie für die Leute zuzurichten. Wie die Rede-Kunſt und die Dicht-Kunſt die Weißheit angenehm machen. Ihr Werth und Nutzen. Plato hat nur ihren Mißbrauch befürchtet. Verdienſt deren, die ſich um ihre Verbeſſerung bekummern. Des Verfaſſers Vorhaben, die Natur der poetiſchen Mahlereyen aus dem Grunde nach allen ihren weitläuftigen Theilen zu unterſuchen. Verwandſchaft der Mahler-Kunſt mit der Dicht-Kunſt. Die Mahler und die Poeten ſind nur in der Ausführung ihres Vorhabens unterſchieden. Vergleichung der Würckungen ihrer Wercke. Die Mahlers

ler-Kunſt würcket durch das Auge. Ihre Eindrücke geſchehen geſchwinder als der Poeſie. Ihre enge Einſchränckung. Die Bildhauer-Kunſt hat eine weitere Sphär ihrer Würckung. Weitläuftige Würckung der Poeſie auf alle Sinnen, und auf den Verſtand ſelbſt. Ihre Gemählde ſind feiner. Sie gehet einen kürtzern Weg. Richardſon hält die Beſchreibung der Alpen, die ein Poet verfertiget, vor etwas verdrießliches. Er wird widerleget, und die Widerlegung durch Hallers Beſchreibung der Alpen bekräftiget. Der Poet hat auch die Würckungen ſeiner Gemählde in ſeiner Gewalt.

Der zweyte Abſchnitt.

Erklärung der poetiſchen Mahlerey.

Die poetiſche Mahlerey, die ſich auf die Gleichheit in der Würckung beyder Künſte, der Mahler-Kunſt und der Dicht-Kunſt, gründet, iſt das eigentliche Werck der Dicht-Kunſt. In wie weit der Geſchichtſchreiber den Pinſel des poetiſchen Mahlers gebrauchen dörffe. Wie ferne der Redner pflichtig ſey, die poetiſche Mahler-Kunſt zu Hülfe zu nehmen. Homers Vortrefflichkeit in dieſer Kunſt. Longins Urtheil von der Odyſſea, daß ſie von Homers abnehmendem Geiſte zeuge, wird verdächtig gemacht. Homecken Entſchuldigung dieſes Urtheils iſt unzulänglich. Exempel von Homers künſtlicher Mahlerey. Seine Beſchreibung eines verwundeten Löwen; des Abſchiedes Hectors von Andromacha; des Wettefahrens bey Patroclus Leichbegängniß-Feſt. Unterſcheidende Kennzeichen zwiſchen Homers Mahlerey, und Virgils. Bekräftigung dieſer Kennzeichen mit Beſchreibungen

vom

vom Wettefahren aus Virgil. Opitzen mahlerische Beschreibung von der stillen Ruhe des Landlebens in dem Gedichte, so er Zlatna betitelt. Königs Gemählde von der Erscheinung des Elb-Gottes in dem Gedichte auf die Geburt eines Churſachs. Prinzen. Unterſchied zwischen den poetischen Schilderenen und den eigentlich genannten Beschreibungen oder Definitionen. Was Elemental-Beschreibungen seyn.

Der dritte Abschnitt.

Von der Nachahmung der Natur.

DJe Poesie kan alles nachahmen, was der Verstand von den Würckungen und den Kräften der Natur erkennet, wenig abgezogene Wahrheiten ausgenommen. Solches theilet sich in die gegenwartige würckliche Welt, die sichtbare und die unsichtbare, und in die möglichen Welten. Der Poet nimmt die Originale seiner Nachahmung lieber aus der Welt der möglichen Dinge. Zwo Gattungen des Wahren, das Würckliche und das Mögliche, oder das historische und das poetische Wahre. Kraft des poetischen Wahren zu ergetzen, wenn es auf das historische Wahre gegründet ist. Die Uebereinstimmung zwischen dem Urbild und der Schilderey ist das Haupt-Wesen der Nachahmung. Sie wird aus der Gleichheit der Würkungen erkennt. Die Eindrücke der Poesie sind nur in der Art, nicht in der Kraft, den Eindrücken der Natur gleich. Worinnen die lebhafte Deutlichkeit der poetischen Schilderenen beruhe. Worinnen die Wahrheit derselben bestehe. Das poetische Wahre ist eine Uebereinstimmung des Gemahldes mit möglichen Urbildern.

Kraft der nachahmenden Kunst vor sich selbst zu ergezen, ohne Absicht auf die Materie. Annehmlichkeit der Beschäftigung des Gemüthes, da es eine Copie mit dem Originale vergleichet. Verwunderung, welche die Nachahmungs-Kunst bey uns gebiehrt. Warum die erschrecklichen Dinge uns in der Nachahmung ergetzen.

Der vierte Abschnitt.

Von der Wahl der Materie.

DAs Verwundersame in der Natur, welches in den Verstand leuchtet, bringt dem grossen Haufen der Menschen kein Ergetzen. Unter den sinnlichen Gegenständen machen nicht alle Dinge einen gleichen Eindruck. Wahl der Urbilder nach den besondern Absichten des Poeten. Ein übelgewehlter Gegenstand bringt dem Poeten noch mehr Nachtheil als dem Mahler. Doppelter Grund des Ergetzens, das von der Nachahmung entsteht, die Befriedigung des Verlangens nach Wissenschaft, und die Bewegung des Gemüthes. Vorzug der bewegenden Bilder. Einschränckung der Wahl der Bilder durch die verschiedenen Gattungen Gedichte; ferner, durch die Gesetze der Ehrbarkeit. Vertheidigung einer Stelle in der Rede des Phenix zu Achilles wider la Motte. Lehrsatz der stoischen Weltweisen wider die Ehrbarkeit. Bestrafung der Cynischen Poeten. Daß das Nützliche in die Absichten der Poesie einfliessen müsse.

Der fünfte Abſchnitt.
Von dem Neuen.

Macht der Gewohnheit über die Eindrücke der Natur. Kraft des Neuen und Ungewohnten, das Gemüthe zu rühren. Das Neue eine Mutter des Verwundersamen. Verknüpfung des Neuen mit dem Wahren. Hierinnen beſtehet das poetiſche Schöne. Das Wunderbare iſt der höchſte Grad des Neuen. Die Natur iſt ein unerſchöpflicher Brunnen des Neuen, worinnen man beſtändig zu ſchöpfen findet. Das Kleine iſt ſo verwundernswürdig als das Groſſe, wenn es ungewohnt iſt. Longinus wird hierüber erkläret. Nothwendigkeit und Gebrauch des Kleinen in der Natur. Wie das poetiſche Auge in etwas kleinem ſolche Schönheit ſehen kan, die dem cörperlichen Geſicht verſchloſſen iſt. Die Neuheit lieget nicht in den Sachen, ſondern in den Begriffen. Die Dichtung iſt die reichſte Quelle des Neuen, und mittheilet ſich den meiſten. Das poetiſche Schöne iſt an keine Zeit und an keinen Ort angebunden. Der Poet muß ſich nach den Landes-Gewohnheiten richten. Lob der Wahl der Materie von dem verlohrnen Paradieſe in Abſicht auf die unveränderlichen Gebräuche der Perſonen, ſo darinnen vorkommen.

Der ſechſte Abſchnitt.
Von dem Wunderbaren und dem Wahrſcheinlichen.

Das Wunderbare iſt die äuſſerſte Stafel des Neuen. Natur des Wunderbaren. Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen. Natur des

Wahrscheinlichen. Was in dem weitläuftigsten Verstande wahrscheinlich sey. Die Bedeutung dieses Wortes wird enger eingeschränket. Grund der Wahrscheinlichkeit in der Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Gesetzen der Natur. Ein andrer Grund derselben, der in den Kräften der Natur besteht. Die neuere Grundsätze des Wahrscheinlichen. Der Poet stellet das Wahre als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunderbar vor. Unterschied in den verschiedenen Urtheilen von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen. Bezaubernde Kraft der Verbindung des Wunderbaren und des Wahrscheinlichen. Erste Quelle des Wunderbaren, das von dem möglichen Zusammenhange der Dinge nach andern Absichten, als der gegenwärtige hat, entstehet. Allegorische Art der Fabel, da der Poet neue Wesen erschaffet. Exempel derselben in Konigs befriedigtem Elbe-Strohme. Von Einmischung allegorischer Personen unter historischen. Exempel von Homers Vorstellung der Zwietracht in dem Begleite des Kriegs-Gottes. Vergleichung derselben mit Virgils Beschreibung des Gerüchtes. Konigs Einführung der Zwietracht und der Eintracht in dem ersten Gesange von dem Lager. Grund der Wahrscheinlichkeit der allegorischen Wesen. Epische Art der Fabel, da die Wesen zu einer höhern Natur erhoben werden. Eine andere Quelle des Wunderbaren entsteht von der unsichtbaren Welt der Götter und Geister. Vertheidigung Homers gegen die Beschuldigung, daß er seinen Göttern die Schwachheiten der Menschen angedichtet habe.

Der siebende Abschnitt.

Von der Esopischen Fabel.

Widrigkeit der nackenden moralischen Wahrheiten. Wie dieser Widrigkeit in der Esopischen Fabel mittelst der Erzehlung und des Wunderbaren begegnet wird. Die Erzehlung ist der Corper, die moralische Wahrheit ist die Seele der Fabel. Nothwendige Harmonie des corperlichen und des geistlichen Theiles derselben. Die Wahl der Erzehlung und der Umstände derselben muß sich nach dem moralischen Lehrsatze, als der Haupt-Absicht, richten. Worinnen die Einheit der Fabel bestehe. Unterschied zwischen einer Fabel und einer blossen Erzehlung. Ob es nothwendig sey, die Lehre der Fabel mit ausdrücklichen Worten auszusetzen. Gründliche Ursachen, warum die historische Lehrart, die durch Beyspiele vorgenommen wird, bey den Menschen einen so glücklichen Eingang finde. Wie die allegorische Erzehlung durch das Wunderbare eine angenehm-entzückende Kraft erhält. Wie dieses Wunderbare hervorgebracht wird. Grade desselben, und daher entstehende Classen. Der Einwurff, daß die Art von Fabeln, in welcher die Menschen aufgeführet werden, nicht genug Wunderbares an sich habe, wird gehoben. Vertheidigung derer Fabeln, da Götter, Phantasie-Wesen, Thiere und Pflanzen aufgeführet werden, gegen die Beschuldigung, daß sie an Wahrscheinlichkeit Mangel haben. Behutsamkeit, so mit Einführung der Kunst-Wercke als so vieler Personen, in einer Fabel gebraucht werden muß. Erinnerung, daß der natürliche Character, und die wahren Eigenschaften der Thiere und der Pflanzen in Obacht genommen werden müssen. Daß die Fabel nicht zum beweisen, sondern nur zum belustigen und erklären diene. Exempel von lächerlichen Fabeln. Beurtheilung der

Fabeln Trillers von dem Knaben, der den Rheinstrom in zween Töpfe hineinschöpfen will; von dem Kind und dem Frosche; von dem Hunde auf einem sonderbaren Kussen und dem Hausherren; von dem gelehrten Mann, einem wunderlichen Kocke; von der Raben-Beichte. Lob der menschlichen Fabel von dem Theocrit, der auf eine verkehrte Weise die Bäume schneidet. Vollkommene Art einer Fabel von der Vereinigung eines Blinden mit einem Lahmen. Exempel von wunderbaren Fabeln. Geschickte Ausführung der Fabel von dem Fuchsen im Weinberge. Prüfung der Fabel von dem Fuchsen, der den Kopf eines gehauenen Bildes gefunden hatte; der Fabel von dem Löwen, der in eine Schafferin verliebt ist, und sich aus Gefälligkeit Klauen und Zähne abbrechen läßt; der Fabel von dem Löwen, der mit der Kuh, der Geiß und dem Schaafe auf die Jagd gehet. Fehler in vielen Trillerischen Fabeln, wo eine Erzehlung keine andere Eigenschaft der Fabel hat, als daß eine absonderliche menschliche Handlung den Thieren zugeschrieben wird. Schlechte Kunst in der Erfindung der Fabeln Trillers. Verwerffung seiner Uebersetzung von Horatii Fabel von der Feldmause. Rettung der Wahrscheinlichkeit der Fabel Joas von der unglücklichen Vermählung des Dornstrauches mit dem Eichbaume. Trillers abgeschmackte Uebersetzung derselben.

Der achte Abschnitt.

Von der Verwandlung des Würcklichen ins Mögliche.

NOch eine Quelle des Wunderbaren, da die würcklichen Dinge in einer neuen Ordnung, doch nach ihren bekannten Gesetzen eingeführet werden. Meinung derer,

derer, die davor halten, dieſe Art des Wunderbaren beſtehe in einer Verbeſſerung der Natur. Richardſons Gedancken hierüber. Behutſamere und deutlichere Erklärung derſelben. Die Natur iſt vollkommen und unverbeſſerlich. Die Kunſt ahmet die Natur in dem nach, was ſie bey andern Abſichten hätte thun können. Worinnen dieſes wunderbar und worinnen es zugleich wahrſcheinlich ſey. Worinnen die mögliche Materialiſche Welt beſtehe. Wie Homer den Garten des Alcinous aus derſelben genommen habe. Vertheidigung ſeiner Beſchreibung davon wider einige Tadler. Worinnen die mögliche hiſtoriſche Welt beſtehe. Unterſchied zwiſchen der Hiſtorie und der Poeſie, und Vortheile dieſer vor jener. Der Poet darff dem Geſchichtſchreiber nicht widerſprechen. Grund der möglichen moraliſchen Welt. Die Poeſie muß den Menſchen beſſer oder ſchlimmer vorſtellen. Wie dieſes zugehet. Was Abſtractio Imaginationis ſey. Wie durch dieſelbe ein Stücke von einem Perſonal-Character abgeſondert werde. Lehrreicher Nutzen dergleichen abgezogener Vorſtellungen. In dieſem Stücke wird die Hiſtorie von der Poeſie übertroffen.

Der neunte Abſchnitt.

Von der Kunſt gemeinen Dingen das Anſehen der Neuheit beyzulegen.

Pflicht des Poeten, denen Dingen, die an ſich eine geringe Schönheit haben, oder ſelbſt verächtlich und widrig ſind, durch die Kunſt ein Anſehen mitzutheilen. Eintheilung der Vortheile, die zu dieſem Ende dienen, in ſolche, welche der Poet in ſeiner Scharfſinnigkeit findet, und andere, die er von der Miſchung der poetiſchen Farben erhält. Worinnen das Neue beſtes

beſtehe, welches die poetiſche Kunſt bekannten Dingen nutheilen kan. Von dem Wunderbaren, das in einem Betruge der Sinne beſteht. Wie die Poeten ſich dieſes Scheines bedienen, den Wechſel des Tages und der Nacht, die Entfernung eines Schiffes von dem Geſtade, Gemählde, auf eine wunderbare Weiſe vorzuſtellen. Vertheidigung des homeriſchen Schilds des Achilles. Hyperboliſche Bilder, die ſich auf den Wahn der Sinne gründen, der himmelſtutzenden Berge, des Atlas, der Centauren, der Schiffe als ſchwimmender Inſeln. Von dem Wunderbaren, das in einem Betruge der Affecte beſteht. Hyperboliſche Redens-Arten der Furcht in einem Sturme zur See. Wie ſie die Umwelzung des Felſens vor Cacus Höle, und die nunmehr offen ſtehende Höle beſchreibet. Wie Opitz nach Homer die Einbildung durch die Vergroſſerung der Gefahr der Schiffenden in Furcht geſetzet. Wie die Traurigkeit die Sachen auf eine ſeltſame Weiſe vorſtellet, vornehmlich bey Verliebten. Wie die erhitzte Phantaſie Dinge ſieht, die nirgend, oder weit entfernet ſind; daher Longin ſolche Phantaſie-Bilder vor ein Mittel den Geiſt zu erheben angeprieſen. Wie König nach dieſer Art die Fruchte einer milden Regierung, Gottſched die Sehnſucht nach dem Frieden vorſtellet. Trefflichkeit der heroiſchen Ode Kougs auf die Geburt einer Churfürſtlichen Printzeſſin, in dieſer Abſicht. Daß der Enthuſiasmus der Alten nichts anders geweſen. Maaß und Ziel, das in dergleichen Verzückungen zu halten iſt. Von dem Wunderbaren, das ſich auf einen allgemeinen Wahn gründet. Anſehn der gemeinen Meinungen. Behutſamkeit, ſo in Anwendung derſelben zu gebrauchen iſt. Vertheidigung der Verwandlung der Pfeile Polymneſtors, und der verbrandten Schiffe des Eneas, ingleichem des guldenen Zweyges des Eneas. Die truckene Erzehlung wird durch Einſtreuung ſolcher Sachen vor Mattigkeit bewahret. Wie Opitz ſolches bey

bewerck-

werckſtelliget habe. Daß unſre Poeten ihre Materie durch die Hauntverſetzung der hiſtoriſchen Weſen der heidniſchen Poeten in allegoriſche, in angenehme allegoriſche Fabeln einkleiden können. Fruchtbarkeit der Allegorie, die auf die alte Mythologie gegründet iſt. Wie Opitz auf dieſe Weiſe die allgemeine Freude bey der Geburt des Herzogs von Holſtein beſchrieben habe.

Der zehnte Abſchnitt.

Ob die Schrift Auguſt im Lager ein Gedicht ſey.

UNterſcheidung der Materie dieſer Schrift, und der poetiſchen Kunſt in derſelben. Die Materie iſt da wahrhaftig und hiſtoriſch, und nicht von dem Poeten erſchaffen. Die Würdigkeit derſelben beſteht mehr in dem Vorſatz und der Erfindung des Planes, als in der Ausführung. Es iſt nur ein Luſt-Spiel der Nachahmung, ohne Glücks-Wechſel, ohne hohe Regungen. Insbeſondere hat die Materie des erſten Geſanges, die Einhohlung, weder Sitten noch Handlungen. Doch iſt ſie einer poetiſchen Behandlung noch eben ſo fähig, als Pandars Olympiſche Spiele. Verwandtſchaft beyder Materien. Mittel, deren ſich der griechiſche Poet bedienet, ſeine Materie zu der Hoheit eines Gedichtes zu erheben. Wie der deutſche Poet hierauf bedacht geweſen, in der ausführlichen Vergleichung des erſten Anblickes des Lagers mit der Erblickung des Bollwärders, und in der unſichtbaren Erſcheinung der Eintracht. Kürtze ihrer Rolle, und Länge ihrer Beſchreibung. Wie er ſeine Materie durch die Einſtreuung von Characteren und Reden hätte beleben können. Wie er ſeine Perſonen nach ihren Titeln und Kleidern beſchreibet. Seine gröſſere Geſchick-

schicklichkeit in Characterisierung der Pferde. Seine historische Sorgfältigkeit in Beschreibung der geringsten Umstände. Pflicht eines Poeten die prosaische Mattigkeit zu vermeiden, und das Gemüthe des Lesers aufgewecket zu behalten. Muthmassung, daß der Mangel an Lesern von poetischem Geschmacke den Verfasser hinterhalten habe, daß er nicht mehr Poesie in diese Schrift hineingebracht hat. Herrschende Neigung der Deutschen zu Leibes-Uebungen und Pferden, welche macht, daß sein Werck auch in der Gestalt eines zierlich-geschriebenen Tage-Buches denselben wohlgefällt. Poetische Ausarbeitung des Einganges eines Gedichtes über diese Materie nach der poetischen Kunst.

Der eilfte Abschnitt.

Von etlichen absonderlichen Mitteln die schlechte Materie aufzustützen.

EIn solches Mittel ist, wenn die Dinge nach derjenigen Seite abgemahlet werden, die zu unsern Absichten am beförderlichsten ist. Wie Alb. Haller die verachteten Alpen-Bewohner mittelst dieses Kunstgriffes als glückselig vorgestellet. Wie Opitz dadurch die Einfalt der alten Zeiten in Absicht auf die Bau-Kunst erhoben. Wie Haller die Ehre ihres Glanzes beraubet und verächtlich gemachet hat. Wie er einen Landbezwinger in einen Strassenräuber erniedrigt. Wie die göttlichen Schriften dem Poeten in dieser Arbeit zu statten kommen, indem sie viele verkehrte Begriffe von dem Werth der Dinge zurecht setzen. Ein anderes Mittel ist, wenn der Poet in den Gegenständen verborgene Umstände entdecket. Wie Brockes den Umstand

ſtand von dem Schweigen der Sonne angemercket hat. Von Opitzen angemerckte Umſtände von der Mauſe Spiel mit Degen, und der Spinnen weben in einem Helme. Ein ſolches Mittel iſt auch der rechte Gebrauch der Umſchreibungen. Zweck derſelben. Schrancken, dadurch ſie in ihrem Gebrauche eingefaſſet werden. Unterſuchung der Stelle Platons von den güldenen und ſilbernen Reichthümern, welche von Longin unter dem Nahmen einer Umſchreibung getadelt worden. Opitzens geſchickte Umſchreibungen, wenn er das Gold jezo verächtlich machet, dann lobet; aus Horatz nachgeahmet. Eine Umſchreibung Opitzens, in welcher er eine Sache durch Wegräumung deſſen, was ihr nicht zukömmt, kenntbar macht. Nutzen der Umſchreibung ſchamvolle und eckelhafte Dinge vorzuſtellen. Ueberſpanntes Lob, das Longin einer Umſchreibung des Herodotus von dieſer Art beygeleget. Kunſtgriff und Gebrauch der Erweiterung. Rechtfertigung der Erweiterung Homers, da er die Beſitzer des Zepters Agamemnons der Reihe nach erzehlet. Kunſtgriff der Vermehrung, der mittelſt eines wahrſcheinlichen Grundes gemachet wird. Wie König dadurch den Stoltz der Pferde glaubwürdig machet. Wie er das Eilen eines Alten mit einem unerwarteten Grunde vermehret. Wie Opitz die Vorſtellung einer feindlichen Macht, die ihr ſelbſt zum Nachtheil ſich verſtärcket hat, durch einen poetiſchen Grund unterſtützet. Unterſuchung des Grundes, womit König den frühzeitigen Tod ſeines Königs beglauben will. Original deſſelben in einer Grabſchrift des Martialis. Von der Neuheit der Gedancken in Anſehung ihres Gebrauches. Kunſtgriff, da man mehr zu gedencken giebt, als man ſagt. Wie Virgil ſich deſſen bedienet hat, uns die Groſſe Polyphems, die Schleiffung der Stadt Troja, der Dido Unternehmen ein neues Königreich zu ſuchen, zu ermeſſen zu geben.

Der

Der zwölfte Abschnitt.

Von der Wahl der Umstände und ihrer Verbindung.

Die Wahl und Verbindung der Umstände hat ihren Nutzen in allen Vorstellungen, nicht in dem Erhabenen alleine, wie Longinus meinet. Die Wahl der Umstände muß sich nach der besondern Absicht an einer Stelle richten, wie die besondern Absichten nach der Haupt-Absicht. Der Einwurff, daß die Harmonie der Absichten die Mannigfaltigkeit der Eindrücke aufhebe, wird beantwortet. Die Wahl der Umstände ist, wie die Bestimmung der Absichten, ein Werck des guten Geschmackes. Unendliche Verschiedenheit der besondern Absichten; welche ein Systema der Regeln des guten Geschmackes unmöglich machet. Daß der Geschmack überhaupt lehre verhölen, was der besondern Absicht nachtheilig ist, und erwehlen, was sie befodert. Homers Nachdruck in dem Stillschweigen des Ajax. Seine Geschicklichkeit in den Vorstellungen der Grösse seiner Götter, und in den Stürmen, mittelst der Wahl und Verbindung der Umstände. Longins Anpreisung der Beschreibung des reisenden Neptuns. Rettung derselbigen gegen die Beschuldigung des Herrn von La Motte. Lob, das Longin den Beschreibungen der Stürme bey Homer beylegt. Ovidius Beschreibung der Sündflut, gegen die Einwürffe des Seneca und des Muratori erwogen. Horatzens übereinstimmende Bilder mit des Ovidius. Saint-Amands gleichmässiges Bild gegen Boileau entschuldiget. Theocrits Beschreibung der Geschencke, die einem grossen Könige gebracht worden, aus Longin. Homers Beschreibung der Schilde und der Verwundungen gegen La Motte vertheidiget. Die Aus-

Aussetzung der Umstände dienet, das Gemüthe einzunehmen, und die Erzehlung zu beglaubigen. Wie weit Postel in der Vorstellung Wittekindes nach seiner Rettung aus dem Schiffbruch aus Versäumniß der Umstände hinter Homers Vorstellung des Ulysses an dem Phæacischen Gestade zurückgeblieben. Königs geschickte Erweiterung der betrüglichen Liebe, die von Hanecken vor ein Exempel des Erhabenen angezogen wird.

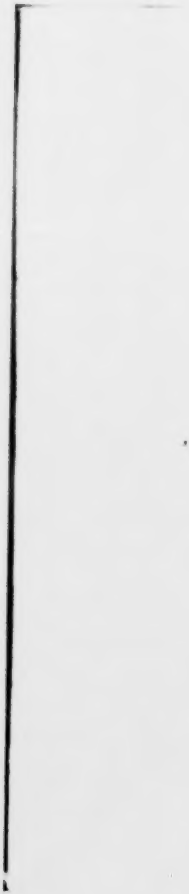
Der dreyzehnte Abschnitt.

Von den Charactern, Reden und Gemüthes-Gedancken, oder Sprüchen.

DEr Mensch ist der vornehmste Gegenstand der Poesie, auf welchen sich alle andern beziehen. Der Grund seiner merckwürdigsten Handlungen findet sich in der Vermischung seiner Gemüthes-Neigungen. Die poetische Kunst erzehlt den Gemüthesstand ihrer Personen nicht bloß auf eine historische Weise, sondern wie er sich nach ihrem Character in ihren Reden und Handlungen offenbaret. Wie nothwendig es sey, daß der Poet die Gemüthes-Character der Menschen kenne. Erklärung, was die Sitten und Gemüthes-Character sein. Ungemeine Verschiedenheit, welche man in den Charactern Homers wahrnimmt. Virgils Mangel in diesem Stücke. Merckmahl eines geschickt-ausgedruckten Characters. Die Reden und Handlungen müssen ihren Grund in demselben haben. Ein Character muß standesmässig seyn. Wie der Stand eines Menschen seinen Character auf verschiedene Weise aus einander lege. Er muß ähnlich

lich seyn. Vorzug derer Character, die nicht allzu ausserordentlich sind. Nachtheil der allzu gemeinen. Ein Character muß sich selber gleich seyn. Anmerckung daß alle Handlungen einer Person mit der Haupt-Summe des Characters, und nicht bloß einer Eigenschaft desselben zutreffen müssen. Kunstgriff wie die poetischen Character über die gewöhnlichen erhoben werden können. Aristoteles Regel darüber, mit Dacters Anmerckung. Die Reden sind der Erfolg und die Hintersätze der Character. Es ist genug, wenn sie eine Verhältniß-Wahrheit haben, d. i. wenn sie in Beziehung auf die Personen der Redenden wahr sind. Homers Vortrefflichkeit in orationibus moratis. Virgils Mangel in diesem Stücke. Vertheidigung deren Reden, die Homer den Streitenden zuschreibt. Rettung derjenigen, die an Pferde, und an Verstorbene gerichtet sind. Die Gemüthes-Meinungen oder Sprüche der Personen sind Stücke ihrer Reden. Unterschied zwischen gemeinen Wahrheiten und solchen characteristischen Sprüchen. Vorzug Homers über Virgil, was diese anbelanget. Longins Erhebung eines Spruchs, den Homer dem Ajax in einer plötzlich entstandenen Dunkelheit zuschreibet.

Critische Nicht-Kunst.



Der erste Abschnitt.

Vergleichung der Mahler-Kunst und der Dicht-Kunst.

DEr gröste Haufen der Menschen ist nicht geschickt die abgezogenen Wahrheiten zu fassen. Die Weltweisen müssen solche nach desselben Fähigkeit zurichten. Die Künste sind nichts anders, als verschiedene Arten, sie für die Leute zuzurichten. Wie die Rede-Kunst und die Dicht-Kunst die Weißheit angenehm machen. Ihr Werth und Nutzen. Plato hat nur ihren Mißbrauch befürchtet. Verdienst deren, die sich um ihre Verbesserung bekümmern. Des Verfassers

Vorhaben, die Natur der poetiſchen Mahlerey aus dem Grund nach allen ihren weitläuftigen Theilen zu unterſuchen. Verwandſchaft der Mahler-Kunſt mit der Dicht-Kunſt. Die Mahler und die Poeten ſind nur in der Ausführung ihres Vorhabens unterſchieden. Vergleichung der Würckungen ihrer Wercke. Die Mahler-Kunſt würcket durch das Auge. Ihre Eindrücke geſchehen geſchwinder als der Poeſie. Ihre enge Einſchränckung. Die Bildhauer-Kunſt hat eine weitere Sphär ihrer Würckung. Weitläuftige Würckung der Poeſie auf alle Sinnen, und auf den Verſtand ſelbſt. Ihre Gemählde ſind feiner. Sie gehet einen kürtzern Weg. Richardſen hält die Beſchreibung der Alpen, die ein Poet verfertiget, vor etwas verdrießliches. Er wird widerleget, und die Widerlegung durch Hallers Beſchreibung der Alpen bekräftiget. Der Poet hat auch die Würckungen ſeiner Gemählde in ſeiner Gewalt.

DJe Weltweißheit iſt eine Wiſſenſchaft von allen Dingen, inſofern der Menſch fähig iſt, den Grund ihrer Möglichkeit oder Würcklichkeit zu erkennen. Dieſe Erklärung ſtehet einestheils der unerſättlichen Wiſſens-Begierde der Menſchen trefflich an, indem ſie der menſchlichen Wiſſenſchaft ein ſo geraumes Feld eröffnet, daß es dem Verſtande niemahls an Materie fehlen kan, ſeine Kräfte in Unterſuchung und Entdeckung zuvor unerkannter Wahrheiten zu prüffen: Und ſie giebt anderntheils den Menſchen eine gute Lehre der Beſcheidenheit, indem ſie ihren Hochmuth dadurch zu Boden ſchlägt, daß ſie

ſie ihre Fähigkeit in die gehörigen Schrancken faſſet, wann ſie gleich der Wiſſens-Begierde kein Ziel ſetzet. Die unterſchiedlichen Wiſſenſchaften, nach welchen alle Erkenntniß der Menſchen von den würcklichen und den möglichen Dingen in gewiſſe Claſſen eingetheilet iſt, ſind ſo viele Haupt-Theile der Weltweißheit. Eine jede von denſelben ſuchet das wahre, inſofern es von den Menſchen gründlich erkennet werden mag; und ſie haben ſämtlich zum Zweck, durch die Erleuchtung des Verſtandes das Hertz zu reinigen, und durch eine gründliche Ueberzeugung von dem wahren Werthe der Dinge den Willen des Menſchen zum guten zu lencken, und ſeine Wohlfarth und Glückſeligkeit dadurch zu befördern.

Alleine da der gröſte Haufen der Menſchen zu den abgezogenen Unterſuchungen des reinen Verſtandes nicht aufgeleget, und derjenigen feinen Luſt, welche die tiefe Einſicht der Wahrheit mit ſich führet, nicht fähig iſt, ſondern alleine von den Sinnen geleitet wird, und ſich nach einer empfindlichen Luſt ſehnet, die man ohne mühſames Beſtreben erlangen kan, ſo iſt es ſich nicht zu verwundern, daß die Weltweißheit zu allen Zeiten die eigene Bemühung und Arbeit einiger weniger über das gemeine Looß der Menſchen erhabener tiefſinniger Geiſter geblieben iſt, und daß ihre ſo heilſamen Lehren bey den wenigſten Leu-

ten den erforderlichen Eingang gefunden haben. Gleichwie nun ein kluger Arzt, der sich die Gesundheit seiner Krancken läßt angelegen seyn, die bittern Pillen vergüldet oder verzuckert, und durch diesen heilsamen Betrug ihnen die Artzney beybringet und die Gesundheit wieder herstellet, indem er sich nach ihrem eckeln Geschmacke richtet; also müssen diejenigen, welche die Weißheit als ein Hülfs-Mittel zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gebrauchen wollen, gleicher Weise verfahren. Da die Wahrheit, die von den Weltweisen mittelst tiefen Nachsinnens erkannt worden, für die groben Sinnen der meisten Menschen ungeschmackt ist, und keinen Eindruck auf sie machet, müssen sie solche nach dem Geschmacke der mehrern zubereiten, auf daß sie allgemein werde; und da ihren Lehren der Eingang in das menschliche Hertz, der durch die mühsame Ueberzeugung des Verstandes erhalten wird, meistentheils verschlossen ist, müssen sie bedacht seyn, sich der Hertzen durch einen neuen Weg mittelst einer unschuldigen List zu bemächtigen. Ein solcher Weg war derjenige, den der weise Socrates gebraucht hat, da er von der gemeinen Lehrart der Weltweisen seiner Zeit abgegangen, und sich der klugen List bedienet, seine Mitbürger aus der Gleichförmigkeit unstreitiger Dinge in vertraulichen Gesprächen auf eine angenehme

und

und leichteingehende Weiſe zu unterrichten und zu überführen; wie wir davon in denjenigen Geſprächen dieſes Weiſen, die Xenophon aufgezeichnet hat, noch heutzutage geſchickte Proben leſen können, welche uns genug zu begreiffen geben, warum ſeine Lehrart auf das Gemüthe ſeiner Freunde eine ſo heilſame Würckung gehabt habe.

In keiner andern Abſicht ſind auch die Künſte, die ſämtlich in einer geſchickten Nachahmung der Natur beſtehen, zum allgemeinen Nutzen und Ergetzen der Menſchen erfunden worden. Ich will jezo nicht von den mechaniſchen Künſten reden, die vornehmlich auf das Ergetzen der äuſſerlichen Sinnen und die Bequemlichkeit des geſellſchaftlichen und bürgerlichen Lebens ſehen; ſondern ich richte mein Abſehen inſonderheit auf die edleren Künſte, und vornehmlich auf die Kunſt der Wohlredenheit und Poeſie; maſſen Weißheit und Tugend mittelſt derſelben dem Menſchen gantz angenehm, und darum auch allgemein gemachet werden. Man hat nemlich wahrgenommen, daß der Menſch für alles, was fremd, ſelzam und ungemein iſt, ſo ſehr eingenommen iſt, daß er ſeine Aufmerckſamkeit demſelben nicht entziehen kan; ferner, daß er, wie er ſelbſt von Natur zum Nachahmen gantz aufgeleget iſt, eben darum auch in Beſchauung deſſen, was glücklich nachgeahmet iſt, ein beſonderes Vergnügen

findet; endlich daß das menſchliche Gemüthe gern immer rege und in Bewegung iſt, und ihm nichts ſo ſehr zuwider wird, als der Mangel der Empfindung und eine gänzliche Stille. Auf dieſen Grund ſah man ſich einen neuen Eingang in das Hertz des Menſchen geöffnet, und man lernete gleich aus der Erfahrung, daß die Vorſtellung abgezogener Wahrheiten unter ſinnlichen Bildern und Gleichniſſen, durch ähnliche Beyſpiele, durch die Fabel und Dichtung, mit einem empfindlichen Ergetzen auf das menſchliche Gemüthe eindringet, und daſſelbe mit ſolcher Gewalt rühret, daß es ihr nicht leicht widerſtehen mag; da die dogmatiſche und ſchlieſſende Lehrart hingegen viel zu mühſam, beſchwerlich, und für den gröſten Haufen der Menſchen gantz dunckel und unvernehmlich gefunden ward; zumahl da auch die von den Sinnen abgekehrte tiefe Einſicht in den Zuſammenhang der Wahrheiten vielmehr ein Werck eines Geiſtes iſt, der von dem Cörper gantz frey iſt, als einer in den groben Cörper eingeſenckten Seele, das iſt, eines Menſchen. Daher iſt es ſich nicht zu verwundern, daß die Rede- und die Dicht-Kunſt zu allen Zeiten vor allgemeine Dollmetſcherinnen der Weißheit und vor Lehrerinnen der Tugend angeſehen und geehret worden, weil ſie die klugen und heilſamen Lehren des Verſtandes auf eine ſo angenehme

me und der menſchlichen Natur ſo anſtändige Weiſe dem Gemüthe der Menſchen einſpielen, und ſich deſſelben bemeiſtern können; und darum geſchieht es, daß man ſie unter die Artes populares, das iſt diejenigen Künſte zehlet, welche ihre Abſichten auf den gemeinen Haufen gerichtet haben, weil durch ihren Dienſt Tugend und Wahrheit allgemein gemachet werden.

Wir haben ein berühmtes Beyſpiel von der Kraft dieſer Lehrart an der Fabel des Menenius Agrippa von der Empörung der Glieder wider den Magen, wodurch er den Aufſtand des Römiſchen Pöbels, der aus Verbitterung gegen den Rath auf den heiligen Berg gewichen war, ſchneller und glücklicher geſtillet hat, als hundert logicaliſche Beweiſe gethan hätten. Das weſentliche Wahre, das in dieſer Fabel ſtecket, ward durchgehends, auch von den roheſten Gemüthern erkannt, dieweil die erdichteten Bildniſſe die Erkänntniß der Wahrheit erleichterten, und die Macht derſelben empfindlich macheten. Ich bin aus eben dieſer Betrachtung verſichert, daß das philoſophiſche Gedicht des Engelländiſchen Poeten Pope von dem Menſchen die neu-erfundenen Lehrſätze und Wahrheiten des Hrn. von Leibnitz weit allgemeiner und beliebter machen werde, als alle die ſyſtematiſchen Beweiſe davon, die bißher ans Licht gekommen ſind. Beſagten

beyden Künsten, und ihrer ergetzenden Lehrart dienet auch zu einem besondern Lob, daß die heiligen Scribenten denselben den Vorzug vor der systematischen und andern Lehrarten gegeben haben. Weil der göttliche Heiland selbst sie zu seiner Absicht, die heilsame Lehre von dem Wege der wahren Seligkeit recht allgemein zu machen, vor die bequemeste und für den Menschen anständigste gehalten, hat er mehr Stücke davon durch Figuren, Bilder, Gleichnisse, Parabeln, als ohne solche, vorgetragen, und ist dadurch der Schwachheit der menschlichen Natur weißlich und gütig zu Hülffe gekommen. Daraus erhellet, wie viel für das Aufnehmen der Wahrheit daran gelegen sey, daß diese beyde Künste, als die Dollmetscherinnen der Wahrheit, die ohne sie für die meisten Menschen gantz unvernehmlich wäre, in gutem Stande und Ansehen erhalten werden.

Ohne Zweifel hat eben diese Betrachtung in den klügsten Welt-Altern die besten und zur Fortpflantzung der Tugend und Weißheit geschicktesten Köpfe vermocht, daß sie die äusserste Mühe angewendet haben, diese Künste zu reinigen und zu ihrer Vollkommenheit zu bringen; welches ihnen so weit gelungen ist, daß sie so wohl durch ihre critischen Untersuchungen, als durch geschickte Exempel und Proben gezeiget haben,

ben, daß die angenehm-ergetzende Kraft, womit die Lehrart derſelben auf die Gemüther der Menſchen eindringet, und ſie beherrſchet, ihren Grund in der menſchlichen Natur und der Beſchaffenheit derſelbigen habe. Unter denſelben hat Plato zwar die Poeten aus ſeinem Plan eines vollkommenen Staates verwieſen; alleine er that dieſes nur aus der klugen Beyſorge, da die Macht der poetiſchen Schilderey, Nachahmung, oder Dichtung, auf das menſchliche Hertz ſo ſtarck und gewiß iſt, mögte ſolche durch einen ſchnöden Mißbrauch angewendet werden, die Menſchen von der Tugend und Weißheit auf den Genuß der ſinnlichen und viehiſchn Wolluſt zu verleiten, wie der ſcharffſinnige Dubos in dem fünften Abſchnitte des erſten Th. ſeiner critiſchen Betrachtungen über die Poeſie und die Mahlerey mit mehrerem gezeiget hat. Und es iſt ſo ferne, daß dieſer vornehme Weltweiſe den Werth und die Kraft dieſer Künſte nicht ſollte erkennet, und den guten Gebrauch derſelbigen gebilliget haben, daß er vielmehr in ſeinen eigenen Schriften das vollkommenſte Muſter davon hinterlaſſen hat, indem er, wie Longin in der dreyzehnten Abtheilung von dem Erhabenen von ihm geurtheilet hat, durch die häufige Einmiſchung poetiſcher Sachen und Redens-Arten in ſeinen philoſophiſchen Schriften, genugſam

nugsam mercken lassen, daß ihn ein rühmlicher Eifer eingenommen hatte, dem Homer den von aller Welt erhaltenen Preiß streitig zu machen.

Wer will dann mehr zweifeln, daß nicht diejenigen der Wahrheit und Weißheit einen wichtigen Dienst leisten und wacker aufhelffen, welche sich lassen angelegen seyn, die beyden belobten Künste der Wohlredenheit und der Poesie zu verbessern und zur Vollkommenheit zu bringen, wenn sie die in der Natur des Menschen selbst gegründeten Vortheile und Kunst-Griffe, wodurch die Wahrheit so angenehm gemachet wird, und die Ursachen und Quellen dieses Ergetzens mit geschicktem Fleiß aufsuchen und entdecken?

In diesen Gedancken, die eine so gute Meinung von der hohen Würdigkeit der Dicht- und Rede-Kunst an den Tag legen, habe ich den Entschluß gefasset, den Ursprung und die Natur desjenigen Ergetzens, das von der poetischen Mahlerey entspringt, in dem Grunde zu untersuchen; ich nehme aber bey diesem gegenwärtigen grössern Vorhaben diese Benennung nicht, wie in dem erstern Versuche geschehen ist, in dem engen Verstande, nach welchem die Gemählde der Poesie eine der sonderbarsten Schönheiten in dieser Kunst ausmachen, wenn sie dem Auge der Seelen die Gegenstände

in

in ſolch einer Klarheit vorſtellen, als ob ſie gegenwärtig und ſichtbar vor uns ſtühnden, ſo daß das Gemüthe dadurch gantz entzücket wird; ſondern ich verſtehe ſie allhier nach ihrem vollkommenſten Inbegriffe, ſo ferne ſie neben der Ausdrückung, die gantze Arbeit der poetiſchen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimniſſen und Kunſtgriffen in ſich ſchlieſſet, dergeſtalt, daß die gantze Poeſie eine beſtändige und weitläuftige Mahlerey genennet werden kan. Je wichtiger dieſes Vorhaben und je rühmlicher der Zweck deſſelben iſt, ich füge noch hinzu, je ſeltener dergleichen Arbeit von den geſchickten Geiſtern Deutſchlandes unternommen wird, deſto mehr Recht habe ich zu hoffen, daß mein Werck, ſo ſchlecht es auch in der Ausführung gerathen mögte, bey denjenigen ſelbſt, die ſeine Schwäche einſehen, Vergebung verdienen werde, in magnis enim & voluiſſe ſat eſt. Sollte es aber bey den Kennern einigen Beyfall finden, ſo würde mir ſolches in der Abſicht am meiſten Vergnügen bringen, weil ich daraus erkennen könnte, daß meine Bemühung um die Fortpflantzung der Wahrheit und Weißheit in dieſem abſonderlichen Theile nicht umſonſt geweſen wäre.

Ut pictura poeſis erit: Die beyden Künſte, des Mahlers und des Poeten ſind einander ſehr nahe verwandt, und gleichſam verſchwi-

schwistert. Opitz hat solches in dem Gedichte an den berühmten Kunstmahler Strobel gar wohl angemercket:

. . . . Dann solt ich dich nicht kennen
Ich der Poeten Theil, als wie sie mich ja nennen,
Dich aller Mahler Licht? Es weiß auch fast ein Kind,
Daß dein' und meine Kunst Geschwister Kinder sind:
Wir schreiben auf Papier; Ihr auf Papier und Leder,
Auf Holtz, Metall und Gold; Der Pinsel macht der Feder,
Die Feder wiederum dem Pinsel alles nach.
Dieß ists, was ehedevor der Ebereneser sprach,
Der Mann, dem Griechenland u. Rom nicht kan bezahlen
Der Klugheit hohen Wehrt: Daß euer edles Mahlen
Ein schweigendes Gedicht, und die Poeterey
Ein redendes Gemählde und Bild, das lebe, sey.

Eine ausführliche Vergleichung der Poesie mit der Mahlerey, die mit viel'er Geschicklichkeit abgefasset ist, kan man in des jüngern Dujon, eines berühmten Franzosen, Abhandlung von der Mahler-Kunst der Alten im ersten Cap. des vierten B. nach Belieben nachsehen. Zu meiner Absicht ist genug, daß ich hier nur die wichtigsten Stücke, die sie mit einander gemein haben, kürtzlich berühre, damit ich die Benennung der poetischen Schilderey rechtfertige.

Beyde, der Mahler und der Poet, haben einerley Vorhaben, nemlich dem Menschen abwesende Dinge als gegenwärtig vorzustellen, und ihm dieselben gleichsam zu fühlen und zu empfin-

empfinden zu geben. Beyde arbeiten über einerley Materie, die Wercke der Natur und der Kunſt ſind ihre Urbilder, die ſie durch eine geſchickte Nachahmung auf eine fühlbare Weiſe auszudrücken ſuchen. Beyde ſtimmen in dem Endzweck überein, ſie wollen uns durch die Aehnlichkeit ergetzen. Endlich haben beyde eine Lehrmeiſterin, die Natur, bey der ſie in die Schule gehen. Alſo bleibt übrig, daß ſie alleine in der Ausführung ihres Vorhabens unterſchieden ſind, da der Mahler mit dem Pinſel und den Farben, der Poet mit den Worten und der Feder mahlet. Aber dieſer einzige Unterſchied gebiehrt ferner andere, von welchen jegliche von dieſen Künſten ihren beſondern Vortheil bekömmt.

Da die Mahler-Kunſt durch die Art ihrer Nachahmung auf denjenigen Sinn würcket, der die gröſte Macht auf die Seele hat, und am leichteſten Glauben bey ihr findet; da ſie daneben die Gegenſtände, Licht, Schatten, Gröſſe, Figur, wie ſie in der Natur ſelbſt ſind, ſichtbar vorſtellet, ſo müſſen ihre Schilderey-en nothwendig einen viel geſchwindern Eindruck auf das Gemüthe haben, und daſſelbe mit groſſerm Nachdruck angreiffen und rühren, als die Schilderey-en der Poeſie, die ihren Eingang in das Gemüthe durch das Ohr finden, zumahl da nach Horazen Anmerkung

Segnius irritant animum demiſſa per aurem;
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus.

welches der tiefſinnige Dubos in dem vierzigſten Abſchnitte des erſten Theils der critiſchen Betrachtungen weitläuftig dargethan hat, womit auch übereinkömmt, was Richardſon in ſeinem Aufſatze von der Wiſſenſchaft eines Kenners der Mahlerey zum Vortheil der Mahler-Kunſt über die Poeſie angeführet hat, wo er dieſe beſondere Anmerckung hinzuſetzet, daß die belobte Macht der Mahlereyen auf das menſchliche Gemüthe auch allgemein ſey, und von allen Nationen in der Welt, was für eine Sprache ſie reden, verſtanden werde.

Alleine eben dieſes, was der Mahler-Kunſt einen ſolchen Vortheil zuwegebringet, ſetzet ihr zugleich ein ſo enges Ziel, daß ſie dem Gemüthe keine andere Bilder vorſtellen kan, als diejenigen, die dem Auge vernehmlich ſind; Pinſel und Farben erlauben dem Mahler nicht weiter zu gehen, als das Geſicht zu rühren, in welchem Stücke er ſchon von dem Bildhauer übertroffen wird, der neben dem Geſichte noch einen andern Sinn, nemlich das Gefühl, beſchäftigt hält; ein Vortheil, über welchen der Engelländiſche Zuſchauer folgende Anmerckung gemachet hat: „ Laſſet einen Blindgebohrnen eine Statue „ befühlen; wenn er mit den Fingern über „ die

„ die verſchiedenen Spuhren und Merckmah-
„ le des Grabſtichels hinfahren wird, ſo
„ wird er leicht begreiffen können, wie die
„ Geſtalt eines Menſchen oder Thieres von
„ dem Bildhauer könne vorgeſtellet werden:
„ Aber wenn er gleich mit der Hand über
„ eine Schilder-Tafel hinfahren wird, wo
„ alles glatt und einerley iſt, ſo wird er ſich
„ nimmermehr einbilden können, wie es mög-
„ lich ſey, die unterſchiedliche Erhabenheit
„ und Vertiefung von einem Cörper auf ei-
„ nem Stücke Leinwand, das gantz glatt
„ und eben iſt, auszudrücken.„ Was vor reiche Quellen von Ergetzen ertheilen uns nicht die übrigen Sinnen, und unter denſelben vornehmlich das Gehör? Aber alle dieſe Quellen ſind für den Mahler verſchloſſen. Der oben angezogene Richardſon ſiehet ſich ſelbſt gezwungen, zu bekennen, daß in der Natur unzehlig viele Schönheiten ſeyn, die der Mahler durch ſeine Nachahmung unmöglich erreichen kan, und er rechnet darunter alles, was den Geiſt, die Bewegung und die Schnelligkeit anbelanget.

Es iſt zwahr an dem, daß auch die Kunſt der Mahler ſich beſtrebet, ihren Bildern eine Bewegung mitzutheilen, und das unſichtbare ſichtbar vorzuſtellen. Dieſes Verwunderſame, welches die Kunſt des Mahlers gewiſſermaſſen noch in ihrer Gewalt hat,

wird von Opitz in dem ſchon erwähnten Gedichte dergeſtalt beſchrieben:

Wer thut es, daß ein Menſch, da ſonſt nur dieß allein
Der Götter Weſen iſt, kan allenthalben ſeyn?
O Strobel deine Fauſt, du kanſt uns unſer Leben
Zu Frutze der Gewalt des Todes wiedergeben,
Kanſt zeigen, was für Thun ein Menſch im Schilde führt,
Aus ſeiner Augen Art, was ſeine Sitten ziert,
Und ihre Mängel ſind; ein flüchtiges Gemüthe,
Zorn, Rachgier, Unbeſtand, Gerechtigkeit und Güte,
Furcht, Hoffnung, Angſt und Troſt, das zeigſt du inmaßlich
Mit ungefärbter Farb'. Iſt Tugend gleich in ſich
Vollkommen eingebuilt, ſo will ſie doch auf Erden
Im Leibe, welcher ſie bewohnt, geſehen werden,
Das du für allen giebſt. - - - -

Alleine der Mahler kan bey aller dieſer geprieſenen Geſchicklichkeit auf einmahl nicht mehr als eine oder zwo Seiten von einer Sache deutlich vorſtellen, und dieſelben nicht in mehr als einer Stellung weiſen; dem unſichtbaren können ſeine Farben nicht beykommen, als nur inſofern es ſich in dem Leibe durch Merckzeichen ſichtbar machet; er kan zwar einige Züge und Lineamente der Gemüthes-Neigungen in dem Angeſicht und der Stellung ſeiner Perſonen nachbilden, aber die Zeugung, den Schwung und die Verwirrung derſelben kennet ſeine Kunſt nicht, und es mangelt ſeinen künſtlichſten Bildern allemahl an der Bewegung, welche das einzige

einzige Merckmahl des Lebens iſt. Hingegen ſind dem Poeten, der die Worte, und die Feder zur Ausführung ſeines Vornehmens gebraucht, keine ſolche Schrancken geſetzet; ſeine Kunſt würcket nicht auf einen oder zween Sinnen alleine, ſondern hält einen nach dem andern beſchäftigt; und da die Worte alle die Vorſtellungen und Begriffe, welche die Einbildung entweder von den Sinnen empfangen, oder ſelbſt erſchaffen hat, auszudrücken und zu ſchildern fähig ſind, ſo iſt in der Poeſie alles das Ergetzen, welches die andern Sinnen nur einzeln gewähren können, zuſammen vereinet. Der Poet mahlet nicht für das Auge allein, ſondern auch für die übrigen Sinnen, und er kan auch das unſichtbare ſichtbar machen, er giebt dem Menſchen nicht nur die vollkommenſte Bildung, ſondern auch die Rede; die Thiere bekommen von ihm die unterſchiedlichen Handlungen, derer ſie fähig ſind, den Vögeln ſchencket er die ſüſſe Melodie des Geſanges; in ſeinen Gemählden iſt alles voll Leben und wahrer Bewegung; ſeine Perſonen und Sachen ändern ihren Stand und ihre Stellung in einem Augenblicke, ſo bald es ihm beliebet, und er giebt ſie uns gantz und von allen Seiten zu ſehen.

Endlich erhält die Poeſie einen beſondern Vortheil daher, daß ſie ſich in der abſonderlichen Art ihrer Nachahmung, an ſtatt

der Farben der bloſſen Worte bedienet; denn da dieſes willkührliche Zeichen der Begriffe und Bilder ſind, die ſich alleine dem Verſtande vernehmlich machen, kan ſie dadurch ihre Bilder unmittelbar in das Gehirn anderer Menſchen ſchildern, und ſo feine Gemählde verfertigen, die für die Sinnen zu zart und unbegreiflich ſind. Die Worte fallen zwar auch in die Sinnen, aber nur inſoweit ſie leere Thöne oder zuſammengeordnete Character und Littern ſind, und keinesweges als Zeichen der Gedancken und Farben der Dinge; es kömmt nur dem Verſtande und nicht den Sinnen zu, die Begriffe, welche die Worte vorſtellen, zu vernehmen, loßzuwickeln, und mit einander zu verbinden. Auf dieſe Weiſe hat die poetiſche Mahler-Kunſt in ihrer Nachahmung der Natur einen kürtzern Weg gefunden, das Gemüthe in eine angenehme Bewegung zu ſetzen, als die eigentlich ſo genannte Mahler-Kunſt, indem ſie ihre Bilder der Seelen unmittelbar einprägen, und dem Verſtande zur Beurtheilung vorlegen kan, da dieſe, die ſich des Auges bedienet, den Menſchen in Bewegung zu bringen, den weitern Weg gehet. Ob nun gleich die Begriffe, welche der Mahler vermittelſt der Farben durch das Auge in dem Gemuthe erwecket, weit ſinnlicher und fühlbarer ſind, zumahl ſie gröber und eben daher auch allgemeiner ſind, ſo ſind hinge-

hingegen die andern Begriffe viel feiner, und darum auch deutlicher, welches einen höhern Grad der Vollkommenheit anzeiget.

Wenn ſonſt der Engelländiſche Mahler, den wir angezogen haben, den Vorzug ſeiner Kunſt über die Dicht-Kunſt behaupten will, ſo beruffet er ſich auf das Exempel von der Ausſicht eines Landes: „Was „iſts vor ein verdrüßliches Unternehmen, „ſagt er, wenn man die Ausſicht eines Lan„des, zum Exempel, der Alpen, mit Wor„ten beſchreiben will, und wie unvollkom„men wird der Begriff ſeyn, den man auf „dieſe Weiſe bekommen wird? Statt daß „der Mahler die Sachen unmittelbar und „auf das genaueſte zu ſehen giebt.„ Aber wenn wir eben dieſes Exempel der Alpen nehmen, wie es von dem vortrefflichen Schweizeriſchen Poeten Hrn. D. Alb. Haller poetiſch ausgeführet worden, ſo wird es uns vielmehr dienen, dasjenige Stück des Vorzuges, in welchem die Mahler-Kunſt von der Poeſie weit zurücke gelaſſen wird, in ein kläreres Licht zu ſetzen. Oder welcher Pinſel iſt geſchickt, durch ſeine Kunſt uud Farben alle dieſelbigen Begriffe und Empfindungen hervorzubringen, welche dieſer poetiſche Mahler mit einer jeden Zeile in das Gemüthe des Leſers einſpielet? Wenn ich zugeſtehe, daß die mahleriſche Vorſtellung eine nicht geringere Kraft auf das menſchliche Ge-

müthe habe, als das gegenwärtige Urbild selbst haben würde, so räume ich damit wahrhaftig dieser Kunst die höchste Vollkommenheit ein, die ihr kan zugeleget werden; aber wie dunckel und ungewiß sind mit dem allen die Begriffe, welche das Anschauen der gegenwärtigen Gegenstände in der Natur bey dem gröſten Haufen der Menschen erwecket? Fraget ihr jemand, der entweder in der Natur, oder in der künstlichen Vorstellung eines Gemähldes eine weitlauftige Durchsicht gesehen hat, was vor einen Begriff dieselbe in seinem Gehirn hinterlassen habe, wie flüchtig, dunkel und ungewiß wird seine Beschreibung herauskommen? Da der poetische Mahler hingegen das Auge des Gemüthes aus der Zerstreuung sammelt, von einem merckwürdigen Umstande zu dem andern gemächlich hinführet, und es nöthigt, bey jeglichem absonderlich diejenige Betrachtung zu machen, welche seinen Zweck zu befördern dienet. Denn indem dieser künstliche Mahler mit einem jeden Worte, als mit einem neuen Pinsel-Zuge, sein Gemählde in der Phantasie des Lesers vollführet, und immer einen Begriff an den andern hinzusetzet, so läßt er demselben keine Freyheit, mit flüchtigem und ungewissem Gemüths-Auge müssig herumzuschweifen, oder sich in der Vermischung des Mannigfaltigen zu verir-

verirren; sondern er bindet seine Aufmerck-samkeit auf das Absonderliche, dessen künst-liche Verknüpfung er ihm der Ordnung nach vorweiset, auch zuweilen kurtze, aber nützliche Unterrichte miteinfliessen läßt, wo-durch nothwendig Licht und Klarheit in dem Begriff entstehen muß, und auf diese Weise bleibet er allezeit meister, den Ein-druck, den jeder Zug seiner Schilderey ver-ursachen soll, auf denjenigen Grad zu er-höhen, und auf die Weise zu mässigen, wie es seiner Haupt-Absicht vorträglich seyn kan. Ich will nur ein par Strophen aus dem oben gelobten Hallerischen Gedich-te, die Alpen betitelt, anführen:

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüssen,
Und uns das Aug der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Stund zwar haßt, doch nicht verschiebt. [Kühen
Er treibt den trägen Schwarm der schwer-beleibten
Mit freudigem Gebrüll durch den bethauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mähn das zarte Graß mit scharfen Zungen weg.
Er aber setzet sich bey einem Wasser-Falle,
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Widerhalle.

Dieses poetische Gemählde stellet uns ei-ne gar bekannte und einfältige Materie vor, doch bin ich versichert, daß die höchste Kunst des Mahlers nicht fähig ist, viele besondere

Umstände desselben mit Farben sichtbar vorzustellen, die gleichwohl dem Gemählde ein besonderes Licht und Leben mittheilen, und also den Begriff und Eindruck vollkommener machen. Wie matt und kahl ist nicht die mahlerische Vorstellung eines anbrechenden Tages gegen der angenehmen poetischen Beschreibung in den zwo ersten Zeilen der Strophe; welche Kunst des Mahlers kan die angenehme Empfindung von dem musicalischen Gesange der Lerche wieder erwecken; und welche Farben sind tüchtig, den Gedancken-reichen Begriff, den die figürliche Benennung das Auge der Welt in sich einschliesset, hervorzuruffen? Wie viel Anmuth streuet nicht in der vierten Zeile der beygefügte Character von den Gedancken und dem Gemüthes-Zustande der Hirtin bey dem Abschied ihres Geliebten über das gantze Gemählde? Diese Schönheit aber ist der poetischen Mahler-Kunst gantz eigen. Also sind auch die angemerckten Bewegungen und Veränderungen des Standes Umstände, die alle Kunst des Mahlers übertreffen. Neben dem bitte ich Achtung zu geben, wie viel kleine, aber vor die Absicht des poetischen Mahlers wichtige Umstände durch diese poetische Schilderey in das Gemüthe des Lesers eingepräget werden, welche die achtlose Sicherheit in Beschauung einer mahlerischen Vorstellung,

lung, oder des wahren Gegenſtandes ſelbſt, nicht leicht wahrgenommen hätte; als wenn es in der fünften und folgenden Zeilen heißt:

Er treibt den trägen Schwarm der ſchwer-beleibten [Küben
Mit freudigem Gebrüll durch den bethauten Steg,
Sie irren langſam um - - - - - -
Und mäh'n das zarte Graß mit ſcharfen Zungen weg.

Etwas ferner in demſelben Gedichte beſchreibet eben dieſer geſchickte Poet die weitläuftige Durchſicht, die ſich dem Auge von der Höhe eines Berges nach zertheiltem Nebel eröffnet, in dreyen Strophen:

Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Felß und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Geſichte:
Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein ſchwarzer Wald die lezten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebürg die ſanft-erhobnen Hügel,
Woran ein laut Geblök im Thale wiederhallt.
Bald ſcheint ein breiter See ein Meilen-langer Spiegel
Auf deſſen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt.
Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern
Die hin und her gekrümmt ſich im entfernen ſchmälern.

* * *

Dort ſenckt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eiß dem Himmel gleich gethürmt,
Sein froſtiger Cryſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
Den die geſtiegne Hitz im Krebß umſonſt beſtürmt.

Nicht fern von diesem streckt voll Futter-reicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glantzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

* * *

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt dadurch, u. stürtzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Ele,
In der verdickten Luft schwellt ein bewegtes Grau.
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinckt ein beständig Thau.
Die Gemsichen sehn erstaunt im Himmel Ströme fliessen,
Die Wolcken überm Kopf, und Wolcken untern Füssen.

Der Poet hat in diesem Gemählde alle Kunst der Optick und Perspectiv geschickt angewendet, auch dieselbe mit unterschiedlichen lehrreichen Betrachtungen unterstützet, als:

Bald scheint ein breiter See ein Meilen-langer Spiegel
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt.

Welches Bild die Vorstellung recht angenehm-verwundersam machet. Und weiter:

Sein frostiger Crystall schickt alle Stralen wieder.

Diese Zeile läßt euch nicht alleine ein ergezendes Phänomenon sehen, sondern entdecket

cket euch zugleich eine wahrſcheinliche Urſache davon. Ferner:

Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier nöthigt er euch die verwunderſame Vereinigung der vier Jahrszeiten oder widerwärtigen Zonen in einem Bezircke Landes mit Verwundern und Ergetzen zu betrachten, welches ſelzame Schaugerichte das achtloſe Auge der meiſten Menſchen in der Natur oder im Gemählde nicht rühret. Ja er treibet endlich die Verwunderung auf das höchſte, wenn er am Ende der folgenden Strophe dieſe Anmerckung beyſetzet:

Die Gemſchen ſehn erſtaunt im Himmel Ströme flieſſen,
Die Wolcken überm Kopf, und Wolcken untern Füſſen.

Wahrhaftig die bloſſe Vorſtellung mit Farben durch die Kunſt des Mahlers wird ſo wenig als das Anſchauen der Ausſicht ſelbſt weder einen ſo deutlichen und vollkommenen Begriff erwecken, noch die angenehme Verwunderung auf einen ſolchen Grad erheben können; weil die wenigſten für ſich ſelbſt geſchickt ſind, aus dem Gemiſche ſo unzehliger Umſtände alleine diejenigen auszuſuchen, und mit einander zu verbinden, die einen gewiſſen Eindruck auf das Gemüthe befödern können. Die Natur und der geſchickt nachahmende Mah-

Mahler legen ihre schon verfertigten vollständigen Wercke auf einmahl zur Schaue vor, müssen aber der Fähigkeit des Zuschauers überlassen, was für einen Eindruck dieselben auf sein Gemüthe machen: Hingegen sind die Gemählde der Poesie immer mit einem lehrreichen Unterrichte vergesellschaftet, sie geben Anweisung, wie man die Sachen von Stücke zu Stücke mit Vernunft und Ueberlegung anschauen soll; der poetische Mahler hat auch die Würckung seiner Gemählde in seiner Gewalt, und regiert dieselbe nach seinem Belieben, so daß sich der Leser solcher nicht erwehren kan. Darum kan man mit Grund sagen, daß er durch seine geschickte Nachahmung die Schönheit und Kraft seines Urbildes nicht nur erreichen, sondern auch übertreffen könne; denn die Würckung einer guten poetischen Schilderey ist nothwendig und gewiß, auch der Absicht des Poeten gemäß; da hingegen die Schönheit und Kunst eines Gemähldes, oder auch eines Originales in der Natur, den gröbern Sinnen öfters verborgen bleibet, und sich nur den Verständigen und Kennern zeiget.

Der zweyte Abſchnitt.

Erklärung der poetiſchen Mahlerey.

Die poetiſche Mahlerey, die ſich auf die Gleichheit in der Würckung beyder Künſte, der Mahler-Kunſt und der Dicht-Kunſt, gründet, iſt das eigentliche Werck der Dicht-Kunſt. In wie weit der Geſchichtſchreiber den Pinſel des poetiſchen Mahlers gebrauchen dörffe. Wie ferne der Redner pflichtig ſey, die poetiſche Mahler-Kunſt zu Hülfe zu nehmen. Homers Vortrefflichkeit in dieſer Kunſt. Longins Urtheil von der Odyſſea, daß ſie von Homers abnehmendem Geiſte zeuge, wird verdächtig gemacht. Heinecken Entſchuldigung dieſes Urtheils iſt unzulänglich. Exempel von Homers künſtlicher Mahlerey. Seine Beſchreibung eines verwundeten Löwen; des Abſchiedes Hectors von Andromacha; des Wettefahrens bey Patroclus Leichbegangniß-Feſt. Unterſcheidende Kennzeichen zwiſchen Homers Mahlerey, und Virgils. Bekräfftigung dieſer Kennzeichen mit Beſchreibungen vom Wettefahren aus Virgil. Opitzen mahleriſche Beſchreibung von der ſtillen Ruhe des Landlebens in dem Gedichte, ſo er Zlatna betitelt. Königs Gemählde von der Erſcheinung des Elb-Gottes in dem Gedichte auf die Geburt eines Churſächſ. Printzen. Unterſchied zwiſchen den poetiſchen Schildereyen und den eigentlich genannten Beſchreibungen oder Definitionen. Was Elemental-Beſchreibungen ſeyn.

EIn jeder guter Scribent ist in gewissem Sinn ein Mahler, weil er alle die Begriffe, und Bilder, die er in seinem Kopfe, als so viele Gemählde der Dinge gesammelt, und nach einer gewissen Absicht zusammengeordnet hat, mittelst der Worte in die Phantasie seiner Leser gleichsam abschildert, und ihrer Betrachtung vorleget; Und in diesem weitläuftigen Sinne könnte die ganze Kunst der Wohlredenheit, insoferne sie die Scribenten unterrichtet, mit was vor Vortheil sie ihre Gedancken in die Phantasie anderer Leute auftragen sollen, als eine Mahler-Kunst betrachtet werden. Alleine wenn ich von der poetischen Mahler-Kunst rede, so gebe ich dieser Benennung eine eingeschränckte Bedeutung, und verstehe darunter diejenige höchste Kraft der Wohlredenheit, die eben so lebhafte, Hertz und Sinnen rührende Bilder in die Phantasie der Menschen einpräget, als diejenigen sind, so die Kunst des Mahlers dem sinnlichen Auge, und dadurch dem Gemüthe vorleget, die auch öfters unsere Sinnen mit solcher Kraft rühren, und entzüken, daß wir meinen, wir sehen die Sachen selbst gegenwärtig vor uns. Der Mahler besitzet den Vortheil, daß er diejenigen Gegenstände, so der Farben, des Lichtes und Schattens fähig sind, durch seine Kunst nach ihrer wahren Natur vorstellen,

ſtellen, und dadurch das Auge einnehmen, und empfindlich ergetzen kan. Hingegen iſt dem Redner und dem Poeten, der ſich ſtatt der Farben der Worte bedienen muß, nicht vergönnet, durch ſeine Vorſtellungen unmittelbar auf die äuſſerlichen Sinnen zu würcken; nichtsdeſtoweniger iſt er geſchickt, alle ſeine Begriffe in der Phantaſie andrer Menſchen, eben ſo ſinnlich und fühlbar zu machen, und in ein ſolches Licht zu ſtellen, daß ſie eben ſo empfindlich und mit nicht geringerer Macht auf das Gemüthe würcken, als die Schildereyen der Mahler-Kunſt; dergeſtalt, daß das erregte Gemüthe ſolche Bilder wegen der gleichmäſſigen Kraft ihrer Würckung auf das Gemüthe, von den Begriffen, die es von auſſen durch den Eingang und die Thür der Sinnen empfangen hat, nicht leicht unterſcheiden kan. Und eben auf dieſe Gleichheit der Würckung gründet ſich die Benennung der poetiſchen Mahler-Kunſt. Ich nenne dieſelbe eine poetiſche Mahler-Kunſt, weil dieſes lebhafte und Hertz-bewegende Schildern das eigenthümliche Werck der Dicht-Kunſt iſt. Die Poeſie iſt ein beſtändiges Gemählde, denn der Poet iſt ſo wohl, wenn er den Lauf und Zuſammenhang der Begebenheiten erzehlet, als wenn er ſich verweilet, das Verwunderſame in den Gegenſtänden un Handlungen ausführlich zu

beſchrei-

beschreiben, immer bemühet, die Bilder, die ihm seine glückliche Phantasie lehnet, mit solchem Nachdruck und Klarheit, solcher Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit vorzustellen, daß das Gemüthe dadurch eben so starck entzücket wird, als durch die sichtbare Vorstellung eines lebhaften Gemähldes. Die poetischen Schilderenen empfangen ihr rechtes Licht, und ihren erforderlichen Nachdruck daher, wenn die glücklich gewähleten Gedancken und Begriffe des Poeten nach ihren wichtigsten, erhabensten, und beweglichsten Umständen, unter angenehmen, fremden Bildern und Figuren vorgestellet, und dadurch gantz sichtbar und sinnlich gemachet werden: Nun rühren alle diese fremden Bilder und sinnlichen Figuren von der Kraft der Dichtung her, und gehören folglich der Poesie eigenthümlich zu. Bey derselben müssen oft die Verfasser, die in einer andern Art schreiben, die höhern Farben und Figuren, die sie zur Ausbildung ihrer Gemählde gebrauchen, borgen. Denn man kan nicht in Abrede seyn, daß z. E. der Historie-Schreiber, ungeachtet er als ein aufrichtiger Zeuge dessen, was würcklich geschehen ist, mehr durch die verwunderſame Abwechselung der Glücks- und Unglücks-Fälle, als durch die entzückende Kraft und das poetische Wesen in den Beschreibungen zu belustigen suchet,

den-

dennoch erlaubet iſt, zuweilen den Pinſel des poetiſchen Mahlers zu gebrauchen, aber dieſes nur inſofern er dadurch ſeiner Haupt-Abſicht aufhelfen, und in ſeiner Erzehlung ein helleres Licht anzünden kan. Würde er dieſe geborgten Farben ohne Maaſſe anbringen, ſo müßte die Wahrheit der Erzehlung darunter Abbruch leiden. Daher hat man an Q. Curtius nicht ohne Grund getadelt, daß er den Character und die Glaubwürdigkeit eines aufrichtigen Zeugen der Wahrheit durch den übermäſſigen Gebrauch des poetiſchen Zierraths verläugnet habe. Und eben darinn beſtehet der Unterſchied zwiſchen der hiſtoriſchen und der poetiſchen Erzehlung und Beſchreibung. Die Hiſtorie ſuchet, als eine Zeugin, von der Wahrheit zu unterrichten; die Poeſie aber als eine Kunſt-volle Zauberin auf eine ſinnliche, und eine unſchuldig ergetzende Weiſe zu täuſchen. Doch hat auch der Redner, der die Phantaſie des Richters oder des Volckes ihm zum Vortheil einnehmen will, nicht nur die Erlaubniß, ſondern ſteht oft in der Pflicht, die poetiſche Mahler-Kunſt zu Hülffe zu nehmen, und die Sachen lebhaft und mit Nachdruck vor Augen zu legen. Quintilianus hat ſich in dem achten B. von der wahren Beredſamkeit hierüber vernehmen laſſen: Magna virtus eſt, res de quibus loquimur, clare atque ita ut cerni videantur, enuntiare: non enim ſatis ef-

ſicit, neque, ut debet, plene dominatur oratio, ſi uſque ad aures volet, atque ea ibi auditor narrari credit, non exprimi atque oculis mentis oſtendi.

Homerus war in dieſer poetiſchen Mahler-Kunſt ein vortrefflicher und unvergleichlicher Meiſter; nicht alleine das gantze weiſe Alterthum hat ihn als einen ſolchen verehret, ſondern auch die Zoili der längſt vergangenen, und der leztern Zeiten können ihm dieſes Lob nicht in Abrede ſeyn. Cicero ſagt von ihm in dem fünften B. der Tuſculiſchen Fragen: Traditum eſt etiam Homerum coecum fuiſſe: at ejus picturam, non poeſin videmus. Quæ regio? quæ ora? qui locus Græciæ? quæ ſpecies formæ? quæ pugna? quæ acies? quod remigium? qui motus hominum? qui ferarum non ita expictus eſt, ut quæ ipſe non viderit, nobis ut videamus effecerit? Und der geſchickte Engelländiſche Ueberſetzer Homers, Pope, machet in ſeiner Vorrede zum Lob ſeiner Schildereyen folgende Anmerckung: „ Man findet bey Homer eine „ wunderbare Menge Bilder von allen Gat„ tungen, wo jeder Umſtand, und jedes ab„ ſonderliche Stücke der Natur durch ſeine „ weit geſtreckte und fruchtbare Phantaſie „ herbeygebracht iſt, dieſe konnte ſich nach „ ihrem Belieben die Sache gegenwärtig „ vor Augen bringen, ſie nach ihren verſchie„ denen Geſichts-Puncten umwenden, und

„ einen

„ einen deutlichen Abriß davon nehmen. Ho-
„ mer hatte daran nicht genug, daß er uns
„ von einer Sache eine vollkommene Seite
„ zeigete, er läßt sie uns öfters nach ihren
„ verschiedenen Lagen sehen, ein Stücke nach
„ dem andern, welches kein Mahler noch
„ mit solcher genauen Richtigkeit gethan hat,
„ wie er. Nichts ist verwunderſamer, als
„ seine Beschreibungen der Schlachten, sie
„ machen die Helfte der Ilias aus, und sind
„ mit einer so grossen Menge verschiedener
„ Begegnisse angefüllet, daß keine der an-
„ dern gleich ist, und daß niemahls zween
„ Helden auf einerley Art verwundet wer-
„ den. Auch die edelsten Begriffe sind da-
„ rinn mit so verschwenderischer Hand aus-
„ geworffen, daß allemahl die leztere Schlacht
„ an Grösse, an Grauen, und an Verwir-
„ rung über die vorhergehende hervorsticht.
„ Es ist gewiß, daß man in keinem Epischen
„ Gedichte eine so grosse Anzahl Bilder und
„ Beschreibungen antreffen wird; daß alle
„ Poeten, die nach Homer kommen sind,
„ eine grosse Menge solcher von ihm entleh-
„ net haben; und daß ins besondere Virgil
„ schier keine Vergleichung hat, die er nicht
„ von seinem Lehrmeister gehohlet habe. „

Die beyden Gedichte, die Ilias und die Odyssea, können wir als zween reichlich verse-hene Bilder-Säale betrachten, in welchen eine unzehlige Menge der vortrefflichsten Ori-

ginalien und Meisterstücke dieses berühmten Kunst-Mahlers aufgestellet, und zur Schaue vorgeleget werden. In jenem sind lauter Gemählde von furchtbaren, erschrecklichen Dingen, von Streit, Getümmel, Geschrey, Niederlagen, und dergleichen anzutreffen; in diesem sehet ihr hingegen Schilderenen von einem sanftmüthigern und sittsamern Inhalt. Ob aber gleich ausser Streit ist, wie der gepriesene Kunstrichter Longinus in der neunten Abtheil. vom Erhabenen angemercket hat, daß die Odyssea spather als die Ilias verfertiget worden, wie auch daß jenes leztere Werck diesem erstern weder an Erhabenheit ohne Erniedrigung, noch an Erregung der Leidenschaften, noch an der glaubwürdigen Wahrscheinlichkeit zukömmt, so ist doch der Schluß übereilet, den der besagte Criticus daraus herleitet, daß dieser Unterschied von einem Abnehmen und Erkalten des Homerischen Geistes herrühre, dessen Feuer durch das Alter sich vermindert habe, wenn man nicht zuvor erwiesen hat, daß die Wahl der Materie und die Absicht des Poeten eine gleiche Einrichtung, einen gleichen Grad von Hitze und Feuer des Geistes in einem dieser Gedichte wie in dem andern erfordert habe; und es ist hier zur Entschuldigung des Urtheiles Longins nicht genug mit Heinecken anzuführen, daß Homerus auch wenn er schlaffe, dennoch nach Longins eigenem

nem Geständniß jederzeit Homerus bleibe, und seine Träume göttliche Träume seyn; weil dieses Urtheil des griechischen Kunstrichters eine Ungerechtigkeit mit sich führet, so lange es nicht erwiesen wird, und diese durch ein solches abgenöthigtes Lob, das selbst die gröste Beschuldigung zum Grund hat, nicht gut gemachet werden kan. Wenn inzwischen besagtes Urtheil Longins gleich begründet wäre, so fällt dennoch dieser Tadel nicht auf den Punct der poetischen Kunst zu mahlen, die Homer in seinen beyden grossen Gedichten nach der Verschiedenheit der Materie mit einer gleichen Geschicklichkeit und gleichem Verdienste an den Tag geleget hat, welches Longinus selbst zugesteht, indem er aus der Odyssea die Beschreibungen von Stürmen und die Begebenheiten mit den Cyclopen und dem Polyphemus nebst einigen andern Stellen als Muster des Erhabenen angezogen und gepriesen hat.

Da ich nun gesonnen bin, dieses verdiente Lob des griechischen Poeten durch einige Beyspiele in ein helleres Licht zu setzen, so macht eben diese beständig gleiche Vollkommenheit seiner Kunst, daß mir die Wahl derselben schwer fällt, um so viel mehr, weil nicht jede Materie einer gleichen Auszierung fähig ist; darum will ich vorsetzlich die Wahl auf solche Exempel richten, die mehr bey

mir einen schlimmen Geschmack und schlechtes Urtheil, als bey dem Poeten einen Mangel an Kunst entdecken könnten.

In dem zwanzigsten B. der Ilias v. 167. beschreibet er mit poetischen Farben die Wuth eines verwundeten Löwen: „Dieses stolze „Thier gehet zuerst langsam und voller Ver„achtung seinen Weg, aber wenn ihn einer „von den wackern jungen Jägern mit sei„nem Spiesse berührt, stemmet er sich steif, „mit aufgesperrtem Rachen, der Schaum „geifert ihm von den Zähnen, und das star„ke Hertz siedet ihm in der Brust, mit dem „Schweiffe schlägt er auf die Flancken und „Lenden zu beyden Seiten, und spornet sich „selbst zum Streit an, er siehet unverwen„det und wirfft die entzündeten Augen„lichter um sich herum, unter dem grossen „Haufen der Jäger einen umzubringen, „oder in dem dickesten Gedränge den Tod „zu suchen.„ Sehet wie der Poet durch die Wahl der an sich selbst zwar klein scheinenden aber vor seine Absicht höchstwichtigen Umstände den Grimm des Löwen, den er vorstellet, auf einen solchen Grad zu erhöhen, und so sinnlich abzubilden weiß, daß euch schier eben so bange wird, als wenn ihr dieses fürchterliche Thier selber vor Augen sähet. Dieser starcken Beschreibung giebt der merckwürdige Umstand den vollen Nachdruck, „er schlägt mit dem Schwantz auf die Hüff-

„ten

„ ten und Lenden zu beyden Seiten, und „ ſpornet ſich ſelber zum Streit an.

In dem ſechsten B. der Ilias, findet ſich v. 466. wo er in einem lebhaften Gemählde den zärtlichen Abſchied des Hectors und der Andromacha vorſtellet, folgendes natürliche Stücke: „Als er dieſes geſagt, „ ſtreckte er die Armen nach dem kleinen „ Knaben aus, derſelbe ſchmiegete ſich an „ die Bruſt ſeiner Ammen, und kirrete, er „ ſcheute die kriegeriſche Geſtalt ſeines Va„ters; das eiſerne Gewand und der Helm, „ von welchem ein Zopf von Pferde-Haa„ren herunter fiel, machten ihm Furcht, „ wenn er ihn durch die Bewegung des „ Hauptes um den Helm fliegen ſah. Der „ Vater und die Mutter lachten ſeiner „ Furcht, und Hector nahm alſobald den „ lichten Helm von dem Haupt und ſezte „ ihn auf den Boden nieder, hernach küſ„ ſet er den Knaben, und nimmt ihn mit „ beyden Armen.„ Es kan nicht fehlen, dieſe Schilderey wird eben diejenige zärtliche und angenehme Bewegung in unſerm Gemüthe verurſachen, welche das Anſchauen dieſes Schauſtückes in der Begebenheit ſelbſt verurſachet hätte.

Wo der Poet in dem drey und zwanzigſten B. der Ilias mit der Hand eines Meiſters die Krieges-Spiele beſchreibet, mit welchen des Patroclus Leich-Beſtat-

tung gekehret worden, ſtehet unter andern dieſes Gemählde, v. 362. „Alle dieſe Jüng„linge huben auf einmahl die Ruthen em„por, ſchlugen an die Zügel und Stan„gen, und ſprachen den Pferden mit ei„nem hellen Thone zu; dieſelben liefen „plötzlich auf das ſchnelleſte durch das ebene „Feld, und lieſſen das Geſtade weit zu„rücke; unter den Füſſen der Pferde er„hub ſich ein Staub wie eine Wolcke, „oder ein Sturm, die Mähnen erſchütter„ten ſich wie ſtarcke Winde; die Wagen „naherten ſich itzo der Erden, dann huben „ſie ſich in die Luft; aber die Führer ſtuhn„den aufrecht auf dem Sitze, das Hertz „ſchlug einem jeden vor Verlangen nach „dem Siege.„ Virgil hat dieſes Gemählde in dem dritten B. von dem Feldbau v. 103. glücklich nachgemachet:

Nonne vides cum præcipiti certamine campum
Corripuere, ruuntque effuſi carcere currus,
Cum ſpes arrectæ juvenum, exſultantiaque haurit
Corda pavor pulſans: illi inſtant verbere torto,
Et proni dant lora: volat vi fervidus axis.
Jamque humiles, jamque elati ſublime videntur
Aera per vacuum ferri, atque adſurgere in auras.
Nec mora, nec requies, at fulvæ nimbus arenæ
Tollitur: humeſcunt ſpumis, flatuque ſequentum.
Tantus amor laudum, tantæ eſt victoria curæ.

Wer die gantzen Wercke dieſer beyden vortrefflichen Poeten mit einander vergleichet, wird

wird überhaupt wahrnehmen können, daß sie in folgenden Stücken von einander abgehen; Homer ist viel ausführlicher und genauer in Aussetzung derjenigen Umstände, welche dienen, die Sachen sichtbar vor Augen zu stellen, und seinen Gemählden viel Bewegung, Handlung und Leben mitzutheilen: Hingegen ist Virgil viel kürzer, und sucht seinen besten Vortheil in Beywörtern, so die Gestalten und Beschaffenheiten der Dinge erklären; die Begriffe liegen bey ihm viel enger zusammengepresset; und seine Gemählde haben ein kunstreicheres Aussehen, da in den Homerischen Schildereyen die Kunst mehr in der Wahl der Gedancken und vortheilhaftigsten Umstände, als in der Höhe und dem Glantz der Farben bestehet, und unter einem einfältigen und natürlichen Ansehen versiecket lieget. Eben diesen Unterschied erkennen wir auch gantz mercklich in den beyden angeführten absonderlichen Stellen. Homer bildet da das Verlangen der Wette-fahrenden Jünglinge nach Sieg und Ruhm, das sie sämmtlich eingenommen hat, mit drey absonderlichen Umständen aus: „Alle diese Jünglinge huben auf einmahl die Gerten empor, schlugen an die Zieh-Riemen, und sprachen den Pferden mit einem hellen Thone zu.„ Die zween ersten Umstände zeigen euch gantz sichtbar die Stellung und

Gebehrdung des Reiters, wenn er von innerlicher Ruhm-Begierde angeflammet seine Pferde zum Wetterennen antreibet. Dieſes hat Virgil im ſechsten B. der Eneis, v. 145. dergeſtalt ausgedrücket:

. . . Immiſſis aurigæ undantia lora
Concuſſere jugis, pronique in verbera pendent.

Der dritte Umſtand beziehet ſich auf das, was Virgil im dritten B. vom Feldbau, v. 185. angemercket hat:

Tum magis atque magis blandis gaudere magiſtri
Laudibus, & plauſæ ſonitum cervicis amare.

Was Homer mit dem Gleichniß ausbildet, „ unter den Füſſen der Pferde erhub ſich „ ein Staub wie eine Wolcke, oder ein „ Sturm, „ das giebt Virgil durch die abgekürzte und verwandelnde Metapher: Nimbus arenæ tollitur. Den Umſtand, die Mähnen erſchütterten ſich, wie ſtarcke Winde, hat Virgil gar weggelaſſen; aber in dem eilften B. der Eneis drücket er ihn einigermaſſen aus:

. . Ludumque jubæ per colla, per armos.

Die zwiſchen Furcht und Hoffnung geſezte Sieges-Begierde der Wetterennenden giebt Homer viel einfältiger und natürlicher, „ das

„ Herz

„ Hertz schlug einem jeden vor Verlangen nach „ dem Siege. „ Auf seiner Seiten ist Virgil in der gantzen Beschreibung bemühet, die Beschaffenheit und Gestalt der Dinge durch Beywörter zu bezeichnen, als, Exultantia corda, verbere torto, fervidus axis, fulvæ arenæ. Jede von diesen beyden Arten zu mahlen hat ihren besondern Werth. Die Homerische hat einen Original-Character, und machet sich dem mehreren Haufen angenehm; die Virgilische hat viel mehr Kunst, und ist gelehrter. Homer war der gröste Genius, Virgil der beste Künstler. In dem einen bewundern wir den Werckmeister, in dem andern das Werck. Homer ziehet uns fort, und versetzet uns mit einer ungestümen Gewalt, die nicht auf unsern Beyfall wartet; Virgil ziehet uns durch eine Majestät voller Lieblichkeit an sich. Homerus schüttet seine Güter mit einem großmüthigen Ueberfluß aus; Virgil giebt mit Pracht, aber ohne Verschwendung. Homer ergießt seine Schätze gleich dem Nil durch plötzliche Ueberschwemmungen; Virgil ist wie die Flüsse, die niemahls aus ihrem Bette austreten, und die sich in ihrem Laufe allezeit gleich sind.

Wenn ich zur Ehre meiner Nation diesen Beyspielen einige andere aus unsern deutschen Poeten an die Seite setzen soll, damit ich zugleich meinem Leser die Kraft und den Nach-

Nachdruck der poetischen Mahlereyen noch weiter zu empfinden gebe, so muß ich vor allen Dingen anmercken, daß Opitz die Homerische Einfalt in seinen Gemählden glücklich nachgeahmet habe. Ich schlage das Gedicht, Zlatna genennet, auf, wo er v. 372. die stille Ruhe und Vergnügung des Land-Lebens in einem lebhaften Gemählde sichtbar vor Augen stellet.

. . . . da gehen seine Küh
Mit Lämmern untermengt ins Graß bis an die Knie.
Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebste Nahmen ein. . . . . .
Nicht allzuweit davon, da sieht er seine Stutten
Vor Geilheit lustig seyn, und nagen an den Ruthen.

* * *

. . . . Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bisam reucht. . . .
. . . Sie hat in ihren Händen
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Krantz und krönet ihren Mann.
Bald setzt sie sich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin und wieder
Fleußt heller noch als Glaß. Der leichten Vögel Schar
Springt auf den Aesten um. . . .

Und wenn er etwas ferner seine Nacht-Mahlzeit beschreibet, so sagt er unter anderm:

. . . Ist was er kan verdauen,
Legt sein ihm selber vor, darf sich mit nichten scheuen,
Da-

Obgleich er auf den Tiſch die Ellenbogen ſtützt,
Und nicht mit ſteifer Bruſt wie eine Jungfrau ſitzt:
Dann faſſet er den Krug mit allen beyden Händen,
Trinckt ſeinen Ferne-Wein bis daß er aus den Lenden
Drauf Athem holen muß.

* * *

Dann macht der Wirth ſich erſt aus Müdigkeit zu Bette,
Sie ſpinnt mit dem Geſind indeſſen in die Wette,
Und nezt die Finger wol, bis ſie auch allgemach
Das Haupt legt auf die Bruſt, u. folgt dem Maße nach;
Den ſie, wie ſehr er ſchnarcht, aus hertzlichem Verlangen
Der keuſchen Wolluſt küßt auf ſeine braune Wangen.

Dieſe mahleriſche Beſchreibung iſt gantz nach dem Homeriſchen Geſchmack eingerichtet, und voller Anmuth, ſie iſt mit den einfältigſten Worten und natürlichſten Farben ausgebildet, und die Kraft ihrer Würckung rühret alleine von der geſchickten Wahl der abſonderlichſten Umſtände her, welche die Ruhe, die ungezwungene Freyheit, und das Anmuth-reiche Vergnügen dieſes unſchuldigen Feld-Lebens nach der Natur characteriſieren, und dem Auge auf eine ſichtbare Weiſe vorſtellig machen.

Wenn Hr. Joh. Ulrich König in dem Gedichte auf die Geburt des Churſächſiſchen Printzen den Gott des Elbe-Strohmes aufführet, wie er über dieſe frohe Zeitung aufgewecket an der allgemeinen Freude Theil nimmt, ſo ſtellet er ihn in folgendem lebhaften

ten Gemählde vor Augen: Der Elbe-Gott, sagt er von ihm,

Erhub sein schilfigt Haupt aus seiner Grott empor,
Und strich sein triefend Haar neugierig hinters Ohr,
Um desto deutlicher des Posthorns Schall zu hören,
Das ihm itzt in der Ruh so zeitlich durfen stören.
In einer von Crystall durchsichtig-hellen Kluft,
Als einer ordentlich erbauten Wasser-Gruft,
Worauf ein schwimmend Dach von dicht-verwachsnen
Binsen, [Linsen,
Von Meer-Graß, grünem Rohr, See-Lilgen, Wasser-
Und schon verälterten mehr grau als grünem Moos,
Sonst aber äuserlich von allem Zierrath bloß,
Auf mürbem Tropfstein lag, mit Seegeltuch bedecket,
In dieser nassen Burg der Elb-Gott ausgestrecket;
Inwendig schmückt daselbst manch glantzend Schnecken-Haus
Und Muscheln mancher Art die feuchte Wohnung aus,
Woran Gewölb und Wand von bunten Kieselsteinen ꝛc.

Diese Beschreibung ist gantz poetisch, weil sie sich auf den Wahn in der heidnischen Religion gründet, nach welchem die Ströhme Gottheiten sind. Sie ist hiemit insoweit wahrscheinlich, als sie in der Mythologie gegründet ist. Dabey war die Absicht des Poeten die Allgemeinheit der Freude über die Geburt des neugebohrnen Prinzen auszudrücken, nachdem es die Art der Freude ist, daß sie sich gerne andern mittheilet, und sich beredet, alles, auch selbst die leblosen Dinge, nehmen Antheil daran. Betrachten wir die Ausbildung und die Kunst in der Mahlerey,

rey, ſo iſt dieſelbe ſehr geſchickt angebracht. Die zweyte Zeile,

Und ſtrich ſein tröpfelnd Haar neugierig hinters Ohr,

begreift in ſich einen ſolchen glücklich gewehlten Umſtand, der vortrefflich dienet, die Neugierigkeit des Elb-Gottes recht ſinnlich und ſichtbarlich in dem Gehirne vorzuſtellen. Virgil hat in einer andern Abſicht einen gleichmäſſigen Umſtand von Neptun erwähnet:

- - - graviter commotus & alto
Proſpiciens, ſumma placidum caput extulit unda.

Anjetzo iſt zur Erläuterung meines Vorhabens vonnöthen, daß ich zu einer andern Anmerckung ſchreite. Dieſe poetiſchen Schilderepen ſind von derjenigen Art der eigentlich ſogenannten Beſchreibungen gantz unterſchieden, welche die Natur der Sachen nach ihren weſentlichen Eigenſchaften und bekannteſten Umſtänden erklären, und mehr beſorget ſind, den Verſtand zu unterrichten, als die Phantaſie durch eine geſchickte Wahl und ſinnliche Vorſtellung derer Umſtände, durch welche ſich die Sachen den äuſſerlichen Sinnen am lebhaftigſten eindrücken, mit Ergetzen zu rühren. Weil die vornehmſte Abſicht dieſer Art Beſchreibungen iſt, den Verſtand zu erleuchten, muß der philoſophiſche Verfaſſer derſelben alle Umſtände und Merck-

mahle

mahle einer Sache, dadurch dieselbe von andern unterschieden wird, sorgfältig auf- und zusammensuchen; zumahlen ein jeder Umstand dem Begriff einen neuen Zusatz von Licht mittheilet; hingegen muß der poetische Mahler, der durch seine Gemählde die Phantasie einnehmen, und das Gemüthe in eine angenehme Bewegung setzen will, nur die kleinsten und absonderlichsten Umstände auslesen, und mit einander verbinden, durch welche ein Ding von allen andern nur dem äusserlichen Anscheine nach unterschieden ist, und die seine Absicht, das Gemüthe auf eine gewisse Weise zu rühren, am meisten befördern helfen; was aber wesentliche Eigenschaften eines Dinges sind, und was diese mit andern von ihrer Art gemein hat, muß er mit eben so vieler Sorgfalt hinauswerffen, als der Verfasser derer andern sie zusammenlesen muß. Und da eben diese geschickte Wahl der sonderbarsten und beweglichsten Umstände der poetischen Mahler-Kunst ihre gröste Kraft mittheilet, so kan man daher abnehmen, daß mein Vorhaben auch diejenigen Beschreibungen ausschliesset, die nach Quintilians Bericht zu seiner Zeit der Jugend vor ihre ersten Uebungen vorgeschrieben wurden, und die auch in der That die Elemente der Beredsamkeit sind; gestalt denn auch Persius sie in seiner ersten Satyre als solche betrachtet, wenn er über die verkehrte Manier

die

die Wohlredenheit zu ſtudieren folgendermaſſen klaget.

Ecce modo heroos ſenſus adferre docemus
Nugari ſolitos græce: nec ponere lucum
Artifices; nec rus ſaturum laudare, ubi corbes,
Et focus, & porci, & fumoſa Palilia foeno:
Unde Remus, ſulcoque terens dentalia Quinti,
Quem trepida ante boves Dictatorem induit uxor,
Et tua aratra domum lictor tulit. Euge Poeta!

Das iſt: „ Sehet welche verkehrte Manier „ heutzutage üblich iſt, die Jugend zu der „ Wohlredenheit anzuführen! Man fodert „ daß die Knaben, die noch über der grie„ chiſchen Grammatick ſitzen, ſich ſchon hin„ ter die ſchwerſten Wercke der Poeſie, neml. „ die heroiſchen Gedichte machen; da ſie „ noch nicht einmahl gelernt haben einen an„ muthigen und ſchattigten Luſtwald mit der „ Feder nachzubilden, oder ein fruchtbares „ Feld zu beſchreiben, wo man groſſe Körbe „ voll ſchönen Obſtes, einen fetten Feuer„ Heerd, und allerley Viehe antrifft; wo „ man der gütigen Pales für den beſcheerten „ Segen ein feyrliches Danck-Feſt aus„ ſchreibet, ein glückſeliges Feld, wie das„ jenige war, auf welchem Romulus gebohr„ ren worden, oder dasjenige, wo Qu. Cin„ cinatus von Racilia, ſeiner Ehefrauen, „ als er eben den Pflug führete, mit den Eh„ renzeichen der Dictator-Würde angeklei-

„ det ward, und die Raths-Diener ihm die
„ Pflugschaar nach Hauß trugen. Wahr-
„ haftig vortrefliche Poeten!„

Dergleichen Elemental-Beschreibungen sind von der Kraft und dem Werth der poetischen Gemählde überaus weit entfernet, mithin aber sind es Uebungen, die jungen Leuten, ihres vortrefflichen Nutzens wegen, zum trefflichsten anzubefehlen sind; die Aufmerckſamkeit wird dadurch erhöhet, die Phantasie geschärfet, und die Einbildung unvermerckt mit reichen Bildern angefüllet. Durch dergleichen Versuche machet man sich auch die Grade, die Vermischung und Verbindung der poetischen Farben bekannt, und bereitet sich zu dieser vortrefflichen Mahler-Kunst, von welcher wir handeln wollen.

Es wäre derowegen kein geringer Vortheil, wenn die Gewohnheit der Jugend dergleichen Uebungen vorzuschreiben in den Schulen wieder eingeführet würde. Man hätte an einem glücklichen Fortgange nicht zu zweifeln, wenn man damit der Ordnung, so die Natur selbst in ihren Wercken beobachtet, folgen, und allemahl den Anfang von dem leichtesten und einfältigsten machen wollte. Man müßte von dem einfachen zu dem zusammengesezten, von den todten-Stücken zu den beweglichen und Hertz-rührenden, aus dem Reiche der Materie in das Reich der Geister fortgehen. Wem bekannt ist, was für eine

Lehr-

Lehrart die Kunſt-Mahler in der Unterweiſung ihrer Untergebenen brauchen, der wird für ſich ſelbſt ſehen, daß es eben dieſelbe iſt, welche ich dem Redner und Poeten anbefehlen will.

Zu denen Vorübungen, wodurch ſich einer zu der poetiſchen Mahler-Kunſt geſchickt machen kan, und welche auch ſelbſt keine geringe Kraft haben, die Würckung der poetiſchen Schildereyen zu verſtärcken, zehle ich übrigens auch die Umſchreibung und die Erweiterung, von welchen beyden ich aber verſpare weitläuftig zu handeln, bis es Zeit ſeyn wird, die Geheimniſſe der poetiſchen Mahler-Kunſt abſonderlich zu erklären.

Der dritte Abschnitt.

Von der Nachahmung der Natur.

DJe Poesie kan alles nachahmen, was der Verstand von den Würckungen und den Kräften der Natur erkennet, wenig abgezogene Wahrheiten ausgenommen. Solches theilet sich in die gegenwärtige würckliche Welt, die sichtbare und die unsichtbare, und in die möglichen Welten. Der Poet nimmt die Originale seiner Nachahmung lieber aus der Welt der möglichen Dinge. Zwo Gattungen des Wahren, das Würckliche und das Mögliche, oder das historische und das poetische Wahre. Kraft des poetischen Wahren zu ergetzen, wenn es auf das historische Wahre gegründet ist. Die Uebereinstimmung zwischen dem Urbild und der Schilderey ist das Haupt-Wesen der Nachahmung. Sie wird aus der Gleichheit der Würkungen erkennt. Die Eindrücke der Poesie sind nur in der Art nicht in der Kraft den Eindrücken der Natur gleich. Worinnen die lebhafte Deutlichkeit der poetischen Schildereyen beruhe. Worinnen die Wahrheit derselben bestehe. Das poetische Wahre ist eine Uebereinstimmung des Gemähldes mit möglichen Urbildern. Kraft der nachahmenden Kunst vor sich selbst zu ergezen, ohne Absicht auf die Materie. Annehmlichkeit der Beschäftigung des Gemüthes, da es eine Copie mit dem Originale vergleichet. Verwunderung, welche die Nachahmungs-Kunst bey uns gebiehrt. Warum die erschrecklichen Dinge uns in der Nachahmung ergetzen.

Die beyden Künſte, des Mahlers und des Poeten, beſtehen angeregter Maſſen in einer geſchickten Nachahmung der Natur. Die Natur iſt die weiſe Lehrmeiſterin, bey welcher dieſe Künſtler in die Schule gehen; ſie leget ihnen eine unzählbare Menge der vortrefflichſten Urbilder zur Bewunderung und Nachahmung vor, woran ſie das Vermögen ihrer Kunſt verſuchen, und auf die Probe ſetzen können. Wie nun der Mahler zur Materie der Nachahmung alles dasjenige nehmen kan, was dem ſinnlichen Werckzeuge des Geſichtes durch Licht und Farben kan begreifflich und vorſtellig gemachet werden; alſo ſtehet es in dem Vermögen der poetiſchen Mahler-Kunſt, alles, was mit Worten und Figuren der Rede auf eine ſinnliche, fühlbare und nachdrückliche Weiſe kan nachgeahmet und der Phantaſie, als dem Auge der Seele, eingepräget werden, nach dem Leben und der Natur abzuſchildern. Hierinn übertrifft die Poeſie alle anderen Künſte, da ihr die gantze Natur in ihrem weiten Umkreiſe zum Muſter der Nachahmung dienen muß. Alles was der menſchliche Verſtand von den Würckungen und Kräften der Natur in ſeinen Regiſtern aufgezeichnet hat, kan der Poet durch ſinnliche Bilder auszieren, und der Phantaſie, als in einem ſichtbaren Gemählde, vorlegen; ſo daß ſich das Gebiethe der Poeſie faſt eben ſo weit erſtre-

cket, als die menschliche Erkenntniß, welche unter dem Nahmen der Weltweißheit alles begreifft, was durch menschlichen Fleiß und Nachforschen von möglichen und würcklichen Dingen kan erkennet werden. Nur müssen wir einige allgemeine und abgezogene Wahrheiten und Begriffe, die alleine dem reinen und von den Sinnen gantz abgekehrten Verstand vernehmlich sind, von der Nachahmung der Poesie ausschlieſſen; von welcher Art in der Vernunft-Lehre, in der Meß-Kunst, in der Lehre von dem Wesen der Dinge, in der Rechen-Kunst, sehr viele enthalten sind, die man wohl durch Worte, Zahlen und Linien dem Verstande zu begreiffen geben, aber darum nicht abschildern, oder in Farben und Bilder einkleiden, und für die Phantasie sichtbar machen kan.

Die Natur, oder vielmehr der Schöpfer, der in derselben und durch dieselbe würcket, hat unter allen möglichen Welt-Gebäuden das gegenwärtige erwehlet, daß er es in den Stand der Würcklichkeit überbrächte; weil er es nach seiner unbetrüglichen Einsicht vor das beste unter allen, und vor dasjenige befand, das vor seine Absichten am bequemsten war. Dasselbe kan nun füglich in die sichtbare und die unsichtbare Welt unterschieden werden. Jene, die sichtbare und materialische Welt, begreiffet in

sich

ſich alle Cörper, die Elemente, die Sternen, den Menſchen in Anſehung ſeiner äuſſerlichen Würckungen, die Thiere, die Pflanzen, die Edelſteine, und ſo fort, ferner alles, was die Kunſt auf ſo verſchiedene Weiſe nachahmet, und zum Schutz, zur Zierde nnd Bequemlichkeit des menſchlichen Lebens erfindet; mit einem Worte alles, was der Prüffung der Sinnen unterworffen iſt. Dieſe, die unſichtbare Welt, faſſet in ihrem Inbegriffe Gott, die Engel, die Seelen der Menſchen; ihre Gedancken, Meinungen, Zuneigungen, Handlungen, Tugenden, Kräfte. Alle dieſe Sachen haben, weil ſie würcklich ſind, eine eigentliche und feſtgeſezte Wahrheit, die in dem Zeugniß der Sinnen, das damit übereinſtimmet, dem Zeugniß des Gewiſſens, und der göttlichen Offenbarung gegründet iſt. Wenn nun der Poet die Originale, welche ihm die groſſe Künſtlerin, die Natur, auf dem unendlich geraumen Schauplatz dieſer würcklichen Welt darſtellet, entweder abſonderlich oder in ihrem natürlichen Zuſammenhang nachſchildert, ſo handelt er bloß als ein guter Abdrücker, und unterſcheidet ſich von dem Hiſtorico alleine durch den Zweck und die Kunſt ſeiner Gemählde. Was ins beſondere die unſichtbare Welt der Geiſter anſiehet, ſo hat dieſelbe zwar eben ſo viel Wahrheit und Würcklichkeit als die ſicht-

bare, zumahl da sie den Grund und die Quelle aller Würcklichkeit in sich hat; alleine weil sie vor den groben Sinnen gantz verschlossen ist, so hat sie vor die Einbildung nicht mehrere Wahrheit als die möglichen Dinge, und der Poet muß diese unsichtbaren Wesen in sichtbare Cörper, hiemit in eine gantz fremde Natur einkleiden, woferne er sie der Phantasie vernehmlich und fühlbar vorstellen will, in welchem Stücke seine Kunst sich ungemein geschickter und verwunderſamer erweiset, als in der Nachahmung der sichtbaren Wercke.

Alleine da dieser Zusammenhang der würcklichen Dinge, den wir die gegenwärtige Welt nennen, nicht lediglich nothwendig ist, und unendlich vielemahl könnte verändert werden, so müssen auſſer derselben noch unzehlbar viele Welten möglich seyn, in welchen ein anderer Zusammenhang und Verknüpfung der Dinge, andere Gesetze der Natur und Bewegung, mehr oder weniger Vollkommenheit in absonderlichen Stücken, ja gar Geschöpfe und Wesen von einer gantz neuen und besondern Art Platz haben. Alle diese mögliche Welten, ob sie gleich nicht würcklich und nicht sichtbar sind, haben dennoch eine eigentliche Wahrheit, die in ihrer Möglichkeit, so von allem Widerspruch frey ist, und in der allesvermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet

det ist. Nun stehen auch dieselben dem poetischen Mahler zum Gebrauche bereit und offen, und leihen ihm die Muster und die Materie zu seiner Nachahmung; und da er die Natur nicht alleine in dem Würcklichen, sondern auch in dem Möglichen nachzuahmen fähig ist, so erstrecket sich das Vermögen seiner Kunst eben so weit, als die Kräfte der Natur selbst; folglich muß der Poet sich nicht alleine die Wercke der Natur, die durch die Kraft der Schöpfung ihre Würcklichkeit erlanget haben, bekannt machen, sondern auch, was in ihren Kräften annoch verborgen lieget, fleissig studieren, um so viel mehr, da dieses leztere, nemlich die Nachahmung der Natur in dem Möglichen, das eigene und Haupt-Werck der Poesie ist. Denn ich darf vor gewiß setzen, daß die Dicht-Kunst, insoferne sie von der Historie unterschieden ist, ihre Originale und die Materie ihrer Nachahmung nicht so fast aus der gegenwärtigen, als vielmehr aus der Welt der möglichen Dinge entlehnen müsse. Es ist das Amt der natürlichen, politischen, und moralischen Historie, die sichtbaren Gegenstände und Phänomena, den Lauff der Begebenheiten, und die Sitten und Handlungen der Menschen, wie sie würcklich sind, nach ihrer Natur und Wahrheit zu erzehlen und zu beschreiben. Ihre Absicht ist demnach diejenige Wahr-

heit, die in der Würcklichkeit der Dinge, und dem Zeugnisse der Sinnen gegründet ist; darum ist auch ihre gantze Bemühung in den Kreiß der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge eingeschlossen. Dagegen hat der Poet zur Absicht, durch wohlerfundene und lehrreiche Schildereyen die Phantasie des Lesers angenehm einzunehmen, und sich seines Gemüthes zu bemächtigen; Diese Absicht zu erreichen wird eben nicht erfordert, daß seine poetischen Erzehlungen würckliche und historische Wahrheiten seyen; sondern es ist schon genug, wenn sie nur nicht unmöglich und unwahrscheinlich sind. Der Poet sucht nicht den Glauben eines Zeugen zu erhalten, aber er vermeidet den Vorwurff eines Lügners; wenn er daher auch solche Personen in seinen Gedichten aufführet, die nach dem Zeugniß der Historie würcklich vorhanden gewesen sind, versetzet er dieselben in gantz neue Umstände, und läßt sie dann reden, thun und handeln, wie sie nach ihrer Natur und Beschaffenheit wahrscheinlicher Weise reden und handeln könnten und würden;

Atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Da bekümmert er sich nicht um die historische Wahrheit seiner Vorstellungen, weil er ohne dieselbe, bloß durch die Wahrschein-

lich-

keit, seinen Zweck und Absicht erreichen kan. Die Tragödien von Cid, Cinna, Polieuctes thaten auf viele tausend Zuseher in dem untern Boden des Schauspiel-Hauses, welche von diesen Personen niemahls zuvor reden gehöret hatten, eine eben so starcke Würckung, als auf diejenigen Gelehrten, die ihre gantze Historie innen hatten. Das Wahrscheinliche, welches sich in den würcklich eingeführten Gesetzen und dem gegenwärtigen Laufe der Natur gründet, ist für den grösten Theil der Menschen eben so wahr, als das so würcklich geschehen ist, weil ihm nichts mangelt, als die Treu und Aufrichtigkeit dessen, der es erzehlet und bezeuget; und das, so würcklich geschehen ist, kömmt ihm bloß als wahrscheinlich vor, weil ihm die Zeugnisse, worauf dessen Wahrheit beruhet, nicht bekannt sind. Daher hat auch Aristoteles gesagt: „ Das Mögliche ist glaubwürdig, aber das „ würcklich geschehene ist bekannt und offen„ bar, massen es nicht geschehen wäre, wenn „ es unmöglich gewesen wäre. „ Nun ist die Poesie Ars popularis, die das Ergetzen und die Verbesserung des grössern Haufens der Menschen suchet. Zudem wird diese poetische Mahler-Kunst in Ansehung ihrer Materie und Erfindung eben darum die Dicht-Kunst genennet, weil sie sich auf das Wahrscheinliche gründet; denn was ist

Dich-

Dichten anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen formieren, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Welt-Gebäude zu suchen sind. Ein jedes wohlerfundenes Gedicht ist darum nicht anderst anzusehen, als eine Historie aus einer andern möglichen Welt: Und in dieser Absicht kömmt auch dem Dichter alleine der Nahme Ποιητὴς, eines Schöpfers, zu, weil er nicht alleine durch seine Kunst unsichtbaren Dingen sichtbare Leiber mittheilet, sondern auch die Dinge, die nicht für die Sinnen sind, gleichsam erschaffet, das ist, aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Würcklichkeit hinüberbringet, und ihnen also den Schein und den Nahmen des Würcklichen mittheilet.

Da nun alle Dinge, welche die Natur dem Mahler und Poeten zur Nachahmung vorleget, entweder in das Reich der möglichen oder in das Reich der würcklichen Dinge gehören, so ist hieraus offenbar, daß die Vorstellungen dieser beyden Künste in Ansehung der Materien sich auf das würckliche oder mögliche Wahre gründen müssen, wann sie uns gefallen sollen. Denn es giebt zwo Gattungen des Wahren in der Natur, eines hat alleine in der gegenwärtigen Welt Plaz, das andere aber findet sich nur in der Welt der möglichen Dinge; jenes können wir das

histo-

hiſtoriſche, und dieſes das poetiſche Wahre nennen: Beyde dienen zwar zu unterrichten, aber das leztere hat noch den beſondern Vortheil, daß es uns zugleich durch das Verwunderſame einnimmt und beluſtigt, da es Dinge, die nicht würcklich ſind, in unſere Gegenwart bringet; und eben hierinnen lieget der Grund des Ergetzens, das von der Materie der poetiſchen Schilderenen herrühret; wie Ariſtoteles im zweyten Cap. des erſten B. von der Rhetorick mit dieſen wenigen Worten zu verſtehen giebt: καὶ τὸ μανθάνειν καὶ τὸ θαυμάζειν ἡδύ.

Der Menſch hat von Natur eine angebohrne unerſättliche Wiſſens-Begierde, dieſe erſtrecket ſich ſo wohl auf das Mögliche als auf das Würckliche, ja die Erfahrung lehret, daß der Menſch noch viel begieriger iſt, das Mögliche und Zukünftige zu erforſchen, als ſich das Würckliche und Gegenwärtige bekannt zu machen. Die Erweiterung unſerer Erkenntniß geſchieht darum niemahls ohne Ergetzen, und dieſes Ergetzen iſt um ſo viel gröſſer, je gröſſer die Begierde geweſen, von einer Sache unterrichtet zu werden, und je ſeltzamer und wunderbarer die Sache iſt, von welcher wir unterrichtet werden. Cicero hat im erſten B. von den Pflichten des Menſchen angemercket, daß die Erkenntniß des Wahren nothwendig Luſt gebähren müſſe, eben wie hingegen die Erkenntniß

niß des Falſchen natürlicher Weiſe Unluſt und Eckel bringet. Locus, ſagt er, qui in veri cognitione conſiſtit, maxime attingit naturam humanam: omnes enim trahimur & ducimur ad cognitionis & ſcientiæ cupiditatem, in qua excellere pulchrum putamus; labi autem, errare, neſcire, & decipi, & malum & turpe ducimus. Das poetiſche Schöne muß hiermit natürlich und auf die Wahrheit gegründet ſeyn; hingegen kan das unnatürliche, welches immer falſch und unmöglich iſt, niemahls gefallen. Der Grund und Boden des Schönen oder des Ergetzens in der Mahler-Kunſt iſt kein anderer als die Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit. Ein Mahler macht ſich lächerlich, wenn er, wie Horatius ſagt,

Delphinum ſylvis appingit, fluctibus aprum,

oder eine Schiffs-Flotte auf einem Thurme an Ancker leget, oder ein ſchönes Frauenzimmer aus einem Blumen-Topfe hervor ſchwimmen läßt; das Falſche, Unwahrſcheinliche oder in gewiſſer Abſicht Unmögliche muß dem menſchlichen Verſtand, ſo bald es wahrgenommen wird, natürlicher Weiſe Widerwillen und Eckel verurſachen, weil es die angebohrne Wiſſens-Begierde des Menſchen in ihrem Verlangen aufziehet, und den Fortgang in der Erkenntniß unterbricht. Der Verſtand läßt ſich eben ſo ungern mit einem

äffen-

äffenden Blendwerck zufrieden ſtellen, als ein hungeriger mit gemahleten Speiſen geſättigt wird. Zudem iſt das Falſche, und in gewiſſen Abſichten Unmögliche, keiner Nachahmung fähig, es iſt ein Zero, ein Nichts, wovon der Verſtand nichts begreiffen kan; und die Natur kan nichts widerſprechendes hervorbringen; folglich hat auch das unnatürliche weder in der würcklichen noch in der möglichen Welt einiges Original, ſondern es iſt eine bloſſe Würckung des blinden und unverſtändigen Zufalles. Dieſem gemäß iſt dieſes die erſte und die Grund-Regel, nach welcher ſich alle Künſte, hiermit auch die Künſte des Mahlers und des Poeten achten und richten ſollen, daß ſie in ihrer Nachahmung alleine auf die Kräfte der Natur ſehen, ihre Materie, Muſter, und Urbilder von derſelben entlehnen, und hiermit ihre Arbeit auf das Wahre oder Wahrſcheinliche gründen.

Die Künſte dieſer Schüler der Natur beſtehen in einer geſchickten Nachahmung: Wie nun alle Nachahmung ein gewiſſes Urbild und Muſter vorausſetzet, welches die Kunſt nach der Natur auszudrücken und vorzuſtellen befliſſen iſt, alſo ſchlieſſet der Begriff von der Nachahmung auch eine Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit dem Urbild in ſich ein; je vollkommener dieſe Aehnlichkeit iſt, deſto glücklicher iſt auch die Nachahmung gerathen. Folglich beſtehet die gröſte Vollkommenheit

dieſer

dieſer beyden Künſte in der vollkommenen Uebereinſtimmung zwiſchen dem Urbild in der Natur und der durch die Kunſt verfertigten Schilderey. Dieſe Uebereinſtimmung aber wird aus der Gleichheit der Würckung unfehlbar erkennet, wenn beyde, das Original und die Copie auf ein gleiches Gemüthe eine gleiche Würckung haben, und einen gleichen Eindruck machen.

Ich weiß zwar wohl, daß ſich zwiſchen dem Eindruck, welchen die Natur durch die Gegenwart ihrer Urbilder auf das Gemüthe würcket, und demjenigen Eindruck, welchen auch die geſchickteſte Nachahmung der Kunſt verurſachet, allezeit welcher Unterſchied befindet, aber dieſes nicht in Anſehung der Art des Eindruckes, ſondern in Anſehung ſeiner Kraft; denn da die Gegenſtände der Natur eine wahre Würcklichkeit haben, ſo muß ihre Würckung auch ſtrenger, ernſthafter, und dauerhafter ſeyn, als die Würckung des nachgeahmten Bildes, welches nur den Schein der Wahrheit und Würcklichkeit annimmt; in welchem Abſehen Quintilianus im zweyten Cap. des zehnten B. geſagt hat: Iis quæ in exemplum aſſumimus, ſubeſt natura & vera vis: contra omnis imitatio ficta eſt, und: Quidquid alteri ſimile eſt, neceſſe eſt minus ſit eo quod imitatur. Die Kunſt ſuchet ihren Ruhm nicht darinnen, daß ſie mit der Natur um den Vorzug eifere, ſondern ihr Ruhm-

Ruhm-Eifer bestrebet sich allein durch die Nachahmung und den angenommenen Schein des Wahren die Natur in der Art und Gleichheit ihrer Würckungen zu erreichen; und da ihre Absicht ist, durch diese nachgeahmten Rührungen zu belustigen, so ist nothwendig, daß ihre Eindrücke in einem geringern Grade streng und dauerhaft seyn, als diejenigen sind, die von der Kraft des Wahren herrühren; indem alles Widrige und Unangenehme in den Gemüthes-Bewegungen von der Heftigkeit und Dauer derselben entstehet. Unter den Mahlern ist denn derjenige der geschickteste Meister, der so lebhafte und entzükende Schildereyen verfertigt, daß die Zuseher sich eine Weile bereden, sie sehen das Urbild selbst gegenwärtig vor Augen. Das Gemählde des Zeures war ein vortreffliches Meisterstücke, da er etliche Trauben so natürlich gemahlet, daß die Vögel selbst dadurch verführet und betrogen worden: Und unter den poetischen Mahlern verdienet ebenfalls derjenige den ersten Platz, der uns durch seine lebhaften und sinnlichen Vorstellungen so angenehm einnehmen und berucken kan, daß wir eine Zeitlang vergessen, wo wir sind, und ihm mit unserer Einbildungs-Kraft willig an den Ort folgen, wohin er uns durch die Kraft seiner Vorstellungen versetzen will, daß wir auch des süssen Irrthums nicht eher gewahr werden, bis wir von dieser Zerstreuung und Entzü-

kung erlediget und unſrem eigenen Nachdencken wieder überlaſſen werden. Horatz ſetzet eben hierinn das gröſte Lob und die gröſte Kraft der Dicht-Kunſt, in ſeinem poetiſchen Sendſchreiben an Auguſtus, im zweyten B.

Ille per extentum funem mihi poſſe videtur
Ire poeta, meum qui pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falſis terroribus implet,
Ut magus, & modo me Thebis, modo ponit Athenis.

Wo er durch das INANITER angit, und FALSIS terroribus implet, eben zu verſtehen giebt, daß der Poet uns nur durch den Schein der Wahrheit zu bewegen, und die Natur alleine in der Aehnlichkeit ihrer Würckungen, nicht aber in der wahren Kraft derſelben nachzuahmen ſuche.

Auf dieſer Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung der Nachahmung der Natur beruhet nun einestheils die lebhafte Deutlichkeit der Schildereyen, von welcher die wunderbare Kraft die Phantaſie zu rühren entſtehet, die uns nöthigt, bey Anſchauung einer Schilderey bey uns ſelbſt zu ſagen: In Wahrheit es iſt eben das, was ich geſehen, was ich gehöret habe; oder was ich mit meinen Augen ſehen, mit meinen Ohren hören würde, wenn mir das Original von dieſer Sache vor Augen oder zu Ohren käme. Die alten Kunſt-Lehrer haben dieſe lebhafte Deutlichkeit

keit eben darum ἐνέργειαν und Evidentiam genennet, und Quintilianus hat im dritten Cap. des achten B. davon gesagt: Consequemur autem ut manifesta sint, si fuerint similia: Atque hujus summæ virtutis facillima est via, NATURAM INTUEAMUR. Andern theils beruhet auf dieser Aehnlichkeit der Copie mit dem Original die Wahrheit der Schildereyen und mahlerischen Vorstellungen, insofern dieselbe in der Kunst der Nachahmung Platz hat. Je grösser und offenbarer die Aehnlichkeit mit dem Urbild ist, desto mehr Licht und Wahrheit hat das Gemählde. Im Gegentheil wenn keine Aehnlichkeit in denen ausnehmenden Merckmahlen, dadurch eine Sache von andern ihres gleichen unterschieden ist, angetroffen wird, so ist die Schilderey falsch und lügenhaft, weil sie uns etwas gantz anderes vorstellet, als was sie uns hat vorstellen sollen oder vorgehabt hatte. Diesemnach kan das poetische Wahre, welches der Grundstein alles Ergetzens ist, dergestalt beschrieben werden; es sey eine deutliche Uebereinstimmung des ähnlichen Gemähldes mit solchen Urbildern, die in dem Reiche der Natur anzutreffen, und also möglich sind.

Wenn nun besagter Massen die Kunst des Mahlers und des Poeten in der Nachahmung bestehet, so lieget darinn ein neuer Grund des Ergetzens, so diese Künste mit

ſich bringen, und welches auch unmittelbar von der Kunſt der Nachahmung entſtehet. Die Nachahmung iſt dem Menſchen etwas natürliches, ſie iſt ihm gleichſam angebohren, wie Ariſtoteles im vierten Cap. von der poetiſchen Kunſt anmercket; alle ſeine Handlungen ſind nichts anders, als eine bloſſe Nachahmung, daher kömmt es auch, daß die Exempel eine ſo groſſe Kraft auf das menſchliche Gemüthe haben; und darum muß auch alle Nachahmung ein beſonderes Ergetzen bringen, welches um ſo viel mehr anwächſt, als glücklicher die Nachahmung gerathen iſt. Daß die bloſſe Kunſt der Nachahmung ohne Abſicht auf die Materie eine ſolche Kraft zu ergetzen habe, zeiget ſich unſtreitig daraus, weil die künſtliche Vorſtellung einer Sache, die vor ſich gantz unangenehme und widrige Eindrücke verurſachen würde, in der Nachahmung beluſtigt. Therſites konnte in ſeiner häßlichen Ungeſtalt durch die würckliche Betrachtung derſelben keinen angenehmen Eindruck machen, Homerus giebt das zu verſtehen, wenn er ihn den häßlichſten Mann heiſſet; aber wer kan das Gemählde deſſelben in folgenden Verſen ohne Beluſtigung leſen: „ Er ſchielete, er hunk an einem Fuß, „ die krummen Schultern warffen ſich vor„ werts auf die Bruſt. Der Kopf war oben „ zugeſpizt, und darauf ſtuhnd ein Krantz „ von etlichen wenigen Haaren. „ Und wem

wem gefällt nicht folgendes Gemählde von einem alten Weibe, in dem Neujahrs-Gedichte von 1722. in Brockes Jrd. Vergn.

- - Wie häßlich iſt doch ein verjahrter Leib!
Beſchau nur einſt mit Ernſt - - - -
Die grindig-gelbe Haut voll runzelichter Tiefen
Der ſchielen Augen Rot, die unaufhörlich triefen,
Ihr kal und zitternd Haupt, den Zähne-leeren Mund,
Voll zähen Roz u. Schleim, die blau-geſchwollnen Lippen,
Die ſchlaffe platte Bruſt, die magern dürren Rippen,
Den zitternd krummen Hals, des Rückens höckricht Rund,
Des Kinns entfleiſchte Höh, die Hölen welker Wangen.

Ariſtoteles hat eben dieſes, im vierten Cap. von der poetiſchen Kunſt, als einen Beweiß-Grund angeführet: „ Etliche Urbilder, ſagt er, als abſcheuliche Thiere, „ Todte, oder Sterbende, die wir in der „ Natur nicht anſchauen dörften, oder die „ wir nicht ohne Widerwillen oder mit „ Schrecken anſchauen würden, ſehen wir „ mit Ergetzen im Gemählde, und je geſchickter ſie nachgeahmet ſind, je mit groſſerm Ergetzen betrachten wir ſie. „ Alſo werden uns die ſtrengen Leidenſchaften des Schreckens und des Mitleidens erträglich, ja angenehm, wenn ſie durch eine geſchickte Nachahmung in unſrer Bruſt hervorgebracht werden. Eine Art Todes, wie der Phedra war; eine junge Princeſſin, die in ſcheußlichen Gichtern den Athem ausbläßt,

blaßt, und sich selbst in ihren lezten Reden einer schwarzen Lasterthat anklaget, welches sie an sich selbst mit eingenommenem Gift gestraffet hat, wäre ein Begegniß, das jedermann fliehen würde. Etliche Tage würden erfodert, eh wir die leidigen Gedancken aus dem Sinne schlagen könnten, welche ein solcher Anblick uns unfehlbar in die Phantasie tief einprägen würde. Aber Racinens Tragödie von Phedra, die uns eine Nachahmung von diesem Begegniß vorstellet, beweget und rühret uns, ohne daß sie den Samen zu einer anhaltenden Traurigkeit in unsrer Brust ausstreue. Sie machet daß die Thränen uns aus den Augen rinnen, ohne daß sie uns in der That traurig mache. Die Betrübniß liget so zu sagen nur an dem Rande unsers Hertzens, und wir spühren wohl, daß unsere Thränen mit der Vorstellung der sinnreichen Erfindung, die daran Ursache ist, aufhören werden.

Fraget man nun, woher und auf welche Weise dieses Ergetzen entstehe, welches die geschickte Nachahmung der Kunst durch ihre eigenthümliche Kraft zuwege bringet, so ist die Haupt-Ursache davon diejenige, welche Aristoteles im vierten Cap. seiner Poetick angiebt, weil man in einer geschickten und glücklichen Nachahmung neben der Wahrheit auch eine feine Geschicklichkeit

und

und Fertigkeit vor ſich findet, da ſolches dem Geiſt Anlaß zu Ueberlegungen und Betrachtungen giebt, ſo daß er dergeſtalt allezeit etwas neues innen wird. Dieſer weltweiſe Mann erkläret ſich ſelbſt hierüber deutlicher in dem erſten B. ſeiner Rhetorick im zweyten Cap. wo er ſaget: „Weil „ das Lernen und die Verwunderung etwas angenehmes mit ſich führen, ſo geſchicht nothwendig, daß die Sachen, die „ durch Nachahmen gemachet ſind, uns Ergetzen verurſachen, z. E. die Mahler-Kunſt, „ die Bildhauer-Kunſt, die Poeſie, kurtz, „ alles, was wohl nachgeahmet iſt, ob „ die nachgebildete Sache gleich unangenehm iſt, weil das Ergetzen nicht von „ derſelben entſpringet, ſondern von der „ Gewahrwerdung im Ueberlegen, daß dieſes Ding eben daſſelbe iſt, alſo daß wir etwas lernen können.„ Die zwo Quellen des Ergetzens, das von den Künſten entſpringet, ſind nach Ariſtoteles μανθάνειν und θαυμάζειν, die Erweiterung unſerer Erkenntniß und die Verwunderung. Das Ergetzen iſt alſo zweyfach, das erſte entſtehet eigentlich von der Materie der Nachahmung, das andere von der Kunſt der Nachahmung. Gleichwohl bemercket Ariſtoteles, daß dieſes doppelte Ergetzen auch in der Kunſt der Nachahmung auf gewiſſe Weiſe vereinigt zu finden ſey; und daß die Nach-

ahmung nicht alleine in Absicht auf ihre Materie lehrreich sey, weil sie uns mancherley Wahrheiten der Natur vorleget; sondern auch weil die geschickte Nachahmung uns die Sachen in einem solchen Licht vorstellet, daß wir uns nicht entschlagen können, dieselben aufmercksam zu betrachten, dabey wir Anlaß zu allerley Betrachtungen bekommen. Die Nachahmung hat in der That mehr Kraft, die Aufmercksamkeit der Leute zu unterstützen, als die Natur selbst. Wir haben mehr Aufmercksamkeit für die Früchte und die Thiere, die in einem Gemählde vorgestellet werden, als wir für diese Sachen selber haben würden. Die Copie ziehet uns stärcker an sich, als das Original. Stellet uns die Nachahmung einen bekannten Gegenstand vor Augen, wovon wir allbereit einen Abdruck im Kopf haben, so nöthigt sie uns zugleich die Nachahmung mit dem Urbild, die Kräfte der Kunst mit den Kräften der Natur, die Empfindungen, welche die Kunst hervorbringet, mit denen Begriffen und Empfindungen, so die würcklichen Gegenstände selbst in unserm Gemüthe hinterlassen haben, zu vergleichen, und von ihrer Uebereinstimmung und Aehnlichkeit zu urtheilen; welche Gemüthes-Beschäftigung dem Menschen nicht alleine für sich selbst sehr angenehm ist, sondern auch seine Begriffe von den Dingen der Natur, und der Vollkommenheit

keit der Kunſt nothwendig vermehren muß. Ich ſage, dieſe Gemüthes-Beſchäfftigung, da die Copie mit dem Originale verglichen wird, ſey dem Menſchen für ſich ſelbſt angenehm, dieſes geſchicht nicht alleine darum, weil ſie ſehr leicht und natürlich iſt, ſondern auch, weil ſie ihm eine gute Meinung von ſeiner Fähigkeit und Vollkommenheit beybringet, und ſeiner angebohrnen ſtoltzen Eigenliebe angenehm ſchmeichelt. Denn wie Quintilianus ſaget: Auditoribus grata ſunt hæc, quæ quum intellexerint, acumine ſuo delectantur & gaudent, non quaſi audiverint, ſed quaſi invenerint. Wir ſehen nemlich eine geſchickte Nachahmung an, als einen Abdruck von einem Urbilde, das wir ſchon zuvor in dem Kopf haben; die Nothwendigkeit ſelbſt ſetzet uns gleichſam zum Richter darüber, und fordert unſer Urtheil von uns. Alſo mercken wir nicht, daß der Verfaſſer uns hat unterrichten wollen, ſondern glauben vielmehr, daß er die Demuth gehabt habe, uns ſeine Gemählde zur Beurtheilung zu übergeben. Mithin legen wir uns eine Herrſchaft über denſelben bey, und meſſen die Entdeckung der Schönheiten in einem Gemählde mehr unſrer Geſchicklichkeit, als der Kunſt des Mahlers zu. Man hat angemercket, daß die künſtliche Abbildung von einer unbekannten Perſon, die wir niemahls geſehen haben, ein ſchwacheres Ergetzen verurſa-

urſachet, als das Conterfait einer bekannten Perſon; was mag die Urſache deſſen ſeyn, da doch die Vorſtellung eines unbekannten Bildes den Vortheil hat, daß es uns von etwas neuem unterrichtet? Keine andere, als weil bey der Vorſtellung einer unbekannten Sache, von der wir kein Urbild in dem Kopf haben, dieſe angenehme Vergleichung des Abdruckes mit dem Urbilde nicht Plaz hat; denn man kan von der Schönheit einer Nachahmung nicht urtheilen, wenn man das nachgeahmte Urbild nicht kennet. Aber alsdann entſtehet das Ergetzen, wie Ariſtoteles in der angezogenen Stelle ſehr wohl ſagt, nicht von der Schönheit der Nachahmung, ſondern von der Schönheit der Schilderey, oder dem Leben und der Vermiſchung der Farben, oder der Wahl der Handlung, oder den Gebehrdungen der Perſonen, und von vielen andern Sachen, ſo das Auge an ſich ziehen, und zugleich dem Geiſt etwas zu thun geben, und ihn in währender Ergetzung unterrichten. Gleichwohl iſt hier zu erinnern, daß auch bey der Vorſtellung unbekannter Dinge, von welcher Art die Poeſie eine Menge aus dem Reiche der möglichen Welt vorſtellet, eine ähnliche und eben ſo angenehme Gemühtes-Beſchäfftigung und Ueberlegung in den Gedancken ſtatt hat, da wir nemlich dieſe unbekannten Bilder mit andern ähnlichen und bekannten vergleichen, und aus

Zuſam-

Zuſammenhaltung der Umſtände entſcheiden, ob ſie möglich und wahrſcheinlich ſeyen. Mithin iſt in der That das Ergetzen, welches das Verwunderſame in der Kunſt der Nachahmung hervorbringet, viel ſtärcker und empfindlicher, als dasjenige, welches von dem Lehrreichen entſtehen kan. Wenn die Nachahmung uns durch die vollkommene Aehnlichkeit in Zweifel ſetzet, ob wir nicht das Urbild ſelbſt vor dem Geſichte haben, wenn ſie eben die Empfindungen und Regungen in uns hervorbringet, welche das gegenwärtige Urbild erwecket hätte, ſo muß dieſe verwunderſame Kraft nothwendig die Betrachtung veranlaſſen, wie groß die Fähigkeit der menſchlichen Kräfte ſey, daß ſie die Kräfte der Natur durch die Kunſt hat erreichen mögen. Erſtaunung und Entzückung überfallen uns, wenn wir den Menſchen zu ſolchen vortrefflichen Wercken geſchickt und tüchtig finden, und füllen uns mit prächtigen Einbildungen von unſrer Würde an. Mit dieſer Verwunderung über die Nachahmungs-Kunſt wächßt zugleich das Ergetzen, wenn wir ferner betrachten, daß dieſelbe geſchickt iſt, nicht alleine das Gemüthe in Bewegung zu ſetzen, und den Verdruß, der den Mangel an Geſchäften begleitet, zu verjagen, ſondern auch die Gemüthes-Leidenſchaften von allen widrigen Folgen und Zufällen völlig zu reinigen, alſo daß wir ein reines Ergetzen genieſſen kön-

können, auf welches keine solche Ungelegenheiten folgen, als die ernsthaften Bewegungen zu begleiten pflegen. Lucretius hat solches von der Furcht angemercket, welches eine ungestüme und beklemmende Leidenschaft ist; er sagt, daß die Nachahmung sie gleichsam von aller Gefährlichkeit erledige, und alle Bangigkeit davon sondere:

Suave mari magno turbantibus æquora ventis
E terra alterius magnum spectare laborem:
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa, tui sine parte periculi.

Und diese Ueberlegung tui sine parte periculi ist eben die Ursache, daß die künstlichen Vorstellungen von erschrecklichen und furchtbaren Dingen in der Nachahmung ergetzlich werden; welches Cicero in dem Schreiben an Lucceius, in welchem er diesen geschickten Historicus auf eine feine Art aufmuntert, die Geschichte von seinem Bürgermeister-Jahre zu verfassen, mit diesen Worten bekräftigt: Nihil est aptius ab delectationem Lectoris, quam temporum varietates, fortunæque vicissitudines? quæ etsi nobis optabiles in experiendo non fuerunt, in legendo tamen erunt jucundæ: habet enim præteriti doloris secura recordatio delectationem: ceteris vero nulla perfunctis propria molestia, casus autem alienos sine ullo dolore intuentibus, etiam ipsa miseri-

cordia

cordia eſt jucunda. Quem enim noſtrum ille moriens apud Mantineam Epaminondas non cum quadam miſeratione delectat? qui tum denique ſibi avelli jubet ſpiculum, poſteaquam ei percontanti dictum eſt, clypeum eſſe ſalvum: ut, etiam in vulneris dolore, æquo animo cum laude moreretur. Cujus ſtudium in legendo non erectum Themiſtoclis fuga redituque retinetur?

Der vierte Abſchnitt.

Von der Wahl der Materie.

DAs Verwunderſame in der Natur, welches in den Verſtand leuchtet, bringt dem groſſen Haufen der Menſchen kein Ergetzen. Unter den ſinnlichen Gegenſtanden machen nicht alle Dinge einen gleichen Eindruck. Wahl der Urbilder nach den beſondern Abſichten des Poeten. Ein übelgewehlter Gegenſtand bringt dem Poeten noch mehr Nachtheil als dem Mahler. Doppelter Grund des Ergetzens, das von der Nachahmung entſteht, die Befriedigung des Verlangens nach Wiſſenſchaft, und die Bewegung des Gemüthes. Vorzug der bewegenden Bilder. Einſchränckung der Wahl der Bilder durch die verſchiedenen Gattungen Gedichte; ferner, durch die Geſetze der Ehrbarkeit. Vertheidigung einer Stelle in der Rede des Phœnix zu Achilles wider la Motte. Lehrſatz der ſtoiſchen Weltweiſen wider die Ehrbarkeit. Beſtrafung der Cyniſchen Poeten. Daß das Nützliche in die Abſichten der Poeſie einflieſſen müſſe.

Nach-

NAchdem ich nun gesagt habe, daß die Kunst des Poeten so wohl als des Mahlers in einer geschickten Nachahmung der Natur bestehet, und daß ihre vornehmste und erste Absicht ist, die Wahrheit den Gemüthern auf eine angenehm-ergetzende Weise beyzubringen, so hoffe, mein Leser werde mir mit seiner Aufmercksamkeit nicht ungerne zu einigen absonderlichen Betrachtungen der Materie der poetischen Nachahmung nachfolgen, da ich zu untersuchen gedencke, was für Kraft und Nachdruck eine geschickte Wahl der Materie den Wercken der Poesie mittheilen könne. Nach Vollendung dessen wird mir obliegen, die Vortheile und Geheimnisse der poetischen Kunst, welche sie in der Ausführung ihres Vorhabens mit so erwünschtem Fortgang anwendet, zu erklären und an das Licht zu stellen.

Die Kunst muß ihre Urbilder, die sie durch eine geschickte Nachahmung sinnlich vorstellen will, in der Natur aufsuchen und bey ihr entlehnen, alldieweil das Unnatürliche uns nicht gefallen kan. Die Natur hat denen Künsten des Poeten und des Mahlers alle ihre Schätze, auch die verborgensten vor den äusserlichen Sinnen, eröffnet, und ihnen ohne Maßgebung überlassen, die Wahl unter denselben nach ihren Absichten einzurichten. Nun ist die Natur

tur zwar in allen ihren Wercken über die Massen verwundersam, und ein aufmercksamer Geist findet in einer tiefen Betrachtung derselben immer neue Materie zu seiner Ergetzung, und gleichsam eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen, er richte seine Gemüthes-Augen auf das unerforschliche Wesen derselben, und auf ihre unbegreifliche Zeugung, oder auf ihre unermeßliche Mannigfaltigkeit, auf ihren Zusammenhang, Ordnung, Ebenmaß, Verhältniß unter und gegen einander, auf ihre weisen Absichten, auf eines jeden Stükes Gestaltung, innerliche Beschaffenheit, Vollkommenheit in seiner Art, und so fort. Alle diese Betrachtungen und derselben geschickte Vorstellungen müssen ohne Ausnahm und Unterschied einen angenehm erleuchtenden Einfluß auf den Verstand haben: Alleine dergleichen Betrachtungen erfordern ein tiefes und strenges Nachdenken, wozu die wenigsten Menschen geschickt sind, daher auch das Verwundersame in den Wercken der Natur, welches alleine den forschenden Verstand bestralet, für den grösten Haufen der Menschen nichts empfindliches hat, und darum auch in ihrem Kopf ungeschmackt und ohne Ergetzen ist. Die Natur hat dem Menschen ein allgemeineres und vor seine Natur bequemeres Ergetzen zugedacht, dessen Genuß ihm nicht

so

so schwer ankommen sollte, aus dieser Ursache hat sie ihn mit den Sinnen, als mit Werckzeugen begabet, mittelst deren die Schönheiten der Natur sich ihm durch einen blossen Eindruck ohne seine Mühe offenbareten; welches machet, daß auch die meisten Menschen mehr nach einem sinnlichen Ergetzen streben, und mehr durch das Gefühl als durch den Verstand geleitet werden; denn es ist viel leichter, den Eindrücken folgen, welche die Sachen in der Natur auf uns machen, und die meisten Leute wissen kein ander Mittel, als dieses, sich vor Verdruß zu verwahren. Und eben dieses sinnliche Ergetzen ist dasjenige, welches die Dicht- und die Mahler-Kunst durch die Nachahmung hervorzubringen suchen; da sie nemlich sich bestreben, die Sachen so lebendig nachzubilden, daß ihre Gemählde eben dieselben Eindrücke auf die Phantasie und das menschliche Gemüthe machen, als die natürlichen Gegenstände durch die Kraft ihrer würcklichen Gegenwart thun würden. Nun lehret uns aber die unwidersprechliche Erfahrung, daß nicht alle Dinge in der Natur, die eine gleiche Wahrheit haben, auch einen gleichen Eindruck in dem Gemüthe machen, oder dasselbe mit einer gleichen Kraft rühren; nicht alle Speisen reizen den sinnlichen Geschmack auf einem gleichen Grad und mit einer gleichen Lust; wir

ſuchen den widrigen Geruch, der uns von einem Todten-Aaß in die Naſe ſteiget, durch einen angenehmern vorſichtig zu dämpfen; eine ſanfte Muſik, das murmelnde Rauſchen einer Bache, und das gräßliche Gebrülle des Donners machen gantz verſchiedene Eindrücke auf den Sinn des Gehöres; die Morgenröthe, die untergehende Sonne, der Zug und die Bewegungen eines Kriegs-Heeres, ein Sturm auf der See, ein Waſſer-Fall, die Eißberge, die von den Schweitzern Glätſcher genannt werden, ſind alles Sachen, die nach gantz verſchiedenen Weiſen auf das Gemüthe würcken. Folglich hat unter den Urbildern, ſo die Natur dem Poeten und dem Mahler zum Muſter ausgeſtellet hat, eine vernünftige Wahl Platz, welche durch die beſondern Abſichten eines jeden Vorhabens beſtimmet wird; und es iſt auch in der That ſehr viel, ja alles an dieſer Wahl der Bilder gelegen, angeſehen der glückliche Fortgang einer Vorſtellung gröſtentheils von derſelben abhängt, alldieweil die Nachahmungen uns nur in dem Maaſſe rühren, als die nachgeahmete Sache ſelbſt thun würde, wenn wir ſie wahrhaftig vor Augen ſähen. Dergeſtalt wäre es an einem Poeten oder Mahler, wie Düboß wohl angemercket hat, das unvorſichtigſte Stücke, wenn ſie ſolche Sachen vor ſich nähmen

nachzuahmen, welche wir in der Natur mit Gleichgültigkeit anschauen würden; wenn sie ihre Kunst anwendeten, uns Handlungen vor Augen zu stellen, die nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit von uns erhalten würden, wenn wir sie wahrhaftig geschehen sähen. Wie wird uns die Copie rühren können, da ihr Original selbst solches nicht vermag? Wie wird ein Gemählde vermögen, unsere Augen auf sich zu ziehen, welches einen Bauer vorstellet, der zwey Last-Thiere vor sich her treibet, wenn die Handlung, die in diesem Gemählde nachgeahmet wird, unser Gesicht nicht auf sich ziehen mag? Wir loben zwar den Mahler wegen seiner Kunst, diese Sache geschickt nachzuahmen, aber wir tadeln ihn, daß er seinen Fleiß auf Sachen gewandt hat, um die wir uns so wenig bekümmern. Ja ich muß hier insbesondere anmercken, daß der Mahler in diesem Stücke noch einen wichtigen Vortheil vor dem Poeten besitzet, welchen ihm die besondere Art der Nachahmung, der er sich bedienet, einräumet; ein Gemählde kan uns durch die bloße Schönheit der Verfertigung gefallen, ohne daß die Sache, die es vorstellet, etwas dazu beytrage; wenn schon die Materie seiner Vorstellung nichts vortreffliches oder verwunderſames an sich hat, so kan dennoch sein Gemählde durch das hohe Licht

und

und die Vermischung der Farben, oder durch das Leben der Vorstellung, oder durch einen andern Vortheil der Kunst das Auge ergetzen, und in dieser Absicht schätzbar seyn; wie die künstlich gemahleten Weintrauben des Zeuxes und des Parrhasius, und der feine Pinsel-Zug, mit welchem Apelles dem berühmten Mahler Protogenes seine unerwartete Ankunft auf der Insel Rhodus verrathen hat; diese belobten Meisterstücke haben ihren Preiß nicht von der Materie ihrer Vorstellung, sondern von der Kunst bekommen, die ihre Urheber in der Nachahmung erwiesen haben, man bewunderte in denselben den Pinsel, der die Natur so genau hat nachahmen können, woraus erhellet, daß eine glückliche Nachahmung den Verdienst des Mahlers am meisten erhebet. Da hingegen der Poet in der Ausführung seines Vorhabens statt der sichtbaren Farben sich der Worte und ihrer harmonischen Verbindung bedienen muß, so hat die einfältige Nachahmung eines übelerwehlten Gegenstandes keine eigentümliche Schönheit oder Kraft, durch welche sie das Gemüthe entzücken, oder in Bewegung setzen könnte. Die Schönheiten in der Ausarbeitung machen vor sich alleine kein Gedicht zu einem guten Stücke, wie sie ein Gemählde zu einem schätzbaren Wercke machen. Die Welt machet niemahls viel aus den Wercken ei-

nes Poeten, der keinen andern Talent hat, als daß er es in der Mechanick seiner Kunst hoch gebracht hat. Vermöge dieser Anmerkung bestehet der wahre Verdienst eines Poeten im wenigsten darinn, daß er ohne Wahl und Unterschied alles schildere, was in der Natur vorkömmt, und es ist bey weitem nicht das vollkommenste Lob, wenn man gleich von seinen Wercken sagen kan, daß sie wahr, natürlich und ähnlich seyn; die Poesie empfängt ihre gröste Stärcke und Schönheit von der geschickten Wahl der Bilder. Also ist leicht zu erachten, was vor ein wichtiges Ding es um die Wahl der Materie ist, vornehmlich in poetischen Wercken.

Die Kunst des Poeten und des Mahlers, suchet durch den unschuldigen Betrug der künstlichen Nachahmung eben diejenigen Eindrücke in dem Gemüthe der Menschen zu erwecken, welche es von den gegenwärtigen in der Natur vorkommenden Dingen selbst empfangen würde; die Kunst der Nachahmung thut mehrers nicht, als daß sie die abwesenden Gegenstände gleichsam herbey bringet und vor Augen stellet: Also muß die Kraft und Würckung der Vorstellung auf das Gemüthe unmittelbar von der Materie der Vorstellung herrühren. Nun hat das Erachten, welches die Natur und hiemit auch die Nachahmung durch die Eindrücke ihrer Vorstellungen hervorbringen, einen doppelten Grund;

angeſehen dieſe Vorſtellungen dienen, entweder den angebohrnen Vorwitz und die Begierde nach Wiſſenſchaft zufrieden zu ſtellen, oder das Gemüthe in Bewegung zu ſetzen, an ſich zu ziehen und einzunehmen; daſſelbe in einer angenehmen Unruh aufzuhalten, es beſchäfftigt zu halten, und dadurch den verdrüßlichen Zuſtand einer Bewegungs-leeren Stille aufzuheben. Ihre Abſicht iſt demnach, entweder uns auf ihre Vorſtellungen aufmercksam zu machen, und zu unterrichten, oder uns denſelben zu Gunſt einzunehmen und zu bewegen. Darum ſind auch die Gegenſtände, welche uns die Natur und die Nachahmung der Kunſt vorſtellet, entweder lehrreich oder bewegend. Alleine die Sachen, die nicht weiter bequem ſind, als unſern Vorwitz zu ſtillen, ziehen uns nicht ſo ſehr an ſich, als die Sachen, die vermögend ſind uns das Hertz zu rühren. Wenn es erlaubt iſt, ſo zu reden, ſo iſt der Verſtand in ſeinem Umgang ſchwieriger, als das Hertz. Die Unruh und Bewegung der Gemüthes-Leidenſchaften iſt dem Menſchen etwas ſo natürliches und angenehmes, daß man ſagen kan, die Menſchen überhaupt empfangen mehr Beſchwerde von dem Leben das ohne Leidenſchaften iſt, als von den Leidenſchaften ſelbſt. Gleichwie die lange Weile ihnen beſchwerlicher fällt, als die Unwiſſenheit, ſo ziehen ſie die Luſt in Bewegung geſetzet zu

werden, der Lust Unterricht zu empfangen vor. Die verständigen Mahler, sagt Dubos, haben diese Wahrheit so wohl eingesehen, sie so wohl empfunden, daß sie selten Landschaften ohne Personen und öde vorgestellet haben. Sie haben sie bevölckert, sie haben in diese Gemählde irgend eine Materie hinein gebracht, dazu etliche Personen gehöreten, die uns mit einer gewissen Handlung in Bewegung bringen und folglich an sich ziehen könnten. Und aus demselben Grund haben auch geschickte Verfasser, die lehrreiche Gedichte verfertigen, und uns in ihren Wercken Unterricht ertheilen wollen, damit sie die Aufmercksamkeit der Leser unterhielten, ihre Verse mit solchen Bildern ausgezieret, die hertzrührende Gegenstände abschilderten; wie Virgil in den Büchern von dem Feldbau gethan hat; und eben daher kömmt es, daß die Leute allezeit lieber die Bücher lesen werden, die sie rühren, als die, so sie unterrichten. Demnach ist ohne Streit die Wahl solcher Materien, die bequem sind, das Gemüthe zu rühren und einzunehmen, von einer kräftigern und sicherern Würckung, als die Vorstellung der todten Wercke der Natur: Ja ich darf behaupten, daß so gar unter den bewegenden Stücken diejenigen die kräftigste Würckung haben, und das strengste Ergetzen gewähren, welche die heftigsten, ungestümsten und widerwärtigsten Gemüths-

Leiden-

Leidenschaften, als Furcht, Schrecken, Mitleiden, erregen, weil die Kunst der Nachahmung diese Leidenschaften, wie ich an dem Ende des vorhergehnden Abschnittes gezeiget habe, von allem würcklich Widerwärtigen reiniget; daher auch die Tragödie stärker anziehet und beweget als die Comödie.

Die Wahl aber der Materie wird noch näher bestimmet und eingeschräncket durch die verschiedenen Arten und Gattungen Gedichte. Diese sind so viele ungleiche Mittel und Wege, so die Kunst der poetischen Nachahmung erfunden hat, das erbauliche Ergetzen, als ihre Haupt-Absicht zu erhalten. Unter denselben dienet das Epische Gedichte vornehmlich eine allgemeine moralische Wahrheit durch die geschickte Nachahmung einer grossen Handlung, die ihrer Wichtigkeit halber gantzen Nationen angelegen ist, nach ihren ausführlichen Umständen mit Ergetzen begreifflich zu machen; die Tragödie suchet durch die lebhafte Vorstellung eines harten und unvermutheten Schicksals, das vornehme Personen sich durch ihre Mißhandlungen zugezogen haben, bey den Zusehern Traurigkeit, Schrecken und Mitleiden zu erwecken, und sie auf ihre eigene Unglücks-Fälle vorzubereiten; die Comödie führet Leute von bürgerlichem Stand auf, sie durch die Nachahmung ihrer Fehler lächerlich zu machen; die Satyre ist ein moralisches Straf-Gedicht über einreissen-

reissende Laster, da entweder das Lächerliche in denselben entdecket, oder das abscheuliche Wesen der Bosheit mit lebhaften Farben abgeschildert wird; wie diese beyden die Menschen durch die Beschämung von dem Lasterhaften abschrecken, also suchen die Lobgedichte sie durch die Erhebung ungemeiner Thaten in einen nützlichen Ruhm-Eifer zu bringen; die Schäfer-Gedichte mahlen die glückselige Einfalt und Unschuld des ersten güldenen Welt-Alters mit den anmuthigsten Farben ab; die Elegie will dem Leser durch ihre wehmüthigen und verliebten Seufzer und Klagen eine innige und Mitleidens-volle Gemüthes-Bewegung abnöthigen; die Ode führet uns durch ihre entzükende Verwirrung aus uns selbsten; die Sinn-Gedichte belustigen durch ihre kleinen stacheligten und scharfsinnigen Einfälle; die Lehr-Gedichte unterrichten uns auf eine ergezende und leichte Weise von den Geheimnissen gantzer Wissenschaften oder besonderer Stücke derselben. Alle diese verschiedene Arten Gedichte geben der Materie der poetischen Nachahmung eine eigene Form, welche durch gewisse Regeln, die in der besondern Art der Nachahmung gegründet sind, gantz verschieden ausgesetzet und eingeschränket wird. Ich halte vor unnöthig, hier die besondern Regeln, nach welchen diese verschiedenen Gattungen Gedichte müssen eingerichtet werden, anzuführen, ich

setze

ſetze voraus, daß ein Poet ſich dieſelben theils aus denen berühmten Schriften der alten und neuen Kunſtrichter, dergleichen Ariſtoteles, Horatius, Boileau, Dubos, Dacier, la Motte, Fontenelle, Muratori, Addiſon, Pope ſind, vorher bekannt gemachet, theils den Gebrauch derſelben aus eigenen Anmerckungen unter Leſung der beſten poetiſchen Stücke aus den ältern und den neuern Zeiten gelernet habe. Mein Vorhaben iſt alleine, einige allgemeine Anmerckungen über den Unterſchied der erwähnten poetiſchen Formen mitzutheilen, inſoferne die Wahl der poetiſchen Materie dadurch ungleich beſtimmet wird.

Ich mercke vor allen Dingen an, daß in einigen Gattungen Gedichte der Poet ſelbſt das Wort alleine führet, in andern aber fremden Perſonen übergiebt. In jenen Stücken, in welchen der Poet das Wort nimmt, herrſchet die poetiſche Erzehlung und Beſchreibung; da erweiſet er ſeine mahleriſche Kunſt bald in der lebhaften Vorſtellung der Wercke der Natur und der Kunſt, bald in einer nachdrücklichen Erzehlung einer gantzen Reihe merckwürdiger Begebenheiten, bald in einer natürlichen Schilderey des verächtlichen und häßlichen Laſters in Abſicht auf deſſen unverſtändiges Betragen; bald in einer prächtigen Herausſtreichung des erhabenen und bewährten Tugend-Ruhmes: Die hertzbrechenden und beweglichen Stücke beſchrei-

ben entweder den Schauung und den Gang der Gemüthes-Bewegungen, oder sie führen dieselben selbst auf den Schauplatz, wo sie sich in ihrer angebohrnen Sprache erklären, ja sie treiben dieselben zuweilen vermittelst der erhitzten Einbildungs-Kraft auf einen solchen Grad der Verwirrung, daß es läßt, als wenn der Poet durch eine Begeisterung in die noch zukünftige Welt wäre entzücket worden, und die Dinge, die erst noch geschehen können, als gegenwärtig vor Augen sähe. Was die dramatischen Gedichte anbelanget, in welchen der Poet das Wort fremden Personen überläßt, herrschen in solchen die Handlungen, durch welche der Gemüthes-Zustand der Menschen deutlich characterisiert, und gleichsam sichtbar gemachet wird; diese Handlungen aber sind vornehmlich nach dem ungleichen Stand, Alter und Würde der Personen, welche aufgeführet werden, unterschieden, und eben daher rühret es, daß einige von diesen Gedichten in ihrer Ausführung weit prächtiger, andere aber gar natürlich und einfältig sind. Endlich fliessen in dem Epischen Gedichte alle andere Gattungen und Formen der besondern Gedichte gleichsam zusammen, das Epische wechselt da mit dem Dramatischen, das Tragische mit dem Comischen beständig ab; gleichwie man nun angemercket hat, daß selten ein Mensch in allen Stucken und Gattungen der Mahle-

rey

rey vortrefflich seyn könne, so ist es desto weniger zu verwundern, daß die wenigsten in diesem allervollkommensten Haupt-Wercke der Poesie etwas rechtschaffenes geschrieben haben.

Nun ist der Schluß leicht zu machen, daß der Poet sich in der Wahl seiner Materie allezeit nach dem Unterschied dieser poetischen Formen richten müsse. „ Die Tragischen „ Begegnissen, sagt Dübos, können nicht „ in einem Sinn-Gedichte erzehlet werden; „ dieses kan zum höchsten einen scheinbaren „ Umstand solcher Begegnisse ausnehmen, „ und in sein gehöriges Licht setzen, es kan „ uns ein Stückgen davon zur Verwunderung vorlegen, aber es kan uns damit „ nicht das Hertz treffen; die Comödie will „ keine grausamen Lasterthaten vornehmen; „ Thalia kan keine Verwünschungen thun, „ noch einer schwartzen Uebelthat die gebührende Straffe anthun. Die Eclogа schicket sich nicht vor gewaltthatige und blutige „ Leidenschaften. „

Endlich wird die Freyheit des Poeten und des Mahlers in der Wahl der Urbilder durch die Gesetze der Ehrbarkeit und der Sitten in engere Schrancken gesetzet. Die Natur lehret uns durch ihr eigenes Beyspiel, daß nicht alles, was natürlich ist, den Sinnen durch die Nachahmung mit Ergetzen könne vorgestellet werden; gefällt sie den Gliedmassen des

menſch-

menschlichen Leibes eine ungleiche Ehre und Würdigkeit zugeleget, und einige derselben nach ihrer weisen Vorsicht von den Sinnen weggewendet und versiecket, damit sie denselben durch ihre natürlichen aber eckelhaften Verrichtungen nicht beschwerlich fallen, oder sie an ihrem Ergetzen stören mögten. Da der Poet nun auch in seiner Wahl der Vorschrift und dem Exempel der Natur folgen muß, so wäre es ja thörigt gehandelt, wenn er diejenigen Gliedmassen und Verrichtungen, welche die Natur so sorgfältig verborgen hat, damit sie dem Gesichte oder Geruche keinen Eckel verursacheten, durch die Nachahmung zu den Sinnen und der Einbildung herbey bringen, und ihnen nähern wollte. Zudem hat eben diese vorsichtige Natur dem Menschen, so bald die unordentliche Lust in seinem Hertzen angeflammet war, und ihn angereitet hatte, die Glieder des Leibes schändlicher Weise als Waffen der Unreinigkeit zu mißbrauchen, die Schamhaftigkeit eingepflantzet, die sich durch eine holde Röthe in dem Angesicht zeiget, so bald er seiner nacketen Blösse gewahr wird, und ihn hinterhält, daß er nicht über die Schrancken der Ehrbarkeit hinaus schweiffet, sondern alles sorgfältig verbirgt, was bey andern Menschen Anstoß und Aergerniß verursachen könnte. Eben diese schamhafte Liebe der Zucht muß den Poeten in der Wahl seiner Bilder leiten,

wenn

wenn er ehrbaren und vernünftigen Gemüthern gefallen will. Und daher entstehet denn die Σεμνότης die Züchtigkeit und Ehrbarkeit in den Gemählden, wenn alles auf das sorgfältigste vermieden wird, was die schamhaftigste Tugend nur im geringsten verletzen könnte. Dafern aber ein Poet sich gemüssiget siehet von solchen Dingen zu reden, so muß er auch alsdann von der Natur lernen, daß er solche anstössige Dinge den Sinnen nicht von ihren eckelhaften Umständen vorlege, sondern sie durch eine geschickte Umschreibung vielmehr errathen lasse, als entdecke. Die H. Sprache ist hierinnfalls überaus züchtig und eingezogen, und die dem Israel, Deuter. XXIII. 13. 14. anbefohlene Reinlichkeit läßt sich auch in den Redens-Arten der Ebreer verspühren. Ich will nur die einzige Ausdrückung anführen, mit welcher sie eine solche natürliche Verrichtung anzudeuten pflegen, wenn sie sagen, die Füsse decken, Judic. III. 24. 1. Sam. XXIV. 4. womit sie zugleich die Sorgfalt gar genau anzeigen, die bey dergleichen Geschäften muß beobachtet werden.

Ich erinnere mich hier eines Fehlers, welchen der Hr. la Motte in seiner Abhandlung von Homerus an diesem grossen Poeten dieses Stückes halber ausgesetzet hat. Er tadelt nemlich, daß Homerus in der Rede des Phenix, womit er den Achil-

les

les durch die Erinnerung der Pflege, die er in dessen zartesten Kindheit über sich genommen, zu beantigen gesuchet, ein ganz unangenehmes und eckelhaftes Bild habe einfliessen lassen, welches von diesem französischen Criticus dergestalt übersezet wird. „Wie ofte habet ihr mir den Busen voll „gespien, wie Kinder gewohnt sind zu „thun, und ihre Säugammen zu bespeyen.„ Und er führt dieses Exempel bl. XCI. vor einen Beweißthum an, daß nicht alles, was in der Natur ist, darum weil es in der Natur ist, zu schildern sey. Alleine wenn ich den Homerus in dem neunten B. der Ilias v. 481. selbst einsehe, so fällt diese Beschuldigung grösstentheils auf die platte und ungeschickte Uebersetzung dieses französischen Academici zurück, massen nichts ist, das durch pöbelhaftige, niedrige Wörter und Redens-Arten nicht könne verderbet und verunglimpfet werden, so daß auch in diesem Sinne die Anmerckung gilt:

Nihil est, quin male narrando possit depravarier.

La Motte übersezt diese Stelle mit Worten, die zwar die Haupt-Ideen von Homers Ausdrücken in sich enthalten, aber über dem noch einige zugesezte Begriffe, die ganz eckelhaft sind, mit sich führen. Hingegen haben die Wörter, die Homerus gebraucht hat, nichts von diesen Neben-

ben-Ideen, ſie bringen nur den Haupt-Begriff von der Vergieſſung des Weins hervor, ohne den Eckel, den das Wort, ſpeyen, noch daneben anzeiget. Der alte Poet drücket ſich ungefehr alſo aus: „Du „ hatteſt dich auch ſo ſehr an mich gewoh- „ net, daß es ſchien, du könnteſt ohne mich „ nicht leben. Du wollteſt ohne mich bey „ niemand fremdem eſſen, und auch ſelbſt „ daheim nichts koſten, wenn ich dich nicht „ auf die Knie nahm, ich mußte dir die „ Speiſen vorſchneiden, bis du dich ſatt „ gegeſſen hatteſt, und wenn ich dir zu trincken „ both, haſt du mir in dieſer rohen und „ unbehülflichen Kindheit die Weſte oft mit „ Wein benetzet und übergoſſen. Alſo ha- „ be ich viel für dich gethan und ertragen, „ denn weil die Götter mir keine Kinder „ gegeben, die von mir entſproſſen wären, „ hielt ich dich als mein eigenes Kind, und „ hoffete du würdeſt dereinſt mein Troſt „ ſeyn, und mein graues Haupt vor allem „ Ungemach bewahren.„ Die Wörter Καταδεύω und ἀποβλύζω haben nichts widriges in ſich, jenes heiſſet naß machen, benezen, befeuchten; dieſes bedeutet eigentlich das ſtrudeln einer Quelle, und ſingultus bibentium. Auch iſt hier die Rede von der erſten Kindheit des Achilles, und da ärgert man ſich an kleinen Kindern nicht, wenn ſie ſich etwa bey allzu begierigem Trincken über-

übergiessen. Alleine wenn ich dem französischen Tadler ein Genügen thun will, muß ich nicht alleine zeigen, daß dieses Bild natürlich und um etwas erträglich sey, sondern ich muß auch die Wahl desselben vertheidigen, weil er gläubet, die Weglassung dieses Bildes würde dem Nachdruck der Rede gewaltig aufgeholffen haben. Phenix will den zornigen Achilles auf gelindere Gedancken bringen, er erinnert ihn darum der zärtlichen und unermüdeten Sorge, die er in dessen ersten Jahren vor seine Auferziehung getragen. Sollte diese Vorstellung ihre Würckung thun, so mußte er zeigen, daß es nicht eine gemeine Vorsorge gewesen, sondern daß sie mit vieler Verdrüßlichkeit und grosser Müh vergesellschaftet gewesen. Diese beyden Stücke nun hat die Einführung des erwähnten Bildes in das gehörige Licht gesetzet, und Phenix giebt an dem Schlusse seiner Erzehlung deutlich genug zu verstehen, daß dieses seine Absicht gewesen, v. 488.

Ὡς ἐπί τοι μάλα πόλλ' ἔπαθον, καὶ πόλλ' ἐμόγησα.

Da er nun dasjenige, was die Auferziehung verdrüßliches hat, eben so wohl ausdrücken wollte, als was sie mühsames hat, so mußte er nothwendig einen Umstand erwehlen, der einen um etwas widrigen Eindruck

druck machete, wozu sich das Uebergiessen der Kleider trefflich wohl schickete. Und es ist so ferne daß dieser Umstand die Kraft der Vorstellung schwäche, daß er dieselbe vielmehr bis auf das höchste treibet. Man lege nur diese Worte einer Mutter, Säugammen oder Pflegerin in den Mund, so wird ihre Kraft jedermann empfindlich werden; und es wird sich wohl niemand ärgern, wenn eine solche ihrem undanckbaren Sohn als ein Zeichen der eckelhaften und verdrüßlichen Mühe seiner Erziehung vorrücket, daß er sie ofte übergossen habe. Denn daß Phenix als ein fürstlicher Herr, die Mühe der Erziehung bey Achilles selbst auf sich genommen, ist nicht alleine ein Zeugniß der zärtlichen Liebe, mit welcher er Achilles in dessen Kindheit zugethan gewesen, und machet uns eine gute und vortheilhaftige Meinung von Achilles, sondern es ist auch nach der Gewohnheit der alten heroischen Zeiten geschehen, da es sehr üblich war, daß Helden und Fürsten die Pflege junger Helden und Fürstlicher Kinder gehabt haben. Alleine damit ich wieder auf mein Vorhaben komme, so muß ich in Ansehung dieser Ehrbarkeit in den Gemählden hier auch anmerken, daß der weltweise Zeno und seine Anhänger sie nicht gebilligt haben, placuit enim illis, schreibet Cicero, suo quamque rem nomine appellare, wovon der Brief dieses Römischen Weltweisen an Pätus im neun-

ten B. seiner Briefe verdienet nachgelesen zu werden, in welchem er diesen unverschamten stoischen Lehrsatz verwirfft. Mit Zeno hielt es eine andere berüchtigte Secte der Alten, die wegen ihrer Schamlosigkeit in den Reden und auch in den Thaten die Cynische genennet worden. Und ich werde nicht irren, wenn ich unter diese Cynische Secte alle diejenigen Poeten zehle, welche die edle Dicht-Kunst nöthigen, unter der Fahne der Wollust Dienste zu thun, und mit der Keuschheit, Zucht und Ehrbarkeit Krieg zu führen. Ich meine hier nicht die heidnischen Poeten, welche ihr Religions-Systema und das Exempel ihrer Götter in ihren unreinen Lüsten gestarcket, massen sie mit dem Wahn eingenommen waren, daß sie durch die Ausübung derselben denjenigen ähnlich werden könnten, welche von ihnen angebetet wurden; sondern ich rede von solchen, die sich vor Verehrer einer Gottheit ausgeben, die aller Unreinigkeit feind ist, die auch selbst die ersten Regungen derselben zu unterdrucken befehlt, und um jedes garstige Wort Rechenschaft fordert; welche dennoch ihre meiste poetische Arbeit nur dazu mißbrauchen, daß sie die Aufwallungen und Ausbrüche der unreinen Lüste auf das natürlichste ausdrücken, und bey ihren Lesern eben dergleichen Regungen erwecken. Der sel. Hr. Doctor Ra..bach hat in der Vorrede zu seinen poetischen Fest-Gedancken, wo

er

er von dem Mißbrauche und rechten Gebrauche der Poeſie handelt § 3 -- § 8. mit einem billigen Eifer über die mehr als cyniſche Schamloſigkeit und das groſſe Aergerniß geklaget, das eine ſtarcke Anzahl der deutſchen Poeſie dadurch angerichtet hat, und die Gefahr, in die ſich ſolche cyniſche Dichter muthwilliger Weiſe ſtürtzen, klärlich vor Augen geleget. Ich verweiſe auch meinen Leſer zu dieſer Abhandlung, welche wohl werth iſt, daß ſie mit Bedacht geleſen werde, und begnüge mich nur noch die kurtze Anmerckung hinzu zu ſetzen, daß ſolche ärgerliche Reimen-Schmiede ſich vergebens ſchmeicheln, mit ihren unflätigen Zoten und ſchlüpfrigen Alluſionen ehrbare und zuchtliebende Gemüther zu beluſtigen, maſſen das Ergetzen, welches die Poeſie gebähren ſoll, der Ehrbarkeit nicht anſtöſſig, und hingegen der Glückſeligkeit des Menſchen beförderlich ſeyn ſoll.

Noch muß ich zu ihrer mehreren Beſchämung gedencken, daß die verſtändigen Kunſt-Lehrer unter den Heiden ſelbſt den Poeten unter ihren andern Regeln die Beobachtung der Ehrbarkeit vorgeſchrieben haben; alſo hat Hermogenes in ſeinem vierten B. einen Abſchnitt Περὶ τῆς Σεμνότητος τοῦ λόγου geſetzet. Daſelbſt führt er ein Beyſpiel aus Menander an, wo dieſer die Schwächung einer Tochter mit dem Worte außdrücket: Ἔγνω με. Wobey er dieſe Anmerckung hinzuſetzet:

Ἐκόσμησε πρᾶγμα αἰσχρὸν, σεμνοτέρᾳ λόγου συνθέσει. Er füget ferner bey: Conficitur igitur dignitas in turpitudine: vel si nomen cum nomine commutemus: aut, quod sæpe fit, si res non exponatur, cum omnino turpis est: sed quæ ante rem fieri solent, & in sermonibus agitari, & quæ rem turpem consequuntur: quæ necessario aperte & cum dignitate significent etiam ea quæ silentio prætereuntur. Ut apud Homerum Odyss. λ'.

Λῦσε δὲ παρθενικὴν ζώνην, κατὰ δ' ὕπνον ἔχευεν.
Ἡ δ' ὑποκυσαμένη τέκεν ὃν ἔδει τεκεῖν.

Hic συνουσίαν indicavit, cum posuit quæ ante rem & congressionem solent fieri, virgineam solvit zonam: & quia addidit, quæ post consuetudinem fiunt: Hæc vero gravida facta peperit, quem peperisse decebat.

Horatius hat schon angemercket, daß die Gelehrten gantz ungleiche Meinungen von der wahren Absicht der Poesie hegen, indem einige das Ergetzen, andere das Nützliche, noch andere beydes zugleich vor den Hauptzweck der Poesie angegeben haben:

Aut prodesse volunt, aut delectare poetæ,
Aut simul & jucunda & idonea dicere vitæ.

Alleine dieser Streit läßt sich leicht beylegen, wenn man einmahl bedencket, daß die Poesie, insoweit sie eine Kunst ist, die in der Nachahmung

ahmung bestehet, nothwendig ergetzen muß, und dann ferner, daß alle Künste und Wissenschaften zu der Beförderung der menschlichen Glückseligkeit müssen gebraucht werden; dergestalt, daß folglich das Ergetzen selbst ein Mittel abgeben muß, das Wohlseyn des Menschen zu befodern, gleichwie in der That die edleren Künste durch das Ergetzen den Wohlstand des Gemüthes, die mechanischen Künste aber die Vollkommenheit des äusserlichen Zustandes suchen. Woraus sich denn schliessen läßt, daß nichts in seinem rechten und vernünftigen Gebrauche könne ergetzlich seyn, was nicht zugleich nützlich ist. Demnach öffnen diejenigen, welche das Nützliche von dem Ergetzlichen sondern, zu dem schändlichsten Mißbrauche der Künste Thür und Thor, und machen solche zu Werckzeugen der garstigsten Lüste. Wenn ich dann sage, daß das Ergetzen der Hauptzweck der Poesie sey, so verstehet sich da nicht ein schädliches Ergetzen, welches seinen Ursprung von dem Laster nimmt, und den schlimmen Lüsten schmeichelt, sondern das ist ein Ergetzen, welches der Vernunft und der Würdigkeit der menschlichen Natur gemäß, und auf das Wahre und Gute gegründet ist, oder wenigst ein unschuldiges Ergetzen, das der Ehrbarkeit und Tugend nicht nachtheilig ist. Ein Poet ist zugleich ein Mensch, ein Bürger und Christ. Auf diesen Titeln beruhet seine Vortrefflich-

keit und Würde, und die Hoffnung einer zeitlichen und ewigen Glückseligkeit. Nun verdienet aber dasjenige den Nahmen eines wahren Ergetzens nicht, dessen Genuß den Menschen seiner Würde entsetzet, und ihn von der wahren Glückseligkeit entfernet; folglich muß das Ergetzen, welches die poetische Kunst gewähren kan, den Menschen zur Beobachtung der natürlichen, bürgerlichen und christlichen Pflichten aufmuntern, und also seine Glückseligkeit zu befördern dienen. Der Poet ist derowegen alleine darinne von dem Weltweisen, dem Sitten- und dem Staats-Lehrer unterschieden, daß er diejenigen moralischen und politischen Wahrheiten, die das Gemüthe zum guten lencken können, auf eine angenehm-ergetzende, allgemeine und sinnliche Weise vorstellet. Also ist auch kein Zweifel, daß nicht die Dicht-Kunst um so viel höher zu schätzen, und vor vollkommener zu achten sey, jemehr sie zu der Glückseligkeit der Menschen beyträgt. Wenn nun dieselbe nicht alleine durch das Ergetzen einer geschickten Nachahmung belustigt, sondern auch das Gemüthe durch das Nützliche verbessert, so hat sie ihre grösseste Vollkommenheit erreicht:

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

Folglich muß ein Poet, der das höchste

Lob

Lob erlangen will, ſich einig darauf befleiſſen, daß er zwar hauptſächlich ergetze, aber zugleich auch dadurch Nutzen ſchaffe. Die Poeſie iſt zu allen Zeiten von vernünftigen Kennern vor eine Lehrerin der Weißheit und Tugend und vor eine Förderin der menſchlichen Glückſeligkeit angeſehen worden, ſie dienete gleich in ihrem erſten Gebrauche nach Ariſtoteles Bericht in dem vierten Cap. ſeiner poetiſchen Kunſt theils zur Verherrlichung der Götter, theils zur Beſchämung der Laſterhaften; und die Fabel, die ein weſentliches Theil von der Dicht-Kunſt ausmachet, hat jederzeit der Sitten- und der Staats-Lehre nützliche Dienſte gethan, indem ſie die Unterrichte dieſer Wiſſenſchaften mittelſt ihrer Kunſt auf eine angenehme Weiſe in die Gemüther der Menſchen eingeſpielet hat. Die Geſchichte des Menenius Agrippa kan uns ohne mehrers dqvon überzeugen. Dieſer kluge Römer hat durch die geſchickte Fabel von der Empörung der Glieder wider den Magen die Aufruhr der Bürgerſchaft von Rom geſtillet. Alſo war die Poeſie in ihrem Urſprung und rechten Gebrauche zur Verehrung Gottes, zur Beſſerung des Nebenmenſchen, und zu einer unſchuldigen Aufmunterung und Beluſtigung des Gemüthes gewiedmet: Aber ſo bald dieſe edle Gabe des Himmels durch den ſchädlichen Mißbrauch entweyhet wor-

den, ward sie nach und nach zu einem schändlichen Werckzeuge der drey vornehmsten lasterhaften Neigungen, der Wollust, der Ehrsucht, und des Geitzes gemachet, und mußte diesen Tyrannen als eine gefangene Sclavin dienen. Wenn man inzwischen die besondern Arten Gedichte, ihre verschiedene Gestalt und ihren Zweck einsiehet, so zeiget sich noch klärer, daß das Ergetzen der Poesie sich noch ferner die Erbauung zu seiner lezten Absicht setzen, und dieselbe durch verschiedene Wege müsse befördern helffen. Was zwar die kleinern Gattungen der Lyrischen Gedichte betrifft, als die Oden, Cantaten, Madrigale, Elegien, Sonnete u. a., so kan man nicht immer fordern, daß sie allemahl grossen Nutzen schaffen, allermassen sie zu einer unschuldigen Kurtzweil dienen, und daher genug ist, wenn sie nur den vornehmsten und Haupt-Zweck der Poesie, nehmlich das Ergetzen, gewähren. Alleine die grössern Hauptstücke der Poesie, als die Eppee, das Trauerspiel, die Comödie, die Satyre, anbelangend, ist unstreitig, daß diese Gattungen Gedichte nicht das blosse Ergetzen, sondern die Besserung des Willens zum Zwecke haben. Das epische oder heroische Gedichte ist eine Schule für den Leser, wo er zu hohen, tugendhaften und großmüthigen Unternehmungen aufgewecket und vorberei-

tet

tet wird; und die Epiſche Fabel hat allezeit eine nützliche Hauptlehre in ſich; in der Tragödie kan man die Abwechſelungen des menſchlichen Schickſals erlernen, mittelſt des Schreckens und des Mitleidens die Affecten der Leute reinigen, und die Mächtigen durch das Beyſpiel anderer, die ſich ſelbſt durch ihre Tyrannie in das gröſte Elend geſtürzet haben, von Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit abhalten; die Comödie ſtellet uns die Mängel gemeiner Perſonen vor Augen, und iſt ein Spiegel des bürgerlichen Lebens, damit die Haus-Väter unter dem Volck lernen, ihren Haushaltungen vorſtehen, ihre eigenen Fehler verbeſſern, und ſich an ihrem Stand begnügen. Derowegen muß ich die Poeſie nicht nur als eine Kunſt betrachten, die in der Nachahmung beſtehet, ſondern als ein Geſchencke des Himmels, und ein köſtliches Werckzeug, dadurch Wahrheit und Tugend eingeführet und das Laſter verjaget wird. Und dieſemnach muß ein Poet in der Wahl ſeiner Materie nicht alleine auf das Wahre und Neue ſehen, und es iſt nicht genug, daß ſeine Vorſtellungen natürlich und wunderbar ſeyn, ſondern ſie müſſen auch ehrbar und nützlich ſeyn; hiemit müſſen ſie die Erleuchtung des Verſtandes und die Beſſerung des Willens zum Zwecke haben; an welchen beyden Stücken die Glückſeligkeit

des menſchlichen Lebens einig hängt, und ohne welche kein wahrhaftes und eigentliches, vernünftigen Geſchöpfen anſtändiges Ergetzen ſtatt haben kan.

Der fünfte Abſchnitt.

Von dem Neuen.

MAcht der Gewohnheit über die Eindrücke der Natur. Kraft des Neuen und Ungewohnten, das Gemüthe zu rühren. Das Neue eine Mutter des Verwunderſamen. Verknüpfung des Neuen mit dem Wahren. Hierinnen beſtehet das poetiſche Schöne. Das Wunderbare iſt der höchſte Grad des Neuen. Die Natur iſt ein unerſchöpflicher Brunnen des Neuen, worinnen man beſtändig zu ſchöpfen findet. Das Kleine iſt ſo verwunderswürdig als das Groſſe, wenn es ungewohnt iſt. Longinus wird hierüber erkläret. Nothwendigkeit und Gebrauch des kleinen in der Natur. Wie das poetiſche Auge in etwas kleinem ſolche Schönheit ſehen kan, die dem cörperlichen Geſicht verſchloſſen iſt. Die Neuheit lieget nicht in den Sachen, ſondern in den Begriffen. Die Dichtung iſt die reichſte Quelle des Neuen, und mittheilet ſich den meiſten. Das poetiſche Schöne iſt an keine Zeit und an keinen Ort angebunden. Der Poet muß ſich nach den Landes-Gewohnheiten richten. Lob der Wahl der Materie von dem verlohrnen Paradieſe in Abſicht auf die unveränderlichen Gebräuche der Perſonen, ſo darinnen vorkommen.

Ich

Ich muß hier wiederholen, was ich in dem vorhergehnden Abschnitte über die Wahl der Materie angemercket habe, nemlich, daß die Absicht der Natur bey denen verschiedenen Eindrücken, so sie durch ihre Vorstellungen auf das menschliche Gemüthe machet, zweyfach sey; eine daß sie dasselbe durch die Schönheit ihrer todten Werke aufmercksam mache, und sein Verlangen nach Wissenschaft durch einen lehrreichen Unterricht befriedige; eine andere, daß sie sein Gemüthe durch starcke und heftige Eindrücke rühre, an sich ziehe, und dadurch angenehm beschäftigt halte; wobey ich ferner gezeiget habe, daß in diesen beyden Würckungen der Grund alles desjenigen Vergnügens zu suchen sey, welches die Natur und die künstliche Nachahmung derselben zuwegebringet. Dieser Anmerckung gemäß müßte nun die glückliche Nachahmung der Wercke der Natur nothwendig eine von besagten beyden Würckungen thun, und das Gemüthe nach der einen oder der andern Weise mit einem empfindlichen Ergetzen anfüllen. Dieses würde in der That also geschehen, wenn nicht auf Seite des Menschen die betäubende Gewohnheit diesen Würckungen allen Zugang und Einfluß in das Gemüthe versperrete. Die Macht dieser Gewohnheit ist so groß, daß sie die Sinnen bindet, uns aller Empfindung beraubet

raubet, und in eine achtlose Dummheit versenket; so gar, daß uns weder das Schöne noch das Grosse, weder das Lehrreiche, noch das Bewegende im geringsten rühren kan, wenn es uns täglich vor Augen schwebet, und wir mit ihm allzu sehr bekannt werden. Die lieblichste Aussicht verliehret durch die Gewohnheit alle Annehmlichkeit für uns; ein Bootsmann, der des Meers gewohnt ist, höret das Toben der ergrimmten See und das Brausen der Wellen mit fast gleichgültigem Gemüthe an; einem wohlgeübten Kriegsmann ist das Getrülle der Carthaunen, das Metzeln, und die Verheerung eine Kurtzweil; die Erschütterung der Erden wird von den Nachbarn des Vesuvius nicht sonderlich geachtet; ja die Gewohnheit machet uns nicht selten so unachtsam, daß wir auch die grösten Wunder der Natur nichts achten. Unser Opitz beklaget solches in seinem Vesuvius:

Dieß alles ist Natur: Wir aber sind so gar
Geblendet und verstockt, daß wir in allen Wercken
Des weisen Schöpfers Macht und Ordnung nimmer mercken,
Als wenn was neues sich, wie schlecht es auch mag seyn,
Für unsern Augen zeigt. Wie herrlich ist der Schein
Der edeln Sonne doch; noch wirfft man das Gesichte
Gar selten zu ihr auf! Wenn aber ihrem Lichte
Ein trübes Finsternis wird in den Weg gesetzt,
Da läuft der Pöbel zu, da wird es hoch geschätzt,
Und furchtsam angesehn. Wir armen Leute pflegen

Mehr

Mehr etwas, welches fremd, als groß iſt, zu erwegen:
Und da was untergeht, ſo zittern wir dabey,
Als ob nicht alles hier bey gleichem Rechte ſey,
Was unterm Himmel iſt. - - -

Das iſt es, was Longinus in der fünf und dreyſſigſten Abtheilung vom Erhabenen mit dieſen Worten will zu verſtehen geben: Ἐυπόριστον μὲν ἀνθρώποις τὸ χρεωδὲς, ἢ καὶ ἀναγκαῖον, θαυμαστὸν δ' ὅμως ἀεὶ τὸ παράδοξον; „Was die Menſchen zu ihrem nothwendigen und täglichen Gebrauche vonnöthen haben, das hat gemeiniglich nichts erhabenes an ſich, angeſehen es nichts ſeltenes, ſondern leicht zu bekommen iſt: Hingegen iſt das Auſſerordentliche allezeit verwunderſam.„ Die Erfahrung hat dieſe Wahrheit genugſam beſtätigt; das bloſſe Anſchauen einer blühenden Aloe, eines Crocodils, eines Elephanten, kan uns mit einer angenehmen Verwunderung überraſchen; die Erzehlungen von den Geſchichten, Gebräuchen und Gewohnheiten der älteſten Völcker, die auf Erden gewohnet haben, bringet uns ein beſonderes Vergnügen, und unſere Neugierigkeit verſiehet uns mit ſo viel Gedult und Fleiß, als vonnöthen iſt, den kleinſten Umſtänden in ihren Gebräuchen mit der beſchwerlichſten Mühe nachzuforſchen; die Beſchreibungen der Reiſen zu den entlegenſten Völkern des Erdbodens ſind unſer angenehmſter

und

und beliebtester Zeit-Vertreib. Mit was für Ergetzen vernehmen wir die seltzamen Zeitungen, welche uns die Sternseher und übrigen Schüler der Natur von den entferntesten himmlischen und andern Cörpern, von ihrer Ordnung, Grösse, Anzahl, Beschaffenheit, und von des Schöpfers weisen Absichten mit denselben, gebracht haben! Was zeiget uns nun dieses alles? Daß nicht alles, was natürlich und wahr ist, die Kraft habe, die Sinnen und das Gemüthe auf eine angenehm-ergetzende Weise zu rühren und einzunehmen, sondern daß diese Gabe alleine dem Neuen, Ungewohnten, Seltzamen, und Ausserordentlichen zukomme; zumahl da auch das Schöne, das Grosse und Verwunderſame selbst uns ohne den Schein der Neuheit nicht bewegen kan. Also ist es nicht genug, daß die Schilderenen eines Poeten auf die Wahrheit gegründet seyn, wenn diese nicht mit einer ungemeinen und ungewohnten Neuheit gepaaret gehet. Das poetische Wahre ist der Grundstein des Ergetzens, weil das Unnatürliche und Unmögliche uns niemahls gefallen kan: Aber die Neuheit ist eine Mutter des Wunderbaren, und hiemit eine Quelle des Ergetzens. Selbst die philosophische Wahrheit, die auf die Erleuchtung des Verstandes zielet, kan uns nicht gefallen, wenn sie nicht neu und unbekannt ist; niemand läßt sich gerne immer vorsagen, die Sonne

mache

mache helle, die Menſchen können ſterben, und ſ. f. Und aus dieſer Urſache hat die Fabel ſchon in den älteſten Zeiten ihren Urſprung bekommen, weil man nemlich bedacht ſeyn müſſen, dem Menſchen durch dieſes Mittel die nützlichſten, aber zugleich bekannteſten moraliſchen Wahrheiten auf eine angenehme Weiſe beyzubringen. Wahrhaftig, nichts zeiget deutlicher daß das Wunderbare allemahl angenehm iſt, als der Fleiß, den ein jeder, der etwas erzehlet, anwendet, die Wahrheit aufzuputzen, und ihr einen Zuſatz zu geben, damit ſie den Zuhörenden deſto gefälliger werde, wie Ariſtoteles in ſeiner poetiſchen Kunſt angemercket hat.

Wenn ich demnach ſage, daß das Neue und Ungemeine die einzige Quelle des Ergezens ſey, welches die Poeſie hervorbringet, ſo begreiffe ich unter dieſem Titel des Neuen alles dasjenige, was nicht durch den täglichen Gebrauch und Umgang bekannt und gewohnt, und daher auch in dem Wahne der Menſchen gering und verächtlich worden iſt; hiemit alles, was ſelten gefunden wird, was der Zeit oder des Orts halber von unſerer Einſicht allzuweit entfernet iſt, was mit unſern Begriffen, Sitten und Gewohnheiten nicht übereinſtimmet, und eben durch ſeinen fremden Aufzug die Sinnen kräftig einnimmt, und eine aufmercksame and angenehme Bewunderung in uns verurſachet. Da wir nun

alles,

alles, was uns gefällig, ist und uns belustiget, schön zu nennen pflegen, uns aber nichts gefällig seyn, noch uns belustigen kan, als was auf die Wahrheit gegründet und dabey neu ist, so sehen wir zugleich, worinnen das poetische Schöne bestehet, nemlich, es ist ein hell leuchtender Strahl des Wahren, welcher mit solcher Kraft auf die Sinnen und das Gemüthe eindringet, daß wir uns nicht erwehren können, so schwer die Achtlosigkeit auf uns lieget, denselbigen zu fühlen; es ist unsere angebohrne vorwitzige Begierde nach Wissenschaft, mit einem Abscheu gegen alle Unwissenheit vergesellschaftet. Wie nun eine jede Begierde ein angenehmes Vergnügen hinterläßt, wenn sie des vermeinten Gutes, wornach sie sich sehnet, theilhaftig wird, also wird auch unser Verlangen nach Wissen niemals ohne Ergetzen gespeiset. Je neuer demnach, je unbekannter, je unerwarteter eine Vorstellung ist, desto grösser muß auch das Ergetzen seyn. Nun aber kan nichts neueres seyn, als das Wunderbare, das uns durch das blosse Ansehen entzücket und mit Verwunderung anfüllet, und folglich ist auch nichts angenehmer. Wenn die Sache, die mir der Poet oder der Mahler vorstellet, der Zeit oder des Ortes halben von mir entfernet ist, so werde ich ihnen verbunden, wenn sie mir dieselbe durch ihre Kunst herbeybringen, daß ich sie als mit meinen

Augen

Augen betrachten und bewundern kan, dermaſſen, daß ich ungeachtet der Entfernung des Ortes und der Zeit die ſeltzamen Schickſale des Ulyſſes, des Eneas, des Oedipus, die Belagerung der Stadt Thebe, den Brand Trojens, die Sachen und die Perſonen vor mir gegenwärtig habe, ſie handeln und reden höre, faſt auf die Weiſe, wie mir die äuſſerlichen Sinnen ſolche hätten ſehen und hören laſſen, wenn ich zu derſelben Zeit und auf demſelben Platz zugegen geweſen wäre.

Was jezo die Wahl und Erfindung neuer Sachen und Wahrheiten angehet, die uns durch den bloſſen Vortheil ihrer Neuheit einnehmen und gefallen können, ſo muß man ſich nicht einbilden, daß dieſe Quelle des Schönen und Neuen zu unſern Zeiten gäntzlich verſeuget oder ſonſt erſchöpfet ſey; vielweniger muß man ſich bereden laſſen, daß der nach neuem begierige und erpichte Fleiß des Menſchen in der Zeit von etlichen Jahrtauſenden ſchon alles erdacht und erfunden habe, was ſich hat ſagen laſſen, ſo daß nichts mehr zurücke, und uns nichts als der Ruhm geſchickter Ueberſetzer übrig geblieben, wie jener in Terentzen Comödie geglaubt, der geſagt hat:

Nihil dictum eſt, quod non dictum ſit prius.

Denn die Natur iſt in ihrem Vermögen un-

erschöpflich und in dem Fleiß ihrer Arbeit ganz unermüdet, das Reich der Natur ist so geraum und weitläuftig, hingegen sind die menschlichen Sinnen so blode und eingeschränckt, daß auch die allergröste Fertigkeit des menschlichen Geistes viel zu schwach ist, den Reichthum der Natur in ihrem unbegrantzten Umfange nur mit den Gedancken zu ermessen, geschweige durch die Nachahmung zu erschöpfen. Die bloße Einbildung von der Möglichkeit ihrer Erschöpfung leget das deutlichste Zeugniß von der hochmüthigen Unwissenheit dessen ab, der sie heget, und giebt eine nicht geringere Vermessenheit zu erkennen, als jenes Knaben, der das Welt-Meer in eine kleine an dem Ufer ausgescharrete Grube abzuzapfen vermeinete. Der nachforschende Fleiß der Menschen wird in dem Reiche der Natur immer neue Materien finden, seine Neugierigkeit zu speisen, und je tiefer er in ihre Geheimnisse eindringet, je lebendiger wird er den unerschöpflichen Abgrund derselben erkennen, und sich tausendmahl eher müde als satt sehen. Wie leicht würde man sich z. E. bereden lassen, die Natur müßte in der verschiedenen Bildung des menschlichen Angesichts nunmehr alle ihre Kunst erschöpfet haben, und es könnte künftighin unmöglich mehr ein Mensch gebohren werden, der nicht einem andern, so vor ihm gewesen ist, vollkommen gleich aussehen müßte, wenn

uns

uns nicht die Erfahrung ein anders zeigte? Es iſt auch ſo ferne, daß der Vortheil, welchen diejenigen genoſſen haben, die vor uns geweſen ſind, uns den Muth zu neuen Unternehmungen beſchneiden ſollte, daß uns vielmehr ihr Exempel aufmuntern und uns die gute Zuverſicht beybringen kan, wenn wir dieſen Rieſen auf die Schultern ſtehen, werden wir noch viel weiter ſehen können, als ſie geſehen haben. Wenn dieſe faule und Arbeit-ſcheue Zaghaftigkeit jene Römiſchen Dichter, welche in allen Theilen der Wohlredenheit die vollkommenſten Muſter der Griechen vor ihnen gehabt hatten, eingenommen hätte, oder wenn noch in den jüngſt vergangenen Zeiten Moliere, Corneille, Racine, Boileau, Milton, Pope, Opitz, Haller, ſich durch dergleichen Wahn hätten niederſchlagen laſſen, wo wären ihre berühmten und unſterblichen Wercke, die kein Roſt der Zeiten jemahls verzehren wird? Ja was noch mehr iſt, man beliebe ſich vorzuſtellen, wie ſehr nur ſeit Opitzens Zeiten die Künſte und Wiſſenſchaften durch den ſcharfſinnigen Fleiß groſſer Geiſter in allen abſonderlichen Theilen geſtiegen ſind, und erweitert worden; welches uns in Anſehung der Materie der Nachahmung einen unbeſchreiblichen Vortheil über die Alten ertheilen würde, wenn wir nicht zu langſam und ungeſchmeidig wären, uns deſſen zu bedienen. Da alſo die Geheimniſſe der Na-

tur, und hiemit die Minen des verwunderſamen Neuen in den Schriften unſrer heutigen Weltweiſen aufgeſchloſſen vor Augen liegen, ſo bleibet mir nichts mehr übrig, als diejenigen, die ſich über den Pöbel unſrer heutigen Meiſter-Sänger und Reim-Bezwinger erheben wollen, aufzumuntern, daß ſie ſich aus dieſen Caſtaliſchen Brunnen berauſchen. Es gilt auch hier:

- - - - Cui lecta potenter erit res,
Nec facundia deſeret hunc nec lucidus ordo.

Und was Phäder von den Eſopiſchen Fabeln geſagt hat, können wir mit eben ſo viel Recht von der Materie aller anderer Gattungen Gedichte ſagen:

Materia tanta abundat copia
Labori faber ut deſit, non fabro labor.

Wer ſolches in Anſehung der Tragödie und der Comödie ausgeführet leſen will, der ſehe Dübos critiſche Betrachtungen über die Poeſie und die Mahlerey nach, in dem ſieben und zwanzigſten Abſchnitte des erſten Th. Ich habe mir zuweilen in Gedancken vorgeſtellet, was vor unbeſchreibliche Vortheile ein heutiger Lucretius nur mittelſt der rohen Materie ſeines Gedichtes durch die bloſſe Neuheit und Seltzamkeit ſeiner Vorſtellungen dem römiſchen Poeten abgewinnen

nen könnte, und die Versuche, welche die deutschen Poeten einige Jahre daher, durch das Exempel des geschickten Hrn. Brockes aufgewecket, in dieser Art Gedichte an das Licht gestellet haben, machen die Hoffnung bey mir rege, daß die Tage nicht mehr ferne seyn, die uns einen Poeten hervorbringen werden, der sich die bedeuteten Vortheile rechtschaffen zu Nutze machen, und dadurch sich über den Ruhm der Alten hinaufschwingen wird. Dieses, was ich von meinen Landsleuten erst hoffe, können die Engelländer an dem vortrefflichen Gedichte ihres berühmten Pope auf den Menschen würcklich aufweisen, welches sie in Absicht auf die Neuheit der Materie allen dogmatischen Gedichten der Alten mit Recht vorziehen dörfen.

Diese allgemeine Betrachtung des poetischen Schönen, Neuen und Wundersamen, welches dem Wahren alle Kraft und Stärcke, auf das menschliche Gemüthe einzudringen, mittheilet, muß ich nun mit einigen absonderlichen Anmerckungen begleiten, damit ich meine Gedancken in ein klares Licht setze, und gegen allen Widerspruch verwahre. Ich erkläre mich demnach zum ersten, daß ich diese entzückende Anmuth und verwundersame Kraft der Neuheit allerley Dingen ohne Unterschied ihrer Grösse oder Kleinigkeit beylege. Es scheinet zwar,

daß alleine das Hohe und Grosse verwunderungswürdig sey, und es hat das Ansehen, als wenn Longinus in der fünf und dreyßigsten Abtheilung vom Erhabenen dem Kleinen das Vermögen, eine angenehme Verwunderung in der Brust zu erwecken, abschlagen wolle, indem er sagt: „ Das Hohe und Schöne behält in allem die Oberhand; deßwegen bewundern wir, gleichsam aus einem natürlichen Triebe, niemahls kleine Bäche, sie mögen auch noch so klar und nützlich seyn; wohl aber den Nil, die Donau, den Rhein, und um so viel mehr den grossen Ocean: So wird auch ein Feuer, das wir selbst angesteckt, ob es gleich beständig helle leuchtet, nicht so sehr von uns bewundert, als jene grossen Lichter am Himmel, ob sie gleich zuweilen verdunckelt werden: Wie wir dann nicht weniger die Oeffnung des Berges Aetna bewundern, durch dessen Schlund aus dem innersten Abgrunde grosse Steine nebst gantzen Felsen-Stücken geworffen, und feurige Schwefel-Ströhme ausgegossen werden. „ Nun will ich in der That gerne einräumen, daß das Grosse in Vergleichung mit dem Kleinen von einer gleichen Art einen weit stärkern Eindruck auf die Sinnen mache, und alleine die Kraft habe uns in Erstaunen zu setzen, zumahl da wohl bekannt ist, daß

ein

ein ſtärckerer Eindruck den ſchwächern allemahl auslöſchet; welches eben das iſt, was Longinus mit den angeführten Beyſpielen beweiſen wollte: Mit dem allem aber iſt es ſo fern, daß das Groſſe vor ſich ſelbſt eine genugſame Kraft haben ſollte, Verwunderung zu erwecken, daß es ſo wohl als das Kleine alle Kraft gar verliehret, wenn es nicht neu und ungewohnt iſt. Der tägliche Auf- und Untergang der Sonnen rühret uns ohne Vergleichung minder, als die Erſcheinung eines Cometen oder einer feurigen Luft-Geſchichte, und eine prächtige Erleuchtung von Kertzen bringet uns, wenn ſie uns ungewohnt iſt, mehr Ergetzen, als eine Nacht, die von dem leuchtenden Monde und dem gantzen Sternen-Heer helle gemachet wird. Und auf dieſe Weiſe hat auch derjenige Unbekannte den Sinn des Longinus verſtanden, der in der Ueberſchrift dieſer Abtheilung den Innhalt derſelben mit denen Worten begriffen hat, Τὸ μέγα, & τὸ καινὸν θαυμάζεται, ſonſt würde er dem Kleinen das Groſſe entgegen geſetzet haben; zumahl da das Groſſe nicht weniger als das Kleine κοινὸν, gemein und gewöhnlich ſeyn kan. Das Kleine iſt in der Schöpfung eben ſo nothwendig, als das Groſſe, und dienet ſo wohl zu der Harmonie des Gantzen als dieſes, ja dieſes heiſſet nur in Vergleichung mit dem Klei-

nen so; es wäre nichts grosses, wenn nichts kleines wäre, jenes bestehet aus diesem. Zudem ist die Natur in dem Kleinen eben so groß und wunderbar als in dem Grossen; Rerum natura nusquam magis quam in minimis tota, sagt Plinius im eilften B. seiner Historie der Natur; und in der Vorrede zu dem sieben und dreyssigsten B. In arctum coacta rerum naturæ majestas multis nulla sui parte minabilior. Ja ein Reaumüre findet in dem Kleinen noch weit mehr Kunst, als in dem Grossen. Die Saft-Kugelgen, welche in den Insecten ihren Circkel-Lauf durch alle die kleinen Lebens-Gefässe derselben fortführen, düncken ihn der Bewunderung besser würdig, als die Bewegungen der himmlischen Sphären. Da die Poesie eine Nachahmung der Schöpfung ist, muß das Kleine eben so wohl als das Grosse seinen Platz darinnen haben. Es gehöret nur die Sorge dazu, daß es am rechten Orte und im gehörigen Licht gesetzet werde, welches einen gesunden Verstand, der mit einem gewissen Vorsatz schreibet, und weiß, was vor Eindrücke er an jedem Ort auf das Gemüthe machen soll, und was vor Sinnbilder solches zuwegebringen, nicht schwer ankommen wird.

Aristoteles gehet noch weiter, und vernennet in dem vierten B. seiner Sittenlehre ausdrücklich, daß das Kleine könne schön genennet werden: „Die Großmuth, sagt er,

„beste-

„ beſtehet in der Gröſſe der Seelen, eben „ wie die Schönheit in einer gemeſſenen „ Gröſſe des Leibes. Junge Leute können, „ wenn ſie klein ſind, wohl artig und wohl„ gemacht, aber nicht ſchön genannt wer„ den.„ Und in ſeiner Poetick will er weder dem allzu groſſen noch dem allzu kleinen den Nahmen des Schönen zugeſtehen. „ Nichts allzu kleines kan ſchön ſeyn, ſagt „ er im ſiebenden Cap. § 5. weil das Geſicht „ ſich in einer Sache verliehret, von der „ man einen ſchier unvermerckten Blick ein„ nimmt. Auch nichts allzu groſſes kan ſchön „ ſeyn, weil man es nicht auf einmahl über„ ſiehet, und indem man ſeine Theile nach „ und nach, einen nach dem andern, ſiehet, „ den Begriff von dem Gantzen verfehlet, „ wie wenn man ein Thier zehntauſend Sta„ dia groß überſähe.„ Aus dieſem könnte nun jemand den Schluß ziehen wollen, daß hiemit auch in der Poeſie das Schöne und Verwunderſame weder bey allzu groſſen, noch bey allzu kleinen Dingen ſtatt haben könne. Alleine man beliebe ſich hier vorzuſtellen, daß der griechiſche Weltweiſe von der Schönheit der ſichtbaren Dinge redet, inſofern dieſelbe durch das menſchliche Auge entdecket wird; er nimmt daher dieſes Wort in einem gar engen Verſtand, und ſetzet die weſentliche Schönheit corperlicher Dinge in einer Ordnung und Uebereinſtimmung der Theile, die

dem Gantzen eine gleichgemeſſene Gröſſe mittheilet. Nun iſt es zwar ohne Streit, wenn das Gantze ſo klein iſt, daß man die Theile deſſelben nicht mehr deutlich unterſcheiden kan, oder wenn das Gantze ſo ungeheuer iſt, daß man kaum einige abſonderliche Theile davon auf einmahl überſehen kan, ſo kan man beydemahl nicht ſagen, daß uns etwas von dieſer Art als ſchön vorkomme: Gleichwohl hindert dieſes nicht, daß etwas nicht ſchön ſey, wenn deſſen Schönheit gleich unſrem blöden und eingeſchränckten Geſichte verborgen iſt, und wir die Ordnung und Harmonie der Theile mit dem bloſſen Auge nicht genugſam entdecken können. Es kan ſeyn, daß dieſes alles in einen geſchärften und vergröſſerten Geſichtes-Sinn weit ſchöner fällt; man erinnere ſich nur, wie viele vormahls verborgene Schönheiten das Auge, mit einem Vergröſſerungs-Glaſe bewaffnet, uns in der Welt der kleinen Dinge entdecket hat. Da nun der poetiſche Pinſel das Vermögen hat, dem Gemüthe dieſe Schönheiten des Kleinen ſo wohl als des Groſſen, die dem bloſſen Auge unbekannt ſind, recht lebhaft vorzumahlen, ſo iſt daraus offenbar, daß das poetiſche Schöne in dem Kleinen wie in dem Groſſen Platz habe, und daß die poetiſchen Schildereyen dem Verſtande auch in ſichtbaren Dingen ſolche verwunderſame Schönheiten vor Augen legen können,

können, die dem sinnlichen Auge gantz verschlossen sind. Zu diesem kömmt noch, daß wir unter dem Nahmen des poetischen Schönen alles begreiffen, was das Gemüthe des Lesers durch die poetische Vorstellung entzücket, und mit einem süssen Ergetzen erfüllet; diese Würckung aber führen, wie oben erwiesen ist, alle Dinge mit sich, die in der Wahrheit gegründet und dabey neu und verwunderſam sind, sie kommen gleich in ihrer nackenden Gestalt den äusserlichen Sinnen groß oder klein, angenehm oder widerig vor.

Eine andere Anmerckung, die sich auf die Natur dessen gründet, was wir neu und verwundernswürdig zu nennen pflegen, bestehet darinn, daß einigen etwas in der Natur als fremd, seltzam, neu und wunderbar vorkommen kan, was andern gantz bekannt und etwas gewöhnliches ist, daher es denn auch bey diesen seine angenehme Kraft zu bewegen verliehret. Diese verwunderſame Neuheit in den Vorstellungen lieget demnach eigentlich nicht in denen Sachen, die uns vorgestellet werden, sondern in den Begriffen dessen, der von einer Vorstellung nach seiner Empfindung urtheilet; und das ungleiche Urtheil, welches von dem Neuen gefället wird, rühret theils von der ungleichen Gelegenheit her, die den Menschen in dieser Welt vergönnet ist, sich nach dem zufälligen

Stan-

Stande seines mit Werckzeugen der Sinnen begabten Cörpers, mit gewissen Gegenständen mehr, mit andern weniger bekannt zu machen; theils entstehet es von der ungleichen Fähigkeit und dem daher rührenden verschiedenen Maasse der Erkänntniß; welches Ursache ist, daß noch unerfahrne Kinder alle Sachen ohne Unterschied mit einer dummen Bewunderung angaffen, weil ihnen alles fremd, neu und seltzam vorkommen muß. Niemand wird sich vornehmen, erwachsene Männer, die Witz und Erfahrung haben, mit dergleichen Erzehlungen und Mährgen, an welchen er die Kinder sich belustigen siehet, erfreuen zu wollen. In die Classe der Kinder gehöret aller Pöbel des menschlichen Geschlechtes, der sich um die Erkänntniß der Wahrheit nicht bekümmert, und in derselben ein Kind ist.

Denique non omnes eadem mirantur amantque.

Bey dieser Bewandtniß, da das verwunderſame Neue nicht in den Sachen selbst, die uns auf eine angenehme Weise entzücken, stecket, sondern in dem Urtheil der Menschen nach dem ungleichen Maasse ihrer Erkänntniß, ist es unmöglich, die Kraft, eine angenehme Verwunderung zu erwecken, die ich dem poetischen Neuen zugeeignet habe, an gewisse absonderliche Gegenstände und Arten der Vorstellung eigentlich zu binden

binden und einzuschränken: Doch kan man überhaupt sagen, daß die Dichtung die reicheste Quelle des Neuen und Verwunderſamen ſey; und, daß das Neue, welches ſie aus ihrem eigenen Grund und Boden an das Licht hervorbringet, allgemein und jedermann zu rühren fähig ſey; vornehmlich aber thut es dieſe Würckung auf einem hohen Grade auf diejenigen, für welche die Poeſie eigentlich gewiedmet iſt. Dieſe gehöret unter die Artes populares, und muß befliſſen ſeyn, das Ergetzen des gröſten Theils der Menſchen zuwege zu bringen, und nicht bloß etliche wenige an Verſtand, Wiſſenſchaft und tiefer Einſicht, über das gemeine Looß der Menſchen erhabene Geiſter zu befriedigen; für ſolche iſt die Poeſie nicht erfunden worden, weil dieſelben eines höhern, edlern, und von den Sinnen gantz abgezogenen Ergetzens fähig ſind. Die nackete Wahrheit hat für dieſe ſo viel anzügliches, daß es ihnen nothwendig verdrüßlich fallen muß, wenn ihre Schönheiten ihnen aus dem Geſicht entzogen und verſtecket werden, ob dieſes gleich durch den prächtigſten Schmuck der Kleidung geſchähe. Jedoch weil auch ſolche erhabene Geiſter einen Gefallen daran haben müſſen, wenn die Wahrheiten, von ihnen durch tiefes Nachſinnen oder ſonſt erkannt, allgemein gemachet werden, ſo muß die Poeſie,

sie, als das bequemste Mittel dazu, bey ihnen dennoch in einem hohen Werth stehen.

Was nun insbesondere die nach Zeit und Ort so verschiedenen Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, und Meinungen ganzer Völcker anbelanget, so muß man freylich gestehen, daß das poetische Schöne in dieser Absicht am wenigsten an eine besondere Zeit oder Ort kan gebunden und festgesetzet werden, alldieweil diese Sachen durch ihre stete Veränderung den Begriff von dem Schönen, und den Preiß des verwunderſamen Neuen in diesem Stücke zugleich mitverändern. Was zu einer Zeit vor schön, anständig und verwunderſam gehalten worden, das kan bey geänderten Sitten in Vergleichung mit neuen Begriffen von dem Schönen einen gantz widrigen Eindruck machen. Auf diesen Grund hat der Herr Dacier über das fünf und zwanzigste Capitel der Poetick des Aristoteles eine gute Anmerckung gemachet: „Virgil, „ sagt er, hat nicht alle Sachen vor brauchbar gehalten, die Homerus gebraucht „ hat, denn etwas, das in dem Welt-„ Alter des griechischen Poeten verwunderſam war, hätte zu Augusts Zeit übel mögen aufgenommen werden, darum muß „ ein Poet seine Erdichtungen nach der Gemüthes-Art, dem Naturell, den Gewohnheiten und Sitten seiner Zeit und seines

„Landes

„ Landes einrichten. „ Und dieses giebt mir Anlaß, beyläuftig die erwehlete Materie des vortrefflichen Miltons von eines Vortheils wegen zu rechtfertigen, der bißdahin noch von niemand bemercket oder erkannt worden. Solcher bestehet darinnen, daß sich schwerlich eine Materie zu einem ausführlichen Gedichte, da nur blosse Menschen aufgeführet werden, wird finden lassen, welches in Vorstellung der Sitten den Beyfall nicht nur einer, sondern aller christlichen Nationen wird erhalten können, und das nicht mit dem Lauffe der Zeit in diesem Puncten einen Abgang an Schönheiten zu befahren habe: Da hingegen die Sitten und Gebräuche derer Wesen, die Milton aufgeführet hat, dießfalls ausser Gefahr sind, weil sie nicht von mehr als einer Art seyn können, hiemit unveränderlich sind, und sich in der göttlichen Offenbarung gründen, die ewig fest bleibet, und daran alle vernünftigen Christen immerfort eine wahre Lust haben.

Der sechste Abschnitt.

Von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen.

DAs Wunderbare ist die äusserste Stafel des Neuen. Natur des Wunderbaren. Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen. Natur des Wahrscheinlichen. Was in dem weitläuftigsten Verstande wahrscheinlich sey. Die Bedeutung dieses Wortes wird enger eingeschränket. Grund der Wahrscheinlichkeit in der Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Gesetzen der Natur. Ein andrer Grund derselben, der in den Kräften der Natur bestehet. Genauere Grundsätze des Wahrscheinlichen. Der Poet stellet das Wahre als wahrscheinlich, und das Wahrscheinliche als wunderbar vor. Unterschied in den menschlichen Urtheilen von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen. Bezaubernde Kraft der Verbindung des Wunderbaren und des Wahrscheinlichen. Erste Quelle des Wunderbaren, das von dem möglichen Zusammenhange der Dinge nach andern Absichten, als der gegenwärtige hat, entstehet. Allegorische Art der Fabel, da der Poet neue Wesen erschaffet. Exempel derselben in Königs befriedigtem Elbe-Strohme. Von Einmischung allegorischer Personen unter historischen. Exempel von Homers Vorstellung der Zweytracht in dem Begleite des Krieges-Gottes. Vergleichung derselben mit Virgils Beschreibung des Gerüchtes. Königs Einführung der Zweytracht und der Eintracht in dem ersten Gesange von dem Lager. Grund der Wahrscheinlichkeit der allegorischen Wesen. Esopische Art der Fabel, da die Wesen zu einer höhern Natur erhoben werden. Eine andere Quelle des Wunderbaren entsteht von der unsichtbaren Welt der Geister und

und Geister. Vertheidigung Homers gegen die Beschuldigung, daß er seinen Göttern die Schwachheiten der Menschen angedichtet habe.

WEr meine gegebene Erklärung von dem Neuen, als der Urquelle aller poetischen Schönheit, vor Augen hat, wird leicht gedencken können, daß auch dieses Neue seine verschiedenen Grade und Staffeln haben müsse, je nachdem es mehr oder weniger von unsren Sitten abgehet, und sich entfernet. Nach dem Grade dieser Entfernung wächßt und verstärcket sich die Verwunderung, die durch das Gefühl dieser Neuheit in uns entstehet; wenn denn die Entfernung so weit fortgehet, biß eine Vorstellung unsern gewöhnlichen Begriffen, die wir von dem ordentlichen Laufe der Dinge haben, entgegen zu stehen scheinet, so verliehret sie den Nahmen des Neuen, und erhält an dessen statt den Nahmen des Wunderbaren. Sobald ein Ding, das das Zeugniß der Wahrheit oder Möglichkeit hat, mit unsren gewöhnlichen Begriffen zu streiten scheinet, so kan es uns nicht bloß als neu und ungewohnt vorkommen, sondern es wird das Gemüthe in eine angenehme und verwundernsvolle Verwirrung hinreissen, welche daher entspringet, weil wir mit unserm Verstand durch den reizenden Schein der Falschheit durchgedrungen, und in dem vermeinten Widerspruch

ein geschicktes Bild der Wahrheit und eine ergetzende Uebereinstimmung gefunden haben.

Demnach ist das Wunderbare in der Poesie die äusserste Staffel des Neuen, da die Entfernung von dem Wahren und Möglichen sich in einen Widerspruch zu verwandeln scheinet. Das Neue gehet zwar von dem gewöhnlichen Laufe und der Ordnung der Dinge auch ab, doch entfernet es sich niemahls über die Gränzen des Wahrscheinlichen, es mag uns in Vergleichung mit unsern Gewohnheiten und Meinungen noch so fremd und seltzam vorkommen, so behält es doch immer den Schein des Wahren und Möglichen. Hingegen leget das Wunderbare den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab, und nimmt einen unbetrüglichen Schein des Falschen und Widersprechenden an sich; es verkleidet die Wahrheit in eine gantz fremde aber durchsichtige Maske, sie den achtlosen Menschen desto beliebter und angenehmer zu machen. In dem Neuen herrschet dem Scheine nach das Wahre über das Falsche; in dem Wunderbaren hat hingegen der Schein des Falschen die Oberhand über das Wahre.

Ich begreiffe demnach unter dem Nahmen des Wunderbaren alles, was von einem andern widerwärtigen Bildniß oder vor wahr angenommenen Satze aufgeschlossen wird; was uns, dem ersten Anscheine nach, unsren gewöhnlichen Begriffen von dem Wesen der

Dinge,

Dinge, von den Kräften, Gesetzen und dem Laufe der Natur, und allen vormahls erkannten Wahrheiten in dem Licht zu stehen, und dieselben zu bestreiten düncket. Folglich hat das Wunderbare für den Verstand immer einen Schein der Falschheit; weil es mit den angenommenen Sätzen desselben in einem offenbaren Widerspruch zu stehen scheinet: Alleine dieses ist nur ein Schein, und zwar ein unbetrüglicher Schein der Falschheit; das Wunderbare muß immer auf die würckliche oder die mögliche Wahrheit gegründet seyn, wenn es von der Lügen unterschieden seyn und uns ergetzen soll. Denn wofern der Widerspruch zwischen einer Vorstellung und unsren Gedancken eigentlich und begründet wäre, so könnte eine solche keine Verwunderung in uns gebähren, eben so wenig, als eine offenbare Lüge oder die Erzehlung von lediglich unmöglichen und unglaublichen Dingen den Geist des Menschen rühren und belustigen kan; und falls das Wunderbare aller Wahrheit beraubet seyn würde, so wäre der gröbeste Lügner der beste Poet, und die Poesie wäre eine verderbliche Kunst. Die Poeten sind dem Junius Brutus gleich, der witzig und gescheut war, ob er gleich dem König Tarquinius, dem Stolzen, als wahnwitzig vorkam, weil er sich mit Fleiß angestellet, als ob er im Hirn verrücket wäre, damit er seine Anschläge und An-

ſtalten der, Tyranne dieſes Fürſten ein Ende zu machen, unter dieſer Verſtellung deſto ſicherer verbergen möchte. Alſo ſind auch die vermeinten Delirta und Ausſchweiffungen der poetiſchen Phantaſie mit einer verwunderſamen Urtheils-Kraft begleitet, und ein bequemes Mittel, die Aufmerckſamkeit der Menſchen zu erhalten, und ihre Beſſerung zu befördern. Das Wunderbare iſt demnach nichts anders, als ein vermummetes Wahrſcheinliches. Der Menſch wird nur durch dasjenige geführet, was er gläubt; darum muß ihm ein Poet nur ſolche Sachen vorlegen, die er glauben kan, welche zum wenigſten den Schein der Wahrheit haben. Der Menſch verwundert ſich nur über dasjenige, was er vor etwas auſſerordentliches hält; darum muß der Poet ihm nur ſolche Sachen vorlegen, die auſſer der Ordnung des gemeinen Laufes ſind; und dieſe beyden Grund-Regeln, die einander ſo ſehr entgegen zu laufen ſcheinen, mit einander zu vergleichen, muß er dem Wunderbaren die Farbe der Wahrheit anſtreichen, und das Wahrſcheinliche in die Farbe des Wunderbaren einkleiden. Auf einer Seiten ſind die Begebenheiten, die aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, weil ſie allzu wunderbar ſind, nicht fähig die Menſchen zu rühren; auf der andern Seiten, machen die Begebenheiten, die ſo wahrſcheinlich ſind, daß ſie aufhören wunderbar

derbar zu ſeyn, die Leute nicht aufmercksam genug. Mit den Meinungen hat es eben die Bewandtniß, wie mit den Begebenheiten. Die Meinungen, die nichts wunderbares in ſich haben, dieſes mag in der Großmüthigkeit oder in der Zueignung der Meinung, oder in der Nettigkeit des Gedanckens, oder in der Richtigkeit des Ausdrückes beſtehen, ſcheinen platt. Jedermann, heißt es, hätte dieſes gedencken können. Hingegen ſcheinen allzu wunderbare Meinungen falſch, und über die Schnur getrieben. In den Romanen von Amadiß, von Lancellot, und andern irrenden Rittern, fehlet es fürwahr an Wunderbarem nicht, im Gegentheil ſind ſie damit angefüllet, aber ihre Erdichtungen ohne Wahrſcheinlichkeit, und ihre allzu wunderthätigen Begebenheiten verurſachen bey Leſern von geſetztem Urtheil, die an Virgil und ſeines gleichen einen Geſchmack finden, lauter Eckel. Kurtz, das Wunderbare kan einem richtigen Kopf weder gefallen, noch Ergetzen bringen, wenn es nicht mit dem Wahrſcheinlichen künſtlich vereinigt, und auf daſſelbe gegründet iſt.

Weil nun in dieſer Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen die vornehmſte Schönheit und Kraft der Poeſie beſtehet, ſo würde ich auf halbem Wege ſtehen bleiben, wenn ich nicht jetzo die Natur des poetiſchen Wahrſcheinlichen erklärete, nach-

dem ich die Natur des Wunderbaren erkläret habe. Nach diesem wird ein leichtes seyn, ein jedes von diesen beyden Stücken in seine gehörigen Gräntzen einzuschliessen.

Ich verstehe durch das Wahrscheinliche in der Poesie alles, was nicht von einem andern widerwärtigen Begriff, oder für wahr angenommenen Satze ausgeschlossen wird, was nach unsren Begriffen eingerichtet zu seyn, mit unsrer Erkenntniß und dem Wesen der Dinge und dem Laufe der Natur übereinzukommen, scheinet; hiemit alles, was in gewissen Umständen und unter gewissen Bedingungen nach dem Urtheil der Verständigen möglich ist, und keinen Widerspruch in sich hat. Dieses Wahrscheinliche gründet sich demnach auf eine Vergleichung mit unsren Meinungen, Erfahrungen, und angenommenen Sätzen, nach welchen wir unsren Beyfall einzurichten, und die Glaubwürdigkeit einer Vorstellung zu beurtheilen pflegen, und es bestehet in einer Uebereinstimmung mit denselben. Hiemit ist es nicht dem lediglich Unmöglichen, wie das Wahre, sondern dem Wunderbaren, welches nur einen Schein der Falschheit hat, entgegen gesetzet. Ich habe an einem andern Orte angemercket, daß in dem weitläuftigsten Verstande alles kan wahrscheinlich genennt werden, was durch die unendliche Kraft des Schöpfers der Natur möglich ist, hiemit alles, was mit denen

ersten

erſten und allgemeinen Grundſätzen, auf welchen alle Erkenntniß der Wahrheit beruhet, in keinem Widerſpruch ſtehet. Das Unmögliche und ſich ſelbſt Widerſprechende hat auch in der Macht des Schöpfers keinen Grund der Wahrheit, und der menſchliche Verſtand kan ſolches keinesweges begreiffen. Alſo iſt unmöglich, daß etwas zugleich ſeyn und nicht ſeyn, ſo und anderſt ſeyn könne; daß etwas ohne einen zureichenden Grund ſeiner Würcklichkeit ſeyn könne; daß ein Theil ſo groß ſey, als ſein Gantzes; daß zwo grade Zahlen mit einander verbunden eine ungrade Zahl ausmachen, und ſo fort. Was mit dieſen und andern dergleichen ſich ſelbſt beweiſenden Grundſätzen ſtreitet, das iſt eine offenbare Lüge, und hat in keinen Umſtänden und unter keiner Bedingung einige Möglichkeit; angeſehen es auch lediglich unmöglich iſt, daß durch die göttliche Kraft ſelbſt etwas von dieſer Art ſeyn könne. Das Unwahrſcheinliche in der Poeſie hat allemahl eine Möglichkeit ſchlechterdings zu reden, die in der Macht des Schöpfers der Natur gegründet iſt; es iſt unwahrſcheinlich und unmöglich alleine in Abſicht auf gewiſſe ausgeſetzte Bedingungen und Umſtände, mit und in welchen es vorkömmt, wenn es mit denſelben in einem Widerſpruch ſtehet, ob es gleich unter andern Bedingungen und in andern Umſtänden nicht unmöglich wäre. Der Schöpfer der

Natur hat allen erschaffenen Dingen ein ausgesetztes Wesen, Kraft und Vermögen mitgetheilet, er hat ihnen gewisse Gesetze vorgeschrieben, nach welchen sie ihre Handlungen einrichten müssen, er hat sie auch der Zeit und des Ortes halber nach gewissen Absichten mit einander verknüpfet: Was nun durch die Kraft dieser erschaffenen Wesen nach denen bestimmeten Gesetzen der Bewegung und dem Laufe der Natur in gewissen Umständen möglich ist, das ist wahrscheinlich, weil es mit unsern gewöhnlichen Begriffen übereinstimmet; und dieses Wahrscheinliche ist von dem Wahren alleine darinnen unterschieden, daß es kein genugsames Zeugniß der Würcklichkeit hat. Weil aber die gegenwärtige Einrichtung der Welt der würcklichen Dinge nicht schlechterdings nothwendig ist, so hatte der Schöpfer bey andern Absichten Wesen von einer gantz andern Natur erschaffen, selbige in eine andere Ordnung zusammen verbinden, und ihnen gantz andere Gesetze vorschreiben können: Da nun die Poesie eine Nachahmung der Schöpfung und der Natur nicht nur in dem Würcklichen, sondern auch in dem Möglichen ist, so muß ihre Dichtung, die eine Art der Schöpfung ist, ihre Wahrscheinlichkeit entweder in der Uebereinstimmung mit den gegenwärtiger Zeit eingeführten Gesetzen und dem Laufe der Natur gründen, oder in den Kräften der Natur, welche

welche ſie bey andern Abſichten nach unſern Begriffen hätte ausüben können. Beydemahl beſtehet die Wahrſcheinlichkeit darinn, daß die Umſtände mit der Abſicht übereinſtimmen, daß ſie ſelber in einander gegründet ſeyn, und ſich zwiſchen denſelben kein Widerſpruch erzeige. Was die Erdichtung und Aufſtellung gantz neuer Weſen und neuer Geſetze anbelanget, ſo hat der Poet dießfalls eine groſſe Vorſicht und Behutſamkeit zu gebrauchen, daß das Wunderbare nicht ungläublich werde und allen Schein der Wahrheit verliehre. Er muß darum, ſeine Freyheit zu erdichten, wenigſt nach dem Wahne des gröſten Haufens der Menſchen einſchräncken, und nichts vorbringen, als was er weiß, daß es ſchon einigermaaſſen in demſelben gegründet iſt. Wenn Ariſtoteles in ſeiner Poetick von der poetiſchen Materie handelt, ſo eignet er derſelben zu, ἢ οἷα ἦν, ἢ ἔστι, ἢ οἷά φασι καὶ δοκεῖ, ἢ οἷα εἶναι δεῖ, was entweder war, oder jetzo iſt, oder was zu ſeyn ſcheinet, und was laut der Sage iſt, oder was ſeyn ſoll. Damit lehret er zugleich, was der Grundſtein und das Band der Vereinigung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen ſey. Nemlich, die Wahrſcheinlichkeit und die Möglichkeit auch der ſeltſamſten und wunderbarſten Vorſtellungen muß in einem von folgenden Stücken gegründet ſeyn, entwe-

der in dem Zeugniß der Historie, oder der Sage und eines angenommenen Wahnes, oder in einer Vermehrung oder Verminderung der würcklichen Vollkommenheiten. Das Wahrscheinliche muß demnach von der Einbildung beurtheilet werden, und die Grundsätze, auf welche diese ihr Urtheil gründet, sind folgende: I. Was durch glaubwürdige Zeugen bestetigt wird, das kan man annehmen. II. Den Vorstellungen der Sinnen darf man trauen. III. Was bey einem grossen Haufen der Menschen Glauben gefunden hat, und eine Zeitlang von einem Geschlechte zu dem andern fortgepflanzet worden, das ist nicht zu verwerffen. IV. Was nach gewissen Graden eingeschränket ist, das kan vollkommener oder unvollkommener seyn. V. Was einmahl geschehen ist, das kan wieder geschehen. Was nun mit diesen und andern dergleichen Grundsätzen des Wahnes übereinstimmet, es mag dem reinen Verstande noch so wunderbar und widersinnig vorkommen, das ist für die Einbildung gläublich und wahrscheinlich. Man muß also das Wahre des Verstandes und das Wahre der Einbildung wohl unterscheiden; es kan dem Verstand etwas falsch zu seyn düncken, das die Einbildung für wahr annimmt: Hingegen kan der Verstand etwas für wahr erkennen, welches der Phantasie als ungläublich vorkömmt;

und

und darum iſt gewiß, daß das Falſche bisweilen wahrſcheinlicher iſt, als das Wahre. Das Wahre des Verſtandes gehöret für die Weltweißheit, hingegen eignet der Poet ſich das Wahre der Einbildung zu; daher hat Ariſtoteles im fünf und zwanzigſten Cap. der Poetick geſagt: „Der Poet „muß die unmöglichen Dinge, wenn ſolche „nur wahrſcheinlich ſind, denen möglichen, „die bey ihrer Möglichkeit unglaublich ſind, „vorziehen.„ Er hat nicht nöthig ſeine Vorſtellungen vor wahr zu verkauffen; wenn ſie nur nicht unglaublich ſind, ſo eröffnen ſie ihm ſchon den Zugang zu dem menſchlichen Hertzen, ſo daß er dadurch die erforderliche Würckung auf daſſelbe thun kan. Die eigenthümliche Kunſt des Poeten beſtehet demnach darinnen, daß er die Sachen, die er durch ſeine Vorſtellung angenehm machen will, von dem Anſehen der Wahrheit bis auf einen gewiſſen Grad künſtlich entferne, jedoch allezeit in dem Maaſſe, daß man den Schein der Wahrheit auch in ihrer weiteſten Entfernung nicht gänzlich aus dem Geſichte verliehret. Folglich muß der Poet das Wahre als wahrſcheinlich, und das Wahrſcheinliche als wunderbar vorſtellen, und hiemit hat das poetiſche Wahrſcheinliche immer die Wahrheit, gleichwie das Wunderbare in der Poeſie die Wahrſcheinlichkeit zum Grunde.

Beyde,

Beyde, das Wunderbare und das Wahrscheinliche, haben demnach ihre Grade und Staffel, nach welchen sie einander biß zur Vermischung nahern, oder sich von einander biß an ihre aussersten Gränzen entfernen; je nachdem der Schein der Wahrheit über den Schein der Falschheit mehr oder weniger die Oberhand hat; je mehr das Wunderbare in einer Vorstellung steiget und wachst, desto mehr verbirgt und vermindert sich das Wahrscheinliche; je offenbarer hingegen der Schein der Wahrheit ist, desto mehr verliehret sich das Wunderbare.

Es sind auch die Urtheile der Menschen von dem Wunderbaren und Wahrscheinlichen sehr ungleich und unterschiedlich: Alles dasjenige, was für die Gelehrten wahrscheinlich ist, ist es gleichermaassen für das gemeine Volck, aber nicht alles das, was für die Unwissenden wahrscheinlich ist, ist es auch allemahl für die beleſenen Leute. Die Verwunderung und die Leichtgläubigkeit sind Töchter der Unwissenheit. Daher liesst der rohe und unwissende Pöbel gemeiniglich die abentheurlichsten Erzehlungen von Hexen, Zauberern, weisen Frauen, Gespenstern, und die Romanen von den irrenden Rittern, mit dem grösten Ergetzen, welches nicht geschehen könnte, wenn dieselben ihm ungläublich und unwahrscheinlich vorkämen; wo man die Kräfte der Natur nicht

kennet,

kennet, und nicht fähig ist, die weise Verknüpfung der Umstände unter einander, und mit den Absichten einzusehen, da ist man nicht geschickt, das Unwahrscheinliche zu entdecken: Hingegen je genauer einer die Gesetze und Kräfte der Natur und das Wesen der Dinge kennet, desto besser wird es ihm gelingen, das Wahrscheinliche genau und richtig zu bestimmen, und desto mehr Fertigkeit wird er in Unterscheidung des Abentheurlichen von dem Wunderbaren zeigen. Von dieser besondern Art der poetischen Vorstellungen, in welchen das Wunderbare mit dem Wahrscheinlichen künstlich verbunden ist, entstehet die bezaubernde Kraft der Dicht-Kunst. Die Zauberer täuschen uns auf eine angenehme Weise durch den geborgten Schein der Wahrheit und Würcklichkeit; der Poet hintergehet uns hingegen auf eine noch unschuldigere Weise zum Behuf der Wahrheit durch einen angenommenen Schein der Falschheit: Es ist aber das menschliche Gemüthe so beschaffen, daß es beydemahl in Verwunderung gesetzet wird, es sey, daß wir die Unmöglichkeit dessen erkennen, was wir dem ersten Anscheine nach für wahr und möglich gehalten hatten, oder daß wir die Wahrheit und Möglichkeit dessen einsehen, was wir zuvor für falsch und unmöglich angesehen hatten. Das widersinnige Aussehen

einer

einer solchen Vorstellung ziehet unsere Aufmercksamkeit nothwendig an sich, und verheisset unserer Wissens-Begirde eine wichtige und nahmhafte Vermehrung: Die nachfolgende Beschäftigung des Gemüthes, da es die Vorstellungen mit seinen Begriffen und angenommenen Sätzen vergleichet, da es durch den Schein der Falschheit durchdringet, und in dem vermeinten Widerspruch eine Uebereinstimmung und Vollkommenheit entdecket, muß nothwendig angenehm und mit Ergetzen verknüpfet seyn; zumahlen da diese Entdeckung die unschuldige List des Poeten recht verwundersam machet, und unsere Eigenliebe und die vortheilhaftige Meinung von unserer eigenen Geschicklichkeit speiset.

Nach dieser allgemeinen Abhandlung von dem poetischen Wunderbaren und dessen künstlicher Verbindung mit dem Wahrscheinlichen will ich diese Materie noch nicht aufgeben, sondern jezo bedacht seyn, die Minen oder Quellen des Wunderbaren aufzusuchen, und meine Sätze mit Exempeln zu erklären. Die erste und vornehmste Quelle desselben, die von dem Wahrscheinlichen am weitesten entfernet ist, findet sich bey derjenigen Art der Erdichtung, da der Poet die Natur nicht bloß in dem, was würcklich ist, und nach den eingeführten Gesetzen in einer andern Einrichtung der Welt möglich wäre, nachahmet, son-

ſondern durch die Kraft ſeiner Phantaſie gantz neue Weſen erſchaffet, und entweder ſolche Dinge, die keine Weſen ſind, als würckliche Perſonen aufführet, denſelben Leib und Seele mittheilet, und ſie geſchickt machet, allerley vernünftige Handlungen und Meinungen anzunehmen; oder diejenigen Weſen, die ſchon würcklich ſind, zu der Würde einer höhern Natur erhebet, indem er den lebloſen Geſchöpfen Meinungen und Gedanken leihet, wenn er Wäldern, Flüſſen, Landſchaften und allen andern unbelebten Weſen Gedancken und Reden zuſchreibet; oder den Thieren mehr Witz und Vernunft lehnet, als ſie in ihrer Sphär haben, und ihnen auch die articulierte Stimme, die ihnen mangelt, mittheilet. Aus jenem iſt die allegoriſche, aus dieſem die eſopiſche Art der Fabel entſtanden.

Was nun erſtlich die erſte von dieſen beyden anlanget, da allegoriſche Perſonen aufgeführet werden, als die Tugenden, die Arten des Laſters, die Welt-Theile, Königreiche, Städte, Flüſſe, die Leidenſchaften, die Künſte, die Winde, die Jahrszeiten, und ſo fort, ſo müſſen wir in Anſehung dieſer Perſonen uns erinnern, daß die meiſten von denſelben viele Jahrhundert alt ſind; ſie haben ihren Stand ſeit vielen Jahren hergebracht, ſie haben ſich auf ſo vielen Schauplätzen gezeiget, daß auch ein Halbgelehrter ſie gleich an ihren Wappen erkennet; ſie haben ſo zu

ſagen

sagen bey den Menschen das Bürgerrecht erhalten. Also stehen sie in einem Rechten mit den heidnischen Gottheiten, Mars, Pallas, Apollo, Venus, Flora, Ceres und andern, welche zwar in dem Heidenthum, wo der gemeine Mann in dem Wahne stuhnd, daß es würkliche Wesen wären, historische Personen waren, aber in den Gedichten unserer christlichen Dichter nicht anderst als allegorische Personen können eingeführet werden, ausgenommen wenn sie die Materie ihrer Erzehlung, ihre Scenen und Platzhalter aus den Zeiten des Heidenthums hergenommen haben. Und so kan man sagen, daß diese allegorische Personen durch ihre öftere Wiederkunft gantz bekannt worden, und sich durch so viele Erscheinungen in den Wercken der Poeten einen allgemeinen Ruf und Ansehen der Wahrscheinlichkeit erworben haben.

Was jezo den Gebrauch dieser Personen anbelanget, so ist derselbe zweyfach. Entweder führet der Poet in einem Gedichte lauter dergleichen allegorische Personen ein, oder er verbindet sie mit denen historischen Personen seines Gedichtes. Derer allegorischen Gedichte halber, in welchen lauter erdichtete Personen vorkommen, ist zu bemercken, daß eine allegorische Handlung keine anständige Materie für ein weitläuftiges oder dramatisches Gedichte sey; sie hat alleine in einem kurtzen Gedichte Platz, wo der Poet in seinem

nem Nahmen redet, und alſo das Geheimniß ſeiner allegoriſchen Vorſtellung ſelbſt erklären, und die Arbeit des Leſers erleichtern kan. Ich will zu einem Exempel das Gedicht des Hrn Hofr. Königs anführen, das den Titel führt: Der befriedigte Elbe-Strohm durch die abermahlige glückliche Geburt eines Chur-Sächſiſchen Printzen.

Der Poete hatte ſich in den Gedancken die allgemeine Trauer vorgeſtellet, die das Land von Sachſen über den frühzeitigen Verluſt des verſtorbenen Chur-Printzen empfunden hatte, jezo aber ſein Leid durch die Geburt dieſes zweyten Printzen verſüſſet, und ſeine Hoffnung mit allgemeiner Freude auf ein neues belebet ſah. Dieſe gemeine und bekannte Wahrheit recht wunderbar vorzutragen, beſann ſich der Poet dieſelbe in eine allegoriſche Handlung einzukleiden. Er machete die Elbe, die Schickung, und die Natur zu Perſonen. Er führete die erſte als den Elbe-Gott ein, wie er ſeine Trauer über das frühzeitige Ableben des erſtgebohrnen Chur-Printzen, der ſein Alter nicht gar auf zehn Wochen gebracht hatte, in einem Klage-Liede ausläßt. Die Schickung hörte ihn klagen, ward zum Mitleiden bewogen, und verhieß ihm ehender als in einem Jahr einen andern Chur-Printzen, an welchem die Natur alle ihre Kräfte ausüben ſollte. Die Natur formiert auf Befehl der Schickung einen

Sohn, an dem sie das gantze Vermögen ihrer Kunst erschöpfet hatte. Auf Vernehmen dieser frohen Zeitung stimmet der Elbe-Gott einen freudigen Glückwünschungs-Gesang an. Diese Dichtung gab dem Poeten die schönste Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in Verfassung zierlicher Schildereyen an den Tag zu legen. Die mahlerische Beschreibung der Natur, des Elbe-Gottes, und seiner Grotte, geben uns davon eine unverwerffliche Probe; Schade, daß er in Ausdrückung des wahren Characters der Leidenschaften nicht eben so vortrefflich ist. Das Klage-Lied des Elbe-Fürsten, welches in zehen Versen begriffen wird, ist einigermaassen matt und frostig, insonderheit folgende vier Zeilen:

Dieß zarte Rauten-Reiß blüht noch kaum zehen Wochen,
Fanat kaum zu sprossen an, und ist schon abgebrochen.
Dein Kunner hat mit Recht, o Dreßden, meinem Strand
Jetzt eine neue Flut von Thranen zugesandt.

Das fremde Bild der Raute ist für eine grosse Betrübniß allzu gesucht, und diese verblümte Redens-Art stehet der Absicht des Poeten mehr im Wege, als daß sie dieselbe befördern könnte, angesehen ein Rauten-Reiß, das zehn Wochen blühet, in eigentlichem Sinne genommen wider die Wahrheit läuft, und nichts beklagenswürdiges ist. Hernach ist die Thränen-Flut, welche Dreßden der Elbe zugesandt hat, ein poetischer Aufschnitt,

der

der alle Wahrſcheinlichkeit überſteiget. Es iſt ein Fehler von einer andern Natur, wenn er von dem Elbe-Gott, der jezo die Nachricht von der Geburt des Chur-Printzen erhalten hatte, alſo ſpricht:

Er fieng, was er zuvor ſein lebtag nie gethan,
Gantz aus ſich ſelbſt entzückt, wie folgt, zu reimen an.

Zu reimen, iſt für einen Gott eine allzu niedrige Arbeit; es iſt etwas mechaniſches, dazu keine Entzückung erfordert wird. Und geſezt daß der Ausdruck des Poeten ſchlechter iſt, und weniger ſagt, als er ihm in die Gedancken legen wollen, ſo findet ſich dennoch ein Widerſpruch darinnen, weil er in dem Eingange dieſes Gedichtes eine Elegie einflieſſen laſſen, die der Elbe-Gott im Jahr zuvor ſoll geredet haben, welche ebenfalls in Reimen verfaſſet iſt. Der Poet hätte beſſer gethan, wenn er den Leſer auf dem Wahne gelaſſen hätte, daß der Zierrath der Reimen den Gedancken des Elbe-Gottes von dem Poeten gelehnet worden.

Was jezt zweytens die Einmiſchung allegoriſcher Perſonen in einem Gedichte von lauter hiſtoriſchen Perſonen anbetrifft, ſo braucht es da mehrere Behutſamkeit, alldieweil wir dieſe erdichteten Perſonen nicht anderſt anſehen können, als Hirn-Geſpenſter und zur Luſt erſonnene Bilder, die von einer gantz andern und höhern Natur ſeyn würden, als

die Menschen sind; also daß es wider alle Wahrscheinlichkeit liefe, daß dieselben mit denen historischen Personen gleichen Antheil an einer Handlung haben sollten. Man hat daher die Regel vorgeschrieben, daß die allegorischen Personen keine Haupt-Personen seyn, oder eine Haupt-Rolle in der Handlung auf sich haben sollten, sondern darinn nur Platz bekommen können, entweder als zufällige Eigenschaften der vornehmsten Personen, oder um der Ausdruckung willen, da man mittelst der Erdichtung auf eine edlere Weise saget, was sonst, so es einfältig gegeben würde, platt herauskommen müßte. Aus demselben Grunde wollte ich dem Poeten auch nicht rathen, daß er bey jedem Anlaß, da er es könnte, dergleichen erdichtete Wesen aufführen, oder daß er ihnen, wenn er sie sparsam auftreten läßt, allzu viel Platz in dem Gedichte einräumen sollte; weil dadurch die Aufmercksamkeit des Lesers von den Haupt-Personen und der Haupt-Handlung nur abgeführt würde, welches nothwendig der Haupt-Absicht des Gedichtes grossen Nachtheil verursachen müßte. Diese behutsame Bescheidenheit haben die vortrefflichen Dichter des Alterthums beobachtet, und uns mit ihrem Beyspiel eine Regel gegeben. Homerus hat in dem weitläuftigen Gedichte der Ilias ein einziges Exempel von einer solchen allegorischen

ſchen Perſon, wenn er im vierten B. v. 440. die Zwytracht einführet, die er in ſechs Verſen dergeſtalt beſchreibet: „ Mars ſpor„ nete die Trojaner an, und Pallas die „ Griechen, nach ihnen gieng das Schrecken, „ die Flucht und die Zwytracht, die Schwö„ ſter und Gefehrtin des mörderiſchen Krieges„ Gottes, die anfänglich gar klein iſt, nach „ und nach wächſt, und zulezt ihr Haupt „ an den Himmel ſtößt, wiewohl ſie auf „ der Erden gehet, ſie entzündete jeder„ manns Bruſt mit Hitz und Wuth, ſie „ gieng unter der Armee von Linie zu Li„ nie, und machete das Uebel noch ſchlim„ mer.„ Ihr ſehet, wie geſchickt der Poet iſt, ſeine Dichtung wahrſcheinlich zu machen, und ihre Kühnheit zu verbergen. Er ſtellet dem Leſer dieſe allegoriſchen Perſonen, das Schrecken, die Flucht und die Zwytracht nicht geradenweges vor Augen, als Haupt-Perſonen, auf die er vornehmlich ſeine Aufmerkſamkeit zu richten hätte, ſondern er zeiget ſie ihm etwas entfernet, und nur in dem Gefolge des Gottes Mars, und der Minerva. Er rücket dieſelben noch etwas weiter aus dem Geſichte, wenn er in einer bloſſen Erzehlung beſchreibet, was er als ein Poet geſehen hat, und keinesweges fodert, daß andrer Leute Augen daſſelbe gleichfalls ſehen. Wenn er dichtet, daß die Zwytracht mit dem Krieges-Gott

befreundet ist, so lehnet er ihr damit einen neuen Zusatz von Wahrscheinlichkeit, indem er sie dadurch von unsren Begriffen, die wir von menschlichen und uns bekannten Wesen haben, entfernet, und über dieselben erhebet. Und er ist in der Ausführung so bescheiden, daß er nur diejenigen Umstände anbringet, die ausser der allegorischen Verwandlung der Zwytracht in eine Person, als so viele absonderliche Metaphoren würden angesehen werden; derer geheimer Verstand auch so offenbar ist, daß man alsobald vergißt, daß der Poet uns dieses Unwesen als eine Person vorstellen wollen. Sonst kan man sich von der Richtigkeit der Hyperbole in denen Worten, „ die anfänglich klein ist, nach und nach wächst, und „ zulezt ihr Haupt biß an den Himmel stößt, „ wiewohl sie mit den Fussen auf der Er„ den stehet, „ von den Kunstrichtern unterrichten lassen, die unten an dem Rand dieses Blattes (*) angezeiget werden.

Virgil hat sich schon mehrere Freyheit herausgenommen, wenn er im vierten B. der Eneis das Gerüchte als eine Person aufführet, und fast zwanzig Verse damit anfüllet, auch sie dem Leser unter einer ungeheu-

(*) Longin vom Erhabenen in der neunten Abtheilung. Boileau in der vierten critischen Erwegung. Die Frau Dacier in ihren Anmerckungen über diese Stelle.

geheuren und abentheurlichen Geſtalt vor das Geſicht ſtellet.

Monſtrum horrendum, ingens: cui quot ſunt corpore
Tot vigiles oculi ſubter, mirabile dictu, (plumæ,
Tot linguæ, totidem ora ſonant, tot ſubrigit aures.

Wodurch er zwar das Wunderbare erhöhet, aber das Wahrſcheinliche darunter ſchier erſtecket. Da auch dieſe Perſon nach ſeiner eigenen Erinnerung

Tam ficti pravique tenax quam nuntia veri,

ſo kan ich nicht wiſſen, warum er ſie ſo erſchrecklich vorſtellet, als monſtrum horrendum. Und wenn er das Maaß ihrer Gröſſe nach der homeriſchen Zweytracht mißt,

Parva metu primo, mox ſeſe attollit in auras,
Ingrediturque ſolo, & caput inter nubila condit,

ſo hat Macrobius guten Grund gehabt, im vierzehnten Cap. des fünften B. anzumerken: Quod Homerus de Contentione hoc idem Maro de Fama dixit, ſed incongrue. Neque enim æqua ſunt argumenta contentionis & famæ: Quia contentio, etſi uſque ad mutuas vaſtationes ac bella proceſſerit, adhuc contentio eſt, & manet ipſa quæ crevit: Fama vero cum in immenſum prodit, fama eſſe jam deſinit, & fit notio rei jam cognitæ. Quis enim jam fa-

mum vocet, cum res aliqua a terra in coelum mota sit? Deinde nec ipsam hyperbolen potuit æquare. Ille coelum dixit; hic auras & nubila. Hæc autem ratio fuit non æquandi omnia, quæ ab autore transcripsit, quod in omni operis sui parte alicujus Homerici loci imitationem volebat inferere: nec tamen humanis viribus illam divinitatem ubique poterat æquare. Wenn denn die Phantasie des Lesers mit diesen grossen Ideen angefüllet auf die folgenden Verse kömmt:

Luce sedet custos aut summi culmine tecti,
Turribus aut altis. - - -

So werden diese hohen Begriffe auf einmahl zernichtet. Sonst ist auch Virgil mit dergleichen allegorischen Personen so sparsam als Homerus selbst; hingegen hat Lucanus dieselben ohne Maaß und Ende angebracht. Ich erinnere mich auch hier, daß unter den deutschen Poeten der Hr. Hofrath König in seinem Gesange von dem Lager bey Radewitz, die Einholung betitelt, die Zweytracht und die Eintracht zusammen auf den Schauplatz geführet, und mit Beschreibung derselben schier zweyhundert Verse angefüllet hat, welches den fünften Theil des Gedichtes, das aus tausend Zeilen bestehet, ausmachet. Ich bekenne zwar mit Vergnügen, daß diese Beschreibung, wenn sie als ein abgesondertes,

Gedicht

Gedichte betrachtet wird, viele mahlerische Schönheiten hat, und daß der Poet dem Homer und Virgil glücklich nachgeahmet; aber da sie in einem historischen Gedichte eingetragen wird, und die Aufmerksamkeit des Lesers mehr bemühet, und länger aufhält, als selbst ein Haupt-Stück der historischen Erzehlung, so verliehret sie alle Wahrscheinlichkeit, und der Poet hat vergessen, was er in der Vorrede verheissen hat: „Ich werde „mich solcher Erdichtungen auf das allerbe„hutsamste bedienen, da ich die Ehre habe, „eine Geschichte, die erst vor kurtzem zu „unsern Zeiten vorgegangen, nicht aber eine „blosse Fabel aufzuführen.„ Indem die hohen Gäste an der Tafel sitzen, das Frühstücke einzunehmen, verläßt er sie und damit die Haupt-Materie plötzlich, und führt euch ohne einige Vorbereitung in eine Welt des Epicurus hin, wie Opitz dieselbige nennet, er hält euch eine gute Zeit darinnen auf, beschäftigt den Verstand mit emblematischen Vorstellungen und Bildern, und wenn ihr dann die erstere Materie gantz vergessen habet, so bringet er euch einesmahles wieder auf die Stelle, wo ihr die frühstückenden Gäste verlassen hattet. Als ich dieses Gedicht das erstemahl las, so war mir bey dieser Stelle nicht anderst, als wenn ich bey der Tafel in Gottsch über dem frühstücken eingeschlaffen wäre, und dasjenige im Traume

geſehen hätte, was der Poet vom 355ſten Verſe biß zum 555ſten erzehlet, ich erwachete zu allem Glücke, da ſie gleich von der Tafel aufſtuhnden, doch war das Frühſtück verſchlaffen. Der Poet hat dieſe Unrichtigkeit ſelbſt geſpüret, und ſie damit verbeſſern wollen, daß er dieſe chimäriſchen Perſonen unſichtbar erſcheinen ließ:

Sie ward zwar nicht geſeh'n, doch überall verſpürt.

* * *

Als ſie ſich nun herab recht vor das Zelt geſchwungen,
Ward uns ein Segens-Lied durch ſie ſelbſt vorgeſungen.

* * *

Ward aber nicht gehört, nur innerlich empfunden.

Alleine damit entfernet er ſie noch mehr von der Wahrſcheinlichkeit: Und wenn ſie unſichtbar waren, wozu dienet denn die weitläuftige Beſchreibung ihrer Geſtalt, Kleidung, ihres Aufputzes? Zu dieſem allem kömmt noch, daß in der Materie des gantzen Gedichtes nichts zu finden iſt, was euch eine ſo gewaltthätige Entführung euer ſelbſt ſollte vermuthen laſſen.

Ficta voluptatis cauſa ſint proxima veris,
Nec quodcunque volet poſcat ſibi fabula credi.

Dieſe allegoriſche Weſen haben den Grund ihrer Wahrſcheinlichkeit zum Theil in den Meta-

Metaphoren und andern verblühmten Redens-Arten, welche in der Poeſie allen lebloſen Dingen die Empfindung, die Rede und die Gedancken mittheilen; und die meiſten allegoriſchen Beſchreibungen ſind nichts anders, als eine Sammlung und Verbindung ſolcher verblühmten Redens-Arten, die einzeln und zerſtreuet gantz gewöhnlich ſind, und niemanden mißfallen; und darinnen lieget auch der Grund, warum eine allegoriſche Beſchreibung nicht zu weitläuftig, und ihre Bedeutung offenbar ſeyn muß. Zum Theil aber beruhet dieſe Wahrſcheinlichkeit darauf, daß der Wahn der Menſchen geneigt und gewohnt iſt, ſich alles unſichtbare unter einem cörperlichen Bilde, und alles, wovon eine Würckung herrühret, als eine Perſon vorzuſtellen. Was waren die heidniſchen Gottheiten anfangs anders als allegoriſche Perſonen, bis ihnen die Leichtgläubigkeit der Menſchen eine würckliche Exiſtentz verliehen hat? Und hat ſie nicht das Licht der chriſtlichen Religion aus hiſtoriſchen Perſonen wiederum in allegoriſche erniedrigt? Ferner, da wir in dem Chriſtenthum wiſſen, daß die Engel diejenigen Rüſtzeuge und Mittel ſind, durch welche Gott ſeinen allmächtigen Willen und ſeine Rathſchlüſſe gemeiniglich ausführet, ſo iſt ja nichts gewohnteres, als daß wir die Kräfte, die Gott in die Natur geleget hat, weil ſie unſichtbar und würck-

ſam

sam sind, oder auch die Triebräder und Mittel, die er in Ausführung seiner Gerichte brauchet, als Geister und würckliche Personen ansehen. Es leidet eine gesunde Auslegung, was Aratus in seinem Gedichte von den Sternen gleich beym Anfange bezeuget: „Alle Gegenden sind von Gott erfüllet, alle „Versammlungen der Menschen, das Meer „ist voll von ihm und das Gestade.„ Welches mit dem übereinkömmt, was der Apostel Paulus in seiner Rede zu den Athenern hat einfliessen lassen: In ihm leben, weben, und sind wir. Daher auch Brockes angemercket hat:

Die Heiden haben dort bald Nymphen, bald Naiaden,
Dryaden, und Hamadryaden
Im Wasser, Feld und Wald erdacht,
Die gleichsam jedes Kraut theils machten, theils versorg-
Dieß war zwar schädlicher Abgötterey (ten.
Verworfne Brut und eitle Fantasey,
Die nun die Christenheit mit allem Recht verlacht:
Doch die zu Gottes Ehr geschaffne Geistigkeiten,
Die der Gewächse Pracht, den Schmuck der Büsch' und
Vermuthlich zubereiten, (Bäume
Sind nicht wie jene leeren Träume.

* * *

Wer aber ihre Zier, Pracht, Farben und Figur,
Nutz, Eigenschaft, Geruch und Würckung der Natur
Betrachtet und besieht,
Der glaubt fast offenbar zu sehn,
Wie unbekannte Geistigkeiten,

Auf

Auf ihres Schöpfers Wort und einziges Geheiß,
Zu ſeinem Ruhm in ungehemmtem Fleiß
Mit unſichtbarer Hand ſolch künſtlich Werck bereite.

Was endlich diejenigen Weſen anlanget, die der Poet zu einer höhern Würde und in den Rang vornehmer Geſchöpfe erhebet, wenn er zum Exempel den lebloſen Dingen die Empfindung, und den Thieren die Gedancken und die Rede mittheilet, ſo iſt dieſer Perſonen halber anzumercken, daß ſie nicht tüchtig ſind, eine Rolle in einer poetiſchen Handlung zu ſpielen, ausgenommen, wenn es eine Handlung in einem Apologo iſt. Worauf die Wahrſcheinlichkeit derſelben ſich gründe, ihren Urſprung und ihre gantze, Natur will ich hiernächſt in einem eigenen Abſchnitte unterſuchen, weil es eine Arbeit von tiefen Betrachtungen iſt, die eine weitläuftige Abhandlung erfodern.

Wenn wir denn ferner aus der Welt dieſer phantaſtiſchen Weſen, die alleine in dem Gehirne der Poeten erzeuget, und von dem Wahne der Menſchen ernehret werden, in die unſichtbare Welt der Geiſter hinüber gehen, ſo eröfnet ſich uns eine neue Quelle des Wunderbaren. Denn da die Götter und Geiſter in allen Religionen vor Weſen von einer andern und höhern Natur, als die menſchliche iſt, angeſehen und geglaubet worden, da ſie an ſich uncörperlich und unſichtbar

bar sind, da ihre Macht, ihre Wissenschaft und andere Vollkommenheiten alle menschlichen Begriffe weit übersteigen, so müssen die poetischen Vorstellungen aus der Welt der Geister in dem höchsten Grade wunderbar seyn. Die Geheimniß-Lehren und Wunderwercke haben in allen Theologien dem Scheine nach und in Vergleichung mit den Begriffen der menschlichen Vernunft etwas widersinnisches; und was die wahre Theologie insbesondere angehet, so gründet sich das Wunderbare in derselben auf den göttlichen Ausspruch: Meine Wege sind nicht wie eure Wege, und meine Gedancken sind nicht wie eure Gedancken. Der scharfsinnige Dübos hat darüber in seinen critischen Betrachtungen über die Poesie und die Mahler-Kunst §. XXIII. folgende Anmerckung gemachet: „Die Wunderwercke unserer Religion haben eine Art von Wunderbarem in sich, welche sich in den Fabeln des Heidenthums nicht findet. Man kan sehen, wie glücklich sie Corneille in dem Polyeuctes und Racine in der Athalia behandelt hat. Wenn man Sannazar, den Arioſto und andere Poeten tadelt, daß sie in ihren Gedichten die christliche Religion eingemenget haben, so geschicht dieses, weil sie nicht mit der Ehrfurcht, der Hohheit und der Würde davon geredet haben, als sie von uns erfodert, weil sie die Fabeln des Heiden-

„thums

„ thums unter die Wahrheiten unſerer Re-
„ ligion gemiſchet haben, weil ſie, wie Boi-
„ leau geſagt hat, in chriſtlichen Materien
„ auf eine thörigte Weiſe Abgötterey treiben.
„ Man tadelt ſie, daß ſie nicht geſehen ha-
„ ben, daß es der Vernunft zuwider wäre,
„ damit ich nichts harters ſage, in Sachen,
„ die unſre Religion angehen, ſich eben ſo
„ viele Freyheit zu erlauben, als Virgil ſich
„ in der ſeinen herausnehmen dorfte. „ Ich bin nicht geſonnen, mich an dieſem Orte in eine weitläuftige Unterſuchung dieſer Materie einzulaſſen, und die Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrſcheinlichen, inſofern ſie in dergleichen Vorſtellungen aus der unſichtbaren Welt Platz hat, in dogmatiſchen Sätzen und Regeln abzuhandeln. Mein wertheſter Freund Hr. Bodmer hat ſich die Mühe gegeben, das vortreffliche epiſche Gedicht des berühmten Miltons, des chriſtlichen Homers, von dem Verluſt des Paradieſes, welches ſo wohl in Anſehung ſeiner Materie, als der Kunſt des Poeten den Nahmen eines göttlichen Gedichtes verdienet, gegen die Anklagen der Herren Magny, Voltaire, und einiger andern zu vertheidigen, und da ihre ſchwerſten Beſchuldigungen auf die Wahl der allzu hohen und wunderbaren Materie, welche nach ihrer Meinung in der Nachahmung keiner Wahrſcheinlichkeit fähig iſt, hinauslaufen, ſo wird mein Leſer dieſe

wichtige

wichtige Materie nach allen ihren besondern Stücken in dieser Schutzschrift für Milton ausgeführet vor sich finden. Damit ich auch denselben nicht weit verweisen müsse, ist besagte Schrift als eine Zugabe zu gegenwartigem Wercke geleget worden. Hier will ich nur noch eine allgemeine Anmerkung hinzufügen, welche zur Vertheidigung Homers dienet. Man hat ihn beschuldigt, daß er seine Götter von ihrer Hohheit und Würde abgesetzet, sie in sterbliche Menschen verwandelt, ihnen menschliche Leidenschaften, Zufälligkeiten und Schwachheiten, zum Ex. Zanckſucht, Rachgier, Verwundungen, Thränen, zugeleget, und nach Longins Anmerkung in der neunten Abtheil. sie dadurch elender vorgestellet, als die Menschen sind, weil er nicht ihre Natur, sondern ihr Elend ewig gemachet habe. Alleine diese Beschuldigung ist eben so ungereimt, als wenn sie es ihm vor ein Verbrechen anschreiben wollten, daß er kein Christ gewesen. Sie zeiget nichts mehrers, als daß die heidnische Gottes-Gelahrtheit, wenn man sie bey dem Lichte der wahren und durch die göttliche Offenbarung gereinigten Vernunft betrachtet, nur einen leeren Schein des Wunderbaren in sich habe, in der That aber gantz abentheurlich nnd ungereimt sey: weil sie in diesem rechten Gesichtes-Punct nicht die geringste Wahrscheinlichkeit übrig behält,

sondern

ſondern mit allen geſunden Begriffen von der göttlichen Natur ſtreitet. Weil aber nicht alleine chriſtliche Kunſtrichter, ſondern auch die geſcheitern unter den Heiden ſelbſt, welche ſich vor der anſteckenden Seuche des unſinnigen Aberglaubens zu verwahren gewußt, als Plato und Longinus, Homer eben denſelben Fehler Schuld gegeben, ſo möchte jemand daraus ſchlieſſen wollen, daß er nach Longins Ausdrückung ſich befliſſen habe, die Götter in Menſchen zu verwandeln; und daß ſeine Vorſtellungen nach dem Syſtema der heidniſchen Theologie ſelbſt ärgerlich und anſtöſſig ſeyn. Alleine wer alſo ſchlieſſen wollte, der müßte vergeſſen haben, daß die Theologie der Weltweiſen Heiden gantz was anders geweſen, als die Theologie des gemeinen Volcks; und daß die Poeſie eine Kunſt iſt, die für den groſſen Haufen gewiedmet iſt, und durch eine geſchickte Nachahmung auch die unſichtbaren Dinge der Einbildung vorſtellig und ſichtbar machen ſoll. Was konnte Homerus anders thun, da er mit ſehr abergläubigen Götzendienern lebete, die ſich ihre Götter nicht anderſt, als unter menſchlichen Geſtalten vorſtelleten, als ſich nach ihrer Schwäche richten, wenn er gleich mehr Erleuchtung gehabt haben mag, als andere; ihrer Theologie gemäß reden, und ihnen entweder eben dieſelben Fabeln, welchen ſie ſchon Glauben zu-

gestellet hatten, oder ganz gleichmässige vorschwatzen? Zudem müssen auch die Tadler dieses Poeten selbst gestehen, daß er auch in theologischen Sachen mitten in der diken Finsterniß, die ihn umgeben hatte, zuweilen die Wahrheit erblicket, und zwar einige wichtige Wahrheiten erkennet, welche die Voreltern durch eine mündliche Erzehlung auf die Nachkinder fortgepflantzet hatten. Ja was noch mehr ist, Homerus hat die fabelhafte Theologie seiner Zeiten mit so vieler Kunst und Weißheit anzuwenden gewußt, daß auch solche Leute, die über diese Materie eine viel grössere Erleuchtung hatten, mittelst der figürlichen Deutung und der physicalischen und moralischen Allegorien, selbst die unwahrscheinlichsten Erdichtungen desselben haben retten und entschuldigen können. Ueber diese Materie verdienen folgende berühmte und scharffsinnige Kunstrichter aufgeschlagen zu werden. Unter den Alten: Porphyrius, Proclus, der eine besondere Vertheidigungs-Schrift für Homer gegen die Beschuldigungen Platons an das Licht gestellet hat, Palephatus, Heraclides Ponticus, Eustathius, ein berühmter Bischof von Thessalonich. Unter den Neuern: die Frau Dacier in der Vorrede über ihre Ilias vom XIII.ten Bl. biß zum XXVII.sten, und in der Streit-Schrift von den Ursachen des verderbten Geschmacks von Bl. 109.

biß

biß 114.; der Hr. Dacier über das XXVIste Cap. der Poetick Ariſtoteles, ſonderlich Bl. 459.; Pope in ſeinen Anmerckungen über Homer Bl. 41. 42. Mithin iſt es ein nothwendiger Wunſch, daß diejenigen unter den Deutſchen, die ſeit wenig Jahren angefangen haben, ſich mit critiſchen Schriften hervorzuthun, nicht ſo fertig wären, einem Perrault, La Motte, Voltaire, Magny und andern ihre raſchen Urtheile ohne fernere Unterſuchung, und ohne Erwegung desjenigen, was von andern darauf geantwortet worden, nachzuſchreiben, ſondern die Einbildung fahren lieſſen, ſich dadurch in das Anſehen groſſer Kunſtrichter zu ſezen. Dieſe Critici Mutilaei wiederholen zum Ex. die Critick über die Unwahrſcheinlichkeit der wandelnden Dreyfüſſe, des Schildes Achilles und einige andere, die Scaliger zuerſt erfunden hat, ohne Aufhören; alleine wer kan ſie ohne Verdruß mehr leſen, nachdem der Ungrund derſelben von Dacier in ſeinen Anmerckungen über Ariſtoteles Poetick Bl. 489 - 496. ſo gründlich dargethan worden; und wer muß nach dieſem nicht ſchlieſſen, daß dieſe Wiederholung entweder eine grobe Unwiſſenheit, oder eine groſſe Schwachheit des Urtheils, oder gar eine ſchändliche Boßheit anzeigen müſſe. Ich will ihnen darum folgende Lection fleiſſig zu lernen anbefohlen haben: Modeſte & circumſpecto ju-

dicio de tantis viris pronuntiandum eſt, ne, quod plerisque accidit, damnent, quæ non intelligunt: at ſi neceſſe eſt in alterum partem errare, omnia eorum legentibus placere, quam multa diſplicere maluerim.

Der ſiebende Abſchnitt.

Von der Eſopiſchen Fabel.

Widrigkeit der nackenden moraliſchen Wahrheiten. Wie dieſer Widrigkeit in der Eſopiſchen Fabel mittelſt der Erzehlung und des Wunderbaren begegnet wird. Die Erzehlung iſt der Corper, die moraliſche Wahrheit iſt die Seele der Fabel. Nothwendige Harmonie des corperlichen und des geiſtlichen Theiles derſelben. Die Wahl der Erzehlung und der Umſtände derſelben muß ſich nach dem moraliſchen Lehrſatze, als der Haupt-Abſicht richten. Worinnen die Einheit der Fabel beſtehe. Unterſchied zwiſchen einer Fabel und einer bloſſen Erzehlung. Ob es nothwendig ſey, die Lehre der Fabel mit ausdrücklichen Worten auszuſetzen. Grundliche Urſachen, warum die hiſtoriſche Lehrart, die durch Beyſpiele vorgenommen wird, bey den Menſchen einen ſo glücklichen Eingang finde. Wie die allegoriſche Erzehlung durch das Wunderbare eine angenehm-entzückende Kraft erhalt. Wie dieſes Wunderbare hervorgebracht wird. Grade deſſelben, und daher entſtehende Claſſen. Der Einwurff, daß die Art von Fabeln in welcher die Menſchen aufgefuhret werden, nicht genug Wunderbares an ſich habe, wird gehoben. Vertheidigung derer Fabeln, da Göt-

ter,

ter, Phantasie-Wesen, Thiere und Pflanzen aufgeführet werden, gegen die Beschuldigung, daß sie an Wahrscheinlichkeit Mangel haben. Behutsamkeit, so mit Einführung der Kunst-Wercke als so vieler Personen in einer Fabel gebraucht werden muß. Erinnerung, daß der natürliche Character, und die wahren Eigenschaften der Thiere und der Pflantzen in Obacht genommen werden müssen. Daß die Fabel nicht zum beweisen, sondern nur zum belustigen und erklären diene. Exempel von menschlichen Fabeln. Beurtheilung der Fabeln Trillers von dem Knaben, der den Rheinfrohm in zween Töpfe hineinschöpfen will; von dem Kind und dem Froschen; von dem Hunde auf einem samtenen Kussen und dem Hausherren; von dem gereisten Mann, einem wunderlichen Koche; von der Raben-Bleiche. Lob der menschlichen Fabel von dem Threcier, der auf eine verkehrte Weise die Bäume schneidet. Vollkommenheit einer Fabel von der Vereinigung eines Binden mit einem Lahmen. Exempel von wunderbaren Fabeln. Geschickte Ausführung der Fabel von dem Fuchsen im Weinberge. Prüffung der Fabel von dem Fuchsen, der den Kopf eines gehauenen Bildes gefunden hatte; der Fabel von dem Lowen, der in eine Schäfferin verliebt ist, und sich aus Gefälligkeit Klauen und Zahne abbrechen läßt; der Fabel von dem Lowen, der mit der Kuh, der Geiß und dem Schaafe auf die Jagd gehet. Fehler in vielen Trillerischen Fabeln, wo eine Erzehlung keine andere Eigenschaft der Fabel hat, als daß eine absonderliche menschliche Handlung den Thieren zugeschrieben wird. Schlechte Kunst in der Erfindung der Fabeln Trillers. Verwerffung seiner Uebersetzung von Horatii Fabel von der Feldmause. Rettung der Wahrscheinlichkeit der Fabel Joas von der unglücklichen Vermählung des Dornstrauches mit dem Eichbaume. Trillers abgeschmackte Uebersetzung derselben.

DJe Fabel ist in ihrem Wesen und Ursprung betrachtet nichts anders, als ein lehrreiches Wunderbares. Dieselbe ist erfunden worden, moralische Lehren und Erinnerungen auf eine verdeckte und angenehmreizende Weise in die Gemüther der Menschen einzuspielen, und diesen sonst trockenen und bittern Wahrheiten, durch die künstliche Verkleidung in eine reizende Maske, einen so gewissen Eingang in das menschliche Herz zu verschaffen, daß es sich nicht erwehren kan, ihren heilsamen Nachdruck zu fühlen. Moralische Wahrheiten und Lehren, wenn sie mit dem gebietenden Thon und Ansehen eines Doctors vorgetragen werden, sind immer mit einer heimlichen Vorrückung unserer moralischen Unvollkommenheit verbunden, und werden daher als so viele Anklagen und Bestrafungen angesehen, die nothwendig eine Beschämung erwecken, und eben deswegen dem stolzen Menschen nicht anders, als unangenehm und widrig vorkommen müssen. Der angebohrne Hochmuth desselben kan es nicht vertragen, wenn andere sich vermessen, mit einer gebietenden Stimme und Doctor-mässigen Mine seiner Freyheit Gesetze vorzuschreiben, und ihm Schranken zu setzen, noch weniger, wenn diese Erinnerungen und Lehren ihm eine heimliche Röthe auspressen, und ihn vor seinem eigenen Gewissen beschämt machen. Daher

kommt

kömmt es, daß diese moralischen Wahrheiten, wenn sie in ihrer nackten Gestalt vorgetragen werden, den Menschen insgemein so widrig und verdrießlich vorkommen, daß sie nicht einmahl so viel Geduld haben, solche nur anzuhören.

Weilen aber dennoch diese moralischen Lehren, Erinnerungen und Bestraffungen das einzige Mittel sind, wodurch die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen muß befördert werden, so fand man sich genöthigt, auf eine unschuldige List zu gedencken, wie man diese so bittern, zugleich aber auch heilsamen, Wahrheiten durch die Art des Vortrages denselben gantz angenehm machen, und dadurch ihre gewogene Aufmercksamkeit gewinnen könnte. Es fanden sich so gleich zwey Mittel, durch die man diesen Zweck zu erhalten sich getraute, und die in der That ihren zureichenden Grund in der Natur des Menschen haben: Diese sind die Erzehlungen und das Wunderbare; jenes sollte dienen die wahre Absicht des Moralisten künstlich zu verbergen, und allen Verdacht, als ob er mit seinen Vorstellungen beschämen wollte, zu entfernen; dieses aber sollte dem Vortrage selbst eine anzügliche reitzende Kraft mittheilen, sich die aufmercksame Gewogenheit der Leser zu erwerben und sie zu unterhalten. Der Moralisie mußte dann vor allen Dingen das Ansehen eines Gesetzgebers, Lehrers und

Richters ablegen, und dagegen den Schein und Titel eines bloſſen Historici oder Zeugen, der keine andere Abſicht hat, als durch angenehme Erzehlungen zu beluſtigen, an ſich nehmen, wofern ſeine Vorſtellungen ihren Zweck in die menſchlichen Seelen durchzudringen erhalten ſollten: Er mußte alſo die dogmatiſche und gebietende Lehrart in die hiſtoriſche verwandeln, und ſeine wahre Abſicht unter dem durchſichtigen Vorhange einer zwar fremden aber allegoriſchen Geſchichte ſo künſtlich zu verbergen wiſſen, daß der Leſer zwar anfänglich dieſe verborgene Abſicht nicht vermuthen würde; hernach aber an dem Ende der Erzehlung aus der Aehnlichkeit des Bildes zu errathen, und den Schluß, mutato nomine de te fabula narratur, auf ſich zu machen, gezwungen wäre. Dergleichen Erzehlungen ähnlicher Handlungen und Begegniſſe, derer Moralität in einem und eben demſelben allgemeinen moraliſchen Lehrſatze gegründet iſt, heiſſet man Beyſpiele und Exempel, und ſie dienen als ſo viele Erfahrungen, die Schönheit und die glücklichen Folgen der Tugend, wie eben ſo wohl die Häßlichkeit und die traurigen Folgen des Laſters vor Augen zu legen. Die Fabel iſt demnach nichts anders, als eine Erinnerung, die unter die Allegorie einer Handlung verſtecket wird, ſie iſt eine hiſtoriſch-ſymboliſche Morale, die durch fremde Beyſpiele Klugheit lehret,

lehret, und eine gantze Reihe von allegorischen Exempeln, so in dieser Absicht entworfen und verfasset wären, dörfte vielleicht, wie der Herr la Motte geschickt angemercket hat, eine Sittenlehre von dem Thun und Lassen der Menschen ausmachen, welche einer methodischer eingerichteten und grade nach dem Menschen zielenden Abhandlung wohl vorzuziehen seyn mögte.

Da nun die Fabel ihre Lehre nicht anders als verdeckt unter einer ähnlichen symbolischen Erzehlung vorstellet, so hat folglich eine jede Fabel zween wesentliche Haupttheile, aus welchen sie bestehet; derer einer in die äusserlichen Sinnen fällt, und gantz sichtbar ist, der andere aber durch die Vergleichung und das Nachdencken entdecket wird. Jenen, nemlich den sichtbaren Theil, können wir füglich den Cörper der Fabel nennen, wie hingegen den unsichtbaren die Seele. Die Lehre ist also die Seele der Fabel, da die Erzehlung nur der Cörper davon ist. Die menschliche Seele ist unstreitig der vornehmere Haupttheil, in dessen Gebrauche auch der Mensch seine gröste Würde suchen muß; der Cörper hingegen muß alleine dienen, die Würckungen der Seele zu offenbaren, und sie zu dem Commercio mit der materialischen Welt tüchtig zu machen; eben so ist die Lehre die Haupt-Absicht der Fabel, und die Erzehlung wird alleine um der Lehre willen erfunden,

funden, selbige ganz sichtbar, und auch den Sinnen und der Einbildung vernehmlich zu machen: Wie nun die Vereinigung dieser zween Hauptheile, der Seele und des Leibes, die in einer vollkommenen Harmonie ihrer Empfindungen und Würckungen bestehet, erst einen Menschen ausmachet, bestehet auf gleiche Weise das Wesen der Fabel darinnen, daß die Erzehlung in ihren Umständen, eben wie der Menschliche Cörper durch seine Bewegungen, die Schlüsse und den Willen der Seele so deutlich zu offenbaren aufgelegt sey, daß man den moralischen Lehrsatz, in welchem die gantze Erzehlung als ein Beyspiel und eine Erfahrung gegründet ist, aus derselben unzweifelhaft ersehen könne. Und hierinnen bestehet die Richtigkeit der Fabel, wenn sie nemlich ohne Zweydeutigkeit dasjenige zu verstehen giebt, was man haben will.

Diese nothwendige Harmonie und wesentliche Uebereinstimmung des cörperlichen und geistlichen Theiles einer Fabel setzet eine kluge Wahl der Geschichte, und eine eigentliche Bestimmung der Umstände derselben voraus: Denn da die Erzehlung dienen soll, einen gewissen allgemeinen moralischen Lehrsatz und einen andern ähnlichen Fall, der unter demselben mit eingeschlossen ist, vorzubilden, so muß ja nothwendig die Wahl der Erzehlung und der Umstände derselben sich nach dieser Haupt-

Haupt-Abſicht einer Fabel richten, und die Umſtände müſſen ordentlicher Weiſe in dieſer Abſicht gegründet ſeyn; alſo daß man aus der moraliſchen Abſicht einer Fabel zulängliche Gründe geben könne, warum man dieſe Perſonen, dieſe Handlung, dieſe Umſtände vor andern gewehlet habe: Folglich ſind alle Umſtände einer Erzehlung, derer Wahl man nicht aus der Harmonie und Uebereinſtimmung mit der moraliſchen Abſicht rechtfertigen, und von denen man nicht zeigen kan, daß ſie dieſe Abſicht auf einige Weiſe zu unterſtützen und zu befördern dienen, gantz unnütze und müſſig. Dergleichen müſſige Umſtände aber, wenn ſie der Abſicht einer Fabel nicht aufhelfen, ſind derſelben gemeiniglich nachtheilig, und ſtehen ihr im Lichte. Und hierinnen beſtehet die Einheit der Fabel, wenn nemlich alle Züge und Linien derſelben in einem gewiſſen Geſichtes-Punct mit einander übereintreffen.

Ferner beruhet auf dieſer nothwendigen Uebereinſtimmung der Erzehlung mit der Lehre, als der Haupt-Abſicht der Fabel, der weſentliche Unterſchied zwiſchen einer Fabel und einer bloſſen Erzehlung oder Geſchichte: Der Fabuliſt iſt ein moraliſcher Lehrer, ſeine Haupt-Abſicht iſt die Erbauung und Verbeſſerung des Menſchen; der Geſchicht-Schreiber iſt ein bloſſer Zeuge deſſen, ſo geſchehen iſt, und er hat ſeiner Abſicht und ſeinem Ammt

völlig

völlig genug gethan, wenn er umständlich berichtet, was er gesehen und gehöret oder von glaubwürdigen Zeugen vernommen hat. Die Geschichte erzehlet; aber die Fabel lehret, vermahnet, bestraffet: Die Erzehlung ist in der Geschichte wesentlich, und das Erbauliche ist nur zufällig; hergegen ist in der Fabel das Lehrreiche und Erbauliche die Haupt-Absicht, die Erzehlung aber nur das Kleid oder die Maske, in welche die Lehre künstlich versteckt wird: Die Geschichte beschreibet die Sachen ohne Wahl, wie sie vorfallen, und sie muß sich allein nach der Wahrheit richten; hergegen muß der Fabulist eine solche Erzehlung wehlen, die bequem ist den Lehrsatz, den er in der Absicht hat, deutlich zu machen, er mag nun von ihrer Wahrheit und Würcklichkeit versichert seyn, oder nicht, wenn sie nur möglich ist. Folglich muß man die Erzehlung in der Fabel nicht als einen unbeseeleten und abgesonderten Cörper, oder als eine blosse Erzehlung ansehen, sondern als eine Allegorie, oder als ein moralisches Beyspiel, welches neben andern ähnlichen Handlungen in einem allgemeinen Lehrsatze gegründet ist, und uns nothwendig auf die Betrachtung desselben führet, ohne welche die Erzehlung ein leeres Kinderspiel seyn würde.

Die Vergleichung der Erzehlung in der Fabel mit dem menschlichen Cörper führet mich endlich noch auf eine andere Anmerckung.

Gleich-

Gleichwie man nemlich eben wegen dieser genauen Harmonie und Vereinigung des menschlichen Cörpers mit der Seele, aus denen bloßen Bewegungen und Verrichtungen des Cörpers die verborgenen Gedancken, die Schlüsse und den Zustand, der Seele deutlich erkennen kan; also sollte man auf gleiche Weise aus der Erzehlung, als dem Cörper einer Fabel, und aus den Umständen der ähnlichen Handlung, die darunter verborgene Lehre leicht und ohne tiefes Nachsinnen entdecken können. Diesemnach wäre es ganz unnöthig und überflüssig, die Lehre der Fabel mit ausdrücklichen Worten beyzusetzen; und man könnte das mit gutem Grunde eines jeden eigenem Nachdencken überlassen, weil nicht zu befahren ist, wenn die Wahl und Erfindung der Allegorie glücklich getroffen, daß jemand das Ziel verfehlen würde. Es hat auch Esopus in seinen Fabeln (*) nicht nöthig gehabt die Lehren selbst anzuhängen, denn so viel man aus seiner Geschichte abneh-

(*) Man kan daraus sehen, wie unbegründet die Nachricht sey, welche Triller in seiner Untersuchung von der Natur der Fabel Bl. 561. mit diesen Worten giebet: „Aesopus und Gabrias haben uns keine andere Exempel gegeben, als welche die Sittenlehre „der Fabel allezeit hinten an und nie vorhangen.„ Und etwas weiterhin: „Also weiß ich nicht, aus „was für erheblichen Ursachen wir in diesem Stücke „unsere alten berühmten Vorgänger verlassen sollen.„

nehmen kan, sezete er sie bey gewissen Anläs-
sen auf, die sich etwa begaben. Er war ein
allegorischer Sitten-Richter, der einem je-
den die Umstände, darinnen er sich befand,
vor Augen mahlete, und ihn damit veranlas-
sete, dasjenige, was er ihm selbst nicht aus-
drücklich sagete, zu gedencken. Er begnügte
sich daran, daß er die Lehren in dem Bilde
eingeschlossen hatte, und ließ dem Zuhörer
die Freude, sie daraus zu ziehen. Und die-
ses war für denselben auch eine ganz leichte
Arbeit, weil er sich allemahl in einem ganz
ähnlichen Falle und Zustande befand, als
Esopus in der Fabel mit veränderten Perso-
nen und Umständen ihm vor Augen legte,
so daß er sich nicht erwehren konnte, sich
selbst in diesem, dem Scheine nach ganz
fremden, Bilde zu erkennen. Mithin da die
Leser der Fabeln von ungleichem Geschmacke
und Fähigkeit sind, sich auch nicht grad
in demjenigen Falle befinden, den man durch
ein allegorisches Beyspiel abschildern will,
so mag es nichts schaden, wenn der Fabu-
list die Bemühung seiner Leser um etwas
zu erleichtern, und ihnen auf die Spur
zu helffen, oder wenigstens sie von ihren
glücklich gemachten Entdeckungen zu versi-
chern, die in der Fabel gegründete Lehre
mit ausdrücklichen und bequemen Worten
aussetzet; jedoch nicht ehender als am Ende.
Denn da die Erzehlung in der Fabel eben
darum

darum erfunden worden, die moralischen Bestraffungen dadurch ganz verdeckt vorzustellen, und die bittern Wahrheiten durch die Einkleidung in fremde Geschichten recht angenehm zu machen; so ist von sich selbst klar und offenbar, daß dieser Absicht der Erzehlung gemäß die Lehre so lange verborgen bleiben sollte, biß sie sich aus der Erzehlung nach und nach an dem Ende selbst deutlich entdecken würde. Auf diese Weise wird der Geist des Lesers angenehm geübet, und ihm überlassen, sich selbst in dem ähnlichen Beyspiele zu finden, und darinnen seine wahre Gestalt als in einem hellen Spiegel zu erkennen. Phäder hat zwar in einen gantz andern Weg eingeschlagen, und die Lehre der Fabel mehrmahlen vorne an das Haupt der Erzehlung gesetzet, worinnen er gleichwohl nicht ohne Ursache von der Regel abgewichen (*): Dann zum ersten waren die Fabeln, die er erzehlen wollte, nicht von seiner Erfindung; sie waren unter Esopus Nahmen so bekannt, daß man selbst in dem gemeinen Sprüchworte von einem unwissenden Tropf zu sagen pflegte: Οὐδὲ τὸν Αἴσωπον πεπαίνηκας, ne Aesopum quidem trivisti. Die Kinder selbst konnten dieselben meistentheils auswendig. Also wäre es

(*) Triller heisset diese Abweichung aus Unbedachtsamkeit einen Irrweg.

es eine vergebene Mühe gewesen, wenn Phädder die Absicht seiner Erzehlungen mit Fleiß hätte verbergen wollen: So bald sie nur die Personen einer Fabel nennen hörten, so bald war ihnen auch der Innhalt der Erzehlung und die Absicht derselben bekannt. Also mußte Phäder alleine durch die Annehmlichkeit der Erzehlung seine Leser zu ergetzen, und sie zur Bewunderung seiner Kunst zu vermögen suchen. Zu dem kommt noch, daß dieser Poet die Esopischen Fabeln, die von ihrem Verfasser bey besondern Anlässen, zur Bestraffung besonderer Personen, erfunden und gebraucht worden, in allgemeine Lehrsätze zum Unterricht des gemeinen Lebens der Menschen aufgelöset hat, wie er selbst in der Vorrede zu dem dritten B. bezeuget:

Suspicione si quis errabit sua,
Et rapiet ad se, quod erit commune omnium,
Stulte nudabit animi conscientiam.
Huic excusatum me velim nihilominus:
Neque enim notare singulos mens est mihi,
Verum ipsam vitam, & mores hominum ostendere.

Nun sind aber dergleichen allgemeine Lehren keine Bestraffungen, die der Eigenliebe des Menschen anstössig wären, daß man ihnen deßwegen viel zu schonen hätte: Es heißt bey den Menschen insgemein: Quod omnibus dicitur, nulli dicitur: und sie sind allezeit

allezeit fertiger, solche auf andere als auf sich selbst zu applicieren. Endlich muß man einem Verfasser, der uns ein gantzes Buch von dergleichen Fabeln auf einmahl und mit einander zur Betrachtung vorleget, dießfalls eine mehrere Freyheit vergönnen, und ihn in so weit ungebunden lassen, daß er durch eine geschickte Veränderung seines Vortrags den Geist des Lesers auf verschiedene Weise angenehm beschäftigen, und ihn vor der Ermüdung, welche ein beständiges Einerley mit sich führen würde, bewahren könne; und dieses hat den geschickten Franzosen La Motte bewogen, damit er die Gleichheit in der Erzehlung vermiede, und den Leser vor Eckel bewahrete, zwischen die Fabeln gewisse Episodia (*) hineinzuschieben, die man nicht als Theile der Fabeln, sondern als ein abgesondertes Werck anzusehen hat:

M Worin-

(*) Triller muß zwar diese Vorreden des französischen Fabulisten loben, Bl. 563. aber er wünschte sie an einem bequemern Orte, als vor den Fabeln. Vielleicht würden ihm diese Vorreden besser gefallen an dem Ende der Fabeln; dieses hatte ihm dann Anlaß gegeben, selbige mit einem Hinter-Hofe oder Garten hinter einem Hause zu vergleichen. Hatte er dieselben nicht mit dem Portale eines Hauses, sondern mit einem Vorhofe verglichen, so würde seine Vergleichung dieselben an dem Orte, wo sie als Vorreden stehen, gerechtfertiget haben. Und so hatte er dann seine Wahrnung für diesem Irrthum zurücke behalten können.

Worinnen ihm auch der geistreiche Hr. Hagedorn in dem Versuche von poetischen Fabeln und Erzehlungen etlichemahl glücklich gefolget hat.

Fraget man nun nach der Ursache warum diese historische Lehrart durch Beyspiele einen so grossen Vorzug erhalten, und einen so glücklichen Eingang bey den Menschen gefunden habe, so bitte ich nur folgendes zu bedencken: Erstlich, daß alle Erzehlungen angenehm sind, weil sie unsere Neugierigkeit speisen und vergnügen: Hernach, daß die Exempel als Erfahrungen die Möglichkeit einer Pflicht entdecken, und uns von unsrer Fähigkeit, solche abzustatten, überzeugen: Drittens, daß so ungerne die Menschen sich gerade zu bestraffen lassen, sie so geneigt sind, andrer Leute Thun und Lassen zu richten, worinnen die Fabel als eine Erzehlung fremder Geschichten uns zu statten kömmt, und unsre Tadelsucht angenehm unterhält. Ferner, daß die Allegorie der Fabel den Geist des Menschen angenehm beschäftigt, indem sie ihm viel Dinge auf einmahl zu betrachten vorleget, und ihn angenehm beschäftigt hält, die Aehnlichkeit, so unter denselben waltet, zu entdecken; er wird wegen dieser geschickten Scharfsinnigkeit, mittelst welcher er mehr siehet, als man ihm zeiget, wohl mit ihm selbst zufrieden, und indem er entdecket, was

was einigermaassen verhüllet war, hält er sich selbst auf gewisse Weise vor den Erfinder dessen, was man ihm verborgen hatte. Dazu kommt noch, daß die Allegorie, nachdem wir ganz fertig gewesen sind, fremde Handlungen nach der grösten Schärffe zu beurtheilen, uns auffodert, gleichsam per Reflexionem einen Blick in unsern eigenen Busen zu thun, und uns nöthigt in dem Urtheil, so wir allbereit gefället haben, unsre eigene Bestraffung und Verdammung zu finden, wodurch unsrer Eigenliebe, die sich nicht leicht zur Verbesserung der Sitten verstehen kan, wenn sie meint, daß es auf Befehl und aus Gehorsam geschähe, trefflich geglimpfet wird. Demnach machen sich die Fabeln als lehrreiche Beyspiele durch einen Kunstgriff beliebt, welchen Socrates in seinen Gesprächen schon gebraucht hat: Dieser kluge Weltweise hat sich einer Art bedienet, die Leute zu unterrichten und zu bestraffen, ohne daß ihm jemand darüber Feind werden konnte, ungeachtet die Menschen über das Capitel von ihren Fehlern sehr eckel und kützeligt sind: Er wieß ihnen unter einer fremden Begebenheit, die mit der andern eine vollkommene Aehnlichkeit hatte, ihre eigene Geschichte, und überließ seinen Gegnern, ja zwang sie oft einen Schluß wider sich selbst abzufassen: Die Fabeln thun ein gleiches, sie stellen dem Leser eine Er-

zehlung vor, und beschäftigen ihn mit der Sorge, sich selbst darinnen zu finden; die Bestraffung, die er genöthigt wird, in dieser ähnlichen Abbildung sich selbst zu geben, scheinet nicht geradenweges von des Verfassers Absicht herzurühren, sondern hat das Ansehen einer Folge, die der Leser selbst durch seinen Fleiß und seine Scharfsinnigkeit daraus gezogen und sich zugeeignet hat. Wir nehmen zu einem Exempel die Fabel, mit welcher der Prophete Nathan den König David wegen seiner an Urias verübten Ungerechtigkeit in dem Nahmen des Herren bestraffet, und dadurch zu einem lebendigen Gefühl seiner Missethat gebracht hat: Sie wird in dem zweyten Buch Samuels in dem zwölften Cap. erzehlet; und der geschickte Hr. Hagedorn hat dieselbe unter dem Titel, **das geraubte Schäfgen**, folgendermaassen glücklich gegeben:

Dem Herrn mißfiel die That, und Nathan ward ersehen,
Mit Worten seines Zorns zum Könige zu gehen.
Er sprach: In einer Stadt befanden sich zugleich
Zween Männer; einer arm, der andre groß und reich.
Der reiche sahe stets in Tagen voller Freuden
Die Heerden seines Hofs auf grünen Hügeln weiden;
Die Rinder unzerstreut bey jungen Farren ruhn;
Der Geiß und Widder Muth im Felde frölich thun;
Die Lämmer ohne Fehl um ihre Mütter springen;
Das Laßvieh durch den Klee mit reichen Bürden dringen.
Dem Armen, ach! was war dem Armen doch beschehret?
Ein einzig kleines Schaf, das er gekauft, genähret.

Das

Das wuchs und ward bey ihm und seinen Kindern groß
Und kannte seinen Ruf und schlief in seinem Schos
Und trank von seinem Kelch und aß von seinem Bissen
Und fol te seiner Hand und lief nach seinen Küssen:
Er hielte dieses Schaf, sein liebstes auf der Welt,
Wie in Jerusalem man eine Tochter hält.
Dem Reichen kam ein Gast; daß der bewirthet würde,
Nahm er kein Rind, kein Schaf aus seiner Weid und Hürde.
Die räuberische Faust macht ihm ein Freudenmahl
Aus jenem weissen Schaf, das er dem Armen stahl.
Er schwieg. - - - - -

Diese gantz fremd-scheinende Erzehlung läßt dem König die wahre Absicht des Propheten noch nicht vermuthen; er mercket noch nicht, daß dieselbe als eine lebhafte Abbildung von seiner eigenen schweren Mißhandlung auf ihn ziele; sein Urtheil ist darum auch gantz frey, nichts hindert ihn seiner Einsicht und dem unpartheyischen Rechten zu folgen; Mitleiden für den Unrecht-leidenden Armen, und ein Abscheu vor der Boßheit des Reichen dringen ihn, seinen Ausspruch wie folget zu geben, und aus gerechtem Eifer mit einem Eide zu bekräftigen:

Er schwieg, u. David schwur: der Frefler soll nicht leben!
Er soll nicht nur das Schaf vierfaltig wiedergeben;
Wer solche Misserthat in Israel beginnt,
So wahr der Höchste lebt! Der ist des Todes Kind.

Nun ist das strenge Urtheil gefällt, und David gedencket nicht daran, daß er sich in

eben dieſem Falle befindet, und Urias unter dem Bilde des Armen, Er ſelbſt aber unter dem Bilde des Reichen Mannes von dem Propheten vorgeſtellet worden; daher der Prophet ihn nöthigt, in dieſem fremden Bilde ſeine eigene Geſtalt zu erkennen:

Du, David, biſt der Mann, erwiedert der Prophete;
Will deine Seele noch, daß man den Rauber tödte?

Daraus kan man nun gar deutlich ſehen, wie die Fabel geſchickt ſey, die Menſchen gantz unvermerckt und gleichſam wider Willen auf ihr eigen Thun und Laſſen aufmerckſam zu machen, und ihnen einen unpartheyiſchen Richter-Spruch wider ſich ſelbſten abzunöthigen.

Da nun die Erzehlung die Fabel angenehm, und das Lehrreiche dieſelbe nützlich und erbaulich machet, ſo iſt hiemit in der Fabel das Angenehme und das Nützliche, und alſo die höchſte Kraft der Schönheit eines Vortrages vereiniget, welches Horatius in der Anmerckung haben will:

Omne tulit punctum, qui miſcuit utile dulci,
Lectorem delectando, pariterque monendo.

Weil nun Eſopus die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, ſo waren ſeine Lehren meiſtens gantz bekannte Sätze und Lebens-Regeln, und

und also mußte er auch zu der allegorischen Vorstellung derselben gantz gewohnte Handlungen und Beyspiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen: Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts ungemeines oder merckwürdig-reitzendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht seyn, auch der allegorischen Erzehlung eine anzügliche Kraft und ein reitzendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Hertz aufzuschliessen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß alleine das Seltene, Neue und Wunderbare, eine solche erweckende und angenehm-entzückende Kraft auf das menschliche Gemüthe mit sich führet, so war man bedacht, die Erzehlung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellung wunderbar zu machen, und also dem Cörper der Fabel eine ungemeine und reitzende Schönheit beyzulegen. Die Erzehlung bestehet aus zween wesentlichen Haupt-Umständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kan keine Erzehlung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzehlung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäf-

ten und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermutheten, so wohl in Absicht auf die Vermessenheit in dem Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas ungewohntes und seltenes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts ungemeines oder merckwürdiges an sich haben; so sah man sich gemüssiget, damit die Erzehlung, als der Cörper der Fabel, nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren zuzutheilen. Da nun die Menschen bey aller ihrer Verschiedenheit, dennoch überhaupt betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man würcklich zu seyn glaubte, als Götter und Genios; oder solche, die man durch die Freyheit der Dichtung zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit, ꝛc. in die Erzehlung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freyheit heraus, die Thiere, die Pflantzen, und noch geringere Wesen, nemlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen

gen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilete, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnissen in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben. Das Ergötzen nun, welches die Seltenheit und Neuheit dieser fremden Personen, die auf den Schauplatz treten, erwecket, ist von der Art desjenigen, das wir empfinden, wenn wir die seltsamen Kleidungen und Gewohnheiten fremder Nationen betrachten, und mit solchen Menschen umgehen, die in einer andern Luft das Leben empfangen haben. Je entfernter eine Nation von uns ist, und je mehr sie von unsern Sitten abgehet, desto grösser ist auch unsre Begierde, Nachrichten von derselben zu vernehmen, und desto empfindlicher ist das Vergnügen, das wir erhalten, wenn wir unsre Neubegierde ersättigen können. Als die Siamesischen Gesandten zu Paris waren, sah und hörete sie jedermann mit Verwunderung, man gab auf alle ihre Reden so fleissige Achtung, als ob es lauter Orakel wären, und man machte gantze Sammlungen von ihren weisen Reden und Sprüchen. Nun führet uns die Fabel gleichsam in eine neue Welt, sie eröffnet uns das Commercium mit den Thieren und leblosen Geschöpfen

selbst, sie ist ihr Dolmetsch gegen uns. Ich sehe die Fabel an, als eine Comödie, in welcher die Thiere die Actores oder Personen sind: Nun ist leicht zu ermessen, wie wunderlich, seltsam und lustig die Vorstellung einer solchen Comödie seyn müsse. Dazu kömmt, daß, da die Menschen durchgehends hochmüthige Gedancken von sich selbst und der Vortrefflichkeit ihrer Natur haben, keine Gründe einen so geschwinden und leichten Eingang bey ihnen finden, als die, welche sie mit der Vorstellung beschämt machen, daß sie mit allen ihren vermeinten Vorrechten nicht gescheider handeln, als Creaturen, die sie gewohnt sind gäntzlich zu verachten. Diese Betrachtung hat Salomon vermocht, den Faulen bey der Ameise in die Schule zu schicken, und dem Schweitzerischen Zuschauer Anlaß gegeben, das Gespräche zu verfassen, in welchem sich die Lerche und die Nachtigall von den Vortheilen, so sie über die Menschen haben, mit einander unterreden.

Das Wunderbare gehöret demnach zu dem Wesen der Fabel nur in so ferne es eine Eigenschaft der Erzehlung ist, und ist alleine zu dem Zwecke nothwendig, damit die Erzehlung desto leichter Gehör, und die darunter versteckte Lehre zugleich einen desto glücklichern Eingang bey den Menschen finde. Aber dieses Wunderbare der Fabel

hat

hat seine verschiedenen Grade, nach denen es sich von dem Wahrscheinlichen mehr oder weniger entfernet; doch niemahls so weit, daß es alle Wahrscheinlichkeit übersteiget. Der niederste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführet werden, die nach ihrer Natur, Stand und Fähigkeit, als vernünftige und moralische Wesen reden und handeln; das Wunderbare muß hier alleine in der Beschaffenheit und dem Unvermutheten der Handlung gesucht werden: Die Fabeln dieser Gattung, weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, können mit Fuge wahrscheinliche, oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äussert sich in derjenigen Classe der Fabeln, in welcher gantz andere als menschliche Personen aufgeführet werden, hiemit solche Personen, die gantz ausserordentlich und für sich selbst wunderbar sind. Diese sind von ungleicher Art und Würdigkeit; einige sind von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. Ex. die heidnischen Gottheiten, und alle andern fantastischen Wesen, die in Personen verwandelt werden: Andere sind zwar in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern

Rang

Rang als die Menschen, als z. Er. die Thiere, Pflanzen und leblosen Dinge, denen aber die Fabel das Leben, die Vernunft und die Rede freygebig schencket, und sie beynahe zu der menschlichen Würde erhebet. Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet und überwiegt, werden sie deßwegen nicht unfüglich wunderbare, und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder thierische Fabeln genennet. Und aus diesen beyden Gattungen der Fabeln entstehet endlich noch eine dritte vermischte Art, die Geschöpfe von gantz ungleicher Art und Würdigkeit in ein Gespräche oder eine Handlung mit einander verbindet, die man eben darum auch vermischte Fabeln zu nennen pfleget. Also daß hiemit in den Fabeln alle Grade und Gattungen des Wunderbaren vorkommen.

Was die erste Gattung, nehmlich die menschlichen oder wahrscheinlichen Fabeln anstehet, so werden dieselben von einigen wegen des Mangels des Wunderbaren, und weilen darinnen die Wahrscheinlichkeit so offenbar ist, (*) für keine Fabeln gehalten.

Sie

(*) Triller in der oben angeführten unglücklichen Untersuchung ist von dieser Seite, er saat Bl. 572. „ Demnach kan eine Fabel auch verwahrloset werden, „ wenn sie gar nichts unglaubliches, sondern gar zu „ viel natürliches und vernünftiges hat: denn

„ alse

Sie könnten auch diese ihre Meinung gegen den Gebrauch, und das Exempel der alten und neuern Fabulisten vornehmlich mit zween Gründen zu behaupten suchen; die ich ihnen leihen will, weil sie mir Anlaß geben, die Natur der Fabel etwas gründlicher zu untersuchen. Der erste Grund ist, weil die Fabel eine Dichtung sey; da nun in menschlichen Fabeln

„ alsdann verliehret sie die Eigenschaft einer fruchtba-
„ ren Fabel, und wird zu einer trockenen Historie.
„ In diesen Fehler aber kan man desto leichter und
„ unvermerckter verfallen wenn man Menschen zu
„ Haupt-Personen der Fabel erwählet, als welchen
„ ich nicht so leicht was unglaubliches andichten kan,
„ wie Thieren, oder Pflanzen und andern Geschöpfen,
„ daher die Fabel ihre Natur verliert, weil die sym-
„ bolische Eigenschaft, als das Hauptwerck darinne
„ fehlet. Wie ich dann überhaupt dieses vor keine
„ rechte und vollkommene Fabel halte, worinnen Men-
„ schen eingeführet werden, welches ich zu einer an-
„ dern Zeit ausführlicher zu erweisen gedencke. „ Dieser letzte Ausspruch läßt uns seine wahre Meinung errathen, daß er nemlich die menschlichen Fabeln dieses Nahmens nicht würdig achte, wobey er doch schon vergessen, was er oben Bl. 567. zugestanden hat;

„ Mit einem Wort, ein Fabulist hat die Freyheit,
„ alle und jede Geschöpfe und wesentliche Dinge, die
„ er zu seinem Zweck dienlich erachtet, zu beleben und
„ redend einzuführen. „ Welche beyde Ausspruche offenbar mit einander streiten. Aber den Grund für seine Meinung, wird sich niemand leicht vermessen aus denen angeführten Worten zu errathen: Was ist eine Fabel, die gar zuviel natürliches und vernünftiges hat?

Muß

Fabeln solche Erzehlungen öfters zum Grunde gelegt werden, die sich würcklich zugetragen haben, so verlieren sie eben darum den Titel der Fabeln, weil sie von aller Dichtung leer sind. Der andere Grund ist, weil man insgemein glaubt, das Wunderbare mache das Wesen der Fabel aus: Da nun in den täglichen menschlichen Geschäften nichts wunderbares vorfalle, so können die menschlichen Fabeln

Muß dann eine Fabel überall, oder auf einem gewissen Grade unnatürlich und unvernünftig seyn? Sagt er doch selbsten eben Bl. 565. „Es wird zu einer vollkommenen Fabel erfodert, daß sie etwas unglaubliches, aber zugleich nichts unvernünftiges, noch widernatürliches in sich fassen müsse.„ Welcher Widerspruch! Hier muß eine Fabel vernünftig und natürlich seyn: Dort ist eine Fabel verwerflich, wenn sie zuviel natürliches und vernünftiges hat. Es schinet ferner, daß er die menschlichen Fabeln unter dem Titel als unvollkommen verwerffe, weil sie zu historisch seyn: Allein auch von der Historie hat er keinen deutlichern Begriff: Er sagt Bl. 565. „Wenn die Fabel „was glaubliches und mögliches in sich begreifft, so „ist es alsdann keine Fabel mehr, sondern eine Geschichte.„ Ist dann nach seinem Begriff die Geschicht eine Erzehlung von dem Glaublichen und Möglichen? Das bloß Mögliche ist ja noch nicht vorhanden oder geschehen: Hiemit wird ein Geschichtschreiber das Mögliche und Zukünftige beschreiben müssen! Und nach Aristoteles Anmerckung, ist das Wahre und Würckliche öfters unglaublicher, als das Erdichtete und Mögliche. Sonst habe ich oben den Unterschied zwischen der Fabel und der Historie deutlich bestimmet.

Fabeln diesen Titel nicht verdienen, weil ihnen das Wesen der Fabeln mangle. Ich will den letzten Einwurf zuerst beantworten, weil derselbe auf alle menschlichen Fabeln ohne Unterschied gehet, und sie sämmtlich dieses Titels, wegen Mangels an Wunderbarem, unwürdig erkläret. Man setzet zum Grunde, das Wunderbare mache das Wesen der Fabel aus: Alleine dieser Grundsatz bedarf einer ziemlichen Einschränckung. Das Wesen der Fabel bestehet, wie oben ausführlich gezeiget worden, in einer lehrreichen Erzehlung eines ähnlichen moralischen Beyspiels; damit nun die Erzehlung desto angenehmer würde, und desto eher Gehör finden möchte, so wird erfodert, daß die Erzehlung ein wunderbares und angenehm reitzendes Ansehen habe: Also ist das Wunderbare nur eine nothwendige Eigenschaft der Erzehlung. Daß aber diese erforderliche Eigenschaft auch in menschlichen Fabeln Platz haben könne, zeiget sich aus der Erfahrung, indem wohl erfundene und geschickt angebrachte menschliche Fabeln eben so guten Eingang gefunden und eine so sichere Würckung gethan haben, als die Fabeln von der andern Gattung. Man nehme zum Exempel die oben angeführte Fabel des Propheten Nathans, und betrachte, was für eine geschwinde und geeignete Würckung sie bey dem König David gethan hat: Es ließ nicht anders, als wenn Nathan dem König

als dem obersten Richter im Lande eine verübte gewaltthätige Ungerechtigkeit ohne Benennung der Personen angeben wollte, um auf diese Weise seine richterliche Unpartheylichkeit und Liebe zur Gerechtigkeit, die keine Person ansehen soll, auf die Probe zu setzen: Und in dieser Absicht auf den Character des Königs wäre keine thierische Fabel eben so geschickt und dienlich, oder von so guter Würckung gewesen: Denn vermuthlich würde ihm eine so ungewohnte und seltsame Erzehlung von einer erdichteten Handlung der Thiere die wahre Absicht des Propheten zu bald verrathen und den freymüthigen Ausspruch, in welchem seine eigene Verurtheilung verborgen lag, erstecket haben. Man kan auch die Ursachen anzeigen, in welchen diese Erfahrung gegründet ist: Dann erstlich ist die symbolische Lehr-Art der Fabel aus denen oben angeführten Ursachen für sich selbst wunderbar und angenehm, also daß sie genugsame Kraft hat, sich der Aufmercksamkeit der Leser zu versichern, wie zum Theil aus dem Lobe, welches des Socrates fruchtbare Lehr-Art erworben hat, abzunehmen ist. Darnach ist wiederum aus der Erfahrung bekannt, daß auch zuweilen in den täglichen Verrichtungen und Handlungen der Menschen sich die Thorheit und der Unverstand, oder die List und Boßheit derselben auf eine ungemeine und ausserordentliche, hiemit auch wunder-

wunderbare Weise an den Tag giebt und entdecket; auch daß ihre Anschläge und Unternehmungen öfters einen ganz unvermutheten und darum merckwürdigen Ausgang nehmen. Wobey ich dennoch zugebe, daß dergleichen ausserordentliche und wunderbare Zufälle in dem gemeinen Leben der Menschen in Vergleichung mit den übrigen, die kaum einige Achtung verdienen, etwas sehr seltenes sein; welches dann eben auch die Ursache ist, daß die Fabeln von der andern Gattung, die wir Wunderbare genennet haben, weit zahlreicher anzutreffen sind; denn wo das Ausserordentliche in den Handlungen gefehlet, da suchte man solches durch das Wunderbare der Personen zu ersetzen, welches bey Handlungen, die an sich selbst ungewohnt und ungemein sind, eben nicht nothwendig erfodert wird.

Was den andern Einwurff anbelanget, der sich absonderlich auf diejenige Gattung der menschlichen Fabeln beziehet, deren Erzehlung oder Allegorie in einer wahrhaften Geschichte gegründet ist, und dessen Krafft darinnen bestehet, daß dergleichen Fabeln nicht von der Dichtung herrühren, die doch etwann die Seele der Fabel genennet wird; so werde ich meine Leser nur auf die oben von der Natur der Fabel gegebene Erklärung zurücke weisen dörfen, um ihnen die Schwäche dieser Einrede aufzudecken: Ich habe nem-

lich gesagt, daß die Fabel ein lehrreiches Wunderbare, oder eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung sey. Nach dieser Erklärung verdienet ein jedes lehrreiches Beyspiel, das eine nützliche moralische Lehre künstlich verbirgt, den Nahmen einer Fabel. Auf diesen Grund hat La Motte gar wohl angemercket: Nicht schlechterdings die Erdichtung, sondern die Verbindung vieler Umstände, welche mit einander übereintreffen, eine gewisse Wahrheit zu erkennen zu geben, macht die Fabel aus. Selbst die historische Geschichte wird dann zu einer Allegorie, man giebt sie nicht mehr vor eine würckliche Geschichte, sondern alleine vor ein Bild, und vor etwas, das uns Anlaß zu einer wichtigen Erinnerung geben kan. Der Fabulist muß eine anständige Erzehlung aufsuchen oder erfinden, um seine moralische Lehre darein einzukleiden: Schickt sich nun die Geschichte zu seiner Absicht, es sey, daß ihm die Historie solche leihet, oder daß er sie selbsten erfunden hat, so wird sie als ein bequemes Beyspiel zur Allegorie erwehlet; um die Wahrheit derselben bekümmert sich der Fabulist weiter nicht, wenn er nur versichert ist, daß sie vor wahrscheinlich hinlaufen kan. Nun gehöret aber das Wahrscheinliche in das Gebiet der Dichtung, und die Wahl, die alleine durch die Absicht und das Wahrscheinliche gelen-

gelencket wird, ist schon eine Art der Dichtung: Und so kan man mit Grund nicht sagen, daß dergleichen Fabeln, als eine würckliche Geschichte von aller Dichtung leer seyn. Setzet den Fall, daß Nathan die Erzehlung von dem geraubten Schäfgen aus seinem eigenen Kopf ersonnen und gedichtet habe, wie es für seine Absicht erforderlich war; in diesem Fall werdet ihr derselben den Titel einer Fabel nicht absprechen. Setzet aber wiederum, daß diese Begebenheit mit dem geraubten Schäfgen sich hernach würcklich zugetragen habe; höret sie darum auf, eine Fabel zu seyn? Eben so wenig, als das Mögliche aufhöret möglich zu seyn, wenn es in den Stand der Würcklichkeit hinübergehet.

Endlich muß ich noch zum Schutz der menschlichen Fabeln diese Anmerckung beyfügen, daß wenn gleich die angeführten Einwürffe mehrern Grund hätten, als sie nicht haben, diese dennoch den Titel der Fabeln, den sie so lange Zeit ungekränckt besessen, mit eben so vielem Recht als die Erzehlung des epischen Gedichtes würden behaupten können. Denn gleichwie das Helden-Gedicht eine prächtige und ausführliche Fabel ist, so ist hergegen, wie La Motte mit Grund angemercket hat, die Fabel ein kleines und ins Kurze gefaßtes episches Gedichte (*). Beyde

(*) Es ist ein recht kindischer Widerspruch, welchen

gehören unter ein Geschlecht und haben ein gleiches Wesen, die oben gegebene Erklärung der Fabel schliesset darum auch beyde ein. In beyden muß die Handlung, die erzehlet wird, nur einfach seyn, und eine Haupt-Lehre zur Absicht haben. Horaz hat solches in dem poetischen Schreiben an Lollius mit dem Exempel beyder homerischer Gedichte der Ilias und der Odyssea klärlich dargethan:

Trojani belli scriptorem, maxime Lolli,
Dum tu declamas Romæ, Præneste relegi:
Qui, quid sit pulcrum, quid turpe, quid utile, quid non;
Plenius, ac melius Chrysippo & Crantore dicit.
Cur-ita crediderim, nisi quid te detinet, audi.

Hernach sagt er von der Ilias:

FABU-

chen Frisler Bl. 360. dagegen erreget, und seine folgende aufrichtige Bekänntniß ist eine Würckung seiner schlechten Ueberlegung. Er sagt: „Ich finde meines „ Orts nicht die geringste Gleichheit unter einem Hel„den-Gedichte und einer Fabel. Es müßte denn „ vielleicht die Gleichheit daher kommen, weil beyder„ley Art Gedichte im Hauptwerck einfach seyn, und „ auf einen einzigen Endzweck abzielen müssen. Wel„ches aber doch noch lange nicht alleine ausmachet, „ daß eine Fabel ein Helden-Gedicht seyn könne.„ Wird denn eine so grosse Scharfsichtigkeit erfodert, in Dingen von einer Art eine wesentliche Gleichheit zu entdecken? Ich möchte von Frislern wohl eine Erklärung von der epischen Fabel sehen. Es hat auch niemand gesagt, daß zu einem Helden-Gedichte nichts weiter erfodert werde, als eine kurze Fabel.

FABULA, qua Paridis propter narratur amorem
Græcia Barbariæ lento collisa duello,
Stultorum Regum & populorum continet æſtus. &c.

Und von der Odyssea:

Rurſus quid virtus, & quid ſapientia poſſit,
Utile propoſuit nobis exemplar Ulyſſem. &c.

Nun iſt noch niemandem in den Sinn gekommen, der epischen Erzehlung darum, weilen die Haupt-Personen, die darinne aufgeführet werden, Menschen sind, und weilen die Geschichte zum Theil auf die historische Wahrheit gegründet, und gröstentheils möglich und wahrscheinlich iſt, den Titel einer Fabel abzusprechen: Da doch eine epische Fabel in ihrem Grundriß und erstern Entwurff von einer menschlichen esopischen Fabel wesentlich nicht unterschieden iſt. Bey dieſer wesentlichen Gleichheit herrschet dennoch folgender Unterschied zwischen beyden: Die epische Fabel hat eine grosse und wichtige, meistens politische Wahrheit, an deren Beobachtung nicht nur die Wohlfahrt einzeler Menschen, sondern das Heil gantzer Völcker hängt, zur Haupt-Absicht; die Haupt-Personen sind darum keine schlechte Menschen von niedrigem Rang, sondern berühmte Helden von hohem Gemüthe und Character; und die Handlung muß, der symbolischen Absicht gemäß, auch groß und wichtig seyn, die sich

durch mancherley unvermuthete Zufälle und Verwirrungen nach und nach entwickelt; und in welcher durch die Zwischenkunft und den Beystand der Götter die Würdigkeit der menschlichen Personen nicht wenig erhoben wird: Die esopische Fabel hergegen regieret das gemeine bürgerliche Leben der Menschen; darum sind auch die Personen gemeiniglich, eben wie ihre Geschäfte und Verrichtungen an sich selbst betrachtet von keinem grossen Ansehn; und um eben dieser Ursache willen kan die esopische Fabel keine grosse Weitläuftigkeit in der Ausführung vertragen.

Gehen wir nun hinüber zu der andern Classe der esopischen Fabeln, die wir mit dem gemeinen Nahmen wunderbarer Fabeln beleget haben, und in welchen heidnische Gottheiten, phantastische Wesen, Thiere, Pflanzen, oder gar leblose Dinge, als vernünftige Personen eingeführet werden; so hat es mit denselben eine gantz andere Bewandtniß, denn in diesen überwiegt das Wunderbare so sehr, daß das Wahrscheinliche davon beynahe verschlungen wird. Es giebt auch gewisse frostige Köpfe, die diese Fabeln eines Mangels der Wahrscheinlichkeit beschuldigen, und vermeinen, sie können gescheuten Lesern, die nichts schmackbar finden, als das Natürliche, nicht gefallen, sondern sie dienen alleine zur lehrreichen Kurtzweil und nützlichen Belustigung für den unverständigen Pöbel und kleine

kleine Kinder. Alleine ich behauptete, daß sie so viel Wahrscheinlichkeit haben, als erfodert wird, auch scharfsinnige Köpfe zu vergnügen.

Das Wahrscheinliche derselben beruhet erstlich insgemein auf der Möglichkeit dieser dem ersten Anscheine nach so wunderbaren Dichtung, daß die Thiere, die Pflantzen und die leblosen Geschöpfe, mit Vernunft und Vorsatz handeln, und ihre Gedancken in einer den Menschen vernehmlichen Sprache zu verstehen geben können. Denn da die gegenwärtige Einrichtung der Welt nicht schlechterdings nothwendig ist, so wird man zugeben müssen, daß irgend in einem andern Welt-Systema diese sichtbaren Geschöpfe überhaupt in eine gantz andere Ordnung gesetzet werden, und bey unveränderter äusserlicher Gestalt mehr oder weniger Fähigkeit besitzen könnten. Was hinderts z. E. daß man sich in seiner Einbildung als möglich vorstelle, daß ein allgemeiner Welt-Geist alle sichtbaren Geschöpfe beseelen, und sie also zu einem vernünftigen Commercio und Umgang unter einander tüchtig machen könne? Demnach beruhet die Wahrscheinlichkeit dieser wunderbaren Dichtung auf einem angenehmen und sehr gewohnten Betrug unsrer Einbildung; da wir dasjenige, was wir aus vernünftiger Betrachtung der Dinge zu unsrer Lehre und Unterricht unmittelbar schöpfen, der Absicht

derselben zuzuschreiben pflegen, und sie daher auch als unsre Lehrmeister ansehen, als ob wir diese Sätze und Schlüsse durch mündlichen Unterricht von ihnen empfangen hätten. Auf diesen Betrug der Einbildung gründen sich die gewöhnlichen und auch in der gemeinen Rede üblichen figürlichen Redens-Arten, da wir nicht alleine den Thieren, sondern auch leblosen Dingen einen vernünftigen Vorsatz und die Rede beylegen; als wenn David im neunzehnten Psalme von den Himmeln gesprochen: Sie erzehlen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget die Macht seiner Hände; ein Tag sagt sie dem andern, und eine Nacht thut sie der andern kund; sie haben weder Sprache noch Rede, und dennoch wird ihre Stimme gehöret, und ihre Rede erschallet bis an das Ende der Welt. Und wenn Hiob Cap. XII. v. 7. gesagt hat: Frage das Vieh, das wird dich davon berichten, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dir davon sagen, und die Fische im Meere werden dir davon erzehlen. Und wenn wir etwann im Affecte sagen: Wenn alles schweiget, so werden die Steine auf der Gasse schreyen; oder, der Schutt von Gemäuer und Steinen zeuget noch von seiner Grausamkeit; und dergleichen. In diesem Sinne läßt sich die ganze Natur einer Schule vergleichen, in welcher uns der Schöpfer unter

ter mancherley Allegorien und Sinnbildern unsre Pflichten vorhält. So wohl die leblosen, als die lebendigen Geschöpfe sind unsre Lehrmeister, die uns vortrefliche Lectionen geben, so oft wir sie mit aufmercksamen und vernünftigen Augen betrachten. Eine solche Lehre ist zum Ex. folgende, von welcher Canitz uns die Sternen unterweisen läßt:

Deine Pflicht kanst du erlernen
Von den Sternen,
Deren Gold der Sonne weicht,
So laß auch vor Gott zerrinnen,
Was den Sinnen
Hier im Finstern schöne deucht.

Folglich ist die Dichtung der Fabel weder verwegener noch unwahrscheinlicher, als eine sehr gewohnte Metapher, die niemandem unbekannt oder anstössig seyn kan, daher kömmt es auch, daß wir an unserm Orte sehr willig und fertig sind, der Erdichtung Gehör zu geben.

Was die thierischen Fabeln ins besondere angehet, so haben dieselben einen mehrern Grad der Wahrscheinlichkeit, weil die Thiere in einer genauern Verwandschaft mit dem Menschen stehen als die übrigen Geschöpfe. Dieses Geschlecht der Geschöpfe gränzet so nahe mit dem unsrigen, daß man schier nichts mehrers zu thun gehabt

hat, als ihnen die Sprache zu lehnen, damit man sie zu unsers gleichen machete. Alles was sie thun, hat solch einen grossen Schein von einem Verstande, daß man zu allen Zeiten geglaubt hat, sie handelten mit Einsicht und Wissen. Der Hr. Hagedorn hat in einer Erzehlung an Hrn. C. L. Liscov von der Erkenntniß der Thiere ausführlicher gehandelt, und sich unter anderm dergestalt vernehmen lassen:

Wer war der Plato dieser Thiere?
Wer lehrte sie, was ich hier spüre:
Kunst, Ordnung, Witz, Bedachtsamkeit?
Soll man die Fabigkeit, wodurch sie dieses können,
Gefügter Theile Würckung nennen?
Wo ist ein Uhrwerck so gescheidt.

Entdeckt man weiter nichts an ihnen,
Als die Bewegung der Maschinen.
Der Urtheil und Bewusstseyn fehlt?
Cartesius bejahts; doch ist ihm Recht zu geben?
Die Wahrheit mag den Zweifel heben,
Die Franckreichs Phädrus uns erzehlt. ꝛc.

Und wie wenig Vortheile die Menschen über die Thiere sich mit Recht anzumassen haben, darüber kan man nachsehen, was Charron in seinem Lichte der Weißheit in dem ersten B. Cap. VIII. geglaubt hat. Es leben auch die Menschen mit dem grösten Theil der Thiere in einer fast eben so engen Verbindung und Gesellschaft, als mit einem

einem grossen Theil der Menschen, die eine fremde Sprache reden; und wenn man ihren Umgang mit denselben betrachtet, so kan man nichts anders schliessen, als daß sie fast durchgehends in der Beredung stehen, die Thiere verstehen wenigstens die menschliche Sprache, was wollte man sonst für eine Ursache davon angeben, daß ein grosser Hauffen der Menschen in ihrem Leben fast eben so viel, ja noch mehr Gespräche mit den Hunden, Pferden, Katzen, Ochsen, Kühen, und mit allerley Feder-Viehe hält, als sie unter sich selbst und mit andern Menschen halten. Und wer will läugnen, daß die Thiere nicht auch selbst eine gewisse natürliche Sprache haben, dadurch sie dem Menschen ihre Gedancken fast eben so geschickt zu verstehen geben können, als Menschen von verschiedenen Nationen. Sie können sich freudig stellen, freundlich thun, sich klagen, uns zu Hülffe ruffen; sie liebkosen uns, drohen uns; ein gewisses Frauenzimmer hat einen kleinen Bologneser-Hund, den sie gar wohl verstehet, sie thut Fragen an ihn, er antwortet darauf nicht nur mit Veränderung der Gebehrden, sondern auch mit verschiedenen Thönen der Stimme. Und hat es nicht berühmte Leute gehabt, welche sich gerühmet haben, sie verstehen die Sprache der Thiere? Also erzehlet man von Apollonius Thya-

Thyaneus, als er einst mit etlichen Freunden auf das Land spatzieren gegangen, haben sie eine Schaar Sperlinge beysammen gesehen, zu denselben sey einer aus ihrem Geschlechte zu fliegen gekommen, der etliche Worte zu ihnen geredet habe; worauf sie auf einmahl aufgeflogen, und ihm nachgefolget seyn. Apollonius habe seinen Gefehrten erzehlet, dieser Sperling habe den andern Bericht gebracht, an einem gewissen Orte bey einer Scheune sey einem Müller ein Korn-Sack zerrissen, so daß viel Getraydes verschüttet worden; Sie seyn mit einander auf denselben Platz hingegangen, wo sie in der That das zerstreute Korn und die Sperlinge angetroffen haben. Wozu noch kömmt, daß uns aus der H. Historie bekannt ist, daß die Schlange, und so gar der Esel mit menschlicher Stimme würcklich geredet haben. Folglich wenn wir die Thiere in der Fabel in unsrer Sprache mit einander reden hören, so will uns schier bedüncken, man habe ihre Reden nur aus ihrer Sprache übersezet, und es fehle uns allein an der Kundschaft ihrer Sprache, sonst könnte man dasjenige, was ihnen in den Mund geleget wird, alle Tage beglaubigen. Endlich, wenn man den Menschen, nicht nach dem Rang, den er unter den sichtbaren Geschöpfen zu behaupten die Tüchtigkeit empfangen hat, sondern

nach

nach dem moralischen Zustande, in welchem sich der gröste Haufen derselben würcklich befindet, betrachtet, so wird man noch einen geringern Abstand zwischen ihm und den Thieren finden, anerwogen der sonst stolze Mensch sein so hoch gespanntes Vorrecht, die Vernunft, gröstentheils verwahrloset, und alleine von dem Triebe seiner Lüste geleitet wird, durch welche niederträchtige Gefälligkeit er sich bis zu den Thieren freywillig herunterläßt und erniedriget; Welches Homerus durch die Verwandlung der Gefehrten Ulysses zu verstehen gegeben, und in derselben Absicht haben auch die Alten gedichtet, als Prometheus den Menschen bilden gewollt, habe er von einem jeden Thiere dessen herrschende Neigung genommen, und aus so verschiedenen Stüken unser menschliches Geschlechte zusammen gesetzet, dadurch sey das Werck entstanden, das man die kleine Welt heißt. Also sind die Fabeln eine Schilder-Tafel, worauf ein jeder von uns sein Conterfey finden kan; wie La Motte gesagt hat:

Nous pouvons tous, tant que nous sommes
Trouver ici de quoy corriger nos defauts;
Et disciples des animaux
En apprendre à devenir hommes.

Was zulezt die heidnischen Gottheiten und fantastischen Wesen, die zuweilen als Perso-

Personen in einer Fabel aufgeführet werden, noch absonderlich berühret, so gründet sich ihre Wahrscheinlichkeit auf einen ehmahls in der Welt angenommenen Glauben, nach welchem auch solche Dinge, die für sich selbst nicht bestehen, als die Tugenden, die Laster, die Affecten, die Zeit, in Personen sind verwandelt, und so gar unter die Zahl der Götter aufgenommen worden: So seltsam und abentheurlich nun diese Erzehlungen immer scheinen mögen, so haben sie doch zu einer gewissen Zeit bey einer ganzen Welt voll Menschen Glauben gefunden, und man darf sich oder die Scene nur durch einen Schwung der Einbildungs-Kraft in diese leichtgläubige Zeiten versetzen, so werden sie uns fast eben so glaubwürdig vorkommen, als viele wunderbare historische Erzehlungen, die durch die gemeine Sage fortgepflantzet worden. La Motte hat dieses in dem zweyten B. in der vierzehnten Fab. sehr wohl ausgedrücket:

Nous autres Inventeurs des Fables
Nous avons droit, pour orner nos tableaux,
Et sur le vrai-semblable, & même sur le faux.
Nous pouvons, s'il nous plait, donner pour véritables,
Les chimeres des temps passez.
Un fait est faux; n'importe; on l'a cru; c'est assez.
Phenix, Sirenes, Sphinx, sont de notre Domaine.
Ce Naturaliste menteur

Sied

Sied bien dans une Fable ; & le vrai qu'il amene
N'en perd rien aux yeux du Lecteur.

Ich habe oben von den leblosen Dingen überhaupt geredet, und gezeiget, worauf die Wahrscheinlichkeit beruhe, wenn denselben durch die Freyheit der Dichtung Gedancken und die Rede zugeleget wird: Weil aber unter dieser allgemeinen Benennung der leblosen Dinge auch alle Wercke der Kunst miteingeschlossen sind, so muß ich mich hier erklähren, daß ich dem Fabulisten in Ansehung derselben bey weitem nicht so viel Freyheit einräume, als in Ansehung der todten Wercke der Natur. Was für einen Grund der Wahrscheinlichkeit will man davor angeben können, wenn man dem Menschen die Geschicklichkeit zuleget, durch die Zusammensetzung der Theile ein Werck hervorzubringen, welches den Verstand und die Rede eben so gut hat, als er. Dieser Satz schliesset ja gantz wiedersprechende Dinge in sich ein, und ist darum schlechterdings unmöglich. Zwar will ich nicht läugnen, daß nicht unter denen Kunst-Wercken viele emblematische Stücke vorkommen können, deren Betrachtung mich eben so wohl, als der Wercke der Natur, auf gewisse moralische Gedancken und Schlüsse führen kan, die ich ihnen darum auch als meinen Lehrmeistern nicht unfüglich durch die Dichtung

in den Mund legen darf. Wozu noch kömmt, daß es gewisse Kunst-Wercke giebt, denen man in gewöhnlichen Reden durch die Freyheit eines Tropi, die Gabe der Sprache, und mit derselben zugleich Gedancken zuleget; als z. Ex. einem Gemählde, einer Statue, einem Buche, einem Briefe; desgleichen was einen gewissen Thon von sich giebt, welcher ein Analogum der Rede ist; als z. Ex. eine Gloke, ein Glas, eine Wein-Tonne, ꝛc. Ein Exempel mich darüber deutlich zu erklären, leihet mir der schweitzerische Zuseher, wo ich folgende Fabel finde. Zu der Zeit, als nicht nur die Thiere, sondern auch die unbelebten Dinge, ja die Wercke der Kunst selbst mit der Sprache begabet waren, welches eben dieselbe Zeit ist, da der eiserne Topf dem thönernen eine Reise zu Wasser vorgeschlagen hatte, gerieth in einem Herbst die Weinlese so reichlich, daß die Pressen und Keller von Most überflossen. Ein Winzer hatte eine lange Reihe von grossen Tonnen damit angefüllet, und goß jezo davon in eine kleinere mit so vollem Maasse, daß sie ihn in ihrem höltzernen Bauche nicht fassen mogte. Sie gab ihm ein Zeichen, daß sie genug hätte, aber er fuhr fort, ihr ein weites Geschirr voll einzuschütten. Die Tonne widersezte sich und spie den süssen Most auf die Erden, die ihn begierig in sich sog. Als der Winzer diesen Verlust sah, sagte er gantz zornig zu ihr: Undanck-

Undanckbare, verschüttest du also mein Geschencke? Aber die volle Tonne gab ihm eine Antwort, die man von einem vollen Menschen vergebens erwarten würde: Begehrest du, daß ich eben so viele Eimer in meinen engen Leib einnehme, als jene riesenmässige Tonne mir gegen über behalten mag, welche fünfzig Schuh im Umkreise hat, da ich nicht fünfzehen weit bin? In dieser Fabel ist die Tonne auch ein Kunst-Werck: Dennoch läßt sich die Wahrscheinlichkeit dieser kühnen Dichtung damit rechtfertigen; 1. Daß die Wein-Tonne nach der bekannten Metapher, die ihr einen Bauch und einen Mund zuschreibet, einige Aehnlichkeit mit dem menschlichen Cörper hat: 2. Daß sie eine Stimme von sich giebt, als, wenn man an eine leere Tonne klopfet; 3. Weil die volle Tonne, die sich übergiesset, ein gar deutliches Sinnbild von einem Menschen ist, der sich übersäuft; so, daß sie gleichsam einen jeden Säuffer mit ihrem Exempel bestraffet. Diese offenbare Uebereinstimmung machet, daß man das Abentheurliche, welches in dem Grunde dieser Dichtung stecket, nicht gewahr wird; um so viel weniger, da die Tonne mit wenig Worten erkläret, was sie durch die That selber gesagt, oder zu verstehen gegeben hat, und also bloß den Gedancken ausdrücket, den wir schon zuvor in Betrachtung dessen, so vorgegangen, bey uns selbst in unserm Kopf ge-

macht haben. Ich erkläre mich demnach, daß ich alle solche Fabeln, in welchen das Abentheurliche eben so künstlich verborgen, und das Wahrscheinliche in der vollkommenen Uebereinstimmung so offenbar ist, entschuldigen will. Dabey aber wollte ich dem Fabulisten nicht gerathen haben, mit Fleiß solche Personen aufzusuchen, derethalben er beständig in Gefahr stehet, daß die Unmöglichkeit ihrer Existenz möchte entdeckt und verrathen werden, in welchem Falle dann ihre Einführung niemand, als Leuten von einem kindischen Verstande gefallen könnte. Das Reich der Natur wird ihm Personen und Bilder genug leihen, seine Lehrsätze darein einzukleiden, wenn er anderst eine poetische Gesichts-Kraft hat, unter der unendlichen Menge solche zu entdecken, die vor seine Absicht anständig sind; so daß er nicht nöthig hat, sich in die Gefahr zu wagen, uns aus Mangel der Wahrscheinlichkeit zu mißfallen. Wir können uns auch über die kluge Eingezogenheit der Alten in diesem Stücke nicht genugsam verwundern, wenn wir uns erinnern, daß unter einer so grossen Menge der Esopischen Fabeln kaum zwo anzutreffen sind, die in Ansehung der Wahl der Personen in dieser Gefahr stehen: Ich meine die Fabel von den reisenden Töpfen bey Avianus, und die von der Natter und der Feile bey Phädrus. Aber diese Warnung wird um so viel noth-

nothwendiger seyn, da einer von unsren neuesten deutschen Verfassern, mit Nahmen Stoppe, so verwegen gewesen ist, zwey leinene Tücher, ein reines und ein grobes, in dem Sack eines Webers nicht nur in ein Gespräche mit einander zu verbinden, sondern sie so gar in ein Gefecht zu führen. Welche abentheurliche Dichtung des Titels einer Fabel unwürdig und unter die kindischen Ammen-Mährgen zu verweisen ist.

Damit nun das Wahrscheinliche, ohne welches das Wunderbare seine Kraft zu ergetzen verliehret, und in das Abentheurliche verunartet, in den Wunderbaren Fabeln desto mehr in die Augen leuchte, so wird erfodert, daß die Handlungen und Reden, die den Thieren und leblosen Dingen in der symbolischen Erzehlung zugeschrieben werden, auch wahrscheinlich seyn: Es sind aber dieselben wahrscheinlich, wenn sie mit unsern Begriffen, die wir von der Natur, dem Wesen und der Fähigkeit solcher Dinge haben, und mit dem ordentlichen Lauffe und den eingeführten Gesetzen der Natur übereinstimmen. Man muß den natürlichen Character der Thiere nicht aus der Acht lassen, ihre Anschläge müssen ihren natürlichen Begierden und Neigungen weder zuwider, noch von denselben allzu weit entfernet seyn. Sie müssen hiemit reden und handeln, wie man sich am glaubwürdigsten vorstellen kan, daß

ſie reden und handeln würden, wenn ſie in dieſen Umſtänden das Vermogen hätten die menſchliche Vorſicht zu gebrauchen, und ihre Gedancken in der menſchlichen Sprache zu erklären. Die Dichtung leget ihnen zwar dieſes Vermögen zu, aber im übrigen bleibet ihre Natur unverändert: Ein Löw in der Fabel iſt von einem Löwen in der Natur nicht anderſt unterſchieden, als daß er nun mit Ueberlegung thut, was er ſonſt nach dem blinden Triebe der Natur thun würde, und daß er ſeine Gedancken und Empfindungen mit Worten erklaren kan.

Il faut à la Nature être toûjours fidele;
Ne point faire du Loup l'allie des Brebis;
Ne point vanter les chants de Philomele,
Aprés qu'elle a fait ſes petits.

Wenn die Handlungen der Thiere vollkommen wahr ſind, ſo ſcheinen uns die Sätze und Reden, die man ihnen zuſchreibet, eben ſo wahrhaft. Ich werde nicht nöthig haben, hier noch einmahl ausdrücklich zu erinnern, daß dem Fabuliſten ohne Nachtheil der Wahrheit erlaubet iſt, den Dingen ſolche Eigenſchaften und Vollkommenheiten zuzuſchreiben, die ſich auf eine gemeine, wiewohl falſche Meinung gründen; denn was einmahl geglaubt worden, das hat für eine Allegorie ſeinen genugſamen Grad der Wahrſcheinlichkeit. Doch wenn der Glauben von der

Falſch-

Falschheit eines solchen Vorgebens eben so allgemein und bekannt ist, so ist es unstreitig besser gehandelt, wenn man ein solches Bild, das seine Glaubwürdigkeit verlohren hat, der Wahrheit aufopfert, und dafür ein anders wehlet, das von aller Beschuldigung frey ist, und von dessen guten Würckung man zum voraus kan versichert seyn, wenn man weiß, daß es nach dem Licht der aufgeklärten Wissenschaft keinen Anstoß giebt oder findet. Wer dieses nicht beobachtet, ist kaum jemahls genugsam zu entschuldigen, ausgenommen wo die Richtigkeit des symbolischen Bildes in Absicht auf die darunter vorgestellte Lehre, solche rechtfertiget, und so nothwendig machet, daß man kein anders eben so bequemes Bild in der Natur finden kan, denselben Lehrsatz darein zu kleiden.

Da ich oben gesagt habe, daß die Fabel nichts anders als eine historisch ausgeführte Metapher sey, so muß ich hier noch zum Beschluß anmercken, daß sie eben so wenig als eine solche beweiset, sondern wie eine andere Allegorie allein zur Absicht hat, zu belustigen und zu erklären, oder auf eine angenehme Weise zu unterrichten, und für solche Leute zu dienen, deren Verstand zur Einsicht philosophischer Erweise viel zu träg und schwach ist. Es wäre demnach widersinnig gehandelt, wenn ein Fabulist eine mathematische oder gleich so offenbare Wahrheit vor-

stellen wollte; z. Ex. daß die krumme Linie von einer Menge grader bestehe, daß zweymahl zwey vier ausmachen, daß der Mensch eine sterbliche Creatur sey, und dergleichen.

Ich schreite nun zu dem practischen Theile dieser Untersuchung fort, welcher den theoretischen, den ich bißdahin abgehandelt habe, in sein völliges Licht setzen soll.

Von den menschlichen Fabeln.

DEr Hr. Doctor Triller selbst hat eine Fabel von dieser Art aus Augustin entlehnet, und in Reimen gebracht: Sie stehet Bl. 587.

Es saß ein Knäblein an dem Rhein,
Und hatte zween kleine Töpfe,
Ein Wandrer sprach: Was soll das seyn?
Hier sitz ich, rief das Kind, und schöpfe
Den ganzen Rheinstrom da hinein,
Auf daß ich dessen tiefe Gründe,
Und innerliches Wesen finde:
Dieß schien dem Wandrer lächerlich,
Doch sprach er, nein! wer wundert sich?
Der Anschlag kömmt von einem Kinde.

Ihr, die ihr mit Vermessenheit
In jegliches Geheimniß dringet
Und nicht bedenckt, wie schwach ihr seyd,
Wie wenig euch das Werck gelinget,
Mich dünckt ihr sucht mit kleinen Töpfen,
Den grossen Rheinstrom auszuschöpfen.

Wenn

Wenn ich dieses Scribenten seltsamen Lehrsätzen von der Natur der Fabel beypflichtete, so würde ich in seiner Sprache sagen: „ Ich „ finde in dieser gantzen Erzehlung zwar nichts „ unvernünftiges und widernatürliches, aber „ auch nichts unglaubliches, daher sie folglich nicht unter die Fabeln, sondern unter „ die Geschichten gehöret, welche täglich vorgehen, zumahlen da nichts bekannter ist, „ als daß Kinder kindische Anschläge fassen, „ darum sie auch keine Verwunderung oder „ Aufmerckſamkeit verdienet. „ So müßte ich reden und dencken, wenn ich in Hrn. Trillers Haut steckte. Alleine das Urtheil, welches aus meinen Lehrsätzen flieſſet, lautet gantz anders. Ich billige nemlich die Erfindung in dem höchsten Grade, wovon das Lob dem Augustinus zukömmt. Ich finde, daß obgleich die Personen dieser Fabel keine sonderliche Achtung verdienen, und von schlechtem Ansehen und Gewichte sind, die Handlung dennoch so viel von dem Wunderbaren an sich hat, als erfodert wird die Erzehlung angenehm zu machen, und ihr die nöthige Aufmerckſamkeit zu erwerben. Dieses Wunderbare steckt in der Antwort des Kindes, womit es die stoltze Absicht seiner Handlung entdecket; die, weil sie gantz unerwartet ist, nothwendig eine angenehme Verwunderung erwecken muß. Sonst bestehet das Wesen dieser Fabel in einem ähnlichen

Beyspiele von einem thörichten und stolzen Unternehmen; das Absehen derselben ist eine Bestrafung des Vorwitzes in Sachen, die für unsern engen Verstand unbegrifflich sind; aber das symbolische Beyspiel ist sehr bequem diese Absicht so lange zu verbergen, biß der Vorwitzige sein Urtheil würcklich gefället hat, ehe er noch mercket, daß er sich selbst in einem gleichen Falle befindet, und also unwissend seine eigene Thorheit verurtheilet. Wiewohl ich nun diese Fabel in ihrer Erfindung zum höchsten gut heisse, zumahlen da ich auch zweifle, ob dieser besondere Lehrsatz durch ein ähnliches Beyspiel von einer Handlung der Thiere, oder leblosen Geschöpfe, eben so eigentlich und glücklich könnte vorgestellet werden, so finde ich hergegen an der Trillerischen Ausführung zween Fehler auszusetzen: Der erste ist die Veränderung der Scene und des Orts, wo diese Geschichte soll geschehen seyn; der Erfinder der Fabel hat nicht ohne Grund das Gestade des Oceans dazu erwehlet; diesen verwandelt nun Hr. Triller in den Rheinstrom. Man muß nicht meinen, daß diese Veränderung gleichgültig sey; denn indem dadurch das Gleichmaaß zwischen dem Continente und Contento um so viel verringert wird, als der Rheinstrom kleiner ist, als das grosse Welt-Meer; so wird zugleich die Unmöglichkeit vermindert, maassen es weit unmöglicher ist, den grossen Ocean in ein klei-

kleines an dem Ufer ausgeſcharretes Grüblein auszuſchöpfen, als den Rheinſtrom, ob beyde gleich, an ſich ſelbſt betrachtet, unmöglich ſind. Alſo iſt durch dieſe Veränderung die Kraft der Fabel zugleich mit der Uebereinſtimmung des ähnlichen Gleichmaaſſes ohne Noth geſchwächet worden. Der Grundſatz, auf welchem die Kraft dieſer Fabel beruhet, iſt: Finitum infiniti nom eſt capax; und die vermeſſene Thorheit, welche durch die Fabel beſtraft werden ſoll, beſtehet eben auf der Gröſſe des ungleichen Maſſes, das ſich zwiſchen zweyen Dingen befindet, wovon eines das andere einſchlieſſen ſoll: Je gröſſer nun dieſe Ungleichheit des Maaſſes iſt, deſto gröſſer iſt auch die Thorheit des Unternehmens. In der Lehre dieſer Fabel iſt dieſe Ungleichheit in dem Maaſſe zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen ſo groß, daß ſie gröſſer nicht ſeyn könte; aber in dem ſymboliſchen Verſpiel iſt dieſelbe zwiſchen einem Topfe und dem Rheinſtrohm nicht ſo groß als zwiſchen einem Grüblein und dem Ocean. Alſo iſt durch dieſe Veränderung nichts gewonnen, ſondern vielmehr die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Bilde und Gegenbilde, hiemit die Deutlichkeit und der Nachdruck der Fabel, verderbet worden. Und aus eben derſelben Urſache kan ich auch den zureichenden Grund der Veränderung eines Grübleins oder eines Topfs in zween Töpfe nicht ſehen; als,

damit er Töpfe mit schöpfe reimen könne. Der andere Fehler, den ich an der trillerischen Ausführung auszusetzen habe, beziehet sich auf die Absicht, welche dem Kinde bey seinem thörichten Unternehmen angedichtet, und mit denen Worten ausgedrücket wird:

Auf daß ich dessen tieffe Gründe
Und innerliches Wesen finde.

Dieses ist keine Absicht, die einem kleinen Kinde zukömmt: Auch ist diese Sprache in dem Munde eines Kindes unwahrscheinlich und lächerlich; was weiß ein solches von dem innerlichen Wesen der Dinge, und was bekümmert es sich darum? Und wie kan die Betrachtung der tieffen Gründe des Rheinstroms mit dem Unternehmen des Knaben zugleich bestehen? Wenn er erkennt und überlegt hat, daß diese Gründe so tief sind, so hat er schwerlich auf den thörichten Anschlag fallen können. Aber dieses ist vielmehr die Sprache eines poetischen Naturforschers, die Hr. Triller diesem Knaben geliehen hat. Also verstößt die Erzehlung in diesem Stücke gegen die Wahrscheinlichkeit.

Ich ziehe hieher die erste von den Trillerischen Fabeln, wiewohl sie der Aufschrift nach unter die Classe der vermischten zu gehören scheinet. Der Titel der Personen heißt, das Kind und der Frosch.

Ein

Ein Kind hatt' einen Frosch gefangen,
Komm, sprach es, laß dir gütlich thun,
Du bist zum Glück dem Sumpf entgangen,
Und sollst auf Sammt nunmehro ruhn.
Drauf legt es dessen kalte Glieder
Auf einen Pfühl von Sammte nieder,
Und trug ihn frölich hin und her;
Allein der Frosch sah ohngefehr
Im Hingehn eine trübe Pfütze;
Gleich sprang er von dem weichen Sitze,
Und ließ das edle Polster leer.

Was schlecht gebohren und erzogen,
Vergißt nie, was es sonst gethan,
Und scheint ihm gleich das Glück gewogen,
Hängt ihn doch stets sein Ursprung an.
Man putz es noch so schön und prachtig,
So bleibt es dennoch niederträchtig,
Damit der Spruch erfüllt ward:
Art läßet nimmermehr von Art.

Ich zehle diese Fabel unter die menschlichen, weil die gantze vernünftige Handlung darinnen dem Menschen zukömmt, woran der Frosch keinen Antheil hat. Aber wir wollen diese Fabel nach der Versicherung prüfen, die uns Hr. Triller Bl. 559. giebet, daß er sich äusserst habe angelegen seyn lassen, mit Wissen und Willen nicht wider die schweren Regeln zu verstossen, welche eine gute Fabel erfodert. Seine erste Regel Bl. 565. ist: „Zu einer vollkommenen Fa„bel wird erfodert, daß sie etwas unglaub„liches in sich fassen muß. „ Wer nun

nach

nach dieser Regel seine erste Fabel untersuchet, der wird ohne Mühe finden, daß sie gegen dieselbe verstößt: Oder man sage mir, was diese ganze Erzehlung unglaubliches habe? Ein Kind fängt einen Frosch, den will es ganz zärtlich tractiren, aber der Frosch nimmt seinen Vortheil in Acht, und springt wieder in die Pfütze. Ich meines Orts wollte nicht einmahl etwas unglaubliches fodern, ich würde sie nach meinen Lehrsätzen von der Natur der Fabel billigen, wenn sie nur entweder in Ansehung ihrer Personen, oder in Ansehung der Handlung selbst etwas wunderbares von dem untersten Rang oder nicht allzu gewohntes an sich hätte. Aber was ist gemeiner als die Person eines Kindes, und eines Frosches? Und die Handlung ist ein bekanntes Kinderspiel; Sie hat auch nichts angenehmes, als was die Geschäfte unschuldiger Kinder gemeiniglich mit sich führen. Ich kan selbige darum mit Recht eine kindische Fabel nennen. Sie ist aber neben diesem noch mit einem andern Fehler behaftet. In einer guten Fabel sollte man aus der symbolischen Erzehlung den Lehrsatz, der darunter verborgen stecket, ohne Mühe eben so leicht errathen können, als man aus einer Erfahrung einen Satz herausziehen kan: So muß auch dieser Lehrsatz in der Haupt-Handlung gegründet seyn;

und

und wer ihn entdecken will, muß auf die Natur der Haupt-Person, und die Umstände der Handlung genaue Achtung schlagen. Hier ist die Haupt-Person das Kind, dem eine gewisse Absicht und Handlung mit dem Froschen zugeschrieben wird; die Haupt-Handlung bestehet darinnen, daß es den gefangenen Frosch in der Meinung ihm wohl und zärtlich zu thun, aus kindischem Unverstand auf einen sammtenen Pfühl setzet, und liebkosend auf den Armen herumträgt: Alleine der Frosch, dem diese Aufwart nicht zum besten ansteht, fliehet in seine Pfütze, und giebt damit zu verstehen, daß er eine Lust suche, die seiner Natur mehr gemäß sey. Fraget ihr nun jemand um die Lehre, die in dieser Erzehlung verborgen lieget, so wird man in Erwegung des gesagten antworten: Dem Kinde in der Fabel sey derjenige gleich, der zwar wohl die Begierde hat, jemanden gutes zu thun, aber aus Unverstand die Gutthat nach seiner eigenen Nothdurft und Lust, nicht nach eines Andern Art und Natur abmißt. Hätte der Fabulist dem Froschen, nachdem er sich wieder in seinem Elemente befand, den Spruch des Plautus in den Mund geleget:

\- - - - Nullum beneficium
Esse duco id, quod, quoi facias, non placet.

Und hernach die Lehre des Seneca B. IV.

von

von den Gutthaten beygefüget: In beneficiis dandis ſpectetur accipientis natura & utilitas; So wäre die Fabel weder wegen des Mangels am Wunderbaren, noch wegen des Mangels der Deutlichkeit, die auf der Uebereinſtimmung mit dem daraus gezogenen Lehrſatze beruhet, zu tadeln geweſen; und alsdann würde ſelbige auch unſtreitig unter die vermiſchten Fabeln zu zehlen geweſen ſeyn. Es iſt zwar, wie La Motte in der eilften Fabel des erſten B. anmercket, ein Stücke einer klugen Wahl, wenn eine Fabel neben der Haupt-Morale, die die Seele der Fabel iſt, beyläufig noch andere Wahrheiten einſchlieſſet; aber dabey muß man die Vorſorge gebrauchen, die er an eben demſelben Orte mit dieſem Verſe anbefiehlt:

Le tout, bien entendu, ſans bleſſer l'Unité.

Die Neben-Wahrheiten müſſen der Haupt-Lehre nicht im Lichte ſtehen, vielweniger mit derſelben ſtreiten. Die Lehre, welche der Fabuliſt aus der obigen Erzehlung hergeleitet hat, ſcheinet vorauszuſetzen, als ob der Froſch eine moraliſche Thorheit begangen habe, daß er ſeine Pfütze, die doch für ihn viel weicher und angenehmer war, dem ſammtenen Pfühl vorgezogen; da doch derſelbige, was er diesfalls gethan, aus einem blinden Triebe der Natur gethan hat,

folg-

folglich dieses auch keine moralische Handlung ist, die Lob oder Tadel verdienet; und hiemit daraus auch keine moralische Bestraffung kan gezogen werden: Nein, sondern die Bestraffung hat alleine ihren Grund in der moralischen Handlung des Kindes, wie oben gezeiget worden. Wenn wir hiemit die obige Fabel in diesem Lichte betrachten, so müssen wir sagen, daß zwischen dem Cörper derselben und der ihr angedichteten Seele keine Harmonie oder Uebereinstimmung zu finden, und hiemit dem Cörper eine andere Seele, und der Seele ein anderer Cörper müsse zugesellet werden.

Die zweyte Trillerische Fabel, die zur Aufschrift hat: Der Hund auf einem sammtenen Küssen, und der Hausherr, gehöret gleichfalls in die Classe der menschlichen Fabeln, angesehen der Dorfhund in derselben nichts anders thut, als was er aus blossem Triebe der Natur, ohne daß man ihm einige Gedancken oder Ueberlegungen leihen darf, thun kan. Es sind darum auch die dritte und die vierte Zeile gantz unnöthig und überflüssig; wenn sie dem Hunde des sammtenen Polsters wegen die Worte in den Mund legen:

Ey! dieß ist meinetwegen da,
Ich will mich drauf zur Ruh verfügen.

Nimmt man diese Zeilen heraus, so hat die

die gantze Erzehlung gar nichts wunderbares, ich will nicht sagen, unglaubliches; und also verstößt sie wiederum gegen die erste Regel einer guten Fabel. Oder soll mir das eine unglaubliche Erzehlung seyn, wenn ich sage: Ein beschmuzter Dorfhund legte sich in einem Zimmer eben so keck auf ein sammtenes Polster nieder als wenn es um seinetwillen da gewesen wäre; als der Hausherr ohngefehr dazu kam, lohnte er diesem unverschämten Gast mit derben Stock-Schlägen. Das sind Historien, so die Stall-Jungen einander zu erzehlen pflegen. Wollte man sagen, das Wunderbare und Unglaubliche stecke eben in dem Soliloquio, welches der Poet in oben angeführten Zeilen dem Hunde beygeleget hat; so antworte ich, daß dieses Soliloquium gantz überflüssig sey, anerwogen die unvernünftigen Hunde ausser der Fabel ohne Ueberlegung eben das thun, was hier der vernünftige Dorfhund in der Fabel gethan hat. Es wird ja niemand vermuthen können, daß eben eine vernünftige Ueberlegung dazu erfodert werde, wenn man siehet, daß sich ein Hund auf einem sammtenen Polster ausstrecket: Und daraus ziehe ich diese Regel für die Kunst des Fabulisten, daß das Wunderbare auch nothwendig seyn, und in den Umständen der Erzehlung den Grund seiner Nothwendigkeit haben muß. Sonst wäre

die

die Kunst eine Fabel zu machen, eine schlechte Kunst.

Die neunzehnte Fabel Bl. 614. mit der Aufschrift, der gereiſete Mann, ein wunderlacher Koch, ist ebenfalls eine menschliche Fabel; ja sie ist nur gar zu menschlich, und leidet einen grossen Mangel am Wunderbaren. Ihr kurtzer Inhalt ist dieser: Ein Mann hatte aus Ost-Indien einen grossen Vorrath an Gewürtz und Specereyen nach Hause gebracht; weil er aber denselben in Zurichtung der Speisen gantz ruhmräthig und ohne Maasse verschwendete, so wurden solche verderbet, und den Gästen lauter Ekel erwecket. Die Haupt-Lehre, die darunter verborgen lieget, ist diese, Omne nimium, vertitur in vitium; und darum lasse dir gesagt seyn, Μηδὲν ἄγαν, ne quid nimis. Der Verfasser ziehet es insbesondere auf die Schriften und derselben Auszierungen. Soll ich über dieses Stücke mein Urtheil geben, so kan ich es für keine Fabel gelten lassen, sondern ich sehe es an, als ein blosses Gleichniß. Gleichwie die unmäßige Verschwendung des Gewürtzes die Speisen nur verderbet und Eckel erwecket; also erstecken die überhäuften Blumen und Zierrathen in einer Schrift die Schönheit der Materie. Ich kan auch nicht sehen, was man durch die nach Art einer Fabel angestellete Erweiterung und Ausführung gewinnet, im

Gegentheil wird die Erzehlung dadurch nur matt, und das Tertium comparationis unter fremden Neben-Umständen und einer langweiligen Zubereitung beynahe aus dem Gesichte verlohren. Man entführet euern Geist zuerst in Ost-Indien, wo das Gewürtze wächßt, euch hernach zu lehren, was das gemeine Sprüchwort sagt: Zuviel Gewürtze verderbt den Braten. Auf diese Weise konnte man bald aus jedem Gleichniß eine Fabel schmieden. Wenn ich insbesondere auf die Art der Erweiterung, deren sich Hr. Triller bedienet hat, achtung gebe, so seh ich nicht, wozu es dienen soll, daß er den Mann in der Fabel selbst biß nach Ost-Indien führet, das Gewürtz und die Specereyen daselbst einzukauffen, die er nöthig hatte, um seine Speisen damit zu überladen. Ein Fabulist, oder Dichter, muß in Erfindung der Umstände, die in seiner freyen Wahl stehen, der Natur folgen, die sich selbst diese Regel vorgeschrieben hat: Quod fieri potest per pauca, ne fiat per plura. Nun aber hätte er in Europa noch wohl so viel Gewürtze gefunden, als erfodert worden, die Mahlzeit seines Mannes abgeschmackt zu machen, ohne daß es nöthig gewesen wäre, ihn nach Ost-Indien selbst zu Marckt zu schicken. Horatz hätte ihn diese Behutsamkeit in der achten Sat. des zweyten B. mit dem Character des Nasidienus lehren können.

Die

Die folgende zwanzigste Fabel Bl. 616. ist von fast demselben Schrot und Korn. Ich darf nur die Aufschrift der Fabel hersetzen, so wird man dieselbe ohne eine weitere Erzehlung erkennen. Sie lautet: Vergebene Mühe, Böse zu bessern, oder, die Raben-Bleiche. Ein jeder, der diese Aufschrift ließt, wird ohne mein erinnern von sich selbst anmercken, daß diese Fabel von der bekannten Esopischen Fabel, welche man die Mohren-Bleiche nennen könnte, nicht unterschieden ist, die auch Erasmus in seinen Adagiis unter dem Titel Inanis opera und Æthiopem lavas angeführet. Also gilt dieſfalls die Anmerckung, welche La Motte in seiner Abhandlung von der Fabel angebracht hat: „Ich dörfte schier unter die schlechten Wahrheiten auch diejenigen zehlen, welche schon vordem in die Fabel eingekleidet worden, ausgenommen, wenn dieses unter einem nicht gar zu glücklichen Bilde wäre vorgenommen worden; denn das gäbe einem das Recht, dergleichen Wahrheiten noch einmahl vorzunehmen, damit man sie in ihr wahrhaftes Licht setzete. Ein Verfasser muß entweder erfinden oder vollkommener machen, da ist kein mittlerer Weg. Denn wozu dienet es, daß man mit dem Vorwand etlicher unnützen Veränderungen noch einmahl sagt, was andere schon gesagt haben? Diese Menge Schriften, in

welchen nur die Worte und nicht die Sachen multipliciert werden, sind ein schändlicher Vorwurff der Gelahrtheit; und die Leser werden diese leeren Verfasser, die ihnen unter dem Schein einer falschen Neuheit ihre Stunden hinwegrauben, allemahl mit einer gerechten Verachtung belohnen.„ Neben diesem kan ich nicht wissen, was Hrn. Triller mögte bewogen haben, das Morale hier an das Haupt der Fabel zu setzen, da er doch in seinem Vorbericht Bl. 565. einen Haupt-Fehler einer Fabel daraus machet: „Das ist gewiß, daß die Versparung der Lehre biß zum Schlusse der Erzehlung dem Leser ein neues Ergetzen gewähret, nemlich das kurtzweilige Ergetzen des Aufzuges; dessen Natur La Motte in seiner eben angezogenen Abhandlung Bl. 20. sehr deutlich also erkläret: Wenn ihr die Lehre vorne setzet, so schmäleret ihr das Ergetzen, das von der Allegorie entstehet; es bleibet uns weiter nichts übrig, als daß wir urtheilen, wie weit sie richtig sey, aber wir können dann den Ruhm nicht haben, daß wir ihre Bedeutung mit unserm Verstande entdecket haben, und es verdrießt uns, daß der Verfasser uns solches nicht zugetrauet hat. Wenn ihr hingegen die Lehre biß an das Ende versparet, so bestrebet sich unser Geist in dem Laufe der Fabel, so viel er kan, und wir sind beym

Schlusse

Schluſſe wohl zufrieden, daß wir mit euch auf einerley Gedancken gefallen ſind, oder wir ſind euch verbunden, daß ihr uns etwas beſſeres als wir gedachten, gelehret habet.„ Und etwas weiterhin ſetzet dieſer Kunſtlehrer hinzu: „ Der Verſtand ſieht es mit Eifersucht an, wenn man ihm eine Probe wegnimmt, ſo er gegen ſich ſelbſt von ſeiner „ eigenen Scharfſinnigkeit ablegen kan; und „ er kan ohne Verdruß nicht wahrnehmen, „ daß man ihn eines Anlaſſes beraubet, wo „ er ſich hätte groß machen können. Die „ vornehmſte Kunſt iſt, daß man ihm ſo vielmahl, als möglich iſt, Anlaß dazu verſchaffe; alsdann können wir verſichert ſeyn, „ daß er uns deßwegen Danck wiſſen wird. „ Er wird uns um ſo viel lieber vor ſcharfſinnig und geiſtreich erkennen, als wir ihm „ Anlaß geben werden, ſich ſelbſt dieſe Eigenſchaften zuzuſchreiben.„ Und dieſe Urſache, die ſich auf die Natur der Menſchen gründet, iſt auch viel gültiger, als wenn Hr. Triller eben dieſelbe Regel aus der ungeſchickten Vergleichung mit einem Epigramma oder Sinngedichte herleiten will. Wie nun dieſes in Abſicht auf eine jegliche Fabel insbeſondere ſeinen guten Grund hat; ſo kan man hingegen einem Schreiber, der ein ganzes Buch voll Fabeln auf einmahl liefert, dießfalls eine mehrere Freyheit verſtatten, weil eine andere Regel, die ebenfalls in der

menschlichen Natur gegründet ist, erfordert, daß man dem Eckel, der aus der beständig gleichen Art des Vortrags entstehet, durch eine geschickte Veränderung desselben vorbiege; zugeschweigen, daß zuweilen ein Fabulist sich nicht so knechtisch an die vorgeschriebene Ordnung binden kan, daß er nicht öfters der Beschaffenheit seiner Materie und dem Triebe seines Geistes um etwas nachgeben sollte, womit la Fontaine in seiner Vorrede über die Fabeln aus Bescheidenheit den Phäder und sich selbsten zu schützen suchet. La Motte hat eben deßwegen seine Fabeln mit zierlichen Vorreden ausgeschmückt, damit er dadurch, wenn er seine beständige Erzehlung auf diese weise unterbräche, eine kurtzweiligere Abwechselung in sein Werck hineinbrächte, indem man mit Vergnügen von der einfältigen Erzehlung auf etwas ausführliche und zuweilen etwas tiefsinnige Betrachtungen verfallen würde; wie er in dem Verfolge seiner Abhandlung von der Fabel selbst angemerket hat. Ich meines Orts wollte es Hrn. Trillern gerne verzeihen, wenn er in seinem Poetischen Anhange keinen andern Fehler hätte, als diesen, ungeachtet er denselben, wie schon gemeldet worden, vor einen Haupt-Fehler ansehen will.

Weil er aber die Menschlichen oder Wahrscheinlichen Fabeln durchaus nicht vor Fabeln will gelten lassen: So wollen wir noch

ein

ein par Exempel von dieſer Art Fabeln vor uns nehmen, und mit wenigem unterſuchen, mit was Recht man ihnen dieſen Titel abſprechen könne. Ich finde dergleichen eine beym Gellius Noct. Attic. Libr. XIX. cap. 12. davon Herodes Atticus der Autor ſeyn ſoll: Homo Thracius ex ultima barbaria ruris colendi inſolens, cum in terras cultiores humanioris vitæ cupidine commigraſſet, fundum mercatus eſt olea atque vite conſitum: Qui quia nihil admodum ſuper vite, aut arbore colenda ſciret, videt forte vicinum rubos late ac alte obortas excidentem: Fraxinos ad ſummum prope verticem deputantem: Soboles vitium e radicibus caudicum ſuper terram fuſas revellentem: Stolones in pomis aut in oleis proceros atque decerptos amputantem. Acceditque prope, & cur tantam ligni atque frondium cædem faceret, percunctatus eſt. Et vicinus ita reſpondit; ut ager, inquit, mundus purusque fiat, eiusque arbor atque vitis fœcundior. Diſcedit ille a vicino gratias agens & lætus, tanquam adeptus rei ruſticæ diſciplinam: tum falcem ibi atque ſecurim capit, atque ibi homo miſer imperitus vites ſuas ſibi omnes & oleas detruncat: comasque arborum lætiſſimas, uberrimosque vitium palmites decidit, & fruteta atque virgulta ſimul omnia pomis frugibusque gignendis felicia cum ſentibus & rubis purificandi agri gratia convellit: mala mercede doctus audaciam

fiduciamque peccandi imitatione falſa eruditus. Sic, inquit, iſti ἀπαθῆς ſectatores, qui videri ſe eſſe tranquillos, & intrepidos, & immobiles volunt, dum nihil cupiunt, nihil dolent, nihil irascuntur, nihil gaudent: omnibus vehementioribus animi officiis amputatis in corpore gnavæ & quaſi enervatæ vitæ conſeneſcunt. **Eine andere, deren Urheber mir unbekannt iſt, lautet alſo:** Forte in via conveniunt cœcus & claudus, ubi cum ſine duce progredi non poſſet cœcus, claudo etiam vehiculo opus eſſet, retinebatur uterque ſuo malo. At vero claudus pro ingenii ſagacitate animadvertens cœcum validos lacertos, firmos pedes, robur denique corporis integrum habere, nec quicquam morbi aut vitii in eo hærere, niſi quod oculis captus eſſet, prudenter iniit rationem, ut inter ſe communicarent operas, & quod deeſſet alteri alter ſarciret, ſcil. ut cœcus tolleret in humeros claudum, claudus iſti monſtrator viæ eſſet: exponit ſuum conſilium cœco atque operam pollicetur ſuam; is quamvis ſarcina non levis ſibi foret ſubeunda, & humanitate ſocii & ſuo commodo adductus non detrectat conditionem, ac ſublato in humeros claudo ejus ductum ſequendo pergit: atque ita communicatis operis iter ſuſceptum conficiunt. **Der allgemeine Lehrſatz, ſo unter dieſem Bilde verborgen lieget, iſt folgender: Daß die Unvollkommenheit und Dürftigkeit der Menſchen, nach der je einer**

des

des andern Hülfe benöthigt ist, das stärckste Band der menschlichen Gesellschaft sey. Ich habe diese symbolische Erzehlung bey einem gewissen Anlaß angewendet, damit zu lehren, quod artes & scientiæ, quæ perfectæ Eruditionis orbem absolvunt, arctissimo inter se nexu ita sint conjunctæ, ut altera alterius opem poscat, & conspirent amice: cum enim omnes scientiæ vel theoreticæ sint, vel practicæ; hæ pedum, illæ luminum usum ac officium præstant, & quemamodum cœcus nisi communicata cum claudo opera vix pedem promovere potuisset, ita scientia sine actione, præcepta sine usu & exercitatione parum prosunt. Diese zwo Fabeln haben alle Theile und Eigenschaften vollkommener Fabeln, wenn schon die Personen, welche aufgeführet werden, nichts ausserordentliches an sich haben. Beyde stellen einen nützlichen Lehrsatz vor. Dieser Lehrsatz wird in beyden durch ein geschicktes, gemässes, und deutliches Beyspiel ganz unvermerckt vorgebildet. Die Erzehlung an sich selbst betrachtet, ist der klugen und unvermutheten Handlungen wegen so wunderbar, daß sie in dieser Absicht alle Aufmercksamkeit verdienet. Es findet sich auch nichts darinnen, das im geringsten wider die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit anläuft. Also ist das Wunderbare und Glaubwürdige künstlich und in dem rechten Maasse mit einander vereinigt. Und wenn ich die Natur der bey-

den Lehrsätze betrachte, so bin ich fast beredt, daß dieselben durch eine Handlung der Thiere oder leblosen Dinge unmöglich eben so glücklich könnten ausgebildet werden. Diesemnach wird man keine Fabel mit Herrn Trillern nur darum als mangelhaft verwerfen, weil die Personen in derselben lauter ordentliche Menschen sind; und ich behaupte so gar, daß die Fabeln der Thiere und leblosen Geschöpfe niemahls wären erfunden worden, wenn es nicht aus Mangel des Neuen und Wunderbaren in denen täglichen menschlichen Geschäften geschehen wäre; so daß ich hiemit den menschlichen Fabeln, wenn sie wie die obigen wohl gerathen sind, noch allzeit einen Vorzug über die andern einräume.

Von den wunderbaren Fabeln.

Diese sind von zweyerley Gattung, nach den Graden, nach welchen sie sich von dem Wahrscheinlichen entfernen. Die erste Gattung begreift diejenigen Fabeln, in welchen den Thieren ohne Unterschied menschliche Vernunft und Handlungen, und darum auch die Rede mitgetheilet wird. Lasset uns nun einige Exempel von dieser Art auf die Probe nehmen. Der berühmte Herr Doctor Haller hat die bekannte Esopische Fabel von dem Fuchsen im Weinberge also gegeben:

Ein

Ein Fuchs, der auf die Beute gieng,
Traf einen Weinstock an, der schwer von fallen Trauben
Um einen hohen Ulmbaum hieng;
Sie schienen gut genug; die Kunst war abzuklauben.
Er schlich sich hin und her den Zugang abzuspah'n;
Umsonst, es war zu hoch, kein Sprung war abzuseh'n.
Der Schalck dacht in sich selbst, ich muß mich nicht beschamen,
Er sprach, und gab dem Baum ein höhnisches Gesicht:
Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind ja saur, und taugen nicht.

Esopus hat daraus diesen allgemeinen Lehrsatz gezogen: Spernit superbus, quæ nequit assequi. Herr Haller hergegen ziehet es ins besondere auf die Verachtung der Wissenschaft:

So gehts der Wissenschaft, Verachtung geht für Müh:
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

Weil die glückliche Erfindung dieser Fabel von jedermann gelobet wird, so will ich hier beyläuftig nur einige Anmerckungen zum Lobe der Kunst des Poeten in Erweiterung derselben einfliessen lassen, und damit lehren, daß diese Kunst in einer geschickten Wahl der Umstände bestehe. Die Absicht des Poeten erfoderte, daß er zeigete, daß die Verachtung der Trauben bey dem Fuchsen nur verstellt gewesen. Diese Verstellung glaubwürdig zu machen, dienen nun eines Theils die Umstände, die dem Fuchsen eine Essens-Begierde, und

das

das Vorhaben solche zu stillen, zulegen, als da sind, der auf die Beute gieng, welches Phädrus durch [illegible] giebt; und wenn der Poet denn ferner diese ihm angedichtete Essens-Begierde durch die Vorstellung einer reichen und guten Nahrung, ein Weinstock, der schwer von saften Trauben hieng, desgleichen, sie schienen gut genug, reifet. Andern Theils aber dienen, die verstellte Verachtung des Fuchsen glaubwürdig zu machen, diejenigen Umstände, welche den Verdacht von der Anreitzigkeit der Trauben entfernen, ihm eine Bemühung darnach zulegen, diese Bemühung aber gantz sauer, ja unmöglich machen, wodurch dann eben die wahre Ursache seiner Verachtung offenbar wird; nemlich, daß selbige weder von einem Mangel der Essens-Lust, noch von der unzeitigen Beschaffenheit der Speise herrühre; sondern von dem Unvermögen solche zu erreichen. In einer guten Fabel muß demnach die symbolische Handlung ein deutliches Beyspiel von dem angenommenen Lehrsatze seyn: Alle Umstände dieser Handlung aber müssen in der allgemeinen Absicht derselben, und in einander gegründet seyn, d. i. alle zusammen müssen die Haupt-Absicht der Handlung, und je einer den andern unterstützen; so daß man von einem jeglichen Umstande aus der Haupt-Absicht der gantzen Handlung einen zulänglichen Grund geben kan, warum er nothwen-

dig

dig ſey. Der Herr Hagedorn hat eine andere Eſopiſche Fabel vom Fuchſen in Verſe eingekleidet, die er folgender Geſtalt gegeben:

Mein Freund, dir iſt gewiß Eſopus noch bekannt,
Der klugſte Phrygier, der uns vom Fuchs erzehlet,
Daß er ein Bild, dem nichts gefehlet,
Den ſchönſten Kopf, bey einem Künſtler fand.
Er rief: Wie ſchön iſt Auge, Mund und Stirne!
Bewundernswehrter Kopf, ach hätteſt du Gehirne!

Nun iſt bekannt, wie auch eben dieſer belobte Verfaſſer anmercket, daß der Hr. la Motte mit dieſer Fabel in Vergleichung mit obiger nicht allerdings zufrieden iſt: Er wünſchet das bekannte O quanta ſpecies cerebrum non habet! in dem Munde eines andern Lehrers, als des Fuchſen, angetroffen zu haben. Dieſe Beurtheilung findet ſich in der Vorrede zu der vierten Fabel des erſten B. wo der Poet die Regel der Fabel,

Il faut à la Nature être toûjours fidelle,

erkläret und ausführet. Seine Worte lauten:

La Fable ne veut rien de force, de bizarre.
Par exemple je me déclare
Pour le Renard gaîcon, qui renvoye aux Goujats
Des Raiſins mûrs, qu'il n'atteint pas:
Mais, il n'a plus ſa grace naturelle
Avec la tête ſans cervelle.
Son mot eſt excellent. D'accord:
Mais un autre devoit le dire.

Dieſel-

Dieſelbe hat Hr. Doct. Triller in ſeiner unglücklichen Unterſuchung von Fabeln Bl. 568. angebracht, und da er ſonſt an dem Rande mit Anzügen ſich breit zu machen gewohnt iſt, ſo hat er hier durch eine undanckbare Verſchweigung dieſer Stelle des La Motte, von dem er ſie geborget hat, ſolche ſich ganz eigen zu machen geſucht: Und man kan auch ſagen, daß ſie ihm durch die Ueberſetzung auf gewiſſe Weiſe ganz eigen geworden ſey, indem La Motte ſie in dieſer Verſtellung nicht mehr für die ſeine erkennen würde. Sie lautet: „ Wenn ich bey dem Phädrus leſe, daß der „ Fuchs in einen Weinberg geſtiegen, und „ Trauben eſſen wollen, die er aber nicht erlangen können, ſo finde ich hier den Fuchs, „ ſo zu ſagen, in ſeinem rechten Element, „ und höre ſeine natürliche Sprache, wenn „ er kaltſinnig ſagt: Nolo acerbam iumere. „ Wenn ich aber bald darauf vernehme, „ daß er von einer hirnloſen Tragödien-Larve, oder einem Bruſt-Bilde geurtheilet, „ und ihm den Mangel des Verſtandes mit „ dieſen hochtrabenden Worten vorgerücket: „ Schade für den wunderſchönen Kopf, daß „ er kein Gehirn hat! Da mögte ich, wie „ dort Apelles über den Schuſter, der ſich „ über ſeinen Leiſten verſtiegen, billig ausruffen: Sachte! der Hr. Fuchs verſteige „ ſich nicht über ſeinen Weinberg! Denn „ was hat doch der Fuchs in einer Werck-

„ ſtatt

„ ſtatt des Bildhauers zu thun, wohin na-
„ türlicher Weiſe kein Fuchs zu kommen
„ pflegt, vielweniger von dem Verſtande
„ der Menſchen urtheilen kan? „ Beyde, der Franzoſ und der Deutſche tadeln dieſe lezte Fabel als unnatürlich; aber der Deutſche bringet aus Mißverſtand gantz lächerliche Gründe, ſeinen geboraten Tadel zu rechtfertigen, doch immer in der ſteiffen Beredung, daß es eben diejenigen ſeyn, deren ſich La Motte bedienet hat. Ich wollte Herrn Triller nur fragen, ob es denn wohl natürlicher ſey, daß ein Fuchs rede, als daß er ſich in der Werckſtatt eines Bildhauers einfinde? Iſt es doch nichts unerhörtes, daß ein Fuchs etwann würcklich in einem Hauſe angetroffen worden: Und wenn die Thiere in dem Syſtema der Fabel nicht weiter von den Menſchen entfernet und unterſchieden ſind, die äuſſerliche Geſtalt ausgenommen, als etwann eine Art Menſchen von der andern Art, warum ſollten ſie nicht mit den Menſchen einen Umgang pflegen, und zugleich von dem Verſtande der Menſchen urtheilen können? Oder wenn dieſes unnatürlich iſt, daß der Fuchs in der Fabel ſich in der Werckſtatt eines Bildhauers einfindet; wie will denn Herr Triller die vermiſchten Fabeln, da Menſchen und Thiere in Unterredungen und gemeinſame Handlungen mit einander ver-

pflich-

pflichtet werden, als natürlich und wahrscheinlich vertheidigen können? Wenn er nicht gewohnet wäre, sich selbst so oft zu widersprechen, als er sich an der Wande findet, so wäre er in seiner Untersuchung von den Fabeln wohl hundertmahl stecken geblieben. Oder wo ist dem La Motte nur in den Sinn gekommen zu behaupten, daß ein Fuchs, nemlich ein vernünftiger Fuchs in der Fabel, nicht sollte geschickt seyn, von dem Verstande des Menschen zu urtheilen? Wird doch dazu nicht mehr erfodert, als die Geschicklichkeit von seinem eigenen Verstande zu urtheilen, nachdem man den Thieren einmahl die menschliche Vernunft verliehen hat. Der Franzose meinet nur, daß dieses Urtheil des Fuchsen in einem andern Munde weit anständiger und natürlicher gewesen wäre. Der oben erwähnte Herr Hagedorn versetzet zwar dagegen: „Findet man aber Ursache, warum „ein so witziges Thier, als der Fuchs ist, „von dem Rechte, ungehirnter Köpfe zu „spotten, mehr als ein anders ausgeschlossen seyn sollte?„ Es ist auch diese Antwort so gründlich, daß man sich nothwendig daran begnügen müßte, wenn La Motte in dem Verse,

Mais un autre devoit le dire,

durch un autre, ein anders Thier dem Fuchsen

ſen hätte vorziehen wollen. Alleine ich bin verſichert, daß der Franzoſe mit ſeiner Critick alleine ſo viel habe ſagen wollen: Dieſe Materie hätte ſich beſſer vor eine menſchliche Fabel geſchickt. Und in dieſem Sinne pflichte ich ihm gänzlich bey; es wird auch niemand läugnen dörfen, daß dieſes Urtheil des Fuchſen in dem Munde eines Menſchen nicht viel natürlicher geweſen wäre. Man könnte zwar ſagen, auf dieſe Weiſe wäre keine Fabel herausgekommen, aber die bloſſe Rede eines Thiers machet auch noch keine Fabel aus. Was will man aus der Abſicht oder den Umſtänden dieſer Fabel für einen Grund für die Wahl des Fuchſen vor andern Thieren, oder doch vor dem Menſchen angeben können? Wäre dieſes Urtheil nicht eben ſo gut und natürlich in dem Munde einer Schlange geweſen? Eine Fabel ſetzet nothwendig eine Abſicht und Handlung voraus: Hier haben wir nichts als ein bloſſes Urtheil, welches ohne Unterſchied allen mit Verſtand begabten Weſen kan zugeſchrieben werden. Doch iſt es unſtreitig dem Menſchen mehr eigen, als den Thieren; und was kan uns dringen, ein ſolches Urtheil den Thieren zuzuſchreiben? Bey dem allem muß ich die Kunſt loben, mit welcher La Fontaine in der LXXIV.ſten Fab. dieſen Mangel des Natürlichen zu verbergen gewußt hat, wenn er

den Esel und den Fuchs über die Richtigkeit ihres Urtheils von dem wahren Werth der Dinge in eine Vergleichung stellet.

Eben so verkehrt hat Herr Triller das critische Urtheil aufgenommen, welches La Motte von der bekannten Fabel des La Fontaine gefället hat, in welcher der Löwe in eine schöne Schäferin verliebt wird, und sich darüber Zähne und Klauen abbrechen und abfeilen läßt, daher er endlich von den Hunden zerrissen wird. Der Franzose sagt davon: Die Erdichtung dieser Liebe ist desto lächerlicher, weil der Verfasser sie unnöthiger Weise waget, denn sonst hätte man mit der Nothwendigkeit ihre Verwegenheit entschuldigen können; alleine es ist so ferne, daß ihn die Noth getrieben habe, ein so abgeschmacktes Wunderding zu erdichten, damit er die Unvorsichtigkeit der Verliebten vorstellig machte, daß er vielmehr unter tausend andern symbolischen Bildern auslesen konnte, welche solche eben so wohl vorgestellet hätten, ohne daß sie mit der Natur im Widerspruche gelegen wären. Diese wird uns allemahl zu dem verschiedenen Gebrauche der Sittenlehre mit genug Allegorien und bequemen Allegorien versehen, ohne daß wir genöthigt werden, ihr deßwegen Gewalt anzuthun, die Kunst bestehet nur darinn, daß man sich in der Erdichtung nach derselben auf eine scharfsinnige

Weise

Weise zu achten wisse.„ Hr. Triller hergegen sagt davon Bl. 570. und 571. „Diese Fabel ist falsch und verwerflich, weil sie etwas unvernünftiges und widernatürliches hat; indem es wider die Natur der Löwen und Jungfrauen, sich in einander zu verlieben, oder ein Ehe-Bündniß zu stiften. Weit besser hätte sich demnach für den Löwen geschicket, wenn er sich in eine Wölfin, Füchsin oder Dächsin ꝛc. verliebet hätte, als welche ihm eben so wohl die Zähne und Klauen nach und nach abbrechen können, als der Vater der Schäferin. Hiedurch hätte La Fontaine gleicher Gestalt seinen Zweck erhalten, und die Fabel wäre untadelhaft worden.„ Es fragt sich nicht, ob es ausser der Fabel wider die Natur der Löwen und der Jungfrauen sey, einander zu heyrathen: Und es ist wahrhaftig in der Fabel in keinem mehrern Grade wider die Natur, als daß die Ceder auf dem Libanon, nach einer biblischen Fabel, die unser Kunstrichter von allem Verbrechen wider das Natürliche frey spricht, von dem Dornstrauche für seinen Sohn zum Weibe begehret worden. Der Dornstrauch und die Ceder sind kaum näher mit einander an Geschlechte verwandt, als der Löwe und die Schäferin; wie die ersten beyde aus dem Reiche der Pflanzen sind, so sind die leztern beyde aus dem Reiche der Thiere.

Ich kan ihm zugestehen, daß diese Fabel, wenn statt des Dornstrauchs der Löwe wäre gesetzet worden, abgeschmackt geworden wäre, weil die Naturen derselben ganz ungleich sind, und wir nur nicht einmahl die Möglichkeit einer ehlichen Vermischung zwischen ihnen begreiffen können; aber zwischen Löw und Mensch ist dieses nicht, und man findet so gar gewisse Erzehlungen von der Vermischung der Löwen und anderer Thiere mit den Menschen, die einst für glaubwürdig angegeben worden, und auch bey den Menschen Glauben gefunden haben. Es hat auch La Fontaine diesen Schein des Widernatürlichen eben mit der Freyheit der Fabel entschuldigen wollen:

Du tems, que les bêtes parloient
Les Lions entre autres vouloient
Etre admis dans nôtre alliance.
Pourquoi non? puisque leur engeance
Valoit la nôtre en ce tems-là,
Ayant courage, intelligence,
Et belle hure outre cela.

Und ich gebe auch zu, daß sie nicht wider das Mögliche der Fabel streitet; aber ich finde sie eben darum tadelhaft, weil sie einer Entschuldigung bedarf; da doch dieser Lehrsatz von der Thorheit der Liebe mit bequemern Beyspielen, die keiner Entschuldigug bedürftig wären, könnte ausgebildet werden. Hr.

Trü-

Triller hat uns nach seiner Art einen Vorschlag zu einer Verbesserung gemachet, aber sich damit verrathen, daß er weder die Natur der Fabel, noch des Wunderbaren, noch des Glaublichen kenne. Er will, daß man für die Jungfrau, eine Wölfin, Füchsin oder Dächsin hinsetze, so sey die Verbesserung gemachet: Aber was für einen Grund würde man bey dieser Veränderung für die Abbrechung der Klauen und Abfeilung der Zähne angeben können? Oder ist es natürlich, daß die Wölfin für die Süssigkeit der Küsse besorget sey? Oder vielleicht will er die Art des verliebten Thuns, die unter den Menschen üblich ist, auch unter den Thieren einführen? Diese einzige Betrachtung kan ihn lehren, daß sein Vorschlag wohl eine Veränderung, aber ins schlimmere, nach sich ziehen würde. Die leichteste Verbesserung dieser Fabel könnte, meines Erachtens, geschehen, wenn man an des Löwen Platz und in seine Umstände aus dem Geschlechte der Thiere einen Affen oder eine Meer-Katze setzen würde.

Es ist noch eine bekannte Esopische Fabel von dem Löwen der mit der Kuhe, der Geiß und dem Schafe eine Gesellschaft macht; sie kommen überein, daß sie die Beute mit einander theilen wollen; sie fangen einen Hirsch, welchen der Löw in vier Stücke theilet, wovon er unter verschiedenen Titeln Rechtens drey für sich hinwegnimmt, mit angehäng-

ter Drohung, wer das vierte angreiffen dörfte, würde es mit ihm auszumachen haben. Ueber diese Fabel macht La Motte folgende critische Anmerckung. Ein Bild, sagt er, sündiget wider die Natur, wenn es mit den Begriffen, so man von den Dingen hat, nicht übereinstimmt; diese Gesellschaft ist nicht natürlich, der Löw lißt seine Jäger nicht geschickt aus, seine drey Gesellen können ihm nichts helffen, und sie sind sonst zu furchtsam, als daß sie sich mit einem Jäger in eine Gesellschaft verbinden sollten, der eben sie selbst, als sein bestes Wildprät, zu jagen pfleat. „ Auch diese Critick hat Herr Triller mit Verhehlung des Urhebers sich zugeeignet Bl. 571. Doch hat er sie noch mit der Anmerckung erweitert, daß dieses keine Fleischfressende Thiere seyn, dahero sie dem Löwen die gantze Beute wohl ohne Streit werden gelassen haben.

Ich muß hier noch einen Fehler rügen, dem Herr Triller in den Fabeln von seiner eigenen Erfindung sehr ergeben ist. Derselbe bestehet darinnen, daß er öfters allzu absonderliche Lehrsätze auswehlet, und dieselbe absonderliche menschliche Handlung, die in dem Lehrsatz eingeschlossen ist, den Thieren beyleget; wodurch die Erzehlung von dem Lehrsatze nicht unterschieden wird, als durch die Nahmen der Thiere. So wenn er in der achten Fabel lehren will, daß man den Feinden

nicht

nicht eher den Krieg ankündigen soll, biß man in Verfassung stehet: So ist die Handlung, derenthalben einige Klugheit anbefohlen wird, der Krieg und die Ankündigung desselben. Diesen Lehrsatz in eine Fabel einzukleiden, braucht es nach Hrn. Trillers Exempel nicht viel Kopfbrechens; man lege nur diese Handlung und diesen Anschlag den Thieren bey, und sage: Die jungen Hirschen kündigten den Bären den Krieg an; als sie sich zur Gegenwehr stellen sollten, nahmen sie erst wahr, daß sie noch ohne Waffen wären; und darum werden sie von den Bären ohne Widerstand zerrissen. Ihr dörfet nur die Bären und Hirschen wieder in Menschen verwandeln, so hat die Erzehlung keine Eigenschaft der Fabel mehr; und ich habe schon öfters erinnert, daß die blossen Nahmen der Thiere keine Fabel ausmachen, zugeschweigen, daß es nicht wahrscheinlich genug ist, daß die noch jungen Hirschen ohne Geweyh sollten die Kühnheit und Verwegenheit gehabt haben, den Bären den Krieg anzusagen, da sie nach ihrer Natur gantz schüchtern und forchtsam sind. Mit demselben Fehler ist die neun und zwanzigste Fabel behaftet, welche zur Aufschrift hat: **Von dem Löwen, bey dem sich das Schaf zum Abgesändten in fremde Länder angegeben.** Das Vorhaben und die Handlung des Löwen ist gar zu menschlich, und von dem Wahrscheinli-

chen der Thiere zu weit entfernt. Dahin gehöret auch die Fabel Bl. 625. von dem Hamster und der Ameise, da jener von dieser Korn geborget, und auf erfolgtes Mahnen ihr statt der Bezahlung böse Drohworte zum Lohn gab; zu lehren, daß wer Mächtigern was leihet, es verlohren geben soll. Desgleichen die Fabel Bl. 618. von dem mit Schaden reisenden Eichhorn, die lehren soll, daß man bleiben soll wo man ist. So ist auch überhaupt in der Erfindung seiner Fabeln wenig Kunst; ein grosser Theil gründet sich auf bekannte Sprüchwörter und Gleichnisse, davon ihm nichts als die Ausführung zugehöret. Als z. Ex. Ein Undanckbarer ist gleich einem Schweine, das sich von den Eichnüssen mästet, ohne den Baum anzusehen, von dem sie herkommen, Fab. XIII. Bl. 597. Eine dunckle Schrift ist gleich einer Nuß, in deren man öfters, wenn man sie mit Mühe aufgebrochen hat, statt des Kerns nichts als Staub und Würmer findet, Fab. XIV. Bl. 598 u. f. f. Wer dergleichen Fabeln verfertigen will, darf nur eine Sammlung von Sprüchwörtern und moralischen Gleichnissen durchblättern, so wird er Materie überflüssig finden, und keine weitere Mühe haben, als die Ausführung: Aber so wird er sich das Lob der Erfindung mit keinem Rechte zumessen können.

Die

Die schöne Fabel von der Feld-Maus und der Stadt-Maus ist aus Horatii sechsten Sat. des zweyten B. bekannt; diese hat Hr. Triller zu übersetzen und mit seinen Zusätzen auszurüsten die Kühnheit gehabt Bl. 646. Lasset uns ein wenig sehen, wie diese vermeinte Verbesserung gerathen ist. Horatz führet seine Fabel also ein:

Rusticus urbanum murem mus paupere fertur
Accepisse cavo, veterem vetus hospes amicum.

Er fand nicht nöthig die Zeit, den Anlaß und die übrigen Umstände ihrer Zusammenkunft in einer langen Erzehlung zu beschreiben, zumahlen da dieses zu der Absicht der Fabel im geringsten nichts dienete: Genug daß sie zusammen gekommen, welche Zusammenkunft er auf das Jus hospitalitatis gründet, und damit wahrscheinlich machet. Der Deutsche hingegen wollte diese treffliche Gelegenheit, seine Kunst und seinen Witz zu zeigen, nicht vorbey gehen lassen. Er beschreibet euch alle die kleinsten Umstände, eben auf die Weise, als wenn er euch einen Besuch, den er in eigener Person bey einem Freunde auf dem Lande hätte abgelegt, beschreiben wollte, und verfällt damit in das Possierliche:

Sonntags, da die Predigt aus, die ja wol so gut gewesen,
Als wir sie gemeiniglich in den Hauß-Postillen lesen,
Ließ die Stadt-Maus sich gefallen, für das Thor hinaus
zu gehn,

Allda frische Luft zu schöpfen, und die Felder zu besehn:
Eben dieses hatte sich auch die Feldmaus vorgenommen,
Als sie nun von ohngefähr auf dem Weg zusamen kamen,
Und sich unvermuthet sahen, war es beyden angenehm,
Denn sie waren alte Freunde und Gevattern ausser dem.

Wo ist nun der Geschmack dieses eckeln Kunstrichters, der so viel unvernünftiges und unnatürliches finden kan, wo keines ist? Ist jemahls erhört worden, daß die Thiere einen Unterschied zwischen Feyer- und Werckel-Tagen beobachten? Ferner wie können sie unter einander Gevater seyn? Verräth nicht dieses eine heimliche Lust, mit heiligen Dingen zu spotten? Oder ist dieses vielleicht in der Natur der Mäuse gegründet, daß sie, wie die Bürger von Hamburg Sonntags nach der Predigt vor das Thor hinaus spazieren gehen, allda frische Luft zu schöpfen und die Felder zu besehen? Und was dienet endlich dieses alles zu der Absicht des Fabulisten? Nach diesem werdet ihr selbst errathen können, daß die Feld-Mauß bey dieser glücklichen Zusammenkunft in einem höflichen Einladungs-Compliment sich die Ehre ausbitten wird, die Stadt-Mauß zu bewirthen; und daß diese solches, aus Freundschaft, wiewohl ungerne genung, annehmen wird. Der Stadt-Mauß ihr Gegen-Compliment lautet:

Ja! versetzte diese drauf, wär es endlich in der Wochen,
Könnt ich schon noch mit dir gehn; doch heut bin ich schon
verspro-
chen,

und

Und bereits zum Schmauß gebeten, weil man nach Gewohnheit, meiſt
Sonntags Abends in den Städten, mit einander koſtbar ſpeiſt.
Doch es ſey vor dieſesmahl, ich gewähr dich deiner Bitte,
Und nehm heut mit dir vorlieb, führ mich nur in deine Hütte
Muß man doch nicht immer ſchmauſen. - - -

Ich will dabey nur dieſe Anmerckung machen, daß der Deutſche den Character der Stadt-Mauß gantz verderbet hat. Horatz hat dieſelbe als von der Epicuriſchen Secte vorgeſtellet, ſie ſpricht unten zu der Feld-Mauſe:

. . .. . Terreſtria quando
Mortaleis animas vivunt ſortita: neque ulla eſt;
Aut magno, aut parvo lethi fuga: Quo bone circa
Dum licet, in rebus jucundis vive beatus:
Vive memor, quam ſis ævi brevis!

Welches Herr Triller alſo giebet:

Alles was auf Erden lebt, muß die Seele bald verliehren,
Hob' u. Nied're müſſen ſterben, dannenhero iſt mein Rath,
Thu dir wohl, ſo lang du lebeſt, weil es ſchnell ein Ende hat.

Wie reimt ſich nun mit dieſen Epicuriſchen Grundſätzen die Lehre, die ſie in ihrer ziemlich unhöflichen und höhniſchen Zuſage giebt, daß man ſich ſelber Gewalt und Abbruch thun müſſe:

Muß man doch nicht immer ſchmauſen. - -

Sie

Sie gehen auf dieses mit einander nach der Wohnung der Feld-Mauß. Bey diesem Anlasse wird wieder eine ganz unnatürliche Beschreibung derselben eingeflicket, wenn es von der Stadt-Mause heißt:

Und sie wünschte, daß sie sich nie in dieses Loch begeben,
Das so schmutzig, eng u. dunckel, abgelegen, fürchterlich,
Weil in dieser wilden Gegend niemand leicht vorüber strich.

Man würde daraus schliessen, als ob die Stadt-Mäuse in reinen, weitläuftigen, hellen Gemächern zu wohnen, und bey der Gesellschaft der Menschen ihre Sicherheit zu suchen gewohnt wären. Aber Hr. Triller hat, da er dieses schrieb, vergessen, daß er der Mause sein eigenes Befinden andichte. Und ich lasse auch hier die Critick dieser ungeschickten Uebersetzung stehen, welche durchaus von diesem Schrot und Korn ist, weil ich selbst überdrüssig bin, diese Arbeit weiter fortzusetzen, da ich immer ein Ding wiederhohlen müßte.

Ich gehe darum zu der andern Gattung der unwahrscheinlichen Fabeln fort, in welchen die Pflantzen und leblosen Dinge als Personen aufgeführet werden. Ich will ein einziges Exempel von dieser Art untersuchen, und zeigen, wie schwer die Verbindung des Wahrscheinlichen mit dem Wunderbaren darinnen sey. Dazu soll uns dienen, die Fabel von der unglücklichen Vermählung des Dornbusches mit dem Eichbaume, welche Joas den König in Israel zum Verfasser hat,

hat, und die in dem zweyten B. der Könige Cap. XIV. 9. summarisch erzehlet wird, und also lautet: „Der Dornstrauch im Libanon „ sandte zu der Ceder im Libanon, und ließ „ ihr sagen: Gieb deine Tochter meinem „ Sohn zum Weibe. Aber das Wild im Li„ banon lief über den Dornstrauch, und zu„ trat ihn.„ Die Personen in dieser orientalischen Fabel sind der Dornstrauch und die Ceder, hiemit Personen von gantz ungleicher Grösse, Achtung und Würdigkeit. Beyde sind einander der Nachbarschaft halben verwandt, sie stuhnden beyde auf dem Libanon; doch waren ihre Wohnstätte um etwas von einander entfernet, sonst hätten sie selbst mit einander gesprochen. Der Dornstrauch ist in seiner hohen Einbildung nicht geringer als sein mächtiger Nachbar der Cederbaum; ein Zeichen dessen ist, daß er sich ohne Bedencken vorsetzet, seinem Sohne die Tochter desselben zum Weibe zu begehren. Er läßt es auch wircklich vollstrecken, aber wegen der Entfernung mußte es durch einen Mittler geschehen. Inzwischen da sich der stoltze Dornstrauch mit dieser hohen Einbildung schmeichelte, versammelten sich die wilden Thiere des Waldes wider ihn, und brachten ihn unter die Füsse. Was wollte nun König Joas mit dieser Fabel zu verstehen geben? Ueberhaupt dieses, daß die wegen ihres Glücks Stoltzen und Uebermüthigen, darum noch nicht vor aller Gefahr gesi-

gesichert seyn; je mehr sie sich ihres Glücks überheben, desto näher sey gemeiniglich ihr Verderben; sie finden noch allemahl ihren Meister; d. i. mit einem Wort: Uebermuth kömmt vor dem Falle. Insbesondere bildet er durch den Dornstrauch den hochmüthigen König in Juda, den Amazias, ab, der ihn aus blossem Uebermuth wegen seines Siegs über die Edomiter, durch eine Gesandtschaft zum Streit hatte auffodern lassen. Dieses Bild war um so viel bequemer, weil Joas wohl mag gewußt haben, daß Amazias gleich einem Dornstrauch impatiens culturæ & castigationis, die der Prophet an ihn legen wollen, suo ingenio ac libidini indulgens sich nur stoltzer Weise suche auszubreiten, und daß ihn Gott eben deßwegen zum Feuer des Verderbens bestimmet habe. Es stehet auch wahrscheinlich zu vermuthen, daß des Amazias vornehmste Absicht bey dieser muthwilligen Aufforderung zum Kriege diese gewesen sey, daß er die Tochter des Volcks Israels sich unterwürffig machete, und zu der Gemeinschaft der Abgötterey mit den Kindern Juda verpflichtete; Und dieses mag auch die Ursache gewesen seyn, daß Joas in der symbolischen Vorstellung dem Dornstrauche einen hochmüthigen und tollen Vorsatz zuschreibet, der dem Scheine nach nicht auf Krieg, doch auf eine Unterwerffung und Verpflichtung, wie in der ehlichen Verbindung auf Seiten des Weibes

bes erfodert wird, zielet. Sich selbst stellet Joas unter dem Sinnbilde der Ceder auf dem Libanon vor; und die wilden Thiere auf dem Libanon, die den hochmüthigen Dornstrauch unter die Füsse treten, bedeuten entweder einen grimmigen auswertigen Feind, als zum Exempel die Syrer waren, oder die Kinder Israels selbsten, die unter dem Schutze und Schatten der hohen Cedern auf dem Libanon weideten, und dem Hochmuth des Amazias nach der göttlichen Verhängniß ein Ende machen sollten. In der symbolischen Erzehlung dieser Fabel kommen zween Umstände vor, die mit der Natur der Personen nicht beym besten übereinzutreffen, und also sich von der Wahrscheinlichkeit zu entfernen scheinen. Der eine ist der Vorschlag des Dornstrauches-, sich mit der Ceder ehlich zu verbinden. Man wird dieses als eine orientalische Ausschweiffung ansehen, die alle Wahrscheinlichkeit übersteige. Ich will zwar nicht läugnen, daß diese Erfindung nicht etwas von dem orientalischen Geschmacke an sich habe; dennoch muß ich zur Rettung ihrer Wahrscheinlichkeit folgendes anmercken. Der Begriff von der ehlichen Vereinigung kan den Bäumen und Pflantzen in einem doppelten Sinne zukommen; erstlich in Absicht auf das Einpfropfen oder Impfen, welches Virgil vom Feldbau B. II. v. 73. also beschreibet:

Nec

Nec modus inſerere, atque oculos imponere ſimplex.
Nam qua ſe medio trudunt de cortice gemmæ,
Et tenueis rumpunt tunicas; anguſtus in ipſo
Fit nodo ſinus: huc aliena ex arbore germen
Includunt, udoque docent inoleſcere libro.
Aut rurſum enodes trunci reſecantur, & alte
Finditur in ſolidum cuneis via: deinde feraces
Plantæ immittuntur: nec longum tempus, & ingens
Exiit ad cœlum ramis felicibus arbos,
Miraturque novas frondes, & non ſua poma.

Heißt dieſes nicht, Bäume von ungleicher Art mit einander vermählen? Zwar wird niemand den Dornſtrauch, der ein Fluch der Erden iſt, hierzu brauchen: Aber eben dieſes dienet, den Hochmuth und die Vermeſſenheit deſſelben, daß er in der Fabel ſich darauf Hoffnung machen dörffen, recht lächerlich zu machen. Darnach kömmt das Wort Vermählen, in ſo ferne es eine enge und genaue Verbindung bedeutet, gewiſſen Pflantzen auch zu, in ſo ferne ſie gerne neben einander wachſen, einander umhalſen, und ſo gar in einander verwachſen, als das Epheu, desgleichen die Ulmen und Reben, die man an einander aufziehet, welches die Lateiner maritare, vermählen, heiſſen, wie beym Plinius und Columella zu ſehen iſt, und ſo üblich iſt, daß es faſt nicht mehr für eine Metapher gehalten wird. Zu dem iſt ja nichts gewohnters, als daß die Vereinigung der Ulmen und des Weinſtocks,

stockes, als ein Sinnbild der ehlichen Liebe gebraucht wird. Der andere dem Scheine nach unglaubliche Umstand ist dieser, da erzehlet wird, daß der Dornstrauch durch einen Gesandten mit der Ceder habe handeln lassen: Alleine dieses Unglaubliche wird in der Erzehlung sehr künstlich verbeciet, wenn es einfältig heisset, der Dornstrauch sändte zur Ceder, und ließ ihr sagen; und die Wahrscheinlichkeit ist gerettet, wenn man sich vorstellet, daß dieser Gesandte nicht ein Baum oder eine Pflantze, sondern entweder ein vierfüssiges Thier, oder ein Vogel gewesen sey. Also hat diese Fabel des Königs Joas neben dem Wunderbaren alle erforderliche Wahrscheinlichkeit. Hr. Triller hat sich vermessen, dieselbe weitläuftig auszuführen, von Bl. 605. bis 612. wo er sie hernach ins Kurtze also gefaßt hat:

Der Dornstrauch sprach den Eichbaum an:
Nimm meinen Sohn zum Tochtermann!
Ich, sagte der, bin nicht darwieder.
Hiemit stieg er hinab ins Thal,
Und bracht das neue Ehgemahl,
Dem jungen Dornbusch selbst hernieder.
Doch, als er nach dem Schwieger-Sohn,
Den er bekommen solte, sah,
Lag dieses kleine Bürschgen schon
Und sein Geschlecht zertreten da.

Die Lehre, die er daraus ziehet, ist diese:

In Freundschaft, Bündniß und der Eh

Such jeder allzeit seines gleichen,
Damit es ihm nicht also geh,
Wie hier dem Dornstrauch mit der Eichen.

Wenn wir diese Copie mit dem Original in Vergleichung stellen, so finden wir, daß diese zwo Fabeln gantz verschieden sind. Die eine lehret, daß der übermüthige Stoltz gemeiniglich ein Zeichen des nahen Untergangs; die andere, daß die Ungleichheit in Bündnissen und Freundschaften gefährlich sey. Bey dieser verschiedenen Absicht konnten darum auch die Umstände der Erzehlung nicht durchaus einerley seyn. Dem Joas konnte in denen Umständen, da ihm der übermüthige Amazias den Krieg ansagen ließ, der Sinn nicht an ein Bündniß kommen; vielweniger wäre es ihm anständig gewesen, dem Amazias vorstellen zu lassen, es sey gefährlich für ihn, sich mit ihm, als dem ohne Vergleichung mächtigern, in Bündniß einzulassen, da er die Bescheidenheit hat, den um einer andern Ursache willen über ihn verhängten Untergang, nicht sich selbst, sondern den wilden Thieren des Waldes zuzuschreiben. Es heisset also hier mit Grund:

. . . . Amphora coepit
Institui: currente rota, cur urceus exit?

Lasset uns demnach diese Trillerische Fabel in ihrer Erfindung und Ausführung etwas näher

näher besehen. Der Dornstrauch läßt für seinen Sohn um des Eichbaums Tochter werben; der Eichbaum williget in diese Verbindung ein, doch unter dem Bedinge, so ferne der Dornstrauch in einem so glücklichen Stande sich befinde, als ihm ist vorgegeben worden. Er macht sich darum auf, den Augenschein selbst einzunehmen, und durch seine Last, indem er fortrücket, zertritt er unvermerckt den Dornstrauch gäntzlich, so daß man kaum mehr gewahr wird, wo er gestanden hat. Ich will mich nicht verweilen, zu untersuchen, wie genau diese Erzehlung mit der moralischen Absicht des Poeten zutreffe; wiewohl es auch diesfalls heissen möchte, reime dich, oder ich fresse dich; sondern ich frage nur, ob man jemahls eine abentheurlichere Erzehlung gelesen habe? Welche Einbildung! die sich einen gantzen Wald von Eichbäumen vorstellen kan, wie sie sich selbst aus der Wurtzel erheben, und in der schönsten Ordnung vom Berge herunter in den Thal angezogen kommen! Alleine wenn wir die ausführlichere Abhandlung dieser Fabel vor uns nehmen, so werden wir finden, daß Hr. Triller aller seiner Kunst aufgeboten hat, recht lächerlich zu werden. Diese Kunst bestehet darinnen, daß er die Regel von dem Wahrscheinlichen, in so ferne dieselbe in der Natur und Beschaffenheit der Dinge gegrün-

det ist, gänzlich aus den Augen gesetzet hat. Die Bäume haben ihre ganze Natur abgelegt, und können alle menschlichen Verrichtungen so gut nachahmen, als die Menschen. Sie versammeln sich zusammen in einen geheimen Rath, Bl. 605. sie halten Beylager und legen sich zusammen ins Bette, Bl. 606. sie schweeren bey ihrer Seelen; die Geschichte vom König Salomon ist ihnen im Grund bekannt; sie besitzen groß Geld und Gut, und wissen solches eben so geschickt zu gebrauchen, einander zu bestechen, als die Menschen, Bl. 607. und 608. Sie schätzen den Adel nach der Zahl der Ahnen; sie beobachten in dem geheimen Cabinete unter sich einen Rang; sie beschencken einander mit guldenen Ketten; sie halten einander Hochzeit-Mähler und Gastereyen; also werden sie auch mit einander speisen, Bl. 609. und 610. Sie können sich auf ihre Füsse erheben, und nach Belieben langsam einherspazieren, oder geschwinde lauffen, und man trift öfters gantze Caravanen auf der Strasse an,

Von Espen, Tannen, Buch und Linden,

Bl. 610. Wie abentheurlich! Man bilde sich nur ein, daß von Rosenstrauch, von Schleedornblüthe ꝛc. adeliche Geschlechts-Nahmen von Menschen seyn, so wird man bey Durchlesung dieser ausführlichen Erzehlung

lung nichts anders vermuthen, als Hr. Triller wolle die Heyraths-Werbung für einen jungen Grafen oder Edelmann mit dem gewohnten Ceremoniel beschreiben; so wenig Merckmahle findet man, wenigstens bis auf Bl. 610. daß er uns eine Geschichte der Bäume erzehlen wolle. Wer würde sich bereden können, daß der Erfinder und Verfasser dieser Fabel, eben derselbige eckle Kunstrichter wäre, der oben in der Untersuchung von der Natur der Fabel Bl. 575. geschrieben hat: „Wenn man gedichtet hätte, daß „die Ratten einen Beutel Ducaten gefunden, und darüber in Streit gerathen wären; so wäre die gantze Fabel verdorben, „und bey dem Unglaublichen zugleich unvernünftig und widernatürlich gewesen, denn „wozu können diese Thiere das Gold brauchen? Solchergestalt ist die sonst sehr sinnreiche 72ste Fabel beym La Fontaine mit einem grossen Fehler behaftet, wenn darinn „gedichtet wird, daß der Löwe denen vier „Thieren, die dem grossen Alexander ein „freywilliges Geschencke liefern wollen, unterwegens all ihr Geld weggenommen, und „für sich allein behalten: Denn was konnte „der Löwe mit diesem Schatze wohl anfangen? Brauchte er es etwann, sich damit „zu kleiden, sich einen Palast zu bauen, seine Zimmer kostbar auszuzieren, oder seine „Bedienten damit zu besolden? Oder konnte

„ er seine Braten in dem Walde nicht un-
„ gekauft und ohne Geld bekommen?„ Wer würde glauben können, daß eben dieser eckle Criticus sollte fähig gewesen seyn, solches abentheurliche Zeug auszuhecken, als wir oben gesehen haben? Ich will ihm gerathen haben, das Capitel von der Nachahmung in des La Motte Abhandlung von der Fabel mit Bedacht und mit dem Vorsatz, darinnen etwas zu lernen, nachzulesen.

Der achte Abschnitt.

Von der Verwandlung des Würcklichen ins Mögliche.

NOch eine Quelle des Wunderbaren, da die würcklichen Dinge in einer neuen Ordnung, doch nach ihren bekannten Gesetzen eingeführt werden. Meinung derer, die davor halten, diese Art des Wunderbaren bestehe in einer Verbesserung der Natur. Richardsons Gedancken hierüber. Behutsamere und deutlichere Erklärung derselben. Die Natur ist vollkommen und unverbesserlich. Die Kunst ahmet die Natur in dem nach, was sie bey andern Absichten hätte thun können. Worinnen dieses wunderbar und worinnen es zugleich wahrscheinlich sey. Worinnen die mögliche Materialische Welt bestehe. Wie Homer den Garten des Alcinous, aus derselben genommen habe.

Verthei-

Vertheidigung seiner Beschreibung davon wider einige Tadler. Worinnen die mögliche historische Welt bestehe. Unterschied zwischen der Historie und der Poesie, und Vortheile dieser vor jener. Der Poet darff dem Geschichtschreiber nicht widersprechen. Grund der möglichen moralischen Welt. Die Poesie muß den Menschen besser oder schlimmer vorstellen. Wie dieses zugehet. Was Abstractio Imaginationis sey. Wie durch dieselbe ein Stücke von einem Personal-Character abgesondert werde. Lehrreicher Nutzen dergleichen abgezogener Vorstellungen. In diesem Stücke wird die Historie von der Poesie übertroffen.

GLeichwie das Wunderbare in der Poesie sich auf einer Seite von dem Scheine der Wahrheit durch verschiedene Grade und Stafel bis zu dem Unglaublichen entfernet, also nähert es sich hingegen auf der andern durch eben so viele Grade zu dem Wahrscheinlichen, bis es zulezt allen Schein des Wunderbaren gäntzlich verliehret. Es ist, wie die Morgendämmerung, ein ungewisses Gemische von Licht und Finsterniß, da das Licht aus der Dunckelheit der Nacht nicht auf einmahl, nicht plötzlich und mit vollem Glantze hervorbricht, sondern allmählig den Sieg über die Nacht behauptet. Nachdem wir nun in der vorhergehenden Abhandlung die Quellen desjenigen Wunderbaren entdecket haben, welches sich von der Wahrscheinlichkeit am weitesten entfernet, indem es bis an die Gräntzen des Abentheurlichen fortgehet,

so ist es jezt an dem, daß wir von diesen äus-
sersten Gränzen des Wunderbaren gegen das
Gebiethe des Glaubwürdigen zurückgehen,
wo das Wunderbare zu dem Wahrscheinli-
chen mehr und mehr hinuntersteiget. Die
Quellen der erstern Art des Wunderbaren ha-
ben wir theils in demjenigen möglichen Zu-
sammenhange der Dinge gezeiget, der nach
ganz andern Absichten und Grund-Gesetzen,
als der gegenwärtigen erschaffenen Welt ihre
sind, eingerichtet ist, und in welchem Wesen
von einer ganz besondern Natur und Fähig-
keit Platz haben, theils haben wir sie in der
unsichtbaren Welt der Geister gefunden, wel-
che zwar eine standhafte Würcklichkeit haben,
aber dennoch für die Phantasie des Menschen
etwas so fremdes und seltsames haben, als
dasjenige, was in menschlichen und sichtba-
ren Dingen im höchsten Grade Wunderbar
genennet werden mag. Die Quellen der an-
dern Art, die wir dem Poeten in diesem Ab-
schnitte aufschliessen wollen, machen alle die
möglichen Welten aus, die aus einer blossen
Aenderung der gegenwärtigen Zusammen-
ordnung der erschaffenen Dinge nach andern
Absichten entstehen würden, sie sind eine un-
erschöpfliche Schatzkammer, woraus der
Dichter seine wunderbare Materie zur Nach-
ahmung entlehnen kan, und wir können diese
Art der Dichtung, die in ihrer neuen Zu-
sammenordnung der würcklichen Dinge de-

nen

nen bekannten von der Natur eingeführten Geſetzen folget, mit allem Recht als die reicheſte Miene desjenigen Wunderbaren anpreiſen, welches durch einen ziemlichen Grad der Wahrſcheinlichkeit gemäſſiget iſt.

Wenn wir einigen neuen tiefſinnigen Kunſtrichtern, die ihre Lehren und ihren Unterricht ſelbſt wunderbar zu machen befliſſen ſind, Glauben zuſtellen, ſo beſtehet dieſes gemäſſigte Wunderbare darinnen, daß die Poeſie durch Zuſammenſetzung, Vergröſſerung, oder Verkleinerung die Natur ergänzet, verbeſſeret, und vollkommener machet. Sie ſagen, die Natur habe mehr für die Mannigfaltigkeit, als die Vollkommenheit ihrer Wercke geſorget; ſie ſey, überhaupt zu reden, nicht gewohnet, ihre Wercke und Geſchöpfe auf einen hohen Grad der Vollkommenheit oder auch der Unvollkommenheit zu führen; Cicero habe ſchon angemercket, nihil ſimplici in genere omnibus ex partibus perfectum naturam expoliviſſe; ſelbſt die moraliſchen Handlungen der Menſchen in dieſer Welt ſeyen insgemein weder tugendhaft noch laſterhaft im höchſten Grade, ſondern allemahl mit einem mäſſigenden Zuſatz vermenget. Sie ſetzen hinzu, der berühmte Zeuxes habe eben darum, weil er geglaubet, daß die Natur an einer Schönen alleine nicht alle ihre Kunſt erſchöpfet habe, fünf von den ſchönſten Frauensperſonen der Crotoner ausgeleſen, damit er von einer je-

den das erhabene Stücke der Schönheit, worinnen sie die andern übertraf, entlehnen, und durch derselben kunstreiche Vereinigung und Verbindung in der Abbildung seiner Helena eine vollkommnere Schönheit, als die Natur hervorgebracht, ohne Zusatz und Mangel darstellen könnte; die Kunst könne in einem königlichen Garten die Natur vollkommener machen, wenn sie die Schönheiten, welche diese in dem Reiche der Pflantzen zerstreuet hat, auf einen abgestochenen Platz zusammentrage, und durch eine Kunst-volle Ordnung in der vortheilhaftesten Symmetrie und Eintheilung ausspende, und zusammen verbinde: Eben auf diese Weise müsse die Poesie der Natur zu Hülfe kommen, ihre Mängel bessern, sie so wohl in dem Kleinen als in dem Grossen, in dem Ungestalten wie in dem Schönen, auf einen höhern Grad der Vollkommenheit setzen, und also die Sachen vorstellen, nicht wie sie würcklich sind, sondern wie sie in ihrer vollkommenen Grösse seyn könnten, und sollten, wenn sie von einer vollkommneren Natur wären hervorgebracht worden. Der geschickte Herr Richardson hat in seiner Abhandlung von der Wissenschaft eines Kenners der Mahler-Kunst ausdrücklich geschrieben: „Ihr Zweck ist „nicht alleine die Natur vorzustellen, und „dieses mit einer geschickten Wahl; sondern „auch sie über dasjenige, was man gemei-

nig-

„ niglich, oder nur selten siehet, zu erheben,
„ und auf einen Grad der Vollkommenheit
„ zu bringen, der niemahls würcklich gewesen
„ ist, und vielleicht niemahls seyn wird, wie-
„ wohl man die Möglichkeit desselben leicht
„ begreiffen kan. „ Und gleich hernach auf dem 123.sten Bl. erklärt er sich: „ Wenn ich
„ sage, daß die Mahler-Kunst die Natur
„ schöner machen müsse, so muß man dadurch
„ verstehen, daß man die Handlungen der
„ Menschen in einem Vortheil vorstellen müs-
„ se, welchen sie in der That nicht hatten,
„ und daß man den Personen mehr Anmuth
„ und mehr Ansehen zutheilen müsse, als sie
„ gewöhnlich an sich haben. „ Was die Poesie anbetrifft, so hat der Hr. Muratori in seinem gelehrten Buche von der vollkommenen Italienischen Poesie gleichmässige Gedancken von dieser Verbesserung der Natur an den Tag gegeben, und damit das gantze achte Capitel des ersten B. angefüllet. Ich muß auch gestehen, daß diese Gedancken ihren guten Grund haben, und die Natur des Wunderbaren in der Dichtung deutlich erklären: Nur kan ich nicht ungeantet lassen, daß die stoltzen Ausdrücke, womit sie die Kunst des Poeten recht verwundersam erheben wollen, nicht alleine ungemessen, sondern der Ehre des Schöpfers der Natur höchstnachtheilig und verkleinerlich seyn, wenn sie unter andern sagen, der Poet sey vermögend

die

die Natur zu verbessern, sie vollkommener zu machen, ihre Wercke vorzustellen, nicht wie sie würcklich sind, sondern wie sie seyn könnten, und würden seyn, wenn sie von einer vollkommenern Natur wären hervorgebracht worden; wenn man diese Reden im rechten Lichte betrachtet, so wollen sie nichts mehrers sagen, als, der Poet könne vermöge seiner Kunst nicht alleine würckliche Dinge, sondern auch mögliche, die zwar nicht sind, aber dennoch seyn könnten, geschickt vorstellen, alldieweil die vorgegebene Verbesserung der Natur nothwendig eine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zum Grunde haben muß, und also eigentlich nicht eine Verbesserung derselben, sondern eine Veränderung und Verwandlung des Würcklichen in das Mögliche zu nennen ist. Die Natur hat in der Erschaffung dieser gegenwärtigen Welt nicht alle ihre Kräfte erschöpfet, wenn also der Poet etwas vorstellet, das die Natur zwar noch nicht zur Würcklichkeit gebracht hat, aber doch an das Licht zu bringen vermögend ist, so kan dieses wieder keine Verbesserung der Natur, sondern nur eine Nachahmung derselben auch in dem Möglichen selbst, geheissen werden. Ferner ist diese Welt unter allen möglichen Welten die beste. Mose bezeuget es mit denen Worten: Gott beschauete alles was er gemachet hatte, und alles war sehr gut; hiemit wars den göttlichen Absichten

in

in Zahl, Gewicht und Maaß gantz gemäß, und folglich nach diesen Absichten keiner Verbesserung oder grössern Vollkommenheit fähig. Diesemnach ist es ein bloser Betrug der menschlichen Unwissenheit, wenn wir würckliche und mögliche Dinge mit einander vergleichen, und uns einige davon, ausser ihrem Zusammenhange betrachtet, von grösserer oder geringerer Schönheit und Vollkommenheit zu seyn bedunckeu lassen. Dieses rühret alleine daher, weil wir den Zusammenhang und die Uebereinstimmung aller Theile, als worauf die Vollkommenheit des Gantzen beruhet, nicht vermögen auf einmahl zu übersehen. Zudem, da wir alle unsere Begriffe von dem Schönen, der Natur zu dancken haben, können wir derselben unmöglich eine Schönheit, die sie nicht würcklich hat, zutheilen, welches doch von demjenigen erfodert wird, der sich vermißt die Natur zu verbessern, und schöner zu machen; wir können nicht mehr thun, als die eigenthümlichen Schönheiten der Natur, die wir in ihren Wercken mit vieler Weißheit ausgespendet finden, in der Einbildung zusammentragen, und nach unserm Gefallen mit einander verbinden. „Die Kunst, sagt einer von den geschicktesten Kunstlehrern, ist alleine eine geschickte Haußhälterin, welche die Schätze der Natur zu ihrem Vortheile austheilet; was vor ein

Lob

Lob man auch den Wercken des Verstandes beylegen kan, ist doch wenigstens gewiß, daß sie keine einzige Schönheit an ihnen haben, welcher erste Erfindung sie nicht der Natur schuldig sey; also haben die künstlichst-angelegten Gärten, welchen die Kunst die vollkommenste und zierlichste Ordnung mitgetheilet hat, nicht einen einzigen Baum, nicht eine einzige Blume, die nicht ein Geschencke der Natur sey. Alles was die Kunst thun kan, bestehet darinnen, daß sie uns die Schönheiten der Natur in einer Ordnung vor Augen leget, die uns einnimmt, die Augen auf sich zieht, und das Gesicht beschäftigt, ohne dasselbe zu ermüden. Aber dadurch machen wir keine neuen Urwercke, sondern ahmen die Natur alleine in demjenigen nach, was sie bey andern Absichten hätte thun können, und diese von uns verfertigte, dem Scheine nach vollkommenere Bilder, werden allemahl ihre Urbilder in einer andern möglichen Welt finden, so lange sie wahrscheinlich sind; ja diese neue Verbindung vieler Schönheiten in einem Bilde wird weder schön noch wahrscheinlich herauskommen, wenn wir die Natur nicht in der Art ihrer Verbindung nachahmen, und ihren Gesetzen des Ebenmaasses und der Symmetrie folgen.„

Wiewohl ich nun gegen diese Geheimniß-leere Prahlerey behaupte, daß die Natur in

in allen ihren Wercken vollkommen und unverbesserlich sey, und daß die Kunst ihre Vollkommenheit durch ihre Nachahmung unmöglich erreichen könne, so läugne ich darum nicht, daß die Kunst des Poeten nicht sollte tüchtig seyn, die Natur in dem Möglichen nachzuahmen, und die Dinge, die sie vorstellen will, auf einen solchen Grad der Vollkommenheit zu erheben, die sie zwar in der gegenwärtigen Welt, da ihre Beschaffenheit und Fähigkeit nach gewissen Absichten und durch gewisse Umstände determiniert und eingeschränckt ist, selten oder niemahls erreichen, aber bey andern Absichten und in einer andern Verbindung der Umstände gar wohl bekommen, und erreichen könnten. Die Natur der Dichtung, die das Wesen der Poesie ausmachet, erfodert solches, und ich habe auf eben diesen Grund schon oben angemercket, daß ein jedes wohlerfundenes Gedichte, als eine Historie oder Erzehlung aus einer andern möglichen Welt anzusehen sey. Kennet der Poet die Gesetze, nach welchen alle Würckungen und Veränderungen in der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge erfolgen, und versiehet er die Natur der Dinge genau, so kan ihm nicht verborgen seyn, was bey jeder veränderter Absicht und Umstand nach diesen Gesetzen und vermöge dieser Natur der Dinge möglich

ist,

iſt, und erfolgen muß. Die Betrachtung der gegenwärtigen Welt iſt demnach die Schule, in welcher er ſich die Kräfte der Natur, und was in denſelben annoch verborgen lieget, bekannt machen kan. Wie nun eines Theils die poetiſche Vorſtellung eben dadurch wunderbar wird, daß ſie die Natur in dem möglichen nachahmet, und denen Weſen, die ſie aus der gegenwärtigen Welt borget, mehrere Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, einen höhern Grad der Tugend oder des Laſters, als ſie gemeiniglich haben, beyleget, auch dieſelben nach gantz beſondern Abſichten in neue Umſtände verbindet, in welchen ſie nach ihrer natürlichen Fähigkeit reden, thun und handeln, alſo lieget andern Theils der Grund ihrer Wahrſcheinlichkeit darinnen, daß die Dichtung, wenn ſie die Natur in dem Möglichen nachahmen will, den Stof und die Materie aus der Welt der würcklichen Dinge entlehnen muß; ſie kan zwar dieſelben in eine willkürliche und vor ihre Abſichten vortheilhaftere Verknüpfung verſetzen, dennoch muß ſie auch in dieſer Arbeit das Beyſpiel der Natur zum Muſter nehmen, und die Umſtände ſo künſtlich mit einander zu verbinden wiſſen, daß ſie weder mit der bekannten Natur und Fähigkeit der eingeführten Weſen ſtreiten, noch ſich ſelbſt unter einander im geringſten ſtoſſen;

und

und darum so fremd, seltsam, und unerwartet sie sind, dennoch eben so möglich scheinen, als die historischen Wahrheiten, die sich würcklich zugetragen haben, und durch glaubwürdige Zeugen bekräftigt sind.

Wie nun die sichtbare Welt der würcklichen Dinge in die materialische, historische, und moralische eingetheilet wird, also kan man diese Eintheilung auch von jeder möglichen Welt machen. Was die materialische Welt anbetrifft, so ist ohne Streit die Natur mehr für die Mannigfaltigkeit, als die höchste Vollkommenheit ihrer Werke besorget gewesen, sie hat ihr Vermögen nicht etwann an einzelen Dingen erschöpfet, sondern ihre Schönheiten unter die Dinge von einer gleichen Art nach Zahl, Gewicht und Maaß ausgespendet. Der grosse Weltweise unsers Deutschlandes, der Hr. von Leibnitz, hat gezeiget, daß die Natur nicht zwey vollkommen gleiche Dinge hervorgebracht habe, an denen nicht einiger Unterschied könne wahrgenommen werden: Da gleichwohl bey dieser unendlichen Verschiedenheit der Wercke der Natur ein jedes seine wesentliche Schönheit hat, müssen in denselben unendlich viele Grade der Vollkommenheit anzutreffen seyn. Nun stehet es in der Macht des Poeten durch die Kraft seiner Einbildung die vortrefflichsten Schönheiten und mercklichsten Eigenschaften,

die er bey Dingen von einer Art antrifft, zusammenzutragen, und in einem neuen Bilde geschickt zu verbinden: Und hierinnen liegt der Grund alles dessen, was die Künste vortreffliches in sich haben, als welche den Stof zu ihren Wercken von der Natur borgen, dieselbe in der regelmässigen Zusammensetzung nachahmen, und grösstentheils in dem Kleinen versuchen müssen, was diese in dem Grossen auf eine so erstaunenswürdige Weise gethan hat. Wenn also der Poet einen Garten, eine Grotte, einen Pallast, eine Aussicht, ein Schiff, einen Meerbusen und s. f. schildern will, so stellet er sich in seiner Einbildung alle diejenigen Bilder vor, die er mittelst der Sinne von den Originalien aus der Welt der würcklichen Dinge empfangen hat, er betrachtet dasjenige, worinnen die Bilder einer Art von einander unterschieden seyn, mit genauer Sorgfalt, und verbindet dann die unterschiedlichen Vollkommenheiten und Eigenschaften, die er in allen diesen ihm bekannten Bildern einer Art vertheilet findet, nach seinen besondern Absichten in einem Bilde zusammen, welches sein Original nicht in der gegenwärtigen, sondern in einer andern möglichen Welt hat.

Auf diese Weise hat Homer im siebenten B. der Odyssea v. 112. den prächtigen Garten des Königs Alcinous beschrieben: „Vor

„ Vor dem Hofe nahe an der Pforte iſt
„ ein groſſer Garten von vier Huben an-
„ geleget; denſelben umſchleußt zu beyden
„ Seiten ein Hag. Hier wuchſen hohe
„ Bäume mit grünen und blühenden Wi-
„ pfeln, man ſah da Birn-Granat-Aepfel-
„ Citronen-Orangen-Bäume, mit holder
„ Frucht, ſüſſe Feigen- und grünende Oel-
„ Bäume. Denſelben gebricht es niemahls
„ an Obſt, weder im Sommer noch im
„ Winter; ſanft-blaſende Lufte bringen be-
„ ſtändig einiges an den Tag, und anderes
„ zur Zeitigung. Eine Birne wird über
„ der andern alt, eine Citrone über der an-
„ dern, eine Feige über der andern, eine
„ Weintraube über der andern. Dort iſt
„ ein Weingarten mit Trauben beladen,
„ einige derren an einem ſaubern Platz in
„ der offenen Sonnen, andere werden ſchon
„ abgeleſen, da ſind ſie noch in der Blüthe,
„ und hier weinen ſie erſt. An einem an-
„ dern Orte zu hinterſt ſind Beete angele-
„ get, die das gantze Jahr mit grünen
„ Kräutern den Beſitzer erfreuen. Es ſind
„ zwo Brunnquellen da, eine ſchlängelt ſich
„ in dem Garten herum, die andere fleußt
„ neben dem Palaſt her in ein groſſes Becke,
„ wo die Einwohner der Stadt Waſſer
„ ſchöpfen. Mit dieſen anmuthigen Gaben
„ hatten die Götter den König Alcinous
„ beſchencket. „ Wenn man dieſe Beſchrei-

bung nach dem Licht derjenigen Zeiten betrachtet, in welchen Homerus, für welche, und von welchen er geschrieben, da die Kunst und die Ueppigkeit der Menschen noch nicht gewohnt waren, der Natur Gewalt anzuthun, und sie durch Zwang ihrem Eigensinn unterwürffig zu machen, so muß man die Geschicklichkeit des poetischen Mahlers zum höchsten loben, der gewußt hat den Reichthum aller vier Jahrszeiten auf einen kleinen Raum von vier Huben so künstlich zu vereinen, und alles, was die milde Freygebigkeit der gütigen und immer fruchtbaren Natur anmuthiges und nützliches gewähren kan, so geschickt zu verbinden, daß derjenige einen gantz verzärtelten Geschmack haben muß, der von dieser Anmuth-vollen Schilderey nicht auf eine angenehme Weise gerühret wird; und ich kan die Anmerckung, welche der Hr. Düboß in seinen critischen Betrachtungen über diese Stelle in dem 37sten Absch. des zweyten Th. gemacht hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Er sagt: „Man hat „ den Homer getadelt, daß er den Garten „ des Königs Alcinous mit reinem Geschmack „ beschrieben hat; man sagte, daß er einem „ Weingarten, den ein fleissiger Bauer um „ Paris herum pflantzet, gantz gleich sähe. „ Aber gesezt, daß dem also wäre, so gehör„ te es dem Baumeister zu, einen wunder„ baren Garten zu erfinden; ihn mit grossem

„ Ko-

„ Koſten pflantzen zu laſſen, iſt vielleicht ei-
„ nem Fürſten anſtandig; des Poeten Amt
„ iſt, die Garten wohl zu ſchildern, welche
„ die Menſchen, die zu ſeiner Zeit lebeten,
„ anzulegen wußten. Homerus iſt in der
„ Beſchreibung des Gartens des Königs Al-
„ cinous kein geringerer Kunſtmahler, als
„ wenn er die Garten von Verſailles beſchrie-
„ ben hatte. „

Gehen wir nun in die hiſtoriſche Welt der möglichen Dinge hinüber, ſo hat der Poet ein Vermögen, die ſeltſamſten Schickſale und Begebenheiten dieſer gegenwärtigen Welt aus ihrer Verknüpfung aufzulöſen, und in eine andere Verbindung zu ſtellen, oder aus einer andern möglichen Welt-Verfaſſung eine neue Reyhe Begegniſſen herauszunehmen, und in den Zuſammenhang des gegenwärtigen künſtlich hineinzuſchieben. Der Poet beſchreibet nicht was würcklich geſchehen iſt, ſondern was in veränderten Umſtänden, in die er ſeine Perſonen verſetzet, wahrſcheinlich hätte geſchehen und erfolgen können. In jenem beſtehet das Amt eines Hiſtorie-Schreibers; derſelbe muß die Materie ſeiner Erzehlung in der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge ſuchen; ſeine gantze Bemühung iſt in dieſen engen Schrancken eingeſchloſen, zumahl da er keine andere Abſicht hat, als uns von demjenigen, was würcklich geſchehen iſt, als ein aufrichtiger Zeuge zu unterrich-

ten. Nun haben die gewöhnlichen Veränderungen des Schicksals, und der Wechsel der Begegnisse gemeiniglich nichts ausserordentliches, neues und unvermutetes, sondern die wunderbaren Zufälle sind nach dem gewohnten Laufe der Dinge etwas seltenes, dünn gesäet, und nach Zeit und Ort zerstreuet. Diese kan nun der Poet nach Belieben, und wie es mit seinen Absichten am besten übereinkömmt, zusammentragen, und mit einander verbinden, weil es ihm frey stehet, die Umstände selbst zu erdichten, in die er seine Personen versetzen will; daher denn kömmt, daß die poetische Erzehlung weit mehr Annehmlichkeit, eine vollkommnere Ordnung und einen seltsamern Wechsel der wunderbarsten Glückes- und Unglückes-Fälle mit sich führet, als man in den wahrhaften Geschichten findet. Weil aber der Poet nicht allemahl die ganze Erzehlung erdichtet, sondern dieselbe öfters, zum Exempel in der Epopee und der Tragödie, auf eine wahrhaftige Geschichte gründet, so giebt ihm seine Kunst auch in diesem Fall einen besondern Vortheil über die Historie, indem sie ihm erlaubet, die mangelhaften Nachrichten derselben durch geschickte Zusätze auszuführen und zu ergänzen, es heißt auch dießfalls, maxima de nihilo nascitur historia. Der Poet führet seine wahrhaften aus der Historie entlehnten Personen nicht alleine in denen Umstän-

ſtänden auf, in welchen ſie ſich nach dem Zeugniſſe der Geſchichte ehmahls befunden hatten, ſondern er erweitert dieſe bekannten Umſtände, und verſetzet ſie in gantz neue, in die ſie nach dem Laufe der Dinge hätten gerathen können, er läßt ſie in dieſen erdichteten Umſtänden reden und handeln, was ſie in ſolchen ihrem bekannten Character nach wahrſcheinlich würden geredet und gehandelt haben. Und eben dadurch machet er ſeine Erzehlung erſt recht wunderbar, da er das Falſche mit dem Wahren ſo geſchickt zu verbinden weiß, und uns eine vollſtändige Nachricht nicht nur von demjenigen mittheilet, was würcklich begegnet iſt, ſondern auch von dem, ſo da hätte geſchehen können.

Alleine in dieſer Verbindung des Erdichteten mit dem Wahren braucht es eine groſſe Behutſamkeit, wenn man das Wahrſcheinliche nicht verfehlen will. Da muß die poetiſche Dichtung nicht mit der hiſtoriſchen Wahrheit ſtreiten; der Poet hat freylich die Freyheit, die hiſtoriſche Erzehlung durch Zuſätze zu ergäntzen und zu vermehren, aber er darf ſie darum nicht verderben. Wenn die wahrhaften und die erdichteten Umſtände mit einander ſtreiten, ſo wird ſeine Erzehlung keinen Glauben finden, weil die Wahrſcheinlichkeit einer Erzehlung eben in der Uebereinſtimmung aller Umſtände gegründet iſt.

„ Gleichwie nichts bequemer iſt, erkläret

„ ſich Düboß über dieſe Materie, im neun
„ und zwanzigſten Abſchnitte des erſten Th.
„ die Wahrſcheinlichkeit einer Geſchichte zu
„ zerſtören, als die Gewißheit, die der Zu-
„ hörer haben kan, daß dieſelbe ſich auf eine
„ andere Weiſe zugetragen habe, als der
„ Poet ſie erzehlet, ſo glaube ich, daß die
„ Poeten, die in ihren Wercken ſehr be-
„ kannten hiſtoriſchen Stücken widerſprechen,
„ der Wahrſcheinlichkeit ihrer Erdichtungen
„ dadurch einen groſſen Abbruch thun. Ich
„ weiß wohl, daß das Falſche zuweilen wahr-
„ ſcheinlicher iſt, als das Wahre, aber wir
„ achten uns in dem, was wir von geſchehe-
„ nen Sachen glauben, nicht nach der me-
„ taphyſicaliſchen Wahrſcheinlichkeit, und
„ nach dem Maaſſe ihrer Möglichkeit, ſon-
„ dern nach der hiſtoriſchen Wahrſcheinlich-
„ keit. Wir unterſuchen nicht, was am ver-
„ muthlichſten hätte geſchehen ſollen, ſondern
„ was gültige Zeugen, was die Geſchicht-
„ ſchreiber davon erzehlen, und ihre Erzeh-
„ lung, und nicht die Wahrſcheinlichkeit ver-
„ mag uns, etwas zu glauben. Wir glau-
„ ben nicht die Begebenheit, die am wahr-
„ ſcheinlichſten iſt, ſondern diejenige, von
„ der ſie uns berichten, daß ſie ſich wahr-
„ haftig zugetragen habe. Da ihre Ausſa-
„ ge die Regel iſt, wornach wir uns dießfalls
„ in unſrem Glauben richten, ſo kan uns
„ dasjenige, was ihrer Ausſage zuwider

„ läuft,

„ läuft, nicht wahrſcheinlich vorkommen.
„ Wie nun die Wahrheit die Seele der Hi-
„ ſtorie iſt, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit die
„ Seele der Poeſie. Ich glaube derowegen,
„ daß ein Poet ſeiner Kunſt zuwider handelt,
„ wenn er allzu grob wider die Hiſtorie, die
„ Chronologie, und die Geographie ſündigt,
„ inſoweit er Geſchichten vorbringet, die mit
„ dieſen Wiſſenſchaften nicht beſtehen. Je
„ mehr das Gegentheil deſſen, was er vor-
„ bringt, bekannt iſt, deſto mehr thut ſein
„ Fehler ſeinem Wercke Schaden. Die Leute
„ verzeihen einem dergleichen Fehler nicht,
„ wenn ſie davon Wiſſenſchaft haben; und
„ wenn ſie ſolche einem zugutehalten, ſo ge-
„ ſchicht dieſes niemahls ſo völlig, daß dem
„ Wercke dadurch nicht viel von dem Bey-
„ fall abgehe, den es ſonſt erhalten hätte.
„ Ich glaube ferner, daß ein Poet auch die
„ Fabel, die durchgehends angenommen iſt,
„ in der Achtung haben müſſe, wie die Hiſto-
„ rie. Was die Fabel uns von ihren Hel-
„ den und Göttern ſaget, hat das Recht
„ erworben, daß es in den Gedichten für
„ Wahrheit angenommen wird, und wir
„ ſind nicht mehr im Stande, uns dagegen
„ zu ſetzen, und ihren Erzehlungen zu wider-
„ ſprechen. Ein Poet muß auch ohne eine
„ groſſe Noth nichts an dem ändern, was
„ die Hiſtorie und die Fabel uns von dem
„ Thun, den Sitten, den Gewohnheiten

„ und Gebräuchen derer Länder berichten, „ wo ſie ihre Perſonen aufführen.„ Und eben daher zeiget ſich, warum die Comödie, wo die Perſonen und die gantze Handlung die meiſten mahl nur erdichtet ſind, doch dabey ſelten Mangel an Wahrſcheinlichkeit leidet; nemlich weil in derſelben lauter ſchlechte, geringe Privat-Perſonen aufgeführet werden, derer Nahmen und Gedächtniß weder durch die Hiſtorie noch durch das Gerüchte ausgebreitet worden, kan die Geſchichte der Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen wohlerdichteten Fabel unmöglich im Wege ſtehen.

Was endlich die moraliſche Welt der möglichen Dinge angehet, ſo muß ich anmercken, daß der mit Verſtand und Weißheit begabte Menſch, gleichwie er das edelſte Geſchöpfe dieſer ſichtbaren Welt iſt, dem zum Vortheile und Ergetzen die Natur ſich in der Erſchaffung der materialiſchen Welt ſo verwunderſam erwieſen hat, alſo auch die vornehmſte und wichtigſte Materie vor die Poeſie abgiebt; wie denn der Menſch in allen Gattungen Gedichte, in der Epopee, der Tragödie, der Comödie, der Satyre, dem Schäfer-Gedichte, u. ſ. f. die Haupt-Perſon iſt, welche darinnen aufgeführet wird, deſſen Handlungen, Thun, Sitten, Gewohnheiten, Meinungen und Gemüthsbewegungen allda in verſchiedenem Licht vorgeſtellet werden. Da nun der Menſch in Anſehung

ſeiner

seiner freyen Handlungen, und seiner dießmahligen moralischen Fähigkeit, bloß zu Mitteldingen, gäntzlich aber zu keinen äusserſten tüchtig ist, da seine tägliche Geschäfte und Handlungen von schlechter Erheblichkeit sind, und keinen mercklichen Einfluß in den Lauf dieser Welt haben, daher auch Leute von ungemeiner Tugend oder Boßheit sehr selten gefunden werden, so ist dem Poeten erlaubet, ausserordentliche Personen, die es entweder im Guten oder im Bösen auf das Höchste gebracht haben, aufzuführen, ja das ist es eben, wodurch er sich über den Geschichtschreiber erhebet, wenn er dergleichen vollkommene Muster zur Nachfolge und zum Abscheu vorleget, nachdem das Mittelmässige in den Sitten das Gemüthe nicht starck genung rühret. Und in diesem Sinne ist es freylich das eigene Thun der Poesie, die moralische Fähigkeit des Menschen zu dem guten oder zu dem bösen vollkommener zu machen, und sie auf einen höhern Grad, als sie gewöhnlich steiget, zu setzen; eine Art der Vorstellung, die nothwendig einen erbaulichen und nützlichen Einfluß auf die Verbesserung der Sitten haben muß! So wunderbar und lehrreich diese moralischen Vorstellungen sind, so sind sie doch eben so wahrscheinlich, weil die Poesie in dieser Arbeit der Nachahmung sich die Natur selbst zum Muster vorstellet, die anfänglich den Menschen zu dem Guten auf-

aufgeleget, und in der gröſten Vollkommenheit, der er als ein unvollkommenes moraliſches Weſen fähig war, erſchaffen hat, auch ſelbſt nachdem der Menſch durch den ſchnöden Mißbrauch der angebohrnen Freyheit die ihm eingepflanzte Liebe zum guten verlohren, und ſich muthwilliger Weiſe in das gegenwärtige Elend geſtürzet hat, uns dennoch als etwas ſeltenes einige groſſe und erhabene Menſchen vor Augen ſtellet, die in dem Guten oder dem Böſen das gemeine Maaß der menſchlichen Fähigkeit überſteigen, und ſich vor andern ungemein hervorthun und berühmt machen: Welches ſie ohne Zweifel in der wichtigen Abſicht thut, damit ſie uns durch dieſe großmüthigen Unternehmungen und Thaten aufmuntere, und von der Schande des Laſters abhalte. Und dieſes iſt eben dasjenige, was Ariſtoteles in dem zweyten Cap. ſeiner Dicht-Kunſt mit folgenden Worten gelehret hat: „ Die Nachahmung beziehet ſich „ hauptſächlich auf die Handlungen: Alle „ Handlungen aber ſind in ihrer Natur „ nothwendig entweder gut oder böſe, „ alldieweil die Sitten durch keine andere „ Eigenſchaften von einander können unterſchieden werden, auch die Menſchen einander bloß durch die Tugend oder das „ Laſter übertreffen. Hieraus muß man „ nothwendig ſchlieſſen, daß die Poeten

„ eben

„ eben wie die Mahler in ihrer Nachah-
„ mung die Menſchen in Vergleichung mit
„ uns entweder beſſer oder ſchlimmer, oder
„ ſo vorſtellen müſſen, wie ſie ſind.„ Und nach etlichen Zeilen heiſſet es ferner: „ Der-
„ ſelbe Unterſchied findet ſich auch in der
„ Kunſt zu tantzen, in den Geſangweiſen
„ der Flöte, in den Muſick-Stücken der
„ Leyer, und aller anderen Inſtrumente,
„ ja in allen Schriften ſo wohl in gebun-
„ dener als ungebundener Rede. So hat
„ z. Ex. Homer die Menſchen vortrefflicher
„ gemachet, als ſie ſind: Cleophon hat ſie
„ vorgeſtellet wie ſie ſind: Hegemon und
„ Nicochares aber haben dieſelben weit
„ ſchlimmer gemachet. Und eben dieſes ma-
„ chet den Unterſchied zwiſchen der Tragö-
„ die und der Comödie; jene ſtellet die
„ Menſchen beſſer, dieſe ſchlimmer vor.„

Da aber die Unvollkommenheit der moraliſchen Handlungen von der Vermiſchung gantz widerwärtiger Neigungen und Begierden, die einander faſt immer die Wage halten, entſtehet, ſo muß der Poet, wenn er die Menſchen beſſer oder ſchlimmer machen will, als ſie ſind, dieſes abwechſelnde Gleichgewicht der Regungen nothwendig aufheben, und eine gewiſſe Begierde, die am geſchwindeſten zu hohen Verrichtungen hinausſchlägt, auf einen ſolchen Grad erhöhen, daß ſie bey einer Perſon

über

über alle andern Leidenschaften die Oberhand gewinnet, und in alle Handlungen derselben einfliesset; da er dann ihren Character, vornehmlich von dieser Seite, in das rechte Licht setzen muß. Auf diese Weise hat Homer den Character von dem unerbittlichen und unversöhnlichen Zorn Achilles durch seine ganze Geschichte auf das künstlichste fortgeführet, und bis auf den höchsten Grad der Widersetzlichkeit getrieben. Eben so glücklich hat Canitz in einer Parodie den Character eines Geitzhalses unter dem Nahmen Harpax auf dem höchsten Grade lächerlich gemachet.

Es ist ohne Zweifel der Mühe wohl werth, daß wir bedacht seyn, diesen Kunstgriff der Einbildungskraft, welchem die Poesie ihren grösten Ruhm zu dancken hat, um etwas näher zu erklären. Ich nenne diejenige Würckung der Seele, die durch eine neue Zusammenordnung der Bilder aus der materialischen so wohl als aus der moralischen Welt so wunderbare Vorstellungen hervorbringet, Abstractionem Imaginationis, welches ihr von mir unverwehrt auf Deutsch die Abgezogenheit der Einbildung geben könnet. Diese bestehet nach meiner Erklärung darinne, daß der Poet den Zusatz von dem Widerwertigen, der die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Gegenstandes auf einen gemässigten Grad setzet,

ſetzet, in ſeiner Nachahmung weglaſſe, und hergegen, was die Natur von verſchiedenen Arten der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in verſchiedenen Gegenſtänden mit ungleichem Maaſſe vertheilet hat, aufmerckſam und ſorgfältig zuſammenſuche, und diejenigen Arten, die er zu erhöhen gedencket, in ſeinem vorzuſtellenden Bilde geſchickt vereinige. Durch das Mittel dieſer Abſtraction der Phantaſie werden die einzelen und abſonderlichen Bilder, welche uns die Natur und die Hiſtorie vorlegen, allgemein und für mehrere Weſen gerecht gemachet. „Das Gedicht, erkläret ſich La Motte hierüber, ſtellet nicht dieſen oder jenen Menſchen vor, ſondern es erfindet mit Fleiß Perſonen, damit es uns in denſelben einen Begriff von einer gewiſſen Leidenſchaft, von einem gewiſſen Laſter, oder von einer gewiſſen Tugend beybringe, und es trägt in dieſen Perſonen mit geſchickter Kunſt ſinnliche und aus einander geſetzte Würckungen dieſer Leidenſchaft, dieſes Laſters oder dieſer Tugend zuſammen, damit es uns derſelben Art und Natur deſto beſſer zu empfinden gebe, an ſtatt daß dieſe Würckungen in der Hiſtorie, wo ſie nicht ſo fleiſſig ausgeleſen, und öfters unterbrochen werden, uns keinen ſo lebhaften und ſo deutlichen Begriff machen. Die Hiſtorie würde die verſchiedenen Thaten des Achilles

und

und des Eneas nach allen denen verschiedenen Beweg-Gründen vorstellen, daher sie entstanden waren, aber das Gedichte schildert unter dem Nahmen des Achilles alleine die Würckungen des Zornes, dem die Dapferkeit die Hand beut, und unter dem Nahmen des Eneas alleine die Würkungen der Dapferkeit, die von der Gottesfurcht angeführet wird.„ Die Geschicklichkeit, die Tugend, das Laster, finden bey einem Menschen alleine nicht genugsame Gelegenheit alle ihre Kräfte in allen möglichen Würckungen zu offenbaren, sie werden durch tausend Umstände eingeschränket; und wenn uns die Historie an der Person des grossen Alexanders einen vornehmen Krieges-Helden, oder an Demetrius Phalereus einen grausamen König vorstellet, so lehret sie uns alleine, was die großmüthige Dapferkeit und die Unbarmhertzigkeit in solchen Umständen, in welchen sich Alexander und Demetrius befunden haben, zu thun vermögen. Gleicherweise zeiget sich der Geitz in andern Würckungen bey einem Kauffmann, in andern bey einem Staatsmann, noch in andern bey einem schlechten Handwercksmann; anderst bey einem Ehrgeitzigen, anderst bey einem Wollüstigen, und so fort, je nachdem diese Geld-Begierde durch den Zusatz von andern Lüsten, Neigungen, und äusserlichen Um-

Umständen auf viele gantze verschiedene Weisen gemässiget wird. Aber wenn der Poet alle diese Helden, alle diese Tyrannen, alle diese Geitzigen, die ihm die Natur oder die Historie vorstellet, in allen denen so verschiedenen Umständen betrachtet, und die Würkungen der Großmuth, der Grausamkeit, des Geitzes, durch die Abstraction seiner Phantasie von dem Personal-Character absondert, so bekömmt er einen allgemeinen Begriff, er lernt die Macht dieser Tugenden, Laster, und Begierden in allen möglichen Umständen kennen, und versteht, nach was vor allgemeinen Grundsätzen dieselben würken. Da nun von dem Poeten nicht gefodert wird, daß er seine Personen nur in denen würcklichen Umständen, in welche die Natur sie gesetzet hat, aufführe, und nach ihrem gantzen Gemüthes-Stand abmahle, welches das Amt des Geschichtschreibers ist, sondern da er allerley wahrscheinliche und mögliche Umstände erfindet, und seine Personen nur von einer gewissen Haupt-Leidenschaft und Neigung characterisirt, so muß er sie nothwendig in diesen erdichteten Umständen handeln und reden lassen, wie es die Wahrscheinlichkeit mit sich bringet, daß sie in dergleichen Umständen würden gethan haben; und darum kommen seine Bilder nicht nur einem [illegible], sondern mehrern zu. Aus eben diesem Grund hat Aristoteles im

neunten Cap. von der poetiſchen Kunſt angemercket, daß die Poeſie viel lehrreicher ſey, als die Hiſtorie, weil die Poeſie, wie ſeine Worte lauten, die allgemeinen Sachen ſagt, und die Hiſtorie die abſonderlichen erzehlet. Eine allgemeine Sache iſt, was ein jeder Menſch von dieſem oder jenem Character wahrſcheinlich oder nothwendig hat ſollen ſagen, oder thun, welches der Zweck der Poeſie iſt, den ſie auch denn nicht aus den Augen ſetzet, wenn ſie ihren Perſonen die Nahmen giebt. Eine abſonderliche Sache iſt zum Exempel, was Alcibiades gethan oder erlitten hat. Wer begierig iſt, dieſen Vortheil der Poeſie über die Hiſtorie mit mehrerem ausgeführt zu leſen, der kan des Herrn Daciers Anmerckungen über dieſe Stelle des Ariſtoteles, der Frau Dacier Vorrede über Homers Odyſſea in dem vierten Abſchnitte, und Muratori von der Vollkommenheit der Italieniſchen Poeſie im zehnten Cap. des erſten B. aufſchlagen.

Der neunte Abschnitt.

Von der Kunst gemeinen Dingen das Ansehen der Neuheit beyzulegen.

Pflicht des Poeten, denen Dingen, die an sich eine geringe Schönheit haben, oder selbst verächtlich und widrig sind, durch die Kunst ein Ansehen mitzutheilen. Eintheilung der Vortheile, die zu diesem Ende dienen, in solche, welche der Poet in seiner Scharfsinnigkeit findet, und andere, die er von der Mischung der poetischen Farben erhält. Worinnen das Neue bestehe, welches die poetische Kunst bekannten Dingen mittheilen kan. Von dem Wunderbaren, das in einem Betrug der Sinne besteht. Wie die Poeten sich dieses Scheines bedienet, den Wechsel des Tages und der Nacht, die Entfernung eines Schiffes von dem Gestade, Gemählde, auf eine wunderbare Weise vorzustellen. Vertheidigung des homerischen Schilds des Achilles. Hyperbolische Bilder, die sich auf den Wahn der Sinne gründen, der himmelstutzenden Berge, des Atlas, der Centauren, der Schiffe als schwimmender Inseln. Von dem Wunderbaren, das in einem Betrug der Affecte besteht. Hyperbolische Redens-Arten der Furcht in einem Sturm zur See. Wie sie die Umwelzung des Felsens vor Cacus Höle, und die nunmehr offen stehende Höle beschreibet. Wie Opitz nach Homer die Einbildung durch die Vergrösserung der Gefahr der Schiffenden in Furcht gesetzet. Wie die Traurigkeit die Sachen auf eine seltsame Weise vorstellet, vornehmlich bey Verliebten. Wie die erhitzte Phantasie Dinge sieht, die ungend, oder weit entfernet sind; daher Longin solche Phantasie-Bilder vor ein Mittel den Geist zu erheben angepriesen. Wie Konig nach dieser Art die Früchte einer milden

Regierung, Gottsched die Sehnsucht nach dem Frieden vorstellet. Treffachkeit der heroischen Ode Kongs auf die Geburt einer Churfürstlichen Printzessin, in dieser Absicht. Daß der Enthusiasmus der Alten nichts anders gewesen. Maaß und Ziel, das in dergleichen Verzuckungen zu halten ist. Von dem Wunderbaren, das sich auf einen allgemeinen Wahn gründet. Ansehn der gemeinen Meinungen. Behutsamkeit, so in Anwendung derselben zu gebrauchen ist. Vertheidigung der Verwandlung der Pfeile Polymnestors, und der verbrandten Schiffe des Eneas, imgleichem des güldenen Zweyges des Eneas. Die trockene Erzehlung wird durch Einstreuung solcher Fabeln vor Mattigkeit bewahret. Wie Opitz solches bewerckstelliget habe. Daß unsre Poeten ihre Materie durch die Hinunterseßung der historischen Wesen der heidnischen Poeten in allegorische, in angenehme allegorische Fabeln entkleiden können. Fruchtbarkeit der Allegorie, die auf die alte Mythologie gegründet ist. Wie Opitz auf diese Weise die allgemeine Freude bey der Geburt des Herzogs von Holstein beschrieben habe.

DJe Poesie ist eine Nachahmung der Natur: Nun muß man bey einer jeden Nachahmung zwo Sachen absonderlich in Betrachtung ziehen, eine ist dasjenige, so nachgeahmet wird, die andere, wie und auf was vor eine Weise es nachgeahmet wird; jenes ist die Materie, dieses die Weise und Kunst der Nachahmung. In beyden, so wohl in der Materie der poetischen Nachahmung, als in der Kunst derselben muß das verwunderſame Neue herrschen, als welches die

die einzige Quelle des poetiſchen Schönen iſt. Iſt die Materie, die der Poet erwehlet hat, mit einer eigenthümlichen verwunderſamen Neuheit begabet, ſo wird ſie das Gemüthe durch ihre eigene Kraft, auch ohne die Hülfe der Kunſt, einnehmen und entzücken, wenn ſie in ähnlichen Bildern und übereintreffenden Ausdrücken nur einfältig vorgeſtellet wird. Weil aber der Poet nicht immer neue und ungemeine Dinge findet, oder vorzuſtellen Gelegenheit hat; ſo muß er auch wiſſen, gemeinen und bekannten Wahrheiten durch die Kunſt der Nachahmung ein neues Anſehen mitzutheilen, und ſie in ihrem vortheilhafteſten Licht vorzuſtellen. Er muß hierinnfalls den Frauensperſonen folgen, die entweder durch die angebohrne oder durch eine angenommene Schönheit den Männern zu gefallen ſuchen. Alſo kömmt eine mittelmäſſige, ja eine geringe Schönheit dem Mangel derſelben durch den prächtigen Zuſatz eines entlehnten Schmuckes verſtändig zu Hülfe, und macht ſich durch die Kunſt angenehm, mit welcher ſie die Fehler der Natur auf eine geſchickte Weiſe verbirgt, und den angenommenen Glantz eines auswärtigen Zierrathes ſich ganz gerecht und zu eigen machet: Hingegen haben diejenigen, die von Natur ſchön ſind, eines ſolchen geborgten Glantzes nicht vonnöthen, ihre nackende Schönheit hat ohne fremde Hülfe für ſich ſelbſt Kraft genung ſich

der Hertzen zu bemeistern; und der überflüssige Gebrauch eines fremden Schmuckes würde dem natürlichen Ansehen der Schönheit nur nachtheilig seyn, und sie verdunckeln. Eben diese Bewandtniß hat es auch mit den unedlern mechanischen Künsten, die so wohl als die höhern in einer Nachahmung der Natur bestehen; ihre Wercke können entweder durch den Zeug oder durch die Kunst schätzbar werden; wenn jedoch der Werth von beyden in einem Wercke vereinigt ist, so bekommen sie eine gedoppelte Kraft die Gemüther zu entzücken, und mit Verwunderung einzunehmen. Also preiset der Schäfer Menalcas in der dritten Ecloga des Virgilius v. 36. das hölzerne Trinckgeschirr, das er zum Gewinn aufsetzet, alleine der Kunst halber, von welcher es seinen gantzen Werth empfangen hat:

\- - - - - - Pocula ponam
Fagina, cælatum divini opus Alcimedontis:
Lenta quibus torno facili superaddita vitis
Diffusos hedera vestit pallente corymbos.
In medio duo signa, Conon; & quis fuit alter,
Descripsit radio totum qui gentibus orbem,
Tempora, quæ messor, quæ curvus arator haberet?
Necdum illis labra admovi, sed condita servo.

Wiewohl aber unwidersprechlich der Verdienst eines Poeten vornehmlich in der geschickten Wahl und Erfindung solcher Materien

rien beſteht, welche vor ſich ſelbſt gantz neu, fremd und wunderbar ſind, und ohne die Hülfe der Kunſt durch ihre eigene Kraft die Gemüther einnehmen und entzücken, von welcher Art alle diejenigen ſind, die der Poet aus der Welt der möglichen Dinge mittelſt der Erdichtungs-Kraft nach den Regeln des Wahrſcheinlichen hervorholet, ſo iſt dieſes dennoch nicht genung, das Lob des Dichters vollkommen zu machen, ſondern da die poetiſche Kunſt vermögend iſt, die weſentliche Schönheit der Dinge durch die Art der Vorſtellung augenſcheinlich zu erhöhen, ja auch ſchlechten und durch die Gewohnheit in Verachtung gekommenen Dingen ein wunderbares und herrliches Anſehen mitzutheilen, ſo wird überdieß noch erfodert, daß ein ſolcher die Schönheiten ſeiner erwehleten Materie durch die Kunſt der Nachahmung in ihrem rechten Licht und Vortheil vorzuſtellen, und auch den gewöhnlichſten und unachtbarſten Wahrheiten und Umſtänden einen ſolchen verwunderſamen Glantz beyzulegen wiſſe, daß der dadurch entzückte Leſer ſich nicht erwehren kan, ſeinen Vorſtellungen alle Aufmerckſamkeit und Bewunderung zu gönnen. Wer beſagte beyden Stücke in ſeinem Vermögen hat, und dieſelben geſchickt zu vereinbaren weiß, der hat das poetiſche Schöne zu ſeinem Dienſt bereit, und kan mit Recht verſichert ſeyn, daß ſeine Schriften, in welchen er die

poetiſchen Schönheiten weißlich ausgeſpendet hat, jedermann gefallen werden, weil die menſchliche Natur darinnen unveränderlich iſt, daß das Schöne ihr niemahls mißfallen kan.

Nachdem ich denn in unterſchiedenen Abſchnitten von der Materie der Nachahmung, ihrer Erfindung und Wahl, ausführlich gehandelt, und abſonderlich gezeiget habe, welches die Formes inventionis oder die Mienen des poetiſchen Schönen ſeyn, und wie dieſen Nahmen nichts verdienet, was ſich nicht auf die Wahrheit gründet, was nicht die Aufmunterung zur Tugend und guten Sitten zum Zweck hat, was nicht das Auge der Seele durch den Glantz einer verwunderſamen Neuheit auf eine angenehme Weiſe entzücket, und das Gemüthe mit einer ſüſſen Unruhe anfüllet: So iſt es nun an dem, daß ich ferner die Vortheile und Geheimniſſe der poetiſchen Mahler-Kunſt in Abſicht auf die Art und Weiſe der Nachahmung entdecke, mittelſt deren der Poet alle ſeine Vorſtellungen beleben, ihnen ein wunderbares Anſehen und eine entzückende Kraft mittheilen, oder zum wenigſten ihren eigenen Werth um einige Grade erhöhen und in das rechte Licht ſezen kan. Nun ſind dieſe Kunſtgriffe und geheimen Vortheile der poetiſchen Mahler-Kunſt von zweyerley Gattung; einige rühren von der eigenen Scharfſinnigkeit des

Poe-

Poeten her, welche ihm hilft, in allen Dingen, so er sich vorstellet, verborgene Schönheiten zu entdecken, und diese regieren ihn in der Anordnung und Ausführung seines Plans; die andern Vortheile gehören zu der mechanischen Kunst des poetischen Mahlers, und entstehen von der Kundschaft in der Sprache und der Mischung der poetischen Farben. Mit diesen leztern gedencke ich eine eigene Untersuchung anzustellen, wenn ich zuerst die Kunst-Streiche der erstern Gattung werde angezeiget haben, welche dem Poeten dienen, theils bekannten und unachtbaren Dingen ein herrliches Ansehen zu lehnen; theils alle seine Vorstellungen ohne Absicht auf ihren innerlichen Werth nach einem so vortheilhaftigen Licht aufzuführen, bey welchem man ihre vollkommene Schönheit nicht ohne Verwunderung erblicken muß. In der gegenwärtigen Abhandlung will ich erstlich erklären, wie die Kunst des Poeten auch bekannten und täglich vorkommenden Dingen ein gantz neues und verwundersames Ansehen beyleget.

Ich verstehe durch bekannte und unachtbare Dinge solche Sachen in der materialischen, der historischen, und der moralischen Welt der Würcklichen Dinge, welche nicht bloß eine gewisse Wahrscheinlichkeit, sondern das Siegel und Zeugniß der Wahrheit selbst haben, und uns durch den täglichen Umgang

und Gebrauch so bekannt und gewöhnlich worden, daß sie in ihrer nackenten Vorstellung weder Aufmercksamkeit noch Verwunderung erwecken könnten, sondern gantz unachtsam und kaltsinnig vorbeygegangen würden. Da nun der Poet sich unmöglich entschlagen kan, von solchen Dingen zu reden, und dergleichen Umstände in den Zusammenhang seiner Erzehlung einzutragen, so muß er die Kunst lernen, wie dem Eckel vorzubauen sey, den eine solche Vorstellung gewöhnlicher Dinge, die entweder durch den beständigen Gebrauch, oder in dem Munde des Pobels etwas verächtliches an sich genommen haben, nothwendig verursachen muß. Ich habe an seinem eigenen Orte die Anmerkung gemachet, daß der Poet, dessen Kunst in einer geschickten Nachahmung der Natur bestehet, sich wenig darum bekümmert, daß seine Vorstellungen vor wahrhaft und würcklich angesehen werden; er kan diese Sorge dem Geschichtschreiber überlassen, weil er seinen Zweck erreichen, und durch die blosse Aehnlichkeit seiner Vorstellungen mit der Wahrheit ein nützliches Ergetzen verschaffen kan, wenn solche sich nur auf die Wahrscheinlichkeit gründen, und nicht unglaublich sind. Sein gantzes Vermögen bestehet in der geschickten Verbindung des Wunderbaren mit dem Wahrscheinlichen; dieses erwirbt seiner Erzehlung Glauben, und jenes verlei-

verleihet ihr eine Kraft, die Aufmerckſamkeit des Leſers zu erhalten, und eine angenehme Verwunderung zu gebähren. Wie nun das Wunderbare ohne die Wahrſcheinlichkeit abentheurlich und unglaublich wird, ſo hat andern Theils das Wahrſcheinliche, wenn es von dem Verwunderſamen nicht unterſtützet wird, keine genugſame Kraft auf das menſchliche Gemüthe, ſelbiges angenehm zu rühren, oder mit Ergetzen anzufüllen. Darum muß der Poet wiſſen, diejenigen Dinge, die das Zeugniß der Wahrheit und Würcklichkeit haben, von dem Anſehn der Wahrheit bis auf einen gewiſſen Grad zu entfernen, und ihnen eine wunderbare aber dabey unbetrügliche Geſtalt anzuziehen. Dieſes geſchicht, wenn er die Sachen vorſtellet, nicht wie ſie würcklich ſind, ſondern wie ſie uns in verſchiedenen Geſichts-Puncten vorkommen. Dieſemnach beſtehet das Wunderbare, welches die poetiſche Kunſt bekannten und würcklichen Dingen zulegen kan, in einem angenommenen unbetrüglichen Schein der Falſchheit, der entweder in einem angenehmen Betrug der Sinne, oder in einem Betrug der Affecte und Gemüthes-Leidenſchaften, oder endlich in einem Betrug einer allgemeinen Sage oder eines eingewurtzelten Wahnes beruhet. Der erſtere dienet die bekannteſten Phänomena aus der materialiſchen Welt, der andere diejenigen, welche

in

in der moraliſchen Welt, und der dritte die ſo in der hiſtoriſchen Welt der würcklichen Dinge vorkommen, wunderbar vorzuſtellen.

Was denn zum erſten das Wunderbare anlangt, ſo in einem Betruge der Sinnen beſtehet, ſo iſt aus der Erfahrung bekannt, daß uns öfters die äuſſerlichen Sinne eine Sache gantz anderſt vorſtellen, als der Verſtand ſie einſiehet; dieſes äuſſerlichen Scheines der Falſchheit weiß ſich nun die poetiſche Kunſt meiſterlich zu bedienen, damit ſie eine gar bekannte Wahrheit auf eine wunderbare und ergetzliche Weiſe vorſtelle. Wenn die Poeten den Wechſel des Tages und der Nacht durch den Aufgang und den Untergang der Sonnen anzeigen wollen, ſo ſagen ſie:

Oceanum interea ſurgens aurora reliquit.
Virg. L. IV.

Quaque patent ortus, & qua fluitantibus undis
Solis anhelanteis abluit amnis equos.
Tibull. L. II. Eleg. 5.

Welches Opitz in dem erſten B. ſeiner Troſt-Gedichte dergeſtalt gegeben:

. . . . Es gieng in ihrem Reiche
Zu Abend in die See der göldnen Sonnen Lauf,
Und ſtund zu Morgen auch in ihrer Herrſchaft auf.

Und von dem Untergang des Mondes ſaget Poſtel im dritten B. des Wittekindes; v. 537.

So bald nach Mitternacht zum Untergang sich lenkte
Der weiß-gehörnte Mond, und seine Pferde tränkte
Im Spiegel-hellem Flach der grünen Abend-See.

Nun scheinet es ja gantz wunderbar und in dem Verstande recht widersinnig, daß der feurige Cörper der Sonne sich alle Abende ins Meer versencken, und gleichwohl jeden Morgen heller und reiner aus demselben wieder hervorsteigen sollte. Diese Vorstellung verbindet unsren Begriffen nach zwey gantz widerwärtige und streitende Dinge, nemlich Glut und Flut. Nichtsdestoweniger gründet sich dieses nach dem ersten Anschein unglaubliche Phänomenon auf das Zeugniß der Sinne. Die Seefahrer, die jezo auf dem hohen Meer nichts anders vor sich sehen, als die unermeßliche See rund herum mit dem Himmel begräntzet, würden betheuren, daß die Sonne des Morgens aus dem Wasser aufsteiget, und des Abends an dem Ende gegenüber in das Meer sincket. Und weil nach des Herrn Brockes Worten

Wann ein schnelles Schiff der Wellen Fläche theilet,
Und neben einem Strand mit vollen Segeln eilet,
Der unbewegte Strand sich zu bewegen scheint;

so bedienet sich der Poet dieser sinnlichen Vorstellung eine bekannte Sache und Wahrheit, nemlich die Entfernung von dem Gestade

ſtade und die Veränderung des Ufers recht wunderbar vorzuſtellen:

Provehimur portu, terræque urbesque recedunt.

Und Seneca in den Trojanerinnen:

Cum ſemel ventis properante remo
Prenderint altum, fugietque littus.

Und im Agamemnon:

. . . . Aut terras procul
Quantum recedunt vela, fugientes notat.

Auſonius in ſeiner Moſel redet von einem andern wunderbaren Phänomenon:

Quis color ille vadis, feras quum protulit umbras
Heſperus, & viridi perfundit monte Moſellam?
Tota natant criſpis juga montibus: & tremit abſens
Pampinus, & vitreis vindemia turget in undis:
Adnumerat virides deriſus navita vites. &c.

Alſo wenn Herr Brockes in der Betrachtung des Mond-Scheines in einer Frühlings-Nacht ſagt es habe ſich gleich nach eingebrochener Nacht ein neuer Tag ſehen laſſen, ſo iſt dieſe Vorſtellung, die ſelbſt die Nacht gleichſam in den Tag verwandelt, wunderbar. Auf denſelben Grund und nach dem Scheine des Geſichtes ſagen die Poeten von den Figuren eines Gemähldes, ſie leben und reden, die Mahlerey

und

und die Bildhauerey, schrieb einer, sind zwar stumm, und haben doch eine Sprache; und Plinius sagt von Apelles: Pinxit quæ pingi non possunt; und von Timanthes: In omnibus ejus operibus intelligitur plus semper quam pingitur; & cum ars summa sit, ingenium tamen ultra artem est. Wenn denn ein Poet ein vortreffliches Werck und Meisterstück dieser Künste beschreiben soll, so erzehlet er nicht bloß, wie die Figuren in der That beschaffen sind, sondern wie sie einem aufmercksamen Zuschauer wahrscheinlich vorkommen. Die gemahlete Bilder haben freylich kein wahres Leben, noch eine wahre und würckliche Bewegung; es stehet nicht in dem Vermögen der Kunst, diese ihren Wercken mitzutheilen, aber sie kan ihnen dennoch den Schein eines Lebens und einer Bewegung mittheilen. Die Zeichen, durch welche ein Mahler seinen in dem Kopf wohl eingerichteten Plan andern offenbaret und erkläret, sind die Farben und die mahlerische Vorstellung; da nun reden nichts anders ist, als seine Begriffe und Gedancken durch Zeichen zu verstehen geben, so kan man von einem jeden wohlgemachten Gemählde im eigentlichen Sinne sagen, es rede, und alles was ein verständiger und aufmercksamer Kenner aus desselben Betrachtung anmercket und lernet, hat der Mahler in demselben auch würck-

würcklich vorgestellet. Also beschreibet der Poet, wenn er von einem Gemählde redet, nicht nur id quod pingitur, sondern auch quod intelligitur; und dieses machet seine Beschreibung und die Kunst des Mahlers zugleich recht wunderbar. So wenn Virgilius in der Beschreibung des Schildes seines Helden unter anderm sagt,

Atque hic auratis volitans argenteus anser
Porticibus, Gallos in limine adesse canebat;

beschreibet er damit, was keine Kunst einiges Mahlers erreichen, oder genugsam ausdrüken kan; aber was die Betrachtnng dieser künstlichen Vorstellung auf Eneas Schilde dennoch nicht undeutlich zu verstehen giebt; und gleichwie Virgil in dieser Dichtung von Eneas Schild das homerische Schild des Achilles zum Muster genommen, also lieget in der eben angeführten Anmerckung der Grund zu der bündigen Vertheidigung dieses kunstvollen Schildes von göttlicher Arbeit wider die übereilten Criticken des gelehrten Scaligers, wie solche von dem verständigen Herrn Dacier in seinen Anmerckungen über Aristoteles Poetick gründlich ausgeführet worden; daher es mir nicht wenig anstössig vorgekommen, als ich in einem neuen critischen Wercke eines deutschen Kunstrichters diese Anklage Scaligers unbedachtsamer Weise wieder aufgewärmet

fand

fand, wo ſie mit ungemeiner Dreiſtigkeit alſo beſchloſſen wird: Kurtz, Homer hat ſich verſehen, und die Wahrſcheinlichkeit nicht recht beobachtet. Opitz hat die Verwunderung, die ihn bey der erſten Erblickung eines Conterfeys von einer Frauensperſon überfallen, welches von der kunſtreichen Hand des berühmten Strobels verfertiget war, in einer Aufſchrift ſehr natürlich alſo ausgedrücket:

Wem ſeh' ich, oder wer ſieht mir vom Bilde zu?
Hats die Natur gemacht, Herr Strobel, oder du?
O Bild! o nicht ein Bild! dieß lieblich ſeh'n, dieß Lachen,
Den Hals, dieß Haar, den Mund, kan dieß der Pinſel machen?
Wo bleibet dann der Geiſt? Das Antlitz iſt allhier;
Der Geiſt ſey wo er will, das Menſch ſteht doch bey mir:
Es lebet, oder muß ja etwas in ihm leben.
Biſtu Bild, oder Menſch? Willſtu nicht Antwort geben?

Auf dieſen Grund ſind viele hyperboliſche Bilder erwachſen, welche auf einem Wahn der Sinne beruhen. Der Herr Brockes ſagt in dem erſten Th. des Jrd. Verg. von den Gipfeln der Berge, daß ſie

Wenn ſie voll Wolcken hangen,
Nach dem blöden Augenſchein
Selbſt des Himmels Stützen ſeyn.

Daher Virgilius in dem erſten B. der Eneis noch ziemlich beſcheiden, aber ungemein nachdrücklich ſagt:

Hinc atque hinc vastæ rupes, geminique minantur
In cœlum scopuli. - - - -

Welches Amthor in seiner Uebersetzung sehr matt also giebt:

Das Ufer zeiget sich von Felsen aufgeführet,
Wovon das höchste Paar bis an den Himmel rühret.

Wo das Wunderbare zwar beybehalten, aber der Nachdruck des Wortes minantur, welches das erschreckliche Aussehen dieser ungeheuren Felsen kräftig bezeichnet, übel aus der Acht gelassen wird. Und aus diesem optischen Betrug ist die Fabel von dem Atlas entsprungen, welche Opitz in dem Lob des Krieges-Gottes v. 648. in dem scherzreichen Einfall angeführet hat:

- - - - Es trug vor dieser Zeit
Den grossen Himmels-Bau der Atlas, wie sie sagen:
Jetzt wird auf einer Hof ein gantzes Dorf getragen,
Die Bauren und der Schultz. - - -

Wie auch einige davor halten, ist die Fabel von den Centauren, einem Volck in Thessalien, aus einem solchen Betrug entstanden, weil diese Leute zuerst die Pferde gebändiget, und zum Reuten abgerichtet haben, da der unwissende Zuseher anfänglich nach dem ersten Anschein den Reuter und das Pferd vor ein Stücke genommen hat. Wenn Virgil im achten B. der Eneis

von

von den Flotten Marc-Antons und Auguſts in der Schlacht bey Actium gedencket:

- - Pelagoque credas innare revulſas
Cycladas. - - -

So gründet ſich dieſer vorgegebene Wahn ebenfalls auf einen Betrug der Augen, indem unſtreitig iſt, daß die ſchwimmenden Inſeln dem Auge in einem gewiſſen Geſichtes-Punct nicht anderſt vorkommen, als eine Schiffs-Flotte; und hinwiederum wird einem Menſchen, der eine Flotte zum erſten mahl ſiehet, ſolche ins Auge fallen, wie ſchwimmende Inſeln. Ich könnte noch einen reichen Vorrath von dergleichen Beyſpielen zuſammentragen, wenn ich nicht die ſchon angeführten vor zulänglich hielte, dieſen Kunſtgriff der poetiſchen Mahler-Kunſt deutlich zu erklären.

Ich gehe darum weiter fort, eine andere Quelle des Wunderbaren in der Kunſt der Nachahmung zu entdecken, die aus einem angenehmen Betruge der Begierden oder Gemüthes-Neigungen entſpringet. Von dieſer hat ſchon Ariſtoteles in dem zweyten B. ſeiner Rede-Kunſt angemercket, daß liebende und haſſende, entrüſtete und geſezte Menſchen eine Sache nicht auf einerley Weiſe anſehen, ſondern daß ſie ihnen entweder gantz anderſt, oder in einem

andern Grade der Gröſſe vorkommt. Durch einen Affect in Verwirrung geſezte Gemüther hören den Verſtand nicht, und ſind zu ungedultig, ſich der Leitung deſſelben zu unterwerffen; je heftiger die Leidenſchaft iſt, deſto ſchwerer kan die Vernunft Gehör erlangen; die erhizte Phantaſie iſt von ihrem Gegenſtande ſo ſehr eingenommen, und damit ſo ſtarck beſchäftiget, daß ſie auch der Vorſtellung der Sinnen, die von auſſen auf ſie eindringet, nichts achtet; ſie iſt von dem Verſtande und den Sinnen gantz abgezogen, und in ſich ſelbſt hinein gekehret, ſie hänget ihren Träumen nach, und ſtellet ſich die Gegenſtände ihrer Betrachtung vor, nicht wie ſie an ſich ſelbſt und in ihrer Natur beſchaffen ſind, oder wie ſie von den Sinnen und dem Verſtande eingeſehen werden, ſondern wie ſie dieſelbigen wünſchet. Man ſaget darum mit Recht, daß die Leidenſchaften alles mit eigenen und gantz andern Augen anſchauen, als ein geſeztes und der Leitung ſeiner Vernunft gehorchendes Gemüthe: Und wie Ariſtoteles in der angeführten Stelle anmerket, ſo ändert ſich die Vorſtellung eines gleichen Gegenſtandes ab, je nachdem die Phantaſie von einer Regung aufgebracht und entzündet worden; Die Liebe ſieht die Vollkommenheiten durch ein Vergröſſerungs-Glaß an; hingegen kehret der Haß den

Tadum

Tubum opticum um, und ſieht dieſelben in der Entfernung gantz verkleinert; die Liebe iſt blind, wenn es die Fehler und Gebrechen ihres geliebten Gegenſtandes angehet, eben wie der Haß hingegen blind iſt, wenn er die Vollkommenheiten deſſelben Gegenſtandes der Liebe wahrnehmen ſoll. Kurtz, die Phantaſie, die durch die Leidenſchaften erhitzet ihren Träumen nachhängt, ſieht die Dinge, die vor Augen liegen, entweder gar nicht, oder in einer gantz andern Gröſſe, Figur und Geſtalt, als ſie haben: Hingegen bildet ſie ſich ein, daß ſie dasjenige würcklich ſehe, was ſie wünſchet oder fürchtet, wenn es ſchon nicht vorhanden iſt, und daher entſtehen die wunderbaren und ſeltſamen Vorſtellungen der Phantaſie, die poetiſchen Entzückungen, Geſichter, Weiſſagungen, Träume, welche vornehmlich in der Ode herrſchen, und von dem poetiſchen Enthuſiaſmo oder der Begeiſterung herrühren. Da nun dem Poeten ſehr viel daran gelegen iſt, daß er das Gemüthe des Leſers mit ſeiner Materie und dem Schickſal ſeiner Perſonen einnehme, und in einer beſtändigen Unruhe unterhalte, ſo muß er in beſchreibung der Umſtände, in die er ſeine Perſonen verſetzet, die Sachen nicht immer in ihrer wahren und natürlichen Gröſſe vorſtellen, wie ſie demjenigen vorkommen, der keinen Antheil an einer Be-

gebenheit hat, ſondern er muß ſie nach dem Maaſſe künſtlich vergröſſern oder verringern, wie ſie denen Perſonen, für die er ſeine Leſer einnehmen will, nach ihrem Gemüthes-Zuſtande wahrſcheinlicher Weiſe vorkommen mußten; und durch dieſe kunſtreiche Anwendung des Betrugs der Affecte werden ſeine Vorſtellungen nicht alleine wunderbar, ſondern auch hertzrührend.

Wenn Virgil im dritten B. der Eneis v. 564. ſeinen Helden einführet, wie er die Gefahr beſchreibet, in welcher die Flotte bey der Charybdis geſchwebet, ſo ſagt er:

Tollimur in coelum curvato gurgite, & idem
Subducta ad manes imos deſedimus unda:
Ter ſcopuli clamorem inter cava ſaxa dedere;
Ter ſpumam eliſam & rorantia vidimus aſtra.

Dieſe hyperboliſche Redens-Arten der Furcht, welche gleichſam mit der Gefahr anwachſen, erwecken bey dem Leſer nicht alleine einen lebhaften Begriff von der Gröſſe der Gefahr, mit der die ſchiffenden umgeben waren, ſondern entdecken uns zugleich, wie ſolche ihrer mit Furcht eingenommenen Phantaſie vorgekommen ſey. Opitz ſagt im vierten B. der Poet. W. in dem Gedichte an Nüßlern von einem Sturm nach einem gleichen Betrug der Einbildung:

- - Wie die grüne See, im Fall ſie durch Gewalt
Des Nordens wird gezwangt, bald ihre trüben Wellen

Bis

Piß an die Wolcken führt, bald an den Schlund der Höllen
Das Hoffnungs-bloſſe Schiff mit Sturm und Brauſen
ſchlägt.

Und wenn Virgil im achten B. der Eneis v. 240. die Aufſchlieſſung der ungeheuren Höle des Cacus beſchreiben will, ſo ſagt er erſtlich von der Wegweltzung des Felſen-Stückes, womit der Eingang verſchloſſen war:

- - Impulſu, quo maximus intonat æther!
Diſſultant ripæ, refluitque exterritus amnis.
- - - - Aller Grund erzittert,
Die Waſſer fürchten ſich, und fliehen von dem Lande.

Hernach wenn er die erſchreckliche Geſtalt der nunmehr offen ſtehenden Höle, wie ſie Leuten beym erſten Anblicke vorgekommen, beſchreibet, ſo ſagt er:

Non ſecus, ac ſi qua penitus vi terra dehiſcens
Infera: reſeret ſedes, & regna recludat
Pallida, Dis inviſa; ſuperque immane barathrum
Cernatur, trepidentque immiſſo lumine manes.

So wenn Opitz in dem Lob des Krieges-Gottes v. 749. demſelben die Erfindung der Schiffahrt zuſchreibet, ſagt er:

Du haſt den Fichten-Baum zuerſt gebeiſſen hauen,
Haſt unſern Muth gereizt ein Holtz-Pferd aufzubauen,
Das Segel hoch zu zieh'n, zu reiſen durch den Wind,
Wo Meer und Tod von uns in gleicher Weite ſind.

Hier iſt zwar die letzte Anmerckung, daß das Meer und der Tod gleich nahe bey den Eingeſchifften ſtehn, nicht von der Phantaſie, ſondern durch den überlegenden Verſtand erfunden worden, nichts deſtoweniger iſt ſie wunderbar, und dienet vortrefflich, die Einbildung durch die Vergröſſerung der Gefahr in Furcht zu ſetzen, wie Homer in dem vierzehnten B. der Ilias v. 624. zu erkennen giebt: „Die Schiffenden zittern in ihren „Hertzen vor Furcht, weil ſie nur einen „Schritt weit von dem Tode fahren.„ Auch kan die aus Opitz angeführte Stelle die Gründlichkeit der Critick, die Longinus in der zehnten Abtheilung über eine Stelle aus einem gewiſſen Gedichte, Arimaſpia genannt, gemachet hat, genugſam erweiſen, maſſen der einzige Umſtand, den er von Homer glücklich hinübergetragen,

Wo Meer und Tod von uns in gleicher Weite ſind,

die Gröſſe der Gefahr, und hiemit die kühne Verwegenheit der Seefahrenden weit erſchrecklicher und erſtaunlicher machet, als alle die daſelbſt angebrachte kleinen Umſtände und ſpitzfundige Gegenſätze, welche mehr von dem ſpielenden Witz des Poeten, als einer von Furcht eingenommenen Phantaſie und richtigen Urtheile Anzeige geben.

Gleichwie die Furcht das vergangene und das zukünftige Uebel, alſo ſiehet hingegen

die

die Traurigkeit das gegenwärtige immer vor gröſſer an, als es an ſich ſelbſt iſt; dieſe beredet die Einbildung, daß allemahl das gegenwärtige Leid das ſchwerſte und ſchmertzlichſte ſey, und daß beynahe die gantze Natur Theil daran nehme: Ein Gemüthe, das von Traurigkeit gantz eingenommen iſt, ſieht alles mit andern Augen an, es hat keine Empfindlichkeit für das Angenehme und Ergetzliche, auch der helleſte Tag düncket ihm mit einer traurigen Finſterniß umnebelt zu ſeyn, daher auch die Vorſtellungen dieſer Leidenſchaft ſehr ſeltſam herauskommen. Opitz ſagte unter anderm in ſeinem Trauergedichte des dritten B. der Poet. W. wo er die allgemeine Trauer über den tödtlichen Abſchied Ertz-Herzog Carls von Oeſterreich beſchreibet:

\- - - - Die Donau ſchwellt ſich auf,
Der Waſſer Königin, und andert ihren Lauff:
Der ſtrengen Mulde Strohm ſcheint röther noch zu
flieſſen,
Als damals wie man ſah' in ſolcher Menge ſchieſſen
An ſeinem Ufer her ſo vieler Menſchen Blut.

Und bald hernach:

\- - - - - Die Felſen in Tirol
Und Hügel alleſamt ſind groſſen Traurens voll.

Und in einem andern Gedichte, über das Abſterben einer hochgebohrnen Fürſtin:

Und unſer Lianis auch, die ſonſt ſo ſchöne Stadt
Verbirget ihre Zier: die Oder will nicht flieſſen
So klar mehr als zuvor: die Naiades beqieſſen
Ihr weiſſes Angeſicht aus groſſer Trauriakeit
Mit Zehren mannigfalt: das Feld ſieht weit und breit
Oed' und verwüſtet aus: Pandions Tochter ſinget
Mit klaglichem Geſchrey, daß Wies' und Wald erklinget:
Wo die Violen vor bey ſolcher Frühlings-Zeit
Im grünen lieſſen ſeh'n ihr Wolken-blaues Kleid,
Wachſt Raut und Wermuth auf: Ein jedes iſt verzaget
Um dieſen Todes-Fall. - - - -

Welches mit folgender Stelle in der zehnten Ecloge des römiſchen Poeten übereinkömmt:

Illum etiam lauri, illum etiam flevere myricæ;
Pinifer illum etiam ſola ſub rupe canentem
Mænalus, & gelidi fleverunt antra Lycæi.

Wie nun die Traurigkeit nichts anders iſt, als die lezte Wuth der Liebe über den Verluſt eines beſeſſenen Gutes, ſo iſt keine Leidenſchaft unter allen fruchtbarer an Bildern, als die Liebe. Dieſe füllet die Einbildung gäntzlich mit dem geliebten Gegenſtande an, und mahlet ihr deſſen Schönheit und Vollkommenheit in einem ſolchen Lichte vor, daß ſie dadurch gantz entzücket, denſelben als den einzigen Mittelpunct und die Quelle aller Schönheit, alles Ergetzens, aller Glückſeligkeit anſiehet, und ſich darum nach ihm alleine ſehnet, alles andere in Vergleichung mit dem einig geliebten Gegenſtand verachtet, und einen Eckel davor empfindet, und nichts anders

anders, als nur um deſſelben Willen liebet. Dieſe Liebe hat eine verwunderſame Kraft, welche Opitz in der Hercynia alſo beſchrieben hat: „Sie will über alle Furcht und „Nothwendigkeit ſiegen, und ihre Freyheit „unbeleidiget wiſſen. Sie verwundert ſich „über keinen Reichthum, ſie fürchtet keinen „König, ſcheuet kein Gerichte, und pfleget „keinen Tod zu fliehen: Sie läßt ſich durch „kein Feuer, kein Waſſer, keinen Degen, „kein Thier, noch Menſchen, keine Hoffnung „des Glückes, noch Verluſt der Wohlfahrt „von ihrem Vorſatz bringen: Was andere „meiden, das verachtet ſie; und was andern ſchwer fürkommt, das macht ſie ihr „leichte. Sie ſchwimmet durch die Tieffe „der Flüſſe, ſegelt im Ungewitter und kletter über alle Berge. Sie hat alles in ihrer Gewalt, und macht ihr alle Gewalt „unterwürffig. Ein herrliches Weſen, wenn „dieſes alles aus einem Muth der Tugend, „und nicht aus Verwegenheit, oftmahls „auch aus Verzweiffelung herrühret; wenn „ihre End-Urſache mit den Umſtänden überein ſtimmete, ja wenn ſie nicht eben dieſenige wäre, darüber ſo viel Hirten-Gedichte ſchreyen, welche auf allen Schauplätzen gezeiget, und in allen Fabeln verklaget wird, voll Wütens, voll Ungedult, „voll Weinens, und Jammers iſt.„ Wenn dieſe Liebe der Vernunft nicht mehr gehorſamt,

und

und ſich nur von dem Glantz einer betrüglichen Schönheit beherrſchen läßt, wird ſie toll und ausgelaſſen, ſie verfällt in alle Ausſchweifungen, ſie vereiniget ſich mit allen andern Leidenſchaften, Schmertz, Verachtung, Furcht, Verzweifelung ſind ihre beſtändigen Gefahrten und Hencker; mit einem Wort, ſie macht den Menſchen zum Narren. Cornelius Gallus hat einige dergleichen wunderbare Würckungen der ſinnlichen Liebe in ſeiner vierten Elegie beſchrieben:

Singula viſa ſemel ſemper memorare libebat,
Hærebatque animo nocte dieque meo.
Sæpe velut viſæ lætabar imagine formæ,
Et procul abſenti voce manuque fui.
Sæpe velut præſens fuerit, mecum ipſe loquebar:
Cantabam dulceis, quos ſolet illa modos.
O quoties demens! quoties ſine mente putabar!
Nec puto fallebar, nec bene ſanus eram.

Und Propertius hält ſeine geliebte Schönheit in der vierten Elegie des erſten B. vor unvergleichlich:

Tu licet Antiopæ formam Nyctеidos, & tu
Spartanam referas laudibus Hermionem,
Et quascunque tulit formoſi temporis ætas,
Cynthia non illas nomen habere ſinet.

In der achten und der neunten Elegie ſieht er ſie vor die Quelle aller Freude an, ohne welche ihm Rom, ſeine Freunde, ſeine Aeltern, ja das Leben ſelbſt verhaßt ſeyn könnte:

Illi

Illi carus ego, & per me cariſſima Roma
Dicitur, & ſine me dulcia regna negat.

Und wiederum:

An mihi ſit major caræ cuſtodia matris?
Aut ſine te vitæ cura ſit ullæ meæ?
Tu mihi ſola domus, tu Cynthia ſola parentes,
Omnia tu noſtræ tempora lætitiæ.

In dieſen beyden leztern Stellen wird Herr Heinecken das Original von dem Beſſeriſchen Gedancken finden: „Sie hatten weder „Vaterland noch Freundſchaft, aber ſie „waren ſich das alles.„ Welchen er in ſeiner eigenen Unterſuchung vom Erhabenen Bl. 346. nicht genung zu bewundern weiß, und bey Sophocles und Ovidius vergeblich geſuchet hat; woraus er leicht erkennen wird, daß dießfalls dem deutſchen Poeten nicht mehr gebührt, als das Lob einer nicht unglücklichen Nachahmung. Aber auch unſer Opitz hat die wunderbaren Würckungen der Liebe an ſeiner eigenen Perſon, in dem Gedichte an Nüßlern ausführlich beſchrieben; in dem vierten B. der Poet. W.

. . . . Mir graut vor allen Dingen
Die ſonſt die Jugend liebt: der Tanz, das Spiel, der Wein,
Der Freunde Gegenwart, die ſonſt pflegt lieb zu ſeyn,
Iſt lauter Gall und Gift: Die Einſamkeit, die Wüſten,
Ein melancholiſcher Berg, ein Thal, da Eulen niſten,
Ein trüber Fluß, ein Ort, da nichts als trauren iſt,
Dieß

Dieß hab ich einig mir zu lieben auserkieſt.
Hier iſt mein Aufenthalt: Hier irr ich hin und wieder,
Und rede mit mir ſelbſt: dann ſetz' ich bald mich nieder,
Bald ſteh' ich wieder auf, und wann ich müde bin
Vom klagen und vom geh'n, ſo ſtreck ich dann mich hin
Bey einem dicken Baum, erſeufze mit Verlangen,
Bis an ſtatt Flavien mich pfleget zu umfangen
Der Schlaff des Todes Bild, des Todes den ich mir
Gezwungen durch Gewalt der narriſchen Begier
Von Hertzen wünſchen muß.

Und gleich darauf beſchreibet er uns ſeinen Gemüthes-Zuſtand überaus nachdrücklich, und mit ſolchen Zügen, daß man glauben könnte, er hätte zum Theil die berühmte Ode der Sappho, die Catullus in Latein überſetzet hat, vor Augen gehabt:

Ich fürcht' und hoffe doch, ich bitt' und ſchweig auch ſtille,
Ich bin wie kaltes Eys und fühle Gluth die Fülle,
Ich leß und binde mich, ich wünſche frey zu ſeyn,
Und wenn ich denn frey bin, ſo geb' ich wieder ein.
Wie einer dem der Trunck den Kopf gantz eingenommen,
Und nun nicht iſt ſein ſelbſt, wenn er das Schwert bekommen,
Läufft raſend in den Feind, und fühlt die Wunden nicht:
So bin auch eben ich dem Rath und Sinn gebricht.
Ich eil', ich warn', ich zörn', ich weiß nicht was ich treibe,
Was mein Begehren iſt, zugleich in einem Leibe
Haß' ich die Härtigkeit, und Liebe die Geſtalt. ꝛc.

Eben dieſer ruhmwürdige Poet ſoll uns auch einige Exempel von dem wunderbaren Betrug ſeiner von Liebe entzündeten Phantaſie lehnen. In dem erſten B. der Poet. W. ſagt

ſagt er über die Zurückkunft der Herzogin von Braunſchweig:

O Bluhme dieſer Zeit! O Fürſtin aller Frauen,
So Titan irgend kan von ſeiner Bahn beſchauen!
O edle Halb-Göttin! Kommt der gewünſchte Tag
Da unſ're Erde dich nun wieder ſehen mag,
Die ſonſt in Trauren ſtuhnd? Als des Geblütes Liebe
Dich vormahls von uns trug, war alles öd und trübe,
Du andre Morgen-Röt': Es lag das bleiche Land
Mit ſtrengem Schnee bedeckt, und deiner Oder Strand
Trug fort bereifftes Eyß auf ſeinem grauen Rücken;
Es ließ kein Thal ſich mehr, und kein Gefilde blicken;
Der Wald war ohne Wald: Jetzt mehret ſeine Zier
„ Das ungedeckte Dach des Himmels über dir:
„ Wir ſeh'n das göldne Licht der Sonne beſſer blincken,
„ Den ſanften Weſt-Wind geh'n, die Sternen auf dich winken:
„ Dir grünet Berg und Thal, dir läutert ſich die Luft,
„ Die Brunnen flieſſen mehr.

Womit übereinſtimmet, was Virgil in der ſiebenten Ecloge ſagt:

Omnia tunc rident: At ſi formoſus Alexis
Montibus his abeat, videas & flumina ſicca.

Und wiederum:

Phyllidis adventu noſtræ nemus omne virebit,
Jnpiter & læto deſcendet plurimus imbri.

Auf denſelben Thon ſingt Opitz in dem vierten B. der Poet. W. in der dreyzehnten Ode:

Allhier

Allhier in dieſer wüſten Heyd'
Iſt gar kein Menſch nicht weit und breit,
Die wilden Thier allein
Die ſeh' ich ſelbſt Mitleiden tragen;
Die Vögel traurig ſeyn,
Und mich mit ſchwacher Stimme klagen,
Die kalten Brunnen ſtärker flieſſen,
Viel Thränen gleichfalls zu vergieſſen.

* * *

Stein, Wälder, Wieſen, Feld und Thal
Hör' ich beklagen meinen Fall;
Sie fühlen meine Pein;
Die Schafe wollen gar nicht weiden:
Du Delia allein
Wirſt nicht beweget durch mein Leiden.

Und wie ſeltſam, ja närriſch lauten nicht die Wünſche in dem Gedicht an die Jungfrauen in Deutſchland, welches Opitz aus Daniel Heinſius Holländiſchem überſetzet hat:

O daß ich Sonne wär', und ihren hohen Wagen
Einmahl regierete nach meinem Wohlbehagen;
Daß ich nur von der Luft herab recht ſchauen kunt
Auf derer Angeſicht, die mich ſo ſehr verwundt!
O daß ich Sonne wär', ich wollt' ihr' Augen machen
Zu Sternen in der Luft, ſie frölich anzulachen,
Und jederzeit zu ſehn; ſie ſollte nahe ſtehn
Dem Monden, und mit ihm doch nimmer untergehn.
Wie oft hab' ich gewünſcht, wie ofte dörffen ſagen,
Daß ich war' eine Bien und Honig ſollte tragen
Aus ihrem rothen Mund. ꝛc.
Ach Amor daß ich mögt' als eine Fliege werden,
Mich dünckt ich ſtühnde wohl am beſten hier auf Erden;
Ich wollt' ein Häuſichen aufbauen bey dem Mund
Derjenen, die ich weiß, darinn ich wohnen kunt.

Bey

Bey dieſer Stelle muß ich die Anmerckung hinzuthun, daß die Leidenſchaft der Liebe ſich von der Art der Traurigkeit unter anderm darinnen unterſcheidet, daß ſie ſich an ſeltſamen Einfällen des Witzes beluſtigen kan. Wenn ein verliebter Menſch Geiſt beſitzet, ſo ſuchet er ſich auch dadurch bey ſeiner Geliebten in Gunſt zu ſetzen, daher ſagte Propertius in der erſten El. des zweyten B.

Seu quicquid fecit, ſive eſt quodcunque locuta,
Maxima de nihilo naſcitur hiſtoria.

Da hingegen die Traurigkeit nur bemühet iſt ſich ſelbſt zu erkennen zu geben, und alle Spiele und Einfälle des Witzes, als die einen freyen und ausgeklärten Sinn erfodern, gäntzlich verwirfft.

Ich habe Ariſtoteles Anmerckung von dem wunderbaren Betrug der Gemüthes-Leidenſchaften ſo viel erweitert, daß ich mit wenigem angedeutet habe, wie der Geiſt, der durch eine heftige Leidenſchaft aufgebracht iſt, die Dinge nicht nur in einer andern Geſtalt, Figur, und Gröſſe ſehe, ſondern auch durch die Hitze der Gemüthes-Bewegung öfters ſo gar getäuſchet, und verblendet werde, daß er ſich beredet, ſolche Dinge zu ſehen, die nirgend ſind, oder wenigſtens von dem Geſicht weit entfernet und erſt noch zukünftig ſind. Dem iſt auch in der That alſo; die

aufgebrachte, und durch eine ſtrenge anhaltende Leidenſchaft erhitzte Phantaſie wird öfters ſo ſehr verzücket, daß ſie ihre lebhaften Einbildungen von den Empfindungen gegenwärtiger Dinge nicht wohl unterſcheiden kan; der Poet, der das Wort für ſie führet, wird daher in währender Entzückung von ſolchen als von würcklich gegenwärtigen Dingen reden, und ſie dem Leſer gleichſam mit dem Finger zeigen; er wird ſie anreden, als ob ſie ihm vor Augen ſtühnden, ſie werden eben dieſelben Empfindungen bey ihm erregen, und er wird euch mitten in dem Irrthum zu Zeugen nehmen, und ſich auf eure eigenen Empfindungen beruffen; ſeine Ausſprüche werden von ihm nicht als bloſſe Wünſche und Muthmaſſungen vorgetragen, ſondern ſind den Weiſſagungen ähnlich, und ſie ſchlieſſen das künftige Geſchicke auf eine ſichtbare Weiſe auf, und legen es vor Augen; die ſehnliche Hoffnung ſtellet ſich das zukünftige und gewünſchte Gut als gegenwärtig vor, und beluſtigt ſich an deſſen Genuß in dem ſüſſen Traume ihrer Einbildung; die verzagte Furcht holet nicht alleine alles mögliche Unglück, das noch ferne von uns iſt, auf die Stelle herbey, ſondern jagt ſich ſelber durch die Vorſtellung ſcheußlicher Geſpenſter und Plage-Geiſter, die nirgends ſind, Angſt und Schrecken ein; die Eiferſucht hält ihre Träume vor unfehlbare Wahrheiten; und die brünſtige Liebe,

die

die unter allen Leidenſchaften die verwegenſte, mächtigſte, und in ihrem Betragen die wunderlichſte iſt, wird ihren geliebten Gegenſtand, ſeiner Abweſenheit und Entfernung ungeachtet, niemahls aus dem Geſichte verliehren. Der berühmte griechiſche Lehrer des Erhabenen hat daher in der fünfzehnten Abtheilung dieſe Phantaſie-Bilder als ein nahmhaftes Mittel den Geiſt zu erheben angewieſen, da er insbeſondere den Euripides als einen ſolchen kunſtreichen Phantaſierenden rühmet, und deſſelben Geſchicklichkeit mit vielen Exempeln erweiſet. Seine Lehre davon beruhet hauptſächlich auf folgendem: Die Einbildungen in der Rede ſeyn ein vornehmer Kunſtgriff, die Rede zu erheben, prächtig und nachdrücklich-lebhaft zu machen. Er verſtehe durch das Wort Einbildungen in einem engen Verſtand diejenigen Reden, die eine ungewohnte Bewegung und Verzückung in der Seele zu erkennen geben, da es das Anſehen hat, als ob die Sache, von der ſie gerühret wird, würcklich geſehen, und den Zuhörern vor Augen geſtellet würde. Die Einbildungen werden zu einem andern Ende von den Rednern, zu einem andern von den Poeten gebraucht. Dieſe brauchen ſie, das Gemüthe in Beſtürtzung zu ſetzen, jene die Sachen deutlich zu ſchildern: Beyden müſſen ſie dienen, das Hertz zu rühren.

Gleichwie man ſich von demjenigen gerne einnehmen und an ſich ziehen laſſe, was einen vortrefflichen Schein von ſich giebt, alſo werde das Gemüthe durch eine ſolche Einbildung, die man ihm vorleget, leicht gerühret; das groſſe Anſehn, womit ſie die Rede umgebe, bemächtige ſich des Gemüthes ſo vollkommen, daß es uns auch hindere, auf die Richtigkeit eines Beweißthums, wo es um einen ſolchen zu thun iſt, Achtung zu geben. Und dieſes ſey etwas natürliches, weil unter zweyen Dingen, ſo zuſammen gefüget werden, allemahl das ſchwächere das ſtärckere an ſich reiſſet.

Laſſet uns dieſen Schwung der Einbildungs-Kraft, der von der höchſten Stärcke derſelben Anzeige giebt, mit etlichen Exempeln aus unſern einheimiſchen Poeten erläutern. Wenn der Herr Cerimonien-Rath J. U. König in dem Glückwunſch-Gedichte an den Königl. Printzen Friederich Auguſt am Tage der Dreßdniſchen Erbhuldigung die geſegneten Früchte der künftigen Regierung deſſelben vorſtellen will, ſo ſchleußt er alſo:

Ich ſehe ſchon voraus, daß Zwytracht ſamt dem Kriege
Gefeſſelt am Altar des Friedens künftig liege.
Es ſtellt die güldne Zeit mit dir ſich wieder ein.

* * *

Was aber fliehet dort für eine wilde Schaar?
Mit blaſſem Angeſicht und mit zerſtreutem Haar?

Es

Es iſt der Laſter Schwarm, den du nicht kanſt ertragen,
Und den dein bloſſer Blick von hinnen wird verjagen.

Und wenn Hr. Prof. Gottſched die Sehnſucht nach friedlichen Zeiten in dem Gedicht, das er bey demſelbigen Anlaß verfertiget hat, lebhaft ausdrücken will, ſo ſinget er:

Wenn wird das menſchliche Geſchlecht
Doch endlich ſeiner Wuth vergeſſen,
Und ſich nach Billigkeit und Recht,
Nicht nach der blinden Macht geſtählter Fäuſte meſſen!
Zurück, ihr Furien, zurück!
Verberget nur euren finſtern Blick
In des Avernus Pfuhl, und räumt den Kreis der Erden:
Irenens Gottheit zeigt ſich ſchon,
Sie pflanzt ſich unter uns den Thron,
Und gantz Europa ſoll ein Friedens-Tempel werden.

Insbeſondere muß ich in dieſer Abſicht die heroiſche Ode loben, welche der Herr Hofrath König 1725. auf die Geburt einer Churſächſiſchen Printzeſſin herausgegeben, in welcher durchgehends eine künſtliche Verwirrung und durch den Verſtand geleitete Entzückung herrſchet. Die gantze Ode verdienete vor ein Muſter hier ausgeſetzet zu werden, alleine Weitläuftigkeit zu vermeiden, muß ich mich begnügen laſſen, ein paar Stellen daraus anzuführen:

Du aller Schönheit reinſte Quelle,
Du beſſerſt den Geſchmack, du leiteſt den Verſtand,
Daß ich nicht, als berauſcht, mich aus mir ſelbſt verliere,

Noch auch mit Flitter-Geld den falschen Einfall ziere,
Du Wahrheit! - - Doch was seh ich da?
Was für ein Aufzug kommt uns nah?

* * *

Wer ist die, die hier in der Mitte
Bey so viel Pracht und Majestat,
Doch mit so Demuths-vollem Schritte
In einer langen Ordnung geht?
Zu deren Seiten man die Tugenden erblicket,
Die bey so keuscher Fruchtbarkeit,
Und edler Einigezeugenheit,
Sich mehr mit Gottesfurcht als reichen Steinen schmücket.
Seht wie die Laster fleh'n vor ihrem Angesicht!
O! wer erkennt sie wohl im ersten Anblick nicht!
Josepha kommt in diesem Reihen
Den ersten Ausgang Gott zu weihen.

Nachdem der Poet voll von der Hoheit und Wichtigkeit seiner Materie den Geist angespornet, und statt der Muse die Wahrheit um ihren Beystand angeruffen, damit er sein Vorhaben nach Würde ausführen mögte, und jezo der Erhörung vergewissert, die strengen Triebe derselben nicht ohne Verwunderung inwendig fühlete, welchen er sich auch gänzlich überließ, reißt ihn die erhizte Phantasie plözlich aus sich selbst, und stellt ihm die königliche Wöchnerin, die im Begleit der Tugenden nach dem Tempel gehet, gleichsam auf eine sichtbare Weise vor Augen; der majestätische Aufzug setzet ihn in eine solche Verwunderung, daß er eine

Zeit-

Zeitlang diejenige nicht zu kennen ſcheinet, welche niemand mißkennen kan, und dieſes giebt ihm Gelegenheit, ihr dasjenige wahre Lob beyzulegen, welches ſie vor allen andern Frauen kenntlich machet, und euch durch die Betrachtung derſelben in eine gleiche Verwunderung zu ſetzen. In der folgenden Strophe, wo er die Kraft der allgemeinen Fürbitte für die neugebohrne Prinzeſſin vorſtellen will, ſagt er in einer prophetiſchen Entzückung:

Ich ſeh ſchon auf und ab, mit jauchzendem Gethön,
Die ihm zum ſichern Schutz beſtellten Engel fliegen,
Und dieſes Töchterchen auf ihren Armen wiegen,
Sie lächeln es holdſelig an,
Und ſingen: Folg der Mutter Bahn!

Und wenn er weiterhin die Zurückkunft dieſer königlichen Mutter aus dem Tempel nach vollendeter Einſegnung beſchreiben will, ſo ſtellet er euch alle Dinge ſo ſichtbar vor Augen, als ob er euch ein Schauſpiel geben wollte:

Macht Platz! Es kommt ſchon mit Vergnügen
Zurück die hohe Wöchnerin:
Man leat jetzt wieder in die Wiegen
Die kleine zarte Prinzeſſin.
Schlaff wohl, holdſeligs Kind, damit nichts möge ſtören
Die dir ſo nöthig-ſüſſe Ruh,
So deckt dich ſelbſt die Liebe zu.
Weil du mein Lied noch nicht verſtehen kanſt und hören,

Hingegen unſer Hof ſolch einen Künſtler nährt,
Den in der Thon-Kunſt ſelbſt ein jeder Meiſter ehrt,
So mag, dich in den Schlaff zu bringen,
Von ihm ein Wiegen-Lied erklingen.

* * *

Wie iſt mir? Hör ich dich nicht ſchon?
Du, der ſich ſelbſt nur zu vergleichen,
Du weltberuhmter Pantalon.

* * *

Hört doch wie fremd, wie ſanft, wie rein,
Wie ſüß! - - Doch ſtill! ſie ſchlafft ſchon ein.

Noch ein poetiſches Geſicht findet ſich in dem Verfolge dieſes Gedichtes:

Wohin? wohin, ihr jungen Krieger?
Wohin du Paar von groſſem Muth?
Man ſieht es wohl, ihr frühen Sieger,
Ihr ſtammt aus Wittekindens Blut.
Ihr eilt des Erbfeinds Sitz im Aufgang zu beſtreiten,
Und für uns Chriſten wiederum
Von Roms zerſtückten Kayſerthum
Den abgeriſſnen Theil zurücke zu erbeuthen.
Nur fort! Nur friſch gewagt! der Pforte Fall iſt nah.

* * *

Die Flucht vor euch iſt allgemein.
Ihr brecht mit unzertrenntem Hauffen
Als eine Straff- und Sünd-Fluth ein.
Seht! Seht, wie die Beſchnittnen lauffen!
Nur Muth! Seht, wie es euch als Siegern ſchon gelingt,

Daß

Daß aus des Nils fruchtbaren Wellen
Von euren tapfern Spieß-Gesellen
Ein deutscher Kürassier aus seinem Sturmhut trinckt. ꝛc.

Die Alten haben diese äusserste Bestrebung einer aufgerührten und durch die Leidenschaften erhitzten Phantasie einer göttlichen Begeisterung zugeschrieben, und in der That geglaubt, daß ihre Poeten von Apollo, oder den Musen, oder einer andern Gottheit gantz angefüllet und gleichsam aus sich selbst verzücket würden, da sie dann solche wunderbare Dinge sähen, höreten, und nach der göttlichen Eingebung auch redeten, und aussprächen. Plato und Democritus selber stuhnden nach Ciceros Zeugniß in diesem Wahn, wie er uns in dem zweyten B. von dem Redner, und in dem ersten B. von der Wahrsagung berichtet: Illa concitatio declarat vim in animis esse divinam; negat enim sine furore Democritus quemquam Poetam magnum esse posse. Quod idem dicit Plato. Daher sie auch, wenn sie etwas wichtiges besingen wollen, den Apollo, die Musen, oder irgend eine höhere Gottheit um ihre Hülfe angeruffen haben. Ja auch einige unserer heutigen Scribenten, die von dem Enthusiasmo reden, schwatzen auf eine Weise davon, als ob sie selber in der Verwirrung stühnden, von der sie uns eine Erklärung geben wollen. Sie kommen mit

lauter prächtigen Wörtern von einem heiligen Rausch, einer göttlichen Raserey, Licht, Verzückungen des Gemüthes, Aufwallungen, aufgezogen, welche neben einander gesetzet vortrefflich klingende Sätze machen, aber in dem Gemüthe keinen deutlichen Begriff hervorbringen. Aber dieses alles giebt uns alleine zu verstehen, daß die Poeten bey der alten Welt in einem nicht geringern Ansehen gestanden, als die Wahrsager und Propheten, und daß die Leichtgläubigkeit ihnen mächtig dazu behülflich gewesen; und wenn die neuern Scribenten von dieser poetischen Begeisterung mit eben so hochtrabenden Worten reden als jene, muß man sich dadurch nicht blenden lassen, und sie vor nichts anders, als vor freye Metaphoren ansehen, die sich auf eine Vergleichung der erhitzten Phantasie mit der Raserey der Priester gründen, wenn diese von ihrem Gott entzündet wurden, und ihre Orackel aussprachen; gestalt Herr Gottsched solches in der Ode, der wahre Held Friederich August betitelt, auf eine geschickte Art ausgeführet hat:

Wie dort Apollens Priesterin,
Wenn unter ihr die Klüfte keichen,
Sich selber fast vergißt, indem ihr schwacher Sinn
Der starckern Gottheit Kraft muß weichen;
Ganz Delphos bebt, der Tempel kracht,
Aus Ehrfurcht vor den höhern Sprüchen:

So

So iſt mein blöder Geiſt den Muſen jetzt gewichen,
Er fühlt der hohen Triebe Macht,
Und kan ſich ſelber dem, was ſie ihn ſingen heiſſen,
So wenig als den Kiel entreiſſen.

Kurz, das Geheimniß, ſo darunter verborgen liegt, will nichts weiters ſagen, als eine Hize der Einbildungskraft, in die man ſich ſelber jagt, und der man ſich gerne ergiebt, woraus Schönheiten und Fehler entſpringen können, je nachdem ſie blind oder ſcharfſichtig iſt. Es iſt auch ſo ferne, daß dieſe poetiſche Begeiſterung von einer übernatürlichen Kraft und Entzückung herrühre, daß ſie vielmehr nichts anders iſt, als eine künſtliche Nachahmung der Reden und Ausſprüche ſolcher Perſonen, die ſich himmliſcher Erſcheinungen und prophetiſcher Eingebungen rühmen. Auf dieſem Grund beruhet die Verwirrung, welche die Kunſt in der Ode erfodert; der Enthuſiaſmus mag da noch ſo ſtarck ſeyn, ſo muß er doch allezeit von der Vernunft geleitet werden, und der erhizteſte Poet muß ſich öfters faſſen, damit er von den Dingen, die ihm die Einbildung vorleget, ein geſundes Urtheil fällen möge; und die Kunſt muß ſelbſt die Unordnung in der Ode in Schrancken faſſen. Alſo ſiehet man, daß die Begeiſterung zur Kunſt des Poeten gehöret, und das Anſehen von etwas göttlichem dadurch erworben, weil ſie die göttlichen Begeiſterungen geſchickt nachzuahmen gewußt,

hat,

hat. Damit nun der Poet die Phantasie mit dergleichen Raserey anfülle, muß er bey sich selbst einen Affect der Materie halber, die er vor sich hat, rege machen, indem er sie als etwas gutes oder schlimmes, etwas vortreffliches oder schnödes betrachtet, so ferne die Materie nicht selbst schon zuvor in dem Gemüthe eine von diesen verschiedenen Bewegungen erzeuget hat, wie bey verliebten Poeten zu geschehen pfleget. Ferner wird er unter den Bildern der Phantasie diejenigen auslesen müssen, welche ihm anmuthiger, oder prachtiger, oder schnöder, oder lächerlicher, oder erschrecklicher, oder lebhafter vorkommen werden, mit einem Wort, welche die absonderliche Art und Beschaffenheit der Materie, von der er handelt, am besten ausdrücken können. Wie nun gewiß ist, daß wir die Affecte in unserer Brust natürlicher Weise aufwecken können, und daß eine jede Sache, die uns vorgeleget wird, in uns Liebe, oder Furcht, oder Zorn, oder Verwunderung, oder einige andere Leidenschaft gebähren kan, also ist nichts gewisser, als daß eine jede Materie unsre Phantasie auf gewisse Weise entzünden, und uns solalich in Raserey versetzen, und mit einem guten Vorrath von Bildern versehen kan. Derowegen müssen die Poeten Fleiß anwenden, daß sie mittelst der Kunst einen Affect in Absicht auf die Materie, von der sie handeln

deln wollen, bey sich rege machen. Die Seele muß ihrer Einbildungs-Kraft befehlen, den vorgelegten Gegenstand zu besichtigen, alle Eigenschaften, Umstände, Zufälligkeiten desselben zu betrachten, wenn sie dann von dem Affecte mit aller Macht angespornet, und in eine starcke Bewegung gebracht worden, wird sie neue und wunderbare Bilder hervorbringen, welche, so ferne wir sie mit einer verständigen Wahl auserlesen haben, der Materie ein ungewöhnliches Licht und Leben mittheilen werden.

Alleine in der Anwendung dieser seltsamen Vorstellungen, deren Wahrscheinlichkeit in einem Betruge der Affecte gegründet ist, kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man das rechte Maaß nicht übersteige; der Poet soll zwar die Natur in ihrem Betragen künstlich nachahmen, aber er muß dabey immer in Obacht nehmen, wie weit er die Affecte seinen besondern Absichten gemäß zu führen habe, damit er sie in ihrer erfoderlichen und wahrscheinlichen Grösse vorstelle. Derjenige würde thörigt handeln, der seinen verliebten Personen alle die lächerlichen Einfälle in den Mund legete, welche den Leuten in diesem Gemüthes-Stande in den Sinn kommen können, und der sie auf alle die Ausschweifungen führete, womit dieselben sich thörigter Weise vergehen; so wohl als ein anderer, der in seinen Trauer-Elegien alle die gekün-

gekünſtelten Seufzer und gezwungenen Klagen, die man oft in dergleichen Fällen hören muß, anbringen; oder der bey allen Anläſſen ſich zu Entzückungen, Geſichtern, Träumen verſteigen wollte. Cicero hat in dem zweyten B. von dem Redner weißlich erinnert: In parvis rebus non ſunt adhibendæ dicendi faces. Wer etwas von dieſer Art vorzuſtellen hat, der muß ſich ſelber fragen: Wenn ich dieſe Perſon wäre, in dieſem Affecte ſtühnde, in ſolchen Umſtanden ſchwebete, könnte ich auf dieſe Weiſe reden? Würde ich ſo ſtarck nachſinnen, damit ich dieſen Gedancken ſo ſpitzfündig vortragen könnte? Oder würde ich ihn lieber auf eine einfältigere Art ausdrücken? Würde mir die Leidenſchaft ſolche Künſteley erlauben? Solche und dergleichen Fragen ſoll der Poet in allen Affecten, die er ſeinen Perſonen zuleget, an ihn ſelbſt thun, alſo daß er allezeit die Natur im Geſichte habe, welche von ihm nachgeahmet, nicht verwirret werden muß. Quintilianus hat dieſes gantze Kunſt-Geheimniß, inſofern es dienet der Rede einen bewegenden Nachdruck zu geben, und den Richter einzunehmen, in dem dritten Cap. des ſechßten B. ſo deutlich vorgeſtellet, daß ich mich nicht enthalten kan, die gantze Stelle hier auszuſchreiben: Si mihi tradita ſequi præcepta ſufficeret, ſatisfeceram huic parti, nihil eorum, quæ legi, didici, quod modo probabile fuit, omittendo.

Sed

Sed mihi in animo eſt, quæ latent penitus, ipſa hujus loci aperire penetralia; quæ quidem non aliquo tradente, ſed experimento meo, ac natura ipſa duce accepi. Summa enim, quantum ego quidem ſentio, circa movendos affectus in hoc poſita eſt, ut moveamur ipſi. Nam & luctus & iræ & indignationis, aliquando ridicula fuerit imitatio, ſi verba, vultumque tantum, non etiam animum accommodaverimus. Quid enim aliud eſt cauſæ, ut lugentes utique in recenti dolore diſertiſſime quædam exclamare videantur; & ira nonnunquam indoctis quoque eloquentiam faciat, quam quod illis ineſt vis mentis & veritas ipſa morum? Quare in iis, quæ veriſimilia eſſe volumus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere potiuntur affectibus, & a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere judicem volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, idque exigit, ſimile patietur? ſiccis agens oculis lacrymas dabit? fieri non poteſt. Nec incendit niſi ignis, nec madeſcimus niſi humore, nec res ulla dat alteri colorem, quem ipſa non habet. Primum eſt igitur, ut apud nos valeant ea, quæ valere apud judicem volumus, afficiamurque, antequam afficere conemur. At quomodo fiet, ut afficiamur? Neque enim ſunt motus in noſtra poteſtate. Tentabo etiam de hoc dicere, quas φαντασιας græci vocant, nos ſane viſiones appel-

appellemus, per quas imagines rerum abſentium ita repræſentantur animo, ut eas cernere oculis, ac præſentes habere videamur. Has quisquis bene conceperit, is erit in affectibus potentiſſimus. Hunc quidam dicunt εὐφαντασιωτον, qui ſibi res, voces, actus ſecundum verum finget, quod quidem nobis volentibus facile continget. Nam ut inter otia animorum et ſpes inanes, & velut ſomnia quædam vigilantium, ita nos hæ, de quibus loquimur, imagines proſequuntur, ut peregrinari, navigare, prœliari, populos alloqui, divitiarum, quas non habemus, uſum videamur diſponere; nec cogitare, ſed facere; hoc animi vitium ad utilitatem non transferemus? Ut hominem occiſum queror, non omnia, quæ in re præſenti accidiſſe credibile eſt, in oculis habebo? non percuſſor ille ſubitus erumpet? non expaveſcet circumventus? exclamabit? vel rogabit? vel fugiet? non ferientem, non concidentem videbo? non animo ſanguis, & pavor, & gemitus, extremus denique hiatus exſpirantis inſidet? Inſequetur ἐναργεια, quæ a Cicerone illuſtratio & evidentia nominatur, quæ non tam dicere videtur, quam oſtendere, & affectus non aliter, quam ſi rebus ipſis interſimus, ſequentur. Ubi vero miſeratione opus erit, nobis ea, de quibus querimur, accidiſſe credamus, atque id animo noſtro perſuadeamus. Nos illi ſimus, quos gravia, indigna, triſtia paſſos queramur. Nec

aga-

agamus rem quaſi alienam, ſed aſſumamus parumper illum dolorem. Ita dicemus, quæ in ſimili noſtro caſu dicturi eſſemus. Vidi ego ſæpe hiſtriones atque comoedos, cum ex aliquo graviore actu perſonam depoſuiſſent, flentes adhuc egredi. Quod ſi in alienis ſola pronuntiatio ita falſis accedit affectibus, quid nos faciemus, qui illa cogitare debemus, ut moveri periclitantium vice poſſimus? Sed in ſchola rebus quoque ipſis affici convenit, eaſque veras ſibi fingere, hoc magis, quia illic ut litigatores loquimur frequentius, quam ut advocati. Orbum agimus, & naufragum, & periclitantem, quorum induere perſonas non adtinet, niſi affectus aſſumimus. Hæc diſſimulanda mihi non fuerunt, quibus ipſe quantuscunque ſum, aut fui (nam perveniſſe me ad aliquod nomen ingenii credo), frequenter motus ſum, ut me non lacrymæ ſolum deprehenderent, ſed pallor, & vero ſimilis dolor. Zu dieſer weitläuftigen Stelle habe ich nichts weiter als die kurtze Anmerckung hinzuzufügen; weil die Einbildung der Poeten heftiger ſoll und muß erreget werden, als der Redner, ſo kan deßwegen der Poet künſtlichere, fremdere und ungewöhnlichere Bilder, als die einfältigen ſind, formieren, damit er mittelſt derſelben nach Belieben dieſen oder jenen Affect in das Gemüthe der Leſer oder Hörer mit Gewalt hineindrücke.

Ich habe noch die dritte Quelle des Wunderbaren in der Kunſt der Nachahmung zu unterſuchen, welche auf einem angenehmen Betrug einer alten Sage und eines allgemein angenommenen Wahnes beruhet. Die Sage iſt eine After-Hiſtorie, die nichtsdeſtoweniger bey dem gröſten Haufen der Menſchen mehr Glauben findet, als die wahrhafte Hiſtorie, indem ſie ihre Nachrichten durch ſolche Perſonen, die bey uns gleichſam in einem heiligen Anſehen ſtehen, zu einer Zeit, da wir noch keine eigene Einſicht haben, und zwar von Mund mit einem gebietenden Thone fortzupflantzen pfleget. Was vor ſeltſame Meinungen haben nicht bey gantzen Geſchlechtern und Völckern einen allgemeinen Beyfall erhalten, und ſich durch die Verjährung ein ſolches Anſehen erworben, daß die Vernunft, da ſie ſich unterſtanden, dieſe ſo tief eingewurtzelten Meinungen zu beſtreiten, dadurch eine allgemeine Empörung des menſchlichen Geſchlechts wider ſich veranlaſſet, und ſich in den verhaßten Ruf einer abgeſagten Feindin der Religion geſetzet hat. Man erinnere ſich nur, was vor Lermen ſich in der gelehrten Welt ſelbſt wider diejenigen erhoben, welche ſich erkühnet haben, die durchgängige Meinung von den Gegenfüſſern, von dem Umlaufe der Sonnen um die Erden, von den Cometen, als Weiſſagern allgemeiner Land-Plagen, und

an-

andere dergleichen anzutaſten. Die Unwiſſenheit und der Aberglaube ſind die Zeuge-Mütter dergleichen ſeltſamen Meinungen, daher ſolche auch in denen Zeiten, da ſie die Welt beherrſcheten, ihre Brut am meiſten vermehret haben. Schon in den älteſten Zeiten mag die hieroglyphiſche und allegoriſche Lehrart, in welche die göttlichen und die natürlichen Wahrheiten eingehüllet wurden, erſtlich Anlaß zu den Fabeln der heidniſchen Mythologie gegeben haben, indem der Aberglaube die Perſonen, die zuerſt bloß allegoriſch waren, hernach in hiſtoriſche verwandelte. Da nun die gemeine Sage bey dem gröſten Haufen der Menſchen in einem ſo groſſen Anſehen ſtehet, und ihre Lehren und Meinungen ſo leicht Eingang finden, ſo iſt es ſich nicht zu verwundern, daß die poetiſche Kunſt der Nachahmung, die ſich begnüget, ihre Vorſtellungen wahrſcheinlich zu machen, ſich öfters der Sage mit gutem Nutzen bedienet, damit ſie ihre Erzehlungen und Beſchreibungen recht wunderbar mache, ohne Beſorgniß, daß ſie die Wahrſcheinlichkeit verlieren. Indeſſen iſt in dem Gebrauche dieſes Kunſtgriffes groſſe Behutſamkeit nöthig; ich wollte nicht, daß die Poeſie mißbrauchet würde, den Aberglauben in ſeinen abentheurlichen Träumen zu beſteifen, und dieſelben noch weiter auszubreiten. Der Poet muß ſich freylich die Hiſtorie des Aber-

glaubens und die verſchiedenen Meinungen, die von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Glauben bey den Leuten erhalten haben, bekannt machen, damit er das Wunderbare in ſeinen Vorſtellungen nach Beſchaffenheit der Materie allemahl auf ſolche Meinungen gründen könne, die zu der Zeit, da die Perſonen, die er auffuhret, gelebet, einen durchgehenden Beyfall gehabt hatten. Die Meinung, die er ihnen zuſchreibet, muß zu derſelben Zeit allgemein geweſen ſeyn, keine geſchickter erklärte und beſſer bekannte Wahrheiten müſſen damahls mit ihr im Widerſpruche gelegen haben, ſonſt würden dieſe wunderbaren Vorſtellungen alle Glaubwürdigkeit verlieren, und alſo ganz abentheurlich werden.

Ariſtoteles hat in ſeiner Poetick, im ſechs und zwanzigſten Cap. §. 9. die Götter Homers gegen die Beſchuldigungen Platons damit gerettet, daß er zeiget, dieſes ſey zur ſelben Zeit das allgemein angenommene Syſtema geweſen, Orpheus und andere Poeten haben ſchon vor Homer dieſelben Fabeln von den Göttern in ihren Gedichten eingeſtreuet, und dieſer habe ihnen lediglich gefolget. Die Lehren und Meinungen, welche durch die Sage fortgepflantzet, und von der Unwiſſenheit und dem Aberglauben unterſtützet werden, bleiben nicht immer in einerley Anſehen, ſie ſind einer beſtändigen Veränderung unter-

unterworffen. Unſere erleuchteten Zeiten haben einer unzehlbaren Menge dergleichen wunderbaren Meinungen den Glauben gänzlich verderbet; die abentheurlichen Geſchichten von den weiſen Frauen, den Zauberern, von der Verwandlung in andere Geſtalten, und dergleichen, haben wenig Beyfall mehr; daher man ſich nicht verwundern muß, daß die Erzehlungen beym Virgil von der Verwandelung der Pfeile Polymneſtors in die Aeſte eines Baumes, im dritten B.; von der Verwandelung der verbrannten Schiffe des Eneas in Meer-Nymfen, im eilften B.; und das Wunder in dem ſechsten B. da ein güldener Aſt an einem Baum hervorgewachſen, einigen philoſophiſchen Köpfen unſerer Zeiten gantz unwahrſcheinlich und lächerlich vorgekommen; welches Urtheil aber nicht auf Virgil und die Zeiten deſſelben zu erſtreken iſt, geſtalt dergleichen Legenden in denſelben einen ſo groſſen und allgemeinen Beyfall gefunden haben, daß Ovidius ſich getrauet, den Römern ein gantzes langes Werck von dergleichen wunderbaren Verwandlungen vor Augen zu legen, und dabey nicht gefürchtet hat, daß es ihnen wegen Mangel der Wahrſcheinlichkeit, als etwas abentheurliches, mißfallen würde. Ja was noch mehr iſt, die Geſchichtſchreiber ſelbſt, Herodotus, Livius und andere, haben dergleichen ſeltſamen und wunderthätigen Begebenheiten,

welche die gemeine Sage aufhebenswürdig gemacht, ohne Bedencken neben ihren wahrhaften Erzehlungen einen Platz gegönnet. Wie es nun recht lächerlich wäre, wenn man zum Exempel den Livius tadeln wollte, daß er den Aberglauben so beschrieben hat, wie er solchen in den alten Urkunden und der gemeinen Sage gefunden; so würde man sich noch weit mehr zum Gelächter machen, wenn man den Poeten im Ernst tadeln wollte, daß er in der poetischen Erzehlung der Geschichten weit älterer und leichtgläubigerer Zeiten einige wenige Beyspiele von dergleichen ausserordentlichen Begebenheiten einfliessen lassen; angesehen der Poet durch das Wunderbare in seinen Erzehlungen die Aufmercksamkeit und die Verwunderung des Lesers beständig unterhalten muß. Wiewohl nun solche wunderthätige Erzehlungen uns bey dem Licht unsrer erleuchteten Zeiten nicht mehr glaubwürdig vorkommen, und es also den Anschein hat, als ob diese Quelle von Wunderbarem nunmehro gäntzlich verfallen und mit Schutt verworffen wäre, so ist nichtsdestoweniger gewiß, daß auch dieselbe unsren heutigen Poeten trefflich zu statten kommen kan, indem sie die truckene Erzehlung durch die geschickte Einstreuung dergleichen angenehmer Fabeln vor Mattigkeit bewahren können, welches sie vornehmlich dadurch zuwegebringen, daß sie ihre Gedancken und

ihre

ihre Materie in allegoriſche Fabeln einkleiden, wenn ſie die hiſtoriſchen Perſonen der heidniſchen Gottheiten wieder in ihren erſten Stand allegoriſcher Weſen hinunterſezen. Macrobius hat in dem ſechszehnten Cap. des fünften B. ſeiner Saturnalien angemercket, daß ſchon Homerus ſich der Eintragung fremder Fabeln auf eine geſchickte Art bedienet habe, ſeinen geographiſchen Erzehlungen ein angenehmes poetiſches Ausſehen zu geben, welche dem Leſer ohne dieſe Auszierung wegen ihrer Gleichförmigkeit verdrüßlich gefallen wären. Homerus, ſagt er, inter enumeranda regionum & urbium nomina facit locum fabulis, quæ horrorem ſatietatis excludant. - - Et ſic amoenitas intertexta faſtidio narrationum medetur. Demſelben iſt Opitz gefolget, wenn er in ſeinem Veſuvius die Landſchaft Campanien beſchreibet:

Der Himmel lacht dich an, die Lüfte ſo hier ſtreichen
Sind nimmer ungeſund; hier will noch Ceres weichen,
Noch Bachus, jene rühmt ihr Korn, der ſeinen Wein;
Und Flora heiſſet es zweymahl hier Frühling ſeyn,
Beh ühmet zwier das Feld. Kein Meer iſt mehr bebauet,
Kein Hafen weit und breit wird ſchöner nicht geſchauet,
Als um Caieta her, um den Miſener-Strand,
Und wo Anchiſes Sohn den Weg zur Höllen fand
Durch ſtilles Finſterniß geführet von Sibyllen:
Auch wo das Römer-Volck der ſchönen Bäder Willen
In voller Ueppigkeit die lange Zeit vollbracht,
Und ſelbſt der Hannibal verlohren ſeine Macht.

Durch Laſter nicht durch Krieg. An Büſchen zwar und Wilde
Sind viel Gebirge reich; hier ſtehn die Wein-Gefilde,
Der edle Maſſicus, das trachtige Surrent,
Und Gaurus, welchen Pan vor allen Klippen kennt,
Wo oftmahls Nereis bey ſtiller Nacht geſangen,
Und in ein Reben-Blat die Thranen aufgefangen
Für Liebe, die ſie trug, und etwan Galathee
Den wilden Satyren nebſt dem Lucriner-See
Durch Liſt entgangen iſt. - - - -

Wahrhaftig, es ſcheint nicht anderſt, als wenn der Poet mit dem Leſer an dieſe Oerter gereiſet wäre, und als derſelbigen kundig ihn bey einem jeden erinnerte, was ſich vor Zeiten daſelbſt merckwürdiges zugetragen habe. Wenn eben dieſer vornehme Poet die Lage des hertzoglichen Meyerhofes Vielgut beſchreiben will, ſo weiß er ſeine Beſchreibung durch die Einſtreuung ſolcher Allegorien und Fabeln überaus angenehm zu machen:

- - - Hier ziert der Herr das Haus,
Das Haus, ſo ferne liegt von Falſchheit, von dem Neide,
Der in Pallaſten wächſt. Der ſtille Strom die Weide
Läufft rings hier umher, und wird doch kaum gehört;
Und dieſes hat ihn auch ſein Herzeg ſelbſt gelehrt,
Das Bild der Gütigkeit. Hier wohnen die Najaden,
Der keuſchen Nymphen Chor, ſo mit den Schwanen baden:
Die unſer Phöbus liebt, weil keiner, wie man ſagt,
Wenn Zeit zu ſterben iſt, ſich über dieß beklagt,
Was Tod genennet wird; ſie fangen an zu ſingen
Ein ſüſſes Grabe-Lied, und gehn von dieſen Dingen
Mit

Mit solcher Fröligkeit, ob ihnen auch bewußt
Wie uns und kündig sey, daß dieser Erden Lust
Zergeht und eitel ist.

Vornehmlich aber gewinnen die Gedancken eine recht wunderbare Gestalt, wenn der Poet sie, mittelst der Verwandlung der historischen Wesen in allegorische Wesen, in Fabeln dieser allegorischen Art einkleidet. Auch dieser Handgriff der Kunst war den alten Poeten nicht unbekannt; die Geschichte des Narcissus warnet vor übermässiger Eigenliebe; die Erzehlung von Midas zeiget, wie thörigt die Gold-Begierde sey; des Bacchus Auferziehung von den Nymfen sollte die Mässigkeit im trincken anbefehlen; Phaetons Fall sollte lehren, wie übel es ausfalle, wenn die Regierung unerfahrnen und ungeschickten Jünglingen anvertrauet wird; die Verwandlungen der Circe sollten die verderbliche Zauberey der fleischlichen Wollüste anzeigen: Und es ist längst bekannt, daß nicht alleine die alten sondern auch die neuern Critici viele Stellen der homerischen Gedichte mittelst der Allegorie wider die Beschuldigung der Unwahrscheinlichkeit retten. Auf diese Weise ist auch die Allegorie, die auf die alte Mythologie gebauet ist, eine der reichsten und fruchtbarsten Quellen des poetischen Schönen, inmassen sie dem Poeten eine Menge wunderbarer Bil-

der an die Hand giebt, durch die er gantz bekannte Gedancken ausstieren und erheben kan. Wenn er sagen will, ein König sey allezeit sieghaft, so drücket er diesen nicht ungemeinen Gedancken durch das Bildniß aus, daß der Sieg ihm aller Orten auf dem Fuß nachfolge; will er die gottesvergessende Boßheit der Menschen beschreiben, so leihet ihm die Fabel von den Aloiden oder Riesen ein edeles Bildniß, auf welches Horatius mit den Worten gesehen hat: Coelum ipsum petimus stultitia. Will er die allgemeine Freude beschreiben, die über die Geburt eines klugen und dapfern Feldherrn entstanden war, so sagt er, wie Opitz an den Hertzog Ulrichen zu Holstein:

Ich glaube für gewiß, es ist an allen Seiten
Die Enge des Cedans mit Bluhmen überseet
Gestanden, Zephyrus hat um und um geweht,
Der weisen Nymfen Schaar ein Freuden-Lied gesungen,
Davon die reiche See durch Grund u. Strand erklungen,
Als du, o Hulderich, bist kommen auf die Welt,
Die dich für ihre Zierd und Luft der Menschen halt.
Du hast den Wunder-Muth bald mit der Milch gesogen,
Bist zu der Tapferkeit von Kindheit an erzogen:
Mars kam zur Wiegen hin und gab dir seine Kraft,
Latonen weiser Sohn den Preiß der Wissenschaft,
Mercur den freyen Sinn, der nie kan stille stehen,
Pleat, wie sein erstes Quell, der Himmel umzugehen,
Ist lebhaft, starcker Art, als eine schnelle Bach,
Die alles, was sie rührt, zeucht hinter sich hernach.

Wenn Besser die Vereinigung der Schönheit

heit mit der Dapferkeit vorſtellen will, ſo ſagt er nach dieſer Weiſe:

Den ihr jezt ſehr Pfeile tragen,
Der wie ſeine Mutter ſchön,
Wird bald mit des Vaters Wagen
Auch als Mars zu Felde gehn.

Er redet von eines Helden noch jungem Sohne, der in einem Luſtſpiele in einen Cupidon verkleidet, und mit deſſen Pfeil und Bogen ausgerüſtet worden. Und Poſtel giebt dieſen Gedancken im achten B. ſeines Wittekindes alſo:

. . . So daß ihm nichts zu gleichen,
Was Saracenisch war, und dabey muſt ihm weichen
Der Frauen Lieblichkeit. Wer ihn gewaffnet ſah
Vermeinte Venus ſtühnd' in Pallas Kleidern da.

Wenn der Poet nur bloß geſagt hätte, wenn ihr ihn in einer Schlacht ſehet, ſo erkennet ihr ihn vor den dapferſten, und wenn ihr ſein Angeſicht ſehet, ſo haltet ihr ihn vor den ſchönſten; ſo würde es keine auſſerordentliche Artigkeit haben. Doch kan ich nicht unangemercket laſſen, daß dieſe Vorſtellung ungemein mehr Nachdruck hat, wie der Italieniſche Taſſo ſie ausgebildet hat:

Se 'l miri fulminar trà l'arme avvolto,
Marte il diresti, Amor, ſe ſcopre il volto.

Der

Der zehnte Abschnitt.

Ob die Schrift August im Lager ein Gedicht sey.

Unterscheidung der Materie dieser Schrift, und der poetischen Kunst in derselben. Die Materie ist da wahrhaftig und historisch, und nicht von dem Poeten erschaffen. Die Würdigkeit derselben besteht mehr in dem Vorsatz und der Erfindung des Planes, als in der Ausführung. Es ist nur ein Lust-Spiel der Nachahmung, ohne Glücks-Wechsel, ohne hohe Regungen. Insbesondere hat die Materie des ersten Gesanges, die Einhohlung, weder Sitten noch Handlungen. Doch ist sie einer poetischen Abhandlung noch eben so fähig, als Pindars Olympische Spiele. Verwandtschaft beyder Materien. Mittel derer sich der griechische Poet bedienet, seine Materie zu der Hoheit eines Gedichtes zu erheben. Wie der deutsche Poet hierauf bedacht gewesen, in der ausführlichen Vergleichung des ersten Anblickes des Lagers mit der Erblickung des Bollwarders, und in der unsichtbaren Erscheinung der Eintracht. Kürtze ihrer Rolle, und Länge ihrer Beschreibung. Wie er seine Materie durch die Einstreuung von Characteren und Reden hätte beleben können. Wie er seine Personen nach ihren Titeln und Kleidern beschreibet. Seine grössere Geschicklichkeit in Characterisirung der Pferde. Seine historische Sorgfältigkeit in Beschreibung der geringsten Umstände. Pflicht eines Poeten die prosaische Mattigkeit zu vermeiden, und das Gemüthe des Lesers aufgeweckt zu behalten. Muthmassung, daß der Mangel an Lesern von poetischem Geschmack den Verfasser hinter-

hinterhalten habe, daß er nicht mehr Poesie in diese Schrift hineingebracht hat. Herrschende Neigung der Deutschen zu Leibes-Uebungen und Pferden, welche macht, daß sein Werck auch in der Gestalt eines zierlich-geschriebenen Tage-Buches denselben wohlgefallt. Poetische Ausarbeitung des Einganges eines Gedichtes über diese Materie nach der poetischen Kunst.

DJe Materie, die ich in dem nächstvorhergehenden Abschnitt abgehandelt habe, giebt mir Anlaß, eh ich weiter gehe, eine besondere Frage zu erörtern, die ein deutscher Kunstrichter, der von der Verbindung der historischen Wahrheit mit dem poetischen Wunderbaren in einem Gedichte einiges Licht gehabt, nur neulich aufgeworfen hat. Diese trifft das berühmte so genannte Helden-Gedicht an, welches betitelt ist, Auguſt im Lager; von welchem bißdahin, so viel mir noch bekannt ist, mehr nicht als der erste Gesang, die Einhohlung benannt, zum Vorscheine gekommen ist. Der oben angeregte Kunstrichter stellete sich in seinem Gemüthe vor, daß das Wesen der Poesie in der Dichtung und einer geschickten Nachahmung der Natur bestehe; daß das Sylbenmaß und die Reimen nur zufällige Auszierungen seyn, die nicht mehr zu bedeuten haben, als eine zierliche Rahme, womit ein kunstreiches Gemählde eingefasset wird. Dahero konnte er sich nicht darein

darein finden, wie ein Gebäude von Verſen, das durchgehends auf die hiſtoriſche Wahrheit gegründet iſt, und da die poetiſchen Erfindungen nur zufällige Schönheiten ſind, ein Gedicht heiſſen könne. Er legete mir derowegen die Frage vor, mit was vor Recht dergleichen Geſänge ein Gedicht können genennet werden.

Wenn wir dieſe Frage gründlich beantworten wollen, müſſen wir einestheils die Materie dieſes ſo geheiſſenen Gedichtes, und anderntheils die poetiſche Kunſt, die der Verfaſſer in der Ausarbeitung des erſten Geſanges erwieſen hat, abſonderlich betrachten. Die Materie dieſer Geſänge trägt der Urheber in dieſen Zeilen vor:

Der Sachſen Muſterung, Volck, Lager, Waffen, Helden,
Und Krieges-Ubungen will ich der Nachwelt melden,
Was auf der Ebene bey Radewitz geſchehn,
Das ſoll man künftig noch in dieſen Blättern ſehn.

Vor allen Dingen iſt hier anzumercken, daß dieſe Materie, von der der Poet ſingen will, eine wahrhafte und neue Geſchicht iſt, die gar unlängſt, nemlich vor wenig Monaten vorgegangen; und daß er ſich mit Fleiſſe vorgeſetzet hat, der Zeitordnung und Wahrheit der Geſchichte überall zu folgen, und in Anwendung poetiſcher Auszierungen ſo beſcheiden und behutſam zu gehen, daß die Wahrheit davon weder verdunckelt werden,

den, noch ſonſt den geringſten Abbruch leiden mögte. Dieſen gefaſſeten Vorſatz erkläret er euch nicht alleine in dem Vorberichte, ſondern auch in der Anrufung der Muſe:

Auf! Dicht-Kunſt, ſteh mir bey! Verkehr die ſanfte Flöte
In eine muthige lautſchallende Trompete,
Damit mein kühner Reim erhaben, edel, frey,
So groſſer Dinge wehrt, des leſens würdig ſey.
Erinnre mich genau, was täglich vorgegangen,
Wie ſchön man aufgehört, wie ſchön man angefangen.
Wie zahlreich Hof und Heer, wie vielfach Pracht und Luſt,
Kurtz, wie im Lager war mein göttlicher Auguſt.

Auf dieſe Erklärung hat man nichts anders zu erwarten, als ein ordentliches Tage-Buch in Reimen, das mit natürlichen Beſchreibungen, mit Luſt- und Pracht-reichen Dingen angefüllet iſt; ein Werck, welches zu ſeiner Ausführung eben keine auſſerordentliche Begeiſterung, noch weniger eine Anſtrengung der Dichtungs-Kraft, ſondern alleine eine gute Einbildung, und Gedächtniß erfodert, damit die Sachen ſo vorgeſtellet werden, wie ſie ſich würcklich zugetragen haben; da hingegen die Dichtung ihre Materie ſelbſt erſchaffet, und nur auf das Wahrſcheinliche ſiehet. Mit dem allem kan zuweilen eine wahrhafte Begebenheit von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge und den Grund-Regeln des Wahrſcheinlichen

ſo

ſo weit abgehen, daß ſie in der That viel wunderbarer und reizender iſt, als eine bloß mögliche und erdichtete Begebenheit. Es ſcheinet auch aus dem Vorbericht unſers Verfaſſers, daß er keine ſchlechtere Meinung von der Würdigkeit ſeiner Materie gefaſſet hatte, indem er ſich vernehmen läßt: „Es gehe ihm dabey nichts ab, „daß er eine, und zwar neue, Geſchichte „aufführe, weil zu beſorgen ſey, es werde die Beſchreibung, welche er mittheilet, weil ſie ſo viel unerhörte Seltſamkeiten in ſich beſchlieſſe, dereinſt unſern „Nachkommen, ſo wahrhaft a's ſie auch „iſt, gleichwohl fabelhaft genug ſcheinen.„ Womit er deutlich genug zu verſtehen giebt, daß dieſe Materie bey ihrer Neuigkeit und Wahrheit ſo viel wunderbares in ſich begreiffe, daß ſie wenigſt mit dem Laufe der Zeit das Anſehen der Wahrheit verliehren, und vor eine bloſſe poetiſche Erdichtung gehalten werden dörfte. Alleine es fraget ſich jezo nicht, was dieſe Luſt-Geſchichte in ſpätern Zeiten vor Glauben finden werde; ſondern ob eine bloß hiſtoriſche Erzehlung und Beſchreibung derſelbigen die Benennung eines Gedichtes verdiene; welches ja damit noch nicht bewieſen iſt, wenn ich einräume, daß ſie viel unerhörte Seltſamkeiten in ſich beſchlieſſe; denn auf dieſen Grund müßte man alle hiſtoriſchen Tage-

Bücher

Bücher, in welchen seltsame und unerhörte Begebenheiten ausführlich erzehlet werden, vor so viele Gedichte erklären, weil sie eben so wohl das Schicksal bekommen können, daß ihre Wahrscheinlichkeit sich dermahleinst verleurt.

Wenn ich mithin die Lust-Geschichte, welche der Poet zur Materie seiner Gesänge ausgelesen hat, in Absicht auf ihre seltsamkeit und Würdigkeit absonderlich betrachte, so habe ich dabey zwey Dinge zu erinnern. Eines ist, daß ich das Seltsame und Hohe, welches diese gantze Geschichte wunderbar machet, nicht so sehr in der Ausführung, als in dem Vorhaben, der Erfindung und Einrichtung des Planes, nach welchem alles sollte ausgeführet werden, setze und bewundere. Die Ausführung bestehet aus blossen mechanischen zu einer gewissen Fertigkeit gebrachten Uebungen und Bewegungen, und hat nichts grosses in sich, als die kostbare und recht königliche Pracht; aber der Vorsatz zeiget euch einen grossen Heldenmuth, der seine Lust und Kurtzweil an kriegerischen Handlungen sucht, und weil er ungerne die Gelegenheit misset, seine Dapferkeit anzuwenden, die Gedancken mitten in dem Frieden und dem Genuß der anzüglichsten Lustbarkeiten auf kriegerische Verrichtungen richtet, und die Gefahr mit schwerem Golde kauft, damit er seine

Begierde zu gewaltigen Thaten einigermaſſen damit ſtillen könne; und die Erfindung und Einrichtung des Planes geben euch einen ſo klugen als groſſen Geiſt und einen vortrefflichen Geſchmack zu erkennen. Ich ſehe das Lager bey Zeithayn vor einen kriegeriſchen Schauplatz an, wo die auftretenden Perſonen kein gröſſeres Lob erwerben können, als die Actores oder Spielenden in einer Comödie, die ihre Rolle mit guter Geſchicklichkeit aufſagen. Und nach dieſem Licht iſt nicht der Hr. Hofrath König der Poet, ſondern der groſſe Friederich Auguſt, der die Einrichtung des Plans ohne jemandes Beyhülfe in ſeinem hohen Geiſt abgefaſſet, und ſeinen vornehmen Staats- und Kriegs-Bedienten zur Vollziehung übergeben, denn eben dieſe erfoderte eine lebhafte von Wiſſenſchaft und reiffem Urtheil geleitete Dichtungs-Kraft; da hingegen die ausführliche Erzehlung und Beſchreibung derer Dinge, die vorgegangen ſind, nichts mehrers erfodern, als ſcharfe Augen, ein behaltſames Gedächtniß und eine gute Kundſchaft in der Sprache, welches dem Verdienſt eines Dichters oder Poeten noch bey weitem nicht beykömmt. Das andere, das ich in Anſehung der Würdigkeit dieſer Materie zu bemercken habe, beſteht darinnen, daß alle dieſe geprieſenen unerhörten Seltſamkeiten nur ein bloſſes Luſt-Spiel der Nach-

Nachahmung ſind, wo die gröſte Geſchicklichkeit derer Perſonen, die zum Vorſcheine kommen, nur in einer abgerichteten Fertigkeit des Cörpers beſtehet; wo dieſelben allezeit auſſer Gefahr in der vollkommenſten Sicherheit ſind, und darum auch keine nahmhafte Veränderungen oder Glückes-Wechſel, weder in das ſchlimmere, noch in das beſſere erfolgen können; wo die Vorſtellungen das Hertz des Zuſehers nicht ungeſtüm angreiffen, noch daſſelbe mit einem angenehmen Schrecken erfüllen, oder in eine ſüſſe Unruh und Verwirrung ſtürzen können, ſondern immer einerley Würkung haben, nemlich daß ſie die Zuſehenden in einer ſtummen und aufmerckſamen Bewunderung aufhalten, welche alleine nach den Graden ihrer Gröſſe veränderlich iſt, daher auch die Perſonen ſelbſt, welche an dieſer Luſt-Geſchichte Antheil haben, als die immer gantz ruhig ſind, keiner hertzrührenden Reden fähig ſind; wo endlich die Begebenheiten ſelbſt in keiner nothwendigen Verknüpfung ſtehen, und weder in einander gegründet ſind, noch aus einander hervorwachſen, ſondern wenn eine vollendet iſt, dann ſogleich eine andere anfängt. In allen dieſen Abſichten ſteht dieſe Materie weit hinter einer ernſthaften Original-Geſchichte zurücke, und ſie iſt, für ſich ſelbſt betrachtet, kaum zu etwas mehrerm tüchtig,

als zu Beſchreibungen von Zügen, Ordnungen, Wendungen, Stellungen, Kleidungen, Zelten, Kutſchen, Pferden, Mahlzeiten und dergleichen Sachen.

Wenn wir die Materie des erſten Geſanges, welches die beſondere Benennung der Einhohlung bekommen hat, abſonderlich betrachten, ſo wird uns die Wahrheit deſſen, was ich bisdahin von der Würde der Materie überhaupt angemercket habe, noch klärer in die Augen leuchten. Dieſe Materie des erſten Geſanges hat gar nichts, was das Gemüthe nur im geringſten unruhig machen konnte, da ſind weder Sitten noch Handlungen, ſondern eine beſtandige Zug-Ordnung der Pferde und Waagen; die beyden Könige mit ihrem hohen Begleite erſcheinen ſelten, und ihre gantze Handlung beſtehet in zwo oder drey Mahlzeiten, und in einem nach dem Ceremoniel eingerichteten Bewillkommungs Empfang. Aus welchem allem ich nicht ein mehrers ſchlieſſen will, als daß ich nicht ſehen kan, daß die Materie, vor ſich alleine betrachtet, das Vorhaben des Poeten zu der Würde eines Gedichtes habe erheben können; angeſehen einestheils die Dichtungs-Kraft nicht das geringſte dazu beyträgt, anderntheils dieſelbe nicht vermögend iſt, diejenige Würckung zu thun, durch welche die Poeſie das Gemüthe des Leſers in eine ange-

angenehme Verwirrung der Neigungen hinreiſſet, und mit ſo empfindlicher Luſt anfüllet.

Alleine da eine vor ſich ſelbſt untüchtige Materie durch die poetiſche Kunſt der Nachahmung ohne Abbruch der Wahrſcheinlichkeit zu einer ſolchen Kraft und Würde erhoben werden kan, daß man ihrer erſten Geringheit nur nicht mehr gewahr wird, ſo haben wir ferner zu unterſuchen, ob der Verfaſſer in der Ausführung des erſten Geſanges vermittelſt der poetiſchen Kunſt dasjenige nachgebracht habe, was erfodert ward, damit ſein Werck die Benennung eines Gedichtes verdienete. Die Materie, die unſer deutſche Poet ſich vorgenommen hat auf eine poetiſche Weiſe auszuführen, iſt noch eben ſo fruchtbar und reich, als diejenige war, auf welche der unvergleichliche griechiſche Poet gefallen iſt, der die Olympiſchen und andere alte Krieges-Spiele beſungen hat. Ich finde auch, daß die Materien dieſer beyden Poeten einander ziemlich nahe verwandt, und meiſtentheils von einer Art ſind. Zu Gunſt des neuen Gedichtes kan man zwar anmerken, daß da gantz andere Krieges-Uebungen vorkommen, inſonderheit daß da nicht nur einzele Perſonen mit einander kämpfen, ſondern gantze Geſchwader auf einander loß gehen; aber man muß hingegen zum Vorzug der Materie des griechiſchen Poeten nicht vergeſſen, daß die Olympiſchen Spiele, wie

Pindarus ſelbſt in der zweyten Ode von denſelben bezeuget, von Hercules angeordnet worden, und ein Stücke des Gottesdienſtes ausmacheten, auch daß den Siegern in denſelben gewiſſe Preiſe aufgeſetzet worden, derer Horatius in der zweyten Ode des vierten B. erwähnet, centum potiora ſignis munera, welche ihre Nahmen in gantz Griechenland berühmt machten, und ſie eines ewigen Angedenckens verſicherten, alſo daß dadurch die Ruhm-Begierde bey den Kämpfenden auf die höchſte Stuffe geführet ward, und dieſe Uebungen ein ernſtlicheres Ausſehen bekamen. Indeſſen bleiben es allezeit Spiele, ſo wohl die Olympiſchen als die Zeithayniſchen, wiewohl es heldenmäſſige Spiele ſind, dadurch die Leibes-Kraft zu der ſchweren Krieges-Arbeit gehärtet ward, daher ſie Pindarus Ἀκρόθινα πολέμου, præludia belli nennet. Und dieſen Nahmen verdienten inſonderheit diejenigen, die in dem Lager bey Mühlberg vorgenommen worden, als wodurch mitten im Frieden der Krieg nachgemacht, die Streitarten aller Nationen, und die Schlachtordnungen der vornehmſten Feldherren vorgeſtellet worden. Wer nun dieſes griechiſchen Poeten Geiſt und Kunſt beſitzet, der wird dieſe kurtze und an ſich ſelbſt ziemlich truckene Materie eben ſo poetiſch erhöhen, und ſo anziehend machen können. Da Pindarus ſah, daß ſeine Materie einen

ſeich-

ſeichten Boden hätte, wuſte er neue Sachen von auſſen herbey zu ziehen, entweder fällt er auf das Lob des Vaterlandes, oder der Voreltern ſeiner Sieger, oder er läſt eine wichtige Lehre einflieſſen, welche er dann mit Exempeln bekräftiget, und ſeine Materie damit ausputzet, und dem Geſange ſeine rechte Länge mittheilet. Sonſt hätte er ſich in ein allgemeines Lob der Dapferkeit einlaſſen müſſen, welches man auf jeden gleich hätte deuten können, und das ſich doch vor keinen abſonderlich geſchicket hätte. Er verbindet in ſeinem Vortrag allemahl die nützlichſten Lebens-Regeln, und ſchleuſt in das Lob ſelbſt die Beweg-Urſache zu einer lobenswürdigen That ein. In der zweyten Olympiſchen Ode zeiget er, in was vor einer Schule er unterwieſen worden, mit folgenden Verſen:

Auf meinen Schultern iſt ein Köcher angeſchnürt,
Verſehn mit wohlgemachten Pfeilen,
Die durch die Lüfte ziſchend eilen,
Wiewohl der ſeine Klang nicht aller Hertzen rührt.
Wem nicht die Großmuth angebohren,
Die von dem Himmel ſtammt,
Wen niedrigs Thun entflammt,
Dem ſauſen ſie nur leiß, und flüſternd um die Ohren.

Darum nehmen wir in dieſem Poeten eine ſonderbare Hoheit wahr, welche von der Wichtigkeit und Menge ſeiner lehrreichen Sprüche entſtehet. Dazu trägt ferner die

geſchickte Wahl und Mannigfaltigkeit der alten zum Theil wahrhaften, zum Theil fabelhaften Geſchichten, die er einflieſſen läßt, ein groſſes bey; ſo wohl als die gantz neue und von der gemeinen Art abweichende Zuſammenfügung der Wörter; die Pracht ſeiner Metaphoren; die Großmuth der Entſchlüſſe. Mittelſt dieſer erhabenen Schreibart, die mehr in den Sachen als in den Worten liegt, erhebet er ſolche Verrichtungen, welche ſonſt ziemlich mittelmäſſig ſind, und erhöhet meiſtentheils Privatperſonen, ohne daß er ihrem Character zu nahe trete. Wer von der Kunſt dieſes vortrefflichen Poeten, inſonderheit in Abſicht auf das neue und wunderbare Band, womit er hundert entfernte und verſchiedene Sachen ſchier unvermercket in eins zu binden, und dadurch die fremdeſten Verſtandes- und Phantaſie-Bilder zu formieren weiß, einen netten und vollkommenen Begriff haben will, der kan ſolchen in dem zweyten Cap. des zweyten B. von der vollkommenen Italieniſchen Poeſie des Herrn Muratori finden, allwo Pindars erſte Ode in ihre Elemente aufgelöſet und die gantze Kunſt des Poeten entdecket wird.

Nach eben dergleichen Mitteln hat ſich der Herr Ceremonien-Rath König umſehen müſſen, wenn er ſeine Materie zu der Hoheit eines Helden-Gedichtes hat erheben und ihr durch die Kunſt das poetiſche Anſehen, das

ſie

ſie vor ſich nicht hatte, mittheilen wollen. Ich will mithin nicht leugnen, daß er es in einem längern Gedichte, als eine Ode iſt, nicht um etliche Noten niederer hatte anſtimmen können, ohne in die Proſa zu fallen; genug, wenn er dem Pindarus von weitem gefolget hat. Es ſcheinet auch, daß er die Nothwendigkeit deſſen ſelbſt eingeſehen und erkannt habe, indem er ſich in dem Vorberichte ausdrücklich vernehmen läßt: „ Es „ würde mir unanſtändig ſeyn, nichts als „ ein bloſſes Tage-Buch in Reimen allhier „ zu ſchreiben, welches von allen poetiſchen „ Erfindungen entblöſſet wäre, die doch in „ einem Helden-Gedichte unentbehrlich ſind.„ Und wenn wir die Länge des erſten Geſanges, der aus tauſend Verſen beſtehet, gegen der Kürze und Truckenheit der hiſtoriſchen Materie deſſelben ermeſſen, ſo müſſen wir nothwendig auf die Gedancken gerathen, daß der Poet dieſem Vorſatz in der Ausführung mittelſt ſeiner reichen und fruchtbaren Dichtungs-Kraft vollkommen werde genug gethan, und durch die geſchickte Einſtreuung allerley poetiſcher Erfindungen die an ſich ſelbſt untüchtige Materie zu der Würde eines Helden-Gedichtes erhoben haben. Wir finden auch, daß er in der That den poetiſchen Geiſt zu dieſem Ende angeſtrenget, wie mir vornehmlich zwey Stücke dieſes ſagen. Das erſte iſt die ausführliche Vergleichung,

womit die liebliche Verwunderung des Königs der Preussen über die plötzliche so angenehme Erblickung der Sächsischen Anstalten mit der eben so Anmuth-vollen Verwunderung eines Reisenden, der durch den Billwärder nach Hamburg fährt, in ein angenehmes Licht gesetzet wird, wie man vom fünfzehnten bis zum ein und zwanzigsten Bl. in ungefehr hundert Zeilen sehen kan, wobey ich nur als im Vorbeygehen anmercken will, daß dieses Gleichniß in seiner Erfindung trefflich bequem ist, das Anmuthreiche, das in der Verwunderung über einer prächtigen Aussicht befindlich ist, zu erhöhen. Und man kan sagen, daß dasselbe vielmehr wegen der allzu grossen Gleichheit und Einförmigkeit der lieblichen Vorstellungen, als wegen einiger Unähnlichkeit zu tadeln wäre. Mithin aber, da die Verwunderung eines grossen Krieges-Helden von einer gantz besondern Art ist, will ich durch andere entscheiden lassen, ob dieses sonst so angenehme Gleichniß auch tauge, die Verwunderung des Monarchen in Preussen über die Erblickung dieser kriegerischen Zurüstungen nach ihrer besondern Art deutlich genug zu characterisieren. Das andere Haupt-Stücke, welches ich in diesem Gedichte unter die poetischen Erfindungen zehle, ist die unsichtbare Erscheinung der Eintracht und der Zweytracht, die in zweyhundert Zeilen vom sechs

und

und zwanzigſten Bl. bis zum ſechs und dreyſſigſten fortgehet; ſo daß dieſe zwey poetiſchen Stücke ſchier den dritten Theil des gantzen Geſanges ausmachen. Alleine neben dem was ich ſchon in dem ſechsten Abſch. von dieſer Erſcheinung angemercket habe, daß dieſelbe uns eine gantz neue Scene eröffnet, die mit der hiſtoriſchen Geſchichte nicht verknüpfet, ſondern davon gantz abgeſondert iſt, ſo iſt auch die Rolle, welche dieſen phantaſtiſchen Perſonen von dem Poeten aufgeleget worden, ſo kurtz, daß es ſich nicht der Mühe lohnete, dieſe chimeriſchen Schatten durch eine poetiſche Erſchaffung aus dem Abgrund hervorzurufen, und uns mit ihnen durch eine lange Erzehlung ihrer Abkunft, ihres Geſchlechtes, ihrer Bildung, Art und dergleichen, die mehr als hundert und fünfzig Zeilen wegnimmt, bekannt zu machen, damit ſie plötzlich wieder verſchwänden, und uns aus dem Geſicht entriſſen würden; denn ihre gantze Rolle beſtehet darinnen, daß eine von dieſen ungleichen Schweſtern ein Segens-Lied von vier und dreyſſig Zeilen abſinget; und es ſcheinet ſie kommen alleine auf den Schauplatz, dem Poeten Gelegenheit zu geben, ihre Geſtalt zu beſchreiben. Wie überflüſſig aber dieſe, an ſich ſelbſt zwar poetiſche, Beſchreibung in einem Gedichte ſey, das ſonſt nur zu öde und an Thaten und Leben zu leer iſt, mag der Leſer ſelbſt urtheilen.

Was

Was übrigens die Wahrſcheinlichkeit dieſer Auffführung betrifft, habe ich in dem Abſchnitt, wo ich von dem Wahrſcheinlichen ex profeſſo gehandelt, meine Gedancken davon unverholen herausgeſagt. Dieſes iſt auch alles fremde, was der Poet in dieſem erſten Geſange von auſſen zu ſeiner Materie herbeygeholet, und wenn ihr einige hier und dar eingeſtreuete geſchickte Gleichniſſe, von welchen ich in einem eigenen Wercke gehandelt habe, ausnehmet, ſo iſt der gantze übrige Geſang ein fortgeſeztes Gewebe von lauter Beſchreibungen und Erzehlungen des Ceremoniels, der Pracht in der Kleidung, und mancherley lebloſer Bewegungen, ohne Sitten, ohne moraliſche Handlungen und Leben; Sachen, die man in dieſem erſten Geſange umſonſt ſuchet, ungeachtet es dem Verfaſſer an Gelegenheit zu dergleichen Vorſtellungen nicht gemangelt hätte. Wer die Beſchaffenheit ſeiner rohen Materie wohlbedächtig überleget, wird finden, daß der Punct von dem Bewillkommungs-Empfang ein Haupt-Umſtand war, der einem poetiſchen und Erfindungs-reichen Geiſt die erwünſchteſte Gelegenheit an die Hand gegeben hätte, ſeine Arbeit durch die Einſtreuung moraliſcher Character von ſeinen Helden und pathetiſcher Reden derſelben zu beleben, geſchickt zu verändern, und recht bewegend zu machen. Indeſſen hat unſer Verfaſſer dieſes

Stücke

Stücke nur obenhin und flüchtig berühret, und ſich nur ſo lange dabey aufgehalten, bis er Bl. 22. das Ceremoniel bey dem Empfang angedeutet, und Bl. 24. die abwechſelnde Luſt und Vergnügung zu beyden Seiten in fünfzehn Zeilen vielmehr kürzlich erzehlet, als beſchrieben hat. Der Empfang beyder Könige wird mit dieſem einzigen matten Verſe ausgedrücket:

Umarmten Beyde ſich mit innigſtem Vergnügen.

Und etliche Zeilen weiterhin ſtellet er auch den Empfang der beyden Cron-Printzen nicht ſorgfältiger vor:

Inzwiſchen ſah man auch, wie ſchon zu gleicher Zeit
Der Printzen hohes Paar umarmend ſich erfreut,
Nach ihrer Väter Sinn auch ihren Sinn gelencket,
Und küſſend beyderſeits ſich Hertz um Hertz geſchencket.

Die hohen Perſonen giebt er euch nicht anderſt zu erkennen, als von ihren Titeln und von ihrer Kleidung, Bl. 21.

- - - Hier ritt ein General, (wieder
Printz, Marggraf, Feldherr, Fürſt, ein Herzog und dort
Ein Ritter oder Graf, vertheilt in manche Glieder,
Durch die, und andre mehr von kriegeriſcher Art,
Ihr König und ſein Printz zu uns begleitet ward.
Der wackre Natzmer kam. - - - -

Und Bl. 22.

- - So

. . . . So sandte gleich Augustus
Verschiedne Cammerherrn dem Preussen-Haupt entgegen.

Und wiederum:

Und wie bey jenem nichts als Helden zu ersehn,
So sah man auch bey dem nur lauter Ritter stehn,
Die in der Ordens-Tracht zu Fuß ihm folgen müssen.

Und auf dem drey und zwanzigsten Bl.

Doch waren die gekleidt in dunckles Purpur-Roth;
So trugen, wie ihr Herr, und zwar auf sein Gebeth,
Der Preussen Obere, die man vom Stabe nannte,
Ein Feuer-rothes Kleid, so hell, als ob es brannte.
So zierlich ausgemacht . . . .
Mit Schleiffen schwer von Gold an Arm u. Brust besetzet,
So gleich an Schnitt und Art, daß es das Aug ergetzet.

Ist es mir erlaubet zu sagen, wie mir diese Art von Beschreibungen der Personen in Vergleichung mit den poetischen Charactern vorkömmt, so muß ich bekennen, daß sie meines Bedünckens dem Urtheil gleich kömmt, welches eine gewisse Person von einem guten Buch in folgender Beschreibung vorgetragen hat; es wäre auf groß-Median gedrücket, in Saffian gebunden, den Seiten und Ecken nach mit güldenen Linien und künstlich gezeichnetem Laubwerck prächtig ausgezieret, und vornehmlich mit Schnallen von massivem Gold versehen. So wenig als einer aus dieser Beschreibung die Trefflichkeit eines

nes wohlgeschriebenen Buches erkennen wird, eben so unmöglich fällt es uns, aus den angeführten Merckmahlen einen Menschen kennen zu lernen. Dieses mag einem gewissen Spötter Anlaß gegeben haben, den Verfasser zu beschuldigen, daß er den Werth eines Kleides beynahe eben so hoch schätzete, als den Helden selbst, zumahl da er auf dem drey und zwanzigsten B. schreibet:

Wer mehr zugegen war von Preussens Heeres-Macht,
War nur gekleidt, wie sonst, in seiner Krieges-Tracht;
Doch die Verschiedenheit des blauen und des weissen
War, wie so mancher Held, besehens-werth zu heissen.

Ferner ist auch anzumercken, daß er in Beschreibung und Characterisierung der Pferde weit mehr Sorgfalt und Geschicklichkeit zeiget, als wenn es um die Beschreibung der Helden zu thun ist. Diese könnet ihr in seinem Gedichte nicht anderst, als bloß dem Nahmen und der Zahl nach von einander unterscheiden, die Pferde hingegen werden auf so verschiedene und geschickte Weise characterisiert, daß man die Geschicklichkeit des Poeten nicht genug loben kan. Man beliebe nur die Beschreibungen derselben nachzuschlagen, welche vom acht und dreyßigsten Bl. bis zum ein und fünfzigsten gefunden werden; daher der oben gemeldete Tadler einmahl den scherzhaften Einfall gehabt hat, dieser Poet kenne die Pferde

de viel beſſer, als die Menſchen und die Helden; und die Pferde haben in dieſem Gedichte, wie in Swifts Republick dieſer edeln Thiere, mehr zu ſagen und zu bedeuten, als die Menſchen.

Nach dieſem wird es ſchier unnöthig ſeyn anzumercken, daß die Ausführung des Geſanges durchgehends allzu proſaiſch, hiſtoriſch, und trucken ſey; alle und die geringſten Umſtände werden mit einer hiſtoriſchen Sorgfältigkeit erzehlet, alles iſt nach der Wahrheit ſo vorgegangen, wie es der Verfaſſer beſchreibet, und er macht ſich ein Gewiſſen den kleinſten Umſtand zu verſchweigen; wenn er eine Kleidung beſchreibet, ſo mißt er euch die Länge und Weite der Aufſchläge, der Flügel, des gantzen Unter- und Ober-Kleides gleichſam vor, er vergißt nicht, euch von der Art des Schnittes zu unterrichten, und euch zu lehren, auf weſſen Befehl es ſo und nicht anderſt zugeſchnitten worden, wie aus oben ausgeſetzter Stelle zu erſehen iſt; es fehlet noch alleine, daß er euch auch den Meiſter, von welchem es verfertiget worden, anzeige, und von einem Stücke zum andern berichte, wie viel Geld ein jedes gekoſtet habe. Dieſes leztere hat er in Beſchreibung der Pferde zum Theil gethan. Es heißt auf dem drey und vierzigſten Bl. alſo:

Zwölff.

Zwölff Pferde bracht er mit von beſter Zucht aus Pohlen,
Woher ſie nach und nach Auguſt ſelbſt laſſen hohlen,
Und um viel Geld erkaufft. - - - -

Und Bl. 44.

Ein jedes Pferde-Zeug war hier was groſſes werth.

Und Bl. 46.

Die man ſein kurtzem erſt in ihrem Vaterland
In Groß-Brittannien um theure Zahlung fand.

Und damit ihr ſeine Sorgfalt deſto genauer erkennet, ſo bemercket die kleinen Umſtände in folgenden Zeilen, welche die Vorſtellung ſo matt und trucken machen:

Er legte ſich zur Ruh in ſeines Förſters Haus,
Und ſchlieff daſelbſt erwünſcht ohn alle Sorgen aus,
Und traumte nur von Luſt, von Hoffnung u. Verlangen,
Den königlichen Freund früh Morgens zu empfangen.
Inzwiſchen hatte ſchon den Mittag und die Nacht
Der Preuſſen König auch in Coſdorf zugebracht,
Wo er mit ſchneller Poſt um eilf Uhr angekommen,
Und gleich das Mittags-Mahl vergnüglich eingenommen,
Indem er alles da ſchon in Bereitſchaft fand,
Der Tiſch für ihn gedeckt, das Eſſen fertig ſtand.

Und etwas ferner:

- - - - - Die Küche ſo beſtellt,
Daß er im Stande war, die Gaſte, ſo erſchienen,
Als wie ihr Oberhaupt, ſtandsmäſſig zu bedienen.
Verpflegung, Keller, Küch' und Zuckerbeckerey,
Ein jedes Hof-Amt trug hierzu das ſeine bey;

Und was auch nur ein Gaſt zu ſeinem Brauch erwehlte,
War alſofort zur Hand, weil nicht das mindſte fehlte. ꝛc.

* * *

Dergleichen niemand ſah, u. ſchwerlich mehr wird ſehen.

* * *

— — — So dann ward vorgeſchnitten;
Die Tafel reichte durch, war ſechzig Ellen lang,
So viel als fremde da vom allererſten Rang.
Es deckte jeder Gaſt ſich gleich mit ſeinem Hute.

Boileau hätte dieſe weitgetriebene Sorgfältigkeit nicht gelobet, welche mit ſeiner gründlichen Regel ſo offenbar ſtreitet:

Soyez vif & preſſé dans vos narrations.
Soyez riche & pompeux dans vos deſcriptions.
N'y preſentez jamais de baſſe circonſtance.

Pindarus hätte eine ſo gute Gelegenheit gehabt als unſer Verfaſſer, ausführliche Beſchreibungen mit Anführung aller Kleinigkeiten zu verfertigen, indeſſen hat er lieber in einer Sache nur die merckwürdigſten Umſtände ausgeleſen, welche der Neigung, die er erregen will, gemäß ſind. Ein Dichter, ſagt Hr. Doctor Haller in ſeiner Schutzſchrift für einige von ſeinen eigenen Schriften, wehlet einen gewiſſen Gegenſtand, nicht eine vollſtändige Abhandlung davon zu machen, ſondern einige beſondere Gedancken darüber anzubringen, welche den Leſer in eine gewiſſe Regung zu ſetzen, oder ihm

eine

eine wichtige Lehre beyzubringen fähig ſind. Was ſind ſonſt dieſe angezogenen Verſe anderſt als eine gereimete Proſa ohne poetiſchen Zierrath; wer dörfte nicht in der gemeinen Rede ſagen, wenn er die Verſe auflöſete und von dem Reimen befreyete: Er legete ſich in ſeines Förſters Hauſe zur Ruhe nieder, und ſchlief daſelbſt ganz erwünſcht und frey von allen Sorgen. Er träumete alleine von Luſt und von Hoffnung den Herrn der Preuſſen Morgens frühe zu empfangen. Die Poeſie hätte ſich wenigſtens alſo hören laſſen:

Ihm nahm ein ſüſſer Schlaf die Augenlider ein;
Ein Traum voll ſeltzner Pracht flog ſpielend um ſein Haupt.

Vor einen Poeten gehöret os magna ſonaturum; er muß mehr als gemeine, wunderbare Dinge ſagen; die ſtärckeſten, zärtlichſten, und keinesweges pöbelhafte Ausdrücke brauchen; fremde Phantaſie- oder Verſtandes-Bildereyen erfinden; die Reden unterflechten und unterbrechen mit Ausruffen, mit Anreden, kurtzen Abweichungen, und andern affectmäſſigen, herrlichen und anmuthigen Figuren; mit lebhaften Metaphoren, mit unerwarteten Betrachtungen; er muß die lebhafteſten Abbildungen der Sitten, der Affecte, der Handlungen und der Urtheile der Menſchen machen, jedoch

daß er die Augen beſtändig auf das Wahre und das Anſtändige richte. Die Poeſie muß mit einem Worte den Zuhörer aufgeweckt, erfreut und entzücket behalten. Ohne dieſen Preiß kan keiner ein vortrefflicher Poet ſeyn. Ich kan zwar mit dem jüngern Plinius nicht ſagen, daß diejenigen, bey welchen ſich dieſes nicht findet, darum fehlen, weil ſie nicht zu fehlen wiſſen; aber das iſt gewiß, daß ihre überflüſſige Eingezogenheit ſie ſchlecht macht, und daß ſie eben darum fehlen, weil ſie allzu übel fürchten, daß ſie fehlen mögten, indem ſie in ein verdrießliches und halb liederliches Extremum verfallen. Macies illis, ſagt Quintilianus, pro ſanitate, & judicii loco infirmitas eſt; & dum ſatis putant vitio carere, in id ipſum incidunt vitium, quod virtutibus carent. Und wenn Cicero in einem Schreiben an Brutus geſagt: Eloquentiam, quæ admirationem non habet, nullam judico, wie viel mehr müſſen wir dieſes von der Poeſie ſagen, deren Weſen darinnen beſtehet, daß ſie die Augbraunen aufſtrauſſet, das Gemüthe einnimmt, hohe Sachen vorträgt, in Erſtaunung verſetzet?

Wenn denn der Herr Ceremonien-Rath die Luſt dieſes angefangene Werck fortzuſetzen nicht verlohren hat, ſo kan ich mich nicht enthalten zu wünſchen, daß er mehr von dieſem poetiſchen Weſen in daſſelbe hinein-

hineinbringen mögte. Alleine ich muß schier fürchten, daß er mir hierinnen nicht folgen werde, wiewohl es ihm hiezu keinesweges an Geschicklichkeit fehlet. Denn er weiß, wenn er seine Materie nach der wahren poetischen und Pindarischen Art ausarbeitete, daß das Gedichte dadurch zwar überaus reitzende Eigenschaften bekommen würde, aber alsdann auch Leser vonnöthen hätte, welche selbst den poetischen Geschmack besässen, welchen die Kraft und das Wesen der Poesie, ihre schönen Gaben, ihre eigene Sprache, nicht verborgen wären. Nun ist ihm nicht unbekannt, was vor ein Mangel sich dieſsfalls bey dem gemeinen Haufen der deutschen Leser findet, da in Ansehen der meisten die wahren Erfindungen der Poesie stumpfe Pfeile sind, die weder auf ihren Geist noch auf ihr Hertz durchdringen mögen. Daneben schwebet ihm auch vor Augen, wie die deutsche Nation eine herrschende Neigung zu Waffen, Pferden, Leibes-Uebungen, Musterungen, hat, so daß darinnen ein wichtiges Stücke des National-Characters zu beruhen scheinet. In der That, gleichwie die Deutschen insgemeine von der Natur grosse, ansehnliche und starcke Gliedmassen bekommen, also sind sie auch vornehmlich beflissen, dieselben zu fertigen Uebungen zu gewöhnen, und machen sich eine Ehre daraus auf Prunck-

Plätzen zu erscheinen. Daher kan eine Materie, wie Herrn Königs ist, auch in der Prosa selbst, und ohne Sylbenmasse und Reimen, ihren Beyfall erhalten; wie viel mehr denn, wenn sie noch mit diesen Zierrathen der Poesie versehen ist. Diesemnach kan er seinen Endzweck auch erreichen, wenn er seinem Wercke gleich nur die Gestalt eines zierlich-geschriebenen Tage-Buches mit einigen poetischen Verzierungen ausgeschmücket anzieht, ungeachtet es nach seinem innerlichen Wesen des nöthigen Feuers, der Erdichtung, der Neigungen und Empfindungen, beraubet ist. Und ich zweifele nicht, daß es auch auf diese Weise seine Bewunderer bekommen werde, welche es zu einem Gedichte werden erheben wollen, das nicht unmöglich ist, wenn sie das Wort Gedicht in einem gantz weitläuftigen Sinne nehmen, also daß dieser Titel auch sorgfältigen, historischen Abhandlungen, die in Reimen eingekleidet sind, zukömmt. In dieser Absicht werden dann die fleissigen Beschreibungen der kleinesten Umstände, welche unser Verfasser vorgestellet, und sein Werck meistentheils aus solchen zusammengesetzet hat, nothwendige Stücke seyn. Was mich anbelanget, nachdem ich in dieser critischen Untersuchung gantz andere Meinungen an den Tag geleget habe, will ich meine Kühnheit noch weiter treiben, und zu meiner

Lehre

Lehre jezo noch das Exempel hinzufügen. Nach meinen Begriffen könnte der Eingang eines Gedichtes über dieſe unfruchtbare Materie ungefehr alſo lauten:

Ich ſinge einen Krieg, den nur zur Luſt und Pracht
Die Sachſen unter ſich im Frieden nachgemacht,
Als Freunde wider Freund' auf Martis Felde ritten,
Und Adler eines Herrn an beyden Seiten ſtritten:
Doch daß vor dieſer Schlacht der Mutter noch der Braut
Im Sturme des Gefechts, noch der Gemahlin graut:
Weil dieſe Läger nicht auf Blutvergieſſen zielen,
Und in dem Buſen Luſt ſtatt Mord-Begierde fühlen.
Noch wars kein ſchlechtes Spiel, noch eine blöde Luſt;
Sie war recht königlich, ſie war recht für Auguſt;
Der ſtets ein Held verbleibt, auch im gemeinen Leben,
Und in der Kurtzweil ſelbſt ſich weiß empor zu heben;
Da ein gemeiner Held allein durch Schlag' und Blut
Erweißt die edle Schlacht, den angeſtammten Muth.
Mit ſo geſetztem Sinn, ſo in ſich ſelbſt gerichtet,
Als dieſen Kunſt-Krieg jüngſt ſein groſſer Geiſt erdichtet,
Sieht man ihn andremahl in einem ernſten Streit,
Windt Unrecht mit Gewalt das Schwerdt ihm aus der Scheid,
Mit unverwirrtem Sinn den Lauf der Schlacht erwegen,
Und jedes Heeres Stand und Vortheil überlegen.
Brüllt gleich Bellona laut auf dem geharnſchten Feld,
Und ſchlaget Helm auf Helm; beſitzt ſich doch der Held.
So wenn ein Cherubim die böſe Welt zu ſtraffen,
Aus Gottes Zeughaus ſelbſt verſehn mit ſeurgen Waffen
Ein ſchwarzes Wolcken-Heer im Weſt zuſammenzieht,
Behält derſelbe ſtets die Ruh in dem Gemüth,
Und bleibt ſich ſelber gleich, weil er im Wirbel reitet,
Und im verſammten Kreiß das Ungewitter leitet:
Aus göttlichem Gericht nicht aus Zerſtörungs-Luſt,
Denn Rachgier, Zorn u. Wuth bleibt Engeln unbewußt.

Du königliches Haupt von Brandenburg u. Preuſſen;
Anjezt ein neuer Gaſt in dem erfreuten Meiſſen;
Wie du Auguſtus Plan von dieſem falſchen Streit
Durch alle Scenen fort begierig und erfreut
Mit deinem Blick gefolgt; der beſte Zeug' und Kenner
Der Waffen-Wiſſenſchaft, ſo wohl als gröſte Gönner,
So folge gleichfalls jezt mit einem günſt'gen Blick
Der Kunſt des Dichters nach, weil ſie von Stück zu Stück
Auguſtus Krieges-Kunſt in tauſend Streitens-Bildern,
Von unterſchiedner Art, bemüht iſt abzuſchildern.
Vielleicht gelingt es mir, daß meiner Muſe Kraft
Ein neues Nadewiz in ihrem Vers erſchaft,
Und Sachſens Muſterung, Volck, Lager, Waffen, Thaten,
Mit gleicher Fertigkeit allhier, wie dort, gerathen.

Der

Der eilfte Abſchnitt.

Von etlichen abſonderlichen Mitteln die ſchlechte Materie aufzuſtützen.

EIn ſolches Mittel iſt, wenn die Dinge nach derjenigen Seite abgemahlet werden, die zu unſern Abſichten am beförderlichſten iſt. Wie Alb. Haller die verachteten Alpen-Bewohner mittelſt dieſes Kunſtgriffes als glückſelig vorgeſtellet. Wie Opitz dadurch die Einfalt der alten Zeiten in Abſicht auf die Baukunſt erhoben. Wie Haller die Ehre ihres Glanzes beraubet und verächtlich gemachet hat. Wie er einen Landbezwinger in einen Straſſenräuber erniedrigt. Wie die göttlichen Schriften dem Poeten in dieſer Arbeit zu ſtatten kommen, indem ſie viele verkehrte Begriffe von dem Werth der Dinge zurecht ſetzen. Ein anderes Mittel iſt, wenn der Poet in den Gegenſtanden verborgene Umſtände entdecket. Wie Brockes den Umſtand von dem Schweigen der Sonne angemercket hat. Von Opitzen angemerckte Umſtände von der Mäuſe Spiel mit Degen, und der Spinnen weben in einem Helme. Ein ſolches Mittel iſt auch der rechte Gebrauch der Umſchreibungen. Zweck derſelben. Schranken, dadurch ſie in ihrem Gebrauche eingefaſſet werden. Unterſuchung der Stelle Platons von den güldenen und ſilbernen Reichthümern, welche von Longin unter dem Nahmen einer Umſchreibung getadelt worden. Opitzens geſchickte Umſchreibungen, womit er das Gold jezo verächtlich machet, dann lobet; aus Horatz nachgeahmet. Eine Umſchreibung Opitzens, in welcher er eine Sache durch Wegräumung deſſen, was ihr nicht zukommt, kennbar macht. Nutzen der Umſchreibung ſchamvolle und eckelhafte Dinge vorzuſtellen. Ueberſpanntes Lob, das Longin einer Umſchreibung

des Herodotus von dieser Art beygeleget. Kunstgriff und Gebrauch der Erweiterung. Rechtfertigung der Erweiterung Homers, da er die Besitzer des Zepters Agamemnons der Reihe nach erzehlet. Kunstgriff der Vermehrung, die mittelst eines wahrscheinlichen Grundes gemachet wird. Wie König dadurch den Stoltz der Pferde glaubwürdig machet. Wie er das Eilen eines Alten mit einem unerwarteten Grunde vermehret. Wie Opitz die Vorstellung einer feindlichen Macht, die ihr selbst zum Nachtheil sich verstärcket hat, durch einen poetischen Grund unterstützet. Untersuchung des Grundes, womit König den frühzeitigen Tod seines Königs beglauben will. Original desselben in einer Grabschrift des Martialis. Von der Neuheit der Gedancken in Ansehung ihres Gebrauches. Kunstgriff, da man mehr zu gedencken giebt, als man sagt. Wie Virgil sich dessen bedienet hat, uns die Grösse Polyphems, die Schleiffung der Stadt Troja, der Dido Unternehmen ein neues Königreich zu suchen, zu ermessen zu geben.

JEzo habe ich zwar die vornehmsten Geheimnisse der poetischen Mahler-Kunst, wie man auch gemeinen Wahrheiten und Gedancken ein wunderbar-entzückendes Ansehen mittheilen könne, mit aller Sorgfalt entdecket; indessen sind mir noch etliche besondere Anmerckungen hinterstellig geblieben, welche dienen sollen, die poetische Kunst der Nachahmung in ihrer Arbeit und in der Anordnung ihres Plans, ohne Absicht auf den inwendigen Werth der Materie, bey der Hand zu leiten; und dieselben

ben will ich, bevor ich weiter gehe, in diesem gegenwärtigen Abschnitt in einer ungezwungenen Ordnung, als eine Zugabe zu den erstern hinzufügen.

Was ich zum ersten zu erinnern habe, gründet sich auf den moralischen Grundsatz, daß ein jedes Ding zwo Seiten habe, eine schöne und eine häßliche. Nun bestehet die Kunst des Poeten darinnen, daß er eine jede Sache, die er in ihrem Vortheil zeigen soll, nach derjenigen Seite vorstelle, die vor seine Absichten am beförderlichsten ist, und daß er hingegen die andere Seite, die gantz widrige Eindrücke machen könnte, vor den Augen des Lesers künstlich verberge. Unter den erschaffenen und vollkommenen Dingen ist keines von allem Zusatz des Widrigen befreyt, und gantz unvermischet: Und wie diejenige Vollkommenheit, deren sie fähig sind, immer eine Beziehung auf gewisse Umstände hat, also muß ihre Unvollkommenheit bey veränderten Absichten nothwendig jedermann in die Augen leuchten. Da nun eine Sache nach ihrer schönen Seite zeigen, nichts anders ist, als sie loben; hingegen eben dieselbe nach ihrer häßlichen Seite vorweisen, das ist, was wir tadeln heissen; so ist wieder offenbar, daß dieser Vortheil der Kunst sehr nothwendig und nützlich sey, wenn man etwas durch Lob oder Tadel in seinem rechten

ten Licht ohne Schmeicheley oder Boßheit vorstellen soll. Die Geschichte derer drey berühmten alten Mahler ist bekannt, welchen der einaugigte König Antigonus aufgetragen hatte, sein Conterfey zu verfertigen. Der erste mahlete ihn, wie er war, nur mit einem Auge, der andere, wie er hätte seyn können, mit beyden Augen, worinnen jener wider den Wohlstand, und dieser wider die Wahrheit gefehlet; aber der dritte, nemlich Apelles, wußte durch diesen Vortheil der Kunst, von welchem wir reden, sein Gemählde ohne Verletzung weder des Wohlstandes, noch der Wahrheit so geschickt vorzustellen, daß jedermann dasselbe bewundern mußte; er mahlete den König im Profil, da er diejenige Seite vorstellete, die mit dem gesunden Auge gezieret war. Diese Geschichte kan dem Poeten vor eine lehrreiche Fabel dienen, ihn zu unterrichten, wie er die Sachen mit Bestand der Wahrheit in einem solch angenehmen Vortheil vorstellen könne, daß man des Widrigen, und der Mängel, die ihnen anhangen, nicht so leichte gewahr werden kan. So wenn der scharfsinnige Schweizerische Poet Hr. D. Albr. Haller sich vorgenommen, das bekannte Felices pauperes, sua si bona norint, mit dem Beyspiel der schweitzerischen Alpen-Bewohner auf eine poetische Weise auszuführen, so ist dieses Vor-

Vorhaben zwar schon an sich selbst der gemeinen Meinung entgegen und verwunderſam, doch kan die Ausführung dieſes Satzes zu einem überzeugenden Beyſpiele dienen, wie bequem dieſer Kunſtgriff ſey, einem gewiſſen in den Augen der Welt gantz verachteten Gegenſtand ein edles Anſehen mitzutheilen, allermaſſen das gantze Gedichte von den Alpen mit ſo vieler Kunſt und Geſchicklichkeit verfertiget iſt, daß man ſich bey der Durchleſung nicht erwehren kan, denen ſonſt verachteten Einwohnern derſelben einen ungemeinen Vorzug an Glückſeligkeit einzuräumen, und Urſachen genug findet, ihr Glück zu beneiden. Ich will nicht mehr als die vierzehnte Strophe anführen:

Die Sehnſucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästiat,
Er liebet ſie, ſie ihn, dieß macht den Heyraths-Schluß.
Die Eh' wird oft durch nichts als beyder Treu befeſtiat,
Vor Schwüre dient ein Ja, das Siegel iſt ein Kuß.
Die holde Nachtigall grüßt ſie auf nahen Zweigen,
Die Wolluſt deckt ihr Bett auf ſanft-geſchwelltes Mees,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einſamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schoos.
O dreymahl ſelige! Euch muß ein Fürſt beneiden,
Denn Liebe balſamt Gras, und Ecke herrſcht auf Seiden.

Wie geſchickt weiß der Poet nicht alles was die ungeduldige Sehnſucht von dem Genuß ihres geliebten Gegenſtandes entfernet

net, aus dem Wege zu räumen, und den Genuß ſelbſt von allem eiferſüchtigen Mißtrauen zu reinigen? Und wie neu und unerwartet ſind nicht die angeführten Umſtände, welche lehren, daß der Liebe bey aller dieſer Einfalt der Sitten an luſtreicher Pracht im geringſten nichts abgehe. Schier von derſelben Art ſind die beyden ruhigen Gedichte unſers Opitzen, Vielgut und Zlatna benannt, in welchen durchgehends eben dieſelbe Kunſt herrſchet; ich will aus dem leztern nur eine kleine Stelle zum Beweißthum anführen, in welcher dieſer Vater der deutſchen Poeſie die glückſelige Einfalt der erſten Welt in Abſicht auf die Bau-Kunſt erheben und der Pracht der heutigen Zeiten vorziehen wollen. Da weiß er die Sache ſo geſchickt zu kehren, daß man die Armuth und den Mangel der alten Zeiten nicht wahrnimmt. Er ſagt:

Wie noch die alte Welt mit Keylen Holtz geſpalten,
Und nur ein dürres Scheit zum Feuer fürbehalten,
Von Balken nicht gewußt, da keine Sege war,
Da lebten ſie mit Ruh und auſſer der Gefahr.
Es ſtuhnden ohngefehr vier Gabeln aufgerichtet,
Darüber her ward Stroh, das nunmehr wird vernichtet,
Auf Aeſten umgeſtreut, darunter lag ein Mann,
Die Freyheit neben ihm, ſo jezt iſt abgethan.

Und wenn der oben gelobte Schweizeriſche Poet die Nichtigkeit der von jedermann ſo hochgeſchäzten Ehre in dem Gedichte an Hrn. D. Gil-

D. Giller entdecken will, ſo zeiget er ſie euch nach derjenigen Seite, nach welcher ſie von allem täuſchenden Scheine gantz entblöſſet, euch gantz verächtlich vorkommen wird. Eine Probe davon kan die zwölfte Strophe ſeyn:

Doch ach was haben ſie verlohren!
Das Leben in der Menſchen Ohren
Geht nach dem Tod uns wenig an;
Achilles, deſſen kühne Tugend
Noch heut ein Beyſpiel iſt der Jugend,
Iſt ja ſo todt als jedermann.

Und wenn er euch in der zwey und dreyſſigſten Strophe einen groſſen Kriegs-Helden nach der ſchlimmen Seite vorſtellet, ſo wird dieſer euch eben ſo haßlich vorkommen, als ein öffentlicher Straſſen-Räuber:

Bekennt ihr gröſſten von den Helden,
Was kan die Nachwelt von euch melden,
Als die beglückte Raſerey?
Nehmt weg, daß ihr die Welt verheeret,
Geraubt, gemordet, gebrennt, zerſtöret,
Was bleibt, das Wiſſens-würdig ſey?

Eben dieſes hat der Herr Brockes in dem erſten Th. des Jrd. Vergn. in acht und dreyſſig Strophen, denen er die Benennung Helden-Gedicht gegeben, weitläuftiger ausgeführet. Dieſen Beyſpielen muß ich noch beyfügen, daß die wahre Glaubens-Lehre, wie

wie sie in den heiligen Schriften gegründet ist, sich auch dadurch anpreiset, daß sie viele verkehrte Begriffe der Menschen von dem wahren Wehrte der Dinge zu rechte bringet, und, indem sie die Wege Gottes mit den Menschen rechtfertiget, uns viele Dinge, die sonst der Natur erschrecklich vorkommen, nach einem solchen Licht vorstellet, daß die Beschauung derselben uns mit einem angenehmen Ergetzen erfüllen kan. So beschreibet sie uns das Leiden der Glaubigen als eine väterliche zur Verbesserung und Aufweckung zielende Prüffung und Züchtigung, und als eine zwar bittere, aber heilende Arzney: Und wenn sie uns den Tod der Frommen vorstellet, als einen süssen Schlaf, ja als einen Ueberschritt und Durchgang zu einem unvergleichlich seligern Leben, so heißt dieses nichts anders, als das erschrecklichste unter allen erschrecklichen Dingen nach einer schönen Seite vorlegen.

Und dieses führet mich auf eine andere Anmerckung, welche darinnen bestehet, daß die Kunst der Nachahmung ihre Vorstellungen auch dadurch gantz angenehm, beliebt, und verwundersam machen kan, wenn der Poet in den Gegenständen durch seine Scharfsinnigkeit gantz neue, verborgene, und unerwartete Umstände entdecket, und dieselben deutlich vor Augen leget. Die Unachtsamkeit der Menschen ist insgemeine so groß, daß

auch

auch die bekannteſten und alle Tage vorſchwebende Dinge den meiſten in Anſehung ihrer wahren Natur und Beſchaffenheit ihres innerlichen Wehrtes und rechten Gebrauches unbekannt bleiben, weil dieſe nur den äuſſerlichen Schein begaffen, und durch die ſtete Wiederhohlung eines immer gleichen Eindruckes betäubet in eine dumme Achtloſigkeit verfallen. Daher iſt ſich nicht zu verwundern, daß ſcharfſinnige Köpfe auch in ſolchen gemeinen und bekannten Dingen allemahl neue, unerwartete und verborgene Umſtände entdecken können, weil ſie die Sachen mit aufmerckſamen und durch den Verſtand geſchärften Augen beſichtigen. Die Vorſtellung ſolcher Umſtände muß auch nothwendig um ſo viel angenehmer ſeyn, je gewöhnlicher und gemeiner der Gegenſtand an ſich ſelbſt iſt, zumahl da wir nicht ohne Verwunderung vernehmen können, daß ſolche Dinge, mit denen wir täglich umgehen, uns zuvor noch verborgen und unbekannt geweſen waren. Was iſt zum Exempel bekannter als die Sonne? Alle Tage ſehen wir ſie über unſerm Haupte aufgehen, wir empfinden und genieſſen ihre geſegneten Einflüſſe und Würkungen immerhin, aber in Anſehung des gröſten Haufens ohne Ueberlegung; man kan darüber das lehrreiche Gedichte in dem erſten Theil des Jrd. Vergn. in G. nachleſen, und man wird da ſo viele neue ſonderbare Um-

ſtände, an welche wohl der tauſendſte nicht gedacht hat, nicht ohne Verwunderung wahrnehmen. Ich will nur die achte Strophe zum Beweißthum anziehen:

Wenn du dich drauf ſelber zeigeſt,
Und den diamant'nen Thron
Der durchſücht'gen Luft beſteigeſt,
Biſt du ſelbſt dein' eigne Kron,
Wovor Aug und Hertz ſich beugen;
Ja dein majeſtätiſch Schweigen
Präg't uns, bey ſo heiterm Schein,
Anmuth, Luſt und Ehrfurcht ein.

Das majeſtätiſche Schweigen der Sonne iſt ein neuer und den meiſten Leuten verborgener Umſtand von der Art, von welcher ich rede, und der Eindruck, den derſelbe auf das Gemüthe machen kan, iſt nicht vor einen jeden vernehmlich. Homerus weiß durch dieſes Mittel, da er die Sachen nicht alleine von ihrer äuſſerlichen Figur und Beſchaffenheit, ſondern von ihrer Abſicht und Würckung betrachtet, ſolche über die Maſſen zu erhöhen, und recht beweglich vorzuſtellen, als, wenn er in dem vierten B. der Ilias v. 117. einen geflügelten Pfeil μελαινάων ἕρμ' ὀδυνάων eine Quelle der häßlichſten Schmertzen nennet, wodurch er dieſes Gewehr in Wahrheit recht fürchterlich machet. Ein Exempel von einer angenehmern Vorſtellung kan uns Opitz lehnen, wenn er in dem erſten B. der poet. W.

ir

in dem Gedichte an den Freyherrn von Burghauſen die Glückſeligkeit der vorigen Zeiten mit der damahls vor Augen liegenden Unruh und Verheerung in Vergleichung ſtellet, und unter andern Vortheilen, ſo ein vormahls lebender genoſſen, anmercket:

\- - - Kein Krieg war ihm bekannt,
Sein Spieß und Degen hieng verroſtet an der Wand,
Und war der Mäuſe Spiel. - - - -

Dieſes iſt zwar ein kleiner aber gantz neuer, und unerwarteter Umſtand, der die tiefe und ſichere Ruhe der vorigen Zeiten auf eine recht ſichtbare Weiſe ſchildert; und die Erwähnung, daß die blutigen Mord-Waffen, die ſo viel Verderben unter den Menſchen anrichten, auch den verzagteſten Thieren zur Kurtzweile dieneten, iſt ein recht angenehm-wunderbares Paradorum. Von derſelben Art iſt, was in dem Gedichte an den Stifter des Ordens der Vertraulichkeit ſteht, wenn der Poet ſich im Geiſte die ſehnlich gewünſchten Vortheile des Friedens vorſtellet:

Wir möchten kurtz hernach Schild, Harniſch, Spieß und Wehren
Mit Freuden in den Pflug, der beſſer iſt, verkehren:
Wir würden bald die Spinn (Ey der gewünſchten Luſt!)
Ihr Netze weben ſehn um einen Helm voll Roſt.

Der dritte Vortheil, deſſen ſich die Kunſt der Nachahmung in der Ausbildung ihrer

Vorſtellungen mit Nutzen bedienen kan, beſtehet in dem rechten Gebrauche der Umſchreibung. Der griechiſche Kunſtlehrer Longinus hat in der acht und zwanzigſten Abtheilung von dem Erhabenen die Umſchreibung als einen ſonderbaren Zierrath der Rede angeprieſen, als womit das Erhabene durch den Wohlklang, den ſie vollkommener machete, unterſtützet würde. Alleine ich finde, daß ſie dem Poeten in Abſicht auf den Verſtand wichtigere Dienſte leiſten kan, als nur das Ergetzen des Ohres zu befördern. Sie iſt ſo viel als die Quinteſſenz einer vollſtändigen poetiſchen Beſchreibung, denn ſie ziehet durch eine geſchickte Wahl nur das wichtigſte und kennbarſte Merckmahl aus einer Sache heraus, welches ſolche in einer gewiſſen Abſicht und in einem Umſtand entweder ſchätzbar oder verwerfflich machen kan. Wenn der Redner oder Poet eine Sache nach ſeiner beſondern Abſicht nur von einer gewiſſen Eigenſchaft characteriſieren will, und er in Furcht ſteht, der Leſer mögte bey der bloſſen Benennung der Sache auf dieſe abſonderliche Eigenſchaft nicht genugſam Acht geben, ſo kan er deſſelben Aufmerckſamkeit mittelſt der Umſchreibung auf dieſes beſondere Stücke lencken, von welchem ſeine Vorſtellung, wenn es recht betrachtet wird, die beſte Stärcke und den wichtigſten Nachdruck empfangen ſoll. Gleichwie der Weltweiſe

eine

eine vollständige Erklärung ohne Gefahr mit der Benenung verwechseln, und sie statt derselben auf das Papier setzen kan, also kan der Poet eine Sache durch die Umschreibung viel kenntlicher und nachdrücklicher nach einem gewissen Gesichts-Punct vorstellen, als durch die blosse Benennung, die uns eine Sache nur überhaupt in das Gedächtniß bringt, und uns im übrigen in der Ungewißheit läßt, in welcher Absicht wir dieselbe vornehmlich betrachten sollen. Daher ist auch offenbar, daß die erste und vornehmste Eigenschaft einer guten Umschreibung die Klarheit sey, weil sie statt der eigentlichen aber ungewissen Benennung gebrauchet wird, eine Sache nach demjenigen Merckmahle vorzustellen, wodurch sie nach einer gewissen besondern Absicht am sichersten erkannt wird. Denn wo bey dem Gebrauche der Umschreibung diese Deutlichkeit, die aus einer Uebereinstimmung des ausgesetzten Merckmahles mit denen übrigen Umständen entspringet, aus der Acht gelassen wird, da muß die Vorstellung nothwendig in ein Räthsel verunarten, und die Umschreibung wird alsdann mehr dienen, eine Sache zu verdunckeln, als kennbar zu machen. Longinus hat in der neun und zwanzigsten Abtheilung wohl erinnert, daß dieser Kunstgriff, ob er gleich sehr brauchbar (ἐπικαιρος) sey, vor kleine Geister, die gerne über die Schrancken ausschweifen,

sehr viel Gefährlichkeit mit sich führe, weil eine solche austretende Beschreibung gar zu leicht matt und kindisch wird. Indessen hat er versäumet diese Schrancken, welche uns vor dieser Gefahr des Mißbrauches und der Ausschweifung bewahren sollen, auszusetzen, woran doch das meiste gelegen ist. Wenn wir inzwischen auf die oben angeführten Grundsätze Achtung geben, so wird solches eben nicht gar schwer seyn, und der Zweck der Umschreibung wird uns schon sagen, wie wir vor ihren rechten Gebrauch die gehörigen Schrancken finden sollen. Sie muß nemlich alleine gebraucht werden, wo die Absicht des Poeten erfodert, daß die Aufmercksamkeit des Lesers von einem weitläuftigen und ungewissen Begriffe, den die blosse Benennung einer Sache erwecken würde, auf eine absonderliche Eigenschaft oder Würckung derselben hingelencket, und gleichsam darauf fest gemacht werde. Wo dieser Grund den Gebrauch einer Umschreibung nicht rechtfertiget, da ist sie müssig, und wird also nothwendig die Vorstellung matt machen, weil sie etwas unnöthiges in die Rede hineinwirfft, das den Verstand weder vollkommener noch gewisser machet. Lasset uns nach dieser Regel folgende Stelle Platons untersuchen, da er in dem fünften B. von den Gesetzen saget: „ Man muß nicht leiden, daß die güldene „ und silberne Kostbarkeiten in der Stadt

„ Fuß

„ Fuß fassen, oder ihre Wohnung darinnen „ aufschlagen.„ Longin berichtet uns, daß diese Stelle von einigen getadelt worden als eine ungeschickte Umschreibung. Sie sagten zu Behauptung ihres Urtheils, wenn Plato die Besitzung des Viehs hätte verbieten wollen, so würde er gewiß auf dieselbe Weise die rinderne und schäferne Reichthümer gesagt haben. Ich will bald zeigen, daß dieser Grund ihres Tadels, der auf der blossen Analogie einer ähnlichen gantz ungewohnten Umschreibung beruhet, nichts werth ist. Sie hätten mit mehrerem Scheine sagen können, daß diese Umschreibung, **güldene und silberne** Reichthümer, an statt Gold und Silber, (wenn das sonst eine Umschreibung heissen kan,) gantz überflüssig wäre, weil sie den weitläuftigen Begriff, den die eigene Benennung, Gold und Silber in sich schleußt, nicht auf eine absonderliche Betrachtung einschränckete, auch die Absicht dieses philosophischen Gesetzgebers eine solche Einschränckung gar nicht erfodert hätte, indem er vielmehr alles Gold und Silber, vornehmlich auch güldene und silberne Gefässe, womit der Reichthum pranget, hätte verbieten wollen; daher er nicht ohne Ursache statt der Haupt-Nahmen nur die zufälligen gebraucht, damit zu verstehen zu geben, daß er sein Gesetze auch auf alles, was von Gold und Silber gearbeitet ist, erstreckete: Wie wir denn insbeson-

dere anmercken können, daß dieſe Art der Zuſammenſetzung bey den Griechen nicht ſo ungewohnt iſt, wie in andern Sprachen. Doch hätten dieſe Tadler auch auf dieſe Weiſe nicht bündig geurtheilet. Denn wir müſſen ferner betrachten, daß die wahre Abſicht Platons keinesweges war, durch dieſes Geſetze allen Gebrauch des Goldes und Silbers gänzlich aufzuheben, ſondern nur der Ueppigkeit und übermäſſigen Pracht zu ſteuren, wie das beygefügte Wort πλεονάσης ſolches genugſam andeutet, und zeiget, daß er ſeine Satzung nur von dem übermäſſigen Ueberfluß wolle verſtanden haben. Woraus denn offenbar erhellet, daß Plato ſich ganz genau und deutlich ausgedrücket habe, wie einem Geſetzgeber gebührete, und daß dieſes eigentlich keine Umſchreibung ſey, und derowegen auch nicht nach den Regeln einer ſolchen unterſuchet werden müſſe; wie die ungenannten Tadler beym Longin gethan haben, deren Critick dieſem Kunſtlehrer, wie es ſcheinet, nicht gänzlich mißfallen hat. Wenn aber dieſelben ihr Urtheil mit der Analogie ſchützen wollen, indem ſie durch eine höhniſche Nachahmung hinzuſetzen; „ Wenn Plato alſo die Beſitzung des Viehes hätte verbieten wollen, ſo würde er gewiß die rinderne und ſchäferne Reichthümer geſagt haben „; ſo geben ſie damit mehr ihre Luſt zu ſpotten, als eine criti-

critiſche Gerechtigkeit zu erkennen: Denn erſtlich hat der Schluß von der Analogie keine Kraft zu beweiſen, ausgenommen in vollkommen gleichen Fällen; hier aber wird in der critiſchen Nachahmung der Fall gantz anderſt geſetzet; Gold und Silber ſind lebloſe Materie, die durch die Kunſt in vielerley Formen verarbeitet werden kan, hingegen ſind Schafe und Rinder lebendige Geſchöpfe, abſonderliche Arten von Subſtanzen, die keinem andern Dinge als deſſelben Arten können zugeſchrieben, noch mit dem Begriffe einer Materie zuſammenverbunden werden, daher ihre Neben-Wörter niemahls zu andern als ſolchen Haupt-Nahmen geſetzet werden können, die eine gewiſſe Materie anzeigen, alſo daß die verſchiedene Art der Materie dadurch angezeiget wird, als wenn ich ſage, ſchäfern Fleiſch. Hingegen bezeichnen die aus dem Nahmen Gold und Silber formierten Neben-Wörter allezeit dieſe Materien, und werden ſolchen Haupt-Nahmen beygeleget, die eine Form derſelben bedeuten. Wenn wir nun nach den Geſetzen der Analogie ſchlieſſen wollen, ſo müſſen wir ſagen, diſſimilium diverſa eſt ratio. Es iſt bekannt, daß man gar wohl ſagen kan, ſilberne und güldene Götzen; aber wenn man darum von den Egyptern ſagen wollte, ſie hätten kalberne und rinderne Götzen verehret, ſo wäre dieſes

ſes eben ſo lächerlich als die ſchäfernen und ſilbernen Reichthümer. Zu dieſem kömmt noch, daß der Beweiß von der Analogie, wenn er nicht durch das Anſehen des Gebrauches unterſtützet wird, von den Sprach-Lehrern in Formierrng und Zuſammenſezung der Wörter und Redens-Arten ſchon längſt vor unzulänglich erkläret worden. Jezo will ich dieſen Gebrauch der Umſchreibung noch mit einigen Exempeln aus unſern deutſchen Poeten erklären.

Opitz bedient ſich dieſes Kunſtgriffes in ſeinem Vielgut v. 46. wo er die groſſe Geld-Begierde der Menſchen, die dem Reichthum als einem wahren Gut nachjagen, verächtlich anſchreiben will; er ſagt:

. . . . . Sie ſcharren aus der Erden
Wodurch ſie mehr und mehr dem Himmel fremde werden,
Darein kein Gold nicht kömmt. Sie hohlen über Meer
Aus einer andern Welt der Laſter Werckzeug her.

Und etwas ferner v. 51.

[Gründen
O Menſch, du Glückes-Ball, was häuſt du aus den
Und ſucheſt in der Bach im Sande deine Sünden?

Und in ſeinem Zlatna, wo er dieſe Gegend von dem Gold-trächtigen Erdreich rühmen will, ſagt er unter anderm v. 196.

. . . . . Geringe Bauren wiſſen
Mit

Mit Waschen gut Bescheid, und lesen einen Sand,
Der auch mit seiner Starck erobert Leut' und Land.

Der Poet nennet das Gold in den zwo ersten Stellen der Laster Werckzeug, ja unsere Sünden; in der dritten Stelle aber bezeichnet er es, als einen Sand, der mit seiner Stärcke Land und Leute erobern kan. Diese beyden Umschreibungen characterisieren das Gold durch einen absonderlichen Gebrauch, oder Mißbrauch, und dessen Würkung, eine von denselben dienet, das Gold in Verachtung zu bringen, die andere eben dasselbe wegen seiner Nothwendigkeit zu loben; eine solche ungleiche Vorstellung erforderte die verschiedene Absicht des Poeten; und beyde sind vortrefflich bequem, solche zu befördern, den Gedancken zu erhöhen, und recht wunderbar zu machen. Auch sind beyde aus Horatzens Oden nachgeahmet worden, der in der vier und zwanzigsten Ode des dritten B. gesagt hat:

Vel nos in mare proximum
Gemmas, & lapides, aurum & inutile,
Summi materiam mali,
Mittamus, scelerum si bene poenitet.

Und in der sechszehnten Ode desselben B.

Aurum per medios ire satellites,
Et perrumpere amat saxa, potentius
Ictu fulmineo.

Ofte

Ofte wird eine Sache mittelſt der Umſchreibung nicht ſo wohl durch dasjenige characteriſiert, was ihr zukömmt, als vielmehr durch den Gegenſatz und die Wegräumung deſſen, was ihr nicht zukömmt, kennbar und verwunderſam gemacht. So ſagt Opitz im Zlatna:

. . . Verleiht mir Gott das Leben,
So bin auch ich geneigt, euch künftig das zu geben,
Was Reichthum nicht vermag. Die Rahmen ſo anizt
Auf bloſſen Steinen ſtehn, und ſind faſt abgenizt
Durch Roſt der ſtillen Zeit, die will ich dahin ſchreiben,
Da ſie kein Schnee, kein Blitz, kein Regen wird vertreiben;
Da euch der Gothen Schar, wie ſie vorweilen pflag,
Mit ihrer Grimmigkeit zu ſchaden nicht vermag.

Womit er ohne Zweifel auf folgende Stelle in der dreyſſigſten Ode des dritten B. Horatzens geſehen hat:

Exegi monimentum ære perennius,
Regalique ſitu Pyramidum altius:
Quod non imber edax, non Aquilo impotens
Poſſit diruere, aut innumerabilis
Annorum ſeries, & fuga temporum.

Was diejenige Art einer Umſchreibung anbelanget, da eine bekannte Sache durch eine verblümte Redens-Art, und gleichſam unter einem allegoriſchen Bilde vorgeſtellet wird, ſo gedencke ich ſolcher an dieſem Orte nicht, als die nicht hieher gehöret, weil ſie allen

allen ihren Nachdruck von dem ähnlichen und richtigen Bilde und der Metapher empfängt. So wenn Plato beym Longin den Tod eine unumgängliche Reise, und die lezte Pflicht, die den Verstorbenen bey ihrer Bestattung abgestattet wird, eine öffentliche Begleitung des Vaterlandes nennet, so ist dieses vielmehr eine allegorische Vorstellung, als eine Umschreibung.

Endlich muß ich von dem Gebrauche der Umschreibung noch anmercken, daß sie einen besondern Nutzen hat, indem sie auch solche Dinge, die in ihrer nackteten Vorstellung Schamröthe und Eckel verursachen müßten, nach demjenigen Gesichtes-Punct und derjenigen Entfernung zeiget, in welcher alles häßliche und eckelhafte unsichtbar wird und sich verliehrt. Gleichwie die mahlerische Perspectiv-Kunst in der Anordnung eines Planes lehret, in was vor Gröse, Vortheil, und Entfernung, die Bilder vorgestellet werden müssen, also hat auch die Poesie ihre Perspectiv-Kunst; und wie der Mahler in allen seinen Vorstellungen den Wohlstand beobachten, und alles Aergerniß sorgfältig vermeiden muß, also ist einem Poeten eben so viel daran gelegen, daß er sich hüte, durch seine Vorstellungen die Zucht und Ehrbarkeit zu verletzen. Zu diesem Ende dienet ihm die Umschreibung, wenn er etwann auch von garstigen

ſtigen Dingen reden ſoll, dieſelben in einer ſolchen Entfernung vorzuſtellen, wo ſie keinen widrigen Eindruck auf das Gemüthe des Leſers machen können. So ſagt Opitz in ſeinem Zlatna v. 162.

Nicht wie zwar jene thun, die etwas beute ſchreiben,
Das morgen kömmt dahin, wo es zu kommen wehrt,
Da wo man auf die Wand den bloſſen Rücken kehrt.

Und etwas ferner v. 349.

Da ſieht man eine Frau, die ihren Mann zu ſchonen,
Der ohne dieß ſchwach iſt, den Knechten pflegt zu lohnen,
Und giebt umſonſt hinweg das, was ihr dennoch bleibt.

Von derſelben Art iſt diejenige Stelle bey Herodotus, welche Longinus in der acht und zwanzigſten Abtheilung anführet, und gantz ungemein lobet, als ob ſie ſchier ihres gleichen nicht hätte. Dieſes berühmten Geſchichtſchreibers Worte lauten im erſten B. Cap. 105. „Denjenigen Scythen, „welche den Tempel der Venus geplün„dert hatten, ſchickte dieſe Göttin θηλειαν „νοῦσον, eine weibiſche oder weibliche Kranck„heit.„ Ich will mich hier nicht in den Streit miſchen, welchen die zwey gelehrten Franzoſen Girac und Coſtar über dieſe Weiber-Kranckheit angefangen, dieſe galanten Franzoſen mögen die Heimlichkeiten der Weiber vor ſich entdecken und beur-

thei-

theilen, nur hab ich dabey die Anmerckung zu machen, daß ich den Grund nicht sehen kan, wenn Herodotus durch diese weibliche Kranckheit nichts anders versteht, als einen weibischen Sinn und ein wollüstiges Leben, warum Longinus dieses Exempel einer Umschreibung als unnachahmbar lobet. Es gebühret sich zwar, wie Herr Heineken in seiner Anmerckung hinzusetzet, allen denjenigen ein billigmässiges Lob, welche züchtigen Ohren zu schonen, und aus Ehrbarkeit, eine Sache, die der Wohlstand verbeut bey dem rechten Nahmen zu nennen, mit andern Worten umschreiben; aber darum nicht ein solch ausnehmendes und auf das höchste gestelletes Lob, als Longinus diesem Exempel beyleget, wenn er bezeuget, daß es seines gleichen nicht habe.

Wie nun die Umschreibung dienet, die Sachen nur in einem gewissen Gesichtes-Punct und in der Entfernung vorzustellen, so ist hingegen die Erweiterung ein Mittel, die Sachen gantz nahe zu dem Auge des Lesers herbeyzubringen, und ihn so lange bey der Betrachtung derselben aufzuhalten, bis er sie um und an nach ihrem Werth und ihrer Grösse beschauet hat; und diese Erweiterung weiset der Kunst der poetischen Nachahmung einen neuen Vortheil, durch welchen die Sachen gantz beweglich und nach ihrer wahren Grösse und Würde vorgestellet

gestellet werden können. Was in der Weißheits-Lehre die ausführliche und vollständige Erklärung ist, das ist die Erweiterung in der Beredtsamkeit. Wenn die blosse Benennung einer Sache oder Handlung in ihrem Jndegriffe viele Absätze, verschiedene Eigenschaften und Umstände einschleußt, da je ein Stücke das andere unterstützet und erhebet; und wenn denn die Absicht des Poeten erfodert, daß alle diese Absätze von dem Leser genau bemercket und erwogen werden, so muß er die Sache nicht nur überhaupt vorstellen, sondern er muß den weitläuftigen Begriff in seine verschiedene Absätze zergliedern, und diese nach einander in ihrer natürlichen Verknüpfung zur Betrachtung vorlegen; welches eben durch die Erweiterung geschieht. Diese ist nach Longins Erklärung, die wir am Ende der eilften Abtheilung von dem Erhabenen finden, „ eine vollständige „ Zusammenhäufung aller bey einer Sache „ vorkommender Umstände und Eigenschaf„ ten, wodurch eine Vorstellung erst ihre „ wahre Gröſſe und Stärcke empfängt. „ Diese Erweiterung dienet demnach eine Sache oder Handlung zu erklären und in ihr rechtes Licht zu setzen, damit dadurch entweder der Nachdruck der angeführeten Gründe befödert, und die Ueberzeugung unterstützet, oder die Leidenschaften, als, die Bewunderung, der Zorn, das Schrecken, die Verachtung,

achtung, das Mitleiden und andere, durch die geschickte Vergrösserung oder Verkleinerung angefeuret werden. Ein Poete und Redner, welcher weiß was er an jedem Orte vor Eindrücke zu Beförderung seiner Absichten erwecken soll, wird nun ohne mehreren Unterricht von sich selbst zu beurtheilen wissen, wo er diesen Kunstgriff mit Nutzen anwenden könne, und welche unter so unterschiedenen Arten der Erweiterung sich vor sein Vorhaben am besten schicke. Die geschickten Kunstlehrer der vorigen und der heutigen Zeiten haben auch dieses Kunst-Stücke in ihren Schriften so ausführlich abgehandelt, und mit Beyspielen aus alten und neuern Poeten so wohl erläutert, daß ich vor ganz überflüssig halte, mich länger darüber aufzuhalten; man sehe nur unter andern Quintilianus im dritten Cap. des achten B. nach. Doch will ich diesen Anlaß ergreifen, als im Vorbeygehen eine Art der Erweiterung, die Homer so viel als eigen zugehöret, die aber von verschiedenen Kunstrichtern, vornehmlich von La Motte in seiner Schrift von Homerus, vor ausschweifend und kindisch ausgegeben worden, zu rechtfertigen.

Diese besteht darinnen, daß er öfters, wenn er den Werth einer Sache, z. Ex. eines Schildes oder Gewehres erhöhen will, ausführlich erzehlet, von was vor Helden dieselben vordem gebraucht, und wie sie von

einem auf den andern gekommen ſeyn. Zu einem Beyſpiel kan dienen, was er von Agamemnons Scepter in dem zweyten B. der Ilias v. 100. rühmt: „ Darauf ſtuhnd der „ König Agamemnon auf, mit dem Scep„ ter in der Hand; Vulcanus hatte dieſes „ gearbeitet, und dem König Jupiter Sa„ turnus Sohne gegeben; Jupiter gab es „ dem himmliſchen Bothen, der den Argus „ erſchlagen, und Mercurius dem Pelops „ dem geſchickten Führer der neu-erfunde„ nen Wagen; Pelops gab es dem Atreus „ dem Beherrſcher vieler Völcker; Atreus „ hinterließ es, als er ſtarb, dem Thyeſtes, „ der eine ſo groſſe Habe an Schäfereyen „ beſaß; Thyeſtes gab es dem Agamemnon „ zu führen, damit er in vielen Inſeln und „ in dem groſſen und mächtigen Argos herr„ ſchete.„ Dieſes alles iſt eine Erweiterung deſſen, was er v. 46. das väterliche Scepter, das beſtändig in dem Hauſe geblieben war, genennet hat. Der Poet bedient ſich dieſer Erweiterung an denen Orten, wo er die Rüſtzeuge und Ehrenzeichen der alten Helden nach ihrem Alterthum und gleichſam angeerbten Ruhm erheben will. Der Werth eines ſolchen Rüſtzeuges ward um ſo viel höher geſchätzet, je mehrere dapfere Hände es nach einander geführet und ſich damit einen unſterblichen Ruhm erworben hatten; es ward durch einen ſolchen genealogiſchen Erweiß

weiß recht geadelt, und man hielt es vor ein beſonderes Glücks-Zeichen, ſo man mit einem Gewehre von dieſer Art ſtritt, welches bißdahin niemahls gefehlet, und den Beſitzern ſo viel Ehre gebracht hatte, ja der Aberglaube ſelbiger Zeiten legete ihm gar etwas göttliches bey. Und daß auch in weit ſpätern Zeiten der Werth eines ſolchen Gerä-thes nicht ſo ſehr nach der Koſtbarkeit der Materie, oder nach der kunſtreichen Arbeit, ſondern vornehmlich nach dem Ruhme der vorigen Beſitzer, von denen es in einer ordentlichen Folge an die Nachkinder gekommen war, geſchätzet worden ſey, können wir aus einer Stelle beym Seneca, im erſten Cap. von der Ruhe des Gemüthes, abnehmen, wo es heißt: Placet minister incultus & rudis vernula, argentum grave ruſtici patris, ſine ullo opere & nomine artificis, & menſa non varietate macularum conſpicua, nec per multas elegantium dominorum ſucceſſiones civitati nota. Alſo daß dieſe homeriſche Art der Erweiterung in der Gewohnheit der damahligen Zeiten ihren guten Grund hat.

Mit dieſer Erweiterung ſtehet fünftens ein anderer Kunſtgriff der Nachahmung in einer engen Verwandtſchaft, welchen ich zum Unterſchied die Vermehrung nennen will. Dieſe beſtehet in einer kurzen Ausführung eines Gedanckes, da man das Wunderbare in einer Vorſtellung glaubwürdig zu machen,

und gleichſam zu rechtfertigen, noch etwann einen wahrſcheinlichen aber unerwarteten Grund oder Schluß hinzuſetzet, und den Einfall dadurch vermehret. So wenn König in dem erſten Geſange ſeines Helden-Gedichtes den Aufbruch des königlichen Gaſtes in das Lager bey Radewitz beſchreibet, ſo ſaget er unter anderm v. 805.

Die Pferde ſiehet man den Dampf aus ihren Naſen,
Mit leichtem Stand erfüllt, wie Wolcken von ſich blaſen;
Indem ein jedliches, ſich drüſtend, herſtolziert;
Dieweil es ſolch ein Paar gekrönter Haupter führt.

Und ihr findet in dieſes Poeten Helden-Lobe des Königs Auguſtus eben denſelben Gedanken in folgenden Verſen:

Es ſcheint, daß jedes Pferd, ſo dich nach Hofe führt,
Heut einen rühmlichen und edeln Ehr-geitz ſpührt;
Sie brüſten ſich erfreut vor deinem Ehren-Wagen,
Aus Stolz, die ſchönſte Laſt der gantzen Welt zu tragen.

Ich mercke bey dieſer Stelle an, daß der wahrſcheinliche Grund, der in der lezten Zeile von einer jeden beygefüget wird, von dem ſich brüſtenden Stolz der Pferde, in der Dichtung gegründet iſt, nach welcher man wegen einer ziemlichen Aehnlichkeit der thieriſchen Handlungen mit den menſchlichen den Thieren menſchliche Abſichten, Gemüthes-Neigungen und Gedancken zuſchreibet. Alſo wird hier der Ehr-begierige Stolz der

Pferde

Pferde damit gerechtfertiget, daß der Poet ihnen die hochmüthigen Gedancken zuleget, daß sie die ausnehmende Ehre haben, gesalbete Haupter zu führen, da der Wohlstand bey dergleichen Aufzuge nichts niederträchtiges leiden würde. Von einer gleichen Art ist eine andere Stelle in dem Helden-Gedichte auf das Pohlnische Lager:

Ein anders geht zwar gut, doch mit dem Kopfe krumm,
Und sieht neugierig sich nach allen Leuten um:
Als wollt' es seinen Gang nur darum unterbrechen,
Zu hören, ob von ihm die Kenner rühmlich sprechen.

Die Neugierigkeit ist Ursache, daß diejenigen, die etwann in einem prächtigen Einzuge gehen, sich selber nach allen Leuten umsehen, und die Ehr-Begierde unterstützet manchmahl die Neugierigkeit durch die Hoffnung ein vor sie vortheilhaftiges Urtheil von den Zuschauern zu vernehmen. Da nun das Pferd, das der Poet hier beschreibet, nach seiner eigenen Art, und aus blossem Triebe der Natur eine ähnliche Stellung und Gebehrdung, wie jene Leute, an sich gehabt, so hat der Poet selbige von einer gleichen Beweg-Ursache hergeleitet, und seine Beschreibung dadurch recht wunderbar gemachet, wobey er dennoch das Wunderbare durch die Art des Vortrages auf eine gekünstelte Weise gemässiget hat, indem er dem Pferde diese ehrbegierige Ab-

ſicht nur dem Scheine nach zuſchreibet. In dem oben angeführten Helden-Lobe dieſes ſinnreichen Poeten kömmt mir noch eine Stelle von dieſer Art ins Geſicht:

Mutswillia gaukelt dort ein Heer von jungen Kindern,
In Hoffnung daß du wirſt der Vater Noth vermindern;
Hier kriecht ein Alter her, und eilt, obwohl gebückt,
Weil er in dir annoch, Printz, ſeinen Stab erblickt.

Der Troſt in einem hohen Alter wird ſehr wohl unter dem Sinnbilde eines Stabes vorgeſtellet, und dieſes iſt die wahre Urſache, daß auch die alten Greiſen bey dem Einzuge des Königs hervorgekrochen, weil ſie an ihm denjenigen zu ſehen und zu verehren gemeinet, der ihnen die Beſchwerlichkeit des Alters vermindern und den Reſt ihrer Tage verſüſſen würde. Alleine dieſe Abſicht hat der Poet durch die figürliche Vorſtellung gantz wunderbar gemachet. Opitz hat dieſen Kunſtgriff gleicher Weiſe in dem Lob-Gedichte an den König Ladisla ſehr geſchickt angewendet:

. . . Kommt laßt dem Feinde zeigen,
Er ſoll uns nimmer ſehn für ſeinem Monde neigen;
Er habe darum ſich an Leuten ſtarck gemacht,
Daß ihrer mehr durch uns auch würden umgebracht.

Die groſſe und faſt unglaubliche Anzahl der Feinde des chriſtlichen Nahmens iſt ein ſolcher

cher Umstand, der den nordischen Völckern leicht den Muth hätte daniederschlagen können, aber wie geschickt weiß König Ladisla, dem der Poet hier das Wort leihet, diesen Umstand so zu kehren, daß er selbst dienen muß, ihren Muth anzuflammen, wenn er ihnen diese grosse Anzahl der Feinde als eine schöne Gelegenheit vorstellet, den verhofften Sieg über dieselben desto herrlicher und ruhmwürdiger zu machen, indem er ihnen die verborgene Absicht der göttlichen Schickung dergestalt ausleget, daß dieselbe diese Verstärckung ihrer Feinde darum verhänget habe, damit ihre Straffe ihnen desto empfindlicher und ihre Niederloge desto gröſſer würde, und sie hernach aufmuntert, diese Absichten der göttlichen Rache an ihnen zu vollführen, und in der That zu zeigen, daß jene sich nur zu ihrem gröſſern Unglücke so sehr verstärcket haben. Diese Betrachtung ist auch vor einen unverzagten auf Gott und seinen dapfern Muth sich verlassenden Sinn gantz wahrscheinlich, so wunderbar sie an ihr selber ist. Und dieses giebt mir Gelegenheit hier überhaupt anzumercken, daß die Gründe und Schlüsse, womit eine poetische Wahrheit künstlich ausgeführet und unterstützet werden kan, gemeiniglich nur Einfälle eines sinnreichen Witzes und scharfsinnigen Geistes sind, die sich nur auf das Wahrschein-

ſcheinliche und Mögliche gründen, und eben darum meiſtens gantz neu und wunderbar herauskommen; woraus zu erſehen iſt, daß die Abhandlung von demjenigen, was ſinnreich und ſcharffſinnig genannt wird, die Kunſt poetiſche Schlüſſe zu machen, und einen poetiſchen Erweiß auszuführen, in ſich begreifft. Nach dieſer beyläuftigen Anmerckung will ich noch ein Exempel aus Herrn Königs Trauer-Gedichte über den allzu frühen Tod des Königs Auguſtus von Pohlen beybringen, wo er in der fünften Strophe klaget:

O Gott! wir haben ihn zu kurtz für uns beſeſſen!
War ſeiner Jahre Lauff bereits vor dir zu viel?
O wolltеſt du ſie nicht nach unſrer Liebe meſſen,
Nach ſeiner Wercke Zahl, nach unſrer Wünſche Ziel?
Ach ja, nach unſrer Treu! Ach ja, nach ſeinen Gaben!
So würden wir ihn erſt nach ſpäther Zeit begraben.
Unwiederrufflicher zu ſtringer Schickſals-Schluß!
Wie liebenswürdig war, der hier erblaſſen muß!
Dem Tod iſt dieſer Streich durch Hinterliſt gerathen,
Er rechnet nicht die Jahr, er zehlt des Königs Thaten.

Der Poet ſuchete in dieſer Stelle die Klage um den Verluſt ſeines Königs zu rechtfertigen; zu dem Ende trägt er mancherley Gründe und Urſachen auf einen Hauſen, welche denſelben eines längern Lebens würdig macheten, wenn das unvermeidliche Schickſal nicht ſeinetwegen etwas anders beſchloſſen gehabt hätte; dann ſchleußt

er

er dieſe Affects-volle Erweiterung mit einem Einfall, den er mit einem wahrſcheinlichen Grund unterſtützet. Ich könnte zwar über dieſe Stelle verſchiedenes erinnern, alleine ſolches würde mich allzuweit von meinem Vorhaben abführen, darum will ich meine Betrachtungen nur über den Schluß dieſer Strophe ergehen laſſen, und ſolchen theils in ſeiner Verbindung mit der ganzen Klage, theils vor ſich abſonderlich erwegen. In der erſten Abſicht muß ich ſagen, daß dieſer ſinnreiche Schluß hier nicht glücklich noch an ſeinem rechten Ort angebracht wird, weil er die inwendige Wehmuth des klagenden Poeten weder unterſtützet noch rechtfertiget, ſondern eine ſpielende Kaltſinnigkeit offenbaret. Quintilianus hat ſehr wohl angemercket: In magno dolore nulla eſt obſervatio artis; daher auch Perſius in ſeiner erſten Satyre geſagt:

\- - - Verum, nec noſſe paratum
Plorabit, qui me volet incurvaſſe querela.

Der Poet wird durch den Schmertzen über den frühzeitigen Verluſt ſeines Königs dem erſten Anſcheine nach angetrieben, mit der göttlichen Schickung beynahe zu rechten, und ihr von Stücke zu Stücke alle diejenigen Beweg-Gründe vorzuhalten, die ſie hatten vermögen ſollen, dem König eine längere Lebensfriſt zu ſchencken; alleine er

einnert ſich endlich, daß alle dieſe Klagen gegen das unerbittliche Schickſal nichts verfangen, daher ergiebt er ſich dem Schmerzen, die Gröſſe deſſelben näher zu erwegen und ſeine Billigkeit zu rechtfertigen. Wer würde nun bey einer ſolchen Gemüthes-Verfaſſung und bey einer ſo tiefen Traurigkeit erwarten, daß der Poet ruhig genug ſeyn ſollte, einen ſo künſtlichen Einfall des Witzes anzubringen, welcher alleine dienet, den gerechten Schmertzen zu täuſchen und zu verläugnen? Dieſer Einfall iſt aber nicht alleine in Abſicht auf den Gemüthes-Zuſtand des Poeten, ſondern auch in Abſicht auf den Verſtand unwahrſcheinlich; der Poet hatte ſeine Klage an Gott, als den Herrn des Lebens, gerichtet, welchem er unter anderm in ſeiner Ungedult vorrücket, daß er bey Beſtimmung der Lebensfriſt dieſes Königs keine Betrachtung für deſſen Wercke und Thaten gemacht habe; aber am Ende derſelben führet er den Tod, als eine Perſon, ein, ſchreibet ihm einen Vorſatz zu, der ſich mit dem angeregten Verhengniß der göttlichen Schickung gar nicht reimet, ſondern ſolches beynahe umſtößt. Der oberſte Herr des Lebens wollte die Jahre des Königs nicht nach der Anzahl ſeiner Wercke meſſen, aber der Tod, der den unwiderruflichen Schluß der göttlichen Schickung ausführen ſollte,

sollte, thut dieses durch Hinterlist, damit er uns damit hintergienge. Das Lob Cäsars, welches Cicero in der Rede für den Marcellus hat einfliessen lassen, wo er zum Grunde setzet, daß das Leben desselben der römischen Republick überaus verträglich gewesen wäre, ist viel natürlicher und nachdrücklicher, wenn er hinzufüget: Itaque illam tuam præclarissimam vocem invitus audivi: Satis te diu vel naturæ vixisse, vel gloriæ. Satis, si ita vis, naturæ fortasse; addo etiam, si placet, gloriæ: at, quod maximum est, patriæ certe parum. Betrachten wir jetzo diesen sinnreichen Schluß, Einfall absonderlich ausser dem Zusammenhange, so finden wir das Original desselben in Martialis Grabschrift eines gewissen Scorpus, der wegen vieler Gewinnste, so er in öffentlichen Schauspielen erhalten hatte, berühmt war:

Ille ego sum Scorpus clamosi gloria Circi,
Plausus Roma tui, delitiæque breves:
Invida quem Lachesis raptum trieteride nona,
Dum numerat palmas, credidit esse senem.

Wenn ich dieses Original mit der deutschen Copie zusammenhalte, so erblicke ich zwischen beyden einen grossen Unterschied, die letztere geht von dem ersten hauptsächlich darinnen ab, daß dem Tode da eine List zugeschrieben wird, dadurch er andere betrogen, die sich noch auf ein längeres Leben ihres Kö-

nigs

nigs Hoffnung gemachet hatten: da hingegen in dem Lateiniſchen der Betrug der Lacheſis ſelbſt beygeleget, und dabey zu vermuthen gegeben wird, dieſer wiewohl für den Verſtorbenen rühmliche Irrthum habe ſie gereuet. Die Abweichung iſt deſto weniger zu loben, weil ſie den Tod, als eine phantaſtiſche Perſon, mit wahren Weſen in eine Handlung verbindet, indem derſelbe die getreuen Unterthanen des Königs Auguſtus damit berücket hat, daß er ihnen alle die rühmlichen Thaten deſſelben vorgezehlet, und ſie dadurch auf den Wahn verleitet hat, daß er ungleich mehr Jahr auf ſich haben müßte, als er in der That gehabt. Und eben durch dieſe Abweichung hat der Einfall ſeine Wahrſcheinlichkeit u. Möglichkeit verlohren. Sonſt kan ich nicht mit Stillſchweigen vorbeygehen, daß Salvini in ſeinen Anmerckungen über Muratori Werck von der vollkommenen Ital. Poeſie im ein und zwanzigſten Cap. des erſten B. dieſen poetiſchen Einfall des Martialis aus dem Grunde getadelt, weil er auf das Falſche gebauet wäre, als ob der Tod nicht eben ſo wohl Jünglinge, als abgelebte Greiſen hinraffete, da doch bekannt wäre, daß die wenigſten Menſchen das höchſte Ziel des Alters erreicheten. Alleine geſetzet, daß dieſer Einfall nicht auf das Wahre gegründet ſey, ſo fehlet es ihm nicht an einem wahrſcheinlichen Grunde, indem die Men-

Menschen gewohnt sind, sich in ihrer Hoffnung das weiteste Ziel des menschlichen Lebens zu versprechen; und je weiter sie von diesem Ziele noch entfernet sind, desto weniger glauben, daß der Tod einiges Recht über sie besitze; daher man im gemeinen Sprüchworte, die Jungen können, die alten müssen sterben, dem Tod nur über die Alten ein Recht einräumet, und in Ansehung der Jungen bloß eine Möglichkeit zugesteht: Und auf diesen allgemeinen Wahn gründet sich der poetische Einfall. In demselben Sinn hat auch Opitz im dritten B. der Poet. W. die Traurigkeit über dem frühzeitigen Absterben einer Fürstinn zu täuschen gesucht, wenn er sagt:

Wer ist doch unter uns, der eure Jahre zehlet?
Die Tugend bringt es ein, was euch am Alter fehlet.

Die Vergleichung dieser zwo Stellen giebt mir Anlaß von der Neuheit der Gedancken, nicht in Ansehung ihrer Erfindung, sondern ihres Gebrauches, zu reden. Es ist wahr, daß ein Gedancke oder Einfall, wenn man ihn bloß in seinem Ursprung betrachtet, und sich in diejenigen Zeiten versetzet, in welchen er zuerst hervorgebracht worden, ganz neu und wunderſam scheinen, und man sich wohl vorstellen kan, daß er damahls habe entzücken müssen; alleine wenn derselbe öfters wiederholet wird, so verleurt er durch diesen

Gebrauch

Gebrauch seine reizende Kraft und Schönheit, er wird abgenutzet, und denen, die in poetischen Schriften nicht unbewandert sind, so geläufig, daß er endlich einen sehr schwachen Eindruck auf ihr Gemüthe thut. Dergleichen wiederhohlete Gedancken und Uebersetzungen können einen Poeten alleine bey den Unwissenden in Hochachtung bringen, welche vor eine Würckung seines lebhaften Geistes halten, was eine blosse Wohlthat des Gedächtnisses ist; und wenn die Schriften eines Poeten an eigenen Erfindungen leer sind, so kan ein solcher sich keinen mehrern Verdienst bermessen, als daß er wohl lesen und übersetzen könne. Von solchem Gelichter sind folgende Einfälle:

. . . . Du würdest König seyn,
Und wäre nichts um dich, als dein Verdienst allein.

Ingleichem:

Es ist an dir der Held so groß, als wie der König.

Und:

. . . Das heißt recht edel kriegen,
Den Feind, sich selbst und auch den Sieg zugleich besiegen.

Dahin gehören auch, was die Nachkömmlinge in Ansehung grosser und wunderbarer Verrichtungen wohl glauben werden; daß einer sich selbst übertreffe, und andere mehr.

Diese

Diese sind in den Lobschriften so gemeine, daß sie fast alle Annehmlichkeit der Neuheit verlohren haben. Die schönsten Sachen, wenn sie öfters gesagt und wiederholet werden, haben keinen Reitz mehr. Alleine die Neuheit ist es, die den Gedanken einen reitzenden Werth und Glantz mittheilet. Die meisten Scribenten sollten sich mehr der Neuheit befleissigen, gesezt daß sie uns dann nicht so viele Wercke lieferten; sie meinen, wenn sie abschreiben, was grosse Männer gesagt haben, seyn sie selber grosse Leute. Aber sie betriegen nur sich selbst, und nicht die Leser, die solchen Scribenten mit Verachtung begegnen, welche ihnen nichts mehrers sagen, als was sie schon hundertmahl bewundert haben. Jedennoch, weil diese Anmerckung den Geist unsrer heutigen Poeten allzu sehr daniederschlagen möchte, will ich ihnen den Trost nicht entziehen, den La Motte in der Ode, die Neuheit betitelt, angeführet hat:

Quoy! faut-il donc avec scrupule
Eviter, d'un soin ridicule,
Le beau qu'ils nous ont enlevé?
Non; mais qu'à l'art dont on l'employe,
L'avenir equitable croye,
Que sans eux nous l'aurions trouvé.

Wie nun alle bißdahin erzehlten Kunstgriffe der Nachahmungs-Kunst dienen, eine Sache nach denen verschiedenen Absichten

ten in ihrem rechten Licht und nach dem rechten Gesichtes-Puncten vorzustellen, und derjenige Poet höchlich zu loben ist, der die Sachen so deutlich und lebhaft vorstellet, daß man dieselben würcklich gegenwärtig zu sehen meinet, so ist auf der andern Seiten derjenige Kunst-Streich zuweilen ebenso vortrefflich, da der Poet die Sachen also vorstellet, daß er der Phantasie anderer Leute die Sorge überläßt, sich mehr vorzubilden, und ihrem Verstand das Vergnügen gönnet, mehr zu verstehen, als die Worte lauten. Eine vollständige und ausführliche Beschreibung, die dem Leser oder Zuschauer nichts überläßt, sondern eine Sache von allen ihren Seiten, Absätzen und Umständen vorstellet, setzet ihn freylich in eine angenehme Verwunderung über die reiche Einbildungs-Kraft des Poeten, wodurch er ihm die Gegenstände so vollkommen und so nahe vor Augen leget: Aber eine Beschreibung, die mehr zu verstehen giebt, als sie mit Worten ausdrücket, und hiemit den Geist des Lesers beschäftiget, dasjenige selbst zu finden und gleichsam aus den Förder-sätzen herzuleiten, was darinnen verborgen lieget, würcket neben dem angeregten noch ein besonderes Ergetzen, welches Quintilianus, zwar in einem andern Absehen, mit diesen Worten ausgedrücket: Auditoribus grata sunt hæc, quæ cum intellexerint, acumine SVO delectantur, non quasi audi-

audiverint, sed quasi invenerint. Und Demetrius Phalereus hat sich hierüber noch näher erkläret, wenn er §. 229. sagt: Θεόφραστός φησιν, ὅτι οὐ πάντα ἐπ' ἀκριβείας δεῖ μακρηγορεῖν, ἀλλ' ἔνια καταλιπεῖν, καὶ τῷ ἀκροατῇ συνιέναι, καὶ λογίζεσθαι ἐξ αὐτοῦ. Cum enim intellexerit, quod omissum est a te, non auditor solum, sed & testis tuus efficitur. Et simul benevolentius est: acutior enim sibi videtur tua opera, qui ansam ei præbuisti intelligendi. Contra autem omnia ut insipienti exponere, simile est damnanti auditorem. Wie geschickt sich Homer dieses Kunstgriffes zu bedienen gewußt habe, wird man in meiner Abhandlung von den homerischen Gleichnissen und derselben künstlichen Verfassung genugsam entdecket finden; wiewohl dieser Poet sich sonst gerne in umständlichen Beschreibungen und vollständigen Erweiterungen ergeußt, damit er der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der Leser dadurch zu statten komme: Da hingegen Virgil, weil er für geschicktere und mehr erleuchtete Zeiten geschrieben, sich des leztbelobten Kunst-Streiches weit mehrere mahl bedienet hat. Ich will nur einige wenige Exempel aus demselben zur Erläuterung anführen. Wenn er die Grösse des Cyclopen Polyphemus zu erkennen geben will, so mißt er ihn nicht mit der Meßruthe, wie Lucilius, der von ihm gesagt, daß er zweyhundert Schuhe hoch gewesen sey; sondern

er giebt ſolches im dritten B. der Eneis v. 630. dergeſtalt zu verſtehen:

. . Expletus dapibus, vinoque ſepultus,
Cervicem inflexam poſuit, jacuitque per antrum
Immenſum. - - - - -

Und etwas ferner v. 655.

. . Summo eum monte videmus
Ipſum inter pecudes vaſta ſe mole moventem
Paſtorem Polyphemum, - - -
Monſtrum horrendum, informe, ingens. - -
Truncа manum pinus regit, & veſtigia firmat.

Und v. 664.

. - - - Graditurque per æquor
Jam medium, necdum fluctus latera ardua tinxit.

Gleichwie man nemlich die Gröſſe eines Rieſen aus einem Finger ermeſſen kan, alſo ſind die Merckmahle, durch welche der lateiniſche Poet Polyphems ungeheure Gröſſe zu erkennen giebt, noch viel deutlicher, wenn er die Höhe ſeiner Schenckel nach der Tiefe des Meers abmißt, wenn er ihm ſtatt eines Stabes eine Tanne in die Hand giebt, und ſeine Länge nach der Weite der ungeheuren Höle ausſtrecket; da er dem Leſer ſelbſt überläßt, die ungemeine Gröſſe deſſelben auszumeſſen und zu beſtimmen. Dahin gehöret auch der bekannte halbe Vers:

. . . Et campos ubi Troja fuit.

Worü-

Worüber Macrobius im fünften B. der Saturnalien Cap. 1. folgendes anmercket: Ecce pauciſſimis verbis maximam civitatem hauſit & abſorpſit; non reliquit illi nec ruinam. Vis hoc ipſum copioſiſſime dicat? Verſ. 324.

Venit ſumma dies & ineluctabile fatum
Dardaniæ, fuimus Troës, fuit Ilium, & ingens
Gloria Teucrorum. Ferus omnia Juppiter Argos
Transtulit: incenſa Danai dominantur in urbe.

Verſ. 240.

O Patria, o Divûm domus Ilium, & inclyta bello
Moenia Dardanidûm.

Verſ. 361.

Quis cladem illius noctis, quis funera fando
Explicet? aut poſſit lacrymis æquare labores?
Urbs antiqua ruit multos dominata per annos &c.

Quis fons, quis torrens, quod mare tot fluctibus, quot hic verbis inundavit?

Ein anderes Exempel von dieſer Art liegt in den wenigen Worten, Dux foemina facti; welche dieſer Poet im erſten B. der Eneis von der Dido brauchet, wo er erzehlet, daß ſie auf die empfangene Nachricht von der Grauſamkeit Pigmalions, der ihren geliebten Sichäus meuchelmörderiſch um das Leben gebracht hatte, ſich einen Anhang gemachet, und mit alle den Schätzen dieſes

geitzigen Bruders zu Schiffe gegangen, ein neues Vaterland und ein neues Reich in einer andern Welt-Gegend zu ſuchen. Durch dieſes Unternehmen hatte ſie ſich dem Eneas, dem Antenor, dem Idomeneus und andern Stiftern neuer Reiche gleich gemacht; anſtatt daß eine andere Frau ſich darüber mit vergeblichem Leid gegrämet hätte, oder in unnützliche Verwünſchungen ausgebrochen wäre. Daher verwandelt Virgilius ſie in dieſen Worten gleichſam in einen Mann; er läßt den Leſer eben ſo groſſe Entſchlüſſe von ihr gedencken, als er von dieſem Helden vernommen hat, und er bereitet uns damit zu den vortrefflichen Wercken, welche dieſe heldenmüthige Frau in Africa vollführet hat, die er uns in dem Verfolge des Gedichtes vor Augen leget.

Der zwölfte Abſchnitt.

Von der Wahl der Umſtände und ihrer Verbindung.

Die Wahl und Verbindung der Umſtände hat ihren Nutzen in allen Vorſtellungen, nicht in dem Erhabenen alleine, wie Longinus meinet. Die Wahl der Umſtände muß ſich nach der beſondern Abſicht in einer Stelle richten, wie die beſondern Abſichten nach der Haupt-Abſicht. Der Einwurff, daß die Harmonie der Abſichten die Mannigfaltigkeit der Eindrücke aufhebe, wird beantwortet. Die Wahl der Umſtände iſt, wie die Beſtimmung der Abſichten, ein Werck des guten Geſchmackes. Unendliche Verſchiedenheit der beſondern Abſichten; welche ein Syſtema der Regeln des guten Geſchmackes unmöglich machet. Daß der Geſchmack überhaupt lehre verheelen, was der beſondern Abſicht nachtheilig iſt, und erwehlen, was ſie befodert. Homers Nachdruck in dem Stilleſchweigen des Ajax. Seine Geſchicklichkeit in den Vorſtellungen der Gröſſe ſeiner Götter, und in den Stürmen, mittelſt der Wahl und Verbindung der Umſtände. Longins Anpreiſung der Beſchreibung des reiſenden Neptuns. Rettung derſelbigen gegen die Beſchuldigung des Herrn von La Motte. Lob, das Longin den Beſchreibungen der Stürme bey Homer beyleget. Ovidius Beſchreibung der Sündflut, gegen die Einwürffe des Seneca und des Muratori erwogen. Horatzens übereinſtimmende Bilder mit des Ovidius. Saint-Amands gleichmäſſiges Bild gegen Boileau entſchuldiget. Theopomps Beſchreibung der Geſchencke, die einem groſſen Könige gebracht worden, aus Longin. Homers Beſchreibung der Schilde und der Verwundungen gegen La Motte vertheidiget. Die

Ausſetzung der Umſtände dienet, das Gemüthe einzunehmen, und die Erzehlung zu beglaubigen. Wie weit Poſtel in der Vorſtellung Wittekindes nach ſeiner Rettung aus dem Schiffbruch aus Verſaumniß der Umſtande hinter Homers Vorſtellung des Ulyſſes an dem Phæaciſchen Geſtade zurückgeblieben. Kongs geſchickte Erweiterung der betrüglichen Liebe, die von Hemecken vor ein Exempel des Erhabenen angezogen wird.

Ich habe nunmehr die beſonderen Geheimniſſe der poetiſchen Mahlerkunſt genugſam entdecket, und ausführlich angezeiget, wie die Sachen durch die künſtliche Art der Nachahmung in einem gantz vortheilhaftigen und entzückenden Lichte vorgeſtellet werden können, daß dergeſtalt das Ergetzen, welches die poetiſchen Vorſtellungen begleitet, nicht alleine von der Materie, ſondern auch von der Kunſt herrühret. Indeſſen habe ich in dieſer gantzen ausführlichen Abhandlung mit Fleiß und Vorbedacht ein allgemeines Mittel dieſer poetiſchen Kunſt der Nachahmung, von welchem die Poeſie ihre gröſte Stärcke, ihre vornehmſte Schönheit, auch eine überzeugende Wahrſcheinlichkeit empfängt, in eine beſondere und eigene Abhandlung verſparet.

Dieſes allgemeine Mittel beſteht in der Wahl und der Verbindung der wichtigſten und bequemſten Umſtände. Longinus hat, in der zehnten Abtheilung von dem Erhabenen,

nen, ſchon angemercket, daß natürlicher Weiſe nichts in der Welt begegnet, das nicht von vielerley Umſtänden begleitet werde, alſo daß überall gewiſſe mit jeder Sache zugleich entſtehende Umſtände vorkommen müſſen; woraus er den Schluß gezogen, daß alſo dieſes nothwendig ein unfehlbarer Kunſtgriff zu dem Erhabenen zu gelangen ſeyn würde, wenn man allemahl die vornehmſten Umſtände auszuleſen, und aus ſolchen durch eine genaue Verbindung gleichſam nur einen Cörper zu machen wüßte; und dieſen Schluß hat er mit folgendem Grund unterſtützet: Weil auf dieſe Weiſe das Erhabene theils durch die Wahl der Haupt-Stücke, theils durch die Zuſammenſetzung der ausgeſuchten Dinge entſtühnde. Zur Erklärung ſeiner Gedancken führet er als ein Exempel die berühmte Ode der griechiſchen Poetin Sappho an, welche Catullus in dem Lateiniſchen glücklich nachgeahmet, und die ein unbekannter Deutſcher eben ſo geſchickt in folgenden Strophen überſetzet hat:

Der iſt den Göttern gleich zu ſchätzen,
Der ſich dir ins Geſichte ſetzen,
Die Stimme, die ſo ſüſſe klingt,
Das Lächeln, das die Seele zwingt,
Recht hören und betrachten kan.

Dieß dringt mir oft durch Hertz und Sinne,
Und wenn ich dich zu ſehn beginne,
Erſtickt die Rede in dem Schlunde;

Die Zunge ſtirbt mir in dem Munde;
Die Gluth durchlauft mir Marck und Bein.

Mein Auge hat ſein Licht verlohren;
Ein Brauſen fällt mir vor die Ohren;
Ich ſchwitze kalt; die Glieder beben;
Die Farbe welckt; bald geht das Leben
Mir vollend mit dem Odem aus.

Und zu dieſem Exempel füget Longinus folgende Anmerckung hinzu: „ Bewunderſt „ du nicht, wie ſie bey einer einzigen Sache „ die Seele, den Leib, das Gehör, die „ Zunge, die Augen, die Farbe, mit ein„ mahl herzuholet, als ob es ſo viele ver„ ſchiedene Perſonen wären, die gleich den „ Athem ausblaſen wollten? Von was vor „ widrigen Bewegungen wird ſie nicht zu„ gleich eingenommen? Sie friert, ihr iſt „ heiß, ſie iſt thörigt, ſie iſt klug; ſie iſt „ entweder auſſer ſich, oder ſie iſt beynahe „ todt. Kurtz man könnte ſagen, ſie wäre „ nicht von einer Leidenſchaft alleine einge„ nommen, ſondern ihr Hertz wäre ein rech„ ter Sammelplatz aller Leidenſchaften. Und „ dieſes begegnet den Verliebten in der That. „ Alſo hat beſagtermaſſen die Wahl der Um„ ſtände und ihre geſchickte Verbindung das „ Erhabene allhier zuwege gebracht.„ Was dieſer griechiſche Kunſtlehrer hiemit alleine vor ein Mittel, das Erhabene hervorzubringen, vorgeſchlagen hat, können wir auf alle Arten der

der poetiſchen Vorſtellungen erſtrecken; oder man müßte ſagen, Longinus hätte durch das Erhabene ſelbſt nichts anders verſtanden, als ſolche Vorſtellungen, die ohne Abſicht auf die Hoheit der Materie und der Gedancken, durch die Kunſt ſo glücklich ausgebildet worden, daß ſie der Abſicht des Poeten oder Redners allerdings ein Genügen thun, welches einige Ausleger ſeines Werckgens in der That aus verſchiedenen Exempeln, die darinnen angeführet werden, haben ſchlieſſen wollen; denn in ſolchem Fall hätte das von Longin angegebene Kunſt-Mittel ohne dieß ſeine genugſame Ausbreitung. Dem mag aber ſeyn, wie ihm will, ſo wird es nichtsdeſtoweniger ſeinen guten Nutzen haben, wenn ich mich an dieſem Ort erkläre, daß dieſe Wahl und Verbindung der bequemſten und wichtigſten Umſtände in allen Vorſtellungen, die eine gewiſſe Würckung thun ſollen, ohne Unterſchied der Materie beobachtet werden müſſe.

Es iſt unleugbar, daß dieſe Wahl nach denen beſondern Abſichten, die ein Poet oder Redner in einer jeden abſonderlichen Stelle auf verſchiedene Weiſe haben kan, vorgenommen, und folglich nach eben denſelben beurtheilet werden muß, woraus ferner offenbar iſt, daß die bequemſten und wichtigſten Umſtände diejenigen ſind, welche ſich mit der Abſicht eines Verfaſſers am beſten

reimen, und dieſelbe zu befördern dienen. Ich ſehe den Poeten an, als einen weiſen Schöpfer einer neuen idealiſchen Welt oder eines neuen Zuſammenhanges der Dinge, der nicht alleine Fug und Macht hat, denen Dingen, die nicht ſind, eine wahrſcheinliche Würcklichkeit mitzutheilen, ſondern daneben ſo vielen Verſtand beſitzet, daß er ſeine Haupt-Abſicht zu erreichen, die beſondern Abſichten dergeſtalt mit einander verknüpfet, daß immer eine ein Mittel für die andere, alle insgeſammt aber ein Mittel für die Haupt-Abſicht abgeben, müſſen. Demnach muß in dieſer poetiſchen Welt, wie in der Welt der würcklichen Dinge, alles der Zeit und dem Raume nach in einander gegründet ſeyn: Und die Uebereinſtimmung dieſer Abſichten zu einem Zwecke machet eben die Vollkommenheit des Gantzen aus. Derowegen muß die Vollkommenheit eines Gedichtes aus der Haupt-Abſicht und aus der Verknüpfung der beſondern Abſichten mit dieſer und mit den Umſtänden der Dinge beurtheilet werden. Der Poet kan freylich nach Belieben ſolche Geſchichten erfinden, die bequem ſind, die Verwunderung, das Mitleiden, das Schrecken, die Freude, oder irgend eine andere Gemüths-Bewegung zu erwecken; aber wenn ſie einmahl erwehlet ſind, ſo muß die Ausführung das Abſehen derſelbigen unterſtützen.

Iſt

Ist die Begebenheit vortrefflich, so müssen die Umstände auch vortrefflich und wichtig seyn, einer muß den andern zu einer grossen Würde erheben. Ist sie einnehmend und anziehend, so muß in die Ausführung nichts gemischet werden, als was die Anzüglichkeit vermehret. Also muß die Einheit, die in dem Gantzen herrschen soll, auch in einem jeden absonderlichen Stücke herrschen. Das will sagen; wie die Verbindung aller Begebenheiten, die das gantze Gedichte ausmachen, nur eine einzige allgemeine Würckung haben muß, also muß auch die Verbindung der Umstände in einer jeden absonderlichen Geschichte nur eine Würckung thun, welche auf gewisse Weise auf den Haupt-Zweck siehet, und denselben zu befördern dienet. Mithin muß man nicht fürchten, daß durch diese künstliche Verbindung und Harmonie der Absichten und Würckungen die ergetzende Mannigfaltigkeit und Veränderung der Eindrücke aufgehoben, und an deren statt eine verdrüßliche Gleichförmigkeit und Monotonie eingeführet werde; denn wie in der Musick aus der Verbindung unendlich verschiedener Thöne eine liebliche Harmonie entspringt; also muß diese Einheit der Würckungen durch die kunstreiche Verbindung unendlich verschiedener Eindrücke befördert und erhalten werden. Denn weil [illegible] und gütige Natur

lehret

lehret uns solches mit ihrem eigenen Exempel, indem sie durch die mannigfaltige Vermischung der Eindrücke, die durch so unendliche Gegenstände auf die Sinne und die Gemüther würcken, eben für die Vermehrung unsrer Lust gesorget hat; denn ohne diese regelmässige Abwechselung der Empfindungen würden uns hier lauter starke und anhaltende Eindrücke in eine dumme Entzückung mit sich fortreissen; dorten aber würden uns lauter matte und gleichmässige Eindrücke in einen beständigen Eckel versencken. Nun war aber die Absicht des Schöpfers, den Menschen eine vernünftige und stets reitzende Lust empfinden zu lassen, und darum hat er in unsren Empfindungen eine so regelmässige Abänderung und ergetzliche Harmonie eingeführet, die kein menschlicher Verstand genug zu ergründen, noch einige Kunst nachzuahmen tauget. Es beruhet aber diese Harmonie der Empfindungen eben so wohl auf gewissen Grund-Gesetzen als die ergetzende Vermischung der Thöne in der Musick; und wie in einer guten Composition jeder absonderliche Thon die ergetzende Kraft erst aus der künstlichen Verbindung mit andern Thönen erhält, eine jede Verbindung aber ihren gewissen Grund, theils in der Natur der Thöne, theils in der Absicht des Virtuosen haben muß, also sind auch die Dinge, von welchen

chen die Harmonie der Empfindungen herrühret, ſo wohl in der Welt der würcklichen Dinge, als in einem guten Gedichte, welches uns das Syſtema einer möglichen Welt vorſtellet, der Zeit und des Ortes halber ſo künſtlich zuſammengeordnet, daß je eines in dem andern gegründet, und ein jedes von ſeinem eigenen ihm angewieſenen Stande die gehörige Kraft erhält, mit welcher es auf das Gemüthe würcket.

Wie nun die Beſtimmung und Einrichtung der Abſichten, alſo iſt auch die Wahl und Verbindung der Umſtände, durch welche alleine dieſe Abſichten erhalten werden können, eben ſo wohl ein Werck des guten Geſchmackes oder eines richtigen Urtheiles, und einer feinen Wahl. Da nun die beſondern Abſichten eines verſtändigen Scribenten unendlich verſchieden ſeyn können, indem er ſeinen Haupt-Zweck durch die Verbindung ſo unendlich vieler und verſchiedener Eindrücke zu befödern ſuchen muß, ſo ſind auch die Geſetze und Regeln, nach welchen ſich das Urtheil in der Wahl der Umſtände richten muß, eben ſo unzehlbar und unendlich verſchieden, als die beſondern Abſichten ſind, ſo dieſe Wahl beſtimmen. Das Urtheil wird zum Exempel erlauben oder gar befehlen, daß in einem gewiſſen Fall und Umſtand ein Einfall angebracht, und ein Bild gebraucht werde, welche

welche in demselben Ort und derselben Zeit vortrefflich schön seyn werden: Aber so der Fall und Umstand sich verändern, werden eben derselbe Einfall und dasselbe Bild ungereimt und häßlich herauskommen; und dann wird der urtheilende Verstand dieselben nicht brauchen wollen, massen die Bilder, ob sie gleich an sich schön sind, den Gewicht-Steinen einer Uhr gleich sind, welche zwar dienen die Stunden in der Uhr, für welche sie bestimmet worden, richtig anzuzeigen; aber wenn sie von da in eine andere versetzet werden, dieselbe an ihrer Richtigkeit übel hindern können. Darum ist es auch unmöglich, daß der gute Geschmack durch Regeln, die ein vollständiges Systema der Kunst ausmachen, gelehret und vorgetragen werde, weil seine Urtheile sich auf besondere Stellen beziehen, die nach ihren besondern Absichten, und nach der Beschaffenheit besonderer Dinge beurtheilet werden müssen. Wenn wir aber dieses Urtheil, welches nach einer ganz bekannten verblümten Redens-Art der gute Geschmack genannt wird, überhaupt beschreiben und erklären wollen, so können wir sagen, daß es eine Kraft des Verstandes sey, welche uns einestheils in der Wahl besonderer Dinge und Umstände also leitet, daß wir alles dasjenige vermeiden und auslassen, was der vorgenommenen Materie

und

und unſren beſondern Abſichten nachtheilig und widrig ſeyn mögte, hingegen alles aufſuchen und zuſammentragen, was dieſelben nur einigermaſſen befödern kan; eine Kraft, die uns anderntheils auch in der Verbindung der ausgeleſenen Dinge und Umſtände ſtatt eines Compaſſes dienet, vermittelſt deſſen wir denen zwo Klippen, dem Gemeinen und dem Unglaublichen, zwiſchen denen das poetiſche Schöne lieget, und an welche es ziemlich nahe gränzet, glücklich entgehen können.

Dieſes wehlende Urtheil lehret uns demnach das Wunderbare und Wahrſcheinliche künſtlich mit einander verbinden, ihm hat man es zu dancken, daß man die Natur und den Wohlſtand niemahls aus den Augen ſetzet, es hinterhält die Einbildung vor Ausſchweiffungen, es macht, daß die Kürtze nicht dunckel, das Zierlich: nicht ſchülerhaft, das Reiche nicht übermäſſig, das Prächtige nicht ſchwülſtig, wird; daß eine Vorſtellung ſinnreich ohne Spitzfündigkeit, beſcheiden ohne Niedrigkeit, erhaben ohne Aufgeblaſenheit, herauskömmt.

Alleine da ich an ſeinem Orte von der Natur und Verbindung des Wunderbaren und Wahrſcheinlichen mit beſonderm Fleiſſe ausführlich gehandelt habe, ſo laſſe ich hier dieſe zweyte Würckung des poetiſchen Urtheiles ſtehen, und füge nur noch eine Anmer-

merckung hinzu, welche in Ansehen der ersten Würckung derselbeh zu meinem gegenwärtigen Vorhaben dienet, und von Muratori in seinem Wercke von der vollkommenen Poesie angeführet worden, dadurch die oben gegebene Erklärung in ein helleres Licht gesetzet wird. Er sagt in dem zehnten Cap. des zweyten B. „Man sollte derowegen neben der Wohlredenheit, die aus „Worten bestehet, noch eine andere studieren, die man die schweigende Beredtsamkeit nennen kan. Jene ist eine Tochter des „Geistes und der Phantasie, diese des Urtheiles. Die Pflicht der erstern besteht „darinnen, daß sie alles dasjenige sage, „was man nur nachdrücklichstes, schönstes, „vortrefflichstes gedencken kan, die vorgenommene Sache auszudrücken, und auszupuzen. Der andern Pflicht besteht darinnen, daß sie nicht sage, das ist, daß „sie auslasse, was so wohl in der Erfindung „als in den Reden und Gedancken überflüssig ist, oder sich vor die Personen, vor den „Ort, die Zeit, die Affecte, die Materie, „den Redenden, nicht schicket.„ Seneca meldet, daß Scaurus öfters gesagt habe: Non minus magnam virtutem esse, scire definere quam scire dicere. Und Cicero giebt uns auf eben diesen Grund den heilsamen Rath: In omnibus rebus videndum est, quatenus. Etsi enim suus cuique modus est, tamen magis offen-

offendit nimium, quam parum. In quo Apelles pictores quoque eos peccare dicebat, qui non ſentirent, quid eſſet ſatis. Vor ein Beyſpiel von der beſondern Kraft eines wohlberedten Stillſchweigens kan uns dasjenige dienen, welches Homerus dem Ajax zuſchreibet, als dieſer in der Hölle von Ulyſſes angeredet worden; im eilften Buche der Odyſſea v. 562. „ Ich ſprach alſo zu ihm, aber er gab mir „ keine Antwort, ſondern gieng mit andern „ Seelen der verſtorbenen Todten in den „ Erebos. „ Worüber Longinus in der neunten Abtheilung recht geurtheilet, daß dieſes Stillſchweigen mehr Hohes in ſich enthielte, als alles, was Ajax ſonſt hätte vorbringen können.

Es iſt in der That Homers eigenes Lob, und das weiſe Alterthum hat es ihm einhellig zugeſtanden, daß er ein gleich geſchickter Meiſter in dieſer ſchweigenden Beredſamkeit und in der Wahl der Umſtände und derſelbigen kunſtvollen Verbindung geweſen ſey. Die neunte und zehnte Abtheilung des berühmten Werckgens von dem Erhabenen ſcheinet von Longinus mit allem Fleiſſe dazu gewiedmet zu ſeyn, daß er die Verdienſte Homers in dieſen Stücken anpreiſete, und die Begründniß dieſes Lobes erwieſe. Wir werden daſelbſt insbeſondere berichtet, daß Homerus in denjenigen Vorſtellungen überaus vortrefflich ſey, da er eine Gottheit in ihrem voll-

kommenen Weſen und ihrer wahren Gröſſe ohne Flecken abbildet, imgleichen da er durch die Verbindung der erhabenſten und erſchrecklichſten Umſtände, Stürme und Ungewitter beſchreibet. Von der erſtern Art führt dieſer Kunſtlehrer aus dem dreyzehnten B. der Ilias die Beſchreibung des Gottes Neptunus an, von welchem der Poet erzehlet, daß er aus dem Meer hervorgegangen, und auf den hohen Rückgrat des waldigten thraciſchen Samos hinaufgeſtiegen, damit er von der Höhe das Gefechte der Trojaner und der Griechen betrachtete, weil ihm allda der gantze Berg Ida, die Haupt-Stadt des Königs Priamus, und die Schiffe der Acheer im Geſichte geſtanden hätten. Die gantze Stelle lautet bey Homer dergeſtalt: „ Er ſaß daſelbſt voll „ Mitleidens mit den Griechen, welche von „ den Trojanern ſo übel geſchlagen worden, „ und über den Jupiter ſehr entrüſtet. Plötz„ lich ſtieg er den heckigten Berg mit ſchnel„ len Füſſen hinunter. Das lange Gebürge „ und der Wald erbebeten unter den unſterb„ lichen Füſſen, als er einhergieng. Er „ hatte drey Schritte gethan, mit dem vier„ ten kam er nach Aega; wo er in der Tiefe „ des Meers einen güldenen, helleleuchten„ den, ewig daurenden Palaſt hat. Als er da „ angelanget war, ſpannete er ſeine Vogel„ ſchnellen mit güldenen Mähnen zierlich be„ deck-

„ deckten Pferde an den Wagen; er hengte
„ ein güldenes Schild auf den Rücken, nahm
„ die künſtlich gearbeitete Gerte in die Hand,
„ ſtieg auf den Wagen, und jagete auf dem
„ Waſſer fort. Die Wallfiſche ſprangen
„ an allen Orten aus ihren Grüften hervor,
„ weil ſie ihren Herrn wohl kenneten, und
„ das Meer ebnete ſich vor Freude vor ihm
„ her. Die Pferde flogen mit ſolcher Ge-
„ ſchwindigkeit davon, daß die eherne Axe
„ unterhalb nicht benetzet ward. Sie brach-
„ ten ihn bald an den Ort, wo die Schiffe
„ der Acheer lagen. Eine weite Grotte iſt
„ in den tiefen Gründen des Meeres, zwi-
„ ſchen Tenedos und dem heckigten Imbros,
„ allda ließ Neptunus ſeine Pferde halten.
„ Er ſpannete ſie aus dem Wagen, und
„ warf ihnen eine Ambroſialiſche Speiſe zu
„ eſſen vor; und an die Füſſe legete er ihnen
„ güldene, unzerbrüchliche, unauflöſliche
„ Feſſel, damit ſie daſelbſt auf die Zurück-
„ kunft ihres Herren beſtändig warteten.
„ Hernach gieng er in das Lager der Grie-
„ chen. „ Ich habe dieſe Stelle der Länge nach ausgeſetzet, weil Longinus, der nur etliche Stücke davon angezogen, uns an einem Orte berichtet, daß dieſelbe ſchon vor ihm ihrer beſondern Schönheit halber von vielen Kunſtrichtern abgehandelt und gelobet worden. Ich habe mich auch beynahe vor ſchuldig gehalten, ſie anzuführen, weil der Hr.

von La Motte solche in seiner Schrift von Homer in zwey verschiedenen Orten beschuldiget hat, als ob sie mit allzu vielen kleinen, überflüssigen und unbequemen Umständen belastet wäre, welche die Absicht des Poeten hinderten und verzögerten, und einen ganz widerwärtigen Eindruck hinterliessen. Derselbe sagt in dem Abschnitte von den Beschreibungen in Absicht auf eben diese Stelle: „Wenn „ Homer die Reisen der Götter beschreibet, „ so thut er das mit einem Haufen Umstände, „ welche den Leser ungeduldig machen: Man „ bringet die Pferde aus dem Stalle hervor, „ man zieht den Wagen aus dem Hofe, „ man spannet vor, der Gott verreiset, er „ rastet an gewissen Orten aus, welche der „ Poet auch beschreibet; der Gott sezt die „ Reise fort, und er kömmt endlich an. Aber das ist noch nicht genug; man muß „ auch die Rückreise mit ihm aushalten, die „ mit langweiligen Umständen eben so sehr „ beschwert ist, als die Hinreise. Ist mir „ recht, so müssen die Poeten nicht auf diese „ Weise schildern, sie müssen alles gleichviel geltende ausmerzen, und nichts vorbringen, als was der Neugier und der „ Aufmerckſamkeit der Leser würdig ist. „ Und in dem Abschnitte von der Erzehlung hat er ebenfalls diese Stelle vor Augen, wenn er sagt: „ Daß so viele ausgesetzte Umstände „ sich weder vor die Majestät dieses Gottes „ noch

„ noch vor dessen Eilfertigkeit schicken. „ Die gelehrte Frau Dacier hat sich in ihrem Werckgen von den Ursachen des verderbten Geschmackes damit begnügen lassen, daß sie diese Beschuldigung mit einer Gegen-Beschuldigung abgefertiget, und dem nachtheiligen Urtheil des Herrn La Motte das vortheilhaftere des Longinus entgegen gesetzet hat: Ich zweifele, daß dieses Leuten, die nicht gewohnt sind, auf das bloße Ansehen zu geben, ein Genügen thun würde, daher will ich mich bemühen, etwas tiefer auf den Grund dieser Critick zu kommen, damit ich die Wahl und das Urtheil, so wohl Longins als Homers, die hier zusammen angegriffen worden, mit tüchtigen Gründen rette und rechtfertige. Mein Vorhaben verpflichtet mich dazu, indem es dadurch desto mehr Licht empfangen wird.

Ich muß denn vor allen Dingen erinnern, daß Longinus in der neunten Abtheilung seiner Schrift aus der homerischen Beschreibung von Neptuns Reise nur diejenigen Umstände anführet und erhebet, welche das majestätische Wesen der Gottheit des Meeres ohne einige Vermischung mit der Niedrigkeit der Sterblichen vortrefflich characterisieren, und von der Hoheit der Gedancken des Poeten zeugen; nemlich: „ Das lange Gebürge und der Wald er-

„ bebeten unter den unsterblichen Füssen,
„ als er einhergieng. - - Die Wallfi-
„ sche sprangen an allen Orten aus ihren
„ Klüften hervor, weil sie ihren Herren
„ wohl kenneten; und das Meer ebnete
„ sich vor Lust vor ihm her.„ Die Critick des französischen Kunstrichters gehet auch nicht auf diesen Theil der Beschreibung, der nach Longins eigenem Bericht einen allgemeinen Beyfall mit bestem Recht erhalten hat, sondern sie fällt auf die Umstände, mit welchen die Zurüstung zu der Reise des Gottes Neptunus und die Ausführung derselben beschrieben wird; er siehet diese Sachen vor überflüssig an, und hält sie vor nachtheilig für das Ansehen des Gottes, und zu weitläuftig und langsam für die Eilfertigkeit und die Angelegenheit desselben. Ich darf wohl sagen, daß dieser Einwurff in der That nicht so gar unbegründet wäre, wenn die Rede hier nicht von einer göttlichen Person lautete, massen die Umstände von der Zurüstung zu einer Reise, welche von Menschen vorgenommen wird, ganz bekannt und überhaupt von einer Art sind, so daß sie nichts merckwürdiges in sich haben, auch die Erwähnung derselben eine Beschreibung nothwendig matt und langsam machen muß, weil der Leser solche ohne eine so sorgfältige Erzehlung schon zuvor weiß, und seine ungeduldige

Begierde

Begierde etwas neues und unbekanntes zu leſen dadurch nur unnöthiger Weiſe verzögert ſiehet. Hier aber, da die Perſon, deren Reiſe der Poet beſchreibet, eine göttliche Perſon iſt, ſo iſt ja offenbar, daß dieſe Umſtände nicht müſſig oder überflüſſig ſind, ſondern vielmehr überaus bequem, den Leſer auf eine angenehme Weiſe in der Aufmerckſamkeit zu behalten, nachdem unſtreitig iſt, daß alles, was die Götter angehet, die Aufmerckſamkeit der Sterblichen wohl verdienet, wie denn dieſe poetiſche Beſchreibung nicht anderſt anzuſehen iſt, als eine merckwürdige und recht verwunderſame Zeitung aus der Welt der Götter, die weder in Anſehung ihrer prächtigen und künſtlichen Ausbildung, noch auch in Abſicht auf das Syſtema der heidniſchen Mythologie etwas in ſich hält, was der Majeſtät des Meer-Gottes im geringſten nachtheilig ſeyn mögte. Daneben hat man auch nicht zu fürchten, daß deſſelben ungeduldige Eilfertigkeit den Griechen Rettung zu thun, durch dieſe Umſtände einigermaſſen ſollte vermindert oder unterbrochen werden. Denn man muß ſich erinnern, daß die Götter alle ihre Geſchäfte mit einer ſo behenden Schnelligkeit verrichten, daß ihnen kein Gedancke an Geſchwindigkeit gleichkömmt, wie denn unſer Poet durch die gantze Beſchreibung überaus ſorgfältig ge-

weſen, den Begriff von dieſer Schnelligkeit der göttlichen Reiſe beſtändig zu erneuren, und zu unterhalten, ſo daß der Leſer ſolchen niemahls aus dem Geſichte verliehren kan. Es heißt v. 17. Plötzlich ſtieg er den Berg hinunter. v. 18. Mit ſchnellen Füſſen; da man niemahls vergeſſen muß, daß dieſe Schnelligkeit eine göttliche Schnelligkeit geweſen; daher in dem zwanzigſten v. angemercket wird, daß er mit dem vierten Schritte zu Aegen angelanget ſey. Und die Pferde des Gottes nennet er v. 23. Vogelſchnell; und v. 30. ſagt er: Die Pferde flogen ſo geſchwinde davon, daß die eherne Are unterhalb nicht einmahl benetzet ward. Kurtz der Poet hatte in Beſchreibung der göttlichen Verrichtungen nicht alleine auf die Schnelligkeit, womit ſie vollzogen werden, zu ſehen, ſondern mußte eben ſo wohl auf die Gröſſe und Herrlichkeit derſelben Achtung geben; nun iſt es nicht möglich, dieſe leztere nach Würden und ausführlich zu erkennen zu geben, ohne daß die Schnelligkeit dadurch in dem Ausdrucke einigen Abbruch leide.

Die andere Art Vorſtellungen, in welchen Homerus nach dem Zeugniß Longins vortrefflich iſt, wenn es um die Wahl und Verbindung der wichtigſten und erſchrecklichſten Umſtände zu thun iſt, ſind die Beſchreibungen der Stürme und Ungewitter.

Die-

Dieſer angeſehne Kunſtlehrer führet in der zehnten Abtheilung vor vielen andern diejenige zu einem Beyſpiel an, da Hector im fünfzehnten B. der Ilias v. 624. mit der ergrimmten See verglichen wird: „Hector, heißt es da, fiel unter die griechiſchen „Truppen, wie wenn die See von dem „Wind erreget und in die Höhe gezogen, „mit Macht in ein Schiff hinunter ſtürzet, „und dieſes mit Schaume gantz und gar bedecket wird, und eine gefahrliche Winds„braut in den Segeln brauſet, die Schiffenden zittern, und ſich im Hertzen fürchten, da ſie dem Tod ſo nahe ſind.„ Von dieſer Beſchreibung ſagt Longin, Homerus habe ſich befliſſen, darinn alles zuſammenzufaſſen, was ein Sturm gräßliches in ſich hat, er ſtelle die Gefahr der Schiffenden nicht bloß ein einziges mahl vor Augen; er zeige ſie, als in einem Gemählde, wie ſie alle Augenblicke auf dem Tritte ſtehen, von den Wellen überſchwemmet zu werden, und drücke das Bildniß der Gefahr ſelbſt auf ſeine Wörter und Sylben. Aratus, der dieſe Stelle nachgeahmet, habe dem Bildniß einen Zuſatz zu geben gemeinet, welches Homer von den Schiffern macht, die auf allen Seiten den Tod vor ſich ſehen, da er geſagt, nur ein kleines Holtz habe den Tod von ihnen zurück gehalten. Alleine da er den Gedancken Homers auf dieſe Weiſe geſchmincket, habe

er ihn niedrig und bunt gemacht, ſtatt daß er zuvor erſchrecklich geweſen wäre, und er verringere dadurch die Gefahr, und entferne ſie vielmehr, als er ſie vermehre und nahe herbeyführe. Denn das einzige Wort, von ihnen zurückgehalten, beruhige den zuvor fürchtenden Leſer, und ſtelle die Schiffer in Sicherheit.

Man ſagt, daß Anacharſis, da er auf dem Meer gefahren, den Steuermann gefraget habe, wie dicke wohl die Bretter des Schiffes ſeyn mögten; dieſer habe geantwortet, daß ſie ſo viele Daumen hielten. Worauf jener erwiedert habe: Wohl denn, ſo ſind wir denn nur ſo viel von dem Tode entfernet. Aber auch dieſes führet die Gefahr noch nicht ſo nahe herzu, als das Bildniß Homers. Wer mehr von dieſer Materie der Stürme zu leſen verlangt, mag meinen critiſchen Verſuch von poetiſchen Gemählden aufſchlagen, wo in einem beſondern Abſchnitte weitläuftig davon gehandelt, und auch aus unſern deutſchen Poeten ein paar Exempel zur Erläuterung angezogen werden.

Jezo führet mich die homeriſche Beſchreibung eines Sturmes, der nur ein kleines Schiff betroffen, auf die Beſchreibung der allgemeinen Sündflut, die den Untergang des ganzen Erdbodens nach ſich gezogen hat; und welche mir neue Gelegenheit geben wird, meine Lehre von der Wahl und Verbindung

der

der Umſtände zu erklären. Es iſt genug bekannt, wie Ovidius denſelben in ſeinem erſten B. von den Verwandlungen beſchrieben hat, und ich kan mir die Mühe ſparen, ſeine Verſe davon allhier auszuſchreiben. Aber ich kan nicht vorbeygehen, das Urtheil hier auszuſetzen, welches Seneca im dritten B. ſeiner Fragen von der Natur der Dinge davon gefället hat: Ille poetarum, ſagt er, ingenioſiſſimus egregiè pro magnitudine rei dixit:

Omnia pontus erant; deerant quoque littora ponto,

niſi tantum impetum ingenii & materiæ ad pueriles ineptias reduxiſſet.

Nat lupus inter oves, fulvos vehit unda leones.

Non eſt res ſatis ſobria, laſcivire devorato orbe terrarum. Dixit ingentia, & tantæ confuſioni imaginem cepit, cum dixit:

Exſpatiata ruunt per apertos flumina campos.
- - Preſſæque labant ſub gurgite turres.

Magnifice hoc, ſi non curavit, quid oves & lupi faciant. Natari autem in diluvio & in illa rapina poteſt? aut non eodem impetu pecus omne, quo raptum erat, merſum eſt? Concepiſti imaginem quantam debebas, obrutis omnibus terris, cœlo ipſo in terram ruente. Perſer. Scies quid deceat, ſi cogitaveris orbem terrarum

rarum natare. Dieſes Urtheil des Seneca, womit er des Ovidius Beſchreibung der allgemeinen Flut tadelt, weil er unter die groſſen und erhabenen Umſtände, die vor ein ſo erſchreckliches Schaugerichte wahrhaftig anſtändig ſind, einige ſchülerhafte Einfälle gemiſchet, könnten wir ferner mit Longins Anmerckung befeſtigen, daß niederträchtige und kindiſche Einfälle, wenn ſie in einer wichtigen und nahmhaften Erzehlung oder Beſchreibung miteingetragen werden, die gantze Vorſtellung beflecken und verderben, wie wenn man bey Aufführung eines prächtigen Gebäudes neben den groſſen Quaderſtücken ſchlechte Schieferſteine gebrauchete, wodurch es nicht nur an dem Anſehen, ſondern auch an der Feſtigkeit Abbruch leiden müßte. Dieſer Poet ſcheint in der That weit glücklicher das Wunderbare in den Umſtänden zu entdecken, als die Gemüthes-Bewegungen in ihrer Reinigkeit zu unterſtützen. Aber das Verwunderſame, das hier von der Vereinigung der Schafe, der Wölfe und der Leuen entſtehet, die ihre Feindſchaft in dieſem gemeinſchaftlichen und erſchrecklichen Unglück auf einmahl geendiget haben, iſt an dieſem Orte zu angenehm, und muß nothwendig durch ſeine Annehmlichkeit den Eindruck einer Vorſtellung, die das Gemüthe mit Schrecken erfüllen ſollte, verringern, zumahl da ſich keine Leidenſchaft weniger im Scherze tractieren

und

und auf Spielwercke abführen läßt, als die Furcht. Ich weiß zwar wohl, daß der geſchickte Florentiner Salvini einen Theil der Beſchuldigung des Seneca damit von Ovidius ablehnen wollen, weil das Wörtlein Schwimmen von dem Poeten hier nicht in der Bedeutung genommen werde, da es die Bewegung anzeiget, welche lebendige Cörper in Durchſchneidung des Waſſers machen, ſondern in derjenigen, da das Waſſer etwas hin und her treibet, wie mit todten Cörpern geſchicht, und ich will ihm dieſes gerne zugeſtehen; alleine da es nichts wunderbares iſt, daß die todten Leichnahme der Schafe und Wölfe vermiſcht unter einander ſchwimmen, und ſich wohl mit einander vertragen, ſo hat der Poet ſich genöthigt geſehen, wenn er dieſen kurtzweiligen Einfall dem Scheine nach wunderbar machen wollte, das Wort Schwimmen zu gebrauchen, welches zweydeutig iſt, und von der Bewegung ſo wohl der lebendigen als der todten Cörper in dem Waſſer, ja noch öfter von jenen als von dieſen geſetzet wird; der Leſer mußte durch dieſe Zweydeutigkeit getäuſchet werden, und folglich iſt das Wunderbare in dieſem luſtigen Einfall auf einen bloſſen Betrug und ein Wortſpiel gebauet. Sonſt ſetzet der Herr Muratori an dieſer ovidiſchen Beſchreibung der Sündflut noch einen Umſtand aus, der nach ſeinem Bedüncken eben ſo kindiſch und ſchülerhaft

iſt,

iſt, als der ſchon gemeldete; wenn der Poet ſagt:

- - Hic ſumma piſcem deprendit in ulmo.

Ich kan auch hier nicht leugnen, daß dieſer Umſtand die Beſchreibung von den groſſen und erſchrecklichen Begegniſſen, die der Poet bis zum 293ſten v. hatte vorhergehen laſſen, überall verderbt und ihren Eindruck ſtöret. Und man kan dieſes von dem gantzen hintern Theil dieſer weitläuftigen Beſchreibung von der Sündflut, der von beſagtem Verſe anfängt, und das Wunderbare in derſelben ausſetzet, überhaupt ſagen, weil er alle Gefahr aus dem Geſicht entfernet, und den Leſer nur mit angenehmen Bildern und Umſtänden aufhält, und über die erfolgte groſſe Veränderung in Verwunderung ſetzet. Wenn man alſo dem Poeten das Vorhaben zuſchreibet, daß er mit dieſen Bildern das Schrecken habe vermehren wollen, kan ich keinen Umweg nehmen, dieſe gantze angehängte Beſchreibung, die von ſo wunderbaren Dingen beſtehet, zu verwerffen, und in dieſes verfallende Urtheil zugleich alle diejenigen zu begreiffen, die ſich in ihren Beſchreibungen der Stürme verweilen, dergleichen ſeltſame Betrachtungen auf eine ſo unbedachtſame Weiſe anzuſtellen. Aber wenn man dieſe Beſchreibung von dem Wunderbaren in der Sünd-

Sündflut lieber nach der beſondern Abſicht des Poeten betrachten, und erwegen will, daß ſein Hauptzweck in dieſen Gedichten von den Verwandlungen war, den Leſer mit der Erzehlung der ſeltſamſten Veränderungen der Geſtalten und Arten in eine angenehme Erſtaunung zu ſetzen, ſo kan ich nicht finden, daß dieſe Beſchreibung des Wunderbaren ungeſchickter oder unglücklicher, als die Beſchreibung des Groſſen und Erſchrecklichen, ausgeführet ſey. Was abſonderlich den Umſtand in dem Verſe, Hic ſumma piſcem deprendit in ulmo, anbelanget, ſo ſtreitet derſelbe nicht mit der Wahrheit, indem mancher Antediluvianus, der ſich an den Zweigen eines Baumes noch feſt halten wollen, von ungefehr mit dem Aſte einen Fiſch angefaſſet haben mag. Wenn alſo der Italieniſche Criticus den Poeten zum Gelächter zu machen, von ihm ſchreibet, er habe die erſaufenden Leute vorgeſtellet, als ob ſie auf den Bäumen haben fiſchen wollen, ſo iſt dieſes von dem Cenſor und nicht von dem Poeten wahr. Horatius hatte in der zweyten Ode des erſten B. eben die Abſicht, welche Ovidius hier gehabt hatte, nemlich das Wunderbare in der Sündflut vorzuſtellen, und er bedienete ſich auch eben deſſelben Bildniſſes:

Terruit gentes, grave ne rediret
Seculum Pyrrhæ, nova monſtra quæſtæ,

Omne

Omne quum Proteus pecus egit altos
Viſere montes:
Piſcium & ſumma genus hæſit ulmo:
Nota quæ ſedes fuerat columbis:
Et ſuperjecto pavidæ natarunt
Aequore damæ.

Daß in der That Horatius einerley Abſicht mit Ovidius gehabt habe, geben die Worte, Sæculum Pyrrhæ nova monſtra quæſiæ, klar genug zu verſtehen. Und ich habe kein Bedencken auf dieſen Grund den Einfall in dem franzöſiſchen Gedichte des Hrn. Saint-Amand von dem geretteten Moſes zu entſchuldigen, da er in Beſchreibung des Durchzuges durch das rothe Meer den wunderbaren Umſtand bemercket:

Et là, près des remparts que l'oeil peut tranſpercer,
Les poiſſons ébahis les regardent paſſer.

Was die Wahrſcheinlichkeit dieſes Umſtandes anbetrifft, ſo iſt er auf einen Betrug der Sinne und der Phantaſie gegründet; und er dienet im übrigen nicht wenig, die Gröſſe dieſes Wunderwerckes zu erheben. Es iſt ſo viel geſagt, als: Es ſchien als wenn die Fiſche ſelbſt dieſem Durchzug mit Erſtaunen zugeſehen hätten. Das Lächerliche und Comiſche, welches Boileau in der ſechſten critiſchen Betrachtung darinnen zu finden vermeint hat, liegt bloß in

in seiner Critick, wenn er sagt: „Es scheint, „die Fische hatten Fenster gemietet, das „hebräische Volck durchmarschieren zu se„hen.“ Des Poeten Einfall wird durch diesen Ausdruck gäntzlich verkleidet.

Obiges erinnert mich einer Stelle aus dem alten Geschichtschreiber Theopompus, welche Longinus in der drey und vierzigsten Abtheilung zu dem Ende angeführet hat, damit er zeigete, wie sehr niedrige und schlechte Wörter das Erhabene verunehren. Dieselbe dienet vortrefflich, diesen Satz des besagten Kunstlehrers zu erläutern, weil sie aus einem Geschichtschreiber genommen ist. Ein solcher erfindet die Umstände seiner Erzehlung nicht nach seinem Gefallen, sondern bauet sie auf die Wahrheit, und muß anderntheils eben darum, weil ihm die Wahl der Umstände nicht frey stehet, desto sorgfaltiger seyn, die schlechten Umstände durch die Schönheit und Herrlichkeit des Ausdruckes zu erhöhen, und die widrigen künstlich zu verbergen. Alleine wenn wir auch setzeten, daß Theopompus ein Poet gewesen wäre, oder sich in dieser Beschreibung eine poetische Freyheit herausgenommen, und die Umstände selber erdichtet hätte, so giebt eben dieses Exempel klar und deutlich zu erkennen, wie die Einmischung kleiner Umstände eine sonst prächtige Erzehlung verunehre und ver-

derbe. Aus dieſer Urſache wird man mir vergönnen, daß ich die gantze Stelle mit Longins Anmerckungen darüber allhier ausſchreibe. „Wenn Theopompus die Landung „ der Perſen in Egypten beſchreiben will, „ ſagt er: Welche Stadt, oder welches „ Volck in gantz Aſien hat nicht Geſandten „ zum König abgeſchickt? Kan man was „ koſtbares oder was ſchönes nennen, es „ ſey nun von der Natur, oder Kunſt her„ vorgebracht, womit er nicht beſchencket „ worden? Sind nicht die Decken und „ Kleider an Zahl und Werth unendlich „ geweſen? einige weiß, andere purpur, und „ noch andere bunt gefarbt. Was für ei„ ne Menge von vergüldeten Zelten, mit „ allen Nothwendigkeiten verſehen? Wie „ viele Röcke und prächtige Betre? Wie „ viel getrieben Silber, und künſtlich aus„ gearbeitetes Gold, auch Becher und „ Schalen? von denen einige mit Edelſtei„ nen verſetzet, andere ſehr zierlich gearbei„ tet waren. Ueberdem, unzehlich viel tau„ ſend Stück Waffen, theils von griechi„ ſcher, theils von ausländiſcher Art; nebſt „ einer unglaublichen Menge Laſtthiere, und „ allerhand Vieh zum Schlachten. Hier„ nächſt gantze Scheffel mit Gewürtze, nicht „ weniger Kiſten, Säcke, gantze Ballen „ Papier, und anderes Hausgeräthe. End„ lich, ſo viel eingeſaltzen Fleiſch von aller„ hand

„ hand Thieren, dergeſtalt über einander
„ gehäuft, daß es die Ankommenden von
„ weiten vor Hügel und zuſammengetrage-
„ ne Schober anſahen.

„ Von dem Erhabenſten verfällt er aufs
„ Allerniedrigſte, eben da er ſich erſt recht
„ in die Höhe heben ſollte; er bringet Ge-
„ würtze, Kiſten und Säcke unter jene prach-
„ tige Beſchreibung des gantzen Vorraths,
„ als ob er dem Leſer eine Küche vormahlen
„ wollte.

„ Denn wie es ſchlecht ausſehen würde,
„ wenn jemand würcklich neben ſolchen Koſt-
„ barkeiten, zwiſchen güldene mit Edelſteinen
„ verſetzte Schalen, zwiſchen getrieben Sil-
„ berwerck, zwiſchen gantz vergüldete Zelten
„ und Gefäſſe, in die Mitte Kiſten und Sä-
„ cke, zur Schau hinſtellete; eben ſo ſind dieſe
„ Nahmen der Vorſtellung unanſtändig, und
„ gleichſam ein Brandmahl, weil ſie zur Un-
„ zeit angebracht worden. Er durfte nur über-
„ haupt diejenigen Dinge berühren, von de-
„ nen er vorgiebt, daß man ſie für Hügel
„ gehalten, die andern Anſtalten aber ein we-
„ nig herumdrehen, und ſich alſo ausdrücken:
„ Es wurden auf vielen Cameelen und Laſt-
„ thieren allerhand Sachen herbergeführet,
„ welche zum Genuß und zur Ergetzlichkeit
„ vor die Tafel gehöreten. Oder er konnte
„ ſolches benennen: Hauffen von unterſchie-
„ denen Früchten, und desjenigen insgeſamt,

„ was zur Anrichtung der Speisen und zum
„ Wohlschmecken dienet. Oder wenn er al-
„ les, wie er will, genau beschrieben seyn muß,
„ so wäre es sehr gut gesagt: Was nur ir-
„ gend die Tafelbedienten und Küchenmeister
„ schmackhaftes oder niedliches aussinnen
„ konnten. Denn man muß von grossen Sa-
„ chen niemahls auf geringe nichtswürdige
„ Dinge verfallen, wo uns nicht eine dringende
„ Noth dazu treibet. Wir müssen vielmehr
„ Ausdrückungen suchen, die mit der Würde
„ unsers Vorhabens übereinkommen, und
„ hierinnen des Menschen Zeugemutter die
„ Natur nachahmen, welche bey uns diejeni-
„ gen Theile, so man nicht wohl nennen darf,
„ nebst dem Abflusse des ganzen Gebäudes,
„ den Augen nicht bloß stellen wollen, son-
„ dern so viel als möglich versiecket, und mit
„ dem Xenophon zu reden, diese Gänge sehr
„ weit abgeleitet hat, damit die völlige Scho-
„ heit des ganzen Wesens nicht verdorben
„ würde. ... So weit gehet Theopompus Be-
schreibung mit Lonains critischen Beurtheilung, wozu ich nur dieses wenige hinzufügen will; wenn man voraussetzet, daß das Vorhaben eines Verfassers sey, zu schreiben, mit was vor einer Art so wohl die Geringen als die Grossen einem König ihre Ergebenheit bezeuget haben, so stehet derselbe, er mag nun ein Poet oder ein Geschichtschreiber seyn, in der Verpflichtung,

die

die Geſchencke der Geringern, die allen ihren Werth von dem ehrfurchtvollen Gemüthe der Geber empfangen, in einem ſolchen Lichte und Vortheil vorzuſtellen, damit ihre Geringheit und Niedrigkeit nicht in das Auge falle, und die Pracht der Erzehlung verderbe.

Der eckle franzöſiſche Criticus La Motte war weit entfernet, Homer das Lob einzuräumen, welches ihm Longinus wegen der glücklichen Wahl der Umſtände beygeleget hat. Er kan Homer zwar in ſeiner Schrift von dieſem Poeten, wo er die Beſchaffenheit der Beſchreibungen deſſelben in einem eigenen Abſchnitte unterſuchet hat, den Ruhm eines vortrefflichen Mahlers, nicht nehmen, ſondern ſieht ſich gezwungen ihm den Nachklang, den er hierinnfalls erhalten hat, einzuräumen; Er ziehet auch etliche Exempel an, welche nach ſeinem Geſtändniß alles des Lobes werth ſind, das Homer beygeleget werden, nemlich die Beſchreibung des Kampfes Achilles mit dem Xanthus, die feyrlichen Spiele bey dem Leichen-Begängniß des Patroclus, und einige andere Gemählde, ſo in den Zwiſchengeſängen ſtehen: Dennoch konnte er ſeine unterſuchtige Tadelſucht, die er ſo vielmahl verrathen, auch da nicht bezäumen, derowegen er dieſes Lob alſobald mit dem Zuſatz verbittert, daß Homer nicht alle

Gemählde so gut gerathen seyn, daß er gemeiniglich in allzu grosse Weitläuftigkeit verfalle, und daß seine Gemählde wegen allzu vieler Kleinigkeiten seicht und matt werden. Er beruft sich zu Beschützung seines dreisten Ausspruches auf drey verschiedene Gattungen der Beschreibungen Homers, nemlich der Reisen der Götter, der Schilde seiner Helden, und der anatomischen Verwundungen. Was die erste Gattung dieser Beschreibungen anbetrift, so hat mir schon oben der Ruhm, den Longinus Homers Vorstellungen der göttlichen Personen beyleget, Gelegenheit an die Hand gegeben, davon zu handeln, weil La Motte zum Behuf seines ungleichen Urtheiles von denselben eben die Reise des Neptunus angezogen hat; daß demnach nicht nöthig ist, ein mehrers davon an diesem Orte zu sagen. Was die Beschreibungen der Schilde sind, so setzet La Motte an denselben aus, daß Homer sich nicht begnügen lasse, die Materie und die Form derselben überhaupt zu beschreiben, sondern daß er alle ihre Theile von einem Stücke zum andern abschildere, und gleichsam ein Inventarium davon mache; und da muß ich insgemeine erinnern, daß kleine und absonderliche Umstände öfters dienen, eine Beschreibung aus einander zu setzen, den Werth einer Sache zu erhöhen, und in das rechte Licht zu stellen, schier auf die Weise, wie

die

die Schminck-Pflaſtergen dienen, die weiſſe Farbe der Haut zu erheben. Darum hat auch Ariſtoteles ſchon Homer zum Ruhme angemercket, daß er darinnen vortrefflich geweſen ſey, indem er die kleinſten Umſtände in den Sachen, den Handlungen und den Sitten, auf eine ſolche Weiſe beſchrieben habe, daß die Leſer meineten ſie ſähen ſolche würcklich vor Augen. Womit die Frau Dacier übereinſtimmt, wenn ſie ſagt; „Wahrhaftig Homer giebt ſich eben in denen kleinen Dingen als den gröſten Mahler zu erkennen, denn er ſtellt ſie mit einem ſo vortrefflichen Anſehn und einer ſolchen Fertigkeit vor, daß man es den Triumpf der Poeſie nennen kan. Der Poet macht ſich nicht verdrüßlich, welcher auf eine treffliche und lebhafte Weiſe kleine Sachen ſagt, ſondern derjenige, der wichtige Dinge matt und niederig ſagt.„ Daneben braucht es auch viel mehr Kunſt dazu, wenn man kleine Dinge mit der gehörigen Erhabenheit vorlegen ſoll, als eine Sache nur überhin zu beſchreiben. Wozu noch kömmt, daß die ſo vollſtändige Beſchreibungen der Schilde bey Homer nicht alleine dienen, den Werth derſelben zu erhöhen, ſondern auch an dem Orte, wo ſie ſtehen, nothwendig ſind, die ſtrengen Leidenſchaften, wodurch das Gemüthe des Leſers abgemattet worden, durch eine geſchickte Veränderung der Eindrücke einiger-

massen zu besänftigen, und auf eine angenehme Weise zu mässigen. Was endlich die Beschreibungen der Verwundungen anbelanget, so finde ich die Arbeit solche zu vertheidigen, in denen vortrefflichen Betrachtungen, welche der Engelländische Poet und Kunstrichter Pope über die Gefechte in der Ilias ergehen lassen, schon vollführet. Der aufmerckame Leser wird da bald wahrnehmen, daß des französischen Tadlers Eckel nur von einem verderbten Geschmacke hergerühret, und daß eben dasjenige, was er des Tadels würdig geachtet hatte, ein besonderes Lob verdienet. Ich will eine einzige Stelle, die vornehmlich hieher gehöret, ausschreiben: „Homer, sagt er, beobachtet „auch in den Verwundungen seiner Streiter eine wunderbare Verschiedenheit. Er „verwundet sie nicht, wie andere Poeten „thun, an gewöhnlichen Oertern: Das „Hertz und das Haupt sind die einzigen Oerter, nach welchen sie zielen, weil sie die „Anatomie nicht verstehen, und sie schlagen „oft Wunden, welche nirgend als in ihren „Köpfen tödlich sind. Da in einem Gefechte der gantze Leib in Gefahr stehet, so ist „nothwendig, daß einer, der Gefechte beschreiben will, eine genaue Wissenschaft „von seinem Bau habe; es ist wahr, der „Poet ist kein Anatomicus, aber er ist ein „Mahler. Nun muß ein Mahler die Lage

„der

„ der Theile des Leibes genau kennen, damit
„ er nackende Leute mahlen könne, wiewohl
„ er nicht verbunden iſt, alle Mäuschen und
„ alle Gefäſſe ſo ſorgfältig zu bezeichnen, wie
„ in einem anatomiſchen Wercke.„

Wer überhaupt betrachtet, daß die Sachen ordentlicher Weiſe uns nicht rühren, wenn der Geiſt ſich nicht eine Zeitlang dabey verweilet, und wenn ſie ihm nicht in verſchiedenem Lichte vorgeleget werden, der wird ſich allemahl in die Beſchreibung der kleinern Theile ſo weit hineinlaſſen, als es die Hoheit und Würde des Werckes erlaubet. Und es iſt offenbar, daß die beſtändige Beobachtung dieſer Regel die Wercke des Homerus überhaupt ſo einnehmend und anmuthig gemachet habe. La Motte ſelbſt hat uns davon die ſtärckeſte Probe wider ſeinen Willen an die Hand gegeben. Sein überſetzter Homer, den er durch die ſorgfältige Vermeidung der kleinen und ausführlichen Beſchreibungen auf die Helfte verkürzet hat, iſt dadurch einem Schattenbilde gleich geworden, welches nicht mehrere Anmuth hat, als ein Schatten neben den Leib geſtellet. Wer ſich nur bemühen will, eine ſolche Stelle in beyden Poeten, dem griechiſchen und dem franzöſiſchen, aufzuſchlagen, wird ſich hievon aus der ungleichen Würckung, ſo ſie auf ſein Gemüthe thun werden, bald überzeugen können. Ich will mich begnügen laſſen eben

dieſes mit einem einheimiſchen Exempel empfindlich zu machen. Poſtel hat die Begegniſſen Ulyſſes von ſeinem Schiffbruch an, biß zu ſeiner Ankunft an dem Hofe des Königes Alcinous gegen dem Ende des vierten und in dem fünften B. dergeſtalt wiederholet, daß er nur in der Art zu erzehlen, und der Ausführung der kleinern Umſtände von dem Original abgewichen iſt. Es iſt für ihn rühmlich, wenn wir ſetzen, daß er in dieſem Stücke ſeines Gedichtes vorgehabt, ſich mit dem griechiſchen Poeten in einen Wettſtreit einzulaſſen, aber es iſt für ihn eben ſo gefährlich. Ich will ſeinen Wittekind alleine in denen erſten Minuten betrachten, die von ſeiner Errettung aus den Wellen bis zu ſeinem Schlaffe auf dem Geſtade verfloſſen. Der Leſer ſah ihn zwar jezo auf trockenem Lande, aber die Entkräftung deſſelben durch die ausgeſtandene Arbeit und ſeine Erkaltung in den Wellen, halten ihn noch immer für ſein Leben und Geſundheit beſorget. Ueberdieß hat er ſeinetwegen die Seeluft, die einbrechende Nacht, die wilden Thiere, und die unbekannten Einwohner zu befürchten. Auf dieſe Sachen mußte der Poet ſeine nächſte Abſicht richten, und in der Wahl der Umſtände eben dieſe vor Augen haben. Er ſagt:

. . . . . Als er nun gantz verlaſſen
Von allen Kräften lag, und keinen Rath zu faſſen

Hier

Hier wuſt in fremder Welt; redt' er ſich ſelber an,
Und ſprach: Nun Wittekind, zeig itzt, was Großmuth kan
Vom Königsſtuhl geſtürtt, verjaget aus dem Lande,
Verarmet durch die See, in einem ſolchen Stande,
Darinn kein Menſch dich kennt, beraubt von allem Gut,
Von Freunden, ja, ach weh, vom letzten Tropfen Blut,
Von meinem eignen Sohn! Verhängniß, ſag', ach ſage,
Iſt noch ein übrigs da? Iſt auch noch eine Plage,
Die mich nicht troffen hat? Ich weiß, du ſageſt nein.
Wo ſoll denn endlich noch mein's Elends Ende ſeyn?
Als er ſo ſeufzete; ſah er nicht ferne grünen
Ein niedriges Geſträuch, deß er ſich zu bedienen
Zur Ruh erwählete, es trug ihn kaum ſo weit
Sein abgemattter Fuß, da fiel aus Müdigkeit
Der naſſe Leib daſelbſt in das Gebüſche nieder,
Er deckete mit Laub die gantz erkaltten Glieder,
Und ſchloß der Augen Licht vor lauter Trauren zu,
Bis daß der Schlaf ihn bracht' aus Mitleid in die Ruh.

Die Klage Wittekinds iſt ſo verzagt, ſo rathloß, und hülfloß, daß der Held darüber gar verſchwindet. Wir verliehren ihn aus dem Geſichte, und zugleich die Sorge für ſeine Erhaltung, nachdem er ſich ſelber verlohren hat. Und mit der weibiſchen Klage reimt ſich der ſchüleriſche Ausdruck:

. . . . . Beraubt von allem Gut,
Von Freunden, ja, ach weh, vom letzten Trop'en Blut,
Von meinem eignen Sohn! Verhängniß, ſag, ach ſage,
Iſt noch ein übrigs da? . . . .
. . . . . Ich weiß, du ſageſt nein.

Wenn jezo der Poet ſelbſt redet, ſo ſcheinet er eben ſo ſehr von ſich ſelbſt entäuſſert, und eben

eben so unberathen. Diese Zeilen zeigen uns weder den Ort, wohin sich Wittekind an dem Gestade begeben, noch die Art, wie er sich da beholfen habe. Das niedrige Gesträuche stellet ihn nicht genug sicher vor dem Anlaufe der Wellen, vor wilden Thieren, und Menschen. Wir sehen nicht, wo in dem Gesträuche das Laub in solchem Ueberfluß hergekommen sey, daß es ihn bedecken und vor der strengen Luft verwahren mögen. Wir finden wenig Vorsicht bey ihm, er leidet mehr, als er thut, und seine Erhaltung kömmt von dem blossen Zufall. Auf diesem ist alle Wahrscheinlichkeit derselben gegründet, welches aber unsere Sorge für ihn weder unterhält noch vergnüget. Wenn wir Homers Ulyssen dagegen in einem gleichmässigen Zustande betrachten, so werden wir auf ganz andere Weise gerühret, und Postels Erzehlung ist davon kaum ein übelgerathener Auszug zu nennen, wo man noch einige zertretene Fußtapfen von dem Originale verspühret. So bald Ulysses sich auf den Binsen im Trockenen befunden, küssete er das Land; ein kleiner Umstand, der uns doch das Herz desselben aufschließt; und sagte seufzend zu sich selbst: „ O ihr Götter, was habe ich „ noch zu leiden! Was wird noch mit mir „ werden! Bringe ich die Nacht an dem „ Flusse zu, so wird mich die kalte Nacht, „ oder der ungesunde Morgenthau, des ge-

„ ringen

„ ringen Athems, der noch in meiner Bruſt
„ lebet, berauben; gehe ich dorthin auf den
„ Hügel, und entſchlaffe unter den dichten
„ Bäumen in dem Schatten, ſo ferne meine
„ Erkaltung und Müdigkeit ſolches zugiebt,
„ ſo fürchte ich, daß mich die wilden Thie-
„ re angreiffen und zerreiſſen.„ Das ſind die erſten Gedancken eines ausgeſchwommenen Schiffbrüchigen, der die Sorge für ſich ſelbſt nicht abgeleget hat, und auch uns damit einnimmt. „ Das leztere dünckete
„ ihn doch das beſte. Er gieng auf den
„ Hügel, und fand daß dieſer nahe an dem
„ Waſſer in einer offenen Gegend gelegen
„ war. Daſelbſt zog er ſich unter zween
„ Oelbäume, welche neben einander ge-
„ wachſen waren. Einer war wild, der
„ andere zahm; niemahls drang der feuch-
„ te Hauch der Winde bis zu ihrem Stam-
„ me; niemahls verletzete ſie die Sonne
„ mit ihren brennenden Strahlen: der Re-
„ gen ſchlug niemahls biß zu ihnen hin-
„ durch, ſo dicht waren ſie beyde durch
„ einander gewachſen. Unter dieſelben zog
„ ſich Ulyſſes, und ſammelte alsbald mit
„ ſeinen Händen ein geraumes Bette von
„ Laub und Blättern, welche daſelbſt in
„ ſolchem Ueberfluß zerſtreuet lagen, daß
„ zween oder drey Männer mitten in dem
„ herben Winter darunter beſchirmet ge-
„ weſen waren. Ulyſſes ſah dieſes Lager

„ an,

„ an, und freuete ſich in ſeinem leidenden
„ Hertzen. Er legete ſich gemächlich hin-
„ ein, und raffete oberhalb eine gute Decke
„ von Laub zuſammen. „ Hierauf bildet der Poet dieſe vorſichtige Sorgfalt Ulyſſes ſeine erkalteten Glieder zu erwärmen, mit dem überaus geſchickten Gleichniß von einem Brändling unter der Aſche, welches ich an einem andern Orte angeführet habe, vor Augen, und füget dann noch dieſes hinzu: „ Minerva ſenckete ihm den Schlaf
„ in die Augen, damit er von der ausge-
„ ſtandenen ſchweren Müh und Arbeit aus-
„ ruhete, und ſeine Augbraunen wurden mit
„ Dunckelheit umgeben. „ Keiner von dieſen Umſtänden iſt uns gleichgültig; die Erfindung der Zuſammengewachſenen Oelbäume, ihr Schirm vor Sonne, Luft, und Wetter, das häufige Laub, Ulyſſes Hineinliegen, und das Zuſammenraffen einer Oberdecke, machen auf einmahl die Erzehlung wahrſcheinlich, indem ſie uns die Möglichkeit und Art ſeiner Erhaltung erklären, und erfreuen uns zugleich, da ſie unſre Hoffnung Ulyſſes völlig gerettet und erquicket zu ſehen, ſo ſorgfältig befriedigen. Sie bringen uns gäntzlich an den Ort, wo Ulyſſes war, den ſie uns von allen Seiten vor Augen legen, wir bemühen uns mit ihm, und empfinden von dieſen Sachen denſelben Eindruck, den er empfunden hat;

hat. Alles dieſes haben wir der Wahl der ausführlichen Umſtände zu dancken, die mit der Abſicht ſo wohl übereinſtimmt. Wie matt und mager iſt hingegen Poſtel in ſeinen Umſtänden, wie flüchtig iſt daher der Eindruck derſelben! Der leste Umſtand, den Homer anmercket, wenn er ſaget, Minerva habe Ulyſſen den Schlaf in die Augen geſencket, beruhiget unſere Sorge für den Helden vollends, und ſencket uns gleichſam mit ihm in einen ſichern Schlaf, indem er uns dieſe Schutzgöttin vor das Geſichte bringet, welche denſelben unſichtbarer Weiſe begleitete; da Poſtels Ausdruck,

Bis daß der Schlaf ihn brachte aus Mitleid in die Ruh;

nichts mehr als eine Figur iſt, welche niemand nach dem Buchſtaben verſtehet.

Der Herr Heinecken hat uns in ſeiner Unterſuchung vom Erhabenen ein Exempel aus Herren Königs Gedichte auf das hohe Beylager ſeiner Excell. des Hrn. von Brühl vorgeleget, welches ich an dieſem Orte nicht mit Stillſchweigen vorbeygehen darf, weil er eben damit die Wahl und Verbindung der Umſtände nach Longins Lehrſatze als das vornehmſte Mittel zum Erhabenen anbefehlen will. Der blinde Liebesgott wird da beſchrieben, als

Ein Meiſter im Betrug, leichſinnig im Verſprechen,
Der allzeit fertig iſt, den erſten Bund zu brechen:

Auch

Auch, als ein schleichender, mit Fleiß verstellter Feind,
Uns in sein Netze zieht, geschwinder als man meint,
Und wann er uns berückt, sein schmeicheln u. sein Scherzen
Mit nichts als Ungedult, mit pochen Murren, Schmerzen
Mit Weinen, Klagen, Zanck, mit Qual u. Seufzen würzet;
Selbst aus dem Abgrund steigt, und in den Abgrund stürzt
Was ihm am liebsten war. Nie mit sich selbst zufrieden,
In allem, aber nicht im Wechseln zu ermüden,
Im Eyfer ungezaumt, erpicht auf Hinterlist,
Und kurtz, von der Vernunft ein Erz-Erb-Todfeind ist.

Ueber diese Zeilen giebet uns der Uebersezer Longins sein Urtheil in folgender Lobrede zu vernehmen: „Der Verfasser sammelt hier alles, wodurch er sein Vorhaben am stärcksten ausdrücken kan; er verbindet solches genau mit einander, und machet aus allem nur ein Bild: Kurtz, er hat hierinnen das Erhabene würcklich erreichet.„

Nach meinem Urtheil verdienet diese Vorstellung der unächten Liebe das Lob einer sehr geschickten Erweiterung, der Poet wollte die Untreue und den Wanckelmuth derselben ausdrücken, und dieses thut er mittelst einer Aussezung und Zusammenhäufung derjenigen Würckungen und Umstände, welche diese betrügliche Falschheit offenbahren. Er sagt: „Die Liebe ist voll Betrug; sie ist im

„ver-

„ Verſprechen leichtſinnig, und macht ſich
„ wenig Bedencken ihr Gelübde zu brechen;
„ ſie weiß uns durch ihre künſtliche Verſtel-
„ lungen und Reitzungen eher, als man ſichs
„ verſiehet, in ihr Garn zu ziehen, und wenn
„ ſie uns bethöret hat, ſo verwandelt ſich
„ ihr Schmeicheln und Scherzen in Unge-
„ dult, Schmertzen, Weinen, Qual und
„ Seufzen; wie ſie ihren Urſprung aus dem
„ Abgrund hat, alſo ſtürtzet ſie auch ihre
„ Liebhaber in denſelben: Sie iſt mit ſich
„ ſelbſt nie zufrieden, in allen andern Din-
„ gen bald, aber in dem Wechſeln niemahls
„ müde; im Eyfer iſt ſie gantz ungeſäumt,
„ und allezeit auf Hinterliſt bedacht; mit ei-
„ nem Wort, ein abgeſagter Feind von der
„ Vernunft. „ Wenn aber gleich dieſer Character der Wanckelmuth der Liebe wohl getroffen, und natürlich ausgedrücket iſt, ſo kan man doch weder in Abſicht auf die Materie noch in Abſicht auf den Ausdruck ſagen, daß er eine Probe von dem Erhabenen abgebe; wenn Hr. Heinecken dieſes behaupten wollte, ſo müßte er alles dasjenige vor erhaben wollen angeſehen wiſſen, was nicht unglücklich und nicht unnatürlich iſt. Nach dieſem Begriffe aber würde die Kunſt des Erhabenen nicht ſo was ſchweres und ſeltenes ſeyn, wie Longinus davor gehalten hat, und die letzte Abtheilung der Schrift dieſes Kunſtlehrers würde gantz überflüſſig ſeyn.

Der dreyzehnte Abſchnitt.

Von den Charactern, Reden und Gemüthes-Gedancken, oder Sprüchen.

DEr Menſch iſt der vornehmſte Gegenſtand der Poeſie, auf welchen ſich alle andern beziehen. Der Grund ſeiner merckwürdigſten Handlungen findet ſich in der Vermiſchung ſeiner Gemüthes-Neigungen. Die poetiſche Kunſt erzehlt den Gemüthesſtand ihrer Perſonen nicht bloß auf eine hiſtoriſche Weiſe, ſondern wie er ſich nach ihrem Character in ihren Reden und Handlungen offenbaret. Wie nothwendig es ſey, daß der Poet die Gemüthes-Character der Menſchen kenne. Erklärung, was die Sitten und Gemüthes-Character ſeyn. Ungemeine Verſchiedenheit, welche man in den Charactern Homers wahrnimmt. Virgils Mangel in dieſem Stücke. Merckmahl eines geſchickt-ausgedruckten Characters. Die Reden und Handlungen müſſen ihren Grund in demſelben haben. Ein Character muß ſtandesmäſſig ſeyn. Wie der Stand eines Menſchen ſeinen Character auf verſchiedene Weiſe aus einander leget. Er muß ähnlich ſeyn. Vorzug derer Character, die nicht allzu auſſerordentlich ſind. Nachtheil der allzu gemeinen. Ein Character muß ſich ſelber gleich ſeyn. Anmerckung daß alle Handlungen einer Perſon mit der Haupt-Summe des Characters, und nicht bloß einer Eigenſchaft deſſelben zutreffen müſſen. Kunſtgriff wie die poetiſchen Character über die gewöhnlichen erhoben werden können. Ariſtoteles Regel darüber, mit Daciers Anmerckung. Die Reden ſind

der

der Erfolg und die Hinterſäze der Character. Es iſt genug, wenn ſie eine Verhaltniß-Wahrheit haben, d. i. wenn ſie in Beziehung auf die Perſonen der Redenden wahr ſind. Homers Vortrefflichkeit in orationibus moratis. Virgils Mangel in dieſem Stücke. Vertheidigung deren Reden, die Homer den Streitenden zuſchreibt. Rettung derjenigen, die an Pferde, und an Verſtorbene gerichtet ſind. Die Gemüthes-Meinungen oder Sprüche der Perſonen ſind Stücke ihrer Reden. Unterſchied zwiſchen gemeinen Wahrheiten und ſolchen charactermäſſigen Sprüchen. Vorzug Homers über Virgil, was dieſe anbelanget. Longins Erhebung eines Spruchs, den Homer dem Ajax in einer plözlich entſtandenen Dunkelheit zuſchreibet.

DJe Geheimniſſe der poetiſchen Nachahmung, die ich bisdahin ausführlich und ohne eigennüzigen Vorbehalt offenbaret habe, haben jegliches ſeine eigene und vortreffliche Kraft, womit ihr Werth ſich denen, die es in dieſer Kunſt hoch bringen wollen, anpreiſet: Mithin habe ich noch einen Kunſtgriff derſelben unberührt gelaſſen, bey deſſen Ermangelung oder Verſäumung den andern ein Groſſes an Vollkommenheit abgehen würde, weil dieſer der Poeſie unläugbar die meiſte Kraft zur Bewegung der Gemüther mittheilet. Und eben deßwegen habe ich ihn verſparet, damit ich ihm ſeiner Wichtigkeit gemäß einen beſondern Abſchnitt wiedmete, wo ich ihn abſonderlich und mit dem [illegible]n Fleiſſe ausführete.

Der vernünftige mit Verſtand und Weißheit begabete Menſch iſt ohne Streit das wichtigſte Stück der göttlichen Schöpfung, maſſen alle übrige Sachen gleichſam nur ihm zum Dienſt und Nutzen erſchaffen worden. Da nun die Poeſie eine geſchickte Nachahmung der Schöpfung iſt, ſo iſt demnach eben derſelbe der vornehmſte Gegenſtand, mit welchem die poetiſche Kunſt beſchäftiget iſt. Dieſe betrachtet den Menſchen nicht bloß überhaupt und nach ſeiner unveränderlichen Natur, nach welcher die Menſchen alle nur der Zahl nach von einander unterſchieden ſind; denn auf dieſe Weiſe könnte der Poet die Perſonen, die er aufführet, nicht anderſt als dem Nahmen nach unterſcheiden: Sondern ſie ſtellet ſich denſelben ſo vor, wie er nach dem verſchiedenen Zuſtande des Gemüthes, und der mannigfaltigen Vermiſchung der Regungen und Begierden, wie auch nach der unendlichen Verſchiedenheit der äuſſerlichen Umſtände beſchaffen iſt; welches die Sachen ſind, wovon die ſo groſſe Ungleichheit der menſchlichen Gedancken und Entſchlüſſe, die ſich in Reden und Handlungen offenbaret, einzig und alleine herrühret.

Format enim Natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat aut impellit ad iram:
Aut ad humum moerore gravi deducit & angit:
[redacted] animi motus interprete lingua.

Die

Die Menſchen werden nicht alleine durch die Vernunft geleitet, ſondern ſie folgen mehreremahl und gemeiniglich dem Trieb ihrer Neigungen. Dieſe ſind dem Menſchen ſo natürlich worden, und haben in ſeinem Hertzen ſo tief gewurtzelt, daß die Vernunft ſelbſt mit ihren heilſamen Erinnerungen weit dahinten ſtehen muß, wenn ſie die Affecte nicht ihren Abſichten gemäß einnehmen kan. Und wenn man betrachtet, daß die Menſchen ohne die Neigungen in eine verdrüßliche und unſchlüſſige Unthätigkeit verfallen würden, wird man ſich nicht verwundern, daß ſie dieſelben mit ſo vielem Fleiſſe zu unterhalten und zu ernehren trachten. Daher kömmt auch, daß der Grund der merckwürdigſten menſchlichen Handlungen in der ungleichen Vermiſchung der Gemüthes-Neigungen zu ſuchen iſt, welche durch die äuſſerlichen Umſtände aufgebracht, und gantz verſchiedentlich aus einander geſezet werden.

Indeſſen hat die poetiſche Kunſt der Nachahmung in der Vorſtellung des Menſchen einen gantz beſondern und vortheilhaftigen Weg genommen, ſie giebt ſich damit nicht zufrieden, daß ſie ſeine Neigungen nur erzehle, ſondern ſie leget dieſelben vor Augen, damit ihr Werck deſto mehr Leben und deſto mehr Bewegung bekomme. Und alſo beſtehet das Geheimniß der Poeſie,

von welchem ich gegenwärtig handeln will, darinnen, daß sie den verschiedenen Gemüthes-Zustand nicht bloß historisch beschreibet und erzehlet, sondern die Personen würcklich auf den Scharplatz bringet, und ihnen solche Reden und Handlungen beyleget, wie es der Gemüthes-Character, der ihnen angedichtet wird, und die Umstände, in welche sie der Poet nach seinem Belieben gesetzet hat, erfodern. Denn es ist ein gewisser Unterschied zwischen diesen beyden Sachen, da der Inhalt einer Rede erzehlet, oder da die Rede selbst jemanden in den Mund geleget wird. Der Poet würde die Gemüthes-Gedancken seiner Personen durch das einfältige Erzehlen nur frostig machen, die starckgezeichneten Züge und die Heftigkeit würden verschwinden; wenn ich hingegen die Person selber vernehme, und so zu sagen, die Leidenschaft von der ersten Hand empfange, so nehme ich dieselbe alsobald an mich, ich theile sie mit ihm, die Anreden und andere Figuren hintergehen mich, ich werde aus einem Leser ein Zuseher, ich vergesse den Poeten, und ich sehe, ich höre alleine, die Person, die er einführet, und der er etwas zu reden giebt. Darum ist der dramatische Theil der Poesie auch der vornehmste und beweglichste, weil er die vollkommenste Art der Nachahmung ist.

Die

Die Poeſie iſt demnach gröſtentheils eine Nachahmung der menſchlichen Handlungen; wie dieſe von den Gedancken, Sitten, und Neigungen der Menſchen herrühren: denn in einer Handlung iſt nichts/als die Sitten und die Gedancken, welche ſie characteriſieren, und von allen andern unterſcheiden können. Die Sitten formieren ſolche, und die Gedancken erklären ſie und geben zu erkennen, was ſie vor Urſachen und Beweggründe gehabt habe. Vermöge deſſen muß der Poet, welcher ſein Werck vermittelſt einer geſchickten Nachahmung der menſchlichen Natur beleben will, die Sitten und die verſchiedenen Gemüthes-Character der Menſchen genau innen haben, und wiſſen, welche Sprache, was vor Grundſätze und Handlungen vor einen jeden Character anſtändig und bequem ſind. Ohne dieſe Wiſſenſchaft wird zwiſchen ſeinen Perſonen kein mehrerer Unterſchied ſeyn, als nur dem Nahmen nach, und eine wird der andern Stelle einnehmen und vertreten können, ohne daß ſie ihren Character verleugne; oder wenn ſich zwiſchen denſelben noch einiger Unterſchied befindet, ſo muß derſelbe nothwendig gantz ohne Grund und ungewiß ſeyn, weil er von dem bloſſen ungefährlichen Zufall herrühret. Dieſe Erkänntniß iſt auch deſto nothwendiger, weil die Perſonen, die der Poet aufführet, die

wenigsten mahl historische, sondern meistens allgemeine moralische Personen sind, derer Character alleine aus der Vorstellung des Poeten und sonst nirgend her erkannt werden mag, so daß die Wahrscheinlichkeit der ihnen angedichteten Reden und Handlungen alleine aus den Umständen beurtheilet werden muß. Aus dieser Ursache wird nicht undienlich seyn, wenn ich von der Natur dieser Wissenschaft und wie dieselbe zu erlangen sey, eine nähere Untersuchung anstellen werde.

Aristoteles beschreibet die Sitten in dem sechsten Cap. seiner Poetick dergestalt. Die Sitten, sagt er, sind dasjenige, was die Eigenschaften der aufgeführten Person bezeichnet, und was uns den Entschluß, und die Wahl, so sie in einem besondern Umstande nehmen und treffen wird, voraus sehen läßt. In der That sind die Gemüthes-Character nichts anders, als ein Zusammenhang von Eigenschaften, Neigungen und Geistes-Arten, die man in einer einzigen Person zusammen verbindet. Wer Character sagt, der sagt so viel als eine Vermischung, eine Zusammensetzung vieler Fehler und vieler Tugenden, unter welchen ein gewisses Laster die Oberhand behält, wenn der Character lasterhaft ist; und wo eine Tugend regiert, wenn derselbe tugendhaft seyn soll. Daher Aristoteles an dem angez-

angezogenen Orte schließt, daß alle Handlungen von diesen beyden Quellen entspringen, nemlich den Meinungen und den Sitten, und daß diese beyden Sachen das Glück oder das Unglück der Menschen verursachen. Und diese verschiedenen Character der Menschen sind durch diese Vermischung der Fehler, der Laster, der Tugenden und der Einsichten, welche auf verschiedene Weise unter einander versetzet werden, dermassen vermannigfaltiget, daß zween Character, die einander vollkommen gleich seyn, in der Natur eben so selten gefunden werden, als zwey ganz gleiche Angesichter.

Diesen unerschöpflichen Reichthum der Natur hat Homer durch die Fruchtbarkeit seiner Erfindungs-Kraft geschickt nachgeahmet, und das Lob, welches ihm der Herr Pope in dieser Absicht beygeleget hat, ist vollkommen wohl gegründet, wenn er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Ilias schreibet: „Wenn wir jetzo die Cha„racter seiner Personen betrachten, so wer„den wir finden, daß noch kein Verfasser „eine so grosse Anzahl derselben auf die „Schaubühne gebracht hat; daß sie alle „ungemein von einander unterschieden sind, „und daß sie uns mit einem unermeßli„chen Nachdruck und Lebhaftigkeit einneh„men. Ein jeder Held, den er aufführet,

„ hat etwas an sich, das ihm so eigenthüm-
„ lich ist, daß kein Mahler sie in ihren Linea-
„ menten auf verschiedenere Weise hätte vor-
„ stellen können, als Homerus sie in Anse-
„ hung ihrer Sitten vorzustellen gewußt hat.
„ Man kan nichts genaueres sehen, als die
„ Art, wie er die verschiedenen Grade zwi-
„ schen der Tugend und dem Laster auf ein-
„ ander setzet. Die einzige Eigenschaft der
„ Dapferkeit ändert in den Characteren der
„ Ilias, die doch so zahlreich sind, auf er-
„ staunlich verschiedene Weise. Des Achilles
„ Hertzhaftigkeit macht ihn wild und unbän-
„ dig, des Diomedes ist ungestüm, und hin-
„ dert ihn doch nicht, guten Rath anzuhö-
„ ren und dem Befehl seiner Obern nachzu-
„ gehen. Des Ajax Dapferkeit hat etwas
„ plumpes und hochmüthiges in sich, Hectors
„ ist geschäftig und wachtbar. Die Liebe
„ zum Befehlen und die Ehrsucht sind die
„ Grundquellen der Hertzhaftigkeit Agamem-
„ nons; des Menelaus ist mit Gütigkeit
„ und zärtlicher Liebe für seine Untergebenen
„ vermischet. An Idomeneus haben wir ei-
„ nen natürlichen Helden ohne Verstellung;
„ und bey Sarpedon finden wir einen Muth,
„ den die Höflichkeit angenehm machet. Die-
„ se verwundersame und verständige Ver-
„ schiedenheit erzeiget sich nicht alleine in der
„ Haupt-Eigenschaft, welche das Wesen
„ in einem Character ausmachet, sondern

„ mit

„ man kan ſie auch in den geringern Theilen
„ des Characters wahrnehmen, indem Ho-
„ merus Sorge trägt, daß die Haupt-Ei-
„ genſchaft ihre Herrſchaft und ihren Einfluß
„ über dieſelben auf eine merckliche Weiſe
„ erzeige. Alſo iſt die Vorſichtigkeit der
„ herrſchende Character bey Ulyſſes und bey
„ Neſtor; aber bey jenem iſt ſie ſchlau und
„ verſchlagen; bey dieſem iſt ſie natürlich-of-
„ fenhertzig, und weiß von keinen andern
„ als gerechten Anſchlägen; dieſe verſchiede-
„ ne Art Vorſichtigkeit bringet dann auch
„ eine Verſchiedenheit in ihren Muth: Denn
„ der erſte bauet in allen ſeinen Krieges-Un-
„ ternehmungen auf die Behutſamkeit und
„ der andere auf die Erfahrung. Man wür-
„ de niemahls zum Ende kommen, wenn
„ man alle Exempel von dieſer Art anführen
„ wollte. „ Er verfällt hernach auf die Ver-
gleichung Homers mit Virgil in dieſem Stü-
cke, und zeiget, daß dieſer ihm bey weitem
nicht beykomme. „ Virgil, ſagt er, giebt
„ uns keine Character, die auf eine ſo ver-
„ ſchiedene Weiſe ausgeſetzet ſeyn, ihre Ver-
„ ſchiedenheit iſt ſchier nicht zu mercken; und
„ in ſolchen Characters, wo ſie am deutlich-
„ ſten ausgedrücket iſt, rühret ſie uns nicht
„ ſo lebhaftig, wie bey Homer. Alle ſeine
„ Character der Herrhaftigkeit ſind ſchier
„ einander gleich, ſelbſt des Turnus hat nichts
„ beſonderes und eigenes in ſich, als einen

„ höhern

„ höhern Grad, worinnen ſie anderer über-
„ trifft; und wir ſehen nichts, was den
„ Muth des Meneſtheus, des Sergeſtes,
„ des Cleanthes und anderer gegen einander
„ abſetze. Man kan gleichfalls wahrnehmen,
„ daß bey allen Helden des Poeten Statius
„ eine gleichmäſſige Art Gewaltthätigkeit herr-
„ ſchet. Ein wilder und troziger Muth of-
„ fenbaret ſich bey Capaneus, Tydeus, Hip-
„ pomedon. Kurtz ſie ſind einander ſo gleich,
„ daß man ſie ſämmtlich vor Brüder hielte.„

Die Character müſſen aber nach der oben gegebenen Erklärung des griechiſchen Weltweiſen den Gemüthes-Zuſtand einer poetiſchen Perſon ſo deutlich entdecken, daß man daraus leicht abnehmen kan, was dieſelbe in einem beſondern Umſtand ihrer Gemüthes-Art gemäß vor einen Entſchluß faſſen werde, ſolche mag ſie dann zum Guten oder zum Böſen vermögen. Und hierinnen beſteht die Geſchicklichkeit der Sitten, welche Ariſtoteles in dem ſechszehnten Cap. der Poetick die vornehmſte und wichtigſte Eigenſchaft eines Characters nennet. Der Poet muß die Fertigkeit beſitzen, uns den Character einer Perſon dergeſtalt zu erkennen zu geben, daß wir in einem Fall, da ſie ſich in einem ſchweren und gefahrlichen Zuſtande befindet, vorherſehen können, was ſie vor einen Weg ergreiffen, wozu ſie ſich entſchlieſſen, und was ſie erwehlen wird. Auf dieſe Weiſe haben Homer,

Virgil

Virgil und Sophocles ihre Perſonen mit Sitten verſehen. Wenn Agamemnon Geſandte zum Achilles abfertiget, ſo können wir urtheilen, was ſie ausrichten werden, wenn wir dasjenige überlegen, was uns dieſer vortreffliche Poet von ſeinem Helden berichtet hat. Wenn Eneas in dem vierten B. der Eneis von den Göttern einen Befehl empfängt, daß er ſich einer ſüſſen und noch neuen Liebe in ihrem Anfang entſchlagen und die Königin Dido verlaſſen ſollte, laßt uns dasjenige, was uns Virgil von der Gottesfurcht dieſes Fürſten geſagt hat, den Entſchluß, den er faſſen wird, voraus vermuthen, und eh Mercurius ihm ſeinen Befehl vollends vorgetragen hat, mercken wir, daß er ſich nach der Flucht ſehnet, und der Poet beſtätiget uns in der Meinung, die wir ſchon von uns ſelbſt ſeinetwegen gefaſſet hatten, wenn er uns hernach meldet:

Ardet abire fuga, dulcesque relinquere terras,
Attonitus tanto monitu, imperioque Deorum.

Mit Sophocles hat es dieſelbe Bewandtniß, alles was der Poet uns von des Oedipus Character ſaget, dienet uns zu denen unbeſonnenen Thaten vorzubereiten, in welche er aus immer blindem Eigenſinne verfällt.

Derowegen müſſen alle Reden und Handlungen, die ein Poet ſeinen Perſonen zuſchreibet, in dem Character derſelben gegrün-

det

det seyn, und nothwendig daraus herfliessen. Die Beschreibung des Characters würde sonst ganz unnöthig und ohne Nutzen seyn, wenn sie nicht dazu dienen sollte, daß sie dem Leser die Quelle, die Ursachen, und die Beweggründe aller Handlungen gleichsam als ein Schlüssel aufschlösse, und ihn vorbereitete, die Unternehmungen der characterisierten Personen, die sie kraft ihres Characters zu beginnen fähig sind, zu errathen, und ihre Wahrscheinlichkeit in der Uebereinstimmung und Harmonie mit dem Character desto leichter auszufinden. Denn wenn die Entschlüsse und Unternehmungen einer Person nicht nothwendig aus ihrem besondern Character herfliessen, und damit übereinstimmen, so wird man dieselben unmöglich vorhersehen, und noch viel weniger deutlich unterscheiden können, indem aller Unterschied der Handlungen von dem Unterschied des Characters entstehet; wenn folglich der Character gut und geschickt, das ist, wenn er wohl und deutlich beschrieben ist, so muß er uns nothwendig die Fähigkeit einer Person, wie sie durch verschiedene Umstände eingeschränket wird, beglauben und offenbaren; und ihre Reden und Handlungen, wenn sie mit dem Character übereinstimmen, werden ihr so eigenthümlich seyn, daß sie nur ihr alleine und niemand andern können zugeschrieben werden. Und in dieser allgemeinen Absicht der

Cha-

Character ſind jezo die beſondern Regeln gegründet, welche Ariſtoteles in dem ſechszehnten Cap. ſeiner Poetick für einen guten Character vorgeſchrieben hat, wenn er fodert, daß die Sitten ſtandsmäſſig, ähnlich, und ſich ſelber gleich ſeyn.

Ariſtoteles verlanget damit erſtlich, daß man einer jeden Perſon zuſchreibe, was ihr zukömmt, daß man ſie nach ihrem Alter, Stande, Rang, und Gewerbe reden und handeln laſſe. Dieſes heiſſet er ſtandsmäſſige oder anſtändige Sitten.

Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Interest multum Davusne loquatur, an Heros:
Maturusne Senex, an adhuc florente juventa
Fervidus: an matrona potens, an ſedula nutrix:
Mercatorve vagus, cultorve virentis agelli:
Colchus, an Aſſyrius, Thebis nutritus, an Argis.

Die tägliche Erfahrung lehret uns, daß die Veränderung des Glückes, der Jahre, die Verſchiedenheit der Himmels-Striche, der Speiſen, der Auferziehung, der Gebräuche und Gewohnheiten einen groſſen Einfluß auf die Veränderung der Sitten hat, daher z. E. ein jedes Alter, ſo zu ſagen, ſeinen beſondern Character hat, wodurch der Haupt-Character auf gantz verſchiedene Weiſe umſchränket wird, ſo daß diesfalls die Regel des Horatius gilt:

Multa ferunt anni venientes commoda secum:
Multa recedentes adimunt: Ne forte senilibus
Mandentur juveni partes, pueroque virilis.
Semper in adjunctis, ævoque morabimur aptis.

Das iſt, was die Italiener mit einem mahlerischen Wort il Costume heiſſen, worauf ſich auch die Wahrſcheinlichkeit eines Characters vornehmlich gründet. Und weil die Poeſie mit der Mahlerkunſt auch in dieſem Stücke eine genaue Verwandſchaft hat, ſo kan ich mich nicht entbrechen, die Exempel, welche der gelehrte Franzoſ Düboß in ſeinen critiſchen Betrachtungen über die Poeſie und die Mahlerey in dem dreyſſigſten Abſchnitte des erſten Th. hierüber zur Erläuterung anführet, an dieſem Ort auszuſchreiben. „ Wiewohl alle Zuſeher in einem Gemählde in Actores verwandelt „ werden, ſo muß ihre Handlung nichts„ deſtoweniger nur inſoferne lebhaft ſeyn, „ als ſie an der Begebenheit, für die ſie „ zu Zeugen gemachet werden, Antheil neh„ men. Alſo muß zwar der Soldat, der „ der Aufopferung der Iphigenia zuſiehet, „ in Bewegung ſtehen, aber ſeine Bewe„ gung muß nicht ſo groß ſeyn, als eines „ Bruders des Opfers. Ein junger Menſch „ muß ſeinen Verfall mit mehr Eifer ge„ ben, als ein alter Mann. Dieſe zwo „ Perſonen müſſen auch mehr und weniger

„ Auf-

„ Aufmerckſamkeit auf etwas bezeigen; der
„ junge Menſch muß über einen gewiſſen An-
„ blick völlig eingenommen ſcheinen; da ein
„ Mann von vieler Erfahrenheit nur eine
„ flüchtige Achtung darauf geben muß. Der
„ Zuſeher, dem man die Phyſiognomie ei-
„ nes geiſtreichen Mannes giebt, muß ein
„ anderer ſeyn, und ein anderer derjenige,
„ den man durch eine dumme Phyſiognomie
„ characteriſiert hat. Die Verwunderung
„ eines Königs muß anderſt ausſehen, als
„ eines ſchlechten Menſchen. Die Ehrfurcht
„ und die Aufwart, die der Hof eines Per-
„ ſiſchen Königes gegen ſeinen Herren bezei-
„ get, müſſen durch Gebehrdungen ausge-
„ drücket werden, welche ſich vor das Be-
„ tragen des Gefolges eines römiſchen Bür-
„ germeiſters gegen ſeinen Höhern keineswe-
„ ges ſchicketen. Die Furcht eines Sclaven,
„ und die Furcht eines Bedienten, das Schre-
„ ken eines Weibes und das Schrecken ei-
„ nes Soldaten ſind nicht einerley. Ein
„ Soldat, der den Himmel ſich von einan-
„ der ſpalten ſähe, ſollte davon kein ſolches
„ Schrecken einnehmen, wie eine Perſon ei-
„ nes andern Standes. Ein groſſes Schre-
„ ken kan eine Frau des Gebrauches ihrer
„ Glieder berauben, aber ein Soldat muß
„ ſich in einem ſolchen noch in Verfaſſung
„ ſtellen, und zu ſeinem Gewehr greifen,
„ wenigſtens aus einer bloß mechaniſchen

„ blinden Bewegung. Ein entſchloſſener „ Mann, den ein groſſer Schmertze angefal„ len hat, läßt ſein Leiden zwar auf ſeinem „ Angeſichte gemahlet ſehen, aber es muß „ da nicht auf die Weiſe hervorblicken, wie „ es ſich auf dem Angeſicht einer Frauen „ würde zeigen. Der Zorn eines vergällten „ Menſchen iſt nicht wie der Zorn eines me„ lancholiſchen. Und ſo iſt es mit allen Em„ pfindungen und mit allen Leidenſchaften be„ wandt. „

Die zweyte Regel des Ariſtoteles will haben, daß die Sitten ähnlich ſeyn, ſie ſollen nemlich eine Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit einem gewiſſen Original haben, welches entweder in der Natur oder der Hiſtorie und der Fabel gefunden wird. Und zwar ſieht dieſer weltweiſe Lehrer mit dieſer Regel vornehmlich auf die leztere Gattung der Character, da die Perſonen in der Hiſtorie oder der Fabel ſchon bekannt und berüchtigt ſind. Wenn der Poet ſolche Perſonen einführen will, ſo muß er dem Rath folgen, den Horaz in der Poet. Kunſt gegeben:

Aut famam ſequere, aut convenientia finge.

Das will ſagen, er muß ſie abſchildern, wie wir ſie in den Geſchichten finden. Dieſer kunſtverſtändige Poet erkläret ſich darüber alſobald ſelber:

Scrip-

Scriptor, honoratum ſi forte reponis Achillem,
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget ſibi nata, nihil non arroget armis.
Sit Medea ferox, invictaque: flebilis Ino:
Perfidus Ixion: Jo vaga: triſtis Oreſtes.

Zum wenigſten muß der Poet ſolchen Perſonen nichts andichten, das mit ihrem uns bekannten Character ſtreitet, und im Widerſpruch ſtehet, wenn er ſie gleich in ganz neue Umſtände ſetzet; er muß einen unanſtandigen Zug eines Characters ehender verhöhlen, als verändern. Er iſt eben nicht allemahl gezwungen alles zu ſagen, was von einer Perſon bekannt iſt, aber es iſt ihm niemahls erlaubet, das Gegentheil deſſen, was wir von ihr wiſſen, zu ſagen. Weil aber auch diejenigen Character, die der Poet von neuen erfindet, ihr Original in der Natur haben, und damit übereinſtimmen müſſen, ſo läßt ſich dieſe Regel auch auf dieſe Gattung Character erſtrecken, und man kan mit Recht fodern, daß ſie ähnlich ſeyn, welches da ſo viel gilt, als natürlich. Nun iſt zwar ſchwerlich ein Character zu erfinden, der nicht ſein Original in der Natur habe, ſo ſeltſam er auch ſeyn mag, doch ſind hier zwo Vorſorgen nicht aus der Acht zu laſſen. Es giebt erſtlich gewiſſe Character, die in der Natur ſo ſelten vorkommen, daß die wenigſten Leute die Wahrſcheinlichkeit derſelben in ihrer Uebereinſtimmung mit den Originalien, als die ihnen

gantz unbekannt sind, erkennen, und darum auch kein Ergetzen daran finden. Es sind allzu wunderliche Gemüthes-Meinungen und Eigensinnigkeiten, von welchen die Leser keinen Samen oder Funcken bey sich empfinden, und sonst keine Erfahrung von andern bekommen haben. Nun will man den Menschen in allen Sachen erkennen. Wie könnte man chimärische Gemählde lieben, die keiner Sache, die wir kennen, gleichen? Ich weiß zwar wohl, daß in der Natur die Verschiedenheit der Gemüthes-Begriffe wundergroß ist, und daß die allerseltsamsten in irgend einem Kopf Platz finden können; aber diese allzu besondere Fälle sind Ausnahmen, welche zwar in der Historie ihren grossen Werth haben, aber in Gedichten und insonderheit in theatralischen Vorstellungen nicht taugen, denn da sie keinen Glauben erlangen, so können sie das Ergetzen nicht zuwegebringen, welches die poetische und theatralische Vorstellung gewähren muß, und das von der Nachahmung entstehet. Deßgleichen kommen die allzu vollkommenen und allzu tugendhaften Character in der Natur überaus selten zum Vorschein, und sind daher auch in der Vorstellung nicht von den angenehmsten, denn sie stellen uns Seelen von einem höhern Rang vor, welche uns allzu wenig gleichen, als daß sie uns einnehmen könnten; und da sie über ihre Neigungen allzu geschwinde siegen,

geben

geben ſie uns nicht Zeit genug, daß wir ſie in der Bruſt fühlen. Zugeſchweigen, daß in dergleichen Character ſich keine Verſchiedenheit hineinbringen läßt, weil die Tugend von nicht mehr als einer Art iſt, und auf einem Pfade mit gleichen Schritten fortwandelt; in gleichmäſſigen Umſtänden wird ſie allemahl einen gleichen Weg nehmen; ſie herrſchet über alle Begierden gleich; und wer ſie in allen ſeinen Helden auf ihrem höchſten Grade ſchildern wollte, der würde mit dem Nahmen und den Begebenheiten ändern, aber nicht mit den Perſonen. An der andern Seite giebt es in der Natur ſo viele Character von einem gantz niedrigen und verächtlichen Rang, die nichts anziehendes oder einnehmendes an ſich haben, daß daher die Vorſtellung derſelben von keinem ſonderlichen Ergetzen begleitet wird; und dieſerhalber giebt Horatz folgenden Rath:

Difficile eſt proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus;
Quam ſi proferres ignota indictaque primus:
Publica materies privati juris erit, ſi
Nec circa vilem, patulumque moraberis orbem.

Denn wir müſſen uns ſelbſt zur Schande bekennen, daß die beſcheidene Tugend mit ihren gemeſſenen Schritten uns nicht ſtarck aufbringet; wir wollen übermäſſige Thaten haben, und alle Uebermäſſigkeit iſt ein Laſter.

Die dritte Regel, welche Ariſtoteles dem Poeten, der einen guten Character machen will, vorſchreibet, befiehlt daß die Sitten ſich ſelber gleich ſeyn; ſo daß wir ein Original, welches wir zur Nachahmung genommen haben, ebenfalls durchgehends ungleich vorſtellen müſſen, wenn es in ſeinen Sitten urſprünglich ungleich iſt. Dieſes iſt eben diejenige Regel, welche Horatius in dieſen Zeilen erkläret hat:

Si quid inexpertum ſcenæ committis, & audes
Perſonam formare novam, ſervetur ad imum,
Qualis ab incepto proceſſerit, & ſibi conſtet.

Sie wollen uns in dieſer Regel alleine anbefehlen, daß wir die beyden erſtern in der gantzen Ausführung eines Characters nirgend aus der Acht laſſen; daher ich unnöthig achte, mich lange darüber aufzuhalten. Ich will es bey einer einzigen Ueberlegung bewenden laſſen. Man weiß überhaupt wohl, daß die Character ſich nicht ſelber umſtoſſen und gleichſam verleugnen müſſen; daß ein dapferer Menſch keine That einer feigen Memme, noch ein Weiſer eine Unvorſichtigkeit begehen kan; aber man weiß nicht eben ſo ſtandhaft, daß alle Handlungen einer Perſon mit der Hauptſumme des Characters übereintreffen müſſen, und daß es nicht genug iſt, eine ſonder-

derbare Handlung damit zu entschuldigen, daß sie mit einer gewissen Eigenschaft des Characters übereinkömmt, wenn die übrigen Stücke desselben damit streiten. Man höret alle Tage, daß gewisse Thorheiten der Verliebten, die auf der Schaubühne vorkommen, mit der Natur der Liebe wollen entschuldiget werden; die Entschuldigung wäre gültig, wenn man diese Leidenschaft nur an ihr selbst betrachten müßte; alleine da sie bey den Personen mit andern Eigenschaften und andern eingewurtzelten Gewohnheiten verknüpfet ist, muß sie bey ihnen gantz verschiedene Würckungen hervorbringen. Die Liebe wird bey dem Böß-wicht nicht auf die Art gedencken und schliessen, wie bey dem Tugendhaften, sie wird den Dapfern und den Furchtsamen nicht vermögen, daß sie einen gleichen Entschluß fassen, und so weiter.

Die Kunst dergleichen Character zu erfinden, ist keine Sache von kurtzem Inbegriff. Wer entscheiden will, was einen Character formieren kan, muß die Geschicklichkeit haben, unter zwanzig oder dreyssig Sachen, die ein Mensch sagt oder thut, drey oder vier Linien auszulesen, welche desselben absonderlichem Character auf eine eigentliche und sonderbare Weise zukommen. Man muß diese Linien oder Züge zusammenlesen, und durch eine fleissige Betrach-

tung seines Models, aus seinen Handlungen und Reden diejenigen Linien herausziehen, welche am bequemsten sind, das Gemählde kennbar zu machen. Solches sind die Linien, welche von denen gleichgültigen Sachen, die alle Menschen auf einerley Weise machen, einer wie der andere, abgesondert werden, die dann von neuem mit einander zusammengesetzet und vereinigt, einen Character formieren, und ihm so zu sagen seine theatralische runde Form mittheilen. Geistern von kleiner Einsicht scheinen alle Menschen von einerley Art, solchen die weiter sehen, scheinen sie von verschiedener Art zu seyn; aber alle Menschen sind absonderliche Originale für einen Poeten, der mit einer poetischen Geistes-Art gebohren worden. Die Erfahrung hilft einem solchen überdieß nicht wenig, den Unterschied auszufinden, der würcklich zwischen Sachen Platz hat, die im ersten Anblick einerley scheinen. Diejenigen, welche das erstemahl Mohren sehen, glauben, alle Angesichter derselben seyen einander beynahe gleich; aber wenn sie selbige fleissiger anschauen, so finden sie in den Angesichtern dieser Schwartzen eben so viel Unterschied, als in den Angesichtern der Weissen. Wer aber in dieser Arbeit eine gesuchte Fertigkeit erlangen will, der muß den Menschen, die Zeugung, die Natur und die Würkun-

kungen der Leidenſchaften, und den moraliſchen Abſtand der Menſchen von einander nach ihren unendlich verſchiedenen Verhältniſſen unter einander auf das genaueſte kennen. Einen Theil deſſen, was ein Poet, der hierinn etwas rechtſchaffenes thun will, wiſſen muß, können wir mit den Worten des lateiniſchen Poeten, der die poetiſche Kunſt geſchrieben hat, vortragen:

Qui didicit patriæ quid debeat & quid amicis:
Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes:
Quod ſit conſcripti, quod judicis officium: quæ
Partes in bellum miſſi ducis: Ille profecto
Reddere perſonæ ſcit convenientia cuique.
Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum imitatorem, & veras hinc ducere voces.

Der Rath, den dieſer Kunſtlehrer dem poetiſchen Mahler in den zwo letztern Zeilen mittheilet, daß er lieber die Natur, welche das wahrhafte Original iſt, zum Muſter nehmen, als ſich verweilen ſolle, ein beſonderes Werck nachzuahmen, welches nur ein unvollkommener und verworrener, ja vielleicht ungeſchickter Abdruck derſelben iſt, wovor ſich der Poet hüten muß, entdecket ihm das vornehmſte Geheimniß, wie er die Character ſeiner Perſonen, die keine Individua, oder hiſtoriſche, ſondern allgemeine moraliſche Perſonen ſind, über die unachtbare Niedrigkeit der gewöhnlichen

Character, die wir alle Tage in dem gemeinen Umgange bey Haufen antreffen, erheben und sie ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit mit neuer Schönheit und neuer Annehmlichkeit begaben und herausstreichen könne. Es ist eben das, was Aristoteles in dem sechszehnten Cap. seiner Poetick §. 10. erinnert hat: „Wie die geschickten „Mahler, indem sie einer jeden Person „ihre wahre Gestalt geben, und sie sich „selber gleich vorstellen, sie dennoch allemahl schöner vorstellen, also muß ein „Poet, der einen zornigen und erboßten „Menschen, oder einen andern so beschaffenen Character nachahmen will, sich mit „einem grössern Fleiß vor Augen stellen, „was der Zorn wahrscheinlicher Weise „thun kan, als was er gethan hat, und „auf diese Art haben Homer und Agathon „den Character des Achilles formiert.„ Und hier kan ich freylich nicht vorbeygehen, der geschickten Anmerckung, mit welcher der scharfsinnige Herr Dacier diese Regel in ein volles Licht gesetzet hat, einen Platz einzuräumen: „Ein Poet, sagt er, „will einen zornigen, ungerechten, erboßten Menschen abschildern, da ist er zwar „verbunden, die wahrhaften Lineamente „dieses Menschen beyzubehalten, seinen „Zorn, seine Ungerechtigkeit, seine Entrüstung; aber indem er sie beybehält,

„hat

„ hat er doch, so wohl als der Mahler, die
„ Freyheit, sie schöner zu machen, und auf
„ den Schein zu rüsten. Zu diesem Ende ist
„ er nicht so unbesonnen, daß er die Augen
„ auf einen besondern Menschen werfe, der
„ zornig gewesen ist, sondern er wird mit
„ der Natur zu Rathe gehen, damit er die
„ Farben von ihr entlehne, welche sein Ge-
„ mählde ohne Verletzung der Aehnlichkeit
„ schöner machen. Ein zorniger Mensch kan
„ zugleich eine feige Memme, ein Treubrü-
„ chiger, ein Verräther seyn. Wenn der
„ Poet diese Eigenschaften zu seinem Cha-
„ racter hinzusetzet, so wird er sein Gemählde
„ nicht schöner sondern ungestalteter machen,
„ und wider diese Regel des Aristoteles sün-
„ digen. Darum muß er andere Farben su-
„ chen, und die Natur, die das allererste
„ Original, und das erste Muster des Schö-
„ nen ist, wird ihn bald damit versehen; sie
„ wird ihm zeigen, daß die Dapferkeit sich
„ für den Grund seines Characters vortreff-
„ lich schicket, und folglich muß er seinem
„ Helden eine weltberuffene Dapferkeit zu-
„ schreiben. Also hat es Homer mit dem
„ Achilles gemacht, er hat in diesem Cha-
„ racter alles behalten, was die Fabel da-
„ rinnen unverändert haben wollte; aber in
„ denen Stücken, wo sie ihm seine Freyheit
„ gelassen, hat er sie dergestalt seinem Hel-
„ den zum Vortheil gebraucht, und ihn sol-

„ cher

„ cher Massen verbessert, daß seine grosse „ Laster bey dem Glantz einer wunderbaren „ Dapferkeit, der unzehlig viele Leute betro„ gen hat, schier gäntzlich verschwinden. So„ phocles hat es in seinem Oedipus auf eben „ dieselbe Weise gemachet. Er will einen „ gähzornigen, gewaltthätigen, verwegenen „ Menschen vorstellen; da behält er zwar „ immer, was in diesem Character noth„ wendiges und für diese Materie tüchtiges „ ist, aber er erhebet ihn mit alle dem Schein „ und Glantz, den er fähig ist anzunehmen. „ Er macht weder einen feigen noch einen „ tugendhaften Menschen aus ihm, die Aehn„ lichkeit würde dadurch verderbet werden, „ sondern er macht aus ihm einen dapfern „ Mann und einen gütigen Fürsten, der „ nichts verabsäumet, was seine Unterthan„ nen glückselig machen kan. „

Da nun obenerzehltermassen alle Handlungen und Reden der poetischen Personen in dem Character derselben gegründet seyn, und, wie in der Natur, nothwendig daraus herfliessen müssen, so hat man folglich die Reden, welche die Poeten ihren Personen leihen, nicht anderst anzusehn, als die Folgen und Hintersätze der Character; weil sie vollkommen oder unvollkommen sind, je nachdem sie dem Character derer, die man redend einführet, gemäß sind. Das ist eben dasjenige, was Aristoteles in dem sechsten Cap. seiner

ſeiner Poetick §. 17. lehret, wenn er ſagt: „ Die Sitten ſind dasjenige, was die Neigung des Redenden, und den Entſchluß „ offenbaret, den er in Fällen, da man ihn „ ſonſt nicht leicht erkennen könnte, faſſen „ wird; Daher ſind alle Reden, welche nicht „ gleich zu vernehmen geben, was der Redende vor einen Rath ergreiffen wird, „ ohne Sitten und Character. „ Wenn der Poet in ſeinem eigenen Nahmen redet, ſo müſſen ſeine Reden und Sätze auf die eigentlichſte und bündigſte Wahrheit als ihr Weſen gebauet ſeyn, weil er verbunden iſt, richtig zu gedencken. Ja er muß in dieſen Stücken um ſo viel ſorgfältiger ſeyn, weil mehr oder weniger Verſtand, den er darinnen zeiget, ihm auch in den übrigen mehr oder weniger Anſehen erwirbt. Was aber die Reden ſind, die er ſeinen Perſonen in den Mund leget, ſo iſts genug, wenn ſie eine Verhältniß- oder Beziehungs-Wahrheit in ſich haben, das will ſagen, wenn ſie mit dem Character und dem Zuſtande des Redenden übereinſtimmen; weil alsdann der Poet nicht auf die Wahrheit des Satzes, ſondern auf die Wahrheit des Characters und der Leidenſchaft ſieht: Alſo können wahre Sätze in dem Mund einer Perſon ſehr tadelhaft ſeyn, wenn ſie nicht in ſolchen Umſtänden ſteht, daß ſie ſolche gedencken kan; da hingegen ein falſcher Satz darinn viel Artigkeit

keit haben kan, wenn er das Blendwerck abschildert, womit die Leidenschaften ihren Geist täuschen. Man muß sich auch hier dessen erinnern, was ich mehr als einmahl eingeschärffet habe, nemlich, daß die Poesie als eine Kunst der Nachahmung durch das Wahrscheinliche zu ergetzen trachte.

Wie nun Homerus sich in Zeichnung der Character überaus geschickt erwiesen, so finden wir eben so viel Geschicklichkeit in seinen Orationibus moratis, oder charactermässig erdichteten Reden. Wir wollen vernehmen, was der Herr Pope in der Vorrede zu seinem übersezten Homerus diesem Poeten zum Lob über diesen Punct gesagt hat: „In der „Ilias, sagt er, trifft die Mannigfaltig„keit in den Reden mit der Mannigfaltig„keit in den Charactern überein; sie ist gröss„er, als sonst in einigem Gedichte; ein „jedes Ding hat da seine Sitten, wie Ari„stoteles sagt, das will sagen, alles sey „Handlung oder Rede. Man hat Mühe „zu begreiffen, wie so gar klein die Anzahl „der Verse ist, welche Homer in einem Wer„ke von solcher Länge zu Erzehlungen braucht. „Bey Virgil ist der dramatische Theil des „Gedichtes kleiner, als der erzehlende, und „seine Reden sind öfters allgemeine Gedan„ken und Betrachtungen, welche sich in dem „Mund einer jeden andern Person bey einer „gleichen Gelegenheit eben so wohl schicken

„wür-

„ würden. Aber da ſeine meiſten Perſonen
„ keinen ausgedrückten Character haben, ſo
„ kan man dieſe Reden aus dem Grunde der
„ Uebereinſtimmung noch leicht entſchuldigen.
„ Wenn wir Virgil leſen, ſo haben wir den
„ Verfaſſer weit mehrere mahl vor Augen,
„ als wenn wir Homer leſen. Alle dieſe
„ Fehler ſind Würckungen einer froſtigern
„ Einbildungs-Kraft, die uns mit der be-
„ ſchriebenen Handlung nicht ſo ſtarck einzu-
„ nehmen weiß. Homer macht uns zu Zu-
„ hörern, Virgil läßt uns Leſer bleiben. „
Selbſt der Herr La Motte, der ſonſt auf Homer ſo böſe war, hat ihm, victus veritatis viribus, dieſes wohlverdiente Lob zugeſtehen müſſen; er erkennt, daß die Reden, die Homer ſeinen Perſonen lehnet, einer von den anſehnlichſten Theilen ſeines Gedichtes ſind, ja er gläubt, daß ſie das koſtbarſte Stücke darinnen ſind, wo er am meiſten Schönheiten aufgetragen hat, und er findet darinnen öfters einen Schatz von Hoheit und hertzrührender Bewegung. Nichsdeſtoweniger hat er auch in dieſem Stück etliche Fehler ausgeſetzet. Er greiffet vornehmlich drey Gattungen Reden an, die er vor unzeitig ausgiebt. Die erſten ſind die Reden der Streitenden.
„ Iſt es möglich, ſagt er, daß Kriegsmänner,
„ denen ein groſſes daran gelegen iſt, daß ſie
„ geſchwinde ſiegen, mitten in der Schlacht die
„ Zeit damit zubringen, daß ſie ihre Feinde mit

„ Schmä-

„ Schmähungen übergiessen, oder ihnen
„ Abentheuer und Geschlechts-Register er-
„ zehlen?„ Alleine der Herr Dübos hat den griechischen Poeten in dem sieben und dreyssigsten Abschnitte des zweyten Th. wo er von denen Fehleren handelt, die man an den Alten ausetzet, auf das gründlichste vertheidigt, wenn er sagt: „ Wenn die Helden sich nicht so gleich mit einander raufen, nachdem sie einander ausgefodert haben, so ist die Ursache, daß sie in dem „ Punct der Ehre nicht die Gewohnheit der „ Gothen und ihres gleichen zur Richtschnur „ genommen hatten. „ Die Griechen und die „ Römer, welche vor dem Verfall ihrer Nationen gelebet, fürchteten sich noch weniger vor dem Tod, als die Engelländer, „ alleine sie glaubeten, daß eine ungegründete Scheltung keinen andern verunehrete, „ als denjenigen, der sie ausgestossen hätte. „ Wenn die Scheltung einen gegründeten „ Vorwurff in sich enthielt, so glaubten sie, „ daß derjenige, der sie eingenommen, seine „ Ehre nicht besser erhalten könnte, als wenn „ er sich besserte. Die wohlgesitteten Völker hatten sich noch nicht aufsteigen lassen, „ daß ein Zweykampf, in welchem ein Zufall oder, wenn es wohl geht, die Fechtkunst, welche sie vor ein Handwerck ihrer „ Sclaven ansahen, den Sachen den Ausschlag giebt, ein rechtes Mittel wäre sich

„ gegen

„ gegen einen Vorwurff zu schützen, der öf-
„ ters den Muth nicht berühret. - - Hin-
„ derte die Furcht Cäsar und Cato, daß sie
„ einander kein Cartel schicketen, als Cäsar
„ im öffentlichen Rath das Liebesschreiben
„ der Schwester Catons zerriß? - - Die
„ Griechen und Römer, die so erpicht auf
„ den Ruhm waren, liessen sich niemahls in
„ die Gedancken kommen, daß es einem Re-
„ publicaner eine Schande wäre, wenn er
„ seine Rache von der obrigkeitlichen Gewalt
„ erwarten sollte. Erst die Völcker, welche die
„ Dürftigkeit dereinst aus dem beeißten Nor-
„ den heraustreiben sollte, mußten den Be-
„ griff mit sich bringen, daß der beste Mann
„ im Feld nothwendig auch der ehrlichste seyn
„ müßte, und daß eine Gesellschaft, wo die
„ Ehre die Glieder derselben verbände, daß
„ sie ein empfangenes Unrecht selbst mit be-
„ waffneter Hand rächeten, es mögte Grund
„ haben oder nur in der Einbildung bestehen,
„ den Nahmen eines Staates verdienete. „
Daneben muß man sich auch erinnern, daß vor der Erfindung des Geschützes man in dem Streit mehr Weile hatte, und daß die Heerführer ungehindert mit einander reden konnten. Zu mehrerer Ablehnung der Klage des Herren von La Motte kan man auch nachschlagen, was der Herr Dacier in seinen Anmerckungen über Aristoteles Poetick beym sechs und zwanzigsten Cap. zu diesem Ende

hat einflieſſen laſſen, welches dieſer Mühe allerdings werth iſt.

Die andere Art Reden, welche La Motte verwirft, ſind diejenigen, welche an die Pferde gethan werden. Dergleichen that Hector in einem Streit an ſeine Pferde, den Xanthus, den Podargus, den Aethon und den Lampus, und an einem andern Ort Antilochus an ſeine Hengſte. Dieſer Criticus findet ſie ſo beſchaffen, daß Homerus keinen groſſen Unterſchied zwiſchen den Menſchen und den Pferden machete; daß er ſie an allen denen Orten angriffe, welche in dem menſchlichen Hertzen empfindlich wären, bey dem Nutzen, der Ehre, dem Vergnügen, der Tugend ſelbſt. Alleine auch über dieſen Punct hat der geſchickte Herr Dübos den Poeten umſtändlich und gründlich vertheidiget, wie ich nur in einem kurtzen Auszuge zeigen will. „ Die Art, ſagt er, wie wir „ mit unſren Pferden leben, iſt Urſache, daß „ wir darüber ſtutzen, wenn die Poeten ihre Helden Reden an dieſelben halten laſſen. Aber dieſe Reden ſchicketen ſich in einem Gedichte, das für Leute geſchrieben „ war, bey welchen das Pferd auf gewiſſe „ Weiſe mit ſeinem Herren an einem Tiſche „ aß. Dieſe Reden mußten ſolchen Leuten „ wohlgefallen, welche den Thieren einen „ Grad von Erkenntniß einräumeten, den „ wir ihnen nicht zugeſtehen, und welche ſelbſt

„ mit

„ mit ihren Pferden manchmahl dergleichen
„ Reden geführet hatten. Ob die Meinung,
„ daß die Thiere eine gewisse schier menschli-
„ che Vernunft haben, falsch sey oder nicht,
„ bekümmert sich der Poete nicht. Ein Poet
„ ist nicht dazu bestellet, daß er seinen Ne-
„ benmenschen ihre physicalischen Fehler aus-
„ nehme. Sein Ammt ist, daß er übereim-
„ stimmende Gemählde von den Sitten und
„ Gebräuchen seines Landes mache, damit
„ seine Nachahmung dem Wahrscheinlichen
„ so nahe komme, als es ihm möglich ist.
„ Homerus würde noch heutzutage in eben
„ diesen Stellen, die ihm diesen Tadel zu-
„ ziehen, vielen Völckern in Asia und Africa
„ wohl gefallen, welche die alte Art mit ih-
„ ren Pferden umzugehn, so wohl als viele
„ andere Gebräuche behalten haben. „ Jezo
beweiset er dieses mit einem par Exempel
aus Busbecken Briefen, und Darvieux Be-
schreibung der Sitten der Araber; worauf
er schliesst: „ Es ist nicht genug, daß einer
„ eine Sprache wohl schreibt, wenn er von
„ der Poesie der Alten und der Ausländer
„ verständige Critiken machen will, er muß
„ überdieß eine rechte Wissenschaft von de-
„ nen Sachen haben, von welchen sie reden.
„ Was zu ihren Zeiten gewöhnlich war, was
„ in ihrem Vaterlande gemein ist, kan sol-
„ chen Tadlern, die nur ihre eigene Zeiten
„ und ihr Vaterland kennen, unwahrschein-
„ lich und unvernunftig vorkommen „ Ich

will zu diesem allem alleine noch zu betrachten geben, wie hoch die Pferde von den Kriegsleuten geschätzet worden, als diese edle Thiere zuerst in Griechenland angekommen waren: Wenn wir dieses betrachten, so werden wir uns nicht mehr über das ungemeine Lob verwundern, welches Homerus ihnen beleget, indem er sie einigermassen mit den Menschen in Vergleichung stellet, angesehen damahls das Lösegeld eines Pferdes und eines Menschen gleich groß war.

Zum dritten verwirfft der Herr La Motte noch diejenigen Reden bey Homer, die etwann von den Ueberwindern an die Todten gerichtet werden, welche sie selber umgebracht haben. Er meinet daß diese doppelt unzeitig wären, weil sie in der Hitze des Gefechtes gehalten würden, und weil sie an Todte gestellet wären, welche sie nicht mehr vernehmen, und nicht darauf antworten könnten. Er führet zu einem Beyspiel die Rede an, mit welcher Idomeneus im dreyzehnten B. der Ilias den Othryoneus, der eben von ihm war erstochen worden, auf eine bittere Art auslacht; und er hält davor, daß dieses Gehöne eben so frostig als unzeitig sey. Alleine ich will mich begnügen, ihm das Urtheil der Frau Dacier entgegen zu setzen, welche mit dem besten Recht angemercket hat, daß Homer selbst in der Ilias, welche ein heroisches und

folg-

folglich ernſthaftes Gedicht iſt, wo der Poet nicht ſo viel Freyheit hat, vornehmlich in den Streiten nicht, als in einem andern moraliſchen Gedichte, das Geheimniß gefunden habe, zwo Sachen, die ganz ungleicher Art zu ſeyn ſchienen, zuſammen zu reimen. Er habe nemlich mit groſſer Geſchicklichkeit ſolche Spöttereyen einflieſſen laſſen, welche von einem heroiſchen Heldenmuth herrühren, und ſehr tüchtig ſind den Muth der Streitenden, die ſie vernehmen, anzufeuren, und den ruhigen Leſer, der ſie lieſt, zu beluſtigen. Nebendem bemercket ſie von dem angezogenen Exempel, daß Homer dadurch den Character des Idomeneus in ein höheres Licht ſetzet, indem er zu mercken giebt, daß er mitten in der gröſten Gefahr aufgeräumet bleibet; welches ein Kennzeichen eines groſſen Heldenmuthes iſt. Wer die Vertheidigung Homers über dieſen Punct vollkommen ausführen wollte, könnte hier noch einige Beſchuldigungen anführen, womit der Herr Muratori in dem Werck von der vollkommenen Poeſie, etliche Reden deſſelben vor unwahrſcheinlich angegeben hat, wo aber der Hr. Salvini an demſelben Orte in den beygefügten Anmerkungen ſchon den Weg angewieſen hat, wie ſie zu widerlegen ſind.

Was endlich die Gemüths-Meinungen, Sprüche und Sätze anbelangt, ſo iſt leicht zu

faſſen, daß ſie eben auf die Weiſe müſſen angeſehen werden, wie die Vorträge und Reden der poetiſchen Worthalter, nachdem ſie einen Theil in denſelben ausmachen. Sie entdeken uns mehrentheils die Grundſätze, nach welchen ſich eine Perſon in ihrem Thun und Laſſen richtet, und ſie dienen vortrefflich, durch kurtze Lehren, welche ſich dem Gedächtniß von ſich ſelber anbefehlen, die Eindrüke, ſo eine ſolche aufgeführte Perſon durch ihre beweglichen Vorſtellungen auf die Einbildung und das Hertz des Leſers gemachet hat, in dem Geiſt zu befeſtigen. Zu dieſem Ende müſſen ſie an dem rechten Orte geſetzet, deutlich und von wichtigem Inhalt ſeyn. Hier muß man ſich aber nicht einbilden, daß eine jede Wahrheit ein Spruch ſey; ich verſtehe durch Sprüche alleine ſolche moraliſche Grundſätze, die einen nothwendigen Einfluß auf die Sitten und Handlungen haben, und ſich in hohen Entſchlüſſen offenbaren. Ein vortrefflicher heutiger Scribent, der die beyden groſſen Poeten des Alterthums in dieſem Stücke betrachtet hat, hat mit Grund der Wahrheit geſagt, Virgil habe zwar wenig ſchlechte und gemeine Gedancken, aber er habe auch bey weitem nicht ſo viele herrliche und erhabene; er erhebe ſich ſelten zu hohen Sätzen, wenn er nicht durch die Exempel in der Ilias aufge-

aufgemuntert werde. Wir müſſen nicht lange ſuchen, wenn wir dergleichen bey dem griechiſchen Poeten antreffen wollen. Jezo fällt mir der Spruch bey, der in dem ſiebenzehnten B. der Ilias v. 645. ſteht, und zur Erläuterung dieſer Materie am bequemſten dienen mag. Jupiter hatte die griechiſchen Truppen mit einem diken Nebel umgeben, welcher ſie in dem Streite mächtig hinderte. Patroclus war von Hector erſchlagen worden; Ajax wußte ſchier nicht mehr, was er vor einen Entſchluß faſſen ſollte; und bricht einsmahls in dieſe Worte aus: „Vater Jupiter, „ erlöſe doch die Acheer aus dieſer blinden „ dunckeln Luft, laß es helle werden, und „ gieb, daß wir die Augen brauchen kön„ nen. Erſchlage uns wenigſtens am Ta„ ge, wenn es dir doch ſo beliebt.„ Das iſt es, was ich einen Spruch oder eine Gemüthes-Meinung nenne, und iſt zwar dieſe ſo beſchaffen, daß ſie nach Longins Anmerckung die wahren Gemüthes-Begriffe eines ſolchen Krieges-Heiden, wie Ajax war, an den Tag legete. „Ajax, „ ſagt dieſer Kunſtlehrer, bat nicht um „ das Leben, ein Held konnte dieſe Nie„ drigkeit nicht begehen; aber weil ihm „ mitten in dieſer Dunckelheit die Gele„ genheit benommen war, ſeine Dapfer-

„ keit auszuüben, verdrießt es ihn, daß
„ er nicht ſtreiten kan, daher er nur bit-
„ tet, daß es helle werde, damit er we-
„ nigſtens am hellen Tage ein ſolches En-
„ de nehmen mögte, wie es ſeine Groß-
„ muth verdienete, ſollte er denn gleich den
„ Jupiter ſelbſt ſeinen Feinden verſtehend ſe-
„ hen. Fürwahr Homer iſt in dieſer Stelle
„ einem Winde gleich, welcher die Hitze der
„ Streiter anſchüret. „

Regiſter

der angeführten Autoren und der vornehmſten Sachen.

A

Abſicht, nach der beſondern muß ſich die Wahl der Umſtände richten, wie die beſondern Abſichten nach der Haupt-Abſicht 425 die Harmonie derſelben hebet die Mannigfaltigkeit der Eindrücke nicht auf 427 ihre Beſtimmung iſt ein Werck des Geſchmackes 429. Unendliche Verſchiedenheit der beſondern Abſichten 430.

Abziehung der Einbildungs-Kraft 286.

Affecte, wie ihr Betrug ein Ding wunderbar mache 207. Behutſamkeit, ſo in den ſeltſamen Vorſtellungen der Affecte zu gebrauchen iſt 333. Mittel ſich ſelbſt in einen Affect zu ſetzen 334.

Allegorie, Fruchtbarkeit der mythologiſchen Allegorie 144.

Allegoriſch, allegoriſche Art der Fabel 144. Einmiſchung allegoriſcher Perſonen unter hiſtoriſche 147. Grund der Wahrſcheinlichkeit der allegoriſchen Weſen 154. Allegoriſche Fabeln, die mitten der Himmelsetzung der heidniſchen hiſtoriſchen Weſen entſtehen 141.

Ariſtoteles, angezogen 59. 61. 69. 71 von dem Mangel der Schönheit in dem Kleinen erklärt 120 von den Eigenſchaften der poetiſchen Materie 137 von dem Vorzug des Wahrſcheinlichen 139 von der Pflicht des Poeten die moraliſchen Handlungen zu verbeſſern 284 worinn er die Poeſie der Hiſtorie vorzieht 290. Vertheidiget Homers Syſtema von den Göttern 340 Von den Sitten 472. 482. 486. 490 von den Fehlen der Perſonen 493.

B

Beſchreibungen, Unterſchied zwiſchen den poetiſchen und den dogmatiſchen 47. Elemental-Beſchreibungen 48.

Beſſer, ein Gedancke deſſelben im Propertius entdecket 317 angezogen 347.

Bildhauerkunſt, ihre Würckung erſtrecket ſich weiter, als die Mahlerkunſt 16.

Bilder, Vorzug deren, die das Gemüthe in Bewegung ſetzen 86 Einſchränckung ihrer Wahl durch die Gattungen der Gedichte 87 durch die Geſetze der Ehrbarkeit 91 hyperboliſche 305.

Bodemer, ſeine Schutzſchrift für Miltons verlohrnes Paradies wird der critiſchen Dichtkunſt für eine Zugabe beygeleget 160.

Brockes, 117 ſeine geſchickte Anmerckung von dem Stillſchweigen der Sonne 386. Beſchreibung eines Alten 69.

C

Character, was ſie ſeyn 472 Eigenſchaften eines ſolchen 479. 482. 486.

Cicero angezogen 61. 76.

Curtius, ſein übermäſſiger Gebrauch des poetiſchen Zierraths 33.

D

Dacier, ſeine Ausführung der Regel des Ariſtoteles

von der Verſchönerung eines Characters 490 der Frau Dacier Vertheidigung der Reden Homers an die Pferde 500.

Demetrius Phalereus angezogen 417

Deutlichkeit, worinn die Deutlichkeit der poetiſchen Schildereyen beſtehe 66.

Dichtkunſt, wie ſie die Weißheit angenehm mache 7 ihr Werth und Nutzen 8. 9 ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerkunſt 14 welches ihr eigenes Thun ſey 31 wie viel Welten ſie nachahmen könne 53 Unterſchied zwiſchen ihren Eindrücken und den Eindrücken der Natur 64 Die Dichtung die reichſte Quelle des Neuen 125 iſt Ars popularis 125.

Dübos, von dem Vorzug der Hertzrührenden Bilder 86 Unterſchied der Gattungen Gedichte 91 Entdeckung neuer Materien für die Tragödie und die Comödie 116 von dem Coſtume 480 Vertheidigung der Reden der Streitenden bey Homer 496 der Reden an die Pferde 498 von dem Wunderbaren, das von der chriſtlichen Religion entſpringt 158 Vertheidigung des Gartens Alcinous 276 von der Uebereinſtimmung der poetiſchen Dichtung mit der Wahrheit 279.

E

Ehrbarkeit, wie ſie die Wahl der Bilder einſchränckt 91 Lehrſatz der ſtoiſchen Weltweiſen wider dieſelbe 97. Ehrbarkeit der hebräiſchen Sprache 93.

Einbildung, ihre Abziehung 286.

Einbildungen in der Rede 323.

Einheit der Fabel 171.

Enthusiasmus der Alten, was er gewesen sey 329.

Ergetzen 61 doppelter Grund deſſen, ſo von der Nachahmung entſtehet 71. Gröſſeres Ergetzen der bewegenden Stücke 86.

Erweiterung 51 ihr Gebrauch 399 und folg.

Erzehlung 89 Unterſchied zwiſchen der Erzehlung und der Fabel 171 Wie ſie durch Einſtreuung gewiſſer Fabeln vor Mattigkeit bewahret wird 343-346 wird durch die Ausſetzung der Umſtände belebt 454.

F

Fabel, allegoriſche 144 Eſopiſche 165 und folgende. Ihre Natur 169 wornach ſich die Wahl der Erzehlung richten müſſe 170 Einheit der Fabel 171 ob es nothwendig ſey die Lehre der Fabel auszuſetzen 173. 228 warum dieſe Lehrart einen ſo glücklichen Eingang finde 179 Grade und Claſſen der Fabeln 187 Rettung der menſchlichen Fabeln wider den Einwurff, daß ſie nicht genug wunderbares an ſich haben 188. Vertheidigung derjenigen, darinnen Götter und Phantaſie-Weſen 205 Thiere und Pflantzen, eingeführt werden 201 Daß die Eigenſchaften der Thiere und Pflantzen darinnen in Obacht genommen werden müſſen 211 daß dieſe Fabel keine Kraft habe zu beweiſen 213 Rettung der Fabel Joas wider Trillers Anklage 253 Vergleichung der Eſopiſchen Fabel mit der Erzehlen 197.

Falſches 63. 139. Das Wunderbare hat nur einen Schein der Falſchheit 131.

Furcht, ihre hyperboliſche Redens-Arten 310.

G

Gebrauch, öfterer eines Gedancken benimmt ihm ſeinen Werth 414.

Gedancke, Neuheit derſelben in Anſehung ihres Gebrauches 414. Kunſtgriff, da man mehr zu gedenken giebt, als man ſagt 416. Gedancken und Meinungen 473.

Gedichte 60. Endzweck der verſchiedenen Arten Gedichte 104.

Geſchichtſchreiber, in wie weit er poetiſche Gemählde anbringen dörfe 32 ihm darf der Poet nicht widerſprechen 279.

Geſchmack, der gute regiert die Wahl der Umſtände und beſtimmet die Abſichten 429. Die unendliche Verſchiedenheit der beſondern Abſichten macht ein Syſtema von dem guten Geſchmacke unmöglich 430 er lehrt verhöhlen, was der beſondern Abſicht nachtheilig iſt, und erwehlen, was ſie befördert 431.

Gewohnheit, ihre Macht über die Eindrücke der Natur 107. Der Poet muß ſich nach den Landes-Gewohnheiten richten 126.

Gottſched, ſeine phantaſierende Vorſtellung der Sehnſucht nach dem Frieden 325 er würdet Homer in der Beſchreibung des Schildes Achilles ein Verſehen auf 104.

Grund, wie mittelſt eines wahrſcheinlichen eine Vorſtellung unterſtützet wird 403.

H

Hagedorn gelobet 178. 180. 237.

Haller, ſeine Beſchreibung der Alpen Richardſon entgegen geſetzt 23 Kunſtariff, womit er die Alpenbewohner als glückſelig vorſtellt 380. Wie er die Ehre ihres Glantzes beraubt 381 wie er einen Landbezwinger erniedriget 383 ſeine Fabel vom Fuchſe 235.

Handlung, ſie beſtehet aus Sitten und Gedancken 471.

Heinecken, ſeine Entſchuldigung des Urtheils Longins von der Odyſſea unzulänglich 36 zieht Könige Erweiterung der betrüglichen Liebe ohne Grund für ein Exempel des Erhabenen an 454 verlanget einen Beyſpielen Gedancken im Sophocles und Ovidius zu finden, der ihm im Propertius gezeiget wird 317.

Hermogenes, von der Ehrbarkeit 99.

Hiſtorie, Unterſchied zwiſchen ihr und der Poeſie 57.

Hiſtoriſch, warum die hiſtoriſche Lehrart durch Beyſpiele einen ſo glücklichen Eingang finde 178. Mögliche hiſtoriſche Welt 277. Hineinterſetzung der heidniſchen hiſtoriſchen Weſen in allegoriſche 345.

Homer, ſeine Vortrefflichkeit in der poetiſchen Mahlerkunſt 15 Beſchreibung eines verwundeten Löwen 38 des Abſchiedes Hectors von Andromacha 39 des Wettefahrens 40 Kennzeichen zwiſchen ſeiner Mahleren und Virgils 41 ſein Therſites 68 ein Stück der Rede des Phenix wider La Motte vertheidigt 94 ſeine allegoriſche Vorſtellung der Zwytracht 149 wider die Anklage, daß er den Göttern die Schwachheiten der Menſchen zugeſchrieben habe, vertheidiget 160 wie er den Garten des Alcinous aus der möglichen materialiſchen Welt genommen habe 274 Vertheidigung dieſes Gartens 276 Rettung des Schildes des Achilles 304 wie er die Sachen durch die Betrachtung ihrer Abſicht und Wirckung erhöhet 386 Rechtfertigung ſeiner Erweiterung, womit er Agamemnons Zepter beſchreibet 402 Nach-

druck

druck in des Ajax Stillſchweigen 433 Geſchicklichkeit in der Wahl und Verbindung der Umſtände ibid. Exempel von ſeinen Vorſtellungen der Gröſſe der Götter 438 der Stürme 441 der Reiſe Neptuns 434 ſeine Schilde und Verwundungen gegen La Motte vertheidiget 464 Vorſtellung Ulyſſes am Pheaciſchen Geſtade 468 ſeine Geſchicklichkeit in der Mannigfaltigkeit der Character 473 der Reden 494 ſeine Reden der Streitenden 496 Spruch des Ajax 503.

Horaz, ſeine und des Ovidius übereinſtimmende Bilder von der Sündflut 447 von den Sitten 468. 479. 480. 482. 487. 486. 489.

Hyperboliſche Bilder 305.

K

Kleines, das Kleine iſt oft ſo verwunderungswürdig als das Groſſe 117 wie ſich die Schönheit des Kleinen von dem poetiſchen Auge erblicken laſſe 122.

König, ſein Gemählde von der Erſcheinung des Elbgottes 145 allegoriſche Fabel von dem Elbſtrohme 46 Einführung der Zwietracht und der Eintracht 152 phantaſierende Vorſtellung der Früchte einer milden Regierung 324 Treflichkeit ſeiner phantaſierenden Ode 325 vollſtändige Vertheilung ſeines Gedichtes auf das Lager 349 u. folg. Kunſtgriff den Stolz der Pferde glaubwürdig zu machen 404 das Eilen eines Alten mit einem unerwarteten Grund zu vermehren 406 Unterſuchung des Grundes, womit er den frühzeitigen Tod ſeines Königs beglauben will 408 deſſen Original 411 ſeine geſchickte Erweiterung der betrüglichen Liebe 467.

Kunſt, worinnen ſie die Natur nachahme 271.

Künſte, ſie ſind ſo viele Arten die abgezogenen Wahrheiten nach der Fähigkeit der Leute zuzurichten 7. 8.

Kunſtwercke, mit welcher Behutſamkeit ſie in einer Eſopiſchen Fabel einzuführen ſeyn 207.

L

Leidenſchaften ſehen die Dinge mit eigenen Augen an 308.

Liebe, wie ſie ſich von der Traurigkeit unterſcheidet 321.

Longin, ſein Urtheil von Homers abnehmendem Geiſt in der Odyſſea wird untergraben 36 ſeine Gedancken anlangend das verwunderungswürdige Kleine erkläret 118 preiſet die Phantaſie-Bilder als ein Mittel den Geiſt zu erheben 323 tadelt Platons Stelle von den güldenen und ſilbernen Koſtbarkeiten ohne Grund 391 ſein überſpanntes Lob einer Umſchreibung im Herodotus 398. Er ſchlieſſet den Nutzen der Umſtände, und ihrer Wahl und Verbindung zu enge ein 388. 423 ſeine Anpreiſung der Beſchreibung Homers von dem reiſenden Neptun 433. 437 ſein Lob der Homeriſchen Beſchreibungen der Stürme 440 ſein Urtheil von Theopomps Beſchreibung königlicher Geſchencke 450 von der Macht der Gewohnheit 109 Gründlichkeit ſeiner Critick über eine Stelle des Gedichtes Arimaſpia 312 Erklärung der Erweiterung 400 Anmerckung über einen Spruch des Ajax 503.

M

Macrobius, ſeine Vertheidigung zwiſchen Homers Zwytracht und Virgils Geruchte 151 angezogen 343.

Mahler-

Mahlerkunſt, ihre Verwandtſchaft mit der Dichtkunſt 14. Worinn Mahler und Poeten unterſchieden ſeyn 16 Vergleichung der Würckungen ihrer Wercke 17 u. f. was die poetiſche ſey 13. 31.

Materie, Mittel die ſchlechte aufzuſtützen 299.

Materialiſch, mögliche materialiſche Welt 273.

Menſch, die Poeſie muß ihn beſſer oder ſchlimmer als er iſt vorſtellen 285 er iſt der vornehmſte Gegenſtand der Poeſie 468. Grund der menſchlichen Handlungen 469.

Mögliche, Welt 56. 264 mögliche hiſtoriſche Welt 277 mögliche materialiſche Welt 273 der mögliche Zuſammenhang der Dinge nach andern Abſichten eine Quelle des Wunderbaren 272.

Moraliſch, mögliche moraliſche Welt 282.

La Motte tadelt ein Stücke in der Rede des Phenix beym Homer ohne Grund 93 ſeine Beſchuldigung der Beſchreibung Homers von dem reiſenden Neptun wird abgelehnet 436 ſeine Einwürffe gegen die Schilde und die Verwundungen beym Homer werden gehoben 454. 457 ſein Urtheil von dem Fuchſen im Weinberge erkläret 237 von dem verliebten Löwen 242 Von der Abziehung der Einbildung 287 Einwendungen wider Homers Reden 495 u. f.

Muratori, ſeine Gedancken von der Verbeſſerung der Natur 267 Urtheil von Ovidius Beſchreibung der Sündflut wird entgegen 445 von der ſchweigenden Beredtſamkeit 432 tadelt einige Reden bey Homer 501.

N

Nachahmung, wie viel Welten der poetiſchen Nachahmung unterworffen ſeyn 53 aus welcher der Poet

ſeine Urbilder am liebſten nehme 58 worinn ihr Haupt-Weſen beſtehe 66 woher erkennt werde, daß dieſes in der Nachahmung vorhanden iſt 64 kraft der Nachahmung für ſich ſelbſt zu ergetzen 68. Urſache, warum die erſchrecklichen Dinge in der Nachahmung ergetzen 69 doppelter Grund des Ergetzens der Nachahmung 71.

Natur, Unterſchied zwiſchen ihren Eindrücken, und den Eindrücken der Poeſie 64 ob ſie verbeſſert werden könne 265 worinnen die Kunſt ſie nachahme 271 iſt nicht zu erſchöpfen 114.

Neues 111 deſſen Kraft die Gemüther zu rühren 110 es iſt eine Mutter des Verwunderſamen 110 die Natur ein unerſchöpflicher Brunnen deſſelben 114 die Neuheit lieget nicht in den Sachen, ſondern in den Begriffen 123 die Dichtung die reichſte Quelle des Neuen 125 wie bekannten Dingen ein Schein der Neuheit zu geben ſey 299. Neuheit der Gedancken in Anſehung ihres Gebrauches 413.

Nützliches, daß es in die Abſichten des Poeten einflieſſen müſſe 101.

O.

Opiz, ſeine Beſchreibung der Ruhe des Landlebens 44 wie er die Einbildung durch die Vergröſſerung der Gefahr der Schiffenden in Furcht geſetzet 310. 311 ſein Gebrauch des gemeinen Wahnes ſeine Erzehlung vor Mattigkeit zu bewahren 343. 344 ſeine mythologiſch-allegoriſche Vorſtellung einer allgemeinen Freude 346 Kunſtgriff, womit er die Einfalt der alten Baukunſt erhoben hat 382 von ihm angemerckte Umſtände von der Mäuſe Spiel mit Degen, und der Spinnen Weben in einem Helm 387 Etliche geſchickte Umſchreibungen deſſelben 394-398 ſein Kunſtgriff, die Vorſtellung einer feindlichen Macht, die ſich zu ihrem eigenen Nachtheil verſtärcket hat, zu unter-

unterſtützen 406 ſeine Gedancken von der Macht der Gewohnheit 108 Beſchreibung der wunderbaren Würkungen der Liebe 318 wunderbarer Betrug der Liebe 319. 320 ſeine Vorſtellung einer allgemeinen Trauer nach einem Betruge dieſes Affectes 313 angezogen 413.

Ovidius Beſchreibung der Sündflut gegen die Einwürffe des Seneca und Muratori erwogen 443.

P

Perſius angezogen 49.

Phantaſie-Weſen, mögen in einer Fabel wohl eingeführet werden 205.

Phantaſierende Vorſtellungen, ein Mittel den Geiſt zu erheben 327.

Pindarus, Mittel, deren er ſich bedienet, ſeine Materie zu der Hoheit eines Gedichtes zu erheben 359.

Plato, ſeine Stelle von den güldenen und ſilbernen Reichthümern gegen Longin vertheidiget 391 warum er die Poeten aus ſeinem Staat verwieſen habe 11.

Poeſie, Unterſchied zwiſchen ihr und der Hiſtorie 57 übertrifft die Hiſtorie durch die Abziehung ihrer Vorſtellungen 290 ihr Endzweck 100 Vorzug des dramatiſchen Theils der Poeſie 470.

Poeten, worinnen ſie und die Mahler unterſchieden ſeyn 19 Vergleichung der Würckungen ihrer Wercke 17 ſie haben auch die Würckungen ihrer Gemählde in ihrer Gewalt 28 Beſtraffung der cynſchen Poeten 98 ihre Pflicht die proſaiſche Mattigkeit zu vermeiden 371 reden ſelten in ihrer eigenen Perſon 470.

Pope, Trefflichkeit ſeines Gedichtes von dem Menſchen 9. 177 er lobt Homer 35 vornehmlich deſſen Verſchiedenheit der Character 473 und deſſen Reden 494 vertheidiget Homers Reden an die Pferde 500.

Poſtel, ſeine Vorſtellung Wittekinds nach ſeiner Rettung aus dem Schiffbruche mit Homers Vorſtellung des Ulyſſes am phæaciſchen Geſtade verglichen 458 angezogen 347.

Q

Quintilianus angezogen 33. 48. 64. 67. 73 von ihm vorgeſchlagenes Mittel, ſich ſelbſt in einen Affect zu ſetzen 334.

R

Rambach 98.

Reden, die Reden der Perſonen ſind die Hinterſätze der Character 492.

Redner, wiefern er pflichtig ſey die poetiſche Mahlerkunſt zu Hülfe zu nehmen 33.

Richardſon, ſein nachtheiliges Urtheil von dem verdrießlichen Weſen einer Beſchreibung der Alpen widerlegt 21 ſeine Gedancken von der Verbeſſerung der Natur behutſamer erklärt 266.

S

Saint-Amand, ſein Bild von der Sündflut wird gegen Boileaus Geiſſötte entſchuldiget 448.

Salvini widerleget 413. 445 angezogen. 501.

Schildereyen, worinn die Deutlichkeit der poetiſchen beſtehe 66.

Schriften, die göttlichen geben Mittel an die Hand, die Materie aufzuſtutzen 384.

Schönes, worinn das poetiſche Schöne beſtehe 112 dieſes iſt an keine Zeit und an keinen Ort gebunden 126 wie den Sachen von einer geringen Schönheit durch die Kunſt ein Anſehen mitgetheilet werde 295.

Scene-

Seneca, ſein Urtheil von Ovidius Beſchreibung der Sündflut wird erwogen 444.

Sinnen, wie ihr Betrug ein Ding wunderbar mache 300. Wahn derſelben dienet das Wunderbare hervorzubringen 300. und folg.

Sinnlich, unter den ſinnlichen Sachen machen nicht alle einen gleichen Eindruck 80.

Sinnreiches, dieſes und das Scharfſinnige ſchlieſſen die Kunſt in ſich, poetiſche Schlüſſe zu machen 407.

Sitten 472 Regeln derſelben 479.

Sprüche 502.

T

Theopomp, ſeine Beſchreibung königlicher Geſchencke 430.

Traurigkeit, wie ſeltſam ſie die Sachen vorſtelle 313.

Triller, ſeine Verwerffung der menſchlichen Fabel 188 Beurtheilung etlicher Fabeln deſſelben 214 Rettung und Prüffung etlicher alten von ihm angegriffenen Fabeln 238. 242. 245 gemeiner Fehler in ſeinen Fabeln 246 ſchlechte Kunſt in ihrer Erfindung 247 abgeſchmackte Ueberſetzungen der Fabeln von der Feldmauſe, und von dem Dornſtrauche 249.

V

Vermehrung mittelſt eines wahrſcheinlichen Grunds 403.

Verwunderſames, das ſo in den Verſtand leuchtet, führt für den gemeinen Haufen kein Ergetzen mit ſich 79 es iſt der höchſte Grad des Neuen 112. 129 wie das Kleine verwunderſam ſey 117 Natur des Verwunderſamen 130 deſſen Verbindung mit dem Wahrſcheinlichen 131 etliche Quellen deſſelben 142 Kraft deſſelben in einer allegoriſchen Erzehlung 143 wie daſſelbe in einer ſolchen hervorgebracht werde

299 Grade und Claſſen deſſelben 140 wie es von einem Betrug der Sinnen entſtehe 300 wie von einem Betrug der Affecte 307 wie von einem allgemeinen Wahne 338.

Umſchreibung 51 ihr Gebrauch 188 Zweck 389 Schrancken 390 ihr Nutzen ſchamvolle und eckelhafte Dinge vorzuſtellen 397.

Umſtände, wie die Materie durch Entdeckung der verborgenen Umſtände erhoben werde 384 ihr Nutzen in allen Vorſtellungen 425 ihre Verbindung 427 wornach man ſich in ihrer Wahl zu richten hat 425 ihre Wahl ein Werck des guten Geſchmackes 429 ihr Nutzen das Gemüth einzunehmen und die Erzehlung zu beglaubigen 464.

Virgil, Kennzeichen zwiſchen ſeiner Mahlerey und Homers 41 ſeine Beſchreibungen vom Wettefahren 40. 42 allegoriſche Vorſtellung des Gerüchtes mit Homers Vorſtellung der Zwytracht verglichen 150 ſeine Verwandlung der Pfeile Polymneſtors, der verbrannten Schiffe des Eneas, und des güldenen Zweiges vertheidiget 341 ſ. in Kunſtgriff die Gröſſe Polyphems, die Schleiffung der Stadt Troja, der Dido Unternehmen ein Königreich zu ſuchen, uns ſelber gedencken zu laſſen 418-420 Beſchreibung eines höltzernen Trinckgeſchirres 294 Vertheidigung des Schildes des Eneas 304 hyperboliſche Redens-Arten der Furcht 310. 311 kömmt dem Homer in der Verſchiedenheit der Character nicht bey 475.

Urbilder, ihre Wahl 81.

W

Wahl der Urbilder 81 die ungeſchickte Wahl der Umſtände iſt dem Poeten nachtheiliger als dem Mahler 82 Einſchränckung der Wahl durch die Gattungen der Gedichte 87 durch die Ehrbarkeit 91 Lob der Wahl der Materie von dem verl. Par. 127.

Wahn, wie ein allgemeiner das Wunderbare zuwegebringt 338 wie der Wahn der Sinne daſſelbe befördert 300.

Wahre, das hiſtoriſche 60 das poetiſche 67 Kraft des poetiſchen Wahren zu erachten 61 der Poet ſtellt das Wahre als wahrſcheinlich vor 132.

Wahrheiten, Widrigkeit der nackten moraliſchen 6. 166 wie gemeine zu erheben ſeyn 293.

Wahrſcheinliches 59 ſeine Natur 134 deſſen Verbindung mit dem Wunderbaren 131 verſchiedene Gründe der Wahrſcheinlichkeit 138 Unterſchied in den Urtheilen von dem Wahrſcheinlichen und dem Wunderbaren 140 Kraft der Verbindung dieſer beyden 141.

Welt, mögliche 56 würckliche 54 ſichtbare und unſichtbare 55 mögliche hiſtoriſche 277 mögliche materialiſche 273 mögliche moraliſche 282 die mögliche Welten nach einem andern Zuſammenhange eine Quelle des Wunderbaren 136. 142 die unſichtbare Welt der Götter und Geiſter desgleichen 157 wie auch die Welt der würcklichen Dinge in einer neuen Ordnung 264.

Weltweiſen, warum auch ſie die Poeſie hoch achten 126.

Witz, gehöret zu der Kunſt poetiſche Schlüſſe zu machen 407.

Wunderbares, ſiehe Verwunderſames.

Würckliches, gegenwärtige Welt des Würcklichen 54.

E N D E.

Nachricht des Verlegers.

Der geneigte Leſer wird hoffentlich mit Vergnügen an dieſem Orte vernehmen, daß die Unterſuchung derjenigen Vortheile der poetiſchen Mahlerkunſt, welche zu der mechaniſchen Kunſt des Poeten gehören, und von der Kundſchaft in der Sprache und der Miſchung der poetiſchen Farben entſtehen, ſo wie ſie in dem neunten Abſchn. Bl. 297. von dem Verfaſſer verſprochen worden, würcklich unter der Preſſe iſt, und zum ſpätheſten auf künftige Michaelis-Meſſe an das Licht kommen wird. Die Titel der Abſchnitte ſind dieſe:

Von dem Wohlklang der Wörter.
von den Machtwörtern.
von den gleichgültigen Wörtern.
von der Ueberſetzung.
von der höhern Würde einiger Wörter.
von den Beywörtern.
von der Schreibart überhaupt.
von der pathetiſchen Schreibart.
von den poetiſchen Farben.
von der Mechanik des deutſchen Verſes.

Johann Jacob Breitingers

Fortſetzung

Der Critiſchen

Dichtkunſt

Worinnen die

Poetiſche Mahlerey

In Abſicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird, mit einer Vorrede von

Johann Jacob Bodemer.

Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1740.
und Leipzig bey Joh. Fried. Gleditſch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wiewohl gantz Deutſchland in Abſicht auf den Grund und Stamm nur eine Sprache hat, ſo ändert dieſe doch, wie in allen weitläuftigen Reichen geſchiehet, in der Ausſprache und der Mundart der beſondern Provinzen. Die Einwohner in einigen Provinzen haben eine langſame, in andern eine geſchwinde, in dieſer eine harte und abgebrochne, in jener eine ſanfte und dabey vollſtändige Ausſprache; je nachdem das Clima, die Luft und der Boden in die Organa derſelben eine gewiſſe Beſchaffenheit in mehrerem oder geringerem Grade der Zärtlichkeit geleget hat. Denn daher entſtehet die gedachte Verſchiedenheit, und dieſes macht es ziemlich ſchwer, daß die Leute, die in einem ungeſchlachtern Lande leben, ſich den ſanften Wohlklang, welchen die Einwohner einer glücklicher gelegenen Gegend in der Ausſprache haben, durchgehends eigen und gemein machen. Eben ſo verſchieden iſt auch die Mundart in verſchiedenen

Provinzen des deutschen Reiches; die eine ist grammatischer, analogischer, reicher, geschickter, bescheidener, biegsamer, kürtzer, als die andere, der es in allen diesen Stücken oder etlichen derselben mehr oder weniger mangelt; welches seine Ursachen in dem Verstand, dem Witz, dem Phlegma, und andern Eigenschaften derjenigen hat, die sie brauchen. Nemlich, in einer Provinz haben die Einwohner erstlich den Kopf mit Begriffen von allerhand Sachen mehr bereichert, und solche in ihren Absätzen und Graden genauer bestimmet; hernach dieselben mit bequemen Wörtern geschickt bekleidet, die sie von anständigen Bildern entlehnet, oder von alten guten Stamm- und Wurtzel-Wörtern hergeleitet, welche sie über dieses durch die Versetz- und Endigungs-Sylben theils für das Gedächtniß behaltsam, theils zu angenehmen Versetzungen und Veränderungen bequem gemachet haben; sie haben ferner allem Muthwillen und aller Frechheit, so die bestimmten und eigenen Begriffe der Wörter entkräften, sie ihrer Würde berauben, oder auf einige Weise beflecken, mit Ernst gesteuret; sie haben zulezt verhütet, daß die abgeleiteten Wörter nicht allzuweit von den Wurtzel-Wörtern verarteten, oder ihren Ursprung durch eine völlige Verwandelung

der

der urſprünglichen Elemente gäntzlich verläugneten: Nicht daß dieſes durch einen vorbedachten Rath oder allgemeinen Schluß vorgenommen und beſorget worden; ſondern das Naturel der Einwohner zu einem geſchickten, genauen und ernſtlich-angenehmen Ausdrucke würckete unvermerckt bey ihnen, ſo wohl in der alltäglichen Rede, als in den Schriften der Gelehrten, welche ihren Witz und ihre Geſchicklichkeit auch in dieſen Dingen mit einem ausnehmenden Fleiſſe beſcheinigten. Hingegen hat in andern Provinzen das Naturel der Einwohner zu dieſer Anpflantzung und Ausputzung der Mundart in weit geringern Graden zugelanget.

Es iſt nun gantz natürlich, daß die enige Ausſprache und die Mundart, welche aus beſagten phyſicaliſchen und moraliſchen Urſachen eigene Vortheile erlanget haben, über die mangelhaftern regieren. Die allgemeine Herrſchaft gebührt ihnen wegen des beſtändigen Rechts, ſo das beſſere, ſchönere, und geſchicktere auf das ſchlimmere, ſchlechtere und ungeſchicktere hat. Nachdem auch der Menſch von Natur geneigt iſt, das beſſere zu erwehlen, ſo bedarf es nicht viel mehrers, als daß dieſe Vortrefflichkeit einer Ausſprache und Mundart erkennet werde,

alle diejenigen Provinzen, in welchen sie mangelhafter sind, zu vermögen, daß sie der Herrschaft derselben ihre absonderliche Aussprache und Mundart unterwerffen. Hingegen würde alle Verbindung desfalls aufhören, wenn diese gerühmten Vortheile nicht vorhanden wären; und alle Neigung dazu würde verschwinden, wenn sie nicht eingesehen würden. Daher fließt denn ein Recht, die Titel des Vorzuges in derjenigen Mundart und der Aussprache zu untersuchen, welche sich einer Herrschaft über die übrigen anmassen wollen. Man irret, wenn man gläubt, daß das Ansehen und der Gebrauch einer absonderlichen Provinz ohne ferners dazu genug sey; nachdem eine solche weder von Natur noch durch die Waffen einige Herrschaft über die übrigen bekommen hat; und falls es auch auf die mehrern Stimmen ankäme, gegen so vielen andern weit zukurtz kommen müßte. Hat der Gebrauch nicht seinen tiefern Grund in der Natur und Vernunft, sehe ich nicht warum eine Provinz nicht mit demselben Recht, wie eine andere, ihren eigenen Gebrauch dem andern, der eben so mangelhaft ist, vorziehen dörfte. Ist unser Gebrauch der vernünftigere, richtigere, und geschicktere, so müßte man noch ungerechter seyn, wenn man von uns fodern wollte,

wollte, daß wir uns nach einem fremden Gebrauche bequemeten, mit welchem wir das beſſere um das ſchlimmere vertauſcheten. Alſo muß ein jeder Gebrauch ſeine Rechte erweiſen; und ſeine Herrſchaft iſt allemahl auf die Weiſe beſchränket, wie geſcheite Volcker ihre Obrigkeiten beſchräncken, daß ihre Geſetze den Grund in der Natur, nicht in dem Eigenſinne oder dem Muthwillen des Geſetzgebers haben, und auf das Gute und Nutzliche gehen müſſen.

So viel mir bekannt iſt, hat Meiſſen das beſte Recht von andern Provinzen Deutſchlands zu fodern, daß ſie ihre eigene Ausſprache und Mundart für die ſeinige verlaſſen; allermaſſen es darinnen wahre Vorzuge vor allen andern aufweiſen kan, die in der Natur und der Abſicht der Sprache gegründet ſind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des deutſchen Reichs mit Gedancken umgehe, mit ihm um dieſes Recht zu ſtreiten, oder wenn es einer oder der andern in den Sinn kommen ſollte, daß ſolche zu ihrem Behuf bündigere Titel anziehen könnte. Dennoch wird man den Kunſtlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu unterſuchen, welche ſolche Provinzen, über die Meiſſen keine angebohrne Herrſchaft hat, vermögen ſollen, ihre

Aussprache und Mundart der Meißnischen unterwurffig zu machen. Es wird keinen so blinden Gehorsam von jemanden fodern, daß er solche auf sein bloßes Wort glauben solle, ohne daß er sie einsehe; es wird auch andere ohne Ursache nicht vor so blind an Verstand halten, daß sie dieselben nicht einzusehen vermogen, wenn sie würcklich darinnen vorhanden sind; am wenigsten wird es denjenigen das Recht dieser Untersuchung sperren, welche es aufrichtig meinen, und das Hertz haben, ihre eigene ihnen angewohnte Mundart gegen einer bessern zu verlassen; solchen, welche es sich nicht verdriessen lassen, wenn sie sich der geschickten und verständigen Arbeit anderer Leute, es sey in diesem oder einem andern Stücke, zum Vortheil ihrer Gemächlichkeit bedienen können. Die eigene Ehre und die Liebe zu ihrer Sprache erfodern, daß die Sachsen diese Untersuchung den Sprachlehrern anderer deutschen Provinzen vielmehr erleichtern als sperren. Es zeigete bey ihnen ein Mißtrauen in dieselbe, wenn sie solche Prüffung verbieten wollten, als ob sie fürchteten, daß sie die Probe nicht aushalten mogte. Je mehr die Gelehrten anderer Provinzen die natürlichen Vorrechte der Meißnischen Mundart einsehen werden, desto mehr Eifer werden

sie

ſie bekommen, dieſelbe an ihrem Orte auszubreiten, vor dem Verderben zu verwahren, und zu bereichern. Und dieſe Beyhülfe hat Meiſſen eben nicht als etwas zu verachten, deſſen es nicht nöthig hätte, oder das in bloſſen Worten beſtünde. Denn es iſt ohne Zweifel etwas menſchliches, daß es einigemahl in der Beybehaltung der guten Mundart nachläſſiger werden, und daß ſich daher manche ungeſchickte Redensart in dieſelbe einſchleichen kan, vor der man ſich in andern Provinzen zu hüten gewußt hat. Zudem iſt das Naturel, das zum Aufnehmen einer Mundart und Ausſprache nothwendig iſt, nicht ſo lediglich an das Sächſiſche Clima gebunden, daß in den übrigen Provinzen Deutſchlands weder wenig noch viel davon angetroffen werde. Es giebt noch mehr Gegenden und Landesarten in Deutſchland, welche eben ſo glücklich als Sachſen gelegen ſind, und was dießfalls in einigen Provinzen mangeln möchte, kan durch den Fleiß der Einwohner, durch ihre Erziehung und Lebensart verbeſſert werden. Man kan in den Urkunden der alten Allemanniſchen Nation eine ſolche Richtigkeit wahrnehmen, welche genugſam zeiget, daß es ihr an dem Naturel dazu nicht gemangelt hat; woraus man ſchlieſſen dürfte, daß

ihre Nachkommen, die in demselben Clima leben, zu einer gleichen Sprachrichtigkeit wenigstens von physicalischen Ursachen nicht untüchtig gemachet werden. Die Erfahrung zeiget in der That, daß in andern Provinzen viele gute Wörter und geschickte Redensarten von altem deutschen Herkommen behalten worden, welche sich in Meissen verlohren haben. Wiewohl die Mundart an manchem Orte sehr verderbt ist, so ist darum das eigentliche Wesen der deutschen Sprache nicht gänzlich zu Grund gegangen; das Verderben besteht meistentheils in der Aussprache, welche unsren Worten öfters durch ihren Uebelklang eine Härtigkeit mittheilet, daran sie keine Schuld haben, und die sich in eine sanfte Lieblichkeit verwandelt, wenn dieselben durch die zarten Organa eines Meißners sublimiert werden. Die Wörter und Redensarten können sich an sich selbst mit bündigen Titeln schützen, es sey daß man sie in ihrem Ursprunge und Stamme, oder in ihrer grammatischen Verfassung und Zusammensetzung, in ihrer analogischen Uebereinstimmung, oder in ihren Translationen und geschickten Bildern, die von alten Landesarten und Sitten hergenommen sind, oder in einem andern Lichte betrachtet. Wenn denn ein solches Wort

oder

oder eine Redensart in einer oder mehr Provinzen noch in seiner ersten und uralten Bedeutung üblich ist, das aber in Sachsen ins Vergessen gekommen, und mit keinem gleich so guten wieder ersetzet worden, mag man selbst urtheilen, ob jene vielmehr schuldig seyn, es wegzuwerffen, oder dieses, es verstehen zu lernen. Es wäre eine kleine Tyrannie, wenn jemand sich die Gewalt anmaassen wollte, unschuldige und wohlverdiente Wörter, die in ansehnlichen Städten und Provinzen noch in voller Blüthe leben, aus blossem Eigensinne zum Untergang zu verurtheilen. Dieses Verfahren ist damit nicht genugsam entschuldiget, daß man uns ein neugebohrnes Wort an des umgebrachten Statt liefert, denn warum sollen wir das Gedächtniß mit einem ungewöhnlichen Worte beschweren, da das gewöhnliche durch sein Alter von seiner Kraft nichts verlohren hat, und eben die Dienste thut, so das neue nicht geschickter verrichtet? Wahrhaftig die Verschiedenheit der Mundart in Sachsen gegen der Mundart in den übrigen Provinzen entsteht öfters daher, weil jenes gute alte Wörter hat untergehen lassen, die diese unverändert behalten haben.

Mit allen diesen Anmerckungen aber suche ich nichts weiters, als gegenwärtiger Schrift,

worin-

worinnen ſehr viele zu der Sprache gehörige Dinge abgehandelt werden, ein aufmerckſames Gehör bey denjenigen zu erwerben, welche ſie aus dem Hauptgrunde verwerffen möchten, daß der Verfaſſer kein Meißner, und, was noch ſchlimmer iſt, daß er ein Schweitzer iſt. Ob er zwar ein Schweitzer iſt, ſo hat er doch als ein Menſch geſchrieben; ſeine Unterſuchungen ſind nicht auf die alten Siege der Schweitzer, noch auf ihre Befreyung von dem deutſchen Reiche gegründet, ſondern fuſſen auf die allgemeine Natur der Sache, von der er handelt, die in den Verſtandes-Augen eines Schweitzers nicht anderſt erſcheinen kan, als wenn ſie von einem Sachſen betrachtet würde. Im übrigen übergiebt er ſeine Unterſuchungen allemahl der gleichmäſſigen Unterſuchung geſchickter Kunſtrichter, wobey ich für ihn verſichern darf, daß es ihm nicht die wenigſte Mühe giebt, das beſſere, wo er es findet, er mag es ſelber entdecken, oder es mag ihm von andern gezeiget werden, zu erwehlen, und zu ſeinem Gebrauche zu verwandeln.

Inhalt.

Der erſte Abſchnitt.

Von dem wahren Werth der Worte, und dem Wohlklang.

Die Schönheit des Ausdruckes muß die Schönheit der Vorſtellung im Gedancken unterſtützen. Nothwendigkeit der Kundſchaft der Sprache. Mehr Beſchreibungen werden von dem Mangel in dieſer, als dem Mangel an natürlichen Gaben verderbet. Betrachtung der Wörter, als des Cörpers, und der Gedancken, als der Seele. Die Schönheit der Wörter und Redens-Arten, ſo ferne dieſe als Thöne betrachtet werden, entſteht aus ihrer Uebereinkunft mit den Organis der Rede und des Gehöres. Daß die Nationen, die ihre Sprache ausgeputzet, und in ihren Schriften nicht nur auf das Lehrreiche, ſondern auch auf das Angenehme geſehen, es in dem Wohlklang am weiteſten gebracht haben. Daß die Lehre von dem Wohlklange bey wohllautigen Nationen gröſſere Schritte genommen habe. Daß die Organa der Ausſprache mit dem Zunehmen des Gehöres an Zärtlichkeit mehr Geſchicklichkeit bekommen. Daß eine Vorſtellung mit Mühe auf das Gemüthe eindringet, wenn der Thon das Ohr verletzet. Die zufällige Schönheit, die von dem Thon entſteht, muß die weſentliche Schönheit der Gedancken erheben. Kunſtgriff den Thon der Sachen durch die Zuſammenſetzung der Buchſtaben auszudrücken. Virgils und Brockes Geſchicklichkeit in dieſem Stücke. Kunſtgriff den Inhalt der Gedancken, die Geſchwindigkeit, die Langſamkeit, die Beſchwerlichkeit, die Leichtigkeit, durch die Vermiſchung des Sylbenmaaſſes

ſes zu vermehren. Der Wohlklang muß nicht übermäſſig ſeyn. Longins, Quintilians, Olivets Warnungen vor dieſem Fehler. Beſtraffung einiger, welche den Wörtern eine Macht über die Gemüther zuſchreiben, ſo ferne ſie nur vor ſich und ohne Abſicht auf ihre Bedeutung betrachtet werden. Unterſuchung eines paar Exempel aus Euripides, mit welchen Longinus die Harmonie der Rede vor etwas auszugeben ſcheinet, das niedrige Gedancken empor heben könne.

Der zweyte Abſchnitt.

Von den Macht-Wörtern.

Mit dem Wachsthum der Erkenntniß wächſt der Reichthum der Sprache. Worinn dieſer Reichthum beſtehe. Reichthum der Sprachen, die von geſchickten und kunſtreichen Völckern geredet werden. Der Original-Character einer Nation praget ſich ihrer Sprache ein. Unterſchied zwiſchen den Machtwörtern und den metaphoriſchen Redensarten. Nutzen der Machtwörter, einer Rede Licht und Gewicht mitzutheilen. Nachläſſigkeit der deutſchen Scribenten, welche für die Erhaltung dieſer Wörter nicht genug geſorget haben. Exempel von dergleichen. Dem Einwurff, daß ſie durch Umſchreibungen erſetzet werden können, wird begegnet. Vorſchläge, die Wiederherſtellung derſelben zu befodern. Die Freyheit, ſolche wieder zu gebrauchen, wird den Scribenten eingeraumet. Recht derſelben neue Wörter von einer ähnlichen Art mit dieſen zu erfinden. Verdienſt Lonzys und Hallers in dieſem Stücke. Homers und Virgils Bemühen, ihre epiſchen Gedichte auch durch die Mundart und den Ausdruck wunderbar zu machen. Pflicht in einem Gedichte von himmliſchen Perſonen die Rede über die gemeine

gemeine Sprache zu erheben. Freyheit, ſo ſich der Ueberſetzer des Verl. Par. dißfalls herausgenommen hat. Man ſ. deſſelben in diſem Stucke, ſo wohl als in der ſparſamen Anwendung der verlegenen Machtwörter in der lutheriſchen Ueberſetzung der göttlichen Schriften. Unterſuchung etlicher zweifelhaften Ausdrücke in der Ueberſetzung des Verl. Par. gegen die Einwendungen eines oberſächſiſchen Kunſtrichters.

Der dritte Abſchnitt.

Von den gleichgültigen Wörtern und Redens-Arten.

WAs man durch gleichgültige Wörter und Redens-Arten verſtehe. Was ſie in Anſehn und Aufgebracht habe. Von wem ſie zuerſt beſtritten worden. Daß der Lehrſatz von ſolchen unnützlich und ungereimt ſey. Daß er viele ungewiſſe, unnatürliche Vorſtellungen gebahre. Es kömmt philoſophiſchen Köpfen zu, die Bedeutungen der Wörter zu beſtimmen, dadurch die Sprachen ihre Deutlichkeit erhalten. Schätzbarkeit eines Werckes, wo die vermeint gleichgültigen Worter und Redensarten der deutſchen Sprache erkläret und beſtimmet würden. Kleiner Verſuch mit etlichen Wörtern, als: Witzig, Verſtändig, Klug Weiſe. Schön, Artig. Liebe, Güte, Gnade, Barmhertzigkeit. Allezeit, Immer, Beſtändig. Wünſchen, Begehren, Verlangen, ſich gelüſten laſſen. Nutzen, Gewinn, Vortheil. Unnütz, Vergeblich. Umſonſt, Vergebens. Geringheit eines Umſtandes, oder einer Abſicht, in welchem der Unterſcheid der Begriffe beſtehen kan. Widerlegung derjenigen, welche die Gleichgültig-

gültigkeit in den Wörtern für eine Quelle eines besondern Ergetzens anpreisen, Anwendung einiger Mittel, dadurch man in dem Ausdrucke andern kan.

Der vierte Abschnitt.

Von der Kunst der Uebersetzung.

Nutzen der Uebung im Uebersetzen. Daß es in unterschiedenen Sprachen gleichgültige Wörter und Redensarten habe. In dieser Anmerckung beruhet die Kunst des Uebersetzens. Hauptgesetze der Uebersetzung, daß man weder in den Gedancken noch in der Form von dem Originale abweiche. Hr. am Gedancken hierüber werden erkläret. Schwierigkeiten der Uebersetzung, in Ansehung der Wahl des Originals, und der vollkommenen Einsicht in dasselbe; noch mehr, wegen des Ausdruckes, der nicht mehr als einzel ist, und wegen des besondern und eigenthumlichen Characters einer jeden Sprache. Ursachen dieses verschiedenen Characters der Sprachen. Ursprung der Idiotismorum. Eintheilung derjenigen, so die Gedenckens-Art eines Volckes in der Form der Rede verursacht. Nachtheil, den die Verabsaumung dieser Idiotismorum in den Uebersetzungen mit sich bringt. Geschicke der deutschen Sprache zu Particular-Redens-Arten. Mißverstand vieler deutscher Uebersetzer, die Pflichten des Uebersetzers betreffend. Eines Unbekannten, der eine Probe der Uebersetzung der Eneis bekannt gemachet hat, gesunde Grundsätze von dem Uebersetzen. Schwartzens unbegründete Begriffe von dieser Kunst. Prüfung der Uebersetzungen Amthors und Schwartzen von einer Stelle der Eneis auf den Grund der Absichten des Urhebers. Des Ungenannten pflichtmassige Uebersetzung derselben.

Vers-

ſchlag einer critiſchen Ueberſetzung, da man Rede und Antwort von allen Abweichungen giebt. Warum man die Poeten lieber in ungebundener Rede überſetzen ſollte. Noch eine Stelle der Eneis, von Amthor und Schwartzen überſetzt, wird unterſucht. Eine Stelle aus Neukirchs Telemach wird wieder in Proſe überſetzt, und unterſucht. Ein Stücke aus Wincklers Ueberſetzung von den Vortheilen des hohen Alters wird mit einer neuen Ueberſetzung deſſelben in eine critiſche Vergleichung gezogen.

Der fünfte Abſchnitt.

Von der Würde der Wörter.

Vergänglichkeit der Wörter in Anſehung ihres cörperlichen Theiles. Daß die Begriffe bleiben, wenn gleich die Worter zu Grunde gehen. Beſtraffung deren, welche mit den Wörtern auch die Begriffe derſelben zu Grunde gehen laſſen. Rettung einiger verworffener Wörter in der Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes. Pflicht der guten Scribenten die guten alten Wörter mit ihren Begriffen aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen. In was vor Fällen vergönnet ſey, neue und zuvor unbekannte Wörter in einer Sprache einzuführen. Des Wertheimiſchen Ueberſetzers Gedancken hierüber. Unterſcheid zwiſchen der gemeinen Sprache, der Gewerbs-Sprache, und der gelehrten Sprache. Verdienſt einiger vornehmen Scribenten, die in der deutſchen Sprache neue Wörter eingeführet haben. Rettung einiger Wörter, die nur in der Form neu ſind. Was unedle Wörter ſeyn. Daß auch die ſchlechteſten Wörter in einer gewiſſen Schreibart ihren beſondern Werth haben. Beyſpiele von ſolchen Wörtern aus Theopompus, und Herodo-

tus,

tus, von Longin angezogen. Daß auch die schönen Wörter ihre Pracht verkehren, wenn sie am unrechten Orte gesetzt werden. Longins stoltzes Lob der Wahl und Kraft der Wörter wird in seine rechten Schranken gesetzet. Daß der Gedancke und der Ausdruck mit einander übereinstimmen müssen. Longins Verwerffung einiger unbequemer Wörter in des Herodotus Beschreibung eines Sturms. Verzärtelter Geschmack der Franzosen in der Wahl der Wörter, welchen Boileau beklagt, Voltaire damit prangt. Warum solche Wörter, die in den täglichen Geschäften vorkommen, Eckel verursachen. Wie sie von geschickten Scribenten vor Verkleinerung verwahret werden können. Schädlichkeit dieses Eckels in einer Parabel vorgestellt. Irrthum der Franzosen, da sie in ihren Uebersetzungen die edeln Wörter anderer Sprachen mit ihren verächtlichen geben. Vergleichung solcher Uebersetzungen mit den Parodien der Trauerspiele. Noch ein Irrthum der Franzosen, da sie ihren Eckel weiter treiben als die Natur.

Der sechste Abschnitt.

Von den Bey-Wörtern.

Die Beywörter sind in der Poesie, was die Farben in der Mahlerey sind. Dieselben sind in der Rede unentbehrlich nothwendig. Daß nicht allemahl ein Beywort nothwendig müsse gesetzet werden, wenn es gleich vor die Sache bequem ist. Vertheidigung einiger Beywörter bey Homer, die von Perrault und Weichmann als überflüssig verworffen werden. Popes und Boileaus Rechtfertigung derselben. Der Poet braucht die Beywörter nicht bloß um der Deutlichkeit

lichkeit willen, ſondern zur Beförderung des mahleriſchen Betruges. Sie dienen ihm, die Wahrſcheinlichkeit einer poetiſchen Schilderey zu beglaubigen. Wie Brockes die ſchwimmenden Fiſche mit mahleriſchen Farben vor Augen leget. Konigs mahlende Beſchreibung des Kühe-Melckens. Hallers Gemählde des Zielſchieſſens, und der weidenden Kühe. Virgils lebhafte Schilderey wetterennender Wagen; und am Spieſſe bratender Stücke Wildprets. Tüchtigkeit der Beywörter, die Bewegung und den Thon nachzuahmen, vornehmlich der zuſammengeſetzten Beywörter. Wie Brockes und Konig dieſe in der deutſchen Sprache glücklich gebrauchet haben. Nutzen der Beywörter, die Sachen gröſſer vorzuſtellen. Nutzen der Beywörter, den Sachen ein ganz wunderbares Anſehen beyzulegen. Brockes Beſchreibung des Laufens auf Schrittſchuhen; der Roſe. Wie dieſer Poet durch Beywörter zwo unterſchiedene Ideen vereiniget. Claudians verkehrwenderiſcher Gebrauch dieſer Verbindung zweyer widerwärtig-ſcheinender Begriffe. Vertheidigung des Ovidius, da er ſeges clypeata virorum geſagt hat, gegen Addiſon. Nothwendigkeit der Beywörter, die mit Abſicht auf einen ſolchen Nutzen geſetzet werden. Warnung vor Verſchwendung derſelben. Widerlegung einiger, die nicht mehr als ein Beywort vor eine Sache haben wollen. Betrachtung der Beywörter als kleiner Beſchreibungen. Daß ſie ſich vor den Ausdruck hoher Leidenſchaften nicht ſchicken.

)o(

Der ſiebente Abſchnitt.

Von der Schreibart insgemein.

Erklärung, was die Schreibart ſey. Sie muß deutlich und natürlich ſeyn. Nothwendigkeit der Kundſchaft der Sprache, wenn man eine deutliche und natürliche Schreibart erhalten will. Wie man zu dieſer Kundſchaft der Sprache gelange. Von der Natur und Nothwendigkeit der Verbindungs-Wörtchen. Was die gute Schreibart ſey. Eintheilung der Schreibart in Abſicht auf die Würde der Sachen in die hohe, mittlere, und niedere. Von der Schwulſt. Von dem Kindiſchen. Von der kriechenden Schreibart. Daß es von Einem Gedancken nur Einen geſchickten Ausdruck gebe. Unterſchied der Schreibart in Abſicht auf die verſchiedene Art des Ausdruckes, nach dem Unterſchied in dem Thone, dem Gebrauche, und der Bedeutung der Wörter. Sie iſt wohlflieſſend oder gerade brecht; rein und edel, oder pöbelhaft; machtvoll oder matt; eigentlich oder verblühmt und ſinnreich. Grund der metaphoriſchen Schreibart. Gleichheit zwiſchen der metaphoriſchen und der hieroglyphiſchen Schreibart. Woher ſie den Nahmen der Zierlichen und der Nachdrücklichen bekomme. Exempel derſelben aus Opiz, Kong und andern. Von der Natur der Metapher. Regeln derſelben. In was vor einer Anzahl die Metaphoren auf einer Stelle und von einer Sache zu dulden ſeyn. Longins Entſcheidung dieſer Frage wird erwogen. Ob einem jeden das Recht zukomme, neue verblühmte Redensarten in einer Sprache einzuführen. Beantwortung dieſer Frage aus der Betrachtung der Natur der Metaphoren, und der Uebung der vornehmſten Poeten und Redner. Wie in dem verblühmten Ausdruck eine gewiſſe Gleichgültigkeit platz finde. Urſachen, welche die Ueberſetzung einiger ausländi-

ländiſcher Metaphoren in unſre Sprache ſchwer machen. Wie dadurch unſre Freyheit desfalls eingeſchränckt werde. Unterſcheidung der Metaphoren und der Idiotiſmorum. Regeln der Behutſamkeit in dem Gebrauche ganz unerhörter Metaphoren.

Der achte Abſchnitt.

Von der hertzrührenden Schreibart.

Sprache der Leidenſchaft. Eigenſchaften derſelben. Sie iſt eine allgemeine Gabe der Natur. Wird am beſten von denen geredet, welche eine Leidenſchaft an ſich zu nehmen wiſſen. Wie Quintilian ſich die Erfindung dieſes Kunſtgriffes falſchlich zueignet. Ob es in unſrer Macht ſtehe, eine gewiſſe Leidenſchaft an uns zu nehmen. Wie dieſes konne erhalten werden. Unvollkommenheit deſſen, was die Kunſtlehrer von der Sprache der Gemuthes-Leidenſchaften ſagen. Wie die pathetiſche Schreibart in die raſende verunartet. Nutzen einer Unterſuchung der Grunde, von welchen die verſchiedene Form des pathetiſchen Ausdruckes entſteht, nach der Natur der Leidenſchaften. Verſuch einer ſolchen in einigen allgemeinen Betrachtungen, wo das Auge beſtandig auf Longin gerichtet wird. Art des Ausdruckes, welchen die von der Hitze der Gemuthes-Bewegungen entſtehende Eilfertigkeit liebet. Vielerley Arten der Vergroſſerungen, womit ſich ein erhitztes Gemuthe auszudrucken pflegt. Verſchiedene Arten des Ausdruckes, die von den Phantaſie-vollen Entzuckungen entſtehen. Wie der Aufſtand, den etliche Leidenſchaften zugleich erregen, eine Vermengung der Figuren gebiehrt.

)o(

Der neunte Abschnitt.

Von dem mahlerischen Ausdruck der Poesie.

Allgemeiner Grund der Freyheit und des daher rührenden Unterschieds des poetischen Ausdrucks. Bestimmung und Einschränckung desselben in der prosaischen Schreibart. Dessen Ausbreitung und Gebrauch in der Poesie. Seine Kraft und Wesen Hallers poetische Beschreibung des Enzians. Opitzens Beschreibung der physicalischen Ursache, warum die Glut des Berges Vesuvius so lange währt. Wie derselbe auf poetisch gesagt, daß der Winter dem Krieg einen Anstand mache. Wie Virgil es gesagt, daß der Krieg dereinst ein Ende nehmen werde. Wie Opitz es ausdrückt, daß der Krieg ein Feind der Wollust sey. Wie Bodmer es giebt, daß seine künftigen Tage ohne Freude und düstern seyn werden; und daß er die beste Erquickung von dem Schlaffe erwarte. Aristoteles Probe von der Schönheit des figürlichen Ausdruckes mit einem Verse des Eschylus und des Euripides. Das Lob, das er Homer deßwegen beylegt. Popes Bekräftigung desselben. Virgils Vortrefflichkeit in diesem Stücke. Daß die ernsthaftesten Männer, wenn sie andere etwas überreden wollen, sich an gründlichen Schlüssen nicht begnügen, sondern die Figuren und Bilder zu Hülfe nehmen. Gewisse Schranken der poetischen Freyheit in dem zierlichen Ausdrucke; welche von Aristoteles bestimmt, und von Dubos weiter ausgeführt werden. Nähere Bestimmung derselben durch die besondere Gattung eines Gedichtes. Betrachtung einiger von den höchsten Farben der Poesie in ihrem Ursprung und ihrer Zubereitung. Erste Classe derjenigen, da die Würckungen den Mittelursachen

ſachen ſtatt der Haupturſachen zugeſchrieben werden. Zweyte Claſſe, da man die abgezogenen Dinge in Perſonen verwandelt. Dritte Claſſe, da man leblo-ſen Dingen Handlungen der Lebendigen zuſchreibt. Vierte Claſſe, da vernunftloſen Dingen Handlungen und Neigungen vernünftiger Perſonen zugeſchrieben werden. Fünfte Claſſe, da zwo ungleiche Ideen mit einander verbunden werden. Schwierigkeit, den mahlerſchen Ausdruck zu finden. Froſtigkeit, oder Schwulſt, zween Fehler, in welche Leute, die kein Naturel dazu haben, gerne verfallen. Daß der letztere Fehler der Verzeihung beſſer werth ſey, als der erſtere.

Der zehnte Abſchnitt.

Von dem Bau und der Natur des deutſchen Verſes.

Pflicht des Poeten das cörperliche Ergetzen der Ohren zu befordern. Zartlichkeit dieſer Arbeit deſſelben. Was der Vers in Abſicht auf den Thon lediglich eigen, und was er mit der Proſa gemein hat. Art der Harmonie des Verſes. Des Menſchen natürliche Neigung zu derſelben, und allgemeine Empfindung ihrer Annehmlichkeit. Woher die verſchiedene Art von Metris bey verſchiedenen Nationen entſtehe. Der Menſch ein gröſſerer Freund der Mannigfaltigkeit, als der Symmetrie. Des Hrn. La Motte Einwürfe wider den Alexandriſchen und andere Verſe in Abſicht auf ihre Einförmigkeit und unmuſicaliſche Beſchaffenheit. Wie ferne die Symphonie des Verſes muſicaliſch ſey. Daß die Beſchuldigung einer Homophonie noch ſtärcker auf den deutſchen Vers falle, als auf den franzöſiſchen. Was vor Sorgfalt die Italiener gehabt, dieſes gleichthönende Geſchalle zu vermeiden, unter andern

dern da sie den Alexandrischen Vers verbannet haben. Absonderliche Betrachtung dieses Verses, vornehmlich in Absicht auf die deutsche Sprache. Des Hrn. La Motte Beschuldigung des Alexandrischen Verses in Absicht auf die Tragodie, wo er wider die Natur sey. Daß dieser Einwurf nicht richtiger auf die Verse schliesse, als auf die Translationen und Metaphoren, die in dem Trauerspiel angebracht werden; und daß der Poet des Ergetzens verfehlen wurde, wenn er bey der gemeinen Natur bleiben wollte. Widerlegung der Meinung, daß die Verwunderung über die überwundenen Schwierigkeiten die Ursache des Ergetzens sey, welches viele Leute von dem Verse empfangen. Art des Ergetzens, das von dem Reime entstehet. Schwierigkeit in den Reimen der deutschen Sprache. Vorzug des Hexameters vor den heutigen Versarten. Widerlegung derer, welche die Französischen und Italienischen Verse scandieren. Licenz in dem deutschen Verse, die Accente zu radebrechen. Anbefehlung eines Verses nach der Art des Französischen und des Italienischen. Vorzug der Franzosen und der Italiener in den zärtlichern Arten der Ergetzlichkeiten. Sanfter Eindruck grober Thone in starcken Organis des Gehores.

Fort-

Fortsetzung der Kritischen Dichtkunst.

Der erſte Abſchnitt.

Von dem wahren Werth der Worte, und dem Wohlklang.

DJe Schönheit des Ausdruckes muß die Schönheit der Vorſtellung mit Gedancken unterſtützen. Nothwendigkeit der Kundſchaft der Sprache. Mehr Beſchreibungen werden von dem Mangel in dieſer, als dem Mangel an natürlichen Gaben verderbet. Betrachtung der Worter, als des Corpers, und der Gedancken, als der Seele. Die Schonheit der Wörter und Redens-Arten, ſo ferne dieſe als Schöne betrachtet werden, entſteht aus ihrer Uebereinkunft mit den Organis der Rede und des Gehores. Daß die Nationen, die ihre Sprache ausgeputzet, und in ihren Schriften nicht nur auf das Lehrreiche, ſondern auch auf das Angenehme geſehen haben, es in dem Wohlklang am weiteſten gebracht haben. Daß die Lehre von dem Wohlklange bey wohllautigen Nationen groſſere Schritte genommen habe. Daß die Organa der Ausſprache mit dem Zunehmen des Gehöres an Zärtlichkeit mehr Geſchicklichkeit bekommen. Daß eine Vorſtellung mit Mühe auf das Gemüthe eindringet, wenn der Thon das Ohr verletzet. Die zufallige Schönheit, die von

dem Thon entſteht, muß die weſentliche Schönheit der Gedancken erheben. Kunſtgriff den Thon der Sachen durch die Zuſammenſetzung der Buchſtaben auszudrücken. Virgils und Breckes Geſchicklichkeit in dieſem Stücke. Kunſtgriff den Inhalt der Gedancken, die Geſchwindigkeit, die Langſamkeit, die Beſchwerlichkeit, die Leichtigkeit, durch die Vermiſchung des Sylbenmaaſſes zu vermehren. Der Wohlklang muß nicht übermäſſig ſeyn. Longins, Quintilians, Olivets, Warnungen vor dieſem Fehler. Beſtraffung einiger, welche den Wörtern eine Macht über die Gemüther zuſchreiben, ſo ferne ſie nur vor ſich und ohne Abſicht auf ihre Bedeutung betrachtet worden. Unterſuchung eines paar Exempel aus Euripides, mit welchen Longinus die Harmonie der Rede vor etwas auszugeben ſcheinet, das niedrige Gedancken empor heben könne.

MAn hat geſagt, Raphael und Guercino haben dasjenige, was zu der geſchickten Zeichnung eines Gemähldes erfodert wird, einer wie der andere, eingeſehen, dennoch ſey die Ausführung des Werckes bey dieſen beyden Mahlern gantz ungleich geweſen. In der Poeſie läßt ſich eben dieſes nicht ſelten wahrnehmen. Es giebt Poeten, die ungefähr eine gleiche Kenntniß deſſen beſitzen, was zu einem guten Gedichte gehöret; denen aber die Arbeit ſelber nicht gleich gut geräth. Mancher ſieht überhaupt dasjenige, was gethan werden ſollte, und kan es dennoch nicht thun. Ich könnte ſolche nahmhaft machen, welchen die Kunſtgriffe der Erfindung, und die Mittel, wodurch die Vorſtellungen erhoben, und

das

das Gemüthe in einer angenehmen Bewegung unterhalten wird, nicht verborgen gewesen waren; alleine, da es ihnen an dem geschickten Ausdrucke, das ist, an den Farben der poetischen Mahlerey, mangelte, mußte schon aus dieser einzigen Ursache, wenn gleich nicht mehrere dazu gekommen wären, zwischen ihnen und andern, die in der Auftragung und Mischung der poetischen Farben geübet waren, ein ungemeiner Unterschied entstehen. Der Unterricht, den ich unsern aufblühenden Poeten anlangend die poetische Erfindung in einem ziemlich ausführlichen Wercke mitgetheilet habe, würde darum gantz unvollkommen seyn, und meine Zuhörer mitten auf dem Wege stehen lassen, wenn ich zu demselben nicht die Abhandlung von dem Ausdrucke hinzufügete. Ich bin diese Arbeit überdieß denjenigen schuldig, welche durch den Beyfall, so sie dem erwähnten Wercke gegönnet, und andere Aufmunterungen, von mir verdienet haben, daß ich ihnen zu gehorsamen, auf dieser Rennebahne noch länger fortlaufe.

Meine Materie näher zu bestimmen, muß ich Erlaubniß haben, die Vergleichung zwischen den Künsten des Mahlers und des Redners oder Poeten, die ich hiebevor in Absicht auf ihrer beyder Schildereyen angestellet habe, wieder hervorzunehmen, und noch ein wenig fortzusetzen. Vermöge derselben ar-

beiret zwar einer von ihren wie der andere über einer gleichen Materie, und sie haben einen gleichen Endzweck, nemlich in der Phantasie anderer Menschen durch eine geschickte Nachahmung der Natur eben diejenigen Eindrücke und Empfindungen hervorzubringen, welche die künstlich nachgeahmeten Urbilder durch die Kraft ihrer würcklichen Gegenwart selbst verursachen und erregen würden; aber sie nehmen in der Ausführung ihres Vorhabens und folglich in der Art der Nachahmung gantz verschiedene Wege, indem der Mahler die Gegenstände dem Auge durch Licht und Farben in sichtbarer Gestalt gegenwärtig vorstellet, und dadurch auf die Phantasie wircket; der Poet hingegen bemühet ist, seine Bilder durch Worte, als Zeichen der Gedancken unmittelbar in die Einbildung des Lesers und Zuhörers hinüberzutragen, und in dem Gemüthe derselben eben diejenigen Empfindungen hervorzubringen, welche eine fleissige Betrachtung der vor Augen liegenden Gegenstände hätte hervorbringen können. Da ich nun hiebevor von der Materie der Nachahmung, der geschickten Wahl und Verbindung derselben u. s. f. ausführlich gehandelt habe, so folget jezo, daß ich meine fernere Betrachtungen über die besondere Art der Nachahmung, die den Redner und den Poeten von dem Mahler unterscheidet, ergehen lasse.

Der

Der Zweck der beyden erstern bey ihren Schildereyen ist besagter maassen, daß sie durch die Worte und derselben künstliche Zusammenfügung eben diejenigen lebhaften Vorstellungen und Empfindungen, welche eine sorgfältige Betrachtung der gewehlten Gegenstände in ihrer eigenen Phantasie hinterlassen hat, in der Phantasie des Lesers hervorbringen. Wenn sie dieses zuwegebringen wollen, so werden zwey Dinge von ihnen erfodert; eines ist, daß sie selbst von denen Sachen, durch deren Nachahmung sie ergezen wollen, sich ein lebhaftes und ähnliches Bild in ihrem Kopf formieren, welches ihnen die Sachen in einem solchen Licht und Vortheil darstelle, daß sie selbst dadurch gerühret und entzücket werden; das andere, daß sie dieses bey sich formierte, ähnliche, und entzückende Bild andern mit Worten, als so vielen Pinsel-Zügen, in ihre Phantasie so lebhaft schildern, daß diese dadurch eben so sehr, als sie selbst gerühret werden. Diesemnach beruhet die gantze Kunst des poetischen Mahlers auf folgenden zwo Grund-Regeln; daß die Bilder, die er sich von den Dingen formiert, den Sachen selbst vollkommen gerecht und gleich seyn; und, daß auch die Worte die Bilder vollkommen ausdrücken. Wenn dieses ist, kan es nicht fehlen, die mahlerische Vorstellung des Redners und des Poeten muß eine eben so starcke Würckung auf das

Gemüthe des Lesers thun, als das gegenwärtige Urbild in diesem Licht betrachtet selbst thun würde. Inmassen diese gegebenen Regeln in dem mathematischen Schluß gegründet sind: Wenn a - b. und b - c. so ist c - a. Die Wahrheit und Schönheit der Gedanken und Vorstellungen beruhet auf der Uebereinstimmung derselben mit der Natur, und solchen Gegenständen, die eine eingepflanzete Kraft haben, dem Menschen zu gefallen; und die Schönheit des Ausdruckes beruhet auf der Uebereinstimmung der Worte mit den Gedancken und Vorstellungen. Wenn demnach die Schönheit der Vorstelleung in den Gedancken, und die Schönheit des Ausdrükes einander unterstützen, so muß nothwendig die Kraft und Schönheit einer Schilderey vollkommen seyn. Diese beyden Stücke sind auch so genau mit einander verbunden, daß keines ohne das andere seine erfoderliche Würckung thun, oder gefallen kan. Sind die Bilder den Sachen, die der Redner durch die Nachahmung vorstellen will, nicht gleich, oder stimmet der Ausdruck nicht mit den Gedancken und Bildern überein, so wird euch die vorgelegte Schilderey beyde mahl matt, dunckel, und unnatürlich vorkommen, und keinesweges den Eindruck auf das Gemüthe haben, den sie nach der Absicht des Redners hätte haben sollen. Jenes, nemlich die Empfängniß eines der Sache zutreffenden Bildes

des in der Phantaſie des Redners, iſt zwar das erſte Stücke, und ſo viel als der Plan und Grundriß des Gebäudes einer Schilderey, es iſt die Würckung einer guten Einbildungskraft, die durch den Verſtand und ein ſcharfſinniges Urtheil geleitet wird. Hingegen iſt dieſes, nemlich die Erwehlung eines geſchickten Ausdruckes, das weſentliche Theil der poetiſchen Mahlerey, in ſo ferne ſolche durch die Nachahmung das allgemeine Ergezen der Menſchen ſuchet, und es beruhet auf der Kundſchaft der Sprache. Was die Farben dem Mahler ſind, das ſind die Wörter und der Ausdruck dem Redner und dem Poeten. Wie ich nun von jenem vorausſetzen muß, daß er alle Gattungen der Farben nach ihrer ſo mannigfaltigen Verbindung und Unterſcheidung wohl zu wehlen und zuzurichten, eine Farbe hinter der andern in dem vortheilhafteſten Abſatz aufzutragen, das Licht und den Schatten in dem gebührenden Grade der Höhe auszutheilen, und die Regeln von dem Perſpectiv und dem Ebenmaſſe, welche lehren, wie die Dinge ſich in ihrer Gröſſe und Entfernung gegen einander verhalten, zu beobachten wiſſe, mit einem Wort, daß er ſeine Kunſt verſtehe: Alſo muß ein Redner vor allen Dingen ſeine Sprache wohl verſtehen, er muß, wie Longinus in der achten Abtheilung vorausſetzet, eine genaue Kenntniß beſitzen τῆς ἐν τῷ λέγειν δυνάμεως,

ἧς ὅλως χωρὶς οὐδὲν, er muß die besondere Kraft und Eigenschaft eines jeden Wortes, oder dessen mannigfaltige und bestimmte eigene Bedeutung und Gebrauch wohl erwogen haben, also daß er unterscheiden könne, welches einen Begriff am nachdrücklichsten bezeichne, und was für einen Zusatz an Schönheit und Stärcke die Wörter mittelst der Zusammenfügung mit andern erhalten können; er muß Verstand und Urtheil besitzen, zu erkennen, welcher Ausdruck am bequemsten sey, einen Begriff darinnen zu kleiden, und auf dessen besten Vortheil auszuschmücken.

Wiewohl nun das unnatürliche Wesen einer poetischen Schilderung so wohl von der Ungeschicklichkeit im Dencken, als von einem Mangel in der Kundschaft der Sprache entstehen kan, und es gemeiniglich schwer zu entscheiden ist, ob es von der ersten oder andern Quelle herfliesse, so bin ich doch der Meinung, daß der Mangel in der Kundschaft der Sprache in den poetischen Beschreibungen mehr verderbe, als der Mangel an natürlichen Gaben; gestalt unter einer Menge lebhafter Köpfe, die von Natur aufgeleget sind, sich selbst eine Sache in ihrer Einbildung deutlich vorzustellen, nur wenig sind, welche eine solche auch andern deutlich vorstellen können, und die Anzahl geschickter Kenner immer gröſſer ist, als

geschick-

geſchickter Schreiber, oder Mahler; es iſt auch nicht wohl möglich, daß einer ohne natürliche Gaben und ohne die Fähigkeit zu dencken, in der Kundſchaft der Sprache weit komme, und alſo kan das erſtere wohl ohne das leztere, aber das leztere nicht wohl ohne das erſtere ſeyn, wie ein jeder leicht erkennen wird, der in der Vernunft-Lehre die Natur der Wort-Erklärungen wohl eingeſehen hat. Man ſtelle ſich ferner einen Menſchen vor, der ſich vorgenommen hat, eine berühmte Urkunde eines alten griechiſchen oder römiſchen Scribenten in ſeine Sprache zu überſetzen, das iſt, ſchon von andern erfundene und erwehlete Bilder und Gedancken, ſeiner Nation, durch gleichgültige Zeichen, ohne Abbruch ihres Lichtes und ihrer Kraft, zu überlieffern, und bekannt zu machen; wenn ein ſolcher der Sprache nicht mächtig iſt, und die beſtimmte Bedeutung und Macht der Wörter nicht genau innen hat, ſo werden ſeine Ausdrücke gantz ungewiß ſeyn, er wird die meiſten für gleichgültig anſehen, und ſolche ohne Wahl anwenden; die Gedancken ſeiner Urkunde auszudrücken, wird er aus Mangel eigener Wörter ſeine Zuflucht bald zur Umſchreibung, bald zu Sprüchwörtern und figürlichen Redens-Arten nehmen müſſen, dadurch aber wird er ſeine Ueberſetzung ſo ſehr verſtellen, daß ihr die Urkunde ſchwerlich

lich darinnen finden werdet. Demnach hat wieder nicht die Ungeschicklichkeit im Denken sondern der Mangel in der Kundschaft der Sprache an so vielen schlechten Uebersetzungen Schuld. Ich werde hiernächst Anlaß haben ein mehrers hievon zu sagen. Hier will ich nur noch folgende Anmerckung hinzusetzen: Kein Werck, das für die Ergetzung des Lesers geschrieben worden, hat sich jemahls ohne die Schönheit eines geschickten Ausdruckes lange beym Ansehn erhalten können, und wiewohl die dogmatischen Wercke derselben entbähren können, weil der Verfasser sich da alleine vornimmt, den Leser zu unterrichten, und dieser sich nichts weiter vornehmen muß, als etwas darinnen zu lernen, so wünschet man doch, daß ein solches auch artig geschrieben wäre, wenn es ihm in diesem Stücke mangelt. Die Ursache hievon ist diese, der Ausdruck kan fast niemahls gleichviel gelten, hilft er dem Gedancken nicht, so bringet er ihm Nachtheil, folglich wenn er nicht angenehm ist, so ist er anstössig, oder wenigst verdrüßlich.

Da nun die Kundschaft der Sprache angewiesenermaassen das wesentliche Theil der poetischen Schilderkunst ausmachet, so will ich in einigen Abschnitten meine Gedancken über die Vortheile und Geheimnisse dieser Kunst entdecken, und in das behörige Licht setzen.

Die

Die Sprache iſt eine Erfindung, welche vor ein Wunderwerck würde gehalten werden, wenn ſie nicht ſo allgemein wäre. Der Herr Brockes hat im erſten Theile ſeines Irdiſchen Vergn. das Wunderbare in derſelben geſchickt ausgedrücket:

Gedancken laſſen ſich durch Wörter und durch Schrift
Hier auf der Welt bereits befeſtigen und zwingen.
Ein Schall der unſer Ohr, ein Zug der s'Auge trift,
Weiß andern Seelen beyzubringen,
Und ihnen gleichſam zu vermählen,
Ein weſentliches Theil von einer fremden Seelen.

Cordemoi, ein geſchickter Schüler des Carteſius, und der ſcharfſinnige Engelländer Johann Wallis, haben dieſe Materie in beſondern Tractaten ausgeführet; ich will ſie alleine unter einem Bilde vorſtellen, welches ſchon bequem ſeyn wird, meine Abhandlung begrifflich genug zu machen. Ich betrachte die Sprache als eine Kunſt den Gedancken durch Thöne einen Leib und eine ſichtbare Geſtalt mitzutheilen. Die Gedancken liegen denn in den Wörtern als in ihrem Cörper. Dieſe haben alle ihre Kraft mittelſt einer vorherbeſtimmten Harmonie, welche von den Menſchen willkührlich eingeführet worden. Die Thöne, als der cörperliche Theil, ſind durch den Willen der Menſchen mit den Bedeutungen als dem geiſtlichen Theil vereiniget worden; ohne

dieſe

dieſe abgeredete und angenommene Uebereinſtimmung wären die Wörter nur Thöne, das iſt, Bewegungen der Luft. Die Wörter in fremden Sprachen, die wir nicht verſtehen, weil wir die Uebereinſtimmung nicht wiſſen, die zwiſchen ihnen und gewiſſen Gedancken von andern getroffen und angenommen worden, ſind auch in Abſicht auf uns nichts anders, als lähre Thöne, ſo wohl als viel tauſend Arten articulierter Thöne, die noch in keiner Sprache angenommen ſind. Aus dieſer Betrachtung der Wörter flieſſet nun zu unſerm Vorhaben von ſich ſelbſt, daß die Seele und der weſentliche Theil der Wörter in den Gedancken beſtehe, die ſie als angenommene Zeichen bedeuten und zu verſtehen geben, und ohne welche ſie nichts als lähre Thöne, und keine Wörter wären. Gleichwohl ſtehet hier etwas genauer zu unterſuchen und zu erörtern, ob nicht und wie ferne die Wörter neben dieſer weſentlichen Kraft die Gedancken auszudrücken, ſelbſt als lähre von den Gedancken abgeſonderte Thöne, noch einer andern Kraft auf die Gemüther fähig ſeyn.

Der beſte Richter wird wohl das Ohr ſeyn, dieſe Frage einigermaſſen zu beantworten. Alſo hat es Cicero in ſeinem Buch von dem Redner Cap. 55. gefaſſet: Eſſe in oratione, ſagt er, numerum quendam, non eſt difficile cognoſcere; judicat enim ſenſus, in

quo

quo iniquum eſt, quod accidit, non agnoſcere, ſi cur id accidat reperire nequeamus. Und an demſelben Orte: Neque enim ipſe verſus ratione eſt cognitus, ſed natura atque ſenſu. Es iſt aber auſſer Streit, daß die Wörter, ſo ferne ſie nur als Thöne betrachtet werden, in Anſehung der Harmonie gantz verſchieden ſind, und daß ferner aus derſelben verſchiedenen Verbindung ſolche Redens-Arten entſtehen, die in ihrer Ausſprache mehr oder weniger hart oder lieblich ſind; folglich müſſen einige Thöne dem Ohr beſſer gefallen als andere; und in dieſer Abſicht kan nicht geleugnet werden, daß nicht einige Wörter ſchöner ſeyn, als andere; denn nachdem wir alles dasjenige ſchön zu nennen pflegen, was uns angenehm iſt, ſo muß in dem Thone der Wörter nothwendig eine beſondere Schönheit für das Ohr ſtecken. Diejenigen Wörter, die aus Thönen beſtehen, welche an ihnen ſelbſt, und wegen ihrer Zuſammenſetzung dem Ohr vor andern angenehm ſind, müſſen ihm beſſer gefallen, als andere Wörter, wo die Thöne nicht ſo glücklich verbunden ſind, ohne daß dieſes von ihrer Bedeutung herrühre. Das iſt das, was Quintilianus im fünften Cap. des achten B. ſaget: Ut ſyllabæ è litteris melius ſonantibus clariores ſunt, ita verba è ſyllabis magis vocalia, & quo plus quæquæ ſpiritus habent, eo auditu pulcriora. Alle Sprachen

chen waren wahrscheinlich in ihrem Anfang roh und ungestaltet, sie dieneten alleine zur Noth, einander die unsichtbaren Gedancken zu erklären. Weil aber die Menschen von Natur einen Geschmack und Lust an der Harmonie der Dinge haben, so hat man durch die Empfindung des Ohres wahrgenommen, daß einige Wörter und Redens-Arten für die Werckzeuge oder Gliedmassen der Rede viel leichter und geschmeidiger, und darum auch für das Ohr weit angenehmer sind. Diese Entdeckung hat die ersten Gedancken veranlasset, wie die Sprache nicht alleine für den Verstand nützlich, sondern auch für den natürlichen Geschmack des Ohres ergetzlich könnte gemachet und eine wohlklingende Harmonie darinn erhalten werden. Mit dem Laufe der Zeit ward das Ohr immer zärtlicher, und die Gliedmassen der Rede wurden zu einer feinern Aussprache gewöhnet; man bemühete sich, mit dem Verstand zu untersuchen, woher das Angenehme und der Wohlklang in einer Rede entstühnde, und wie derselbe einer Rede durch die Kunst könnte mitgetheilet werden. Vermittelst des anhaltenden Fleisses der Menschen sind in dieser Untersuchung endlich diejenigen Regeln festgestellet worden, welche die Kunstlehre von dem Sylbenmasse in gebundener und ungebundener Rede ausmachen. Wer Lust hat zu wissen, wie weit die Alten sich über

diese

dieſe Materie eingelaſſen haben, kan das vierte Cap. in Quintilians neuntem B. und Ciceros Redner leſen. Zu meinem Vorhaben nützet es nichts, mich hierüber in eine weitläuftige Ausführung hineinzulaſſen, ich kan mich mit einigen allgemeinen Anmerckungen, die aus dem angeführten hervorfallen, ſchon behelffen.

Ich habe zuerſt anzumercken, daß diejenigen Nationen, welche ihre Sprachen am meiſten geputzet, und mit unzehlig vielen Thönen bereichert, die ſich in poetiſchen und proſaiſchen Schriften nicht alleine um die Beföderung nützlicher Wiſſenſchaften, ſondern auch um das Ergetzen der Menſchen bekümmert haben, es auch in Anſehung des Wohlklanges ihrer Sprache, als einer Quelle eines neuen ſinnlichen Ergetzens, am weiteſten gebracht haben. Gleichwie wir in denen Schriften der Franzoſen, wo ſie ernſtliche, geiſtliche, und ſelbſt phyſicaliſche und metaphyſicaliſche Wahrheiten abhandeln, welche keinen Zierrath zu leiden ſcheinen, eine gewiſſe Sorge für die Artigkeit, zur Beluſtigung des Leſers, wahrnehmen, ſo kan man ſehen, daß ſie in der Ausputzung ihrer Sprache auch inſonderheit, was den Wohlklang anbelanget, glücklich geweſen ſind. Wir müſſen bekennen, daß wir in dieſem Stücke hinter ihnen bleiben, ſo wie wir in einem Vortrage insgemein mit der Artigkeit zufrie-

den sind, welche unmittelbar von der vorgestellten Wahrheit entsteht. Unter den vielen Provinzen Deutschlandes hat Sachsen sich den Ruhm der wohlgesittetsten, insonderheit seit der prächtigen Regierung ihres königlichen Churfürstens Friederich Augusts, erworben; ihre Sorgfalt für das Ergetzen der Sinne ist am weitesten gegangen, und hat sich auch auf das Gehör erstrecket; dadurch hat ihre Sprache, die in dem Reichthum und der Deutlichkeit der Wörter mit andern Mund-Arten schon längst geeifert hat, zum wenigsten in dem Wohlklang den Vorzug über alle andern Aussprachen in Deutschland behauptet.

Zum andern habe ich anmercken wollen, daß das Aufnehmen der Lehre von dem Wohlklang in dem Sylbenmaasse bey solchen Nationen, welche eine natürliche Neigung zur Wollust haben, und von Natur oder aus Gewohnheit zartere Organa haben, nicht nur gröser, sondern auch geschwinder ist. Wie die Asiatischen Nationen die Organa des Geruches, des Geschmackes, und andere, die zu den Ergetzlichkeiten dienen, biß zur Weichlichkeit verzärtelt haben, also sind auch ihre Organa der Sprache und des Gehöres von der gröstẽ Zärtlichkeit; und daher entstehet ferner bey denselben eine ungemeine Fertigkeit zu der Beförderung des Wohlklanges. Diese zärtliche Menschen haben

haben Mühe und Arbeit, die Wörter und Redens-Arten einer andern Nation auszusprechen, welche von dieser Zärtlichkeit nichts an sich hat, wie insgemeine die Völcker sind, die gegen Norden wohnen; bey diesen sind die Organa der Rede und des Gehöres so hart gewöhnet, und so starck, daß viele Thöne für sie gelind und sanft sind, welche für jene Weichlinge schwer und widrig sind. Dieses machet neben andern, daß das Urtheil über die Härtigkeit oder Fliessendheit einer Sprache so ungleich herauskömmt, indem eine jede Nation hierinn ihrem eigenen Geschmacke trauet, den sie in ihrem Gehöre und in ihrem Munde hat. Der Abt Olivet berichtet uns von den Chinesen, daß sie ein so zärtliches Ohr haben, daß ein einziges einsylbigtes Wort bey ihnen eilf verschiedene Bedeutungen annehmen kan, so wie es sich ihnen in der Aussprache nach eilf verschiedenen Weisen zu vernehmen giebt. Wir müssen die Veränderung, die in einer Sprache mit den Sylben und Buchstaben der Wörter unvermercket vorgehet, für einen grossen Theil der Verzärtelung der Organorum zuschreiben. Lasset uns setzen, daß unsre Nachkinder nach etlichen Geschlechtern eine zärtere Lebensart, zärtere Organa, bekommen werden; dann wird sie unsre jetzige Sprache selbst, die wir vor lieblich und sanftthönend rühmen, mit allzu harten und scharfen Thönen beleidigen, welches

nothwendig eine groſſe Veränderung in derſelben nach ſich ziehen müßte. Die harten Mitlauter würden in der Ausſprache abgeſchliffen, die häuffigen verſchlücket, die ſo genannten Hiatus ausgefüllet und eben gemachet werden, wie in der Engelländiſchen Sprache geſchehen iſt, die voller mitlautender und ſchwerer Buchſtaben iſt, und doch von dieſer Nation auf eine leichte und ſanfte Weiſe geſprochen wird. Dieſe Betrachtung hat einen Grammaticus von meinen Freunden auf die Meinung geführet, wenn unſre deutſche Sprache gleich die Art behalten hätte, welche ſie in Sebaſtian Brandens Gedichten an ſich genommen hatte, da ſie eine ſtarcke Neigung zu gebrochenen und geſtammelten Wörtern, und zu Aufhäuffungen der Mitlauter, gezeiget hatte, wolle dieſes nicht ſagen, daß ſie darum in der Ausſprache ſchwerer und gröber, als unſere jezige iſt, hätte werden müſſen, weil ſie durch die Organa eben ſo leicht, als die Engliſche, hätte gelindert werden können. Denn wir können desfalls anmercken, daß die Werckzeuge der Rede zur Formierung des Thones der Wörter nach dem Maaſſe geſchickter werden, als das Ohr mehr Zärtlichkeit bekömmt; daher hat man längſt vor eine allgemeine Regel feſtgeſtellet, daß jedes ausgeſprochene Wort, das vor den Mund des Redenden ſchwer und mühſam iſt, auch vor das Ohr des Hörenden ſchwer und mühſam

sam wird. Das ist die Ursache, daß wir uns auf eine mechanische Weise an der Aussprache eines Menschen stossen, welcher eine fremde Sprache mit grosser Mühe spricht, und öfters seine Organa zwingt, damit er von ihnen solche Thöne erhalte, welche sie nicht gewohnt sind zu formieren. Hingegen werden die Thöne, welche dem Ohre gefallen, allezeit leichter auszusprechen seyn, also daß man in der Zeit, da man für das Ergetzen des Ohres sorget, zugleich die Aussprache erleichtert.

Zu diesen Anmerckungen muß ich noch hinzufügen, daß eine Vorstellung schwerlich den Weg zu dem Gemüthe finden, und ihm gefallen kan, wenn der blosse Thon derselben ein zartes Ohr verletzet; nihil intrare potest in affectum, quod in aure velut quodam vestibulo statim offendit, saget Quintilianus im vierten Cap. des neunten B. Das Ohr vernimmt nur den Schall der Rede, fällt dieselbe durch lauter widrige Mißthöne ins Ohr, so benimmt dieser verdrüßliche Eindruck dem Verstand die Freyheit die Gedancken herauszusuchen, und sich vorzustellen, die durch diese Thöne bezeichnet werden. Das Ohr ist einer von den hochmüthigsten Richtern, denn es fasset sein Urtheil aus dem Steigreif ab, bey ihm verfängt keine Vorstellung was, es läßt sich zu solchen nicht hinunter, und es

giebt von seinen Aussprüchen weder Rede noch Antwort.

Ich halte mich versichert, daß niemand leicht etwas gegen diese Anmerckungen werde einzuwenden wissen, allenfalls kan ich ein Mittel an die Hand geben, wie einer sich durch die eigene Erfahrung überzeugen kan, daß der Wohlklang der Rede und die künstliche Vermischung der selbstlautenden Buchstaben mit den mitstimmenden und das ändernde Sylbenmaaß eine gewisse Kraft habe, die Schönheit der Gedancken zu erhöhen. Ich bin solches zuerst von Quintiliano gelehret worden, und solches bestehet darinn; wenn uns etwas vorkomme, das uns zierlich, anmuthig, heftig geredet zu seyn scheinet, so solle man die Redens-Arten auflösen und verkehren; alle Zierlichkeit, Anmuth und Stärcke werde plötzlich verschwunden seyn.

Alleine wenn ich den Worten eine solche musicalische Kraft zuschreibe, so geschieht dieses in gewissen Schrancken. Ich wollte nicht gerne, daß man dieselbe zu weit erstreckete, oder vergässe, daß dieser Wohlklang nur eine zufällige Schönheit der Wörter ist, und daß die Seele und das Wesen derselben in den Gedancken bestehet, welche sich durch die Thöne an den Tag geben; woraus unschwer geschlossen wird, daß diese zufällige Schönheit alleine dienen muß,

die

die wesentliche Schönheit der Gedancken zu erheben, und vollkommener zu machen. Wenn wir diesem Grundsatz ferner nachdencken, so finden wir einige besondere Anmerckungen oder Regeln darinnen enthalten. Erstlich ist dieser Wohlklang der Worte erst dann vor eine Schönheit zu halten, wenn er mit der Natur der Sachen und mit den Gedancken nicht streitet, wenn er vielmehr dieselben noch unterstützet. Diese Regel hat ihren grossen Nutzen, so wohl in Absicht auf die Vermischung der selbststimmenden Buchstaben mit den mitstimmenden, als in Absicht auf das Sylbenmaaß. Was in der ersten Absicht die Elemente der Worte, nemlich die Buchstaben, anbetrifft, so ist zwar gewiß, daß die Zusammensetzung und Verbindung gewisser selbstlautender und mitstimmender Buchstaben, daraus die Zeichen, die unsre Gedancken bedeuten sollen, formiert werden, willkührlich gewesen, allermaassen es zum Exempel den Erfindern der deutschen Sprache frey gestanden war, mit dem Thon, der aus der Zusammensetzung der Buchstaben in dem Worte Sonne entstehet, den Begriff derjenigen Sache, die wir jezund einen Thurm nennen, zu verknüpfen; nichtsdestoweniger hat man in allen Sprachen wahrgenommen, daß die Menschen in Erfindung der Wörter sich beflissen haben, dieselben nach dem Thone der Sa-

chen, so sie haben ausdrücken wollen, so viel möglich war, zu formieren. Aus solcher Nachahmung sind fast alle Nahmen der Thöne entstanden, ja nicht nur die Nahmen der Thöne, sondern auch derer Dinge, Handlungen, und Bewegungen, die einen Thon von sich geben. Sie sahen wohl, daß dergleichen Wörter vor andern bequem waren, die Sachen von dieser Art anzuzeigen. Selbst in denen Sachen, die keinen Schall von sich geben, haben sie öfters auf eine kleine Aehnlichkeit Achtung gegeben, die sie zwischen denselben und gewissen Arten Thones fanden, da sie das sanfte, anmuthige, und liebliche zu bedeuten, sanfte, anmuthige, und lieblich-schallende Thöne, statt harter, und unangenehmer, hartklingender, und das Gehör beschwerender Thöne angewendet haben. Die Griechen hielten sich vor erlaubet, dergleichen nachgeartete Wörter zu erfinden, als ihre Sprache schon würcklich eingerichtet, und genug angefüllet war. Fingere græcis, sagt Quintilianus im dritten Cap. des achten B. magis conceſſum eſt, qui ſimilitudinis quibusdam & affectibus non dubitaverunt nomina aptare, non alia libertate, quam quâ illi primi homines rebus appellationes dederunt. Da nun diese Worte, die mit den bezeichneten Sachen eine natürliche Aehnlichkeit haben, um so viel mehr Nachdruck haben,

als

als die Zeichen, die bloß willkührlich sind, so haben geschickte Scribenten sich derselben auch in der Zusammenfügung der Rede mit gutem Vortheil bedienet, damit sie den Thon, den Schall, und das Geräusche, der Sachen ausdrücketen. Die lateinischen Poeten haben eine Menge dergleichen, die von den verständigsten Kunstrichtern mit Bewunderung angeführet worden. Von dieser Art ist Virgils Vers in dem ersten B. von dem Feldbau v. 448.

Tam multa in tectis crepitans salit horrida grando.

Man meinet in dieser Nachahmung den Hagel auf den Dächern rasseln zu hören; und wenn er in demselben B. v. 109. saget:

. . Illa cadens raucum per levia murmur
Saxa ciet, scatebrisque arentia temperat arva;

so höret man das Wasser über die Kißlinge rauschen; und in dem Verse,

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum,

vernimmt man gar eigentlich den Hufschlag eines im Galoppe laufenden Pferdes.

Unter den Deutschen hat vor andern der Hr. Brockes diese musikalische Schönheit mit der poetischen Mahlerey geschickt verbunden. Ich will um so viel lieber einige Exempel aus demselben allhier ausschreiben,

als die deutsche Sprache in diesem Stuke eine Geschicklichkeit besitzet, welcher die französische nach dem Geständniß des Hrn Abtes Dübos beraubet ist. In dem ersten Th. des Jrd. Vergn. heißt es von einem Bache:

Wie hell, wie angenehm, wie schöne,
Wie süß, wie lieblich klinget nicht
Das lispelnde Geräusch und rieselnde Gethöne,
Das aus der kühlen Fluth, mit hohlem Gurgeln bricht;
Was mit dem murmelnden Geklatsch, ihr flüsternd Zischen
Des leicht-bewegten Schilfs gespitzte Blatter mischen.

In dem Gedichte von der auf ein starckes Ungewitter erfolgeten Stille hat er sich vornehmlich dieses Kunststückes beflissen:

Von allen Winden ward der Erdkreiß überfallen;
Ein Wirbel füllete die Luft mit Sand und Staub;
Es schien der Wald ein Meer, wo grüne Wellen wallen,
Die Zweige heulten recht, es brauste das Laub.

Und fernerhin:

Drauf brach das Wetter selbst noch erst mit Schreken los:
Der Donner rollt und knallt, Blitz, Ströme, Stralen,
Vermischen ihre Wuth. - - (Schlossen,

Noch weiterhin:

Noch stralte Blitz auf Blitz mit fürchterlichem Schein;
Der Donner rollte noch mit gräßlichem Getrülle;
Allein im Augenblick nahm eine sanfte Stille
Die fast betäubte Welt gemach von neuem ein.

Der

Der Herausgeber dieſes erſten Theiles hat uns ſorgfältig berichtet, daß in den ſechzig nächſt auf dieſe folgenden Zeilen, in welchen dieſe erfolgete Stille beſchrieben wird, kein R. anzutreffen ſey. Er hat ohne Zweifel gefürchtet, man möchte die allzu ſehr geſuchte Kunſt des Verfaſſers nicht fühlen. Dieſes Mißtrauen ſchlieſſet indeſſen mehr einen Tadel, als ein Lob in ſich, nachdem die Kunſt, wenn ſie am rechten Orte und in dem rechten Maaſſe angewendet wird, ſich allemahl durch die Würckung in dem Gemüthe des Leſers offenbaret. Der Hr. Weichmann ſollte ſich den Rath Quintilians im neunten B. Cap. 4. zu Nutzen gemachet haben: Diſſimulatio curæ præcipua, ut numeri ſponte fluxiſſe, non arceſſiti & coacti eſſe videantur. Was ſonſt die erſtere Stelle, die ich aus dieſem Gedichte angeführet habe, anbelanget, ſo hat der Herausgeber angemercket, daß mit den zweyen Worten Wellen wallen, eine mäſſige Bewegung des Meeres recht natürlich ausgedrücket werde; und über das andere Exempel hat eben derſelbe erinnert, daß die oft wiederholte Vermiſchung der Buchſtaben L. und R. daſelbſt die ſchönſte Würckung thue. Ich kan ihm dieſes wohl zugeſtehen, aber was die ſorgenvolle Ausmuſterung des Buchſtabens R. aus mehr als ſechzig Zeilen anbetrifft, ſo kömmt mir in den Sinn, was Quintilianus

nus anbefohlen hat: Certe nullum aptum atque idoneum verbum prætermittemus gratiâ lenitatis.

Die Regel, die ich oben festgestellet habe, daß der Musicalische Wohlklang, wenn er eine Schönheit in der Rede abgeben soll, mit den Gedancken keinesweges streiten, sondern vielmehr den Nachdruck derselben befördern müsse, gilt ferner in Absicht auf die Vermischung der hohen und tiefen, scharfen und stumpfen, kurtzen und langen, Sylben. Quintilianus in dem vierten Cap. des neunten B. sagt davon: Nam & illud, ubi opus est velocitate, tardum & segne; & hoc, ubi pondus exigitur, præceps ac resultans, merito damnetur; und etwas ferner: Nec vero in literis syllabisque natura mutatur, sed refert, quæ cum qua optime cocat. Plurimum igitur auctoritatis & ponderis habent longæ, celeritatis breves, quæ si miscentur quibusdam longis, currunt, si continuantur, exultant. Acres, quæ ex brevibus ad longas insurgunt, leniores, quæ à longis in breves descendunt.

Homerus hat in dieser Absicht einen besondern Fleiß angewandt, und sein Verfahren ist sehr merckwürdig, womit er den erfoderlichen Klang der Rede befördert hat, nicht nur ohne Abbruch, sondern zu Vermehrung des Nachdruckes. Der Hr. Pope hat ihn über dieses Stücke aus vollem Hertzen gelobet. Er sagt von ihm: „Er begnüg-

begnügte ſich nicht an der Sprach-Art, die er in einigen beſondern Provinzen von Griechenland eingeführet fand; ſondern er laß in verſchiedenen Mund-Arten die Wörter aus, die ihm am bequemſten düncketen, ſein Sylbenmaaß ſchöner und vollkommener zu machen. Er betrachtete ſie in ſo weit die ſelbſtſtimmenden Buchſtaben mit den mitſtimmenden mehr oder weniger gemiſchet waren, und nach dieſem brauchte er von jenen oder von dieſen je nachdem ſeine Verſe mehr Lieblichkeit oder mehr Stärcke erfoderten. Am meiſten bedienete er ſich der Joniſchen Mundart, welche eine beſondere Anmuth daher bekam, weil ſie die Wörter niemahls zuſammenzieht, und die doppellautenden Buchſtaben in zwo Sylben auflöſet, welches dergleichen Wörtern einen höhern Klang giebt. Neben derſelben brauchete er die Attiſche Mundart mit ihren Zuſammenziehungen, die Doriſche, welche ſtärcker, und die Eoliſche, die ſchwächer iſt. Auf dieſe Weiſe that nicht nur das Sylbenmaaß dem Verſtand keinen Zwang, ſondern daſſelbe lenckete ſich allemahl nach ſeinem poetiſchen Feuer, und gab den Bildern mittelſt der Aehnlichkeit der Thöne mit den vorgeſtelleten Sachen, mehr Leben und mehr Vollkommenheit. Von allen dieſen Vortheilen entſtehet bey Homer eine verwunderſame Harmonie, die

uns

uns nöthiget zu bekennen, daß er nicht nur die fruchtbarste Einbildungskraft besessen, sondern überdieß das zarteste Ohr gehabt, das die Natur jemahls einem Menschen geschencket hatte. Die Kunstrichter stimmen darinn überein, daß Virgil die Schönheit des Sylbenmaasses Homers nur mit schwachen Zügen nachgeahmet habe, doch daß sie diesen Mangel auf die Natur der lateinischen Sprache schieben. Die griechische hat in der That etwas voraus vor derselben, so wohl in dem natürlichen Wohlklang ihrer Wörter, als in der Art und dem Fall ihres Verses, worinn ihr keine Sprache gleichkömmt. Virgil erkannte dieses wohl, und ließ nichts unversuchet, damit er seiner Sprache, die so schwer zu biegen war, alle die Anmuth, die sie haben konnte, mittheilete. Vornehmlich beobachtete er in seinen Versen allemahl einen Klang, der mit dem Inhalt überein kam. „ Dionysius von Halicarnasse hat in seiner Abhandlung von der Wortfügung eine Menge Exempel aus Homer angeführet, worinnen er Schönheiten von dieser Art angemercket hat. Ich will nur der vortreflichen Beschreibung in der Odyssea eilften B. v. 59. gedencken, wo Sisyphus vorgestellet wird, wie er seinen Mühlestein auf den Berg schiebet, da er ihn allererst auf die Höhe desselben gebracht hatte, rollte er augen-

augenblicklich wieder den Berg hinunter. Dieſe zweyfache Bewegung iſt in dem Laufe der Verſe vortrefflich ausgedrücket, wie der Stein in den vier erſten Zeilen mit verſchiedenen Spondeis, untermiſchet mit den nöthigen Ruheplätzen, aufwärts gewälzet wird, ſo fällt er zulezt in einer einzigen Zeile von lauter Dactylis wieder hinunter. Virgil hat in dem Verſe, welcher ein Pferd im Galopp ſo wohl abmahlet, an allen denen Orten, wo es ihm die Regeln des Sylbenmaaſſes erlaubeten, kurtze Sylben geſetzet; die Ausſprache des Verſes giebt uns den Hufſchlag des Galoppes in dem Gehöre zu vernehmen. Dieſer Verß begreifet ſiebenzehn Sylben in ſich, aber er währet in der Ausſprache nicht länger als folgender, der nur dreyzehn Sylben hat:

Olli inter ſeſe multa vi brachia tollunt.

Virgil hat dieſen Vers gemacht, die Arbeit der Cyclopen zu beſchreiben, welche ihre Armen mit Hammern bewaffnet aufwärts heben, damit ſie auf den Amboß ſchlagen, welches leztere der Verß beſchreibet, der gleich auf den obigen folget:

In numerum, verſantque tenaci forcipe maſſam.

Da wird die Cadanz des Verſes durch dieſes Beſtreben um der beſſern Abſchilderung willen mehrere kurtze, oder mehrere lange

Syl-

Sylben anzubringen, nicht unterbrochen. Von dieser Art ist auch im neunten B. der 724ste Vers:

Portam vi multa converso cardine torquet,
Obnixus latis humeris. - - -

Der Hr. Berger hat in seinem Buche de naturali pulchritudine Orationis diese Kunst beyder Poeten auch mit etlichen Exempeln angepriesen. Bl. 271. Animadversionem rei diligenter exploratæ, ad murmurantis fremitum maris, imitatione soni reddendum, transtulit Poeta, non minus hoc solertium artificio aurium, quam summo quoque alio clarus.

- - - Ἀμφὶ δέ τ' ἄκραι
Ἠιόνες βοόωσιν, ἐρευγομένης ἁλὸς ἔξω.

Homerus βοόωσιν ait, non βοάουσιν, ut fluctuum maritimorum gravitas indicetur ac fremitus, procul audiendus. Bis adhibet vocalem O, adjicit Ω, auresque complet sono, qualem res horroris plena postulabat. Quod quidem visum est Platoni tam admirabile, ut ab nonnullis memoriæ sit proditum, suos illum versus cremasse, veritum, ne facultatis Homericæ nullam consecutus partem videretur. Und Bl. 263. Hoc usus judicio literam R adhibet Maro, s. gacissimus ac delicatissimus omnis numeri judex, apud quem res non tam leguntur descriptæ, quam cernuntur & audiuntur expressæ, propterea quod hic

hic imitatus Homerum, multo ante Longinum illud Longini myſterium factis demonſtravit, metri ſpiritum eſſe rhythmum. Aen. II. ubi turrim convulſam ſedibus & impulſam deſignat, ait ille,

- - - Ea lapſa repente ruinam
Cum ſonitu trahit.

Et in VI. cum loquitur de ſtrepitu fragoris editi in aere, nec ſine animi horrore exauditi,

Et ruere omnia viſa repente.

Idem de iſta, quam ex II. Aen. attigimus turri,

- - - Et Danaum ſuper agmina late
Incidit.

Adeo Virgilius, ſolertiſſimarum ſolertiſſimus moderator aurium, ſcit & animadvertit, ubi cito, ubi tardo, gravique ac leni, abjecto, inſigni, florente, minuto denique opus ſit numero. Dieſe Kunſt des lateiniſchen Poeten hat Barthol. Maranta Venuſinus in Quæſtionibus Lucullianis mit mehrerm ausgeführt. Und Herr Berger hat es ferner mit dem Exempel des Cäſars l. c. von Bl. 271 -- 343. erkläret.

Ueber dieſe angemerckten Vortheile, die aus der geſchickten Vermiſchung der langen und kurtzen Sylben entſtehen, könnte man noch viele andere bemercken, nicht nur in Verſen, ſondern auch in der proſaiſchen Rede. Quintilianus hat hievon im vierten Cap. des neunten B. einigen Unterricht ge-

geben: Ubicunque acriter erit & instanter, pugnaciterque dicendum, membratim, cæsimque dicemus; nam hoc in oratione plurimum valet: Adeoque rebus accommodanda compositio, ut asperis asperos etiam numeros adhiberi oporteat, & cum dicente æque audientem inhorrescere. Exempel von dieser Kunst wird man in Ciceron Reden nicht übersehen können. Ich will nur des langsamen Thones derer Spondeen erwähnen, mit welchen er des Verres Straf-Art ausgedrücket hat: Cædebatur virgis civis Romanus. Der Hörer wird dadurch gleichsam aufgehalten, und genöthiget bey dieser schimpflichen Strafe stille zu stehen.

In dem Grundsatze, den ich anfangs befestiget habe, daß die zufällige Schönheit des musicalischen Wohlklangs alleine dienen müsse, die wesentliche Schönheit der Gedancken zu erhöhen, liegt ferner auch folgende Regel: Dieser Wohlklang muß nicht übermäßig seyn, er muß weder die ordentliche Wortfügung brechen, noch die wesentliche Schönheit der Gedancken verdunckeln. „ Denn, wie Lon-
„ ginus in der ein und vierzigsten Abtheilung
„ lehret, alles, was gar zu thonvoll und
„ wohlklingend ist, siehet allzu gekünstelt aus,
„ die Annehmlichkeit wird dadurch geschwä-
„ chet, und verliehret alle Kraft zu bewegen,
„ weil es beständig in einem Schalle fortge-
„ het.

„ het. Dabey iſt dieſes das ſchlimmſte, „ gleichwie die Geſänge durch eine angenehme „ Gewalt den Zuhörer von der Sache ſelbſt „ abführen, und an ſich ziehen, alſo geſchieht „ es, daß allzu wohlklingende verzärtelte „ Sätze demſelben nicht den Nachdruck der „ Rede, ſondern die Schönheit des Klangs „ einprägen.„ Ein gleiches hat auch Quintilianus in dem angezogenen Capitel angemercket, wo er dieſe Materie von dem Wohlklang in der ungebundenen Rede ausführlich abhandelt. Totus vero hic locus, ſagt er, non ideo tractatur a nobis, ut oratio, quæ ferri debet, ac fluere, dimetiendis pedibus ac perpendendis ſyllabis conſeneſcat: nam id tum miſeri, tum in minimis occupati eſt; neque enim qui ſe totum in hac cura conſumſerit, potioribus vacabit, ſiquidem relicto rerum pondere, ac nitore contemto, teſſerulas, ut ait Lucilius, ſtruet, & vermiculate inter ſe lexeis committet. So groß die Schönheit einiger Verſe in Abſicht auf den Wohlklang ſeyn mag, ſo iſt es doch allezeit nur eine Schönheit eines unbeſeelten Leichnams. Das ſchöne Ebenmaaß der Gliedmaſſen theilet dem Leib eine gröſſere Stärcke und Hurtigkeit mit, wenn ſie von einem Geiſt belebet werden; lebet kein Geiſt darinnen, ſo ſind ſie unnützlich und erſchlagen. Der geſchickte franzöſiſche Academicus, Hr. Olivet, hat dieſes ſehr nett und deutlich in folgenden Worten ausgedrücket, worinnen

er beyden, dem Thon und dem Verſtand, jedem ſeinen gebührenden Theil angewieſen, und ausgemachet hat. „ Alle dieſe Hülfs-„ Mittel, ſagt er in ſeiner franzöſiſchen „ Proſodie, können uns zu nichts mehrerm, „ als zu dem, was cörperlich in der Harmo-„ nie iſt, helffen; die Seele derſelben iſt der „ Gedancke. Eine vollkommen wohlklin-„ gende, aber von Verſtand lähre Redens-„ Art, iſt ein Leib ohne Seele; und wenn „ der Verſtand, den ſie mit ſich führet, „ ſchnöd und liederlich iſt, ſo iſt das eine „ nichtswürdige Seele in einem ſchönen Leib. „ Der Ausdruck iſt an den Gedancken ge-„ bunden. Was iſt die Schönheit in dem „ Gedancken? Nichts anders, als die Ueber-„ einſtimmung mit einem angenehmen Ge-„ genſtand. Nun ſieht der Geiſt zu einer „ Zeit und auf einmahl den Gedancken, und „ den Ausdruck. Von der vollkommenen „ Zuſammenſtimmung deiſer beyder, entſte-„ het eine Verſtandes-Harmonie, ohne „ welche die thönende nichts iſt. „

Ich habe darum nöthig gefunden, dieſe Materie ſo weitläuftig abzuhandeln, weil es unter den alten und den neuern Kunſtleh-rern angeſehne Männer giebt, welche ein weit mehreres aus den Wörtern zu machen ſcheinen, als ihre Natur und ihr Weſen ver-mag. Sie reden von dem Wohlklang der-ſelben mit ſolchen oratoriſchen Erhebungen,

daß

daß man gedächte, ſie betrachteten ihn nicht alleine als eine weſentliche Schönheit der Rede, ſondern ſchrieben ihm gar eine Magiſche Kraft zu. Sie fangen ihren Vortrag insgemeine an mit einem Lobesſpruch des wunderbaren und mächtigen Einfluſſes der Vocal- und Inſtrumental-Muſick auf das menſchliche Gemüthe; und gedencken nicht, daß der Wohlklang den Wörtern nur zukömmt, in ſo ferne ſie Thöne ſind, und daß alleine die Bezeichnung gewiſſer Gedancken dieſe Thöne zu Wörtern machet, da hingegen die harmoniſche Vermiſchung und Abwechſelung der Thöne das gantze Weſen der Muſick ausmachet. Auf dieſen falſchen Satz reden ſie dann von dem Wohlklang der Rede nicht als von einem bloſſen Hülfsmittel, dadurch die Gedancken angenehm gemachet und unterſtützet werden, ſondern als ob es vor ſich ſelbſt, ohne Abſicht auf die Gedancken, eine genugſame Macht über die Gemüther beſitze, ſo daß es erlaubet ſey, um der Lieblichkeit der Harmonie willen eine Regel, oder ſelbſt etwas von dem Verſtand, in die Schantze zu ſchlagen. Sie mißbrauchen Quintilians Worte Cedat ratio numeris, die er in einer gantz andern Meinung gebrauchet hat, auf eine ungeſchickte Weiſe. Wollte man ihrem Ausſpruch Glauben zuſtellen, und ihre Worte aufnehmen, wie ſie lauten, ſo müßte möglich ſeyn, ein vollſtändiges Werck in einer

gewissen Art zu verfertigen, welches keine andere Macht hätte, auf das Gemüthe einzudrücken, als diejenige, welche ihm diese zaubermäßige Zusammenfügung der Wörter mittheilete; und man würde unrecht haben, die abentheurlichen Würckungen, welche einige abergläubige Leute gewissen Segens-Sprüchen zuschreiben, zu verlachen.

Bevor ich diese Materie verlasse, habe ich noch anzumercken, daß selbst der berühmte griechische Kunstrichter Longinus in der vierzigsten Abtheilung seines Werckes von dem Erhabenen die Harmonie, die aus der Zusammenfügung gantzer Theile der Rede entstehet, vor etwas anzusehen scheinet, dadurch niedrigen Gedancken und lebhaften Ausdrükken eine Hoheit könne mitgetheilet werden. Dieses wird sich also finden, wenn man Longin aus Heineckens Uebersetzung, die mehr dem italienischen Text des Gorii, als der griechischen Urkunde gefolget ist, beurtheilen will, und welche also lautet: „ Verschiedene „ Redner und Poeten, wenn sie gleich von „ Natur im mindesten nicht erhaben, und „ vielleicht niederträchtig sind, anbey sehr bekannte pöbelhafte Wörter, die keine sonderliche Zierrathen in sich halten, häufig „ brauchen, wissen dennoch durch ihr Zusammensetzen und in einander fügen, sich „ dergestalt in die Höhe zu bringen, daß „ man ihre Schwäche nicht leicht bemercket.„

Alleine

Alleine nach dem Grundtext heißt es alleine: „Viele Redner und Poeten, die von Natur zu dem Erhabenen nicht aufgeleget sind, verfehlen dennoch desselben kaum jemahls gänzlich; gesezt auch, daß sie grössentheils nur gemeine und pöbelhafte Wörter, die keine sonderliche Kraft oder Annehmlichkeit haben, brauchen; sie können durch die blosse geschickte Zusammensezung und harmonische Fügung derselben einen solchen blendenden Schein zuwegebringen, daß das Niederträchtige in ihren Worten und Gedancken darunter versenket wird.„ Der gelehrte französische Uebersetzer verstehet das ὄγκος und διάστημα insbesondere von einem Ausdruck, der das Maul im Aussprechen voll füllet und ausdehnet, und mag damit auf Hermogenes Ausspruch gesehen haben, der alle dergleichen Ausdrücke vor hoch und prächtig angesehen hat. Wie dem seyn mag, so läßt es sich aus Longins wahren Meinung nicht ein mehrers machen, als daß die Harmonie der Rede ein bequemes Mittel sey, dadurch ein Redner und Poet seine Niederträchtigkeit verbergen kan. Dieser Criticus führet ein Beyspiel aus Euripides Trauerspiel von Hercules an, wo dieser Held nach vollbrachtem Mord seiner eigenen Kinder also sagt:

Γέμω κακῶν δὴ κ' οὐκέτ' ἔσθ' ὅπῃ τεθῇ.

Ueber welche Stelle derſelbe folgende Anmerckung machet: „ Dieſes iſt ſehr ſchlecht„ weg geſetzet, aber es wird erhaben, weil „ der Klang ſelbſt mit der Sache übereinſtimmet. Man verändere die Worte, „ wie man will, ſo wird erhellen, daß „ Euripides mehr in Wörtern als in Gedancken ein Poete ſey. „ Wenn man des Hercules Ausdruck erwegen will, ſo giebt er die äuſſerſte Verzweifelung zu vernehmen, eine ſolche, welche von der Gröſſe ihres Unglücks ſo gantz eingenommen iſt, daß ſie auch die Möglichkeit eines gröſſern Unglücks nicht einmahl begreiffen kan. Alſo kan man nicht ſagen, daß der Gedancke ſchlecht und niedrig ſey, daher muß ich auch die franzöſiſche Ueberſetzung der Worte σφόδρα δημώδες τὸ λεγόμενον durch cette penſée eſt fort triviale verwerffen, maaſſen Longinus das δημώδες nicht von dem Gedancken, ſondern von dem Ausdruck verſtehet. In der That haben auch die Worte da nichts ungemeines in ſich, man darf nur die genaue Ueberſetzung derſelben betrachten:

Ich bin des Unglücks voll, kein neues findt mehr Platz.

Dieſer Ausdruck iſt zwar natürlich, aber dennoch vor eine ſo groſſe Verzweiffelung, die gegen alle Vorſtellungen der Gefahr taub iſt, ziemlich ruhig und matt, daher der Poet die Härtigkeit und Verwirrung, welche

welche die Worte für sich selbst nicht genugsam ausdrücketen, in die Zusammensezung der Wörter geleget, und durch die Harmonie nachgeahmet hat; er hat gethan, was Quintilianus vorgeschrieben hat, asperis etiam asperos numeros adhiberi oportet, & cum dicente æque audientem exhorrescere. Longin führet noch ein Beyspiel aus Euripides Dirce an,

. . . . . Εἰ δὲ τα
Τύχοι, πέριξ ἑλίξας, εἶλχ' ὁμοῦ λαβὼν
Γυναῖκα, πέτραν, ὀρῦν, μεταλλάσσων ἀεί.

Hier ist das Vorhaben des Poeten schon an sich selbst sehr edel, nemlich durch seine schildernde Vorstellung der geschleifften Dirce das Gemüthe des Hörers zu bewegen, mithin aber hat er seiner Beschreibung noch ein muntereres Leben dadurch mitgetheilet, daß die Harmonie nicht überfällt, noch sich selber, wie eine schwere Last, fortstürtzet, sondern die Wörter einander unterstützen, indem die vielen Pausen gleichsam so viele Fußgesimse sind, auf welchen seine Rede stehet, und sich erhebet.

Der zweyte Abschnitt.

Von den Macht-Wörtern.

Mit dem Wachsthum der Erkenntniß wächst der Reichthum der Sprache. Worinn dieser Reichthum bestehe. Reichthum der Sprachen, die von geschickten und kunstreichen Volckern geredet werden. Der Original-Character einer Nation präget sich ihrer Sprache ein. Unterschied zwischen den Machtwörtern, und den metaphorischen Redensarten. Nutzen der Machtwörter, einer Rede Licht und Gewicht mitzutheilen. Nachläßigkeit der deutschen Scribenten, welche für die Erhaltung dieser Wörter nicht genug geserget haben. Exempel von dergleichen. Dem Einwurff, daß sie durch Umschreibungen ersetzet werden können, wird begegnet. Vorschläge, die Wiederherstellung derselben zu befodern. Die Freyheit, solche wieder zu gebrauchen, wird den Scribenten eingeräumet. Recht derselben neue Wörter von einer ähnlichen Art mit diesen zu erfinden. Verdienst Königs und Hallers in diesem Stücke. Homers und Virgils Bemühen, ihre epischen Gedichte auch durch die Mundart und den Ausdruck wunderbar zu machen. Pflicht in einem Gedichte von himmlischen Personen die Rede über die gemeine Sprache zu erheben. Freyheit, so sich der Uebersetzer des Verl. Par. dißfalls herausgenommen hat. Mangel desselben in disem Stücke, so wohl als in der sparsamen Anwendung der verlegenen Machtworter in der lutherischen Uebersetzung der göttlichen Schriften. Untersuchung etlicher zweifelhaften Ausdrücke in der Uebersetzung des Verl. Par. gegen die Einwendungen eines obersächsischen Kunstrichters.

Ich

Ich habe gezeiget, daß die ganze Kunst des Redners, der durch seine Schilderey en, als eine geschickte Nachahmung der Natur, auf eine angenehme Weise einnehmen will, darauf beruhe, daß der Ausdruck eben so genau mit den Gedancken und Bildern, als diese mit den Sachen selbst, übereinstimmen. Hernach habe ich festgesetzet, daß diese Uebereinstimmung der Rede mit den Begriffen und Bildern entweder wesentlich oder bloß zufällig sey, je nachdem die Wörter als Zeichen und Dollmetscher der Gedancken, oder als bloße Töne betrachtet werden. Von dieser leztern Uebereinstimmung, oder der zufälligen Harmonie und Schönheit der Rede, derer sie fähig ist, in so ferne sie unter dem Richteramt des Gehöres stehet, habe ich ausführlich gehandelt; und jezo folget, daß ich die Wörter, und den Ausdruck der Rede nach seiner wesentlichen Uebereinstimmung mit den Begriffen etwas genauer betrachte, und sorgfältig untersuche, wie ferne eine kluge Wahl auch in dieser Absicht statt und platz habe.

Das Wesen der Wörter bestehet in ihrer Bedeutung, in so ferne sie nemlich als Zeichen der Begriffe angesehen werden. Diese Zeichen stehen zwar in keiner natürlichen Verbindung mit den Sachen, die dadurch bezeichnet werden, also daß die Bedeutungen

gen der Wörter in ihrem Ursprunge betrachtet gantz willkührlich sind: Aber nachdem die gewisse Bedeutung der willkührlichen Zeichen einmahl bestimmet, und festgesetzet worden, so sind diese Zeichen in einer Sprache gantz nothwendig geworden, so lange sie nicht durch den Gebrauch etwann geändert oder abgeschaffet werden. So lange eine Sprache nur als ein nothwendiges Mittel gebraucht wird, den bürgerlichen und gemeinen Umgang unter den Menschen zu unterhalten, so lange bleibt sie auch in dem Kreise der gewöhnlichen und täglich vorfallenden Geschäfte eingeschlossen, und ist tausend Veränderungen unterworffen. So bald aber bey einer Nation die Liebe zu nützlichen Künsten, und Wissenschaften, die Untersuchung der Wahrheit, und ein scharfes Nachdencken, höher steigen, so daß die Sprache nunmehr für eine Auslegerinn der Gelahrtheit und Weißheit dienen soll, so bald fängt mit dem Wachsthum der Erkenntniß und der Begriffe auch die Vermehrung der Zeichen und die Bereicherung der Sprache an, und dadurch bemächtigen sich die Gelehrten allmählig eines besondern Rechtes über den tyrannischen Gebrauch des Pöbels, der zuvor mit der Sprache nach seinem Eigensinne, und ohne jemandes Einreden gehandelt hatte. Daher lehret auch die Erfahrung, daß die Sprachen derjenigen

gen Völcker, die sich um die Erkenntniß und Weißheit am meisten angenommen haben, andere Sprachen an Reichthum der Wörter weit übertreffen, wie denn dieses Lob den beyden Nationen und beyden Sprachen der Griechen und der Araber mit Recht zukömmt.

Dieser Reichthum einer Sprache beruhet theils auf der Menge solcher Wörter, wodurch sie bequem wird, alle vorkommenden Begriffe von verschiedener Natur mit absonderlichen Zeichen auszudrücken; theils darinn, daß sie wie gantz verschiedene, also auch nahe verwandte Begriffe, die nur in gewissen besondern Absichten, nach verschiedenen Graden des Nachdruckes oder Umfanges, von einander unterschieden sind, mit absonderlichen Wörtern genau unterscheiden und zu verstehen geben kan.

Anbelangend den Reichthum und die Menge an Wörtern, wodurch gantz verschiedene Dinge und Begriffe absonderlich bezeichnet werden, so muß ich hier nicht vorbeygehen zu sagen, daß ich vornehmlich diejenigen Sprachen für die reichsten und vollkommensten halte, die das Glück gehabt, daß sie von berühmten Völckern angebauet worden, bey denen die mechanischen Künste, Handwercke, Manufacturen, Commercien, und andere Friedens-Künste bey Zeiten im Flor gestanden waren, welche also

Gele-

Gelegenheit gehabt haben, sich eben so wohl durch ihren Verstand, als die Leibeskräfte in Ansehen zu setzen. Die Sprache eines solchen Volcks muß nothwendig an eigenen Stamm- und Wurtzel-Wörtern vor andern reich werden, und den Stof zu unzählbaren Ableitungen an die Hand geben. Gelehrte Männer, die sich bemühet haben, den Ursprung der Sprachen mit einer critischen Einsicht zu ergründen, haben auch wahrgenommen, daß sich der Original-Character einer Nation der Sprache selbst gleichsam eingepräget habe, in so weit, daß man ihre vornehmsten Neigungen und Gewohnheiten aus dem Ursprung der Wörter und aus der üblichsten Art ihrer Gleichnißwörter oder Metaphoren gar genau erlernen könne. Von der deutschen Sprache hat der Herr von Leibnitz z. E. erinnert, daß der Ursprung vieler alter Sprüchwörter und Redensarten in derselben von dem Weid- und Berg-Wercke, welchem die alten Deutschen sehr ergeben gewesen waren, herzuleiten sey; also hat man von dem sel. Doct. Luther insbesondere gesagt, daß er in seiner Uebersetzung der Bibel, viele Wörter gebraucht habe, die ihm von der Lebensart seines Vaters, der ein Ertzgräber gewesen, bekannt worden.

Neben diesem muß ich mich auch erklären, daß ich die Anwendung und den Gebrauch

brauch der eigentlichen Wörter in figürlicher und verblühmter Bedeutung zwar auch für etwas gelten lasse, was zu dem eigenthümlichen Reichthum einer Sprache gehöret; jedoch hier diejenigen figürlichen Bedeutungen ausnehme, die durch einen langen Gebrauch in einer Sprache so geläufig worden, daß man sie durchgehends für eigentliche Bedeutungen nimmt, weil man den Grund ihrer figürlichen Anwendung verlohren hat, oder aus der Acht setzet; ich unterscheide diese billig von denen, welche durch die Kunst um des Nachdruckes willen, und zur Zierde der Rede, auf den Grund einer offenbaren Aehnlichkeit noch täglich in die Sprachen eingeführet werden, dadurch die Rede einen hohen Glantz empfängt. Jene gehören zu der gemeinen Sprache, sie sind durch die Gewohnheit mit den Wörtern eben so enge verbunden worden, als wenn es eigentliche Bedeutungen wären, und werden durch die Hülfe des Gedächtnisses wie die übrigen Wörter einer Sprache erlernet: Diese hingegen werden alleine in der zierlichen Rede gebraucht, und sind nicht so fast für Wörter und mit denselben verbundene Bedeutungen anzusehn, als vielmehr für emblematische Bilder und Vorstellungen ähnlicher Dinge, die der Witz eines Verfassers seinen Absichten gemäß erst erfinden muß. Und von dieser leztern Gattung

tung der figürlichen Wörter werde darum in diesem Absch. nicht reden, sondern sie in ihren eigenen Ort versparen.

Was aber die erstere Gattung der figürlichen Anwendung der Wörter angehet, so ist von solchen gewiß, daß darinnen nicht der geringste Theil des Reichthums einer Sprache beruhet, weil dieselben vornehmlich dienen, die verschiedenen Grade und Absichten gleichmässiger Begriffe nach ihren unterschiedenen Schrancken zu verändern, und auszudrücken; wovon die Deutlichkeit und der Nachdruck einer Sprache gröstentheils entsteht. Nur die Wörter, welche in ihrer eigentlichen Bedeutung genommen werden, deren Grund man durch Muthmassungen nicht richtig ausfinden kan, dienen gantz verschiedene Begriffe von einander zu unterscheiden, und sind darum in dem Gebrauche auch so nothwendig, daß derselben halber keine freye Wahl statt haben kan; und daferne sie mit einander verwechselt werden, so ist die daher entstehende Verwirrung insgemein so offenbar, daß sie ein jeder seichter Kopf wahrnehmen muß: Hingegen muß bey solchen Wörtern, da man die Kraft und den Umfang ihrer Bedeutung aus der Ableitung, Zusammensetzung, oder Aehnlichkeit, ziemlich genau bestimmen kan, nothwendig eine geschickte Wahl gebraucht werden, weil dadurch nicht so fast verschiedene Begriffe, als viel-

vielmehr nur kleine Abſätze in gleichmäſſigen Begriffen, unterſchieden werden, ſolche, die niemand, als ſcharfſichtige Köpfe wahrnehmen. Nun werden zwar die Sachen, die man durch ſolche Wörter vorſtellen will, durch die blinde Verwechſelung derſelben, in ihrer Natur nicht verändert; aber ſie werden doch nach ihren Graden, Umſtänden, und Abſätzen gantz verſtellt und verkehrt; alſo daß dadurch dem Ausdruck an Licht und Deutlichkeit ein groſſes abgehet. Dieſe Wörter ſind dem Schreiber das, was die Abſätze von den Farben einer Art dem Mahler ſind, die alleine nach den verſchiedenen Graden der Heiterkeit oder Dunckelheit abſetzen; und wie der Mahler nach der ungleichen Beſchaffenheit der Sachen, die er vorſtellen will, eine kluge Wahl unter denſelben treffen, und ſich hüten muß, daß er ſie nicht als gleichgültig mit einander verwechſele; alſo muß auch der Schreiber unter ſolchen Wörtern, die ihren Bedeutungen nach mit einander nahe verwandt ſind, ſeinen Abſichten gemäß eine geſchickte Wahl halten, und dieſelbe nicht ohne Ueberlegung gebrauchen, wenn er nicht in ſeinem Vortrage ungewiß und undeutlich werden will.

Auf dieſem Grunde der nahe verwandten Bedeutungen, die alleine nach ihrem Umfang, und ihrer Einſchranckung, oder nach gewiſſen Graden unterſchieden ſind, beruhet

nun die gantze Lehre von den Machtwörtern, welche die herrlichste Zierde einer Sprache sind, und auf eine geschickte Weise gebraucht einer Rede das beste Gewicht geben. Man verstehet nemlich durch Machtwörter eben solche, die einen weitläuftigen und in allen Stücken genau ausgemachten Begriff bezeichnen, welche hiemit viel gedencken lassen, und ein Ding mit besonderm Nachdruck zu verstehen geben. Je mehr eine Sprache dergleichen Wörter im Vorrath hat, desto reicher und nachdrücklicher ist sie auch; und denjenigen, die sich um eine Sprache mit Ernst annehmen, liegt besonders ob, für die Erhaltung und Vermehrung solcher Machtwörter eifrig zu sorgen. Ich glaube darum, daß ich den deutschen Sprachlehrern und Verfassern nicht zu viel thue, wenn ich sie in diesem Stücke einer kleinen Fahrläßigkeit beschuldige, weil sie nicht besser geforget haben, daß eine grosse Zahl dergleichen Machtwörter in der deutschen Sprache, die schon vor hundert Jahren das Bürgerrecht durch den Gebrauch erlanget hatten, von der Vergessenheit gerettet würde. Opitz hatte seiner Schreibart durch dieses Mittel einen durchdringenden Nachdruck verschaffet, und unsre Sprache ungemein damit bereichert. Wie will man es denn verantworten, daß ein grosser Theil derselben allbereit wieder in Abgang gekommen, muß man sich nicht selber

einer

einer unachtſamen Nachläſſigkeit ſchuldig geben? Die Mattigkeit, in welche ein guter Theil der neuern Verfaſſer wegen dieſer nachläſſigen Verſäumniß gerathen ſind, iſt ohne Zweifel eine gerechte Straffe, wodurch die Sprache an ihnen genugſam gerochen worden. Jedoch, damit ich dieſen Fahrläſſigen eine gerechte Reue einjage, und ſie durch Vorweiſung des erlittenen Verluſts anreitze, ſich des verſcherzten Rechtes wieder zu bemächtigen, ſoll es mich nicht beſchweren, einige Beyſpiele dergleichen nachdrücklicher Wörter und Redensarten aus den Schriften des Opitzen und anderer guter Verfaſſer ſeiner Zeiten zuſammenzutragen. Derſelbe ſagt im Veſuvius:

. . . . Sollt uns die Wiſſenſchaft
Nicht frey und offen ſtehn, was wollten wir viel leben?
Iſts darum, daß wir nur nach Gold und Gelde ſtreben,
Auf Pracht und Ehre gehn. . . . .

Und in dem Lobe des Kriegesgottes. v. 467.

. . . . Die Kälte gleichfalls geht
Auf ſonſt was, das erfriſcht, und ihren Feind beſteht
In einer ſolchen Schlacht. . . . .

Die Redensart **auf etwas gehen**, iſt von der Jagd entlehnet, und vermuthlich ſehr alt: Man ſagt noch heut zu tage, **Auf die Jagd gehen**; **Auf das Wild gehen**. Opitz im Lobe Martis v. 373.

. . . . Hier sahe man dich jagen,
Und auf die Löwen gehn. . . . .

Daher sagt man auch, auf die Beute gehen, auf den Feind los gehen. Demnach kömmt auf Pracht und Ehre gehen, mit der Redensart überein, der Pracht und der Ehre nachjagen. Alleine der Begriff, welchen jener Ausdruck erwecket, ist von mehrerm Nachdruck, weil dadurch die Gemüthes-Verfassung eines Jägers, der auf das Wild gehet, gar lebhaft ausgedrücket wird; also daß dieser Begriff eine heftige und brennende Begierde, die von der schmeichelnden Hoffnung einer reichen Beute ernehret wird, in sich einschließt, und zu verstehen giebt, daß man aus Hoffnung Ehre zu erjagen weder Ungemach noch Gefahr scheuet; da hingegen die Redensart, etwas nachjagen, vielmehr die Hitze und die Eilfertigkeit im Nachsetzen ausdrücket. Die andere Redensart, den Feind bestehen, ist eben so nachdrücklich. Daß bestehen in diesem Sinne ein gutes altes Wort sey, zeugen die davon abstammende Wörter, beständig, Beständigkeit, wovon der Begriff allezeit etwas feindliches oder widerwärtiges mit einschließt, angesehen die Beständigkeit sich vornehmlich in der Widerwärtigkeit bewähret. Der Klagefall wird von dem verschwiegenen Vornenn-Wort gegen, wider, das zu latein præpositio adversativa heißt, regiert, als ob es hieße, gegen den Feind bestehen;

es

es ſchleußt in ſeinen Umfang alles ein, was ein ſtandhafter Muth, der ſich durch keine Gefahr biegen läßt, von dem erſten Angriff des Feindes bis auf deſſen Abzug, oder Niederlage, aushält, ſo daß er weder nachgiebt, noch weicht, noch fällt, ſondern bis zum Ende aufrecht beſtehen bleibt, wie von einem ſolchen im Vielgut unweit vom Ende geſagt wird:

\- - - - Er ſteht wenn alles fällt.

Im dem Lob des Kriegesgottes ſteht v. 120.

\- - - - Alſo ward eure That
Beſchauet, bis Neptun euch losgebürget hat.

Losbürgen drückt gar deutlich und kräftig den Begriff aus, für einen Gefangenen gut ſprechen, und ihn dadurch aus den Banden erledigen, daß er auf freyen Fuß kömmt; und die deutſche Sprache hat kein bequemeres Wort, die Art und Weiſe unſerer Erlöſung durch den Heiland ſo deutlich und begrifflich vorzuſtellen, als da ſie ſich dergeſtalt ausdrücket: Chriſtus hat uns losgebürget.

In der Vorrede zu den Trojanerinnen findet ſich: **Eine Fauſt, ſo den Feinden anzuſiegen gewehnet war.** **Anſiegen** iſt ſo viel, als den Sieg angewinnen; es kan ſich auch durch die Analogie mit dem Wort **angewinnen** genugſam ſchützen. Von eben dieſem Gelichter, doch um etwas verwege-

ner iſt das Wort anfleuhen für zufleuhen, die Zuflucht zu einem nehmen. Opitz braucht es in der Zuſchrift zum Zlatna: Daß ich der Bücher, die mächtig genug ſind, einen jeglichen, der ſie anfleucht, nächſt Gott aufzurichten, geſchweige.

In dem Lobe des Kriegesgottes ſteht v. 214.

Der Götter groſſer Rath ließ dich hierum beragen,
Und für Gerichte ziehn. - - - -

Beragen iſt diem dicere, einem einen Rechts-Tag vor Gericht anſetzen, und ihn auf denſelben vorfodern. In einigen Mundarten iſt das Wort vertagen in der Bedeutung gebräuchlich, da es heißt, einen Tag mit einem verabreden, welchen man mit einander in Geſellſchaft zubringen will. Das Adjectivum beragt hat einen gantz andern Sinn angenommen; der heißt beragt, der viel Jahr und Tage gelebet oder zurückgeleget hat, es iſt zu vermuthen, daß es dieſen Sinn aus dem Hebraiſmo empfangen habe, nach welchem das Wort Jamim, Tage, für eine lange unbeſtimmte Zeit, und für ein gantzes Jahr, genommen wird; ſo daß es ſcheint, dieſe Bedeutung ſey aus der deutſchen Ueberſetzung der Bibel erwachſen. Dergleichen Redensarten ſind ferner folgende, die ich aus einem ſtarcken Vorrath hergenommen habe: Sich letzen; eines Dinges abkommen; das hat ſeinen Weg; gantze Nächte durch

durch herumſchwechen; es trägt nicht für; wo irgend Fug kan werden; eine Tochter anfreyen; er tritt zu Zeiten über die Weißheit hinaus; ſeiner neuen Glückſeligkeit abwarten; das Geſpräche abreiſſen; das nirgend zu frommet; er weidet ſich mit dieſen Vorſtellungen; ich ſtehe im Antritt meiner Freuden; ich wurde hierob beſchämt und betretten; der Tod, den ich nur einmahl anſtehen dörfte; ſich ausmergeln; die Nachricht verdrängte in ſeinem Hertzen alle Staats-Gedancken; es begunnte die Liebe bey ihm wieder aufzulohen, alſo daß er ſich äuſſerſt abkränckte; ſich mit Traurigkeit ſchleppen; er iſt auf den Götzendienſt dermaſſen verpicht; die Erde lechzet; einen rügen; vergeuden; was unſere Augen an ihr erſehen und abmerken mögen; er hielte ſich ſelbſt etliche Tage im Zwange, daß man ihm ſeine Traurigkeit nicht anſahe; ſeine Vernunft iſt gleichſam in Bekümmerniß verſuncken; er kan ſchwerlich zugeben, daß einem bey ihm abgetretretenen Gaſte von ſeinem zugeſtandenen Leide einiger Unluſt erwecket werden ſollte; das hat ihm vor aller Kurtzweil beliebt; als er ernſtlich ſeiner Anſuchung nachſetzte; er lernete erſt buhlen und verwerffen, lieben und haſſen; er gieng ihn zu beſuchen, ſich annehmend, als wolte er mit ihm reden; als dieſes in meine Erkenntniß gekommen; einer Sache verluſtig werden; er konnte ſei-

ner nicht mächtig werden, zugeſtatten, daß er immer ſollte beſchlagen ſeyn mit einer ſo abſcheulichen Creatur; er wollte nicht ablaſſen ſeinem hertzlichen Begehren nachzuſetzen; einem ein Hertz einreden; er begehrte ſich mit ihm zu verſuchen; es ſoll alles gantz und gar ausgelöſcht, vergeſſen, tod und ab ſeyn und bleiben; dieſes iſt ein Artickel, über welchen ſie ſich hart geſprieſſen; den Anblick des Todes verhöhnen; einem nicht in unguten vermercken; ihr werdet mir müſſen geſtändig ſeyn; ſeine Geſtalt war gantz und gar verſchwunden; ich fieng mich an in meinem Beſelch weyslich zu gebrauchen; er iſt verpflichtet ſeinen Abſchied mit allererſtem fortzuſtellen; ich weiß, daß er mit brünſtigem Eifer und Ernſt denjenigen Exercitien nachſetzet, in welchen ihr alle Freud und Ergetzung euers Gemüthes gründet; ſich ſeiner Paſſion rechtſchaffen bequemen; ſie hatten ſich geſchicket noch länger mit einander zu ſprachen; er iſt in der Kluppen; einem den Fang geben; mit brennenden Fackeln der Sonnen Abgang erſtatten; verzeihet mir, daß ich mich dergeſtalt von euch abſtehle; hinter der Thür Urlaub nehmen; er iſt von ſeinem Gefehrten tapfer entſetzt; die geſunde Vernunft wieder einhemiſch machen; in Einfälle ausſtröhmen.

Da nun ein groſſer Theil von dieſen ausgeſetzten Ausdrückungen, und zwar von den beſten

beſten und richtigſten, untergangen iſt, ſo wird man, wie mich deucht, ihre Hintanſezung ſchwerlich mit bündigen Gründen zu rechtfertigen wiſſen. Zu ſagen, daß man ſie alleine aus der Urſache vor verwerfflich gehalten habe, weil ſie nach und nach aus der Gewohnheit und Uebung gekommen wären, iſt eine Entſchuldigung, die wohl niemand im Ernſte vorbringen wird, maſſen ſie nicht beſſer wäre, als ein Geſtändniß der Schuld daß man ſo viele nachdrückliche Wörter und Redensarten aus der deutſchen Sprache ohne einen Erſatz hat laſſen verlohren gehen; denn man wird ja keine andere Urſache angeben können, warum ſie nicht mehr üblich und gewohnt ſeyn, als, weil angeſehene Schreiber nachläſſiger Weiſe unterlaſſen haben, ihren Gebrauch fortzuſetzen. Und dieſer Verluſt wäre um ſo viel gröſſer zu achten, wenn man befürchten müßte, daß mit dieſen machtvollen Wörtern zugleich auch die fruchtbaren, und ſinnvollen Begriffe, die damit verknüpfet geweſen, wären unterſchlagen worden; eine Furcht, die ſich damit ſcheint rechtfertigen zu können, weil man an der abgegangenen Stelle keine andere gleichgültige, oder bequemere Machtwörter aufweiſen kan, die man für ſie einzuführen benöthiget geweſen wäre. Man muß mir hier nicht einwenden, daß man eben dieſelben Begriffe noch allezeit durch eine Umſchreibung

oder Erklärung auszudrücken vermöge; daß man z. E. sagen könne, an statt auf Ehre gehen, nach Ehre streben, für ansiegen, den Sieg abgewinnen, für losbürgen, einen durch geleistete Bürgschaft von dem Ansprecher erledigen; für auf etwas fussen, sich auf etwas verlassen, sein Vertrauen darauf setzen; für, er weidet sich mit diesen Vorstellungen, er unterhält sich damit; denn wenn diese Erklärungen gleich mit den abgeschaffeten Wörtern in Ansehung des Verstandes gleichgültig wären, so leiden sie dennoch einen grossen Abgang am Nachdruck, und versincken in das Matte. Man kan freylich einen spitzigen Nagel mit vielen mühsam wiederholten matten Schlägen eben so tief in eine Wand hineintreiben, als mit dem einzigen Schlage einer starcken Faust; aber der Nachdruck muß ohne Vergleichung stärcker seyn, wenn der Nagel auf einen Schlag eben so tief hineindringen soll, und er wird dann auch viel fester stecken. Wörter, welche viele ausgemachte Begriffe enge zusammenschliessen, und also viel gedencken lassen, machen eine Rede kräftig, und beschäftigen das Gemüthe des Lesers mit vielem Nachdencken; hingegen muß eine Rede, die aus lauter Erklärungen und Umschreibungen zusammengesetzt ist, nothwendig matt und kraftloß werden. Derowegen wäre es eben so lächerlich, wenn man den Reichthum der deut-

deutſchen Sprache nur nach der Anzahl der Wörter, und nicht vielmehr nach der Kraft der Bedeutungen ſchätzen wollte, als wenn man den Reichthum an Barſchaft nicht nach dem innerlichen Werth des Metalls und nach dem Gewichte der Stücke, ſondern bloß nach ihrer Zahl ausrechnen wollte. So unanſtändig und bettelhaft es laſſen würde, wenn einer ein Geſchencke von etlichen güldenen Carln im Werth, an einen Gönner zur Bezeugung ſeiner Unterthänigkeit ſchicken wollte, ſo er ſolches an lauter kleiner Scheidmüntze, wiewohl in ſeinem vollen Werthe, ausmachen würde, eben ſo bettleriſch iſt es, wenn eine Sprache die Leſer mit einem matten und weitläuftigen Geſchwätze bezahlen muß, weil ſie an ſolchen Wörtern Mangel leidet, welche an dem Nachdrucke ihrer Bedeutungen weitſchweifigen Erklärungen und Umſchreibungen gleichkommen und eben ſo viel gelten. Dieſe Vorſtellung ſollte ſchon vermögend ſeyn, die deutſchen Redner und Poeten aufzumuntern, daß ſie ſich angelegen ſeyn lieſſen, den Reichthum unſerer Sprache mit einem ernſtlichern Fleiſſe zu erhalten und zu vermehren.

Zu Erhaltung dieſer eigenthümlichen Habe würde vortrefflich dienen, wenn ein ſprachkündiger Mann die Müh auf ſich nehmen wollte, alle diejenigen Machtwörter

und nachdrücklichen Redensarten, die in den Schriften Opitzens, Dachs, Tschernings, Flemmings, des geschickten Verfassers der Aramena, und anderer guten Scribenten von ihrem Alter häufig vorkommen, und seither grossentheils ins Vergessen gerathen sind, aus dem Staube hervorzuziehen, und in ein Wörterbuch zusammenzutragen, wo er zugleich ihren wahren Ursprung, ihr Alter, ihren Halt und Schlag, mit critischem Einsehen prüffete, und sie also den jetztlebenden Verfassern zur Wahl und zum Gebrauche vorlegete: Wenn denn diese an ihrem Orte sich nicht bloß begnügeten, ihre Gedancken nur überhaupt mit weitschichtigen Umschweiffungen auszudrücken, sondern sich befliessen, solche Machtwörter durch einen geschickten Gebrauch derselben, auf ein neues in Hochachtung und Ansehen zu bringen. Dieses zu thun stehet alleine in ihrer Macht, massen dergleichen Wörter sich durch den blossen Mundgebrauch nicht schützen können, sondern von guten Scribenten und Rednern, die ihrem Vortrag dadurch ein Gewicht beylegen, gerettet werden wollen. Woraus fließt, daß nur ihnen alle Schuld beyzumessen ist, wenn solche Wörter verlohren geben, und dadurch der Nachdruck der Rede Abgang leidet, und geschwächet wird. Insbesondere würden die Uebersetzungen von nachdrücklichen Grundschriften Anlaß geben,

viele

viele Wörter von dieſer Natur, die mit ihren Bedeutungen und Begriffen unter dem Schutt der Vergeſſenheit begraben liegen, an das Licht hervorzuziehen. Mithin wäre zu wünſchen, daß unſre heutige deutſchen Ueberſetzungen in dieſem Stücke fleiſſiger ausgearbeitet würden, ſtatt daß ſie durch eine periphraſtiſche Kaltſinnigkeit ſo gerne in die Mattigkeit verfallen. Man muß nicht bloß ungefehr dasjenige ſagen, was der Urheber geſagt, ſondern auf die Weiſe und mit dem Nachdruck, wie er es geſagt hat. Des Ueberſetzers Pflicht iſt, daß er neben den Gedancken auch die Form derſelben liefere, wie ich hiernächſt ausführlicher zeigen werde.

Dieſemnach darf ich jezo behaupten, daß man niemahls befugt ſey, ein nachdrückliches Wort, als ungewohnt zu verwerffen, wenn es ſein deutſches Bürgerrecht aus der Abſtammung und mit dem anſehnlichen Zeugniß der oben belobten und anderer geſchickten Verfaſſer deſſelben Alters beſcheinigen kan, bedungen, daß es daneben in Anſehen ſeiner Zuſammenſetzung und Geſellung mit andern nichts unrichtiges hat, ſondern in der Aehnlichkeit der Sprache gegründet iſt, wenn es gleich durch die Nachläſſigkeit aus der Uebung gekommen iſt: Es wäre denn Sache, daß der Gebrauch ſorgfältig geweſen wäre, den Abgang

gang eines ſolchen Wortes mit einem bequemern, das an Nachdruck gleich ſo ſtarck wäre, zu erſetzen.

Was jezo die Vermehrung der Sprache mit Erfindung und Einführung neuer Wörter von dieſer Art angehet, welche ſich nicht anderſt, als mit der Aehnlichkeit ſchüzen können, ſo wollte ich den Scribenten alleine die Behutſamkeit anbefehlen, daß ſie ſolche zuerſt in der Poeſie und der nachdrücklichen Schreibart bekannt macheten, wo ſie ihren eigenen Sitz haben, weil die kühne Art zu gedencken daſelbſt einige Freyheit in dem Ausdruck erfodert. Ich kan auch von etlichen neuen Verfaſſern mit Grunde ſagen, daß ſie ſich dieſe Vorſorge für die Vermehrung der deutſchen Sprache mehr haben angelegen ſeyn laſſen, als die Verhütung des Abgangs ſo vieler nachdruckreicher Wörter; ſo daß ihr Verdienſt um die Sprache in dieſem Stücke nicht geringer iſt, als die Schuld, welche ich ihnen in jenem beygemeſſen habe. Zum Beweisthum deſſen will ich einige Beyſpiele anführen, die mir Herr König und Herr Haller darlehnen werden. Jener ſagt in dem ſchönen Gedichte von dem Heldenlobe König Auguſts:

So haſtu gütigſt auch die aller Straf' entbunden,
Die dir heimtückiſch ſelbſt nach deinem Leben ſtuhnden.

So

* * *

So muß ſich auch das Aug, um ſie zu ſeh'n vertheilen.

* * *

Du haſt des Himmels Zorn entwaffnet durch dein beten.

Und von dem ernſtlichen Geſetze gegen das Duellieren:

Da du diejenigen ſelbſt wilſt zum Leben zwingen,
Die unter ſich ſo ſehr nach Tod und Sterben ringen.

Die Redensart, einen der Straffe entbinden, iſt ſichtbarlich von beſonderm Nachdrucke, ſie ſtellet euch einen ſtrafwürdigen Uebelthäter gleichſam vor Augen, wie er der Gerechtigkeit gebunden zugeführt wird, und wie ihn die empfangene Gnade von den Banden erlediget. Das Auge vertheilen iſt überaus geſchickt gegeben, anzuzeigen, daß das Auge nicht im Stande ſey, die mannigfaltigen Gegenſtände, von denen es auf einmahl überfallen wird, mit einem Blicke zu überſchauen; ſondern daß es ſich von einem zu dem andern wenden muß, ein jedes abſonderlich zu betrachten; der Ausdruck hat etwas wunderbares in ſich, jedoch ohne Abbruch der Wahrſcheinlichkeit und der Deutlichkeit. Wenn von dem Gebete geſagt wird, daß es den Zorn des Himmels entwaffne, ſo wird die Kraft deſſelben ungemein dadurch erhoben, allermaſſen es nach dieſer Redensart ſich des Allmächtigen ſelber, der ſchon im Antritt iſt, die Sünder mit ſeinen verheerenden

Gerich-

Gerichten zu ſtraffen, bemeiſtert und ihn zwinget, die Waffen des Verderbens, als übermannet, niederzulegen. Es iſt ſeltſam, daß man vernünftige Menſchen durch ernſthafte Geſetze zum Leben zwingen muß, und da die übliche Redensart, mit dem Tode ringen, genugſam zu verſtehen giebt, wie ſauer es insgemeine den Menſchen ankomme, das Leben zu verliehren, ſo iſt der Ausdruck nach dem Tode ringen um ſo viel wunderbarer, und das Wort ringen behält hier, da die Rede von Kämpfern lautet, alle ſeine Kraft, der es durch die Zuſammenſetzung fähig iſt.

Aus der vortrefflichen Ode auf die Geburt einer Churſächſiſchen Printzeſſin kan man folgende Beyſpiele von dieſer Art anmercken:

Ihr werdet endlich gar mit eurer Feinde Rücken
Selbſt den ſchnellſtröhmenden Euphrat noch überbrücken.

* * *

Uns kan kein gröſſer Glück erwachſen.

* * *

Erſeufzt dem Kind ein langes Leben.

* * *

Dieß Glück verſparte dir allein die Schickung nur.

* * *

Daß, eh man dich ihm zeigt und nennet,
Dich nie kein Reiſender verkeinet.

An eben dergleichen iſt auch Hr. Haller ſehr reich, inmaſſen ſeine Gedichte eben darum

rum einen groſſen Vorzug vor ſo vielen andern verdienen, weil ſie voll Nachdruckes und voller Gedancken ſind, die ſo dicht neben einander liegen, daß eine Strophe von ſechs Zeilen dem Geiſt öfters mehr Nahrung giebt, als ſonſt weitläuftige Gedichte, womit andere Verfaſſer gantze Bogen anfüllen. Ich will nur einige wenige zur Probe auszeichnen. In dem Gedichte von den Alpen fallen mir folgende Beyſpiele beym erſten Aufſchlagen ins Auge:

Ein Aug das Kunſt und Weißheit ſchärffen.

* * *

Sie hat dich von der Welt mit Bergen abgezäunet.

* * *

Kein müſſiger Verdruß verlängert hier die Stunden.

* * *

Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh beſetzt die Nacht.

* * *

Der ſorgenloſe Tag wird müſſig durchgeſcherzt.

* * *

Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzuſchwachen Augen,
Die den zu fernen Kreiß nicht durchzuſtrahlen taugen.

Und aus der Ode über die Ehre will ich nur die folgende Strophe ausziehen:

Wenn aber erſt mit Unglücks-Fällen
Des Fürſten Sorgen ſich geſellen,

Wenn wider ihn das Schickſal ficht,
Wenn um ihn Macht und Boßheit wittert,
Und der beſtürmte Thron erzittert,
Da fühlt ein Fürſt der Kron Gewicht.

Ich glaube nicht, daß es nöthig ſeyn werde hier ausdrücklich zu erinnern, daß dergleichen Machtwörter für den poetiſchen Mahler die heiterſten Farben ſeyn, mittelſt deren er ſeinen Gemählden die lebhafteſten und deutlichſten Züge verſchaffen kan, und daß einer mit ſeinen Vorſtellungen nicht tief eindringen werde, welcher dieſe entweder nicht in ſeiner Gewalt hat, oder den Vortheil, den ſie dem Scribenten mittheilen, nicht kennt, und ſie mit andern Redensarten ohne Wahl und Abſicht vertauſchet. Ich hoffe, daß die angeführten Beyſpiele meinen Leſer ſchon durch die Empfindung von der durchdringenden Kraft und Würdigkeit derſelben genugſam überzeugen werden. Darum will ich lieber den Raum dieſes Abſchn. erbaulicher anwenden, und dieſe Gelegenheit ergreiffen, etliche zweifelhafte Ausdrücke in der nachdrucksvollen Ueberſetzung des Verl. Paradieſes, die Hr. Bodemer vor ungefehr acht Jahren der deutſchen Welt geliefert hat, zu unterſuchen, und zum theil gegen einige grammatiſche Anmerckungen zu vertheidigen, die auf Bitte des Ueberſetzers von einem ſprachverſtändigen Oberſachſen gemacht worden,

den, und mir in der Handschrift zu Gesichte gekommen sind; zumahl, da mir eben dieses den besten Anlaß geben wird, die Materie von dem rechten Gebrauche der Machtwörter, und von der Freyheit, die einem Verfasser dießfalls zusteht, in ein helleres Licht zu setzen.

Bevor ich aber diese verdächtigen Ausdrückungen und Redensarten selbst absonderlich untersuche, muß ich einige allgemeine Anmerckungen über den Character dieses Gedichtes, in Absicht so wohl auf seine Form, als auf seine Materie, zum Grund setzen. In Ansehung seiner Form ist es ein episches Gedicht; Wie sich nun die Poesie insgemeine über alle andern Gattungen der Rede dadurch erhebet, daß sie die Sachen nicht bloß als wahrscheinlich vorstellet, sondern dieselben von dem Scheine der Wahrheit künstlich entfernet, und dem Ansehen nach ganz wunderbar machet: so muß vornehmlich in einem epischen Gedichte das Wunderbare herrschen, und darum muß auch der Ausdruck selbst von der gemeinen und gewohnten Art zu reden abgehen. Homer hat, wie es scheinet, die Vermischung der verschiedenen Mundarten eben deßwegen mit Fleisse gesucht, und wie einige gesagt haben, zuweilen lieber wider das Sylbenmaaß gesündiget, als sich des gemeinen mündlichen Gebrauches bedienet: Auch

ſind ſeine Ausdrücke kräftig, voll Feuers, und mit allem erſinnlichen Witz gearbeitet, wie die Fr. Dacier ſolches in ihrer Ueberſetzung, und den Anmerckungen darüber, gründlich erwieſen hat. Man könnte ſeinen Ausdruck, ſagt der Hr. Pope, mit den Farben eines vornehmen Kunſtmahlers vergleichen, an welchen man den Urheber auch in ſeinem ſchlechteſten Wercke erkennen kan. Und Ariſtoteles hat mit Grund geſagt, daß dieſer Poet alleine lebendige Worte erfunden habe, und der Vater der poetiſchen Ausdrückung ſey. Und warum hat er an einigen Orten gedichtet, daß er die Sprache der Götter verſtehe, als damit er ſich ein deſto gröſſeres Anſehen erwürbe, und das Wunderbare in ſeiner Schreibart deſto wahrſcheinlicher machete? Und Virgil hat das Lob verdienet, das ihm von Macrobius im ſechsten B. der Saturnalien Cap. 7. gegeben wird: Virgilius anxie ſemper diligens fuit in verbis pro cauſæ merito vel atrocitate ponendis; und in dem vierten Cap. ſagt er: Ego conabor oſtendere hunc ſtudioſiſſimum vatem & de ſingulis verbis veterum aptiſſime judicaſſe, & inſeruiſſe lecta operi ſuo verba, quæ nobis nova videri, facit INCURIA VETUSTATIS; Wo er dieſes gefaßte Vorhaben mit vielen Exempeln ins Werck ſetzet. Aus dieſem allen iſt offenbar, daß dieſe beyden vortrefflichen Poeten des Alterthums alle Mittel

tel gebraucht haben, ihrem Ausdrucke eine ungemeine Kraft und Schönheit, und ein recht verwundernswürdiges Ansehen zu verschaffen; darunter die Anwendung um etwas ungewohnter, aber dabey an Bedeutung nachdrücklicher Wörter keines der geringsten gewesen, weil es nicht wenig dienete, den Leser in der Verwunderung zu unterhalten.

Betrachten wir ferner Miltons Gedicht in Absicht auf seine Materie, nach welcher es mit vollem Nachdruck ein himmlisches und göttliches Gedichte mag genennt werden, weil darinne lauter Personen von übermenschlicher Natur und aus einer andern Sphär eingeführt werden, so ist Milton, und mit ihm ein jeder Uebersetzer, der diese erhabenen Geister und Menschen in seiner angebohrnen Sprache redend vorstellen will, verpflichtet, sie auch in der Art ihres Ausdruckes, wie in den Gedancken, so er ihnen lehnet, von dem gemeinen Haufen der Menschen zu unterscheiden; und da er ihre Sprache ohne Pedanterie und Verdunckelung ihres hohen Characters dem Eigensinne des wandelbaren Gebrauches nicht unterwerffen kan, so muß man ihm erlauben, aus dem gantzen Schatz der Sprache alles zusammenzusuchen, was ohne Abbruch der Deutlichkeit dienen mag, den mehr als menschlichen Nachdruck ihrer Re-

de zu befördern, und den hohen Character der Redenden zu erkennen zu geben, welches alleine durch eine ungemeine Art des Ausdruckes, der etwas hohes und ungewohntes an sich hat, erhalten werden kan; das ist, eine solche Ausdrückung, die sich nicht so genau nach den besondern Regeln der Sprachlehre meistern läßt; nach der Regel, die Horaz in der poetischen Kunst in Absicht auf den ungleichen Stand und Rang unter den aufgeführten Personen vorgeschrieben hat:

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur heros,
Regali conspectus in auro nuper & ostro,
Migret in obscuras humili sermone tabernas.

Und bald hernach, wo er von den Wald-Faunen redet:

Sylvis deducti caveant (me judice) Fauni,
Ne, velut innati triviis, ac pene forenses,
Aut nimium teneris juvenentur versibus unquam,
Aut immunda crepent, ignominiosaque dicta.

Nun kan man ohne Mühe von dem wenigern auf das mehrere schliessen.

In dieser leztern Anmerckung über die Materie des Miltonischen Gedichtes liegt eine vollständige Schutzschrift für die Freyheit, deren sich Miltons Uebersetzer in Anwendung einiger alter nachdrücklicher Wörter

von

von gutem Schrote, und in einigen Abweichungen von der Richtschnur des heutigen Gebrauches, mit gutem Bedacht und Fleisse, aber auch mit der nothwendigen Bescheidenheit bedienet hat; und man hätte auf eben diesen Grund mehr Ursache ihn zu beschuldigen, daß er in diesen Abweichungen zu furchtsam gewesen, als daß er zu weit ausgeschweifet habe. Darum werde ich in der absonderlichen Vertheidigung einiger Redensarten, die ihm verübelt worden, nicht einmahl nöthig haben, diesen Grund in seiner gantzen Kraft anzuwenden, oder voraus zu treiben; sondern ich werde diese genommene bescheidene Freyheit mit eben denen gemeinen, aus der Natur und Absicht des epischen Gedichtes hergeleiteten Gründen schützen können, mit welchen auch Virgil sich hätte rechtfertigen müssen. Nur muß ich noch einen besondern Grund berühren, der den Uebersetzer in das Recht gesetzet hätte, sich aller derjenigen veralteten, aber nachdrücklichen Redensarten und Wörter zu bemächtigen, die der sel. Doctor Luther in seiner deutschen Uebersetzung der göttlichen Schriften gebraucht hat. Derselbe beruhet darauf, daß wir kein älteres, glaubhafteres, oder angesehneres Buch haben, in welchem der unendliche Gott, der Herr Messias, und die guten und bösen Engel, auf eine ihnen selbst anständige, und

uns verſtändliche Weiſe redend eingeführet worden ſeyn; ſo daß Milton davon ein Muſter ihrer Sprache und der Art ihres Ausdruckes hätte nehmen können. Da nun die Lutheriſche Ueberſetzung den deutſchen Chriſten gantz geläuftig iſt, auch die darinnen gebrauchten verlegenen Wörter mit derſelben durch den beſtändigen Gebrauch der Kirchen gleichſam geweyhet worden, ſo hat man auch dieſes für einen Mangel anzuſehn, wenn der Ueberſetzer des V. Par. in dem Gebrauche derſelben zu ſparſam geweſen iſt.

Im erſten B. des Verl. Par. Bl. 2. ſteht, **von Dingen dichten, von welchen ſich noch niemand, weder in gebundener, noch in loſer Rede, zu ſchreiben unterſtanden hat.** Gleichwie binden und löſen, alſo können auch gebunden und los einander entgegen geſetzet werden. In der Zuſammenſetzung iſt dieſes leztere in dieſem Sinne ſehr üblich, als, losſprechen, los und ledig laſſen. Wenn es aber für ein Beywort gebraucht wird, ſo hat es von dem Gebrauche eine gewiſſe ſchimpfliche Bedeutung an ſich genommen, denn man nennt im Schertze diejenigen loſe, ſo man im Franzöſiſchen un peu malins, mechans, und bey uns auch leichtfertig heißt; und ſo iſt es eben kein Scheltwort nicht, denn es wird nur einem geſetzten und ernſthaften

Weſen

Weſen entgegengeſetzt. Wenn man aber von jemand ſagt, er gab ihm loſe Reden, ſo verſteht man harte Injurien; Reden, die in einem moraliſchen Sinne loſe ſind. Weil nun dieſe Bedeutung durch den Gebrauch gar gemein worden, ſo kan niemand dieſe Redensart, loſe Reden, anhören, bey dem nicht dieſe ſchimpfliche Neben-Idee ſogleich aufgewecket werde; und eben deßwegen, weil es durch den Gebrauch bedeutet orationem legibus honeſtatis, humanitatis, & gravitatis ſolutam, ſo kan es nicht wohl gebraucht werden, orationem legibus metri ſolutam anzudeuten. Man ſagt dafür, eine freye oder ungebundene Rede; wiewohl das Beywort Ungebunden in ſeinem Gebrauche auch etwas widriges in ſich hat, als, wenn man ſagt, ein ungebundenes Leben, procax libertas. Doch wird es in dieſem Verſtande niemahls zu dem Nennwort Rede geſetzet.

Bl. 2. Und machteſt ihn trächtig. Der Oberſächſiſche Sprachlehrer hat hierüber folgende Anmerckung gemacht: „Von Weibsperſonen ſagt man bey uns ſchwanger; von Standesperſonen braucht man die Redensart, ſie iſt geſegneten Leibes; vom Regno vegetabili heißt es fruchtbar; trächtig iſt ein niedriges und ſehr gemeines Wort, das bloß von Thieren geſagt wird.“ Allein ich finde die beſte Schutzſchrift für meinen Ueberſetzer in eben dieſer Critick; es ſey,

daß ich mein Abſehen auf den Nachdruck, oder die Würde dieſes Wortes, richte. Denn da es unſtreitig iſt, daß die Thiere überhaupt ohne Vergleichung fruchtbarer ſind, als die Menſchen, ſo muß auch das Wort, womit dieſe Fruchtbarkeit derſelben bezeichnet wird, einen vollſtändigern und nachdrücklichern Begriff erwecken, als das Wort Fruchtbar. Hernach da der Geiſt Gottes das Sinnbild von einer brütenden Henne oder Daube nicht zu geringe noch verächtlich gehalten, ſeine zubereitende Würckung auf dem Abgrund dadurch vorzuſtellen, ſo wird das eigene Wort, welches von der Fruchtbarkeit der Thiere gebraucht wird, nicht zu gering, ſondern nothwendig ſeyn, eben dieſen Begriff zu erwecken. Der Ueberſetzer ſagt: „ Du ſaſſeſt mit ausgebreiteten mächtigen Flügeln gleich einer „ brütenden Daube auf dem ungemeſſenen „ Abgrund, und machteſt ihn trächtig. „ Es wäre lächerlich geweſen, wenn er geſagt hätte, und machteſt ihn ſchwanger, oder ſchwängerteſt ihn; weil dieſes einer brütenden Henne nicht zukömmt; und das Wort Fruchtbar wäre zu unbeſtimmt geweſen. Die Regel erfodert, ut in eodem genere translationis finias, a quo coepiſti.

Vſ. 4. Ein witterndes Feuer. Wenn ein Ungewitter am Himmel ſteht, ſo ſagt man, es wittert. Es wird freylich als ein Imperſonale gebraucht, eben wie, es blitzet, es donnert,

nert, es hagelt, es regnet: Alleine diese Art zu reden ist nicht anderst als eine gewohnte Elipsis anzusehen, welche statt hat, weil diese Würckungen, die das menschliche Vermögen übersteigen, niemand, als dem Herren des Himmels und der Natur zukommen können, folglich das Subjectum nicht verborgen oder zweifelhaft seyn kan. Gleichwie man nun sagen kan, **der Herr donnert im Himmel**, und in der Metapher, **das Geschütze donnert**, und darum auch participialiter, **ein donnerndes Geschütze**. So wird man mit gleichem Rechte auch sagen können, **der Himmel wittert**, und daher auch, **ein witterndes Feuer**, das ist, ein Feuer, welches Blitz und Donner, und Hagel und Schlossen von sich ergiesset. Sonst ist **etwas wittern** ein Jagd-Wort, so man vom Wilde sagt, wenn es den Jäger merckt, oder vom Hunde, wenn er das Wild riecht. **Ich wittere etwas** ist hiemit, ich spühre etwas vorher, wie gewisse Thiere das Wetter vorher mercken. Ohne die Erfindung des Geschützes, wäre die Redensart, **ein donnerndes Geschütze**, eben so ungewohnt geblieben, als **ein witterndes Feuer**. Die Censur fällt eigentlich nicht auf die Redensart, sondern auf die Vorstellung einer **gantz** neuen und ungewohnten Sache selbst. Nun kan man neue und ungewohnte Begriffe nicht mit gewohnten und gebräuchlichen Redensarten, anderst

anderſt als durch matte und weitläuftige Umſchreibungen zu verſtehen geben. Und in dieſem Fall neue Wörter nach der Analogie zu erfinden und zu gebrauchen, iſt allezeit erlaubt geweſen.

Bl. 9. Wir müſſen die Gelegenheit nicht verfliegen laſſen. Dieſes iſt eine gar bequeme Metapher, die von dem Witz des Ueberſetzers erfunden worden, die Gelegenheit vorzuſtellen, als etwas, das mit Flügeln verſehen iſt, und wenn man es nicht liſtiger Weiſe fangen kan, davon flieget; ſie ſiehet auf das Bild, unter welchem die Alten die Göttin der Gelegenheit mit geflügelten Füſſen gemahlet haben, wovon die ſinnreiche Aufſchrift des Auſonius über das Bildniß der Gelegenheit und der Reue kan nachgeſehen werden. Alſo muß dieſe Redensart nicht nach dem Gebrauche, ſondern nach den Regeln einer guten Metapher beurtheilet werden. Nur muß ich noch anmercken, daß dieſe Metapher in dem Munde des Erzteufels eine relatife Richtigkeit hat, weil den gefallenen Engeln der Begriff von dem fliegen und der Schnelligkeit des Flugs gar geheim iſt.

Bl. 10. Gott hat den Leviathan unter allen See-Thieren am leibigſten erſchaffen. Von dieſem Ausdrucke ſagt der Sächſiſche Sprachrichter: „Leibig iſt gantz und gar „ ungewöhnlich. Wir haben auch ſelbſt das

„ Wort

„ Wort nicht, vor, mit einem Leibe bega-
„ bet. Wir ſagen **Cörperlich**. Wir haben
„ zwar **hartleibig**, ſo man im Scherz von
„ geitzigen Leuten braucht: Leibig aber iſt
„ weder in poſitivo, noch in ſuperlativo be-
„ kannt; auch nicht **Leibigkeit**, wie Bl. 175.
„ vorkömmt.„ Ich mercke nur dagegen an, daß **cörperlich** und **corpulent** unterſchieden ſind, wie corporeus und craſſus, ſpiſſus, oder obeſus. **Cörperlich** iſt ein gar allgemeines Wort, das eine weſentliche Eigenſchaft ausdrücket, die allen ſichtbaren Dingen zukömmt, und dem cörperlichen wird das geiſtliche entgegengeſetzet: Hergegen iſt **corpulent** oder **leibig** eine zufällige Eigenſchaft, die nur den Cörpern zukömmt, die einen fleiſchigten Leib haben, und drücket die ſchwere Laſt deſſelben aus, compactam corporis molem; dem wird darum gras, **mager**, **ſchmal**, **dünn**, entgegen geſetzet. Alſo können cörperlich und leibig nicht als gleichgültig mit einander verwechſelt werden. Es iſt eine nicht gar ungewohnte Redensart, wenn man von dem Tuche ſagt, dieſes Gewebe, oder Tuch **hat einen Leib**, vor, es iſt dick und zuſammengepreßt. Da nun der Begriff an ſich ſelbſt ſehr ungewohnt iſt, ſo iſt kein Wunder, daß die deutſche Sprache kein eigenes übliches Wort aufweiſen kan, womit man denſelben bezeichnet. Und wie man durch eine figürliche Redensart **geitzige Leute hartleibig** nennet,

net, warum sollte man nicht nach der Analogie schwerleibig, großleibig, schmalleibig ꝛc. sagen können?

Bl. 12. Wenn ich beständig der gleiche bin. Die Censur hievon lautet: „Wir drücken „die Redensart der Lateiner, semper sui si„milis, semper idem &c. durch eben derselbe „aus; oder einerley.„ Ich gestehe zwar gerne zu, daß similis und idem, gleich und eben derselbe zuweilen wohl können mit einander verwechselt werden; aber ich behaupte dabey, daß sie nichtsdestoweniger unterschieden seyn. Das Wort eben derselbe siehet auf die Unveränderlichkeit des natürlichen Zustandes, und der gleiche siehet auf die Veränderung des äusserlichen Zustandes, nach welchem man die Menschen mit einander und mit sich selbst zu vergleichen pflegt. So sagt man: Der Chamäleon ist immer eben derselbe, ob er schon sich selbst nicht beständig gleich, oder der gleiche ist. Ein Narr bleibt ein Narr, d. i. er ist eben derselbe, wenn er schon zu hohen Ehren gelanget, und also seinen äusserlichen Stand verändert, hiemit sich in dieser Absicht nicht immer gleich ist. Satan trotzet auf dieser Stelle auf sein gesetztes und steifes Gemüthe, weil es durch kein Unglück gebogen, noch durch die Verstossung aus dem Himmel zur Reue gebracht werden können, sondern immer gleich hartnäckig geblieben. Weil nun eben sein feind-

seli-

seliges Gemüthe ihn zum Satan machet, und also bey erfolgender Gemüthes-Aenderung er aufhören würde, ein Satan zu seyn, so können hier beyde Ausdrückungen in gleicher Absicht gebraucht, und mit einander verwechselt werden.

Bl. 13. **Sein wichtiges Schild.** Ueber dieses Beywort ist die Censur des Unbekannten ganz gründlich, die dergestalt lautet: „Das Wort **wichtig** hat hier zu Lande, „ nemlich in Obersachsen seine eigentliche Bedeutung bey nahe verlohren, welches in „ der That unbillig ist. Ein Sachs würde „ sagen: Sein schweres Schild. **Wichtig** „ hingegen wird bey uns mehrentheils in metaphorischem Verstande gebraucht; z. E. „ ein wichtiger Grund, wichtiger Proceß ꝛc. „ Also an statt daß man den Ausdruck, **das** „ **wichtige Schild**, vor ungewöhnlich ausgeben sollte, bekennet man vielmehr den „ Fehler unsrer Landesleute, welche von „ der ächten Bedeutung und Gebrauch dieses Wortes ohne Noth abgehen. Doch „ sagt man bey uns noch: Dieser Ducaten „ ist wichtig, d. i. er hat das gehörige Gewicht. In etlichen andern, wiewohl wenigen Redensarten, wird es auch noch „ eigentlich gebraucht.„

Bl. 15. **Eure gewichenen Kräfte.** Der Sprachrichter meint die gewichene Kräfte werden hier gesagt, für, die verlohrne Kräfte, und

und darum sollte man die entwichenen Kräfte gesezt haben, denn weichen brauche man von Sachen, die zwar etwas nachgegeben oder gewichen, aber doch noch vorhanden sind. Alleine so begründt diese Anmerckung an sich selbst seyn mag, so ist sie dennoch in Absicht auf den Character des Redenden ohne Grund. Ein Großsprecher, zumahl wenn er andere anfrischen will, müßte seinen Character verläugnen, und würde nach demselben unvorsichtig handeln, wenn er nicht mit Fleisse suchen würde, den erlittenen Schaden zu verringern; also ist es seinem Character gantz gemäß, daß er von verlohrnen Kräften sage, sie seyn gewichen, um dadurch Hoffnung zu machen, daß sie durch die Ruhe wieder können erholet werden. Und dergleichen betrügliche Vorstellungen sind in Satans Munde gantz bequem.

Vl. 17. **Sie verwogen sich neben Jehovah zu wohnen.** **Verwegen, verwogen,** und **Verwegenheit,** sind wohl gebräuchlich; aber das Verbum **sich verwegen** ist bey den Sachsen gantz unbekannt: Sie geben es durch **sich unterstehen.** **Verwegen** kömmt unstreitig her von **wiegen** oder **wägen**; denn wie alle Dinge auf ihrem Gleichgewicht gleichsam ruhen, und ihre Festigkeit auf der Wage stehet; hingegen das Uebergewicht den Fall befödert, so hat man denjenigen mit Grund **verwegen** genennet, der so frech war, aus dem

dem Stande seines Gleichgewichts sich hinauszuwagen. Ich kan nicht gewiß sagen, ob es seinen Ursprung von den Bergwercken oder von den Turnierspielen mag empfangen haben; das ist gewiß, daß es ein gutes altes deutsches Wort ist, von welchem verwegen und Verwegenheit abstammen. Ein Seiltänzer wiegt sich z. E. in der Luft, und er ist im eigentlichen Sinne verwegen, weil er sich dem Scheine nach über die Schranken des Gleichgewichts hinauswaget. Von einem Menschen, der wie ein Vogel in der freyen Luft schweben wollte, könnte man mit Grund sagen, daß er sich verwege. Auf eben diesen Grund nennet man auch denjenigen vermessen, der in seinen Unternehmungen das Maaß der Kräfte zu übersteigen scheinet, und sich dadurch in augenscheinliche Gefahr begiebt. Aber sich unterstehen sieht nur auf die Last und Beschwerlichkeit einer zu übernehmenden Arbeit, welche Beschwerlichkeit nicht nothwendig die Möglichkeit ausschliesset, und darum ohne Verwegenheit und ohne Gefahr seyn kan. Also sind, sich verwegen, und sich unterstehen, gar nicht gleichgültig; jenes ist die Würckung eines frechen Sinnes, dieses eines ruhmräthigen und großsprechenden Gemüthes. Sich verwegen und sich vermessen sind demnach zwo nachdrückliche Redensarten, welche die deutsche Sprache samt den daran gehängten Begriffen

mangeln muß, weil sich unterstehen diese Begriffe nicht ausdrücket.

Bl. 26. Auf die Halbscheid der Nationen. Der ungenannte Kunstrichter erkennet das Wort Halbscheid selbst vor ein wahres und gutes deutsches Wort, welches die Bauers-Leute noch erhalten haben, und so viel ist, als der halbe Unterscheid, hier die Helfte der Erdkugel.

Im zweyten B. des Verl. Par. Bl. 37. Eine billige und angebohrne Erbschaft. Es wird freylich das Beywort Billig, wie der Censor gesagt, mehrentheils gebraucht, eine persönliche Eigenschaft anzuzeigen; gleichwohl wird es auch von Sachen gebraucht, als z. E. ein billiger Lohn, ein billiger Preiß ꝛc. Er füget hinzu, billige Erbschaft komme den Sachsen bloß i um fremd für, weil es nicht gebräuchlich sey. Alleine wenn sie fodern wollten, daß man kein Adjectivum zu einem andern Substantivo setzen dörfte, als zu denen, mit denen sie gewöhnlich verbunden werden, so würde dieses so viel gefodert seyn, daß wir nichts dencken dörften, als was andere Deutsche vor uns gedacht haben. Er sagt zwar, sie würden sagen, die uns billig gebührende, gehörige, zustehende Erbschaft. Aber was für ein mattes und kraftloses Wesen würde nicht durch einen solchen Umschweif in die Rede und Schreibart hineingebracht?

Bl. 40.

Bl. 40. Auſſer dem gänzlichen Entwerden. Auf dem 42ſten Bl. kömmt es als ein Verbum vor, daß wir entwerden, und zu nichte gehen. Dieſes iſt ein ganz philoſophiſches Wort, und ſtehet in dem Munde der hölliſchen Fürſten überaus wohl, die das ſeyn und nicht ſeyn nach ihrer verkehrten Weißheit gar ſpitzfündig gegen einander abwogen. Das Entwerden iſt nach ſeinem Urſprung eine Beraubung oder Zerſtörung der Exiſtenz, oder der Würcklichkeit. Alles, was in dem Stande der Möglichkeit ſich befindet, und aus demſelben in den Stand der Würcklichkeit herübergebracht werden ſoll, das muß erſt noch werden; wenn es nun das Seyn oder ſeine Würcklichkeit wieder verliehrt, ſo kan ſolches mit gutem Nachdruck ein Entwerden genennet werden, und dieſes Entwerden iſt eine gewaltſame Zerſtörung des Weſens, eben wie das Entleiben eine gewaltſame Zerſtörung des Leibes bedeutet. Folglich iſt dieſes Wort nach der Analogie gantz richtig, und der Begriff, der damit verknüpfet iſt, deutlicher und vollſtändiger, als der Begriff von der Zernichtung. Es iſt auch kein neuerfundenes, ſondern ein gutes altes Wort, deſſen Gebrauch ohne genugſamen Grund unterlaſſen worden. In der Aramena fünften Theil ſteht in dem Schäferſpiel von Jacob:

Ich fande ſie, mein Lamm, hier bey den Heerden,
Da ich mir ſelbſt mußt erſten Blicks entwerden.

Nur iſt zu bemercken, daß es eigentlich von denen Weſen gebraucht wird, die ſich ihres Seyns bewußt ſind, folglich das **Entwerden** eine Beraubung der Bewußtheit ſeiner Exiſtenz bezeichnet.

Bl. 47. **Laſſet uns nach unſrem vorigen Stande ſtellen.** Man unterſcheidet mit Recht die zwo Redensarten, **einem nachſchlagen** und **nach einem ſchlagen**; jenes iſt ſo viel als imitari aliquem, in eines Art ſchlagen; dieſes petere aliquem, einen Streich faſſen und nach jemand zielen. Und wenn ich die Zuſammenſetzung trenne, muß ich ſagen, **ich ſchlage ihm nach**, und **ich ſchlage nach ihm.** Auf gleiche Weiſe ſcheint es, daß auch einiger Unterſchied zwiſchen **einem nachſtellen** und **nach einem ſtellen**, könnte geſucht werden: Alleine ich finde, daß jenes mehr von Perſonen, und dieſes von Sachen kan **gebraucht werden.** **Stellen** und **nachſtellen** ſind unſtreitig **Weyd-Wörter**; man nennet daher aucupem heut zu tage noch einen **Vogelſteller**, der den Vögeln nachſtellt; **daher iſt einem nachſtellen** inſidias alicui ſtruere, nectere. **Weil man aber ſagt, nach etwas trachten, ſtreben**, wodurch die Begierde und das Bemühen nach einem Dinge ausgedrücket wird, und man will mit dieſer Idee noch den Begriff von der Liſt und Nachſtellung verbinden, und hiemit zu verſtehen geben, daß man trachte, oder ſich bemühe, etwas

etwas durch List und Betrug in sein Garn zu bringen, so kan solches am füglichsten durch die Metapher von einem Vogelsteller geschehen, wenn man sagt: Nach etwas stellen; da man die Structur von dem Trachten, Bemühen, noch etwas beybehält. So kan man sagen, nach Lob und Ehre stellen, nach einem Ammt stellen. Wiewohl man vielleicht besser sagen würde, einem Ammt nachstellen. Ich finde in Opitzens und andern Schriften seiner Zeit ein anders nahe verwandtes Wort, welches sehr oft gebraucht wird, und vermuthlich seinen Ursprung auch von dem Weydwerck herholet; nemlich das Wort Nachsetzen; z. E. Als er seiner Ansuchung ernstlich und eifrig nachsezte: Er wollte nicht ablassen, seinem hertzlichen Begehren nachzusetzen ꝛc. Da sagt man wohl, einem nachsetzen; aber nicht, nach einem setzen.

Bl. 54. Die weiche liebliche Lufft. Die deutsche Critic über diese Ausdrückung lautet etwas seltsam: „ Mollis aer, kan beynahe nicht anderst gegeben werden. Doch „ ist fast zu zweifeln, daß es ein deutscher „ Poet jemahlen so gegeben; wenigstens „ klingt die Metaphora sehr fremd, wir sagen, die süsse, angenehme, kühle ꝛc. Lufft.„ Man nennet weich, was unter den Händen gerne weicht; so nennet man weiches Wachs, ceram quæ digitis facile cedit. Nun ist dieses

eine wesentliche Eigenschaft der Luft, worauf sich alles gründet, was von ihrer Zusammendrückung und Elasticität gesagt wird. Und so wäre die deutsche Sprache hertzlich zu beklagen, wenn sie einen so nothwendigen Begriff nicht ausdrücken könnte.

Vs. 56. **Wenn er in den Golfo dieses Undings stürtzet.** Ein **Unding** ist non ens, oder negatio entis: Eben so viel ist in seinem Ursprunge auch nichts, q. negatio τῶ ichts oder ichwas: Alleine da das leztere Wort durch den Gebrauch gar gemein geworden, da der Grund seiner Bedeutung gantz unbekannt ist, und es gemeiniglich nur adverbialiter gebraucht wird; so ist ein Poet zu loben, wenn er es mit dem Substantivo **Unding**, dessen Grund der Bedeutung aus der Zusammensetzung offenbar ist, und welches nicht anderst als substantive gebraucht wird, dabey auch zu keiner Zweydeutigkeit Anlaß giebt, geschickt verwechselt. Ich muß bey diesem Anlasse anmercken, daß man nicht alle Worte mit **Un** zusammensetzen kan, um das Contrarium anzuzeigen, weil die Sprache öfters eigene Wörter hat, das Gegentheil zu verstehen zu geben. So sagt man nicht **Ungesundheit**, sondern **Kranckheit**, nicht **Unhoheit**, sondern **Niedrigkeit**; hingegen sagt man **Unwürdigkeit**, **Unmaß** ꝛc. Man hat aber noch ferner in Acht zu nehmen, daß die Adjectiva diese

Zu-

Zuſammenſetzung viel eher geſtatten, als die Subſtantiva, z. E. ungeſund, ungelehrt, unwitzig; doch ſagt man nicht unſchön, unſchnell. Inſonderheit aber iſt dieſe Zuſammenſetzung mit den Adjectivis nothwendig, wenn es zwiſchen den beyden entgegengeſetzten Eigenſchaften ein gewiſſes Mittel, einige Grade oder Staffeln giebt, und man aus Höflichkeit oder einer andern Urſache nicht eines von beyden Extremis, ſondern nur einen um etwas gemäſſigten Grad ausdrücken und bezeichnen will; als da ich unhöflich vor grob, Unwahrheit vor Lügen ſetze. Und auf dieſen Grund kan ich nicht ſehen, warum der deutſche Criticus das Wort Ungut verwerffen will, welches von Opitz und ſeinen Æqualibus gar oft gebraucht worden, als, in der Redensart, nicht in Ungutem vermercken, die höflicher iſt, als übel aufnehmen oder ausdeuten.

Bl. 59. Die verdrießlichen Stunden verſchleiſſen. Die Zeit verſchleiſſen iſt eine gute Metapher von einem Kleide, welches durch den Gebrauch verſchliſſen und ausgenutzet wird. Nun wird die Zeit auch als ein Adjunctum des Menſchen betrachtet, welche unvermerckt verſchwindet, Pſ. 102. Doch würde vielleicht an dieſem Orte beſſer ſtehen, zu vertreiben.

Bl. 67. Ewige Tage allhier zu darben. Ewige Tage iſt hier nicht gleichgültig mit

auf ewig; sondern es werden Tage verstanden, aber nicht so kurtze Tage, wie auf Erden sind, sondern die Tage der Ewigkeit; die mit den Tagen auf Erden verglichen, ewige Tage könnten genannt werden. Dieses Beywort war nothwendig, die Grosse der Qual auch von ihrer immerwährenden Dauer zu erheben. Daß diese ewigen Tage dem Critico gantz fremd vorkommen, das kan ich ihm gar wohl glauben; dieser, wie viele andere Begriffe in dem Miltonischen Wercke, weil sie aus der Welt der Geister hergeholet sind, müssen uns in Vergleichung mit unsern gewöhnlichen Begriffen, nothwendig fremd und seltsam vorkommen, und sie würden uns gantz verdächtig seyn, wenn sie nichts fremdes und wunderbares an sich hätten. Darben ist ein gutes deutsches Machtwort, welches noch heut zu tage, aber mehr in eigentlichem Sinne, vor Noth und Hunger leiden, als in einem weitläuftigen Verstande gebräuchlich ist.

Bl. 71. Er zwängte mich ꝛc. Es ist wahr, wenn wir den Gebrauch zu Rath ziehen, so wird das Wort Zwängen meistens gebraucht, wenn ein grosser Cörper in einen kleinen und engen Raum mit Gewalt gedränget und gedrückt wird; z. Ex. Er zwänget sich, seinen Leib, durch ein enges Loch. Aber eigentlich ist es das Frequen-

quentativum vom Zwingen, ſich zwingen, und bezeichnet überhaupt, mit dem Zwange anhalten, und wird von einer Handlung gebraucht, die nicht nur Gewalt, ſondern auch Zeit erfodert. Hier wird es von geilen Umarmungen und dem Nothzwange gebraucht, wo das Wort Zwingen viel zu ſchwach geweſen wäre; dieſes Frequentativum hergegen auch nach ſeinem gemeinen Gebrauche überaus bequem iſt. Dieſes giebt mir Anlaß, ein anders angefochtenes Wort zu retten, welches der Kunſtrichter als ungewöhnlich verwirfft, und mein Ueberſetzer oft mit Nachdruck gebraucht hat; nemlich das zuſammengeſetzte Nothgezwungen, welches nicht ungewohnt iſt, wiewohl es verwahrloſet worden. In der Arcadia, von dem von Hirſchberg und Opitzen überſetzt, ſteht Bl. 104. Daß ich nothgezwungenlich ſagen muß. Bl. 97. Er ward nothtrünglich gezwungen, die Gefangenen ſelbſt bewehrt zu machen. Bl. 69. Sie hätten nothgetrungenlich aufſtändig werden und zun Waffen greiffen müſſen. Der Kunſtrichter will, es ſollte heiſſen, aus Noth gezwungen. Ein Nothzwang iſt ein Zwang aus Noth, und doch iſt das zuſammengeſetzte gar gebräuchlich.

Ich thäte dieſem geſchickten Mann, welcher mir die Materie zu dieſen gramatiſchen Unterſuchungen an die Hand gege-

den hat, so wohl, als der gerechten Sache zu kurtz, wenn ich nicht vor Beschliessung dieses Abschn. meldete, daß er seine Anmerckungen mehr für die Gedancken seiner Landesleute, als für seine eigenen gegeben; gestalt er für seine Person freywillig eingeraumet hat, daß es vor die Obersachsen und Meißner ein grosser Hochmuth sey, dergleichen guten Worten den Zutritt zu versagen, da man doch keine bessern hat.

Der dritte Abschnitt.

Von den gleichgültigen Wörtern und Redens-Arten.

WAs man durch gleichgültige Wörter und Redens-Arten verstehe. Was sie in Ansehn und Ruf gebracht habe. Von wem sie zuerst bestritten worden. Daß der Lehrsatz von solchen unnützlich und ungereimt sey. Daß er viele ungewisse, unnatürliche Vorstellungen gebähre. Es kommt philosophischen Köpfen zu, die Bedeutungen der Wörter zu bestimmen, dadurch die Sprachen ihre Deutlichkeit erhalten. Schätzbarkeit eines Werckes, wo die vermeint gleichgültigen Wörter und Redensarten der deutschen Sprache erkläret und bestimmet wurden. Kleiner Versuch mit etlichen Wörtern, als: Witzig, Verstandig, Klug Weise. Schön, Artig. Liebe, Güte, Gnade, Barmhertzigkeit. Allezeit, Immer, Beständig. Wünschen, Begehren, Verlangen, sich gelüßen lassen. Nutzen,

Ge-

Gewinn, Vortheil. Unnütz, Vergeblich. Umsonst, Vergebens. Gerungheit eines Umstandes, oder einer Absicht, in welchem der Unterscheid der Begriffe bestehen kan. Widerlegung derjenigen, welche die Gleichgültigkeit in den Wörtern für eine Quelle eines besondern Ergetzens anpreisen. Anweisung einiger Mittel, dadurch man in dem Ausdrücke ändern kan.

NAchdem ich von denen Wörtern und Redensarten gehandelt habe, welche zwar überhaupt dienen, eine gleiche Sache zu bezeichnen, jedoch dieselbe in gantz verschiedenem Lichte vorstellen, und folglich nach den vielfältigen Einschranckungen und Absichten ihrer Bedeutungen gantz unterschieden sind, so habe ich damit schon angefangen den Grund zu untergraben, auf welchem der so gemeine Glaube von der Gleichgültigkeit vieler Wörter in einer Sprache beruhet; In dem gegenwärtigen Abschnitte will ich mich völlig in diese Materie hineinlassen, und das Recht der gleichgültig genannten Wörter und Redensarten, und hiermit den Grund des Ansehens, welches sie so lange Zeit bey den Schul-Lehrern behauptet haben, mit allem Fleisse untersuchen.

Man verstieht durch gleichgültige Wörter und Redensarten in einer Sprache solche einzelne oder zusammengesetzte Ausdrüke, die alleine dem Thone nach von einander

der unterschieden sind, die nur von dem Ohre als verschieden erkannt werden, da sie übrigens dem Verstande einerley und eben dieselben Begriffe gantz unverändert vorstellen, so daß man ohne vorgängige Wahl bey allen Umständen und Anlässen einen für den andren setzen und gebrauchen kan; massen sie in Ansehung ihrer Bedeutung, oder der Bilder, die sie vorstellig machen, eben so wenig von einander unterschieden sind, als die Kannen Weines aus einem Fasse für den Geschmack sind. Diese Beschreibung giebt uns Quintilianus davon, wenn er sagt: Synonyma sunt quæ idem pluribus vocibus declarant, ita ut nihil significationis, quo utaris, interfit. Dergleichen Wörter und Redensarten vermeinet man in allen Sprachen anzutreffen, und einige haben den Reichthum einer Sprache unter andern darinn gesucht, wenn sie in derselben viele gleichgültige Wörter und Ausdrücke haben aufweisen können, wie denn nur neulich Hr. Heinecken in seiner Untersuchung vom Erhabenen Bl. 331. die deutsche Sprache deßwegen ausdrücklich gepriesen hat. „ Wir besitzen, sagt er, in unserer Sprache einen solchen Reichthum, „ daß wir eine einzige Sache mit verschiedenen und doch einerley bedeutenden Wörtern auszudrücken vermögen. „

Unter-

Untersuchen wir nun das Recht und die Begründniß dieses herrschenden Wahnes von der Gleichgültigkeit der Wörter, so wird sich bald finden, daß er mehr auf die Gewohnheit und Verjährung als auf eine reiffe Ueberlegung gebauet ist. Die Leute, so demselben beygefallen sind, erinnerten sich, daß die Sprachen nicht von gelehrten und philosophischen Köpfen, sondern von dem unbelesenen Pöfel nur zufälliger Weise nach und nach erfunden und eingeführet worden; sie stelleten sich vor, daß überhaupt die Wörter keine nothwendige Verbindung mit ihrer Bedeutung hätten, und also bloß willkührliche Zeichen gewesen wären, bevor sie sich durch den Gebrauch und die Gewohnheit festgesetzet hatten; auf diesen Grund konnten sie sich schon einbilden, wie es möglich gewesen, daß zufälliger Weise verschiedene Thöne als Zeichen eines und desselben Begriffes hätten können eingeführet werden. Ueberdieß nahmen sie wahr, daß nicht allein die mehresten Menschen im täglichen Umgang viele Wörter ohne Unterscheidung anwendeten, sondern daß auch diejenigen unter den Gelehrten, die sich nicht so viel um eine deutliche Erkenntniß bekümmern, als vielmehr wie sie mit einer weitläuftigen Hirn- und Gedächtniß-Wissenschaft prangen können, sich eben derselben Freyheit ohne Wahl zu

reden

reden anmaſſeten. Dieſes war ſchon genug, die Leute auf den Irrthum zu führen, es müßte in dem Gebrauche gleichgültiger Wörter und Redensarten eine ſonderbare Kraft und Schönheit ſtecken. Die Leichtigkeit, die dieſe Freyheit in dem Ausdruck der Gedancken verſchaffete, half hernach das Anſehn dieſes Wahnes empor halten, und man fand zuletzt gar eine reiche Quelle eines neuen Ergetzens darinnen, welches man ſich von dem dadurch erworbenen Vermögen einen und denſelben Gedancken auf mehr als eine Weiſe vorzuſtellen, wie man meinete, mit dem beſten Rechte verſprach.

Alleine da dieſer Wahn ſeinen Urſprung und ſein erworbenes Anſehn dem bloſſen Zufall und der Gewohnheit ſchuldig iſt, ſo könnte man ſich billig verwundern, daß er ſo lange Zeit unangetaſtet geherrſchet, und das Recht ausgeübet hat, die gleichgültigen Wörter vor eine beſondere Zierde der Rede auszugeben. Denn meines Wiſſens war der Zürchiſche Zuſeher der erſte, der das Hertz gehabt hat, dieſen Irrthum, in dem Blatte von der Kunſt zu leſen, anzugreiffen. Nach ihm hat der ſcharfſinnige Franzoſe, der Abt Girard, in einem ausführlichen Wercke mehr als tauſend dergleichen Wörter, die man in der franzöſiſchen Sprache vor gleichgültig gehalten hatte, aus dem Wege geräumet, indem er einem jeden ſeine eigene und verſchiedene

dene Kraft in der Bedeutung ausgeſetzet und beſtimmet hat. Und noch erſt vor drey Jahren hat eine geſchickte Feder in dem fünften St. der Beyträge zur Crit. Hiſtorie der deutſchen Sprache im erſten Art. deſſelben einen kleinen Verſuch in dieſer Materie glücklich gewaget. Mit einem gleichmäſſigen Vorhaben, wie dieſe geſchickten Verfaſſer gehabt haben, beſagten Irrthum zu beſtreiten, will ich ihn in einem doppelten Licht anſehen, wie er theils ungereimt und widerſinnig, und theils höchſtverderblich iſt.

Verſchiedene Wörter, die einerley Bedeutung haben ſollen, kommen mir vor, wie eine Seele, die zugleich in zweyen und mehr Leibern wohnen ſollte; die pythagoriſche Wanderung der Seelen, hat kaum etwas ſo ungereimtes und lächerliches in ſich, das nicht einigermaſſen auf dieſe gleichgültige Einwohnung der Gedancken in verſchiedenen Wörtern könnte gezogen werden, um ſo viel mehr als dieſe Wanderung der Seelen wenigſt bey den Wörtern nach dem Tode ihres Cörpers ſtatt und platz hat. Alſo hat es Horatius gelehret:

Multa renascentur, quæ jam cecidere, cadentque!
Quæ jam ſunt in honore vocabula: ſi volet uſus,
Quem penes arbitrium eſt, & jus & norma loquendi.

Denn ſo bald ein gewiſſer Thon, der in einer Sprache gebrauchet worden, einen gewiſſen

wiſſen Gedancken zu bezeichnen, abgehet, welches durch tauſend Zufälle begegnen kan, ſo wird dieſer Gedancke (denn auch die Seelen der Wörter ſterben nicht) mit einem andern Thone aus ſeinem Cörper vereiniget, zumahl da mehrentheils die Gedancken nicht lange von einem Cörper abgeſondert ſeyn können.

Das Weſen der Wörter beſtehet in ihrer Verbindung mit gewiſſen Begriffen, und ihr Unterſchied beruhet auf der verſchiedenen Beſtimmung der Begriffe, mit welchen ſie verbunden werden: dieſemnach kan man nicht ſagen, daß diejenigen Thöne, die einerley Bedeutung haben, verſchiedene Wörter ſeyn, denn ſolches würde mit dem Principio individuationis ſtreiten. Es ſind nur verſchiedene Thöne und Zeichen einer gleichen Sache. Wozu kan aber ein Vorrath von dergleichen einerley bedeutenden Zeichen nützen; muß er nicht vielmehr das Gedächtniß unnöthiger Weiſe beſchweren, und abmatten?

Neben dem ſo nennet man diejenigen Wörter gleichgültig, welche man in allen Fällen und Umſtänden nach belieben mit einander verwechſeln, und eines für das andre ſetzen kan, eine gewiſſe Sache damit zu bezeichnen. Alleine eben dieſe Erklärung zeiget, wie abgeſchmackt dieſer Wahn iſt, und daß er mit dem Grunde des zureichenden Satzes ſtreitet, aus welchem der Herr Leibnitz die Unmöglichkeit

keit zweyer ſolcher vollkommen ähnlicher Dinge in der Natur bewieſen hat; wie auch Quintilianus im zehnten B. Cap. 2. in gleichmäſſigen Gedancken geſagt hat: Ne ipſa quidem Natura in hoc ita evaluit, ut non res quæ ſimillimæ videntur, diſcrimine aliquo diſcernantur.

Ueberdieß kan ich nicht begreiffen, mit was vor Recht die Leute, die von dieſem Wahn eingenommen ſind, den Gebrauch fremder Wörter in ihrer Sprache mit ſo groſſem Eifer verwerffen, und dabey nicht gewahr werden, daß alle die Gründe, die ſie gegen die Sprachen-Mengerey anführen, eben ſo wohl dienen, den Wahn von der Gleichgültigkeit der Wörter zu widerlegen. Am allerwenigſten aber kan ich denen beypflichten, welche mit Hrn. Heinecken den Reichthum einer Sprache in dem Vorrath ſolcher gleichgültiger Wörter ſuchen, und die Menge der Wörter nicht nach der mannigfaltigen Kraft etwas zu bedeuten, ſondern nach der Anzahl der verſchiedenen Thöne, hiemit nicht mit dem Verſtande, ſondern mit dem Ohr abmeſſen. Dieſes kömmt mir wahrhaftig eben ſo lächerlich vor, als wenn man den reichen Vorrath einer Bibliotheck nicht nach der Verſchiedenheit der Wercke und Ausgaben, ſondern lediglich nach der Zahl der Bände ſchätzen wolte. Die Sprachen ſind die Dolmetſcher unſrer Gedancken; erwieget man nun mit einigem Ernſt die unendliche Verſchiedenheit

der Dinge, die ſich gedencken laſſen, und die Fähigkeit des menſchlichen Verſtandes, eine jede Sache ſich von ſo gar mancher Seite und in ſo verſchiedenem Licht vorzuſtellen, ſo wird man bald ſehen, wie arm zum theil alle Sprachen, auch die reichſten ſelbſt, in Vergleichung mit der unendlichen Menge der möglichen Begriffe ſeyn, und theils worinn der Reichthum einer Sprache in Entgegenhalt anderer beſtehe, nemlich in der gröſſern Menge der Zeichen, wodurch mehrere abſonderliche Begriffe können ausgedrücket werden, und keinesweges in der Verſchiedenheit gleichgültiger Thöne; zumahl da die Sprachen alleine dienen ſollen, das Commercium unter den menſchlichen Geiſtern durch einen treuen Ausdruck deſſen, was in ihnen vorgehet, zu unterhalten, und keinesweges, das Ohr durch die bloſſe Abwechſelung des lahren Schalles zu kützeln. „ Dieſe Vielheit der Wörter, „ welche an Bedeutung vollkommen einerley „ ſagen, vertheidigen wollen, heißt ſo viel, „ ſagt der Abt Girard in ſeiner Vorrede, „ als den Vorrath mit dem Ueberfluß vermi„ ſchen. „ Und er vergleichet einen ſolchen Geſchmack ſehr bequeme mit dem Geſchmacke eines Wirthes, welcher gedächte ein Gaſtmahl mittelſt der groſſen Anzahl Schüſſeln ſtatt der Gerichte herrlich und prächtig zu machen.

Ich habe verſprochen zum andern zu zeigen, daß dieſer herrſchende Lehrſatz von gleichgültigen Wörtern und Redensarten in einer Sprache nicht nur ungereimt und unnützlich, ſondern auch höchſt-verderblich ſey. Er iſt in der That eine Quelle vieler unbeſtimmter und unnatürlicher Vorſtellungen, ja ein Anlaß zu vielem ſchädlichen Wort-Gezäncke. Man ſtelle ſich nur einen Scribenten vor, der mit dieſem Irrwahn eingenommen iſt, wenn ein ſolcher die Materie ſeiner Vorſtellungen in ſeinem Kopf in das gehörige Geſchick gebracht hat, und ſie nun mit Worten ausdrücken und zu verſtehen geben ſoll, ſo wird er, durch dieſen Irrwahn verführet, ohne Bedencken einen Ausdruck für den andern niederſchreiben, und dadurch dem Leſer gantz andere Begriffe beybringen, als er bey ihm hat hervorbringen wollen: Hingegen wird ein anderer, der in den Gedancken ſtehet, daß kein Wort den Sinn eines andern vollkommen und mit allen Umſtänden in ſich einſchlieſſe, und daß eine jede Redensart eine beſondere Art zu dencken, und die Sachen anzuſehen, ausdrücke, ſich mit dem äuſſerſten Fleiſſe beſtreben, den einzigen Ausdruck, der für ſeine Begriffe und Gedancken bequem iſt, und dieſelben erſchöpfet, aufzuſuchen, und wird ſich auch nicht eher zufrieden geben, biß er ihn gefunden hat. Und in dieſen Gedanken hat Demetrius Phalereus de Eloc. §. 290.

gesagt: Πειρᾶσθαι δὲ τὰ ὀνόματα πρεπόντως λέγειν τοῖς πράγμασιν. Verba rebus exacte convenire debent. Ceu de illo, qui vi & astute fecerit, διεβιβάσατο: de illo autem, qui vi & aperte & cum vecordia ἐξέκοψεν, ἐξεῖλεν. De illo autem, qui dolose & occulte ἐτρύπησεν vel διέφυγεν. Der gröste Haufen der Menschen bekümmert sich wenig um deutliche Begriffe und Vorstellungen, sie begnügen sich an einer flüchtigen Erkenntniß, vermittelst welcher sie die Dinge allemahl, so ofte sie ihnen wieder vor Augen kommen, erkennen, und ihnen den Nahmen geben können, ihre Gespräche sind mehrentheils eine Frucht des Gedächtnisses, und nicht des Verstandes, daher haben ihre Worte und Reden keine bestimmte und gemessene Bedeutung, ihre Ausdrücke sind, wie ihre Gedancken, voller Ungewißheit, Dünckelheit und Verwirrung; indessen haben wir eben diesen Leuten die erste Erfindung der Sprachen zu danken; wer will sich denn verwundern, daß eine ungewisse Gleichgültigkeit eben so wohl in den Worten herrsche, wo eine solche in den Gedancken die Oberhand hat? Da nun die vornehmste Tugend einer Sprache in der Deutlichkeit besteht, diese aber nicht anderst kan erhalten werden, als wenn jedem Worte seine gewisse und ausgemachte Bedeutung gesetzet und angewiesen wird, und derowegen die Vollkommenheit einer

Spra-

Sprache, in so weit sie von der Deutlichkeit entstehet, die Deutlichkeit der Begriffe voraussetzet, so ist leicht zu gedencken, daß die Sprachen nicht eher zu ihrer Vollkommenheit gelangen können, biß philosophische Köpfe, welche alleine nach deutlicher Erkenntniß streben, sich ihrer annehmen, die Bedeutungen der Wörter in ihren Schrancken fest setzen, und so gar die Sprache mit neuen Wörtern bereichern. Solche Männer fodern mit dem grösten Recht, daß man einem jeden Wort, welches man in einer Rede gebrauchet, seine gemessene Bedeutung gebe, und daß man kein Wort, so ungleich dörfte verstanden werden, ohne eine Erklärung mitlaufen lasse.

Wenn wir nun das Schicksal der deutschen Sprache nach diesem Lichte beschauen, so findet sich, daß dieselbe erst seit ungefehr zwanzig Jahren als eine Dollmetscherinn der Weisheit gebrauchet worden, und wiewohl das eine sehr kurtze Zeit ist, kan man doch offenbar erkennen, daß sie in derselben weit mehr ausgebessert und bereichert worden, als zuvor seit Opitzen biß auf diesen besagten Zeit-Punct in dem Laufe von fast hundert Jahren geschehen war. Demnach haben wir die gegenwartige Verfassung derselben theils den grossen Weltweisen Deutschlandes, Leibnitz und Wolfen, theils der rühmlichen Vereinigung der gelehrten Gesellschaf-

ten, und ihrer fruchtbaren Bemühung mit critischen Schriften und Uebersetzungen, zu danken. Ich kan hier nicht unterlassen, insonderheit anzurühmen, daß der Verfasser der sonst angegriffenen neuen Uebersetzung der göttlichen Schriften in seinen beygefügten Anmerckungen durch so viele geschickte Wort-Erklärungen eine Menge absonderlicher Begriffe und Bedeutungen der Wörter bestimmet und ausgemachet hat. Mit dem allem ist leicht zu begreiffen, daß noch viele Arbeit übrig ist, eh diese Sprache zu ihrer rechten Gewißheit und Vollkommenheit gelangen kan. Nur bey unsrer vorgenommenen Materie zu bleiben, wie viel hundert Wörter werden in der deutschen Sprache noch als gleichgültig mit einander verwechselt, weil derselben Bedeutung noch nicht genug bestimmet ist? Da nun jedes von denselben seine eigene Bedeutung hat, und einen besondern Begriff vorstellet, der allemahl von andern Begriffen durch absonderliche Umstände unterschieden ist, so kan man leicht die Rechnung machen, was diese Verwechselung verschiedenes sagender Wörter und Redensarten vor Dunckelheit und Verwirrung in die Reden und Schriften der Deutschen bringen und beständig unterhalten müsse. In Betrachtung dessen wäre zur Beförderung des Ansehens der deutschen Sprache wohl zu wünschen, daß

eben

eben ſo geſchickte Köpfe, als derjenige iſt, der den oben gerühmten Verſuch in den critiſchen Beyträgen der deutſchen Geſellſchaft über einige gleichgültig gehaltene Wörter verfertiget hat, ſich entſchlieſſen würden, nach dem Beyſpiele des Abts Girards alle Wörter und Redensarten, ſo von dieſem Gelichter in der deutſchen Sprache vorkommen, zuſammenzutragen, und ihre verſchiedene Bedeutung ſo wohl als ihren Gebrauch durch Erklärungen und Beyſpiele feſtzuſetzen; dadurch könnte dieſer ſchädliche Wahn am beſten gehoben, und die Dunckelheit, ſo daher in der Rede entſteht, vertrieben werden. Solchen wollte ich inſonderheit auf das fleiſſigſte anbefehlen, ihre Arbeit und Bemühung auch auf die Partickeln, vornehmlich auf die Conjunctiones, die gleichſam Gelencke ſind, dadurch der Zuſammenhang der Rede geſchickt in einander gefüget wird, zu erſtrecken, weil die Klarheit und Schönheit der Schreibart vornehmlich von dem richtigen Gebrauche derſelben entſpringet. Ich ſelber kan mich nicht entziehen, andern zur Aufmunterung ſelbſt einen kleinen Verſuch mit etlichen Wörtern zu machen, welche ohne Unterſcheidung ſehr oft mit einander verwechſelt werden, da ich trachten werde, ihre abſonderliche Bedeutung in behörige Schrancken zu ſetzen.

Witzig, verständig, klug, weis.

Der Witz ist ein Vermögen des Geistes, die sinnlichen Vorstellungen mit einander zu vergleichen, und die Uebereinstimmung in demjenigen, worinn sie von einander unterschieden werden, leicht wahrzunehmen. Der Verstand ist ein Vermögen der Seelen, sich die Sachen deutlich vorzustellen, und gründlich davon zu urtheilen. Wer nun dazu aufgeleget ist, daß er die Aehnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen kan, den nennt man witzig; und verständig wird der geheissen, der eine Fertigkeit besitzet, von den Sachen gründlich zu urtheilen. Der Witz geht mit sinnlichen Vorstellungen um, und vergleichet die Sachen ihrer äusserlichen und sinnlichen Beschaffenheit nach. Der Verstand siehet auf den innerlichen Werth der Dinge, und überleget sie nach ihrer Wahrheit und Güte. Der Witz vergleichet und unterscheidet; der Verstand verknüpfet und trennet. Der Witz hat daran genug, daß er sich die Dinge nach ihrer Aehnlichkeit vorstellet, in so ferne sie ähnlich oder verschieden sind; der Verstand muß den Grund der Verknüpfung oder Sonderung verschiedener Begriffe anzeigen. Daher sind die Vorstellungen des Witzes undeutlich, die Vorstellungen des Verstandes aber deutlich. Jene sind lustig und ergetzlich, diese sind lehrreich und erbaulich.

Und

Und man hat längſt angemercket, daß diejenigen, welche viel **Geiſt** haben, ſelten eine tiefe Einſicht des **Verſtandes** beſitzen; wovon man Lockes Werck von dem menſchlichen Verſtande nachſehen kan, B. II. C. 11. §. 2.

Die **Weisheit** und **Klugheit** ſind eine erlangte Fertigkeit den Verſtand alſo zu gebrauchen, daß man in Reden und Handlungen den Zweck leicht erreichen, und ſeine Wohlfahrt befödern kan. Die **Weisheit** ſuchet und brauchet diejenigen Mittel, die uns am beſten zu unſerm Zweck bringen können: Die **Klugheit** iſt befliſſen, alles, was uns von dem Zweck entfernen könnte, auszufinden und zu vermeiden. Der **Weiſe** ſuchet den nächſten Weg, der ihn zu ſeinem Zwecke führen kan, und folget der Leitung ſeiner Vernunft: Der **Kluge** wehlet den ſicherſten Weg, wenn es ſchon nicht der nächſte iſt, und ſetzet ſich nicht leicht in Gefahr. Die **Weisheit** iſt erleuchtet, und die **Klugheit** mißtrauiſch. Es iſt ein Stücke der **Weisheit**, nur von dem reden, was man gründlich verſtehet; und die **Klugheit** lehret uns, wenn man reden ſoll. Die **Weisheit** zeiget ſich durch die Reden und Handlungen; aber die **Klugheit** findet auch im Schweigen und im Unterlaſſen ſtatt.

Schön, Artig.

Aristoteles hat in seiner Poetick Cap. 7. den Unterschied zwischen diesen beyden Wörtern schon angemercket. „ Alles, sagt er, „ was an den Menschen oder andern We„ sen schön ist, muß, so fern es aus Thei„ len zusammengesetzet ist, nicht nur eine „ Ordnung haben, sondern überdieß eine „ rechte und vernünftige Grösse, denn die „ Schönheit bestehet in der Ordnung und „ der Grösse. Daher kan etwas allzu klei„ nes nicht schön seyn, weil das Gesicht „ sich in einem Gegenstand verliehret, wel„ chen man in einem schier unvermerckten „ Augenblicke siehet. Eben so wenig kan „ etwas allzu grosses schön seyn, weil man „ es nicht auf einmahl übersehen kan, und „ der sehende, da er einen Theil desselben „ nach dem andern ansiehet, die Idee vom „ Gantzen verliehrt; wie zum Exempel ge„ schieht, wenn er ein Thier zehntausend „ Stadien groß sähe. „ Und eben derselbe sagt im vierten Buche seiner Sittenlehre: „ Die Großmuth besteht in der Grösse der „ Seelen, wie die Schönheit in der Grösse „ des Leibes. Die jungen Leute von klei„ ner Grösse können artig und wohlge„ macht geheissen werden, aber man kan „ sie nicht schön heissen. „ Ja dieser Weltweise treibet diesen Gedancken so weit, daß er im siebenten B. seiner Staatslehre daraus

raus beweiſet, ein Staat könne nicht ſchön, d. i. glücklich und wohl verfaſſet, ſeyn, wenn er entweder allzu groß oder allzu klein ſey; denn wenn er zu klein iſt, ſo ſey er eben darum zu ſchwach, wenn er zu groß und weitläuftig iſt, ſo werde er ohne Policey und Ordnung ſeyn. Das rechte Maaß der Gröſſe eines ſolchen beſtehe darinn, daß der Herrſchende das gantze Volck, daraus der Staat zuſammengeſetzet iſt, kenne und nach gleichen Geſetzen regiere. Die Schönheit beſtehet in einer Uebereinſtimmung, Ordnung und Ebenmaaſſe, des Mannigfaltigen oder der Theile in dem Gantzen; die Einſicht dieſer Ordnung und Harmonie bringet ein wundervolles Ergetzen. Aber dieſe Einſicht kan nicht platz haben, wo die Theile eines Gantzen ſo klein ſind, daß wir ſie mit den Sinnen nicht klar begreiffen können, oder wenn ſie ſo ungeheuer groß, oder ſo unendlich verſchieden an der Zahl ſind, daß wir ſie wegen der engen Einſchränckung der menſchlichen Sinnen nicht umfaſſen, und wegen der Schwäche des Gedächtniſſes nicht gegen einander halten können. Weil wir alſo in dem Groſſen die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen nicht vermögen einzuſehen, und das wundervolle Ergetzen ausbleibet, welches auf dieſe Einſicht nothwendig erfolgen muß, ſo können wir ſolche Dinge nicht ſchön nennen, denn ſie kommen uns allein als groß und erſtaunlich

vor.

vor. Eben alſo iſt es auch mit dem Kleinen bewandt, in welchem wir das Mannigfaltige nicht genugſam unterſcheiden können. Wenn wir gleichwohl darinnen vermeinen einige Ordnung und Ebenmaaß wahrzunehmen, ſo viel wir aus der Ueberſehung des Gantzen abnehmen können, ſo heiſſen wir es **artig**, weil uns düncket, daß es die Art der gehörigen Vollkommenheit habe. Demnach iſt die Artigkeit ein geringerer Grad, und gleichſam ein Schatten der ergetzenden Vollkommenheit oder Schönheit, und darum iſt auch ihre Würckung auf das Gemüthe geringer, als des Schönen. Die **Schönheit** beziehet ſich vornehmlich auf die Vermiſchung der Farben, die Symmetrie der Glieder und Theile, der Lineamente und Züge; die **Artigkeit** auf die Lebhaftigkeit der Augen, ein angenehmes und zärtliches Weſen in der Stellung, den Gebehrden, und der Bewegung. Derowegen kan die **Schönheit** ohne Artigkeit ſeyn, und eine häßliche Perſon kan zuweilen **artig** ſeyn, und **artig** thun.

Liebe, Güte, Gnade, Barmhertzigkeit.

Hr. Probſt Rheinbeck hat in ſeinem vortrefflichen Wercke, Betrachtungen über die Augſpurgiſche Confeſſion betittelt, Th. III. C. 38. Bl. 33. dieſe vor gleichgültig gehaltene Begriffe geſchickt aus einander geſezt. Seine Worte lauten: „ **Liebe** iſt eine vergnügen-

„ de

„ de Zuneigung des Willens zu demjenigen,
„ was man ſich als gut vorſtellet. 1. Die
„ Zuneigung der Liebe hat deutliche Vor-
„ ſtellungen zum Grunde, und kömmt alſo
„ nur vernünftigen Weſen zu. 2. Sie ſe-
„ zet eine Vorſtellung voraus, die man von
„ einer Sache unter dem Begriffe des Gu-
„ ten machet, in ſo ferne man ſich etwas als
„ gut vorſtellet. 3. Die Liebe, welche aus
„ einer lebhaften Vorſtellung des Guten ent-
„ ſpringet, iſt mit einem Wohlgefallen und
„ Vergnügen verknüpfet. Güte iſt eine
„ Geneigtheit, andern nicht allein gutes zu
„ gönnen, ſondern auch nach Möglichkeit
„ zu erzeigen, d. i. ihren Zuſtand zu verbeſ-
„ ſern, und vollkommener zu machen. Gna-
„ de iſt eine Neigung eines höhern gegen dem
„ geringern, demſelben ohne ſeinen Ver-
„ dienſt und Würdigkeit, nach Möglichkeit
„ gutes zu erzeigen. Barmhertzigkeit iſt ei-
„ ne Neigung, jemanden in ſeinem Elend
„ gutes zu erzeigen. Convenientia. Die Lie
„ be iſt die Mutter der Güte: Und die Lieb-
„ und Güte ſind der Quell der Gnade une
„ Barmhertzigkeit. Wo Liebe und Güte iſt
„ da äuſſert ſie ſich auch nach den äuſſerli-
„ chen Umſtänden in der Gnade oder in der
„ Barmhertzigkeit. Wird die Liebe unver-
„ dienter Weiſe von einem höhern an den ge-
„ ringern bewieſen, ſo heißt es Gnade; wird
„ ſie einem Elenden erzeiget, ſo heißt ſie

„ Barm-

„ Barmhertzigkeit. Differentia. Die Gnade
„ schlieſſet Verdienſt und Würdigkeit aus;
„ das thut aber nicht die Liebe, auch nicht
„ allemahl die Barmhertzigkeit. Es kan je-
„ mand werth ſeyn, daß man ihn liebe; z. E.
„ Gott verdienet geliebet zu werden; aber
„ das iſt keine Gnade. Es kan jemand, der
„ ſich um uns wohl verdient gemachet hat,
„ und daher werth iſt, daß wir ihn lieben,
„ in eine gewiſſe Noth gerathen; wenn wir
„ nun dieſerwegen Mitleiden mit ihm haben,
„ und ihm nach Möglichkeit beyzuſpringen
„ uns geneigt finden, ſo mag dieſes wohl
„ Liebe und Barmhertzigkeit heiſſen, aber
„ eigentlich nicht Gnade. Im Gegentheil
„ wenn ein höherer dem geringern, der ſonſt
„ eben keine beſondere Noth hat, gutes er-
„ zeiget, ſo heißt dieß Gnade, aber nicht ei-
„ gentlich Barmhertzigkeit. Die Barmher-
„ zigkeit ſetzet allemahl ein gewiſſes Elend
„ voraus, und kan von jemand auch wohl
„ an ſeines gleichen, oder an einem höhern,
„ erwieſen werden; die Gnade aber wird
„ alleine von einem höhern dem geringern
„ erzeiget. Doch können Gnade und Barm-
„ hertzigkeit auch wohl zuſammenflieſſen,
„ wenn die Barmhertzigkeit dem geringern
„ von dem höhern unverdienter Weiſe erzei-
„ get wird. Man ſagt: Er hat eine Liebe
„ zur Gerechtigkeit, aber nicht, er hat eine
„ Güte zur Gerechtigkeit. „

Alle-

Allezeit, Immer, Beſtändig.

Allezeit ſiehet auf die Verſchiedenheit der Zeiten und Gelegenheiten, **Immer** auf die Unterlaſſung, und **Beſtändig** auf den anhaltenden Fortgang. Es iſt allezeit gut arbeiten, aber es iſt ſchwer immer über der Arbeit ſeyn, und **beſtändige** Arbeit ſchlägt den Menſchen gar zu Boden. Niemand iſt allezeit aufgeräumet, man kan ſich nicht immer verſtellen, **beſtändig** auf ſeine Glückſeligkeit ſehen iſt nothwendig.

Wünſchen, begehren, verlangen, gelüſten.

Alle dieſe Wörter bezeichnen eine Neigung des Willens zu einem Gegenſtand, den wir uns als gut und nützlich vorſtellen. **Gelüſten** beziehet ſich mehr auf ſinnliche Gegenſtände, die uns durch ihre lebhafte Vorſtellung in der Phantaſie Luſt bringen, dadurch denn eben unſer Wille gelencket wird, ſolche zu ſuchen. **Begehren** erſtrecket ſich auf allerley Gegenſtände, und zeiget eine Begierde an, einer Sache habhaft zu werden, ſie entſpringet aus der Eigenliebe. **Verlangen** iſt eine Ausſtreckung des Willens gegen Dingen, die noch einigermaſſen von uns entfernet ſcheinen, dieſelben zu erlangen; und **Wünſchen** gehet auf das Zukünftige, es beſtehet in einer ruhigen Zufriedenheit, wenn man ſich daſſelbe als möglich vorſtellet, und entſpringet aus einer günſtigen Liebe zu ſich ſelbſt oder

gegen

gegen andern. Die **Wünſche** ſind wie die Liebe voll Furcht, und manchmahl ohne Hoffnung; die **Begierden** ſind eigennützig und ungeſtüm; das **Verlangen** iſt heftig und ungeduldig; und die **Gelüſtungen** ſind unbändig. Die **Begierden** müſſen durch die Vernunft geleitet werden, welche uns alleine zeiget, worinn der wahre Nutzen geſucht werden muß. Das **Verlangen** muß gemäſſiget, die **Lüſte** müſſen beſtritten und gezähmet, die **Wünſche** alleine auf das Mögliche eingeſchrancket werden. Wir **wünſchen**, was uns oder andern ſchmeicheln kan; wir **begehren**, was uns dienen kan; wir **verlangen**, was wir hochſchätzen, und wir laſſen uns **gelüſten**, was uns wohlgefällt. Der Krancke läßt ſich öfters ſchädliche Dinge **gelüſten**; und dennoch hat er ein ungeduldiges **Verlangen** nach der Geſundheit. Mancher **wünſchet** ſich ſelber etwas, das er ſich ſchämete zu **begehren**. **Wünſchen** iſt die Arbeit der Faulen, und machet niemand reich. Die Liebe **wünſchet** jedermann gutes, weil ſie es jedermann gönnet. Die Vergnüglichkeit **begehret** nichts, was ſie entbehren kan. Der Reiſende hat ein ſehnliches **Verlangen** nach ſeinem Vaterland; die Geduld mäſſiget das **Verlangen**. Die Keuſchen laſſen ſich nach nichts unerlaubten **gelüſten**.

Nutzen,

Nutzen, Gewinn, Vortheil.

Der **Nutzen** erwächst aus dem Gebrauche und Genuß der Dinge. Der **Gewinn** beziehet sich auf den Reichthum und dessen Vermehrung. Der **Vortheil** besteht in einer Beförderung der Ehre und Bequemlichkeit. Die Arzney hat keinen **Nutzen**, wenn sie nicht gebrauchet wird; doch bringet sie dem Arzt **Gewinn**. Ein unrechtmäßiger **Gewinn** kan der Ehre **höchstnachtheilig** seyn. Es ist vor einen Liebhaber der Wissenschaften **vortheilhaft**, wenn er eine zahlreiche Bibliotheck besitzet; und der Buchhändler kan mit einer solchen viel **gewinnen**; aber sie bringet keinen **Nutzen**, wenn sie nicht, oder nicht recht gebraucht wird.

Unnütz, vergeblich.

In dem fünfzehnten Stücke der Critischen Beyträge von Leipzig Art. VI. Bl. 406. findet sich eine Critische Untersuchung von dem Unterschiede dieser sonst vor gleichgeltend gehaltener Wörter. Der gelehrte Verfasser dieser Untersuchung hat die Sache ziemlich wohl eingesehen, dabey aber seine Begriffe nicht genugsam ausgeführet und bestimmet. Man erkennet wohl, daß diese beyden Wörter zuweilen von einander unterschieden sind, und ohne Veränderung des Verstandes nicht könnten mit einander verwechselt werden; aber wie weit sich dieser Unterschied erstrecke,

darüber iſt er ſelbſt noch ziemlich ungewiß. Ich will verſuchen, ob ich dieſe Verſchiedenheit etwas näher beſtimmen, und zugleich auch anweiſen könne, ob und wieferne beyde mit einander übereinkommen, und wo nicht mit einander verwechſelt, doch von einer Sache gebraucht werden können.

Was er von dem Urſprung dieſer Wörter erinnert, hat ſeinen guten Grund; wenn er lehret, **vergeblich** ſey ſo viel, als gleich wie **weggegeben**, wie fortgethan, als wenn es dahin genommen wäre. Zu deſſen Bekräftigung will ich nur beyfügen, daß ſchon Martinius in ſeinem Lexicon über das Wort Frustra angemercket hat, das deutſche Wort **Vergebens** ſey ſo viel, als donando, δωρεὰν. Wie dann noch heut zu Tag an einigen Orten in der Schweitz **vergäbes** für δωρεὰν, gratis, d. i. **ohne Abſicht auf einige Wiedergeltung** gebraucht wird; welche Art zu geben durch **Schencken** ausgedrücket wird. Dieſem zufolge ſchlieſſet der Begriff, der durch das Wort **Vergeblich** ausgedrücket wird, einerſeits etwas ein, das von uns herkömmt, und nach unſrer Abſicht, eine gewiſſe Würkung haben und thun ſollte, die wir als eine Wiedergeltung anſehen können. Dieſes lieget in dem Stamm-Wort **Geben**, ſo ferne es eine Handlung bedeutet, die uns einer Sache, welche uns zugehörte, beraubet, welche aber allemahl mit der **Abſicht**, etwas da-

dadurch zu erlangen, verknüpfet ist. Weil aber das unzertrennliche Vorwörtchen **Ver** einen Verlust oder eine Zernichtung bezeichnet, so wird das zusammengesezte Wort **Vergeblich** zu einem termino negante, und schliesset die Absicht der Wiedergeltung, oder die Wiedergeltung selbst gänzlich aus. Demnach ist **vergeblich** so viel, als ohne Hoffnung einiger Wiedergeltung, oder auch ohne den Erfolg dieser Wiedergeltung. Weil wir nun das, was wir hoffen, insgemeine schon einigermassen für das unsre halten, und uns gewissermassen ein Recht dazu anmassen; so achten wir es auch für einen würcklichen Verlust, wenn wir in unsrer Hoffnung betrogen werden, und dasjenige nicht erlangen, was wir entweder erwartet haben, oder doch wenigstens einigermassen verdienet zu haben vermeinen, daher auch das Wort **Vergeben** öfters so viel ist, als durch Unvorsichtigkeit und Selbstbetrug verlieren: Z. Er. sein Recht vergeben. Zuweilen hat der Gebrauch nur auf die Ausschliessung und Beraubung oder Entäusserung einer Sache gesehen, die wir entweder würcklich besitzen, oder uns herzulegen pflegen, und daher dieses Wort **Vergeben** für **zernichten, vertilgen**, genommen. z. Ex. **Einem mit Gift vergeben**; und in dem Gebethe des Herrren, **die Schulden vergeben.**

Wenn wir nun das Wort Unnütz, welches mit diesem für gleichgültig geachtet wird, ebenfalls in seinem Ursprung betrachten, so werden wir finden, daß diese beyden Wörter nichts weniger als gleichgültig sind. Unnütz ist, wie der gelobte Verfasser wohl anmercket, was ohne Nutzen ist, was zu nichts tauget: Es siehet hiemit auf den Gebrauch, den man von einer Sache nach der Beschaffenheit ihrer Natur machen könnte; wenn sie nun so beschaffen ist, daß man davon keinen Gebrauch machen kan, so ist sie unnütz. Das Unnütze schliesset hiemit diejenige Beschaffenheit einer Sache aus, die erfodert wird, wenn sie uns einigen Vortheil bringen soll. Das Vergebliche schliesset alle Absicht der Wiedergeltung aus. Das Unnütze siehet auf den Gebrauch gegenwärtiger Dinge: Das Vergebliche auf die Absicht einer erfolgenden Würckung oder Belohnung. Das Unnütze gründet sich auf die Natur der Sachen, welche gewiß und unveränderlich ist; das Vergebliche aber auf unsre Absichten, die gantz ungewiß sind, und leicht fehl schlagen können. Unnütz beziehet sich auf Sachen, die als wesentliche Dinge angesehen und in ihrer Natur betrachtet werden; vergeblich aber beziehet sich alleine auf Handlungen und Verrichtungen, die wir in ihren Folgen und Würckungen betrachten.

Wenn

Wenn also von Sachen die für sich selbst bestehen, als von solchen, die Rede ist, die man nur in Ansehung ihres Gebrauches betrachtet, so müssen sie entweder **nützlich** oder **unnütz** genennet werden; z. Ex. ein unnützer Mensch; ein unnützes Buch; wenn das Saltz seine Schärfe verleurt, so ist es unnütz. Von solchen selbstbeständigen Dingen kan in dieser Absicht das Adjectivum **Vergeblich** gar nicht gebraucht werden, weil da keine Absicht auf einige erfolgende Würckung oder Wiedergeltung platz hat. Man sagt nicht, ein **vergebliches Buch**, **vergebliches Saltz**; das wäre eben so ungereimt, als ein Buch, Saltz, ohne Hoffnung der Wiedergeltung. Also kan etwas **nützlich** oder **unnütz** seyn, von welchem man gar nicht sagen kan, daß es vergeblich oder nicht vergeblich sey, weil dabey keine Absicht auf eine verhoffte Würckung platz hat.

Wenn aber von Würckungen und Handlungen die Rede ist, bey welchen nothwendig eine gewisse Absicht und Erfolg platz haben, sie mögen jezo durch Verba, als hoffen, wünschen, sorgen, sich freuen, trauren ꝛc oder durch Substantiva verbalia, als **Hoffnung**, Gang, Wunsch, Sorge, Freude, Traurigkeit ꝛc. ausgedrücket werden, so braucht man das Bey- und Neben-Wort **Vergeblich**; wenn man anzeigen will, daß die Ab-

ſichten bey der Hoffnung, Sorge, Freude ꝛc. fehl geſchlagen, und man ſich betrogen befunden habe.

Nun kan etwas **vergeblich** ſeyn, d. i. die Abſicht verfehlen, und dennoch in ſich ſelbſt betrachtet **nützlich** ſeyn: Sonſt müßten alle nützlichen Abſichten nothwendig zu ihrem Zwecke gelangen. z. Ex. Man kan einem Menſchen einen guten und nützlichen Rath ertheilen, aber wenn er ihm nicht folget, ſo iſt der Rath vergeblich. So iſt überhaupt aus der Erfahrung bekannt, daß die heilſamſten und nützlichſten Vorſtellungen öfters gantz vergeblich ſind, weil ſie kein Gehör finden. Surdo fabulam. Hergegen kan etwas, das **nicht vergeblich** iſt, ſondern die nach der Abſicht erfoderliche Würckung thut, und den vorgeſetzten Zweck erreichet, an ſich höchſt ſchädlich ſeyn, ſonſt müßten alle ſchlimmen und böſen Abſichten nothwendig fehl ſchlagen; z. Ex. wenn einer Gift nimmt, in dem Abſehen, ſich das Leben zu verkürtzen, und es thut ſeine Würkung, ſo hat er es nicht vergeblich genommen; niemand aber wird ſagen, daß dieſe Abſicht an ſich ſelbſt betrachtet **nützlich** ſey. Folglich iſt das, was unnütz iſt, nicht nothwendig vergeblich; noch das, was vergeblich iſt, nothwendig unnütz.

Und darauf beruhet nun der Unterſchied dieſer beyden Wörter. Mithin muß man ungeach-

achtet dieſes Unterſchieds zugeſtehen, daß öfters eine Handlung, in ihrer Abſicht, Erfolg und Würckung betrachtet, zugleich könne unnütz und vergeblich genennet werden. Der Grund davon iſt, weil öfters ſolche Handlungen, deren Abſichten und Würckungen gantz ohne Nutzen ſind, zugleich fehlſchlagen und mißlingen können, ſo daß man ſeine Abſicht nicht erreicht, weil die verhoffte Würckung zurückebleibet. So ſagt man öfters, eine unnütze und vergebliche Sorge, Bemühung, Arbeit; ein unnützes und vergebliches Geſchwätze. Es giebt nemlich Sorgen, die erlaubt und nützlich ſind, die aber dennoch vergeblich ſeyn können, wenn man nemlich damit nichts ausrichtet. So iſt z. E. die Sorge eines Vaters für ſeine Kinder eine nützliche Sorge, aber ſie kan durch der Kinder Schuld ihres Zweckes verfehlen, und alsdann wird ſie vergeblich. Im Gegentheil giebt es Sorgen, die das Hertz nagen und dem Verſtand im Lichte ſtehen, mit denen wir aber nichts ausrichten, und die eben darum zugleich vergeblich ſind. So wäre die Bemühung, den Sand am Geſtade des Meeres zu zehlen, oder die gröſte unter allen möglichen Zahlen zu beſtimmen, eine unnütze und zugleich vergebliche Mühe; vergeblich, weil es unmöglich; und unnütz, weil dieſe Wiſſenſchaft, wenn ſie gleich möglich wäre, dennoch dem menſchlichen Leben

keinen Nutzen bringen würde. Ein unnützes Geschwätze nennen wir ein solches, das wir ohne Schaden und Abbruch unsrer Erkenntniß und Erbauung missen könnten, als da lähre und schlüpfrige Wortspiele sind: Wird nun ein solches Geschwätze unter verständigen und tugendhaften Leuten getrieben, so wird es gewißlich keinen Eingang finden, und also vergeblich seyn.

Aber auch in diesem Falle, wenn schon diese beyden Beywörter von einer Sache gebraucht werden, folget darum keinesweges, daß sie einerley seyn; vielmehr muß man eben daraus schliessen, daß sie nicht gleichgültig seyn, weil beyde von einer Sache gebraucht werden; denn sonst wäre es eben so lächerlich, als wenn einer sagen würde, diese Sorge ist unnütz und unnütz; oder vergeblich und vergeblich. Zudem ist ja schon erwiesen worden, daß sie nicht allemahl und nothwendig mit einander verknüpfet seyn, und öfters eines ohne das andere bestehe: Und ob sie gleich eine gewisse Beziehung auf einander haben, in so ferne sie in einer Sache zugleich bestehen, so setzet eben diese abwechselnde Beziehung eines gegen dem andern einen gewissen Unterschied voraus, welcher darinne bestehet, daß sie nicht in einer gleichen Absicht von einer Sache gesagt werden, zumahlen da das Unnütze seine Beziehung hat auf die Natur

und

und Beſchaffenheit einer Abſicht oder Handlung, in ſo ferne dieſelbe dienen kan, die Glückſeligkeit eines Menſchen zu befödern; das Wörtchen Vergeblich hingegen auf den Erfolg und die Würckung einer Handlung, in ſo ferne ſie mit der Abſicht übereinſtimmet. Bey dieſer Verſchiedenheit aber ſtehen ſie zuweilen in einer Verwandtſchaft, wie das antecedens und conſequens, oder auch wie cauſa und effectus. So iſt nach dem oben gegebenen Exempel ein unnützes und leichtſinniges Geſchwätze bey Verſtändigen aus keinem andern Grunde verwerflich und vergeblich, als weil es ſo unnütz beſchaffen iſt. Hingegen könnte das Zehlen des Meer-Sandes unnütz ſeyn, wenn es gleich möglich und nicht vergeblich wäre.

Wollte aber jemand einwenden, daß vielleicht ein Ding in einer gleichen Abſicht genommen zugleich könne unnütz und vergeblich ſeyn, indem ja eine Handlung, die entweder gar keine, oder eine ganz andere Würckung thut, als wir vorgehabt und gehoffet haben, in dieſer Abſicht auf den Mangel des gewünſchten Erfolgs, keinen Nutzen bringen kan; als z. Ex. wenn ein Alchymiſt ſich vorſetzet, den Stein der Weiſen zu finden, und er ſiehet hernach ſelbſt, daß er ſich in ſeiner Hoffnung betrogen, hiemit vergeblich gearbeitet habe, ſo könne man ja eben aus dieſer Urſache auch

ſagen, daß alle ſeine Arbeit zugleich unnütz geweſen ſey, weil er ſeine Abſicht nicht erreicht habe; Eben ſo wenn ein guter Rath nicht Gehör finde, ſo könne er ja unmöglich was helfen oder nützen. Folglich könne alles in einer gleichen Abſicht unnütz genennt werden, was vergeblich geweſen, weil das Wort Vergeblich den Begriff des Unnutzen nothwendig einſchlieſſe. Dieſen ſcheinbaren Einwurff zu heben, muß ich unterſchiedliches erinnern; und erſtlich zwar muß ich anmercken, daß die angeführten Gründe und Exempel, wenn man gleich nichts daran auszuſetzen hätte, dennoch nicht erweiſen, daß unnütz und vergeblich vollkommen gleichgültige Wörter ſeyn, von denen eines eben ſo viel zu bedeuten habe als das andere; alldieweil dieſer Einwurff ſelbſt einen gewiſſen Unterſchied zwiſchen beyden Prædicatis anweiſet, wenn er folgert, daß man, in einer gleichen Abſicht auf den Erfolg, erſt dann ſagen könne, daß eine Handlung unnütz ſey, wenn man zuerſt erfahren habe, daß ſie ihren Zweck nicht erreicht, ſondern gantz vergeblich geweſen ſey; und dabey geſtehet, daß ſie darum unnütz könne genennet werden, weil eine Abſicht, die fehlſchlägt, den verhofften Nutzen nicht gewähren kan. Iſt dieſes nicht ſo viel geſagt, als vergeblich und unnütz ſeyn unterſchieden, wie antecedens und conſequens, und wer-

werden nicht in einer gleichen Abſicht von einer Sache gebraucht. Zweytens muß man bey einer jeden Handlung drey Dinge ſorgfältig unterſcheiden, nemlich die Abſicht, die Handlung ſelbſt, und den Erfolg. Nun mag die Abſicht beſchaffen ſeyn, wie ſie will, ſo kan ſie nicht vergeblich genennet werden, bevor man weiß, daß dieſelbe fehlgeſchlagen; hiemit kan eine Handlung in ihrer Abſicht nützlich, oder unnütz ſeyn, aber dieſelbe kan unmöglich zugleich vergeblich ſeyn, wenn man ſie nicht mit dem Erfolge vergleichet. So kan auch eine Handlung an ſich ſelbſt betrachtet gut oder unnütz ſeyn, aber ſie iſt niemahls zugleich vergeblich, wenn der Erfolg der dabey gehabten Abſicht ein Genügen thut. Folglich kan eine Handlung, was ihre Abſicht und die Natur der Handlung ſelbſt betrift, niemahls aus eben demſelben Grund vergeblich genennt werden, um deſſentwillen ſie unnütz genennet wird; weil vergeblich ſich alleine auf den Erfolg einer Handlung beziehet, da man aber von der Abſicht und der Handlung ſelbſt, ohne auf den Erfolg mitzuſehen, ſagen kan, daß ſie nützlich oder unnütz ſeyn. So iſt z. Er. die Arbeit eines Alchymiſten, der den Stein der Weiſen ſuchet, in ihrer Abſicht nützlich, weil das, was er ſuchet, vielfältigen Nutzen bringen würde; auch kan dieſe Arbeit ſelbſt, ſo wohl an ſich ſelbſt betrachtet, als etwann zufälliger Weiſe

nutz-

nutzbar ſeyn, wie die Erfindung des Dresdniſchen Porcellans zeiget: Aber vergeblich kan ſie nicht eher genennet werden, biß man die Unmöglichkeit, ſeine vorgeſetzte Abſicht zu erreichen, entweder begreift, oder erfährt. Betrachten wir endlich eine Handlung alleine in Anſehung ihres Erfolgs und ihrer Würkung, in welcher Abſicht ſie alleine kan vergeblich genennet werden, und es wollte jemand den Nutzen einer Handlung, nicht nach der Güte der Abſichten, der innerlichen Moralität und des möglichen Gebrauches der Handlung ſelbſt, ſondern alleine nach dem Erfolge und der Würckung derſelben achten und abmeſſen, und alſo nur diejenigen Handlungen nützlich nennen, die nach unſren Abſichten ausſchlagen; ſo wären freylich in ſolchem Sinne unnütz und vergeblich nicht weit von einander unterſchieden, und beynahe gleichgültig. Alleine dieſe Bedeutung des Worts Nützlich wäre wider allen Gebrauch, und würde in der Sittenlehre ſelbſt eine groſſe Verwirrung anrichten. Kein Weiſer wird jemahls den Nutzen ſeiner Unternehmungen nach dem Ausgange abmeſſen, ſondern denſelben in den guten Abſichten und recte factorum conſcientia ſuchen, und den Ausgang Gott und der Zeit anheimſtellen: Es heißt bey ihm, præſtare culpam poſſum, eventum non poſſum. Und wer wollte alles dasjenige unnütz nennen, was nicht nach unſren Abſich-

ſichten und Wunſch ausfällt, und hiemit behaupten, daß das Wort Vergeblich den Begriff des Unnützen nothwendig in ſich einſchlieſſe.?

Mithin müſſen wir nicht vergeſſen, noch ferner anzumercken, daß es an ſich ſelbſt betrachtet gleichgültige Handlungen giebt, die aber nach ihren Abſichten gantz eigennützig ſind; dergleichen Handlungen können ſchwerlich in einer andern Abſicht, als auf den Erfolg und die Würckung entweder nützlich oder unnütz genennet werden. Ich will es mit einem Exempel erläutern: Sein Geld ausgeben, iſt an ſich ſelbſt betrachtet eine gantz gleichgültige Handlung, aber die Abſicht und der Erfolg kan dieſelbe nützlich oder gantz unnütz machen. Ich ſetze den Fall, daß ein geſchickter Mann, der durch ſeine Verdienſte nicht empor kommen kan, ſein gantzes Erbgut anwendet, ſich Gönner zu mieten, die ihm zu einer anſehnlichen und einträglichen Bedienung beförderlich ſeyn. Muß nicht ein ſolcher den gantzen Nutzen ſeiner Handlung von dem Erfolg und Ausgang erwarten? Erreichet er ſeine Abſicht, ſo kan man ja von ihm mit Recht ſagen, er habe ſein Geld weder unnütz noch vergeblich angewendet; oder wie Canitz ſich ausdrücket:

Ein ſolcher, der ſich ſchaut in ſo erwünſchtem Stand,
Hat nicht ſein Vater-Gut vergeblich angewandt.

Hin-

Hingegen wenn er seine Absicht nicht erreichet, so wird man mit demselben Recht sagen können, er habe sein Gut vergeblich und darum auch unnütz angewandt. Und in diesem Fall scheinet es allerdings, daß unnütz und vergeblich als gleichgültige Wörter können gebraucht werden. Ich will dieses auch, was den Gebrauch derselben in gewissen Fällen betrifft, gerne einräumen; dabey aber noch eines und das andere erinnern, welches zeigen wird, daß diese Wörter auch bey diesem gleichgültigen Gebrauche, in Ansehung der Absicht und Bedeutung, nicht vollkommen gleichgültig, oder von einem gleichen Umfang seyn. Und zwar erstlich ist in dem oben gegebenen Exempel, die Absicht durch Anwendung seines Gelds sein Glück zu befödern, an sich selbst betrachtet, schon eine nützliche Absicht, weil sie als eine solche einen grossen Gewinn und Vortheil als möglich vor Augen stellet. Denn man muß bey einer blossen Absicht keinen würcklichen Nutzen und Vortheil suchen; sonst könnte eine Absicht für sich selbst weder nützlich noch unnütz genennet werden. Wenn demnach diese Absicht fehlschlägt und vergeblich ist, so kan man zwar in Ansehung des verhofften würcklichen Nutzens wohl sagen, daß die Handlung zugleich unnütz sey; aber wenn man sie in ihrer Absicht betrachtet, so muß man sie in diesem Sinne nützlich nennen, weil es nicht unmöglich gewesen, daß

die

die verlangte Würckung hätte erfolgen können. Zweytens muß ich anmercken, daß diese beyden Wörter auch in Absicht auf den würcklichen Erfolg des gesuchten Nutzens nicht allein als gleichgültig mit einander können verwechselt, sondern auch allemahl beyde zugleich gebraucht werden, welches zufolge der oben gegebenen Anmerckung genugsam zeiget, daß diese Wörter nicht vollkommen gleichgültig, und nicht in einer gleichen Absicht von einer Sache gebraucht werden. Welches sich drittens noch klärer daraus zeiget, weil eine solche Handlung in Absicht auf ihre Würckung eben darum unnütz kan genennet werden, weil sie vergeblich ist, welches allezeit einen Unterschied wie inter antecedens & consequens voraussetzet: So wird das Geld vergeblich angewandt, wenn man damit die Absicht nicht erreicht, die man zu erreichen gehoffet hat; unnütz aber, weil man davon keinen Vortheil hat; welches zwo gantz verschiedene Absichten sind.

Ich muß noch zum Beschluß anmercken, daß meines Erachtens unnütz und unnützlich von gantz verschiedenem Umfange seyn. Unnütz schliesset allen ersinnlichen und möglichen Nutzen, den man von etwas erwarten kan, aus; als z. Ex. ein unnützer Mensch, d. i. nequam, qui nec quicquam prodest. Hingegen unnützlich schliesset nicht allen, sondern nur einen besonders vorgesehnen Nutzen aus,

aus, und wird in einer absonderlichen Absicht gebraucht; z. Er. Das ist hiezu unnütz lich, wenn es in andern Absichten nützlich seyn kan; welches auch die angehengte Endung lich anzeiget, und so viel ist, als gleich als wenn es unnütz oder ohne Nutzen wäre, wodurch der Begriff des Unnützen eingeschränket und gemildert wird.

Umsonst, vergeblich.

Dieses ist ein Par Wörter, die öfters mit einander als gleichgültig können verwechselt werden, die aber dennoch nicht vollkommen einerley sind. z. Er. Wenn ich sage, er thut nichts **umsonst**, und er thut nichts **vergeblich**, so will jenes sagen, er thut nichts ohne einen bedingten und gewissen Lohn: dieses aber, er thut nichts, was ihm nicht gelingt. **Vergeblich** siehet hiemit auf den Ausgang und dessen Uebereinstimmung mit der Absicht, sie mag nun beschaffen seyn, wie sie will. **Umsonst** hingegen siehet auf den Nutzen, den man von seiner Arbeit, als einen gewissen Lohn, ziehen kan. So sprechen jene: Ist es umsonst, daß man Gott diene? Denen antwortet Paulus: Nein, es ist nicht umsonst; denn die Gottseligkeit hat Verheissung des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens. Hingegen wenn ich sage, das ist nur eine vergebliche Furcht, so will es nichts anders sagen, als das böse, so er befähret, wird

wird nicht erfolgen. Wenn demnach die Abſicht einer Handlung auf eine Würckung oder einen Erfolg zielet, der an ſich ſelbſt betrachtet, als ein Gewinn, Nutzen, oder verdienter Lohn kan angeſehen werden, ſo können dieſe Wörter **Umſonſt** und **Vergeblich** in dieſer Abſicht mit einander verwechſelt werden. z. Ex. Wenn Chriſtus von den Phariſäern ſagt: Vergeblich dienen ſie mir, dieweil ſie lehren ꝛc. So konnte er in gleichem Sinne ſagen: Es iſt umſonſt, daß ſie mir auf dieſe Weiſe dienen, d. i. wenn ſie ſich wegen dieſes Dienſts einen Lohn verſprechen, ſo betriegen ſie ſich in ihrer Hoffnung. Man kan ſagen, daß aller Unterſchied dieſer zweyen Wörter in der verſchiedenen Abſicht beruhe, da das Wörtchen Umſonſt alle Urſachen, die uns bewegen könnten, eine Handlung zu unternehmen; das Wörtchen **Vergeblich** aber den vorgeſtellten Erfolg und die gehoffte Würkung ausſchlieſſet. Weil nun der Erfolg und die Würckung einer Handlung, wenn man ſich dieſelbe als vortheilhaft vorſtellet, öfters einen Bewegungs-Grund mit abgeben kan, um deſſentwillen wir etwas unternehmen, ſo können freylich dieſe zwey Wörter in dieſer Abſicht als gleichgültig genommen werden; wiewohl ſich allemahl noch einiger Unterſchied unter ihnen befindet, daher ſie nicht nur mit einander verwechſelt, ſondern auch von einer Handlung zugleich gebraucht wer-

den können: z. Er. Er bemühet ſich umſonſt und vergebens, d. i. ohne Urſach und ohne Fortgang, es iſt kein genugſamer Grund, der ihn dazu bewege, und ſeine Bemühung wird ihm nicht gelingen. Wenn wir den Urſprung des Wörtgens **Umſonſt** in Erwegung ziehen, ſo werden wir in dieſen Gedancken noch mehr beſteiffet. Es ſtammet unſtreitig von dem Nebenwort **Sonſt**, welches nach Martinii Anmerckung ſo viel iſt als ἄλλως, aliter, aliorsu; **anderſt**, welches in einigen Provinzen für ſonſt gebraucht wird. Das unzertrennliche Vorwörtchen iſt **Um**, circa; folglich iſt **umſonſt** q. περὶ τὸ ἄλλως, circa aliquid, quod aliter factum oportuit, aliter quam fieri debuit. Sehen wir auf den Gebrauch des Stammwörtchens **Sonſt**, ſo werden wir finden, daß es überall eine Bedingniß oder Urſache, cauſam vel conditionem ſine qua non bedeutet. z. Er. Du muſt mir ſchreiben, ſonſt antworte ich dir nicht. Daher auch das zuſammengeſezte **Umſonſt** die Urſach oder Bedingniß als ein terminus negans ausſchlieſſet.

Aus dieſem kleinen Verſuche kan man ſehen, wie daß die Begriffe öfters ſo nahe an einander gräntzen, und einer mit dem andern ſo enge verwandt iſt, daß ſie nur in einer gewiſſen Abſicht, oder in einem einzigen Umſtand von einander unterſchieden ſind; dennoch hebet dieſer kleine Unterſchied alle Gleichgültig-

gültigkeit unter den Begriffen und hiemit auch unter den Wörtern, womit die Begriffe bezeichnet werden, auf, also daß man nicht in allen Absichten und Umständen einen Begriff für den andern oder ein Wort für das andere setzen kan, ohne Abbruch der Wahrheit, und Uebereinstimmung der Bilder mit ihren Urbildern. Daher entstehet dann eine nothwendige Wahl nach jeder Gelegenheit die Wörter nach dem guten Geschmack und in einer netten Uebereinstimmung mit demjenigen zu setzen, was man zu verstehen geben will. Weil aber der Unterschied zwischen den Wörtern meistens so gering ist, und bey solcher grossen Uebereinstimmung nur von scharfsinnigen Köpfen gemercket wird, indem er mehrmahl bloß auf einem etwas höhern Grad der Deutlichkeit oder des Nachdruckes, auf einer mehrern Erweiterung oder Einschränkung, oder nähern Bestimmung beruhet; so ist sich nicht so sehr zu verwundern, daß unter Leuten, die keine deutliche Erkenntniß haben, der Wahn von der Gleichgültigkeit einiger Wörter und Redensarten aufgebracht und ernehret worden. Mithin aber ist eine solche Verwirrung um so viel weniger zu dulden, wenn eine Sprache nicht zur Noth alleine, sondern zur Unterweisung des menschlichen Geschlechts als eine Lehrerin der Weißheit, und zur Zierde gebrauchet werden soll.

Ich habe schon oben Anregung gethan, daß einige Schul-Lehrer, welche den Irrthum von der vollkommenen Gleichgültigkeit der Wörter und Redensarten in einer Sprache fortgepflantzet haben, vermeinen, darinn eine Quelle eines besondern Ergetzens gefunden zu haben, sie sagen, die Wiederholung einerley Thones der Wörter sey gantz widrig und in dem Ohre verdrüßlich; solche könne aber nicht anderst vermieden werden, als durch die Einführung gleichgültiger Wörter und Redensarten, man könne durch ihre Abwechselung dem Eckel vorbiegen, und ein angenehmes Ergetzen in die Rede bringen. Alleine da einestheils die Sprache nicht erfunden worden, das Gehöre zu belustigen, sondern den Verstand mit Begriffen anzufüllen, und anderntheils die gleichgültigen Wörter bey aller Verschiedenheit des Thones in Ansehung ihrer Bedeutung, als des wesentlichen Theiles, einerley sind, so wäre es wahrhaftig klüger gehandelt, wenn man mehr für das Ergetzen des Verstandes, als des Gehöres besorget seyn, und durch einen geschickten Absatz der Begriffe lieber dem Eckel des Verstandes, als der Ohren abhelffen würde. Wenn die Gedanken und Vorstellungen immer einerley sind, was hilft es, daß die Thöne und Zeichen geändert werden? Man stelle sich eine Biblio-

bliotheck vor, wo die Bände so verschieden sind, daß unter etlichen hunderten kaum zwey Bücher von einerley Bande zu finden sind; der Innhalt aber ist in allen einer, in einem ist eben das enthalten, was in den übrigen; wird die Gleichheit des Inhaltes nicht einen gantz widrigen Eindruck verursachen, und wird wohl die Verschiedenheit in dem äusserlichen denselben vermindern oder zerstreuen können? Wenn die Wiederholung eines Gedanckens und Begriffes nothwendig ist, so ist die Wiederholung desselben Thon-Zeichens eben so nothwendig, und der Gebrauch eines andern gleichgültigen Thon-Zeichens würde denselben Begriff, den ich nothwendig achte wieder hervorzubringen, nicht so leicht und so geschwinde herstellen, sondern die Veränderung des Thones würde mich einige Veränderung in dem Begriff vermuthen lassen. Zudem ists ohne Grund, daß alle Wiederholung eines gleichen Wortes schlechterdings widrig und verdrüßlich sey. Zuweilen erfodert die Deutlichkeit eine solche Wiederholung, zuweilen der Nachdruck der Rede, anderemahl der Affect der Redenden, wie Quintilianus solches im neunten B. in dem Capitel von den Figuren der Rede, weitläuftig ausgeführet hat. Und der Abt Girard hat in seiner Vorrede die Vornenn-Wörter, die Artickel, und die Präpositio-

nen als Exempel angeführet. Er sagt: „ Wenn ein Wort mißfällt, wenn dasselbe „ wiederholet wird, so geschiehet es nicht, „ weil es in das Ohr erthönet, sondern „ weil es schon in dem Geist erthönet hat, „ welchem alles verdrüßlich und widrig ist, „ was sich ihm nicht mit der Anmuth der „ Neuheit vorstellet. Daher kömmt die „ Einführung gewisser Wörter, die man „ Vornenn-Wörter heisset, welchen der „ Gebrauch kein anders Ammt aufgeleget „ hat, als mittelst eines einfältigen Anzu- „ ges den Begriff von der Person oder „ der Sache, von der man redet, wieder „ hervorzubringen, ohne daß ihr Nahme wie- „ derholet, oder der Begriff selbst nochmahls „ vorgestellet werde. Aus derselben Ursa- „ che werden auch die Wörter, die man „ Artickel und Präpositionen nennet, öfters „ mit Anmuth wiederholet; weil ihre eige- „ ne Kraft bloß in einem Anzeigen bestehet, „ welches an ihm selbst nichts bestimmet, „ und allemahl neu scheinet, wenn die Sa- „ che, die angezeiget wird, neu ist. „ Aus welchem er folgenden Schluß zieht: „ Das „ ist ein klares Beweißthum, daß ein Wort „ die Annehmlichkeit, die es in der Rede „ hat, vielmehr von der Verschiedenheit „ in der Bedeutung, als von dem Thone „ der Buchstaben empfängt, und daß nichts „ anders, als die Vielheit der Begriffe,

„ die

„ die Vielheit der Wörter gebiehrt, und „ gebähren muß. „

Mithin iſt nicht zu leugnen, daß ſolche gleichgültig-ſcheinende Wörter nicht zuweilen in gewiſſen Umſtänden, ungeachtet ihrer verſchiedenen Einſchränckung und abſonderlichen Beſtimmung, bequem mit einander können verwechſelt werden. Dieſes kan geſchehen, ſo oft als die beſondere Einſchränkung dem allgemeinen Begriffe, den man hervorbringen will, und der Abſicht der Rede keinen Eintrag thut, ſondern dieſelbe vielmehr emporhebet. Von dieſer Art ſind die ſo verſchiedenen Bedeutungen, welche der Gebrauch durch die Tropos eingeführet hat. Neben dem giebt es noch andere Mittel mehr, wodurch die Annehmlichkeit der Abwechſelung erhalten wird, als, die Umſchreibung, die Characteriſierung von einer weſentlichen Eigenſchaft, die Beywörter, die Figuren der Rede, und a. m. ſind; wovon Quintilianus im zehnten B. Cap. 1. Alia circuitu verborum plurium oſtendimus; quale eſt: *Et preſſi copia lactis.* Plurima vero mutatione figuramus; *ſcio*, *non ignoro*, & *non me fugit*, *non me præterit*, & *quis neſcit? nemini dubium eſt.* Sed etiam ex proximo mutari licet, nam & *intelligo*, & *ſentio*, & *video* ſæpe idem valent, quod *ſcio*: quorum nobis ubertatem ac divitias dabit lectio, ut non ſolum cum occurrerint, ſed etiam cum oportet,

ſtamur. Non ſemper enim hæc inter ſe idem faciunt, nec ſicut de intellectu animi recte dixerim *video*, ita de viſu oculorum *intelligo*: nec ut mucro gladium, ſic mucronem gladius oſtendit.

Der vierte Abſchnitt.

Von der Kunſt der Ueberſetzung.

Nutzen der Uebung im Ueberſetzen. Daß es in unterſchiedenen Sprachen gleichgültige Wörter und Redensarten habe. In dieſer Anmerckung beruhet die Kunſt des Ueberſetzens. Hauptgeſetze der Ueberſetzung, daß man weder in den Gedancken noch in der Form von dem Originale abweiche. Horatii Gedancken hierüber werden erkläret. Schwierigkeiten der Ueberſetzung, in Anſehung der Wahl des Originals, und der vollkommenen Einſicht in daſſelbe; noch mehr, wegen des Ausdruckes, der nicht mehr als einzel iſt, und wegen des beſondern und eigenthümlichen Characters einer jeden Sprache. Urſachen dieſes verſchiedenen Characters der Sprachen. Urſprung der Idiotismorum. Eintheilung derjenigen, ſo die Gedenckens-Art eines Volckes in der Form der Rede verurſacht. Nachtheil, den die Verabſäumung dieſer Idiotismorum in den Ueberſetzungen mit ſich bringt. Geſchicke der deutſchen Sprache zu Particular-Redens-Arten. Misverſtand vieler deutſcher Ueberſetzer, die Pflichten des Ueberſetzers betreffend. Eines Unbekannten, der eine Probe der Ueberſetzung der Eneis bekannt gemacht hat, geſunde Grundſätze von dem Ueber-

Ueberſetzen. Schwartzens unbegründete Begriffe von dieſer Kunſt. Prüffung der Ueberſetzungen Amthors und Schwartzen von einer Stelle der Eneis auf den Grund der Abſichten des Urhebers. Des Ungenannten pflichtmäſſige Ueberſetzung derſelben. Vorſchlag einer critiſchen Ueberſetzung, da man Rede und Antwort von allen Abweichungen giebt. Warum man die Poeten lieber in ungebundener Rede überſetzen ſollte. Noch eine Stelle der Eneis, von Amthor und Schwartzen überſetzt, wird unterſucht. Eine Stelle aus Neukirchs Telemach wird wieder in Proſe überſetzt, und unterſucht. Ein Stücke aus Wincklers Ueberſetzung von den Vortheilen des hohen Alters wird mit einer neuen Ueberſetzung deſſelben in eine critiſche Vergleichung gezogen.

VIele andere haben vor mir das Ueberſetzen für eine höchſtnützliche Uebung angeſehen, dadurch man ſich unvermerckt eine Fertigkeit richtig zu dencken, und ſeine Gedancken mit gutem Vortheil und Nachdruck zu erklären, erwerben kan. Der jüngere Plinius hat dieſes von beſagter Arbeit in dem neunten Briefe des ſiebenden B. mit folgenden Worten gerühmet: Utile imprimis, & multi præcipiunt, vel ex Græco in Latinum, vel ex Latino vertere in Græcum: quo genere exercitationis proprietas ſplendorque verborum, copia figurarum, vis explicandi, præterea imitatione optimorum ſimilia inveniendi facultas paratur. Simul quæ legentem fefelliſſent, transferentem fugere non poſſunt. Intelligentia ex hoc & judicium acquiritur. Man

hat derowegen dieſe Uebung zu allen Zeiten für ein bequemes Mittel gehalten, wodurch der gute Geſchmack in der Beredſamkeit am ſicherſten fortgepflantzet, und der Reichthum einer Sprache befödert werden kan.

Die Materie des vorhergehenden Abſch. hat mich auf das Vorhaben geführet, von der Kunſt der Ueberſetzung abſonderlich zu handeln, indem ſie mir in die Gedancken gebracht hat, daß alleine in verſchiedenen Sprachen würcklich gleichgültige Wörter anzutreffen ſeyn, alſo daß ungleiche Sprachen nicht anderſt zu achten ſeyn, als ſo viele verſchiedene Sammlungen vollkommen gleich viel geltender Wörter und Redensarten, welche mit einander können verwechſelt werden, und, da ſie alleine in Anſehung ihrer äuſſerlichen Beſchaffenheit des Thones und der Figur von einander abweichen, ſonſt der Bedeutung nach mit einander völlig übereinſtimmen. Die Sprachen ſind ein Mittel, dadurch die Menſchen einander ihre Gedancken offenbaren können: Da nun die Gegenſtände, womit die Menſchen ſich in ihren Gedancken beſchäftigen, überhaupt in der gantzen Welt einerley und einander gleich ſind; da die Wahrheit, welche ſie mit dieſer Beſchäftigung ſuchen, nur von einer Art iſt; und da die Gemüthes-Kräfte der Menſchen auf eine gleiche Art eingeſchräncket ſind; ſo muß nothwendig unter den Gedancken

der

der Menſchen eine ziemliche Gleichgültigkeit ſtatt und platz haben; daher denn ſolche auch in dem Ausdrucke nothwendig wird.

Auf dieſem Grunde beruhet nun die gantze Kunſt, aus einer Sprache in die andere zu überſetzen. Von einem Ueberſetzer wird erfodert, daß er eben dieſelben Begriffe und Gedancken, die er in einem trefflichen Muſter vor ſich findet, in eben ſolcher Ordnung, Verbindung, Zuſammenhange, und mit gleich ſo ſtarckem Nachdrucke, mit andern gleichgültigen bey einem Volck angenommenen, gebräuchlichen und bekannten Zeichen ausdrücke, ſo daß die Vorſtellung der Gedancken unter beyderley Zeichen einen gleichen Eindruck auf das Gemüthe des Leſers mache. Die Ueberſetzung iſt ein Conterfey, das deſto mehr Lob verdienet, je ähnlicher es iſt. Darum muß ein Ueberſetzer ſich ſelber das harte Geſetze vorſchreiben, daß er niemahls die Freyheit nehmen wolle, von der Grundſchrift, weder in Anſehung der Gedancken, noch in der Form und Art derſelben, abzuweichen. Dieſe müſſen in einem gleichen Grade des Lichtes und der Stärcke unverändert bleiben, und nur die Zeichen derſelben mit gleich viel geltenden verwechſelt werden. Milton muß uns in der Ueberſetzung eben dieſelben erhabenen und verwunderſamen Bildniſſe und Schildereyen, in eben der Ordnung, wie in dem

Origi-

Originale, vorstellen, und in dem Gemüthe der deutschen Leser eben die hohen Begriffe und abwechselnden Bewegungen hervorbringen, welche sie wahrnehmen und empfinden würden, wenn ihnen die Zeichen bekannt wären, worinn der Ausdruck im Englischen eingekleidet ist.

Dieses sind eben die Gedancken, welche Flaccus in seiner poet. Dichtkunst beyläufig mit diesen Worten zu verstehen gegeben hat:

Nec verbum verbo curabis reddere fidus
Interpres. - - - - -

Denn man muß diese Worte in ihrem Zusammenhange nehmen. Horaz will hier zeigen, was vor ein grosser Unterschied zwischen einer freyen Nachahmung und einer gebundenen Uebersetzung schwebe. In dieser Absicht bestimmet er die Pflicht des Uebersetzers mit diesen Worten, ut verbum verbo curet reddere; hingegen erlaubet er der Nachahmung eine mehrere Freyheit, wenn er ausdrücklich sagt, daß diese zwo Uebungen, als die gantz verschieden sind, mit einander nicht müssen vermischet werden. Demnach ist es gantz ungereimt, und der Meinung des kunstlehrenden Poeten schnurgerade entgegen, wenn dieser Vers manchmahl so angeführet wird, als ob dem Uebersetzer darinne die Lehre ertheilet werde, daß

daß er ſich eben nicht allzu genau an den Ausdruck ſeines Originales zu halten habe, ſondern die Freyheit nehmen dörffe, ſich von demſelben nach belieben zu entfernen, wenn er nur überhaupt gleichmäſſige Gedancken zu vernehmen gebe. Durch dieſe Erklärung ſchreibet man Horatzen eine Meinung zu, die er nicht alleine mit dürren Worten verabſcheuet, ſondern die auch mit der Natur und den Abſichten einer Ueberſetzung ſtreitet; angeſehen ſolche darinn beſtehen, daß mittelſt der bloſſen Verwechſelung gleichgültiger Zeichen eben dieſelben Begriffe und Gedancken, und dieſelben Eindrücke in dem Gemüthe des Leſers, in gleicher Zahl, Maaß, und Kraft hervorgebracht werden. Da nun in einer wohlgeſetzten Urkunde kein müſſiges Wort zu finden iſt, das ohne Abbruch und Veränderung der Deutlichkeit, der Zierde, oder des Nachdruckes könnte weggelaſſen werden, da vielmehr ein jedes ſeine Nothwendigkeit in der Abſicht des Verfaſſers hat, die es auf gewiſſe Weiſe zu befödern dienet, ſo iſt ja nothwendig, daß ein Ueberſetzer alle Wörter und Ausdrücke des Originals wohl erwege, und keinen von denen Begriffen, ſo damit verknüpfet ſind, zurück laſſe, den er in ſeiner Ueberſetzung nicht auf demſelben Grade der Deutlichkeit und des Nachdruckes mit gleichgültigen Worten ausdrücke.

Dieſe

Dieſe Arbeit eines Ueberſetzers iſt indeſſen kein ſo leichtes Ding, als man ſich gemeiniglich einbildet. Sie ſetzet voraus, daß erſtlich einer einen feinen Geſchmack habe, die vortrefflichen Grundſchriften, welche in Anſehung, ſo wohl der Erfindung als des Ausdruckes einer ſolchen Mühe vor andern werth ſind, zu erkennen und zu unterſcheiden; denn dieſe Wahl laßt uns ſchon einigermaſſen zum voraus erſehen, wie viel wir der Geſchicklichkeit und Fähigkeit eines Ueberſetzers zutrauen können; hernach daß einer diejenige Sprache, aus welcher er überſetzen will, in ſeiner Gewalt habe, daneben eines aufgeräumten Kopfes ſey, und mit dem erſten Urheber in genauer Verſtandes-Bekanntſchaft ſtehe, in ſo weit, daß er eine genugſame und deutliche Einſicht in die Vollkommenheit ſeines Originales habe, und weil dieſe auf der künſtlichen Verbindung der Abſichten mit einander beruhet, daß er aus dieſen erkannten Abſichten um die Art, Kraft und Nothwendigkeit der abſonderlichſten Stücke und Bilder, in ihrer abgemeſſenen Einſchränckung aufs genaueſte Rede und Antwort geben könne. Das will ſagen, ein Ueberſetzer müſſe, bevor er an die Arbeit gehet, ſich in demjenigen Zuſtande befinden, in welchem der urſprüngliche Verfaſſer geweſen war, da er ſein Werck bey ſich würcklich in das gehörige Geſchicke gerichtet hatte, und es jezo an dem war, daß

er

er durch einen anſtändigen Ausdruck die Einbildungskraft ſeiner Leſer deſſen theilhaftig machete. Wer ſolche Vorbereitungen für nichts allzu ſchweres halten, und die Kunſt zu überſetzen nur an ſich ſelbſt betrachten wollte, wie ſie einzig und alleine auf eine Verwechſelung gleichgültiger Zeichen ankomme, den muß ich noch an zwey andere Dinge erinnern, welche dieſe Arbeit allerdings ſchwer machen. Das erſte, daß in einer Sprache keine gleichgültige Wörter und Redensarten gefunden werden, unter welchen eine freye Wahl platz hätte; folglich der Ausdruck, der einem gewiſſen und völlig beſtimmten Gedancken gemäß iſt, nicht vielfach, ſondern nur einzeln ſeyn könne: Nun iſt es keine ſo leichte Sache, den einzeln Ausdruck allemahl glücklich zu finden, zumahl in einer Sprache, die noch nicht recht angebauet iſt. Das andere, daß eine jede Mundart ihren eigentlichen und gantz beſondern Character habe, nach welchem ſie ſich von allen andern Mundarten unterſcheidet; daher es einem Ueberſetzer oft ſauer ankömmt, die Gedancken ſeines Originales ohne Verminderung des Nachdruckes und der Schönheit mit gleichgültigen Zeichen auszudrücken, welche in ſeiner Sprache nicht fremd klingen, und dem Character derſelben nicht Gewalt anthun.

Dieſes verſchiedene Merckmahl der Sprachen entſteht einestheils von dem Gebrauche,

der

der wegen und nach der verſchiedenen Lebensart und den eigenen Gewohnheiten der Völcker in einer jeden Sprache gewiſſe figürliche Ausdrückungen vor andern eingeführet und gleichſam eingeweihet hat, ſo daß dieſe ſich in keiner andern Sprache mit eben denſelben figürlichen Zeichen recht genau geben laſſen. Anderntheils kömmt dieſer Unterſchied von der verſchiedenen Gemüthes- und Gedenckens-Art ungleicher Nationen, welche ſich nothwendig in die Art zu reden ergieſſen, ich ſage noch mehr, derſelben ſich gleichſam einprägen muß. In dieſen beyden Quellen haben die Idiotiſmi ihren Urſprung, welche ſich darum in andern Sprachen nicht von Wort zu Wort geben laſſen, ſondern alleine dem Verſtande nach erkläret werden müſſen; und dieſe beſtehen zum Theil in abſonderlichen Wörtern, zum Theil in der Form gantzer Redensarten. Ich bin nicht geſonnen, mich hier in dieſer Materie zu vertiefen, ſondern habe meinem Vorhaben genug gethan, wenn ich an dieſem Orte, nur beyläuftiger Weiſe, einige allgemeine Anmerckungen, die ſich abſonderlich auf die Eigenſchaften der deutſchen Sprache beziehen, zuſammenfaſſe.

Was diejenigen Idiotiſmos angehet, welche in abſonderlichen Wörtern und Redensarten beſtehen, ſo hat der Gebrauch auch bey der deutſchen Nation gewiſſe verblümte und figürliche Ausdrückungen eingeführet, wel-

welche durch eine lange Gewohnheit unter uns ſo geläuftig worden, daß man den Grund ihrer Verwendung gäntzlich vergeſſen hat, und ſie in einer gewiſſen Bedeutung für eigentliche Wörter und Zeichen braucht. Ich zehle in dieſe Claſſe insbeſondere alle Haupt-Wörter, die auf Landes-Gebräuche und Sprüchwörter gebauet ſind, Verba ritualia & locutiones proverbiales; und von dieſen habe ich in dem zweyten Abſchn. ſchon gehandelt. Von den andern Idiotiſmis, die in einer gewiſſen Form der Rede beſtehen, welche von der Gemüthes- und Gedenckens-Art eines Volckes entſpringet, kan meinem Leſer nicht verborgen ſeyn, daß ſie in gewiſſe Capitel eingetheilet werden, worunter folgende die vornehmſten ſind; die Verwandelung der Infinitivorum und der Adjectivorum in Subſtantiva; eine gewiſſe Freyheit in der Verſetzung der Wörter aus ihrer ordentlichen Fügung; Ellipſes oder abgekürzte Ausdrücke, und Pleonaſmi, da ſolche etwas überflüſſiges an ſich nehmen; der Gebrauch der Participiorum oder Mittelwörter; die Zuſammenſetzung etlicher kurtzer oder einfacher Wörter in ein Wort. Und es iſt kein Zweifel, daß nicht die deutſche Mundart aller dieſer Idiotiſmorum auf gewiſſe Weiſe theilhaft ſey, oder werden könne: Alleine eine Sprache verſteht manchmahl nicht alle ihre Vortheile, oder vielmehr diejenigen, ſo in derſelben ſchreiben,

und reden, wiſſen ſich ſolcher aus Nachläſſigkeit oder Unbiegſamkeit nicht zu bedienen. Wenn ich gewiſſe neuere Ueberſetzungen der Deutſchen, von welchen viel Rühmens gemachet wird, bey mir ſelbſt betrachte, ſo muß ich zwar geſtehen, daß ihre Sprache fähig iſt, die Gedancken, die in fremden Sprachen vorgetragen worden, ziemlich glücklich vorzuſtellen; aber ich kan dabey nicht leugnen, daß nicht ihre Ueberſetzungen, gegen den Originalien gehalten, überhaupt matt, ſeicht, und plauderhaft ausſehen; weil ſie in denſelben alle Idiotiſmos, die in der Form der Rede beſtehen, mit einer ſchädlichen Behutſamkeit vermeiden, ſo daß der Nachdruck der Grundſchrift gemeiniglich durch weitläuftige und wortreiche Erklärungen verderbet wird: Und daher kömmt, daß man dieſen Ueberſetzungen weder den Character und die Eigenſchaften der deutſchen Mundart, noch der fremden Sprache, aus welcher man überſetzet, anmercken kan. Und hier kan ich mich nicht enthalten, dieſe flüchtigen Ueberſetzer mit Ernſt zu fragen, wenn ſie etwann aus einer Sprache, die eine Geſchicklichkeit in Participial-Conſtructionen beſitzt, überſetzet haben, ob ſie nicht gemercket, was vor eine nachdrückliche Kürtze dadurch in die Rede hinein gebracht werde; wenn ihnen dieſes nicht verborgen geblieben, ſo weiß ich nirgend hinzubringen, warum ſie ſo ſorglos geweſen,

dieſen

dieſen Nachdruck einer geſchickten Kürtze auch in ihrer Sprache zu behalten, und entweder auf eine gleiche Participial-Weiſe auszudrücken, oder auf eine andere Art zu erſetzen. Oder haben ſie überſehen können, daß die deutſche Sprache ſelbſt ein ziemlich bequemes Geſchicke zu dergleichen Conſtructionen hat, ſo muß ich ſie daran erinnern. So wohl das Mittelwort in der gegenwärtigen, als das in der vergangenen Zeit können ſich mit einem hohen Alter ſchützen. Ich finde das Participium præſentis in dem Richtbriefe der Stadt Zürich, einer Urkunde aus dem dreyzehnten Jahrhundert, wo es in einer ſeltſamen Zuſammenfügung ſteht: Des Erbs wartende ſin; und, ob joch das were, daz er den Win bas wurde gebende. Womit übereinkömmt, mir iſt nicht wiſſend, und, daß ſie gantz feurig ausſehend wurde, welche Worte wir in der Syriſchen Urkunde, eines ſo ſprachkündigen als durchlauchtigen Verfaſſers antreffen; der ſonſt dieſes participium ſehr häufig auf folgende Weiſe angebracht, nach welcher es auch Opitz in der Arcadia des Herren von Hirſchberg, die er überſehen hat, gut geheiſſen hat: Sich annehmend, als wollte er mit ihm reden; ſie hat ihm ſeine Hand freundlich drückend geantwortet; mich bey der einen, ihn bey der andern Hand faſſend; die er gegen mich würde fechtend finden. Nach dieſem letztern Exem-

pel wird es gemeiniglich noch gebraucht. Es hat ſich auch noch in etlichen alltäglich gewohnten Wörtern, als eine Art von Vorſetzwörtern beſtändig erhalten: **Den Lohn betreffend**; **anbelangend den Satz**; **während daß** er dieſes zu ihr ſagte. Aber in der Zuſammenfügung, wie es in den erſten Exempeln ohne Declinirung ſtehet, hat man es beynahe untergehen laſſen, ungeachtet durch ſeine Hülfe ein ganzes Glied in dem Abſatz der Rede erſparet wird, maſſen es dienet zwey dergleichen Glieder in einander einzuſchlieſſen. Sonſt hat es ſeinen Platz in unſrer Sprache als ein Adjectivum mit der langſamen Declinierung eines ſolchen nach dem ordentlichen Regimine allezeit behauptet; wobey ich nichts weiters zu erinnern habe, als daß es in folgenden und dergleichen Conſtructionen gantz ungereimt iſt: **Zäume deine habende Begierde**; **in Erwegung jetzo genieſſender Ruhe**; **nicht auſſer den Schrancken der vorſtellenden Perſon zu ſchreiten**; **die erweiſende Kaltſinnigkeit** ꝛc.

Dem Participio præteriti wäre beſorglich eben dergleichen Schickſal vorgeſtanden, wenn nicht einige neuere Scribenten deſſen Anſehen durch einen vielfältigen Gebrauch erneuert hätten. Es ward nur noch etlichen wenigen Wörtern zu einem Vorrecht zugeeignet, als, **unbetrachtet aller Ausflucht**; **dieſes alles vorbetrachtet**; **Gott und ſeinen Sohn**

Sohn ausgenommen; doch in allewege vorbehalten, ꝛc. wo es in der Form eines Vorſetzwortes ſteht; oder mußte ſich jedesmahl an die Declinirung und das Regimen eines Adjectivi binden laſſen. Man verabſäumte es in ſeinem beſten Vortheil, wie es vor ſich lediglich ſtehend, und undecliniert, die Rede ſchneller und kräftiger macht. Hr. Haller hat es in ſeiner Poeſie nach dieſer Weiſe mehr als kein anderer gebraucht:

(vermehrt
Sein Nahme wird noch blühn, wenn längſtens ſchon
Die leichte Aſche ſich in Wirbelwinden dreht.

* * *

(mit Geifer
Sein Arm bewehrt mit Stahl, ſein Mund beſchaumt
Dreht Sod und Untergang. - - - -

Auf dieſe Art hatte es Opitz in ſeinen Gedichten auch einigemahl gebraucht:

- - - Aß ſeinen reinen Biſſen
Von Thränen unvermengt. - -
1. B. der P. W.

Der ſchwarze Schäfer ſteht bey einer hohen Linden
Gelehnet auf den Stab. - - -
Von Ruh des Gemüthes.

Mehr, Phöbus ſchencket dir die Saiten noch dazu,
Des Mahlens nicht gedacht. - - -
An den Herzog von Holſt.

Und der obengeprieſene Verfaſſer der Aramena hat ſelbſt die proſaiſche Rede damit nachdrücklich erhöhet; ich habe vor andern folgende

Weiſe angemercket, nach welcher er es gebrauchet hat: Dem er meine Heurath mit ihm einverleibet wuſte; er verlanget den König aus dem Wege geräumet zu ſehen; in welchen beyden Exempeln daſſelbe in dem Klagefall geſetzet iſt, ohne daß es ſeine erſte Endigung ablege, und nach dem Regimine andere. Wenn ihr zu deutſch ſagen wollet, ſervi ſuſpenſos per præcincta ilia equos demittebant ad littora, ſo könnet ihr es mittelſt des langſamen Regiminis der Declinir-Fälle geben, die Diener lieſſen die um die Bäuche wohlgegürteten Pferde an das Geſtade hinunter, aber es bekömmt einen gröſſern und ſchnellern Nachdruck auf die erſtere Weiſe der vorhergehenden Exempel, ſie lieſſen die Pferde, um den Bauch feſtgegürtet, an das Geſtade hinunter; und nach eben derſelben Manier, Agamemnon führte die Achiver mit Beingewand wohl verwahret an den Feind, anſtatt, er führte die mit Beingewande wohl verwahrten Griechen an den Feind. Man muß ſich hier von dem Schein einer Zweydeutigkeit nicht erſchrecken laſſen, indem auch ein ſchwaches Licht des Verſtandes ſolchen zertheilen kan, daher wir uns dergleichen Redensarten ſelbſt mit den Adjectivis bedienen, ſie fand ihren Zuſtand ſo elend und verwirrt; als er ſeine Königinn ihm ſo gnädig ſah; und in den beyden philoſophiſchen Zeilen,

Was

Was helffen dir zulezt der Weisheit hohe Lehren,
Zu ſchwach ſie zu verſtehn, zu ſtolz ſie zu entbehren;

wo niemand, als ein ungehirnter Kopf, misverſtehen kan, welche Perſon da elend und verwirrt, gnädig, ſchwach und ſtolz ſey. Die Conſtruction der Adjectivorum in dieſen Exempeln iſt, wie ihr wohl ſehet, eben dieſelbe, welche wir oben in den Mittelwörtern der vergangenen Zeit wahrgenommen haben, alſo daß wir den Gebrauch der einen mit dem Gebrauche der andern rechtfertigen können. Wenn es nothwendig wäre, ſo könnten wir ihr Alter in den entfernteſten Zeiten weiſen. Ich finde gleich in dem Fragmento eines Helden-Gedichtes, ungefehr aus dem dreyzehnten Sæculo,

Vil werden Vurſten hoh gemut
Begunden ſich da dringen.

* * *

Ein Tal von Bluomen lichgefar
Lac dabi mit ſtete.

wo hohgemut ſo viel iſt, als hochgemuthet; man hat noch in dem vorigen Sæculo geſagt: Sie ward gegen mir ſo wohlgemuthet, und verträulich, daß ſie mir offenbarete. Und lichgefar iſt was lichtgefärbt. Von dieſer Art iſt auch der Vers:

Die Welt verehrte todt, wer lebend ſie verheerte.

Die Welt verehrte denjenigen, welcher ſie in ſeinem Leben verheeret hatte, nachdem er jezo geſtorben war.

Ich will zum Schutz dergleichen Redensarten nur mit wenigem anmercken, daß es Ellipse sind; ein kaltsinniger und langsamer Mensch hatte gesagt, was helffen dir zulezt die hohen Lehren der Weißheit, da du zu schwach bist, sie zu verstehen, und zu viel Stolz hast, sie zu entbehren. Ich würde diesen Anlaß ergreiffen, mich hier über die Ellipsin einzulassen, wenn ich nicht zu der Materie, von welcher ich mich entfernet habe, zurückeilen müßte: Doch kan ich mich nicht enthalten, kürtzlich anzudeuten, daß die Ellipsis in der deutschen Sprache nichts ungewöhnliches ist; und warum sollte die Auslassung einiger Vorsetz- Hülffs- und Fügungs-Wörter in derselben nicht ebenfalls einen Platz gefunden haben, nachdem solche eben so wohl als andere von fertigen und feurigen Köpfen geredet wird, welche wegen ihrer Geschwindigkeit die Sachen zu begreiffen, oder in der Hitze der Affecte allen Verzug hassen? Von dergleichen muntern Köpfen werden die Ellipses erfunden und gebraucht, und wer ihnen ähnlich ist, wird sie gerne loben, und in seinen Reden und Schriften anbringen, so oft das Feuer der Materie es erfodert. Solche Geister werden manchmahl lieber etwas dunckles und einigermassen verwirrt-scheinendes einfliessen lassen, das doch ein scharfsinniger und logicalischer Kopf ohne Müh entziffern kan, als daß sie die Rede durch

die

die Langſamkeit aller kleinen Hülffswörter in eine viel ſchädlichere Mattigkeit ſtürtzen werden. Mithin ſind die Elliptes von ſehr verſchiedener Art, und wer ſie in Claſſen eintheilen wollte, könnte ſie nach den Graden ihrer Kühnheit in Ordnung ſtellen. Dieſe iſt ſehr beſcheiden und leicht:

Doch du biſt Götter-Art, bey denen es gelingt
Mehr dem der guten Sinn, als der viel Opfer bringt.

Wo die Auslaſſung des Dem in dem leztern Hemiſtichio eine Undeutlichkeit macht, die niemanden als den zweifelmüthigen Herren Paſtor Teuber aufhalten wird. Wie auch folgende:

Beglückter Giller, deine Tage
Sind frey von Sorg, und feiger Klage,
Wie du vom Ehrgeiz und von Neid.

Imgleichen: Es wollte dieſelbe Nacht kein Schlaf in ſeine Augen. Ferner:

Der alt und ſchwach gar kaum zu folgen weiß.

Anſtatt: Der, weil er alt und ſchwach iſt, gar kaum zu folgen weiß. Und wenn Miltons Satan in ſeiner Affect-vollen Rede an die Sonne mit den Gedancken herumirret, ſagt er: Zarteſt du nicht, ſo wohl als ſie, den freyen Willen, und die Macht zu ſtehen: Du harteſt. Wo jedermann die Sache, ſo er hatte, in den vorhergehen-

den Worten leſen kan. Um einen Grad kühner hat einigen folgendes Exempel geſchienen:

Du wirſt, wer dich beſtreitet, ſchlagen.

welchen Vers Hr. Haller in der erſten Auflage ſeiner Gedichte geſetzet hatte, und in der andern einigen ſorgfältigen Kunſtrichtern zu gefallen alſo geändert hat:

Du wirſt der Erde Sieger ſchlagen.

Für mich hat er eben ſo wenig ſchweres, als folgender:

Er hatte nicht, die mich beherrſcht, geſehn.

Und dieſe Zeilen:

So bringet man, die im Geſicht nicht tragen
Ihr Heurath-Gut, die Jungfern an den Mann.

Folgende ſteigen noch höher an Kühnheit:

Geſchäftigt, wenn allein.

* * *

Und hoffet keinen Gott.

* * *

Sieht Jacob mich nicht ſchön.

* * *

Ich dencke wohl, du wirſt nicht Jungfer ſterben.

* * *

Und meint ſich ſeliger.

Weil ich ſie in dem Tempel wußte. Es ſollte mir leid thun, mich die Urſache zu ſehen.

Von

Von dieſer leztern Art findet man in der Aramena eine Menge, wo ſehen, finden, meinen, wiſſen, in die Conſtruction kömmt. In der Poeſie des Hrn. Doctor Hallers findet ſich, wenn man nach Exempeln der Härtigkeit fraget, die man ihm Schuld giebt, daß dieſelbe öfters nichts anders als eine Ellipſis iſt. Wenn es einem gemeinen Leſer hart ankömmt, eine Stelle zu faſſen, die für ihn zu fremde Begriffe in ſich ſchließt, und etwann über dieſes noch durch die Ellipſin ins Kurze zuſammengezogen wird, ſo meinet er eine Härtigkeit in dem Verſe zu vernehmen, anſtatt daß ſolche in ſeinem Kopfe liegt. Er klaget ſich dann öfters in ſolchen Stellen über eine Härtigkeit, wo die ſelbſtlautenden Buchſtaben mit den mitlautenden gar reichlich abwechſeln, und die Organa der Ausſprache im geringſten nicht beleidigen; wo er demnach mit beſſerm Recht ſich über die Dunckelheit beſchweren könnte, welche er in der That in ſeinem Hirn finden würde. Die deutſche Sprache müßte vor andern ein ſonderbares Vorrecht beſitzen, wenn man die ſchweren und abgezogenen Begriffe darinnen ſo künſtlich ausdrücken könnte, daß blöde und ſeichte Köpfe ſie nothwendig verſtehen müßten.

Damit ich endlich wieder auf mein Vorhaben komme, ſo muß ich aus dieſem allen ſchlieſſen, daß ein guter Ueberſetzer die

Natur,

Natur, Verfaſſung, und Art derjenigen Sprache, in die er überſetzen will, vollkommen innen haben und ſich befleiſſen ſollte, dieſelbe ſeiner Ueberſetzung, ſo viel möglich iſt, mitzutheilen, und dieſes insbeſondere in denen Fällen, da er ſich gezwungen ſiehet, von ſeiner Urkunde wegen eines beſondern Idiotiſmi derſelben abzuweichen; dadurch alleine kan er zuwegebringen, daß ſeine Ueberſetzung das Anſehen, und den Character eines Originales bekömmt. Ein Ueberſetzer muß auch in ſeiner Arbeit um ſo vielmehr Sorgfalt erweiſen, weil er den Nachtheil hat, daß der ſprachkündige Leſer die Urkunde mit der Copie zuſammenhalten und richtig ausfinden kan, wie nahe er dieſelbe getroffen, oder wie weit er ſie verfehlet habe, da hingegen an einem Urheber nicht ſo leicht zu entſcheiden iſt, ob die Fehler in ſeiner Schrift von einem Unvermögen in den Gedancken, oder von dem Mangel der Sprache-Kundſchaft herrühren.

Und dieſes ſcheinet mir zu ſagen, woher es komme, daß bisdahin viele deutſche Ueberſetzungen übel genug gerathen ſind. Ich vermuthe mir die Urſache deſſen nicht ſo faſt in einem Unvermögen der Ueberſetzer zu finden, als vielmehr in einer verſtiegenen Einbildung von dem überflüſſigen Reichthum der deutſchen Sprache, in dem ſchädlichen

lichen Vorurtheile von gleichgültigen Wörtern und Redensarten in derſelben, und vornehmlich in dem Mißverſtande betreffend die Pflichten eines getreuen Ueberſetzers, und einer allzu groſſen Freyheit, deren man ſich anmaſſet, von der Urkunde abzuweichen. Ich könnte hinzuſetzen, daß einige von dem Grundtexte noch mehr ſeitwerts abgeführet worden, weil ſie in der Zeit, da ſie ſich in den Sachen eine ungebundene Freyheit herausgenommen, hingegen das Joch des deutſchen Verſes und der Reimen auf ſich genommen haben. Ich habe unter den Deutſchen den geſundeſten Begriff von den Pflichten eines Ueberſetzers bey dem Ungenannten gefunden, der in dem ſiebenzehnten Stücke der critiſchen Beytr. Art. 4. eine Probe einer Ueberſetzung der Eneis bekannt gemachet, und durch das übereilte Urtheil des Journaliſten und deſſen ungeſchickte Vergleichung ſeiner Arbeit mit einer andern Ueberſetzung gleichſam ausgefodert worden. In ſeiner Vertheidigung, die in dem neunten Artickel des achtzehnten St. enthalten iſt, leſen wir folgende Erklärung von dem Vorſatz und den Abſichten, womit er ſich an die Ueberſetzung der Eneis gemachet hat, welche mit meinen ſchon eröffneten Gedancken vollkommen übereinſtimmet: „Wer den Sinn Virgils mit aller möglichen Vollkommenheit

„aus-

„ ausdrücken will, der muß alle seine Be-
„ griffe dem Leser durch solche Worte vor-
„ stellen, die weder eine grössere noch klei-
„ nere Idee erwecken, als des Verfassers
„ in seiner Sprache. Ich bescheide mich,
„ daß eine Uebersetzung kein Original sey;
„ doch muß sie, so viel es die Sprache
„ leidet, demselben am nächsten kommen:
„ Es ist also nicht erlaubt, halbe oder ganze
„ Zeilen, Haupt- oder Neben-Begriffe aus-
„ zulassen. Es ist daher nöthig, daß ein
„ Uebersetzer sich alles eben so lebhaft und
„ deutlich vorbilde, als sein Dichter, und
„ in der Abbildung keinen Strich von des-
„ sen Bildern weglasse. Und ich glaube,
„ hierinnen besteht auch die Stärcke einer
„ Uebersetzung, daß man eben so nachdrück-
„ liche Worte brauche. „ Man vergleiche mit diesen Grundsätzen diejenigen, welche der junge Rechtsgelehrte, dessen Uebersetzung der erstern vorgezogen worden, zur Rettung seiner schlechten und dieses Vorzugs gantz unwürdigen Arbeit, in dem ein und zwanzigsten St. der Beyträge von der Freyheit eines Uebersetzers ohne Scheu und Scham an den Tag geleget hat, so wird man bald sehen, daß er weder die Schönheit seiner Urkunde einzusehen, noch vielweniger, die Deutschen durch eine Uebersetzung derselben theilhaft zu machen, geschickt und tüchtig sey. Ich kan mich daher nicht enthalten, gegen

den

den Herausgeber zu anten, daß er die liederliche Schrift dieſes jungen Menſchen ohne das Correctif einer ernſtlichen und wohlverdienten Cenſur in den critiſchen Beyträgen eingetragen und an das Licht befödert hat, wodurch er weder die Ehre ſeiner Sammlungen noch der deutſchen Nation in Acht genommen. Ich bin auch verſichert, daß die bloſſe Vergleichung dieſer Grundſätze von dem Ammt eines Ueberſetzers dem Leſer eine gute Meinung für die erſtere Probe, ſo uns der Unbekannte gelifert hat, beybringen, und ihn vermögen werde, das Lob, ſo der Journaliſt der leztern zu Gunſt ausgeſprochen hat, vor verdächtig zu halten, allermaſſen es nicht möglich iſt, daß eine Ueberſetzung, die auf ſo loſe Grundſätze aufgeführet wird, glücklich gerathen, oder den Nahmen einer ſolchen verdienen könne. Die erſte von dieſen beyden Proben iſt reimfrey, und in dem langen jambiſchen Sylbenmaſſe verfertiget; die andere iſt in dem ſechsfüſſigen jambiſchen Verſe geſchrieben und mit Reimen verſehen; wenn wir dem Herausgeber, der dieſer leztern den Preiß des Vorzugs giebt, Glauben zuſtellen, iſt ſie ein bloſſes Neben-Werck, womit er zu ſagen ſcheinet, daß ſie ihren Verfaſſer wenig Müh gekoſtet habe, welches ein geſcheuter Leſer ohne dieſe Nachricht aus dem Wercke ſelbſt hätte errathen können.

Ich

Ich will die Mühe nehmen, und ein Stük von dieſer Ueberſezung, welchem ich Amthors beygeſellen will, in eine genaue critiſche Prüffung ziehen:

Talia flammato ſecum Dea corde volutans
Nimborum in patriam, loca fœta furentibus Auſtris,
Æoliam venit. Hic vaſto Rex Aeolus antro
Luctantes ventos, tempeſtatesque ſonoras
Imperio premit, ac vinclis & carcere frænat.

Amthor überſezt es alſo:

Mit ſo entflammtem Geiſt, und höchſt erboſten Sinn,
Trug ſie der ſchnellſte Flug zum Land der Wetter hin:
Wo Sturm und Regen-Wuſt in faulen Oertern wohnet,
Und Eols Scepter-Gold in weiten Kluft n thronet,
Der die gedämpfte Macht der Winde ſchweigen heiſt,
Und ihr betrübt Geheul in enge Kercker ſchleuſt.

Dieſe Ueberſetzung verwandelt das Original gänzlich. Der erſte Vers drückt von dem lateiniſchen nicht ein mehrers aus, als das flammato corde, er ſagt auch in zwo gleich viel bedeutenden Ausdrückungen, daß Juno gar heftig erzörnet geweſen ſey. Hingegen werden die Worte übergangen: Talia ſecum Dea corde volutans, als ob ſie gantz unnöthig und überflüſſig da ſtühnden, da ſie doch nach der Abſicht des Poeten nothwendig ſind, theils den Uebergang von dem Soliloquio, welches er vorher der Göttinn zugeſchrieben, zu der Erzehlung zu machen, wie ſie ihren feindſeligen

tigen Anſchlag auszuführen getrachtet, theils etwas anderes und mehreres zu verſtehen zu geben, als daß ſie auf die Trojaner erboßt ſey, welches der Poet ſchon vorher geſagt hatte; nemlich, daß ſie durch dergleichen boßhafte Vorſtellungen, als in der vorhergehenden Rede vorkommen, ihren alten tiefeingeſeſſenen Groll ſelbſt noch mehr gereitzet, und angeſpornet habe; daß ſie dadurch angefeuret worden, die Reiſe nach Colien zur Ausführung ihres feindlichen Vorhabens anzutreten; und daß ihr unruhiges Gemüthe auf der gantzen Reiſe mit dergleichen rachgierigen und reitzenden Ueberlegungen beſchäftiget geweſen. Der beygeſetzte Nahme Dea ſagt uns, daß dieſe erzörnte Frau eine Göttinn war, und bereitet uns zu denen gewaltigen und erſchrecklichen Würckungen, die hernach beſchrieben werden, alſo daß ſolcher nicht ohne Abbruch des Nachdrucks von dem Deutſchen in Sie verändert worden. Laſſet uns jezo vernehmen, ob dieſe Zeile von Hrn. Schwartz glücklicher gegeben worden; dieſes iſt der Nahme des jungen Poeten, der ſonſt der Rechts-Gelehrſamkeit obliegt, und die Eneis nur als ein Nebenwerck überſetzet:

Dieß ſchmerzt die Göttin ſehr, indem ſie dieß bedencket;
Drauf ſuchet ſie den Ort. - - - -

Dieſes iſt eine matte, kriechende, und gereimte Proſa, ohne verblühmten Ausdruck,

und darum auch ohne Nachdruck. Sie verkehrt Virgils Gedancken noch ärger als Amthors Uebersetzung, und dienet weder zur Verbindung der Rede, noch für einen Bewegarund zu der vorgenommenen Reise, noch weniger, zu zeigen, mit was vor Gedancken die Göttinn sich in währender Reise unterhalten und gleichsam angeflammet habe; sie sagt einfältig, was vor eine Würckung die vorherbeschriebene Ueberlegung der Juno bey ihr gehabt habe, welches Virgil sich nicht in den Sinn kommen lassen zu sagen, und das eben sonnöthig ist, als wenn man jemanden eine Beleidigung mit den verhaßtesten Farben beschreiben hörete, und dann erinnern wollte, daß ihn diese Ueberdenckung derselben sehr gekräncket habe. Zugeschweigen daß diese ungereimte Verkehrung das Band der Erzehlung zertrennt, und Hr. Schwartz mit der folgenden Zeile einen neuen Satz anhebet, den er mit dem Zeitworte **Drauf** gantz ungeschickt zu verbinden sucht.

In dem Verfolge beschreibt Virgil die Reise, welche die Göttinn mit dem Vorsatz, den Trojanern ihre Rache fühlen zu lassen, unternommen. Er ahmet die Göttinn in der Schnelligkeit ihrer Reise auf eine geschickte Weise nach, ihr sehet sie schon würcklich an dem Orte ankommen, wohin sie zielete, bevor ihr euch habet vermuthen können, daß sie abgereiset wäre; die gantze Reise-Beschrei-

ſchreibung lautet: Aeoliam venit. Weil man aber hätte anſtehen mögen, warum ſie den Weg nach Eolien genommen, da ſie mit dem Vorhaben umgieng, den Trojanern ein Unglück über den Hals zu führen, ſo fand der Poet nöthig, uns davon zu berichten, und eine wahrſcheinliche Urſache dieſer Reiſe anzuführen, welches er in einer kurzen Beſchreibung thut, mit was vor einer Art verderblicher Waffen die Natur dieſe Gegend verſehen hätte, welche zu der Ausübung der Rache dieſer Göttinn ganz bequem waren, dadurch das Gemüthe des Leſers zugleich zu dem erfolgenden Schrecken über den Ausbruch der göttlichen Rache vorbereitet wird. Er bedient ſich in dieſer Abſicht der nachdrücklichſten Redensarten, indem er Eolien vorſtellet, als nimborum patrium ac loca foet, furentibus auſtris. Hingegen iſt Amthor hier froſtig genug, euch mit groſſer Sorgfalt zu ſagen, was vor eines Fahrzeuges Juno ſich zu ihrer Reiſe bedienet habe, nemlich, der ſchnellſte Flug trug ſie; indem er euch ſagen will, daß die Reiſe ganz eilfertig geweſen ſey, hält er euch mit dieſem unnöthigen Umſtand auf. Wenn ich mir jemand in demjenigen Gemüthes-Zuſtande einbilde, in welchem Virgils Juno hier begriffen war, nemlich in einer tiefen Ueberlegung, wie ſie ihre Rachbegierde einmahl an ihren Feinden ſättigen könnte; wenn ich dann ferner ſetze, daß

er zum Behuf seiner rachsüchtigen Anschläge eine Reise an einen Ort zu thun habe, wo er hoffet, Gelegenheit und Mittel zu finden, seine Rache auszuführen; ist es wohl in solchen Umständen noch nöthig zu erinnern, daß er seine Reise in schneller Eile fortgesetzet habe? Amthor hat ferner die Beschreibung der Beschaffenheit des Landes Colien für eine blosse poetische Umschreibung angesehen, die zur Erweiterung dienete, und nichts weiters sagen wollte, als Colien, und darum hat er den eignen Namen dieses Landes als unnütz und überflüssig ausgelassen, worinnen ihm auch Schwartz gefolget hat. Und wenn jener die Beschreibung von der Landesart Coliens also giebt,

Wo Sturm und Regenwust an faulen Oertern wohnt:

so macht er damit nicht, wie Virgil, einen fürchterlichen, sondern einen eckelhaften und häßlichen Eindruck; ihr müsset dabey noch errathen, wo dieses Land gelegen sey. Schwartz machet seine Juno noch lächerlicher, wenn er statt aller oben angeführten Begriffe schlechtweg sagt:

Drauf sucht sie den Ort, wo Sturm und Regen wohnt.

Heißt dieses, den Virgil in sechsfüssigen jambischen Versen von Zeile zu Zeile vollkommen ausdrücken? Ist Patria nicht mehr, als der Ort, wo einer wohnet? Warum werden die loca foeta furentibus austris ausgelassen,

laſſen, welche doch am meiſten beytragen, dieſe Gegenden als erſchrecklich und fürchterlich vorzubilden? Und wie ungeſchickt wird das Wort Suchen hier angebracht, man mag es auch nehmen, wie man will; maſſen es in ſeinem Inbegriffe allemahl eine Ungewißheit vorausſetzet? Alſo bürdet er ſeiner Juno auf, daß ſie in der Ungewißheit geſtanden habe, welches das Land ſeyn mögte, wo Sturm und Regen wohnet; und wo Virgil nicht die Gütigkeit gehabt hätte, uns in ſeinem Original zu berichten, daß es Eolien wäre, ſo würde Hr. Schwartz es mit ſeiner Juno noch lange ſuchen müſſen; heißt denn dieſes alle Kleinigkeiten der Sprachrichtigkeit beobachten? Virgil wußte, wie die Eindrücke heftiger Gemüthes-Bewegungen müſſen vorbereitet werden, auch war ihm nicht unbekannt, daß man ſie der Wahrſcheinlichkeit zum beſten durch gewiſſe Stafeln und Grade auf eine beſtimmte Höhe führen muß. Nach dem er alſo dem Leſer die erſchrecklichen Waffen, derer Juno ſich zum Verderben der Trojaner bedienen wollte, von fernen gewieſen, und ihm die Art, wie ſie ihre Rache an ihnen zu vollführen vorhätte, zu gedencken überlaſſen, ſo läßt er es jezo dabey bewenden, und leget der Göttinn eine neue Schwierigkeit in den Weg, die ſie zuerſt überſteigen muß, bevor ſie ihre hitzige Rache durch die entſetzlichſten Würckungen vollzie-

hen kan. Dadurch ſollte ihre Rachgier nach der Abſicht des Poeten noch mehr angefeuret, und in ihrer wahren Gröſſe an den Tag geleget werden. Dieſes Hinterniß beſteht darinnen, daß Sturm und Wetter, dieſe verderblichen Waffen ihrer Rachbegierde, einem eigenen Könige zu Gebothe ſtehen, den ſie zuerſt gewinnen, und auf ihre Seite ziehen mußte, wenn ſie ihr Vorhaben bewerckſtelligen wollte. Dieſer Abſicht zufolge mußte der Poet bedacht ſeyn, das Anſehen und die Macht dieſes Königs zu erheben, das Gemüthe des Leſers des Vorhabens halber, womit die Juno umgieng, in Furcht und Zweifel zu ſetzen, und die anglimmenden Funcken des erſten Schreckens eine Weile unter der Laſt der Erſtaunung zu unterdrücken; bis daß es zeit wäre, ſie wieder anzuſchüren. Aber dieſe Abſichten des Poeten ſind für Amthor lauter Geheimniſſe, darum verwirret er alles nach ſeinem Kopfe, und ſchmeltzet verſchiedene und gantz abgeſonderte Sätze ſeiner Grundſchrift in einen Guß zuſammen. Wenn Virgil anfängt, Hic vaſto Rex Æolus antro &c. ſo verbindet er dieſes durch ein Und mit dem vorhergehenden, als ob es eine bloſſe Fortſetzuug der Umſchreibung von Eolien wäre; worinn ihm Schwartz wieder nachgefolget hat:

Und Aeol ſelbſt als Fürſt in einer Höhle thront.

Wel-

Welches mit einer kleinen Mäſſigung der Figur das iſt, was Amthor gegeben:

Und Aeols Scepter-Gold in weiten Klüften thronet.

Das Selbſt in Schwartzens Ausdrucke iſt ein bloſſes Flickwort. Vaſto antro, in einer Höhle: Hier iſt das Beywort, welches auf eine beſondere Weiſe nothwendig iſt, ſo wohl die Beſchreibung wahrſcheinlich zu machen, als den Begriff des Leſers zu erheben, ausgelaſſen worden. Der Begriff von dem Thronen in beyden deutſchen Ausdrücken iſt hier am unrechten Orte eingeſchaltet, und reimt ſich mit der Handlung nicht, die Virgil nachgehends durch das Imperio premit und frenat ausdrücket, und welche er auf dieſer Stelle am meiſten beſorgt iſt, dem Leſer vor die Augen zu bringen, weil ſie die neue Schwierigkeit, ſo der Juno Vorſatz hintern ſollte, zu erkennen giebt. Der Poet hat erſt weiterhin, wo er den Staat des Königs Eolus zu beſchreiben kömmt, denſelben auf einem erhabenen Throne gezeiget, wenn er ſagt: Celſa ſedet Aeolus arce, ſceptra tenens. Und das Scepter-Gold dienet noch weniger als der Thron, die Macht des Königs Eolus, um die es hier alleine zu thun iſt, zu erheben. Auch iſt die figürliche Redensart, das Scepter-Gold thronet, nicht nach Virgils, ſondern nach Lohenſteins Geſchmack,

und beynahe abentheurlich. Was jezo in Amthors Ueberſezung folget, iſt ganz wunderlich:

Der die gedämpfte Macht der Winde ſchweigen heißt,
Und ihr betrübt Geheul in enge Kerker ſchleußt.

Die Macht ſchweigen heiſſen, und das Geheul in Kercker einſchlieſſen, iſt ja recht abentheurlich geredet. Es würde umgekehrt beſſer klingen:

Der hier das Angſt-Geheul der Winde ſchweigen heißt,
Und die gedämpfte Macht in enge Kerker ſchleußt.

Was iſt, eine gedämpfte Macht ſchweigen heiſſen? Virgil redet von Wind und Sturm; Amthor nur vom Wind. Der Römiſche Poet nennt die Winde luctantes ventos, und den Sturm tempeſtates ſonoras, das ſind Beywörter, womit er den ungeſtümen und gewaltigen Widerſtand derſelben, und zugleich die höhere Macht ihres Beherrſchers zu erhöhen ſucht: Hingegen verringert Amthor dieſe Ungeſtümigkeit der Empörung ſo viel er kan, wenn er luctantes ventos giebt, die gedämpfte Macht der Winde, wodurch er ja einen ganz widerwärtigen Begriff hervorbringt, indem kämpfen und gedämpft ſeyn, einander ganz entgegen ſind. Und wenn er in den Worten tempeſtates ſonoras die vergröſſernde Eigenſchaft, die durch die-

dieſes Beywort ausgedrücket wird, in das Nennwort verwandelt, das Geheule der Winde, und dieſem Nennwort dann das Beywort betrübt aufflickt, ſo ſcheint es, daß er von einer übermäſſigen Luſt alles zu verkehren eingenommen geweſen ſey. Ein betrübtes Geheule iſt ja vielmehr ein Zeichen des niedergeſchlagenen Muthes, als der widerſpenſtigen Frechheit; und da die Winde, nachdem Eolus ſie in dem erſten Verſe geheiſſen ſchweigen, in dem andern noch ein betrübtes Geheule vollführen, ſo wird ja das Anſehen des Herrſchers dadurch zernichtet, anſtatt daß es der Haupt-Abſicht gemäß ſollte vergröſſert werden. In dieſem leztern Verſe widerſpricht er auch dem lateiniſchen Poeten und ſich ſelber offenbar, wenn er in den weiten Klüften enge Kercker erdichtet, in welchen die Winde eingeſchloſſen werden, da Virgil alleine geſagt hatte, Vasto in antro eos imperio premit & frenat, womit er der Einbildung des Leſers die ungeheure Gröſſe der Aufruhr aus der ungemeſſenen Weite des Raumes zu ermeſſen überläßt. Schwartz iſt in der Ueberſetzung dieſer Verſe ein wenig beſcheidener:

Der Winde Raſerey und ungeheures Brüllen,
In ihres Kercker-Gruft zu feſſeln und zu ſtillen.

Ich will ihm die Abweichungen, die er mit

Amthor gemein hat, hier nicht aufrücken, ſondern nur anmercken, daß er in den leztern Worten, wo er aus Gehorſam gegen dem Reime das Stillen nach dem Feſſeln anhängt, plözlich zu tief hinunterſinket, anſtatt daß er den erſten Begriff, wie Virgil gethan hat, am Ende durch ein nachdrücklicheres Bild hätte aufſtüzen und empor heben ſollen. Dazu kömmt, daß dieſe beyde deutſchen Ueberſezer durch das Wort ſtillen oder ſchweigen heiſſen, an dieſem Orte einen Begriff einſchieben, der nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit hat; denn wenn wir Virgils allernächſt folgende Verſe erwegen, die lauten:

Illi indignantes magno cum murmure montis
Circum claustra fremunt. - - -

So ſehen wir, daß Eolus ihr ſchwirrendes Geziſche nicht gänzlich geſtillet, und dieſem Poeten bey dem Ausdrucke imperio premit der Sinn an den Begriff vom ſchweigen heiſſen nicht hat kommen können; daher auch Schwarz ſchwerlich ſelbſt gewußt hat, was er in dieſen anderthalb Zeilen ſagen wolle:

Wo um den gantzen Berg ein groſſes ziſchen geht,
Das ihr Verdruß erregt. - - -

Ich kan nicht errathen, wo er das lezte Hemiſtichium mag hergenommen haben; wenigſt

nigſt kan ich nicht glauben, daß er damit gemeint habe, das indignantes auszudrücken, denn dieſes würde die Beſchuldigung mit ſich führen, daß er den lateiniſchen Text nicht verſtünde; alldieweil indignari nicht nur Verdruß, ſondern Unmuth und Entrüſtung bedeutet, und das indignantes auf niemand andern, als auf die Winde gezogen werden kan. Iſt aber dieſer halbe Vers, das ihr Verdruß erweckt, nicht daher entſtanden, ſo iſt er bloß zur Ausfüllung da. Wem ſollte das Ziſchen und Geheule der Winde Verdruß erwecket haben? Der Göttinn Juno? Ich möchte wohl wiſſen, warum das. Sie hatte wahrhaftig eben ſo viel Verdruß daran, als ein dapferer Feld-Hauptmann an dem muthigen Geſchrey ſeiner Völcker. Heißt dieſes nun wieder, den Sinn Virgils nur aller möglichen Vollkommenheit ausdrücken: Ich will jezo die reimfreye Ueberſetzung des geſchickten Unbekannten dagegen halten:

(Hertzen noch,
Die Göttinn wälzte die Gedancken in dem entflammten
Als ſie ins Vaterland der Güſſe, der tollen Winde faulen
Sitz,
Hin nach Aeolien gekommen. Allwo der König Aeolus
Die Winde, die hier tobend kämpfen, der Stürme
Schwarm, der gräulich brauſt,
In einer ungeheuren Höle durch ſeine Herrſchaft unterdrückt,
Durch Bande und Gefängniß zäumet. - - -

In

In der zweyten Zeile hat ſich ein Fehler eingeſchlichen, der ſcheinet aus einer falſchen Les-Art entſprungen zu ſeyn, **der tollen Winde faulen Sitz**, als wenn geleſen würde, loca foeda furentibus auſtris; man könnte ihn verbeſſern, **der tollen Winde trächtigen Sitz**. Im übrigen muß ich bekennen, daß es mir vorkömmt, als ob dieſem alleine Ernſt geweſen ſey, den Virgil zu überſezen, Amthor und Schwartz hingegen denſelben mit Fleiſſe haben verkleiden wollen. Wer ſiehet nicht, wie genau er den oben ausgeſezten Pflichten eines geſchickten und getreuen Ueberſetzers nachgekommen iſt, und wie er alle Begriffe des Urdichters nach der Abſicht deſſelben ſorgfältig in ſeine Ueberſetzung hinübergetragen hat? Und damit ich meine Rede allgemach wieder auf den erſten Zweck zurückführe, ſo bitte ich in dieſer kleinen Probe insbeſondere anzumerken, wie gute Ueberſetzungen dienen können, eine Sprache zu bereichern, und die nachdrückliche Schreibart ins Aufnehmen zu bringen. Wie manche verblümte Redensart ſchencket uns nicht dieſer Verſuch in ſo wenigen Verſen! Mithin kan ich mich nicht entziehen, den im Hinterhalt verborgenen Ueberſetzer zu bitten, daß er diejenigen Regeln aus ihrem Grunde hervorſuchen möchte, welche in der Ueberſetzung metaphoriſcher Ausdrückungen aus fremden Sprachen unſerer

ſerer Freyheit Schrancken und Riegel vorzuziehen ſcheinen, welches gantz bequem geſchehen könnte, wenn es ihm gefiele, in beygefügten Anmerckungen zu ſeiner Ueberſetzung ſich allemahl zu erklären, warum er nothwendig gefunden, von der Form des Ausdruckes und den Bildern des Originales abzuweichen, und wie ferne er dabey die Behutſamkeit gebraucht habe, daß er ſich in dieſen Abweichungen nicht allzu weit entfernete, und wenigſtens ſeine Tropos, ſo viel möglich war, in einer gleichen Claſſe derſelben ſuchete. Ich fodere hiemit eine Rechenſchaft von ihm, bey welcher dieſer nachſinnende und ſittſame Ueberſetzer nichts verliehren wird. Könnten wir zu einer ſolchen Verantwortung überhaupt alle Ueberſetzer anhalten, ſo dörften wir zu ihrer Ehrlichkeit die Hoffnung ſetzen, daß ſie uns mit einer Menge ſchlechter Ueberſetzungen verſchonen würden, welche ſich dieſen Nahmen unverdient beylegen. Endlich muß ich auch erinnern, daß dieſer belobte Mann und andere vorſichtige Ueberſetzer vielen Vorrükungen allerley kleiner Verſtoſſungen vorkommen könnten, auf welche unſre heutigen Kunſtrichter am liebſten herzufallen pflegen, wenn ſie ihre Ueberſetzungen in ungebundener Rede faſſeten. In ſolcher hätte das beurtheilte Stücke aus der Eneis um etwas ungezwungener folgendergeſtalt gegeben wer-

werden können: „ Mit dergleichen Ueber-
„ legungen schlug sich die Göttinn in ihrem
„ von Rachgier entflammten Hertzen noch,
„ als sie in dem Vaterlande der Regen-
„ Güsse, dem trachtigen Aufenthalt der tol-
„ len Winde, in Cilien angekommen, wo
„ König Eolus die kämpfenden Winde, und
„ die brausenden Ungewitter in einer un-
„ geheuren Höhle durch seine Herrschaft be-
„ zwinget, und mittelst Fesseln und Ban-
„ de im Zaume hält. „ Man versuche eine gleichmässige Umgiessung mit den Versen Amthors und Schwartzens, so wird man sehen, was vor ein unverständliches Galimathias und abentheurliches Gerippe herauskommen wird. Dann beyde haben in ihren so genannten freyen Uebersetzungen mit Uebertretung der Pflichten getreuer Uebersetzer den vortrefflichen Virgil an seinem Ruhme geschändet, und seine Poesie bey nachdenckenden deutschen Lesern in Verachtung gebracht. Indessen haben sie in ihren Abweichungen und Ausschweifungen, jeder in einen besondern Weg eingeschlagen. Amthor ist in seiner Uebersetzung gantz ausschweifend und verstiegen, so sehr, daß er zuweilen, wenn er am ernsthaftesten seyn will, in die possierliche Schreibart verfällt; Schwartz hingegen stürzt sein Original in eine gereimte Prosa, und kriecht voller Zagheit der Erden nach. Ich will dieses zu

Vor-

Vorkommung aller Einwendungen noch mit einem Par Exempel kürtzlich beweiſen.

Wo der Poet der Juno Klage anführet, wie ſie ſich mit dem Beyſpiele der Pallas ſelber wider die Trojaner aufhetzet, und ihren gefaßten Entſchluß rechtfertiget, laßt er ſie von dem Untergang des Ajax ſagen:

Illum exſpirantem transfixo pectore flammæ
Turbine corripuit, ſcopuloque infixit acuto.

Dieſes drückt Amthor alſo aus:

Er ſelber muſte gar den Streif des Donners fühlen,
Und die verſengte Bruſt in kalten Wellen kühlen,
Als ſie den matten Reſt in einen Wirbel trug,
Und endlich halb entſeelt an ſpitze Felſen ſchlug.

Virgils Juno führet zur Beſchönung ihres Vornehmens an, daß Pallas die gantze griechiſche Flotte zu Grund gerichtet habe, Unius ob noxam & furias Ajacis Oilei; hernach beſchreibt ſie in zween Verſen die Art der Rache, die Pallas an der griechiſchen Flotte ausgeübet hatte:

Ipſa, Jovis rapidum jaculata e nubibus ignem,
Diſjecitque rates, evertitque æquora ventis.

Welche zween Verſe Schwartz gar kindiſch überſetzt:

Indem ſie ſelbſt den Blitz aus Zeus Gewölke ſchmeiſſet,
Die Flotte niederſchlagt, und in das Waſſer ſtürtzt.

Es

Es ſcheint Amthor habe Virgils Worte recht kunſtreich alſo zuſammengeordnet, rapidum ignem jaculatus eſt e nubibus Jovis, und da wäre es ſehr nothwendig geweſen, daß er uns aus der Mythologie erklärt hätte, von was vor einer Himmels-Gegend Nubes Jovis, Zeus Gewölcke, zu verſtehen ſeyn; denn dieſes iſt ein geheimes Stücke des Alterthums, das nicht ein jeder ſo leicht errathen wird. Zudem macht ſich Schwartzens Juno, da ſie die Flotte in das Waſſer ſtürzt, eben ſo wohl zum Geſpötte, als jener Schöps in der Fabel, der aus Zorn den Krebs in den Bach ſchmiß. Nach dieſem beſchreibt Virgil in zween andern Verſen den jämmerlichen Untergang des Ajax ſelbſt, wie unbarmherzig die erzörnte Pallas mit ihm umgegangen. Dieſe Beſchreibung vergröſſert die Würckung der Rache der Göttinn Minerva durch die Wahl der erſchrecklichſten Umſtände; dieſes erfoderte die ungehaltene Rachgier, die Juno durch dieſes Exempel rechtfertigen wollte. Aber Amthors Juno iſt mitten in ihrer Entrüſtung voll zärtlichen Mitleidens, wie die Worte, er ſelber muſte gar, genugſam zu verſtehen geben. Sie hat ſchon vergeſſen, daß Ajax die Pallas zur Rache gereitzet, und ſich dieſes Unglück durch ſein muthwilliges Verbrechen ſelbſt auf den Hals gezogen. Sie iſt auch kaltſinnig genug, mit Worten zu ſpielen, und des Ajax Strafe zu mildern.

Vir-

Virgil zeiget uns mitten in dem Sturm den Ajax durch das Vornenn-Wort illum unter den Schiffbruch-Leidenden, und macht uns damit begierig zu vernehmen, wie die rachgierige Pallas mit ihm, als dem vornehmſten Ziel ihrer Rache verfahren ſey, und wie ſie den Muth an ihm gekühlet habe. In dem erſten Anblick ſehen wir ihn expirantem, die Urſach dieſes Zuſtandes iſt transfixum pectus, weil der Donnerkeil ihm das Hertz durchbohret hatte, ſo daß er mit dem letzten Athem, Dampf und Flammen aus der verſengten Bruſt aushauchete. Darum ſezet der Poet hinzu, flammas expirantem. Ueber welche Worte Servius gar wohl angemerket hat: Non animam dicit *flammas*; ſed cum anima fulminis flammam evomentem. Ut ſuperius pleno nomini adjecit *opum* in *dives opum*; ſic hic verbo, cum plenum ſit *exſpirat*, addit flammas; ut alio loco: *Confixi exſpirant* animas. Nun hätte man ſich vermuthen können, Pallas würde ihre Rache an dieſem klägitchen und unvermeidlichen Ende des Ajax befriediget ſehen; zumahl da den Menſchen auch ihre natürliche Neigung verbeut, einem jammerlicher Weiſe umkommenden die Qual zu vermehren; daher berichtet uns Virgils Juno, der ſehr viel daran gelegen war, daß ſie die Würckungen der grauſamen Rache, die Pallas an dem Ajax vollführt, als übermäſſig vergröſſerte, mit allem Fleiſſe, daß die rach-

gierige Pallas ſich an dieſem Jammer des Ajax noch nicht geſättiget, ſondern zu mehreren Grauſamkeiten fortgegangen, turbine corripit, & ſcopulo infigit acuto; da das corripuit dienet das ſpieſſen an einem ſpitzen Felſen recht wahrſcheinlich zu machen, wie Donatus über dieſe Worte verſtändig angemerket hat: *Turbine corripuit*) nam aliter infigi non poterat, & offendit vim iræ in tanto impulſu. Voluit infigi ſcopulo, ne ad littus deveniens ſaltem ſepulturam acquireret. Aber Amthors Pallas läßt ihren Ajax nur vom Donner geſtreifet werden; und kaum, daß er die Verſengung an der Bruſt noch gefühlet hat, ſo bereitet ihm der mitleidige Ueberſetzer ein Bad, darinnen er den Brand ſo glücklich abkühlet, daß er von demſelben nichts mehrers, als eine ſtrenge Mattigkeit verſpürt. Darauf trägt ihn die Göttinn gantz ſanft in einen Wirbel; dennoch bekömmt ihm dieſes ſanfte Tragen ſo übel, daß er halb entſeelt wird. Zuletzt ſchlägt ſie ihn noch an einen Felſen, vielleicht ihm aus Mitleiden den Coup de grace zu geben. Die Reihe Umſtände, in welche Virgil ſeinen Ajax geſetzet hat, wird hier gantz umgekehrt vorgeſtellt; das Als, womit Amthor dieſelben verbindet, zeigt uns, daß er den ſtreifenden Donner erſt gefühlet hatte, als er in den Wirbel getragen und halb entſeelt an den Felſen geſchlagen worden. Und wie hängt dieſes zuſammen: Er kühlete den Brand in den Wellen, als ſie

ihn

ihn an einen ſpitzigen Felſen ſchlug. Die verſengte Bruſt in kalten Wellen kühlen, machet vor ſich einen ſo angenehmen Eindruck, daß der Zwang, welcher durch das Muſte angedeutet wird, damit gar nicht beſtehen kan. Schwartz iſt hingegen kürtzer und matter:

Und mit dem Keil ihm ſelbſt das Lebens-Licht verkürzt;
Drauf ihn der Wind ergreift und an den Felſen ſpieſſe.

Man wird ohne mein erinnern bald mercken, daß das Verbindungs-Wörtgen Und die Rache an der griechiſchen Flotte, und an Ajax, der alleine ſtrafbar war, mit einander vermenget, da doch Virgil ſo ſorgfaltig geweſen, dieſe beyden Strafgerichte von einander zu unterſcheiden; daher auch ſehr dunkel iſt, auf wen das ihm ſelbſt gehe. Die Begriffe von der durchbohreten Bruſt, und dem von ſich hauchen der Flamme hat Schwartz als eitele poetiſche Einfälle und Zierrathen weggelaſſen. Er bewaffnet ſeine Pallas mit dem Keile, und zwar, wie es ſcheint, mit einem friſchen Keile; aber die Würckung, ſo derſelbe thut, da er das Licht des Lebens verkürzt, iſt etwas poſſierliches. Man ſagt wohl, das Licht des Lebens auslöſchen, oder ausblaſen, aber für dieſes gehöret ſich kein Keil. Dieſen dazu gebrauchen wollen, iſt eben ſo poſſenreiſſeriſch, als wenn man eine Mücke mit einer Hellparten umbrin-

gen wollte. Wenn das Licht verkürzen ſonſt noch etwas heiſſen ſoll, ſo muß es etwas weniger ſeyn, als daſſelbe auslöſchen; und man kan ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Noch ungereimter iſt, daß er in der andern Zeile das turbine corripuit, ſcopulisque infixit acuto nicht nur ganz matt ausdrücket, ſondern dieſe That dem Winde als ein zufälliges Unglück zuſchreibt, welches den Abſichten des Römiſchen Poeten ganz zuwider iſt. Der unbekannte Verfaſſer der reimfreyen Ueberſetzung giebt dieſe Verſe alſo:

Sie ſchleuderte ſelbſt aus den Wolcken des Jupiters ſein rennend Feur,
Zerſtreuete die Schiff, und wühlte die Fluth durch Sturm und Winde auf.
Ihn ſelbſt ergriff ſie durch den Wirbel, und ſpießt ihn an den ſpitzen Fels,
An welchem er ſo Dampf als Flammen aus der durchbohrten Bruſt gehaucht.

In dieſer Ueberſetzung ſind alle Begriffe des Grundtextes auf das ſorgfältigſte beybehalten worden: Nur muß ich nicht mit Stillſchweigen vorbeygehen, daß in den zwo leztern Zeilen die Umſtände von der an Ajax verübten Rache in eine andere Ordnung und Verbindung geſetzet worden, welches nicht anderſt, als mit Abbruch des Nachdruckes und wider die Abſichten der Grundſchrift geſchehen konnte; wie aus obigem genugſam erhellet.

Etwas

Etwas weiterhin, wo Virgil den Sturm einführet, den Eolus wider die Trojaniſche Flotte erreget hat, ſteht:

Inſequitur clamorque virûm, ſtridorque rudentum.

Dieſes giebt Amthor recht poſſierlich:

Hier laßt das bange Volck ein Angſt-Geſchrey erklingen,
Weil auch die Stricke ſelbſt von ihren Nöthen ſingen.

Was vor einen luſtigen Eindruck muß nicht dieſe Beſchreibung in dem Gemüthe hinterlaſſen, und wer kan ſich mitten in dieſer Noth des Lachens enthalten, wenn er die Stricke höret eine Elegie oder Klaglied ſingen, und dieſes ſo beweglich, daß den Leuten, die es hören, bange wird, nnd ſie vor Angſt ein lautes Geſchrey anheben? Die eingeſchiffeten Trojaner achten alle vorhergehenden erſchrecklichen Umſtände nichts, aber jetzo werden ſie auf einmahl gantz verzagt, weil auch die Stricke ſelbſt ein Klaglied anſtimmen. Nicht viel beſſer hat es Schwartz gegeben:

Die Männer ſchreyen ſehr, weil Strick u. Ruder krach'.

Wollte man ſagen, daß in dieſen beyden Stellen das Weil nicht die Urſache, ſondern die Zeit anzeigete, alſo daß der Verſtand herauskäme, in währender Zeit da das Volck ein Angſt-Geſchrey erklingen laſſen, hätten auch die Stricke ſelbſt von ihren Nöthen geſungen, und, die Männer hätten damahls

geschrien, als Stricke und Ruder gekrachet; so wäre dieses gegen dem andern Sinne etwas erträglicher, aber an sich selbst und an diesem Orte nichts werth.

Der ehmahlige Hofrath Neukirch hat uns eine poetische Uebersetzung von dem prosaischen Gedichte des Ertz-Bischof Fenelons geliefert, wovon der mehreste Theil erst vor einem Jahre das Tageslicht gesehen hat, nachdem er von vielen gütigen Leuten schon für etwas verlohrnes oder unwesentliches bereuet worden. Diese Uebersetzung, die in den leztgelieferten Theilen der in den erstern ganz gleich und von einerley Geschmack ist, hat nichts poetisches von ihrem Verfasser bekommen, als das Sylbenmaaß und die Reimen; und wenn man sie dieses äusserlichen poetischen Ansehens beraubet, so bleibet ihr nichts übrig, wodurch sie sich von einer matten und seichten Prosa unterscheiden könnte; neben dem daß sie den Haupt-Sinn des Originales öfters ganz verwirrt und dunckel vorstellet. Damit wir uns dessen vergewissern können, will ich in dem Anfang des zweyten B. nach der Neukirchischen Eintheilung, das Band des deutschen Verses auflösen, und die Reimen hinauswerffen, weil doch diese Sachen alleine eine Uebersetzung nicht poetisch machen; worauf wir keine Mühe haben werden, zu erkennen, was vor andere wesentliche poetische

ſche Schönheiten darinnen vorhanden ſind.
„ Seſoſtris, der damahls in Egypten den
„ Scepter führte, war der groſſe Feind
„ von Tyrus; der Grund dieſer Feindſchaft
„ rührte von ihrer Hoffart her. Sie iſt
„ an der See gelegen, und da ſie nach
„ und nach an Reichthum empor ſtieg, ſtieg
„ damit zugleich der Hochmuth: Seſoſtris
„ hatte dieſelbe nach ſeinen vielen Siegen
„ mit Tribut beleget: Alleine die hoffär-
„ tige Stadt, die mit Waſſer umfloſſen
„ war, und anſtatt der Mauren Felſen hat-
„ te, hat den Egyptiſchen Helden verach-
„ tet, den ſie doch billig hätte fürchten ſol-
„ len, und ſeinem Bruder, der ihn ermor-
„ den wollte, Hülf geleiſtet. Der König,
„ weil er dieſen Ort für Egyptenland zwar
„ gefährlich, dabey aber auch für unüber-
„ windlich hielte, hatte keine Luſt ihn ſo
„ gleich in ſeinem Hertzen zu bekriegen;
„ ſondern ſandte Schiffe und Volck durch
„ alle Meere, verlegte den Tyrern ihren
„ freyen Lauff mit Gewalt, und hub ſie
„ und ihre Waaren, wo er konnte, auf.
„ Sicilien war uns ſchon aus dem Geſich-
„ te entwichen, und ſeine Gebürge ver-
„ ſchwanden wie kleine Wolcken, als eine
„ Flotte kam; dieſe ſchwamme uns vor den
„ Augen, wie die ſchönſte Stadt. Die
„ Tyrer erkannten ſie alſobald; es war ei-
„ ne Egyptiſche Flotte. Es ſchien nun zu

„ spath, und für uns schimpflich auf die
„ Flucht zu gedencken. Der Wind war
„ dem Feinde günstig; seine Bootsleute
„ und Steuerhalter giengen unsern weit zu-
„ vor. Sie segeln ganz hurtig an, sie en-
„ tern unser Schiff, und nehmen uns ge-
„ fänglich weg. Es war umsonst, daß ich
„ den Ort nennete, von welchem wir ab-
„ geganzen, oder mein Vaterland Ithaca.
„ Sie hörten meine Erzehlung nur mit tau-
„ ben Ohren an. Man hielt uns beyde
„ zwar nicht für Tyrer; aber für gekauffte
„ Sclaven, womit Phoenicien in allen Ha-
„ fen zu handeln und zu wuchern pflegte.
„ Ihr von Geitz eingenommenes Gemüthe
„ hielt uns, wie ander Gut, und suchte
„ an uns einen Gewinn zu machen.„ So
weit gehen die erstern zwey und dreyßig Ver-
se; wenn wir jezo nur die ziemlich buchstäb-
liche Uebersetzung des so genannten Ludwig
Ernsts von Faramond dagegen halten, so
werden wir in einer genauen Vergleichung
bald wahrnehmen, wie sehr die Neukirchi-
sche Uebersetzung von dem Originale ab-
weiche, und sich die Freyheit nehme, jezo
ganze Begriffe und Umstände wegzulassen,
dann neue einzuschieben, und alles nach be-
lieben zu verändern. Dieser prosaische Ue-
bersetzer hat dieses Stücke aus dem Fran-
zösischen also gegeben: „ Die Tyrier hatten
„ den König Sesostris, welcher in Egyp-
„ ten

„ ten regierete, und ſo viele Königreiche
„ erobert hatte, durch ihren Hochmuth wi-
„ der ſie entrüſtet. Der Reichthum, wel-
„ chen ſie durch ihre Kauffmannſchaft und
„ durch die Macht der an dem Meer ge-
„ legenen unüberwindlichen Stadt Tyrus
„ erworben hatten, war Urſache, daß das
„ Hertz dieſer Völcker aufgeblaſen worden.
„ Sie hatten ſich gewegert, dem Seſo-
„ ſtris den Tribut zu bezahlen, welchen er
„ ihnen auferleget hatte, als er von ſei-
„ nen Eroberungen zurückgekommen war;
„ und ſie hatten ſeinem Bruder einige Krie-
„ ges-Völcker verſchaffet, welcher Willens
„ geweſen war, ihn nach ſeiner Zurückkunft
„ mitten unter den Freuden-Bezeigungen
„ eines groſſen Feſtes zu ermorden. Se-
„ ſoſtris hatte ſich zur Dämpfung ihres Stol-
„ zes vorgeſetzet, ihre Handelſchaft an al-
„ len Orten und Enden des Meeres unſi-
„ cher zu machen, und zu zerſtöhren. Sei-
„ ne Schiffe kreuzeten auf allen Seiten,
„ und laureten auf die Phönicier. Eine
„ Egyptiſche Flotte begegnete uns, als wir
„ anfengen, die Sicilianiſchen Gebürge aus
„ dem Geſichte zu verlieren. Der See-Ha-
„ fen und die Erde ſchienen hinter uns
„ zu entfliehen, und ſich in die Wolcken
„ zu verlieren. Eben damahls ſahen wir
„ die Schiffe der Egyptier herbeynahen,
„ welche einer ſchwimmenden Stadt ähnlich

„ waren. Die Phönicier erkenneten dieſel-
„ ben, und wollten ſich von ihnen entfer-
„ nen: Hierzu aber war es nicht mehr Zeit.
„ Ihre Seegel waren beſſer, als unſere;
„ der Wind war ihnen günſtig; ſie hatten
„ eine gröſſere Anzahl Ruder-Knechte: Sie
„ kamen uns an Bord, nahmen uns, und
„ führten uns als Gefangene in Egypten.
„ Es half nichts, ob ich ihnen ſchon vor-
„ ſtellete, daß wir keine Phönicier wären;
„ denn ſie würdigten mich kaum ſo viel,
„ mir zuzuhören. Sie ſahen uns für ſol-
„ che Leibeigene an, welche die Phönicier
„ verhandelten, und ſie waren auf nichts
„ anders bedacht, als auf den Gewinn ei-
„ ner ſolchen Beute.„ Nach meinem Be-
duncken iſt es keine ſchwere Sache zu ent-
ſcheiden, welche von dieſen beyden Ueber-
ſetzungen deutlicher und nachdrücklicher ſey.
Neukirch hat verſchiedene wichtige Umſtän-
de als überflüſſig verworffen, weil ſie ſich
nicht gerne in Reimen bringen lieſſen. Der
Hr. Fenelon hatte gute Urſachen den Egyp-
tiſchen König als einen mächtigen Herren
vorzuſtellen, der durch den glücklichen Lauf
ſeiner ſiegreichen Waffen erliche Königrei-
che erobert, weil dieſes die ſtoltze Vermeſ-
ſenheit der Tyrier vergröſſerte; denn je gröſ-
ſer und mächtiger ein Feind iſt, deſto mehr
Vertrauen zu ſeinen eigenen Kräften muß
derjenige in ſeinem eigenen Hertzen hegen,
der

der ihn verachtet. Die Abſicht des Urhebers war nicht ſo faſt, die Gefahr, worinnen die Tyrier ſchweheten, ihrer Gröſſe nach zu beſchreiben, als vielmehr, den unbändigen Stoltz und die boßhafte Frechheit der Tyrer, womit ſie den Zorn des Cgyptiſchen Königs auf ſich geladen hatten, gantz lebhaft und natürlich vor Augen zu ſtellen. In dieſem Abſehen mußte er nicht bloß ſagen, daß die Tyrer an dem König den gröſten Feind gehabt, ſondern er mußte die Urſache dieſer Feindſchaft auf der Tyrer Seite, nemlich ihren vermeſſenen Stoltz, gleich anfänglich vorſtellen, den Grund dieſes Hochmuthes entdecken, und die darauf gegründete Vermeſſenheit und Ungerechtigkeit der Tyrer in Verweigerung des jährlichen Tributes herausſtreichen, damit er alſo das Vornehmen des Seſoſtris ſie zu ſtraffen rechtfertigte, und die Gefahr, in die er das Tyriſche Schiff, auf welchem Telemach fuhr, ſetzen wollte, dadurch erhöhete. Zu Beförderung deſſen dieneten die beyden Umſtände von der Macht des Königs, und der Gelegenheit, bey welcher deſſen Bruder, mit Tyriſchen Truppen verſtärket, ihn zu ermorden vorgehabt, vortrefflich, welche doch Neukirch gantz weggelaſſen hat; denn je mächtiger ein Feind iſt, deſto verwegener und deſto gefährlicher iſt es, denſelben zu verachten; und je boßhafter

ter und gottloſer ein Vorhaben iſt, deſto mehr hat man Schuld, wenn man ſolches nicht alleine gutheißt, ſondern noch allen Vorſchub zu deſſen Vollziehung thut, und hiemit wird die Straffe auch deſto gerechter. Auf dieſe Weiſe ſind die Abſichten des franzöſiſchen Erfinders in einander gegründet: Aber Neukirch kehret ſich nichts daran, er löſet die Umſtände auf, die nach ſolchen gewiſſen Abſichten mit einander verbunden ſind, ordnet ſelbige, durch den blinden Zufall in dem Sylbenmaaſſe und den Reimen geleitet, in eine gantz andere Reyhe zuſammen, und will uns dennoch überreden, ſein Werck ſey nur eine Ueberſetzung von dem franzöſiſchen Gedichte. In dem gereimten Wercke Neukirchs lautet der dritte Abſatz der Rede alſo:

Seſoſtris hatte ſie, nach ſeinen vielen Siegen,
Mit Schutz-Gebühr belegt. Die aufgeblehte Stadt,
Die Waſſer um und um, zu Mauren Felſen hat,
Verachtet Nilus-Held, den es doch fürchten ſollte,
Und ſtund dem Bruder bey, der ihn ermorden wollte.

Dieſer Abſatz ſoll erklären, wodurch und auf welche Weiſe die Tyrer ihren Hochmuth ausgelaſſen, und den König von Egypten muthwillig gereitzet haben. Nun ſage man mir, wie der Umſtand von der glücklichen Lage der Stadt Tyrus diene, dieſe Abſicht zu befödern? Es iſt ja gar leicht zu mer-

ken,

ken, daß derſelbe alleine einen Grund von dem Stolz der Tyrer abgiebt, und alſo ſich durch ein blindes Ungefehr aus dem vorhergehenden Abſatz in den gegenwärtigen eingeſchlichen hat. So iſt auch das franzöſiſche l'imprenable Tyr, ſituée dans la Mer, durch die Worte

- - - - Die aufgeblehte Stadt,
Die Waſſer um und um, zu Mauren Felſen hat,

gantz matt und undeutlich ausgedrücket, das Wort imprenable iſt nachdrücklicher, als dieſe gantze Zeile, und das ſituée dans la Mer iſt genugſam dieſe Unmöglichkeit wahrſcheinlich zu machen. Der halbe Vers, den es doch fürchten ſollte, iſt eine müſſige Flickerey. In folgenden drey Verſen,

Der König, der den Ort für gantz Egyptenland
Gefährlich, und dennoch unüberwindlich fand,
Verlangt ihn nicht ſo gleich im Herzen zu bekriegen;

wird dem König eine Ueberlegung zugeſchrieben, wovon das Original gar nichts weiß, und die den Abſichten des Verfaſſers verhinderlich iſt, nach welchen er alles, was des Seſoſtris gereizete Rache in ihren Entſchlüſſen aufhalten konnte, ſorgfältig vermieden hat. Es ſtreitet auch mit dem Character eines rachgierigen Hertzens, daß es in ſeinen Schlüſſen eben ſo langſam und behut-

hutsam gehe, als ein kaltsinniger Poet, und ein Vornehmen nicht ehender bey sich feststelle, biß es alle möglichen Umstände und Folgen genau erwogen hat. Hier war jedermann ohne Nachdencken offenbar, daß Tyrus ihre Macht, die in ihrem Reichthum bestuhnd, der freyen und sichern Schiffahrt zu dancken hätte; also brauchte es auch bey dem König von Egypten keine Ueberlegung, wie er diese Stadt am empfindlichsten straffen wollte. Zudem ist die Redensart, einen Ort im Hertzen bekriegen, gantz dunckel und doppelsinnig. Die nächst darauf folgende Zeile

Ließ aber Schiff und Volck durch alle Meere fliegen,

ist beynahe abentheurlich; anstatt daß sie in dem Gemüthe einen Begriff von einer hitzigen Nachstellung erwecken sollte, bringt sie euch das wunderliche Bild von einem über die See fliegenden Volcke vor Augen. Den Umstand der Zeit und des Ortes, wo die Egyptische Flotte dem Tyrischen Schiffe begegnet habe, hat Neukirch gleichfalls folgendermassen verändert:

Sicilien entwich uns schon aus dem Gesichte:
Und sein bekannter Berg verschwand bey frühem Lichte
Wie kleine Wolcken weg: Als eine Flotte kam.

Das französische Original sagt: Une Flotte Egyptienne nous rencontra, comme nous commençions à perdre de vuë les montagnes de Sicile;

eile ; le port & la terre ſembloient fuir derriere nous & ſe perdre dans les nuës. Dieſe Worte ſtellen euch ein optiſches Phänomnon vor das Geſicht, welches die deutſche Ueberſetzung gänzlich verderbet hat ; und dieſelbe iſt in ihrem ganzen Ausdruck eine abgemeſſene und gereimte, aber matte und verworrene Proſe.

Unter den eigenen Schriften der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig findet ſich in dem dritten Th. eine Ueberſetzung von dem ältern Cato des Cicero, oder von den Vortheilen des hohen Alters. Sie iſt von Herren Prof. Winckler verfaſſet, deſſen berühmter Nahme uns etwas rechtſchaffenes verheißt. Ich will das neunzehnte Cap. derſelben in dieſer Ordnung auf den Amboß legen, daß ich zuerſt den lateiniſchen Grundtext in einem fort niederſchreiben, hernach die beſagte Ueberſetzung auf der einen Helfte der geſpaltenen Seite mit meiner Ueberſetzung auf der andern Helfte gegen über in parallelo vor Augen legen, und zulezt meine critiſchen Anmerckungen über dieſe beyden Ueberſetzungen hinzufügen werde.

CICERONIS CATO MAIOR. Cap. XIX.

(a) Quid eſt autem tam ſecundum naturam, quam ſenibus emori? Quod idem contingit adoleſcentibus, adverſante & repugnante natura. Itaque adoleſcentes mori ſic mihi videntur, ut

cum

eum aquæ multitudine (b) vis flammæ opprimitur: Senes autem ſicut ſua ſponte nulla adhibita vi conſumtus ignis extinguitur. Et quaſi poma ex arboribus, ſi cruda ſunt, vi avelluntur: ſi matura & cocta, decidunt: Sic vitam adoleſcentibus vis aufert, ſenibus maturitas: (c) Quæ mihi quidem tam jucunda eſt, ut quo propius ad mortem accedam; eo citius quaſi terram videar videre, aliquandoque in portum ex longa navigatione eſſe venturus. Omnium ætatum certus eſt terminus: Senectutis autem (d) nullus certus eſt terminus; rectèque in ea vivitur, quoad munus officii exequi & tueri poſſis; & tamen mortem contemnere. Ex quo fit, ut animoſior etiam ſenectus ſit, quam adoleſcentia & fortior. - - Sed vivendi eſt finis optimus, (e) cum integra mente, cæterisque ſenſibus, opus ipſa ſuum, eadem, quæ coagmentavit, natura diſſolvit. Ut navem, ut ædificium idem deſtruit facillime, qui conſtruxit: Sic hominem eadem optime, quæ conglutinavit, natura diſſolvit: Nam omnis conglutinatio recens ægre, inveterata facile divellitur. Ita fit, ut illud breve vitæ reliquum, nec avide appetendum ſenibus, nec ſine cauſa deſerendum ſit. Vetatque Pythagoras injuſſu Imperatoris, id eſt Dei, de præſidio & ſtatione vitæ decedere.

Hen.

Hrn. Pr. Winckelers Ueberſetzung.

(a) Was iſt den Alten natürlicher, als der Tod? Es ſterben zwar auch junge Leute: Nur iſt ſolches wider ihre Natur. Wenn Jünglinge ſterben, ſo kömt es mir vor, als wenn eine ſtarcke Flamme mit einer Menge Waſſer (b) ausgegoſſen wird.

Aber ein Greis ſtirbt dahin, als wie ein verzehrtes Feuer von ſich ſelbſt, ohne daß man Gewalt braucht, auslöſcht. Und gleichwie die unreifen Aepfel nicht können ohne Gewalt abgeriſſen werden; hingegen die reifen und milden abfallen: Alſo nimmt jungen Leuten die Gewalt, den Alten die Reife das Leben.

Und (c) dieſes kömt mir ſo angenehm vor, daß, je näher ich dem Tode komme, de-

Neue Ueberſetzung.

Was könnte der Ordnung der Natur gemäſſer ſeyn, als daß alte Leute dahin ſterben; wenn aber dergleichen Zufall auch jungen Leuten begegnet, ſo geſchieht der Natur Gewalt, und ſie ſtreubt ſich mit aller Macht dagegen. Dieſemnach kömmt mir das Sterben der Jungen nicht anders vor, als wenn eine hefftige Flamme durch einen ſtarcken Zuguß Waſſer getödtet und erſlecket wird:

Das Sterben der Alten aber, als wenn ein verzehrtes Feuer ohne äuſſerliche Gewalt von ſich ſelbſt auslöſchet.

Und wie man unreife Aepfel mit Gewalt von den Bäumen abreiſſen muß; da hingegen das zeitige und reife Obſt von ſich ſelbſt abfällt; eben ſo bringt junge Leute die Gewalt, die alten aber die völlige Reife ums Leben.

Dieſe Zeitigung des Alters iſt mir dennoch ſo angenehm, daß je näher ich dem

deſto mehr deucht es mich, als wenn ich das Land ſahe, und nach einer langen Schifffahrt, nun einmahl in den Hafen gelangen würde.

Ein jedes Alter hat ſein geſetztes Ziel: aber das Hohe (d) hat keines; und man lebt wohl in demſelben, ſo lange man ſeine ſchuldige Pflicht beobachten, und dabey den Tod verachten kan.

Daher iſt man im hohen Alter auch muthiger und beherzter, als in der Jugend. - -

Jedoch das beſte Ende des Lebens iſt dieſes, wenn die Natur ihr Werck, welches ſie zuſammengefüget, (e) dergeſtalt auflöſet, daß man bey völligem Verſtande und unverrückten Sinnen iſt.

Wie derjenige, der ein Schiff oder ein Gebäude zuſammengeſetzet hat, daſſelbe dem Tode entgegenrücke, ich nur deſto eher das Ufer und den Hafen, in welchen ich nach einer langen Schifffahrt zuletzt einlaufen ſoll, zu erblicken verhoffe.

Ein jedes Alter hat ſein abgeſtecktes Ziel; nur das Ziel des hohen Alters iſt ganz unbeſtimmt: In demſelben kan einer wohl und vergnügt leben, ſo lange er das Vermögen hat, durch pflichtmäſſige Erſtattung ſeiner Gebühr ſich aufrecht zu erhalten, und ſo ferne ihm dabey das Hertz nicht mangelt, den Tod zu trotzen.

Daher kömmt es auch, daß dieſes Alter unverzagter und ſtandhafter iſt, als die Jugend. - -

Doch iſt das erwünſchteſte Lebens-Ende dieſes, wenn eben dieſelbe Natur ihr Werck, welches ſie in einander gefüget hat, auch ſelbſt wieder auflöſet, bevor es noch am Verſtande und den übrigen Gemüthes-Kräften einigen Abgang leidet.

Gleichwie es demjenigen, der ein Schiff oder Gebäude aufgerichtet hat, am

ſelbe am leichteſten niederreiſſet: Alſo kan auch diejenige Natur, welche den Menſchen zuſammengeleimet hat, ihn am beſten zertrennen.

Was erſt zuſammengeleimet worden, das laſſet ſich nicht ohne groſſe Mühe zerreiſſen. Aber was lange zuſammengeleimt geweſen, und alt geworden iſt, das laßt ſich leicht auflöſen.

Ein Greis ſoll alſo nach der kurtzen Zeit, die er noch zu leben hat, kein ſo groſſes Verlangen tragen. Er ſoll ſie aber auch nicht ohne Urſache verlaſſen.

Ein jeglicher Menſch iſt in ſeinem Leben, wie ein Soldate, an einen gewiſſen Ort geſtellet worden. Von dieſem ſoll er, nach des Pythagoras Ausſpruche, ohne Befehl ſeines Feldherren, das iſt, Gottes, nicht gehen ꝛc.

am leichteſten fällt, daſſelbe wieder abzubrechen; ſo wird auch eben dieſelbe Natur den Menſchen am beſten zertrennen, die ihn zuſammengeleimet hat.

Denn was noch friſch geleimet iſt, das läßt ſich ſchwerlich ſondern; da hingegen das veraltete gar leicht zu ſondern iſt.

Darum ſollen alte Leute den kurtzen Ueberreſt des Lebens weder allzu begierig verlangen, noch ohne Noth demſelben zu entgehen ſuchen.

Und Pythagoras will, daß ſich keiner vermeſſe ohne Gottes, als des oberſten Feldherren Ruff und Erlaubniß, eigenmächtig von dem Poſten, den er einem jeden auf eine gewiſſe Lebenszeit angewieſen hat, zu weichen ꝛc.

Meine Anmerckungen über dieſe Winckleriſche Ueberſetzung und meine eigene, welche durch jene veranlaſſet worden, fallen auf folgende Sachen. Cicero vergleicht in dem erſten Abſatze das Sterben der alten und der jungen Leute mit einander, und ſetzet unter beyden den Unterſchied, das eine geſchehe ꝛc.

cundum naturam, das andere aber adverſante & repugnante natura. Wie nun das leztere eine gewaltſame Trennung der Seele und des Leibes bezeichnet, die den zureichenden Grund ihres Erfolges in einem heftigen Zufall hat, der die natürlichen Kräfte, die ſich dagegen ſtreuben und ſtämmen, überwältiget und auf einmahl zerſtört; ſo giebt hingegen das ſecundum naturam ein ſolches Sterben zu verſtehen, welches nicht mittelſt einer äuſſerlichen Gewalt, ſondern aus Abgang und Mangel der Kräfte erfolget, die ſich in ſo langer Zeit gänzlich abgenutzet haben, hiemit nach dem ordentlichen Lauffe und den Geſetzen der Natur, die allen cörperlichen Dingen ein Ziel geſetzet hat, binnen welchem ſie ſich natürlicher Weiſe verſchleiſſen und verzehren, und alſo in den Staub zurückefallen; wie ſolches die Beyſpiele, die Cicero zur Bekräftigung ſeiner Gedancken aus der Natur anführet, genugſam beweiſen. Derſelbe ſagt nicht τὸ mori eſſe ſecundum naturam ſenum, ſondern in ſenibus τὸ mori eſſe ſecundum naturam; und von dem Tode der Jünglinge ſagt er ausdrücklich, τὸ mori illis contingere, es ſey bey ihnen nicht eine Folge der Natur, ſondern ein gewaltſamer Zufall. Aber alle dieſe Begriffe werden durch einen dunckeln und ungewiſſen Begriff erſtecket, wenn es heiſt: „ Was iſt den Alten natürlicher, als der „ Tod? Es ſterben zwar auch junge Leute,

„ nur

„ nur iſt ſolches wider ihre Natur.„ Die Redensart, der Tod iſt den Alten natürlich, iſt an ſich betrachtet gantz dunckel und unnatürlich, es ſollte vielmehr heiſſen, es iſt gantz natürlich, daß alte Leute ſterben. Denn der Tod der Jungen iſt auch natürlich, das iſt, er iſt nicht wider die Natur, er rühret von natürlichen Urſachen her, und hat den Grund ſeiner Möglichkeit in der Natur des menſchlichen Cörpers; eben wie es natürlich iſt, daß eine Flamme auslöſchen muß, wenn ſie durch den Zuguß des Waſſers erſtecket wird, da ſie ſonſt ohne dieſen gewaltſamen Zufall ſich noch lange erhalten könnte. (b) Die Ausdrükung, eine ſtarcke Flamme mit Waſſer ausgieſſen, wird ſchwerlich zu vertheidigen ſeyn. Man ſagt eigentlich, das Waſſer ausgieſſen, effundere aquam; aber das Feuer ausgieſſen müßte paſſive für das geſagt werden, was ſonſt gegeben wird, durch den Zuguß von Waſſer ein Feuer auslöſchen und tödten. Jenes Wort hat auch keine Nothwendigkeit, weil die Sprache keinen Mangel an ſolchen Wörtern hat, dadurch ſie das flammam extinguere geſchickt ausdrücken kan; z. Er. das Feuer dämpfen, erſtecken, auslöſchen. So iſt auch der Begriff vom Gieſſen hier gantz überflüſſig, immaſſen das Wort Waſſer denſelbigen ſchon in ſich einſchließt. Der Gebrauch dieſes Ausdruckes iſt gantz fremd und neu; und wenn ſolcher gleich ſeine völlige

Richtigkeit hätte, ſo wäre er für das lateiniſche vis flammæ opprimitur allzu matt. (c) **Den Alten nimmt die Reife das Leben. Und dieſes kommt nur ſo angenehm vor.** Man wird Mühe haben zu errathen, worauf ſich das Beziehungs-Wörtgen **Dieſes** eigentlich richte. Wollte man es auf **das Leben**, als das nächſte Haupt-Wort ziehen, mit welchem es auch in dem Geſchlechte übereinkömmt, ſo würde man in dem folgenden Abſatz eine offenbare Zweydeutigkeit verurſachen. In dem Lateiniſchen ſieht man nichts ſo zweydeutiges, es heißt da nicht: Sic adolescentibus vis, senibus maturitas affert vitam: quæ &c. (d) **Ein jedes Alter hat ſein geſetztes Ziel; aber das Hohe hat keines.** Freylich hat auch das hohe Alter ein Ziel. Cicero hat ſich darum ganz deutlich ausgedrückt, damit er zu keinem Mißverſtande Anlaß gäbe: Omnium ætatum certus est terminus: Senectutis autem nullus certus est terminus. (e) **Die Natur löſet ihr Werck dergeſtalt auf, daß man bey völligem Verſtand und unverrückten Sinnen iſt.** Dieſes ſiehet einem Räthſel ähnlich; man würde ſich vermuthen, dieſe Worte ſollten die Art erklären, welcher ſich die Natur in Auflöſung ihrer Wercke bedienet; da es doch offenbar iſt, daß Cicero auf den erwünſchteſten Terminum senectutis, hiemit auf die Zeit der Auflöſung, geſehen habe: Denn jedermann wünſchet ſich, zu einer Zeit

zu

zu ſterben, da er noch bey geſundem Verſtande und guten Gemüthes-Kräften iſt. Ich könnte dieſe Materie noch durch eine Menge Exempel fortſetzen, wenn ich nicht die angebrachten für mehr als zulänglich hielte, zu beweiſen, was vor ein ſchweres Werck es um eine ächte Ueberſetzung ſey.

Der fünfte Abſchnitt.

Von der Würde der Wörter.

Vergänglichkeit der Wörter in Anſehung ihres körperlichen Theiles. Daß die Begriffe bleiben, wenn gleich die Wörter zu Grunde gehen. Beſtrafung deren, welche mit den Wörtern auch die Begriffe deſſelben zu Grunde gehen laſſen. Rettung einiger verworffener Wörter in der Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes. Pflicht der guten Scribenten die guten alten Wörter mit ihren Begriffen aus der Vergeſſenheit hervorzuziehen. In was vor Fällen vergönnet ſey, neue und zwar unbekannte Wörter in einer Sprache einzuführen. Des Werthheimiſchen Ueberſetzers Gedancken hierüber. Unterſchied zwiſchen der gemeinen Sprache, der Gewerbs-Sprache, und der gelehrten Sprache. Verdienſt einiger vornehmen Scribenten, die in der deutſchen Sprache neue Wörter eingeführet haben. Rettung einiger Wörter, die nur in der Form neu ſind. Was unedle Wörter ſeyn. Daß auch die ſchlechteſten Wörter in einer gewiſſen Schreibart ihren beſondern Werth haben. Beyſpiele von ſolchen Wörtern aus Theopompus, und Herodo-

tus, von Longin angezogen. Daß auch die schönen Wörter ihre Pracht verkehren, wenn sie am unrechten Orte gesetzt werden. Longins stoltzes Lob der Wahl und Kraft der Wörter wird in seine rechten Schranken gesetzet. Daß der Gedancke und der Ausdruck mit einander übereinstimmen müssen. Longins Verwerffung einiger unbequemer Wörter in des Herodotus Beschreibung eines Sturms. Verzärtelter Geschmack der Franzosen in der Wahl der Wörter, welchen Boileau beklagt, Voltaire damit prangt. Warum solche Wörter, die in den täglichen Geschäften vorkommen, Eckel verursachen. Wie sie von geschickten Scribenten vor Verekelung verwahret werden können. Schadschicken dieses Eckels in einer Parabel vorgestellt. Irrthum der Franzosen, da sie in ihren Uebersetzungen die edeln Wörter anderer Sprachen mit ihren verächtlichen geben. Vergleichung solcher Uebersetzungen mit den Parodien der Trauerspiele. Noch ein Irrthum der Franzosen, da sie ihren Eckel weiter treiben als die Natur.

NAchdem ich bisher die Wörter nach ihrem cörperlichen und geistlichen Wesen als bloße Thöne, und als Zeichen der Begriffe, absonderlich und ausführlich erwogen habe, so gehe ich nun fort, dieselben nach der ungleichen Achtung und Würdigkeit, in die sie durch den Gebrauch gesetzet werden, zu betrachten.

Die Wörter haben keine nothwendige und natürliche Verbindung mit denen Begriffen, davon sie Zeichen sind; der Gebrauch hat diese Uebereinstimmung willkührlich, und meistens

ſtens zufälliger Weiſe eingeführet. Daher iſt ſich auch nicht zu verwundern, daß eben dieſer Gebrauch, der mehr durch Zufall und Eigenſinn, als durch Vernunft geleitet wird, ſo unbeſtändig und wanckelmüthig iſt, ſo daß öfters Wörter, die in ihrer erſten Vereinigung mit gewiſſen Gedancken und Bedeutungen für neu, ſchöne, und edel gehalten worden, mit Verlauff der Zeit, entweder durch den täglichen Gebrauch oder durch eine Entweyhung in dem Munde des verachteten Pöbels ihre Würdigkeit und urſprüngliches Anſehen beynahe gäntzlich verliehren; oder durch die figürliche Anwendung bey poſſierlichen, verächtlichen und ſchandbaren Dingen, ſelbſt etwas verächtliches, poſſierliches, oder gar verhaßtes und eckelhaftes an ſich nehmen, das ſich unzertrennlich an ihre Bedeutung anhängt; oder endlich gar veralten, und aus der Sprache verdrungen werden. Dieſem zufolge werden die Wörter und Ausdrückungen in alte und neue, in edle und pöbelhafte, unterſchieden; darum hat auch in dieſer Abſicht eine geſchickte Wahl unter denſelben Platz. Ich habe ſchon in dem erſten Abſchnitte angemercket, daß man den Thon als den Cörper, und die Bedeutung als die Seele der Wörter anſehen kan: Auf den Grund dieſer Vergleichung muß ich nun ferner anmercken, daß der cörperliche Theil der Wörter der Vergänglichkeit eben ſo wohl

unterworffen iſt, als die Leiber der Menſchen. Horatz hat daher in ſeiner poetiſchen Dichtkunſt das Geſchicke derſelben an die allgemeinen Geſetze der Vergänglichkeit und des Unbeſtandes irdiſcher Dinge gebunden, wenn er ſagt:

Ut ſylvæ foliis pronos mutantur in annos;
Prima cadunt: Ita verborum vetus interit ætas;
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.
Debemur morti nos, noſtraque: - - -
- - - Mortalia facta peribunt:
Nedum ſermonum ſtet honos, & gratia vivax.
Multa renaſcentur, quæ jam cecidere: cadentque,
Quæ nunc ſunt in honore vocabula, ſi volet uſus.

Die Thöne ſind nur willkührliche Zeichen der Begriffe, daher kömmt es, daß dieſelben durch tauſend Zufälle, bald durch einen geſchwinden, und bald durch einen langſamen Tod zu Grund gehen, wenn ſie aus der Uebung kommen, und in einer Sprache nicht mehr gehört werden, und alſo wie die verſtorbenen Menſchen ins Reich der Vergeſſenheit hinfallen. Wie nun der cörperliche Theil der Wörter gantz flüchtig und hinfällig iſt; ſo iſt hingegen der geiſtliche Theil derſelben, eben wie die Seelen der Menſchen, unſterblich. Die Bedeutungen der Wörter ſind gewiſſe Begriffe und Vorſtellungen in den Gedancken; dieſe aber können niemahls gäntzlich verlohren gehen; zumahl da dasjenige,

nige, was einmahl in die Gedancken der Menſchen aufgeſtiegen iſt, ſich zu einer andern Zeit denſelben wiederum als gegenwärtig darſtellen kan. Daraus folget nun gantz natürlich, daß in den Sprachen die Μετεμψίχωσις oder Wanderung der Seelen der Wörter nach dem Untergang des erſten Cörpers, mit welchem ſie vereiniget waren, nothwendig Statt habe; angeſehen ein Gedancke oder Begriff, wenn er nicht aus dem Handel und Wandel einer Nation ſoll verlohren gehen, nothwendig mit einem neuen Thon, als ſeinem Cörper, muß vereiniget werden, nachdem ſein erſter und alter Cörper gäntzlich verweſen iſt. Folglich kan kein Wort aus einer Sprache verlohren gehen, es ſey denn, daß die bey einer Nation einbrechende Unwiſſenheit und Trägheit auch die Gedancken und Begriffe ſelbſt, die einmahl nationaliſiert geweſen, ſchändlicher Weiſe verwahrloſe. Dieſemnach iſt der Wahn in der Beredſamkeit von der gäntzlichen Zernichtigung der Wörter faſt eben ſo ſchädlich, als der Irrthum, daß in dem Tode mit dem menſchlichen Cörper der gantze Menſch zu Grund gehe, in der Sittenlehre iſt: Und dennoch iſt dieſer Wahn bey den Deutſchen weit allgemeiner, als man ſich gemeiniglich einbildet; ſie ſind dreiſte genug, Wörter und Redensarten als ungewöhnlich und veraltet zu verwerffen, wenn

wenn ſie ſchon die vorbeſtimmten Gedanken und Begriffe mit neuen und gleichgeltenden Zeichen auszudrücken nicht im Stande ſind, man wollte ſich denn mit kahlen und matten Umſchreibungen, womit ſie ſehr verſchwenderiſch ſind, abſpeiſen laſſen: Alleine verrathen ſie ſich nicht eben damit, daß nicht ſo faſt die Wörter nach ihrem cörperlichen Theile veraltet, aus der Uebung und in Abgang gekommen, ſind, als daß ſie ſelbſt die damit verbunden geweſene Begriffe und Gedancken nach ihrer beſtimmten Einſchränckung durch ihre Nachläſſigkeit verwahrloſet und in Vergeſſenheit geſetzet, und dadurch nicht alleine die Sprache, ſondern auch die Wiſſenſchaft und Erkenntniß ihrer Mitbürger geſchmälert haben? Und da es unmöglich und widerſinnig iſt, zu behaupten, daß der Gebrauch in dem täglichen und gemeinen Umgange genugſam ſey, alle Wörter in einer Sprache zu bewahren, ſo wenig als derſelbe genugſam iſt, alle nützlichen Gedancken und Begriffe zu erhalten, folglich da man nicht alle Wörter und Redensarten, die in dem gemeinen Gebrauche nur ſelten, oder niemahls vorkommen, als ungebräuchlich, alt und verlegen, verwerffen kan, ſo iſt man berechtiget, von demjenigen, der ein Wort als alt und ungebräuchlich vor verwerfflich achtet, zu fodern, daß er uns in guten neuern

Schrif-

Schriften ſolche Stellen zeige, wo eben dieſelben Begriffe und Gedancken, nicht nur überhaupt, ſondern in einer gleichen Abſicht und Einſchränckung mit neuen und gleichvielgeltenden Zeichen ausgedrückt werden: Kan er auf dieſe Weiſe ſein Urtheil nicht rechtfertigen, ſo wird er bekennen müſſen, daß nicht das Wort, ſondern der Begriff von ihm als ungebräuchlich und veraltet unbeſonnener Weiſe verurtheilet worden, und daß er dadurch die Scribenten ſeiner Zeit einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit unwiſſend angeklagt habe.

Ich habe droben in dem zwenten Abſch. Anlaß gehabt, einige Exempel von dergleichen ohne Grund vor veraltet angeſehener Wörter zu unterſuchen, und zu retten; weil ich es aber nicht hauptſächlich in dieſer Abſicht gethan, ſondern damahls auf eine beſondere Art Wörter, die wegen ihres beſondern Nachdrucks machtvolle Wörter genennet werden, mein Abſehen gerichtet hatte; ſo kan ich hier nicht umhingehen noch einige verworffene Wörter aus der nachdrücklichen deutſchen Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes zu prüffen.

Nun macht der Oberſächſiſche Kunſtrichter, deſſen ich bey derſelben Gelegenheit gedacht habe, über das Wort **Mißthöne** folgende Anmerckung: „Das Wort **Miß** hat „in der Compoſition allezeit ſiniſtri aliquid:

„Allei-

„ Alleine es ist bey dem Thon nicht gebräuch-
„ lich: Wir sagen mißlingen, mißrathen,
„ Mißethat, Mißverstand, aber nicht Miß-
„ thon. Wir würden besser sagen, Disso-
„ nanzen. „ Es ist unstreitig, daß das Miß in der Zusammensetzung etwas widriges bedeutet, und dem Wohl entgegen gesetzet wird, und hiemit so viel ist als eine Verneinung des glücklichen Ausgangs oder Erfolgs. So sagt man, wohlgelingen, mißlingen; wohlgefallen, mißfallen; recht gebrauchen, mißbrauchen. Also ist Mißgeburt, Mißgestalt, Mißwachs ꝛc. ein gantz widriger Erfolg im gebohren werden, im gestaltet seyn, im Wachsthum. Es wird hiemit das Miß solchen Wörtern zugesezt, die an sich selbst betrachtet einen gantz ungewissen und zweifelhaften Auslauff, der meistens zufällig ist, haben: Und daraus läßt sich schon abnehmen, warum das Miß nicht in allen Gegensätzen kan gebraucht werden. Weil nun das Wort Thönen von eben derselben Art ist, so hindert ja nichts, daß man den Thon, der fehlschlägt, und die Harmonie stöhret, einen Mißthon nenne. Es ist dieses zusammengesezte Wort auch ein gutes altes deutsches Wort, das ungefehr vor hundert Jahren gar geläuftig gewesen, und es ist in einigen Provintzen bey den Virtuosen selbst noch sehr üblich: Aber man will lieber der Reinigkeit der deutschen Spra-

che

che Gewalt thun, und das fremde Wort Dissonanz einführen, als das einheimische, weil dessen Gebrauch nachlässiger Weise unterlassen worden, für ächt und gültig erkennen, ungeachtet gewiß ist, daß das deutsche Wort auch von denen, welchen es fremd klingt, muß verstanden werden.

Ueber das Wörtgen Ungut sagt der Sächsische Kunstrichter: „Wir können nicht alle „Worte mit Un zusammensetzen, um das „Contrarium anzuzeigen. Ungut ist darun„ter. Indessen hat es keine Ursache, als „die Gewohnheit. Wir sagen böse, wied„rig. Hier könnte vielleicht auch Unge„sund angehen.„ Ich mercke dagegen zwey Dinge an; das erste ist, daß das Wort Ungut kein neugemachtes, sondern ein gutes altes Compositum ist, welches von Opitz und andern seiner Zeit gar oft gebraucht worden; das zweyte ist, daß die Wörter Böse, Widrig, mit Ungut nicht als gleichgültig können geachtet, noch aller Orten an dessen statt gebraucht werden, zumahlen da diese neben dem Wort Ungut schon üblich waren. Was man ungut nennet, ist darum noch nicht böse; sondern Ungut bezeichnet alleine einen verminderten Grad des Guten, wenn das Gute mit vielen Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten verknüpfet ist: Das Ungute hat zwar insgemeine etwas widriges, aber nur in so

ferne

ferne das Gute, das wir wünschen, nicht vollkommen ist. Folglich sind diese beyden Begriffe weder gleichgültig, noch von einem gleichen Umfange. Es wird im zehnten B. bl. 167. von dem Uebersetzer dem Adam in den Mund gegeben, da er begriffen ist, seiner kleinmüthigen Eva die Spuhren und Merckmahle der göttlichen Gnade, die der Schöpfer mitten in ihrer gerechten Verurtheilung nicht undeutlich hatte blicken lassen, gantz lebhaft und empfindlich vorzubilden, um ihren sinckenden Muth dadurch zu einer bessern Hoffnung aufzurichten. Auf diesen Grund drücket er selbst seine gefaßte Hoffnung von der künftigen Besserung ihres Zustandes, deren er mit einem steiffen Vertrauen auf die göttliche Güte entgegen siehet, unter andern mit diesen Worten aus: „Er wird uns ferner unterweisen, „durch welche Mittel wir den unguten „Jahrszeiten ausweichen können.„ Nun ist es die Art der Hoffnung, daß sie das in dem Weg stehende Uebel nicht vergrössert, sondern erleichtert, und vermindert; also mußte ein geschickter Uebersetzer, der diesen Character nicht verletzen, sondern natürlich vorstellen wollte, wie Adam bey diesem Gemüthes-Zustande, da sein Hertz voll Ehrfurcht gegen den göttlichen Richter, voll Ueberzeugung der göttlichen Gnade, mitten in der Ausübung seiner Straff-Gerechtig-

tigkeit, und voll Vertrauens auf seine Barmhertzigkeit war, die Beschwerlichkeiten der Jahrszeiten, die einen Theil der angekündigten Straffe ausmacheten, wahrscheinlich habe ansehen müssen, sich nothwendig eines solchen Wortes bedienen, welches den Begriff von der göttlichen Mildigkeit und seine gefaßte Hoffnung nicht verringerte, noch verdunckelte. Nun finde ich zu dieser Absicht kein bequemeres noch gelinderes Wort, diese Beschwerlichkeiten in einem verminderten Grade und Licht vorzustellen, als das, welches der Uebersetzer gebraucht hat, wenn er sie ungute Jahrszeiten nennet; Es wäre denn, daß vielleicht folgende Ausdrückung mehr Deutlichkeit hätte: „ Er wird uns unterweisen, durch was vor Mittel und Wege wir den Beschwerlichkeiten der Jahrszeiten ausweichen können. „ Der Kunstrichter vermeinet, das Wort Ungesund würde sich hier besser schicken; alleine er muß nicht erwogen haben, daß die schlimmern Jahrszeiten noch hundert andere Beschwerlichkeiten mit sich führen, neben dem, daß sie ungesund sind, und daß hier nicht so fast von dieser als von andern die Rede ist, wie aus dem, was daselbst folget, klar zu sehen: Also kan etwas in einer andern Absicht ungut seyn, wenn es schon der Gesundheit nicht schadet. Ich füge noch hinzu, daß ich nicht wohl begreiffen kan, wie die heutige Höflichkeit, welche

die Sachen allezeit gelinder vorſtellet, als ſie ſind, dieſes Wort habe verſchertzen können, iſt doch die Formul, etwas in unguterem vermercken, ehedem bey den Deutſchen gar üblich und gewohnt geweſen. Dergleichen Wörter ſind, die Nothſchickung, die göttliche Zeilſchickung, die Geſpielſchaft, bündig, vorbündig, vergeſtalten, das Mißbehagen, Unterjochen, Muthafte, die Unbill ꝛc. welche unſer Kunſtrichter als fremd und unbekannt verwirfft; da ſie doch zu Opitzen Zeiten und in den Schriften von ſelbigem Alter, der Aramena, Arcadia u. a. ſehr gewohnt und üblich ſind: Wobey noch das ſchlimmſte iſt, daß er an ſtatt dieſer abgegangenen Wörter keine andere gleichgültige, die dafür wären eingeführt worden, anzeigen kan. Denn wenn er für unterjochen, unter das Joch bringen, hinſetzet, ſo iſt dieſes eine matte Umſchreibung, die vier Wörter anwenden muß, denſelben Begriff zu erwecken. Wenn er für vergeſtalten, verſtellen vorſchlägt, ſo iſt dieſes eben ſo viel, als wenn einer die Bücher des Ovidius, die er Μεταμορφώσεις betitelt hat, im Deutſchen die Bücher von der Verſtellung tauffen wollte; denn vergeſtalten iſt eine Verwandlung der äuſſerlichen Geſtalt, welches mit keinem andern Wort eben ſo deutlich und nachdrücklich kan gegeben werden. Wenn er Muthafte durch Mitſchuldige oder Mitgeſellen erſetzen will, ſo reichet er nicht

nicht an die Kraft und den Nachdruck jenes Wortes; Haft iſt von heften, daher in den alten Satzungen haft und pfand ſeyn vorkömt, auch noch heut zu tag die Haft, Verhaft, das Gefängniß iſt, als da man ſagt, einen in Verhaft nehmen. Von demſelben Schlage ſind auch folgende Redensarten, Strutten, für trepide agere; gedeyhen, für zum Vortheil ausſchlagen; behagen, für wohlbekommen, wohl zuſchlagen; ein Halsherr, für ein Tyrann; Senckelrecht ꝛc.

Aus dieſem allem ziehe ich nun den Schluß, daß man mit Recht kein Wort als alt und verlegen verwerffen kan, ſo lange man in einer Sprache nicht ein anders gleichgültiges aufweiſen kan, welches dienet, den Begriff deſſelben in einem gleichen Lichte vollkommen auszudrücken. Folglich ſind geſchickte Scribenten und Ueberſetzer, welche die Sprachen als Hülffs-Mittel zur Fortpflantzung der Weißheit und Erkenntniß beſorgen, verbunden, ſorgfältig zu verhüten, daß keine gute alte Wörter, die eine gemeſſene Bedeutung haben, durch ihre Nachläſſigkeit zugleich mit den Begriffen ſich aus einer Sprache verlieren, oder in Abgang kommen. Dieſes aber wird geſchehen, wenn ſie mehr als hiebevor befliſſen ſeyn werden, in ihren Schriften und Ueberſetzungen, ſtatt der ſo gewohnten matten und ſeichten Umſchreibungen, die Begriffe mit nachdrücklichen deutſchen Wörtern kräf-

tig auszudrücken, und dieselben aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen. Wie nöthig diese Erinnerung sey, kan man daher abnehmen, weil einige von den deutschen Lehrern sich kein Bedencken machen, nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß sie diesen Verlust, den ich vor so schädlich ausgebe, eben nicht so sehr zu Hertzen nehmen, indem einer von den neusten in einem gedruckten Lehr-Buche ausdrücklich schreibet: „Unsre Sprache ist an sich selbst reich „genug. Wir könnten zur Noth andern „Völckern eine Menge der besten Ausdrükungen abtreten, und würden doch keinen „Mangel leiden dörfen.„ Ich enthalte mich, diesen großsprecherischen Ausspruch so lächerlich zu machen, als ich wohl könnte, wenn ich nicht vielmehr zu unterrichten und zu erbauen, als zu beschämen gedächte: Ich will darum diesen Kunstlehrer nur gebeten haben, sich zu erinnern, daß die Gedancken mit den Worten unzertrennlich verknüpfet seyn, und daß gleichgültige Wörter eben kein Beweißthum von dem Reichthum einer Sprache abgeben.

Was nun im Gegentheil die Einführung neuer und zuvor unbekannter Wörter in einer Sprache anbelangt, so müssen wir hier zween Fälle wohl unterscheiden: Entweder will man gantz neue und bisher in einer Sprache unbekannte Begriffe einführen; oder die Begriffe,

griffe, deren Zeichen verloſchen ſind, müſſen mit neuen Cörpern verſehen werden. In dem erſten Falle iſt es gantz unſtreitig, daß man einem, der einen gantz neuen und zuvor in unſrer Sprache unerhörten Begriff ausdrücken will, erlauben muß, neue Zeichen oder Wörter zu erfinden; das iſt die Freyheit, von welcher Horatz ſagt:

. . . . Si forte neceſſe eſt
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum,
Fingere cincturis non exaudita Cethegis
Continget, dabiturque licentia ſumta pudenter.

In dem andern Falle, wenn ein Begriff in einer Sprache ſchon zuvor bekannt und eingeſeſſen, und alſo ſchon mit einem Zeichen und Ausdruck verbunden war, ſiehet jedermann, daß die Einführung neuer Wörter in dieſem Falle von keiner ſo unumgänglichen Nothwendigkeit ſey, als in dem erſtern Falle; man kan ja zur Noth das alte Wort brauchen, woferne man nicht im Stand iſt, den Abgang deſſelben mit einem deutlichern, nachdrücklichern, und bequemern zu erſetzen. Darauf gründet ſich Horazen Wahrnung:

In verbis etiam tenuis cautusque ſerendis.

Worinn dieſe anbefohlene behutſame Vorſichtigkeit in beyden Fällen beſtehe, lehret uns eben dieſer ſcharfſinnige lateiniſche Dich-

ter, wenn er von gantz neuen Wörtern, dadurch gantz neue und vorhin unbekannte Begriffe ſollen bezeichnet werden, ſagt:

Et nova fictaque nuper habebunt verba fidem, ſi
Graeco fonte cadant parce detorta. - -

Und von der Erneurung ſolcher Zeichen, darem entweder gantz oder zum Theil vorhin bekannte Begriffe ſollen eingekleidet werden, ſagt er:

Dixeris egregie, notum ſi callida verbum
Reddiderit junctura novum. - -

Welches ich von der Zuſammenſetzung verſchiedener Sylben oder Wörtgen in einem um etwas neuen Thone verſtehe. Es giebt freylich, wie Horaz auch andeutet, ſelten gantz neue Begriffe, die nicht ſchon zum Theil, zumahlen in einer angebaueten Sprache, wären üblich geweſen, folglich ſind die meiſten von dieſen Begriffen nicht ſo faſt in Anſehung ihrer Materie, als in Anſehung ihrer Form, neu, und man wird ſelten einen neuen Begriff antreffen, der ſich nicht durch eine Umſchreibung erklären laſſe. Aus dieſem ſchlieſſe ich, daß die von Horaz vorgeſchlagene neue Verbindung und Zuſammenſetzung alter Sylben und Wörter, die nur auf dieſe Weiſe noch nicht verbunden worden, zulänglich ſey, die meiſten ſo genannten neuen Begriffe deutlich

lich und wahrſcheinlich auszudrücken, ohne daß man nöthig habe, gantz neue und vorhin unerhörte Thöne aus fremden Sprachen einzuführen; doch wo ſich irgend einmahl eine Nothwendigkeit dazu ereigen ſollte, ſo muß man des Horazen Rath, ut fumatur licentia pudenter, und ut parce ſint detorta verba ex peregrino fonte, nicht aus der Acht laſſen.

Ich erinnere mich hier, daß dieſe Materie von dem geſchickten Verfaſſer der angefochtenen freyen Ueberſetzung der göttl. Schriften in der beſondern Abhandlung wegen ſeiner Schreibart ſo gründlich ausgeführet worden, daß ich mich nicht entbrechen kan, ſeine Gedancken, denen ich hierinnen folge, anzuführen. Er ſagt §. 2. Bl. 503. „ Wenn in „ der Natur neue Dinge entdecket, oder in „ der Kunſt neue Sachen erfunden werden, „ ſo bekommen ſie ihre Nahmen mehrentheils „ von denen, welche ſie erfinden und zum erſten bekannt machen. Wenn nun die Sachen bey einer andern Nation mit ihrem „ Nahmen zugleich eingeführet werden, ſo „ würden wir dem andern unverſtändlich ſeyn, „ wenn wir die Sachen mit einem andern „ Nahmen benennen wollten; und in dieſem „ Fall muß die Deutlichkeit der Reinigkeit „ vorgehen, und wir müſſen die fremden „ Nahmen in ſo weit in unſere Sprache aufnehmen. Man könnte zwar auch in dieſen „ Fällen gar wohl die Reinigkeit beybehal-

„ ten, wenn geschickte und erfahrne Leute
„ Befehl hätten, für die neuen Sachen
„ jederzeit neue Nahmen zu erfinden, wel-
„ che der Natur ihrer Sprache gemäß wä-
„ ren; denn dieses wäre eben so gut mög-
„ lich, als es dem Erfinder gewesen ist,
„ der neuen Sache einen Nahmen in sei-
„ ner Sprache beyzulegen. Alleine da we-
„ gen der Sprachen noch zur Zeit keine be-
„ sondere Verordnungen vorhanden sind,
„ so ist auch hierinnen nichts mit Fortgang
„ zu unternehmen, sondern man muß in
„ diesem Stücke der Gewohnheit den Lauf
„ lassen. Die Griechen sind die vornehm-
„ sten Erfinder und Verbesserer der Wis-
„ senschaften gewesen; und dahero haben
„ auch die meisten Theile und Stücke in
„ denselben griechische Nahmen bekommen.
„ Die Franzosen haben die Kriegskunst
„ eher in die Ordnung gebracht, als die
„ Deutschen; und daher kömmt es, daß
„ die Kriegsbefehlhaber, das Kriegsgeräthe
„ und die Kriegsverrichtungen bey uns meh-
„ rentheils französische Benennungen füh-
„ ren. Eben dieselben haben eher, als wir,
„ Werckstätte zur Verbesserung der Künste
„ angeleget, und auf die Veränderungen
„ in den Kleidern gedacht, und dieses ist
„ die Ursache, daß wir sonderlich so viele
„ Zeuge und Arten der Kleider nicht an-
„ ders, als französisch, zu nennen wissen,

„ und

„ und daher die Nahmen Serge, Etamine,
„ Callemanque, Manteau, Commode, Ro-
„ quelaure u. ſ. w. nicht wohl entbehren
„ können. Dieſes Geſetz der Deutlichkeit
„ gehet ſo weit, daß wir den einmahl ein-
„ geführten Nahmen behalten müſſen, wenn
„ er auch gantz und gar falſch oder doch
„ die Ausſprache deſſelben unrecht iſt. So
„ müſſen wir z. Ex. das bekannte Kraut
„ Taback mit dieſem Nahmen nennen; ob-
„ gleich daſſelbe in ſeinem eigentlichen Va-
„ terlande den Nahmen **Kohiba**, und in
„ Braſilien die Benennung **Petun** führet,
„ und bloß das Gefäſſe, woraus es gerau-
„ chet wird, Taback heiſſet. Die Blätter
„ des Thee-Strauches nennet man in
„ Tſchina **Tſia**, und der Caffee heiſſet bey
„ den Türcken **Kähwä**. Unerachtet wir
„ nun dieſes wiſſen, ſo würden wir doch
„ gar ſehr wider die Deutlichkeit handeln,
„ wenn wir die richtigere Benennung und
„ die eigentliche Ausſprache gegen die all-
„ gemeine Gewohnheit gebrauchen wollten.
„ Es iſt aber auſſer der Undeutlichkeit noch
„ eine andere Urſache vorhanden, welche
„ dergleichen Neuerungen allenthalben ein-
„ zuführen widerräth. Nehmlich, ein jedes
„ Wort läſſet durch ſeine Figur und Schall
„ in der Einbildungskraft ein cörperliches
„ Bild zurück. Wenn man nun das Wort
„ anderſt ausdrücket; ſo wird dadurch das

„ gedachte Bild geändert, und wir werden „ anfangs darüber irre, weil uns solches da„ durch einigermassen unkänntlich gemachet „ wird. Dieses ist die Ursache, warum „ man alle solche Aenderungen auf gewisse „ Art hasset, und die Einführer derselben „ öfters darüber zu spotten pfleget.„

Nach diesem lehret er gar gründlich mit was vor Behutsamkeit dergleichen neue Wörter aus fremden Sprachen einzuführen seyn; wobey er diese zwo Regeln in Acht zu nehmen anbefiehlt; 1. Daß man dabey die Aehnlichkeit mit unsrer Sprache beobachte; 2. Daß man dabey, so viel möglich, die Aussprache der vorigen Mundart nachahme; Welche Regeln er in dem 3. und 4ten §. §. mit Exempeln geschickt erläutert; und in dem 5. und 6ten §. §. zeiget er dann ferner, daß gewisse Wörter dergestalt eingeführet sind, und eine solche Bedeutung in einem fremden Lande erlanget haben, daß man sie gar nicht mehr mit andern verwechseln kan; er führet z. Ex. das Wort Proviant an. „ Dieses Wort, sagt er Bl. 507. be„ deutet nunmehro im Deutschen so wohl „ die Lebens-Mittel für die Menschen, als „ das Futter für das Vieh; wie denn die „ Proviant-Commissarien im Kriege beydes „ zu besorgen haben. Das Wort Lebens„ mittel drücket nur alleine den Vorrath „ zum Unterhalt der Menschen aus. Denn

„ wenn

„ wenn jemand zu dem andern ſagte, er „ wäre noch überflüſſig mit Lebensmitteln „ verſehen; und zeigte hierauf demſelben „ einen Boden voll Heu, ſo würde ſich „ der andere wundern, und ſagen, er hätte „ dieſes nimmermehr aus ſeiner Rede neh„ men können. Wir können alſo dieſes „ Worts, wenn von beyderley Vorrath „ für Menſchen und Vieh die Rede iſt, „ nicht entbehren. Das Wort **Nation** „ hat ſich im Deutſchen eben ſo nothwen„ dig gemacht. Man redet von dem Rö„ miſchen Reiche deutſcher Nation; man „ ſagt, daß die franzöſiſche Nation ſinn„ reich und liſtig ſey u. ſ. w. ohne daß man „ ein anders Wort an deſſen ſtatt brau„ chen kan. Das Wort **Volck** iſt dage„ gen unterdrücket, und nur für den ge„ meinen Pöbel übrig gelaſſen worden, von „ dem es noch gebrauchet wird; gleichwie „ die mehrere Zahl, die **Völcker**, heutiges „ Tages bey uns blos die Kriegs-Trup„ pen bedeutet.„ Und zu dieſer Claſſe gehören ferner alle diejenigen Wörter, die zwar urſprünglich aus einer fremden Sprache herſtammen, aber durch eine lange Verjährung und Gebrauch ſo verſtändlich und allgemein geworden, daß man von ihnen ſagen kan, ſie haben das deutſche Bürgerrecht von alten und undencklichen Zeiten hergebracht, deſſen ſie auch ohne Schwächung

der

der Deutlichkeit der Rede nicht wohl entsetzt werden können, als da sind die Nase, das Ohr, der Sack, die Thür, die Kirche, die Natur, das Exempel ꝛc.

Wiewohl man nun in solchem Falle guten Grund hat, die Deutlichkeit der Reinigkeit der Schreibart vorzuziehen, so folget darum nicht, daß man in allen Fällen die Reinigkeit der Deutlichkeit aufopfern müsse: Denn wie wollte man sonst die Sprachen-Mengerey verhüten oder verwerffen können? Man müßte auf diesen Grund alles, was der schlimme Gebrauch und eine einreissende unbegründete Mode einführet, allgemein und verständlich machet, ohne Antung gutheissen, und mit einer blinden und gehorsamen Trägheit zusehen, wie eine Sprache nach und nach gänzlich verbastartet, an ihrer Reinigkeit geschändet, und zu einem unreinen Gemenge und Sammler alles Auswurfs fremder Sprachen werden würde.

Wenn demnach noch einige Sorge für die Erhaltung der Reinigkeit einer Sprache Platz haben soll, so muß man von denen oben angemerckten fremden aber gänzlich naturalisierten Wörtern diejenigen wohl unterscheiden, die sich durch eine schlimme Gewohnheit eingeschlichen haben, und ihr Bürgerrecht nicht genugsam behaupten können. So muß man auch zwischen der gemei-

meinen Sprache, zwiſchen der Gewerbs- und Handwercks-Sprache, und zwiſchen der Sprache der Gelehrten einen genauen Unterſchied machen. Ich verſtehe durch die Gewerbs- und Handwercks-Sprache, diejenige Sprache und Schreibart, deren ſich gewiſſe Geſellſchaften oder Stände in ſolchen Geſchäften, die das gemeine und bürgerliche Leben angehen, zu bedienen pflegen; als z. Ex. die Staats- und Kriegs-Canzleyen, die Gerichte, die Aerzte und Wund-Aerzte, die Gottesgelehrten in Unterweiſung des gemeinen Volcks ꝛc. In dieſer Sprache muß man die Aehnlichkeit ſammt dem allgemeinen Gebrauche beobachten, wenn man ſich nicht bey andern verdrießlich und verhaßt machen will, und ſich inzwiſchen mit der Hoffnung tröſten, daß künftig dießfalls durch hohe Verordnung und das Anſehen groſſer Herren eine allgemeine Verbeſſerung werde vor die Hand genommen werden. Durch die Sprache der Gelehrten aber verſtehe ich die Schreibart derjenigen, die ſich neben der Aufnahm der Wiſſenſchaften zugleich um die Verbeſſerung der Sprache bekümmern; wenn dieſe ſich vorſetzen, die Wiſſenſchaften oder Geſchichten ihren lernensbegierigen Mitbürgern in ihrer Mutter-Sprache zu erklären, halten ſie es zugleich vor ihre Pflicht, die Reinigkeit dieſer Sprache, ſo viel möglich, herzuſtellen,

und

und die fremden Wörter und unrichtigen Veränderungen derselben mit andern, welche ihrer Natur gemässer sind, zu verwechseln. So hat der grosse Lehrer Deutschlandes Hr. Christian Wolff, als er die Theile der Weltweißheit in ihrer natürlichen Verknüpfung der deutschen Nation in ihrer Sprache vor Augen legen wollte, aus einer löblichen Sorge für die Verbesserung der Sprache, es glücklich gewaget, alle die lateinischen Kunstwörter, die bisdaher abergläubig für geweyhet angesehen worden, mit guten deutschen Wörtern zu verwechseln; dieses Exempel hat hernach andere angereizet, in der Sprach- und Rede-Kunst ein gleiches zu versuchen. Und da zuvor die Geschichtschreiber dem verderbten Geschmack allzuviel nachgegeben, so können wir nun zween grosse Männer aufweisen, die durch die Reinigkeit der deutschen Schreibart sich in einen solchen Ruff und Ansehen gesetzet haben; daß sie allen künftigen Verfassern in dieser Art zum Muster dienen werden: Ja durch den allgemeinen Beyfall, welchen diese vortrefflichen Männer wegen dieser vorgenommenen Veränderung erhalten, ist die Liebe für die Reinigkeit der Sprache so gar rege geworden, daß auch die Zeitungs-Schreiber Muth bekommen haben, manche dergleichen Veränderungen einzuführen, und z. Ex. Hülfsvölcker, Ergänzungs-

zungsvölcker, Reichsverweſer u. d. g. zu ſchreiben. Und es iſt ſo ferne, daß dieſe Veränderungen, ob die deutſche Sprache gleich dadurch mit einer Menge neuer Wörter bereichert, und eben ſo vieler fremder entladen worden, der Deutlichkeit einigen Abbruch gethan habe, daß dieſelbe vielmehr dadurch nicht wenig befödert worden.

Was im übrigen diejenigen Begriffe anſiehet, die nur in Abſicht auf die Form und Einſchränckung neu ſind, und die hiemit durch eine bloſſe Veränderung der Form ſchon bekannter Wörter können ausgedrücket werden, ſo iſt dießfalls mehrere Freyheit vergönnet, woferne die Aehnlichkeit in der Vergeſtaltung nicht aus der Acht gelaſſen, und die Deutlichkeit nicht geſtöret wird. Horaz ſagt davon:

. . . . . Quid autem
Cæcilio, Plautoque dabit Romanus, ademptum
Virgilio, Varioque? Ego cur, acquirere pauca
Si poſſum, invideor? quum lingua Catonis & Enni
Sermonem patrium ditaverit, & nova rerum
Nomina protulerit? licuit ſemperque licebit,
Signatum præſente nota procudere nomen.

Der oben eingeführte Kunſtrichter hat über das Wort Verkehrtheit, welches in dem deutſchen Milton vorkömmt, eine Anmerkung gemachet, die als ein Exempel dienen kan; er ſagt: „Das Wort Verkehrtheit

„iſt

„ iſt uns ganz ungewöhnlich: Doch ſieht „ man keine Urſache, warum man von ver„ kehrt nicht ein Abſtractum machen ſolle, da „ die deutſche Sprache ein dies bedeutendes „ Wort noch nicht hat. Der Hr. Geh. Se„ cret. König hat mit gleichem Recht das „ Wort Geneigtheit etlichemahl gebraucht; „ Indeſſen iſt es noch zur Zeit eben ſo unge„ wöhnlich als Verkehrtheit.„ In dem eilften B. des Miltoniſchen Gedichtes hat der geſchickte Ueberſetzer ein anders dergleichen neues Wort formiert, wenn er ſagt: „ Damit du wiſſen mögeſt, was für einen „ Jammer Evens Unenthaltſamkeit den „ Menſchen zuziehen wird.„ Davon ſagt gedachter Kunſtrichter: „ Dieß Wort haben „ wir ſo wenig als enthaltſam; obwohl Abſti„ nentia dadurch deutlich ausgedrücket wird: „ Wir nennen es Mäſſigkeit; und Unmäſ„ ſigkeit das contrarium; alleine dieß iſt eine „ andere Tugend, als Abſtinentia.„ Es wäre in der That lächerlich, wenn man der Even Verbrechen eine Unmäſſigkeit nennen wollte, denn dieſe Benennung würde uns auf die Gedancken führen, ihre Sünde habe mit des Noe und Loths Füllerey etwas gemein gehabt; da doch ihr Verbrechen nicht in der Unmaſſe im Eſſen, ſondern darinnen beſtanden hat, daß ſie ihre unordentliche Luſt nicht unterdrucket, und ſich nicht enthalten hat, von der verbotenen Frucht zu koſten.

Auf

Auf einer andern Stelle verwirft er das Wort Erfahrenheit, als neu und gleichgültig mit Erfahrung. Ich weiß wohl, daß man das Wort Erfahrung so wohl für den Actum als den Habitum gebrauchet; da doch insgemeine die Endung in ung nur das erstere anzeiget; und ob ich gleich gerne zugebe, daß dieses Wort mehrmahlen ohne Zweydeutigkeit für das eine oder das andere kan genommen werden; so kan man gleichwohl nicht in Abrede seyn, daß dieses in der Form nicht zween verschiedene Begriffe seyn, wovon der eine einen Actum und der andere einen Habitum vorstellet; und daß sich Fälle eräugen können, da man nöthig hat, diese zween Begriffe genau zu unterscheiden. Man sage mir nun, wie ich mich deutlich ausdrücken kan, wenn ich den Habitum dadurch als Actu zu verstehen geben soll, wenn man das Wort Erfahrenheit nicht annehmen will? Die Erfahrung macht klug, und die Erfahrenheit ist vorsichtig. So ist das Wort Beamten von dem miltonischen Uebersetzer, vor ein Amt auflegen, gar geschickt eingeführt worden, und zwar nach der Aehnlichkeit; denn man sagt, ein Beamter: Eben wie man vom Betrüger formirt betrügen: Und da das Wort Beamter so bekannt ist, so kan auch dieses neue Verbum niemandem unverständlich seyn. Es kan auch ein dergleichen neues Wort dem Pöbel selbst nicht anstößig

seyn, wofern ihm nicht ein anders bekannteres Zeichen im Sinn ist: Und das hieße den Eigensinn bis aufs Unvernünftige getrieben, wenn man unsern heutigen Scribenten verbieten wollte, von andern Dingen und anderst zu gedencken, als unsre Voreltern, oder auch als der Pöbel: Ist aber dieses erlaubt, so wird damit der Gebrauch neuer Wörter, die aus einer Zusammensetzung, oder kleinen Veränderung bekannter Wörter in ihrer Form, erwachsen, zugleich für nothwendig erkläret.

Der zweyte Unterschied der Wörter, so von dem Gebrauche herrühret, ist, daß einige für edler, andere aber für pöbelhafter und unedler gehalten werden. Unter dem Titel unedler und schlechter Wörter begreiffe ich demnach diejenigen, die erfunden worden sind, schlechte, geringe und verächtliche Dinge zu bezeichnen; wie auch die, welche durch den gemeinen Gebrauch in dem Munde des Pöbels gleichsam entweyhet worden, und etwas verächtliches oder widriges zu ihrer ersten Bedeutung an sich genommen haben: So weiß jedermann, daß Haupt edler ist als Kopf; Scheckigt von den Thieren, von den Menschen bunt; sich aushalftern nur von Pferden gesagt wird; Angaffen; sich erollen; erillen; eribulieren; Kumpf ꝛc. etwas widriges an sich haben. Unter diesen Wörtern und Redensarten muß demnach eine geschickte

Wahl getroffen werden; und ſdieſe Wahl muß allezeit nach der Würde und Beſchaffenheit der Sachen, die man vorſtellen will, ſich richten, und davon determiniert werden, weil dieſes die Haupt-Eigenſchaft einer guten Schreibart iſt, daß ſie natürlich, d. i. den Gedancken und Sachen gemäß ſey. Ueberhaupt zwar haben alle Wörter und Redensarten, auch niedrige und pöbelhafte Ausdrückungen und Sprüchwörter, wenn ſie nur nicht wider die Ehrbarkeit anlauffen, ihren beſondern Ort und Werth in einer gewiſſen Schreibart. Quintilian hat dieſes in dem erſten Cap. des zehnten B. mit folgenden Worten angemerckt: Omnibus fere verbis præter pauca in Oratione locus eſt: nam ſcriptores jamborum veterisque comoediæ etiam in illis ſæpe laudantur. - - - Omnia verba, exceptis de quibus dixi, ſunt alicubi optima; & humilibus interim & vulgaribus opus eſt: & quæ cultiore in parte videntur ſordida, *ubi res poſcit*, proprie dicuntur. Und der berühmte Kunſtrichter Longin iſt in der ein und dreyſſigſten Abtheilung von dem Erhabenen noch weiter gegangen: „ Gemeine und pöbelhafte Redensarten, ſagt er daſelbſt, dienen öfters, eine Sache weit deutlicher und nachdrücklicher vorzuſtellen, als die zierlichſten Ausdrücke. „ Dieſe Anmerckung unterſtützet er mit dem Grund, weil uns dergleichen Wörter durch den täglichen Gebrauch

gantz gemein worden, und die Gewohnheit machet, daß dergleichen Vorstellungen uns je länger je richtiger und glaubwürdiger vorkommen. Er führet zur Erklärung seiner Meinung unter andern ein Exempel aus Theopompus an, wo dieser den König Philippus rühmet, daß er recht aufgelegt und geschickt gewesen ἀναγκαῖα πράγματα, und erinnert dabey, daß diese sonst pöbelhafte Redensart mit besonderm Nachdruck von einem gebraucht werde, der Beschimpfungen und die häßlichsten Dinge mit Gedult ja mit Lust ertragen kan, wenn es zu seiner Vergrösserung dienet. Der Nachdruck des Wortes ἀναγκοφαγεῖν beruhet auf einem geschickten Gleichniß, das von einem Menschen hergenommen ist, der einen zubereiteten Gift-Tranck mit vieler Begierde hinuntergiesset, weil er beredet ist, daß er ihm die Gesundheit unfehlbar wiederbringen werde. Der Geschichtschreiber Theopompus wollte den Macedonischen König, wie es scheinet, nach seiner unersättlichen Begierde das Reich zu erweitern, welche Longin durch das Wort πλεονεξία andeutet, characterisieren; diese war so groß, daß er sich kein Bedencken machete, die unanständigsten und schimpflichsten Dinge zu thun und zu leiden, welche ein andrer nicht so herrschsüchtiger Fürst lieber mit Anspannung seiner gantzen Macht und Aufsezung des Lebens selbst trachten würde, von

sich

ſich abzuwenden; derowegen war erfoderlich, daß der Hiſtoricus, die unerſättliche Herrſchſucht dieſes Königs nachdrücklich genug anzuzeigen, und halb verhaßt zu machen, τὰ αἰσχρὰ καὶ λυπρά, die niedrigen, garſtigen und ſchimpflichen Thaten, wozu ihn dieſelbe verleitete, und die er zur Stillung ſeiner Begierde noch mit gewiſſer Luſt über ſich nahm, deutlich vorſtellete. Zu dieſem Ende bediente er ſich nun glücklich eines niedrigen, garſtigen und pöbelhaften Wortes, die niedrigen Handlungen des Macedoniers auszudrüken. Das war demnach ein Wort, das der Sache gantz gemäß, und dabey ſo nachdrücklich war, daß es durch ſeine Niedrigkeit ſelbſt die Gröſſe und Unerſättlichkeit der Herrſchaft erhöhete, und zugleich den Begriff von dem Zwang und Widerwillen, den dieſe Handlungen an ſich ſelbſt betrachtet verurſachen, und den Begriff von der Luſt, mit welcher Philippus ſie verrichtete, künſtlich verbindet, und auf einmahl in ſich faſſet. Das Wort φαγεῖν eſſen, verſchlingen, ſchlieſſet in ſeinem Inbegriff allezeit eine Luſt ein, und ſcheinet alſo allen Zwang gäntzlich auszuſchlieſſen, wo hingegen der Zwang platz hat, da iſt nothwendig Unluſt, Eckel, Widerwillen. Demnach enthält dieſes zuſammengeſezte griechiſche Wort das moraliſche Paradoxum in ſich, daß Herrſchſucht und Ehrgeitz öfters gantz niederträchtig ſeyn. Dieſem

ſem füget Longin noch zwey andere Exempel aus Herodotus bey; das erſte iſt aus dem 181ſten Cap. des ſechſten B. entlehnet, wo er ſagt: „ Cleomenes wurde raſend, nahm ein Meſſer, und ſchnitt ſein „ eigen Fleiſch in kleine Biſſen, bis er gantz „ und gar zerfezt ſeinen Geiſt aufgab. „ Das zweyte iſt aus dem 181ſten Cap. des ſiebenten B. hergenommen, wo es heißt: „ Pythes kochte im Schiffe ſo lange, bis „ er in kleine Biſſen zerhacket ward. „ Er fällt von beyden Stellen dieſes Urtheil: „ Dergleichen Ausdrückungen haben das „ Anſehen, als wenn ſie den Redensarten „ des gemeinen Pöbels nahe kämen, ob „ ſie gleich, ihrer Bedeutung nach, im min„ deſten nicht pöbelhaft ſind. „

Dieſemnach kömmt es in der Wahl und dem Gebrauch der Wörter und Redensarten lediglich darauf an, daß man beſtändig diejenigen vor andern erwehle, welche ſich vor die Sache, die man dadurch vorſtellen will, am beſten ſchicken, und bey andern eben denſelben Eindruck hervorbringen, den der Scribent ſelbſt aus der Vorſtellung der Sache bey ſich empfindet. Schöne Wörter ſind in der That das natürliche und eigentliche Licht unſrer Gedancken, und die Wahl derſelben hat, nach der Erinnerung Longins in der dreyſſigſten Abtheilung, „ eine wunderbare Kraft zu rei„ zen

„ zen und zu bewegen. Die Redner, sagt „ er, und alle Scribenten insgemein, die „ sich bestreben, erhaben zu schreiben, erhal„ ten von keiner Sache mehr Zierde, Glantz, „ Ansehn, Nachdruck, Stärcke, vor ihre „ Wercke, als von der Wahl der Wör„ ter. Durch die Wörter leuchten alle die „ besagten Tugenden in einer Schrift, wie „ in einer vollkommenen Schilderey hervor; „ und sie theilen den Sachen die Rede und „ Bewegung, Seele (*) und Leben mit. „ Alleine ungeacht dieser ziemlich hochgespannten Lobrede muß Longinus doch selbst gestehen, daß diese Pracht der Wörter sich nicht allenthalben gebrauchen lasse, woraus folget, daß schöne und prächtige Wörter ihre Pracht und Kraft verliehren, wenn sie am unrechten Ort angebracht werden, und mit der Sache nicht übereinstimmen. Diese gantze mit vieler oratorischer Schmincke angestrichene Lobes-Erhebung des griechischen Kunstrichters von der Wahl schöner Wörter und ihrer Kraft will nur alleine so viel sagen, die Wörter müssen sich zu den

(*) Der deutsche Uebersetzer giebt diese Stelle Longins gantz dunckel und unvernehmlich: Die Wahl prächtiger Wörter mischet unter den Vorstellungen gleichsam eine redende Stelle mit ein. Man sieht zwar wohl, daß es Seele vor Stelle heissen soll, alleine auch diese buchstäbliche Uebersetzung, in welcher er, wie mehrmahlen, der Italienischen gefolget, hat einer nähern Erläuterung vonnöthen.

Gedancken ſchicken, und in Anſehung ihres Schalles, der Kraft der Bedeutung, des Schmuckes ähnlicher Bilder, und des Werthes, den der Gebrauch ihnen mittheilet, mit der Schönheit und Erhabenheit der Sache ſelbſt übereinſtimmen, dieſelbe weder verdunckeln noch hinunterſetzen, ſondern empor heben und in ihrem rechten Vortheil vorſtellen, welches alles ſagen will, die Schreibart müſſe natürlich ſeyn.

Gleichwie nun in dieſer Uebereinſtimmung der Wörter und des Ausdruckes mit den Gedancken der Character der ſchönen Schreibart beruhet, ſo iſt es im Gegentheil allemahl ein Zeichen einer verwerflichen Schreibart, wenn ſich zwiſchen den Gedancken und dem Ausdruck einiger Mißverſtand und falſche Stimmung befindet; es ſey daß ein prächtiger Ausdruck geringen Sachen, oder im Gegentheil ein ſchlechter und liederlicher hohen und erhabenen Dingen beygeleget wird. Wenn man geringe Sachen in hohe und herrliche Redensarten einhüllen wollte, ſo würde es, wie Longin ſagt, nicht anders ausſehen, als wenn man einem unmündigen kleinen Knaben eine ungeheure tragiſche Larve, oder wie ſich Quintilianus ausdrücket, Hercules Schuhe anziehen wollte. Hingegen kan, wie eben dieſer Grieche in der drey und vierzigſten Abtheilung anmercket, nichts das Erhabene mehr verunehr-

unehren, als ſolche Wörter, die den Werth einer Sache nicht erreichen oder nicht erſchöpfen. Er lobet bey dieſem Anlaſſe eine Beſchreibung des Herodotus von einem Ungewitter in Abſicht auf τὰ λήμματα, die Wahl der Umſtände, und tadelt ihn hingegen, daß er ſeine Gedancken durch die Anwendung einiger unbequemer Wörter geſchwächet habe, als z. Ex. ζεσάσης δὲ τῆς θαλάσσης, wo er das ζεσάσης als κακόζομον ſchilt, und meinet, daß die Erhabenheit der Vorſtellung dadurch groſſen Abbruch leide. Der deutſche Ueberſetzer läßt es bey der von Longin angeführten Urſache ſeines Tadels nicht bewenden, welche dieſer mit dem Wort κακόζομον ausdrücket, womit er anzeigen will, daß der ziſchende Schall des ζεσάσης den Begriff von der Sache ſchwäche, ſtatt zu unterſtützen; er bildet ſich ein, daß dieſes Wort auch in ſeiner Bedeutung viel zu unwürdig ſey: „ Nächſt dieſem, ſagt er, „ kan man das Wort Sieden nicht von „ dem Meere gebrauchen, es läßt ſich eigentlich nur vom Waſſer ſagen, welches „ kocht. „ Alleine ich wünſchete, daß er dieſe und dergleichen Anmerckungen in der Feder behalten hätte, welches ihm mehr Ehre gebracht hätte. Eine einzige Stelle aus der Ilias wird ihn eines beſſern unterrichten. Im ein und zwanzigſten B. v. 362. ſteht:

Ὡς δὲ λέβης ζεῖ ἔνδον ἐπαγόμενος πυρὶ πολλῷ
Πάντοθεν ἀμβολάδην, ὑπὸ δὲ ξύλα κάγκανα κεῖται.
Ὡς τοῦ καλὰ ῥέεθρα πυρὶ φλέγετο, ζέε δ' ὕδωρ.

Diesen Ort hat Virgil im siebenten B. der Eneis vor Augen gehabt, wo er sagt:

Magno veluti cum flamma sonore
Virgea suggeritur costis undantis aheni;
Exultantque æstu latices; furit intus aquæ vis,
Fumidus atque alte spumis exuberat amnis,
Nec jam se capit unda, volat vapor ater ad auras.

Und Macrobius urtheilet im fünften B. Cap. XI. davon, daß der lateinische Poet in diesen Versen den griechischen glücklich übertroffen habe. Græci versus, sagt er, aheni continent mentionem multo igne ebullientis, & totum ipsum locum hæc verba ornant πάντοθεν ἀμβολάδην: nam scaturigines ex omni parte emergentes, sic eleganter expressit. In latinis versibus tota rei pompa descripta est, sonus flammæ, & pro hoc quod ille dixerat πάντοθεν ἀμβολάδην, *exultantes æstu latices*, & *amnem fumidum exuberantem spumis*, atque *intus furentem* (unius enim verbi non reperiens similem dignitatem, compensavit, quod deerat copiæ, varietate descriptionis): adjecit post omnia: *Nec jam se capit unda*: quo expressit, quod semper usu venit suppositi nimietate caloris. Bene ergo se habet poeticæ tubæ cultus, omnia, quæ in hac re eveniunt, comprehendens.

Lon-

Longinus tadelt in des Herodotus Beſchreibung des Ungewitters ferner den Ausdruck ὁ ἄνεμος ἐκοπίασε, und ἐξεδέχετο τέλος ἄχαρι. Von dem κοπιάσαι, ſo dem Wind zugeeignet wird, ſagt er, es ſey unedel und gemein, und das ἄχαρι iſt nach ſeinem Urtheil vor eine ſo groſſe Noth unbequem, diejenige, welche Schiffbruch litten, nahmen ein unangenehmes Ende. Hier könnte man zwar über dieſe beyden Exempel eines und das andere beybringen, und zeigen, daß nicht alleine Longin, ſondern auch Tanaquill le Fevre den Werth der griechiſchen Wörter genauer als wir gekannt haben, doch würde man es nicht weiter bringen, als daß man den Herodotus entſchuldigte, nicht aber gänzlich rechtfertigte, man müßte allezeit Longin zugeſtehen, daß Herodotus in der Wahl ſeiner Wörter nachdrücklicher hätte ſeyn können. Denn ob das κοπιάσαι ſchon am Nachdruck keinen Mangel hat, ſo ſchlieſſet es doch, weil es gemeiniglich von der ſauren Arbeit ſchlechter Leute gebraucht wird, in ſeinem Inbegriff etwas unedles und verächtliches mit ein, wie etwa im Deutſchen, der Wind zerarbeitete ſich; und wird gleich das ἄχαρι einigemahl für den Grad der Grauſamkeit gebraucht, die alle Barmhertzigkeit von ſich ſtößt, ſo hat es doch in ſeinem beſtändigſten Gebrauche dieſe Kraft nicht, ſondern ſchon es-

ſchlieſſet gemeiniglich nur das Angenehme aus, welches für die Noth der Scheiternden viel zu wenig iſt, weil da der Begriff des Angenehmen auch in ſeiner weiteſten Entfernung nicht zum Vorſchein kommen ſoll. Derowegen hätte Herodotus durch edlere und nachdrücklichere Wörter ſeine Gedancken beſſer empor ſtützen, und alle nachtheilige Eindrücke vermeiden können.

Ich kan nicht umhingehen, hier den allzu verzärtelten Geſchmack und Eckel der franzöſiſchen Nation in der Wahl der Wörter zu beſtraffen, und die Dürftigkeit ihrer Sprache in der Vorſtellung unzehliger kleiner Dinge zu bedauren. Boileau ſelbſt gehet mir hierinnfalls in ſeiner neunten critiſchen Betrachtung über Longin vor, wo er ſagt: „ Eine jede Sprache hat wahrhaftig etwas „ wunderliches; aber die franzöſiſche iſt mehr „ als andere eigenſinnig mit den Wörtern, „ und wiewohl ſie über gewiſſe Materien „ einen Reichthum von ſchönen Wörtern „ beſitzet, ſo giebt es doch nicht wenig an„ dere Sachen, worinnen ſie ſehr arm iſt; „ es iſt eine groſſe Anzahl kleiner Sachen, „ welche ſie nicht auf eine edle Weiſe ſa„ gen kan. Sie kan zum Exempel zwar „ bey den erhabenſten Anläſſen die Nahmen „ Mouton, Chêvre, Brebis, brauchen, ohne „ daß ſie dadurch niedrig werde, aber ſie „ kan in einer etwas erhöheten Schreibart

„ ohne

„ ohne ſich zu ſchänden die Wörter Veau, „ Truie, Cochon, nicht einflieſſen laſſen. „ Das franzöſiſche Wort Geniſse iſt ſehr ſchön, „ und ſteht vornehmlich in einem Schäferge„ dichte wohl; Vache iſt daſelbſt unerträglich; „ Paſteur und Berger ſind allda nach der „ ſchönſten Mode; Gardeur de Pourceaux und „ de Boeufs würden abſcheulich ſeyn. Ich „ könnte noch eine unzehlige Menge dergleichen Exempel beybringen.„ Und er giebt zu verſtehen, daß es ſeiner Meinung nach am beſten gethan ſey, dieſe unglückliche Art ſeiner Sprache zu bedauren. Auch der Hr. Voltaire kan dieſen Mangel der franzöſiſchen Sprache nicht in Abrede ſeyn, alleine derſelbe iſt von Boileaus vernünftiger Beſcheidenheit ſo weit entfernet, daß er noch ſeinen Stolz damit unterhält. Er ſagt uns mit einer Geheimniß-vollen Mienen: „ Ich darf „ verſichern, daß die franzöſiſche Sprache „ die Hoheit nur allzu ſehr liebet, und ich „ will hier ein Geheimniß eröffnen, ſollten „ ſich gleich die Engelländer deſſen uns zum „ Nachtheil bedienen, wir können in unſren „ heroiſchen Gedichten die gemeinen Sachen „ ſchwerlich glücklich geben. Die Gemüthes„ Art der Nation, und folglich die Beſchaffenheit der Sprache geſtatten uns nicht, „ die Rüſtung eines Pferdes, die Räder eines Wagens und andere dergleichen Dinge zu beſchreiben; wir können zwar das

„ Feld-

„ Feld-Leben insgemein loben, aber nicht „ alle kleinen Umstände in demselben aussetzen. „ Alle unsre guten Scribenten, welche die „ Natur unsrer Sprache, diesen Puncten „ belangend, gekennt, haben dieses mit al„ lem Fleisse vermieden. „ Was mag wohl der Grund dieses Eckels seyn? Kein andrer, als daß diese Wörter, welche die gemeinsten und alltäglich vorfallenden Geschäfte ausdüken, in dem Munde der niederträchtigen Personen, die sie gemeiniglich gebrauchen, etwas plattes und pöbelhaftes an sich genommen haben, welches sich zu der eigenen Idee, so sie bezeichnen sollen, angehenget hat, daher dem Zuhörer, wenn ein solches Wort gesprochen wird, neben der Haupt-Idee zugleich diese zufällige in den Sinn kömmt, und dieses ist die Ursache, daß dergleichen Wörter bey hohen Anlässen und von vornehmen Personen nicht können gebraucht werden, ohne daß die herrliche Idee, die man von ihnen jemanden beybringen will, durch das verächtliche Wesen, das dem Wort von der zufälligen Bedeutung anklebet, angestecket und verderbet werde. Da nun alle Wörter dem Schicksal, auf diese Weise von ihrer Würde hinuntergesetzet, und entehret zu werden, unterworffen sind, so machen sich die französischen Scribenten einer ziemlichen Nachlässigkeit schuldig, daß sie sich nicht sorgfältiger erwiesen haben, diese Wörter von der Niedrig-

rigkeit, die ſie in ihrem Umgange mit ſchlechten Leuten bekommen mußten, zu retten; ſie hätten dieſes leicht zuwege gebracht, wenn ſie dieſelben in ihren geſchickten Schriften nur oft bey hohen Anläſſen nach ihrer ungemiſchten Bedeutung gebrauchet hätten. Denn es ſteht eigentlich geſchickten Scribenten zu, eine Sprache zu formieren und einzurichten, ausgenommen man wolle durch eine Sprache eine unerleſene und ungeheure Sammlung von allen Wörtern, ſo wohl guten als ſchlimmen, ſo wohl alten als neuen, verſtehen. Ohne dergleichen Vorſorge muß eine Sprache nothwendig arm werden, ſie muß die Tüchtigkeit verliehren, eine Menge Kleinigkeiten, welchen der Schöpfer in der Natur einen Platz gegönnet hat, geſchickt auszudrüken. Wie verderblich dieſer Eckel ſey, der öfters eine weſentliche Schönheit verachtet, und ihr einen bloſſen Schall vorziehet, kan ich nicht beſſer zu erkennen geben, als durch eine wahrhafte Erzehlung, die uns aber ſtatt einer lehrreichen Fabel dienen kan. Ich finde ſie bey dem ſcharfſinnigen Hüart in ſeinem Scrutinio Ingeniorum Cap. XVI. Bl. 501. Man liſt in der Spaniſchen Hiſtorie, daß einmahl eine franzöſiſche Geſandſchaft von König Philipp dem Schönen an Alphons den neunten abgefertigt worden, um eine von beyden königlichen Princeſſinnen für ihren Herren zu werben; die ältere, Nahmens Urraca,

war

war eine vollkommene Schönheit, und dabey voller Majestät, die jüngere, Blanca, blieb in beyden Stücken weit hinter ihr zurüke. Beyde wurden den Gesandten gezeiget, und jedermann glaubete, die Wahl würde auf die ältere, als die schönere und ansehnlichere fallen. Als sie aber nach beyder Nahmen frageten, stiessen sie sich an dem Nahmen Urraca so sehr, daß sie diese stehen liessen und Blanca erwehleten. Dieser Nahme, sagten sie, klänge in französischen Ohren weit sanfter und lieblicher.

Von dieser Art ist der Eckel der französischen Kunstrichter und Scribenten; und daher sind zween Irrthümer entstanden, auf welche sie derselbe verleitet hat. Einer bestehet darinn, daß sie ihre verunehrten und mit verächtlichen Neben-Ideen angesteckten Wörter auf reine und unentweyhete Wörter einer andern Sprache reimen wollen, und aus diesem irrigen Grundsatz sich vermessen, geschickte und herrliche Gedancken der berühmtesten Scribenten, insonderheit griechischer, vor tadelhaft zu erklären; sie verringern und schänden dieselben durch ihre niedrigen Uebersetzungen, und setzen dann solche zum Grund ihres Tadels. Man weiß von Homer, daß kein Poet sich in mehrere Umstände eingelassen, noch kleinere Sachen so gerne gesagt hat, als er, dennoch hat ihm kein griechischer Criticus einige Niedrigkeit in den Worten vor-

vorgeworffen. Entweder hat er ſich nach Dionyſii von Halicarnaſſe eines unverwerfflichen Kunſtlehrers Zeugniß edler Wörter bedienet, oder ſchlechtere mit ſolcher Kunſt angebracht, daß ſie dadurch einen gewiſſen Werth erhalten haben. Dieſe Kunſt beſtuhnd in nichts anderm, als daß er ſie am rechten Orte geſetzet hat, wo ſie mit der Sache richtig übereintreffen. Inzwiſchen hat Perrault ihn auf den Grund angegriffen, den er in ſeinen eigenen niedrigen Ueberſetzungen gefunden, ſo er davon aus ſchlechten lateiniſchen Ueberſetzungen ins Franzöſiſche gemacht hatte; mittelſt dieſer ſchönen Kunſt geſchickte und reine Wörter und Redensarten mit halb-verworffenen und verfälſchten zu geben, hat er ſo viel ausgerichtet, daß er aus der vortrefflichen Odyſſea ein poſſierliches Gedicht gemachet hat. Der geſchickte Verfechter der alten Scribenten, Hr. Boileau, hat ihm deßwegen die critiſche Zuchtruthe ſeinem Verdienen gemäß fühlen laſſen. Unter andrem wirfft er ihm vor, daß er den klugen Greiß, der Ulyſſes Heerden unter ſeiner Aufſicht hatte, in einen ſchlechten Schweinhirten verwandelt habe. Wenn Homerus ſagt, die Nacht habe die Erden mit ihrem Schatten bedecket, und den Weg vor den Reiſenden verborgen, überſetzte Perrault, man habe auf den Gaſſen keinen Stich mehr geſehen, er gebe das Wort ὁδὸς, das im Griechiſchen

nichts widriges hat, durch das Französische Cochon und Pourceau, welche in dieser Sprache ganz schimpflich sind. Statt daß Agamemnon sagt, Egisthus habe ihn in seinem Palast erschlagen, wie einen Stier, den man in einem Hof schlachtet, lege er diesem Printzen den niedrigen Ausdruck in den Mund: Egisthus ließ mich wie einen Ochsen zu todt schlagen. Ich könnte glauben, daß die Parodien der Helden-Gedichte, und der Trauerspiele, welche seit etlichen Jahren bey den Franzosen so beliebt sind, von diesen ungetreuen Uebersetzungen entsprungen sind. So bald ein Trauerspiel Beyfall erhalten hat, nimmt sich irgend ein Comicus vor, dasselbe zu verkleiden, und der Ruhm, den er dabey suchet, ist kein anderer, als daß er eine herrliche nnd hertzrührende Handlung so tief hinuntersetzet, daß sie lustig und abentheurlich wird. Die Kunst dieser Verkleidungen bestehet darinnen, daß man die Handlungen beybehält, und in ihrer ersten Verknüpfung aufführet, aber die Sitten und den Stand der Personen verkehret. Eben dieses geschieht in Perraults Uebersetzungen, die Handlungen der Odyssea finden sich in ihrer Ordnung darinn, aber er verderbt die Sitten und den Stand der aufgeführten Personen durch seine unreinen und befleckten Worte. Auf diese Weise kömmt ein gantz anderes Werck heraus, und wer dadurch

dächte

dächte, das erſtere zum Geſpötte zu machen, würde dazu ſo viel Grund haben, als einer der auf das Staats-Kleid eines Rathsherren etliche Stücke von einem Pickelherings-Rock aufheftete, und dann glaubete, er hätte den Staatsmann dadurch vorgeſtellet.

Ich habe noch einen andern Irrthum anzumercken, der ebenfalls von dem ſchädlichen Eckel der Franzoſen entſtanden iſt. Derſelbe verführet ſie manchmahl, daß ſie der Natur ſelbſt Eingriff thun. Voltaire bekennet in der Stelle, die ich ſchon oben aus ſeinem Verſuche über die epiſche Poeſie angezogen habe, daß die Poeten ſeiner Nation nicht nur vor eine unendliche Menge Sachen keine Nahmen haben, ſondern daß ſie ſolche nicht einmahl durch eine Umſchreibung geben dörffen. Sie dürften einem Helden keinen Wurfſpieß durch das Angeſicht ſchieſſen, wo er zwiſchen der Naſen und den Augen hineinführe, durch die Kehle gienge, und die Zunge inwendig durchſtäche, zuletzt mit dem geſchliffenen Eiſen am Kinn hinausſähe. Eine ſolche Beſchreibung, die im Homer ſchön iſt, und in Salvini und Popen Ueberſetzungen ihre Schönheit behalten hat, würde nach Voltairen Bericht in Franckreich vor platt und poſſierlich angeſehen werden. Er gläubt daß ein Poet die mechaniſchen und anatomiſchen Beſchreibungen wohl vorbeygehen darf, es iſt ihm genug, wenn ein Scribent die Be-

gierden in Bewegung ſetzet, wenn er die geheimſten Winckel des Hertzens eröffnet, die verſchiedene Gewohnheiten der Völcker beſchreibet, die ungleichen Maximen anzeiget, welche bey ungleichen Regierungs-Arten entſtehen; dieſes heiſſet er die Sprache der wohlgeſitteten und aufgeweckten Welt reden. Er will ihm gerne die Perſonen des Chirurgi, des Wagners, des Schreiners abnehmen, wenn er ſich gleich von den Wercken dieſer Künſte mit aller Zierlichkeit auszudrücken wüßte. Der Cardinal von Rets, ſagt er, und der Graf von Clarendon ſteigen in ihren Gedächtniß-Schriften bis zu den Quellen der einheimiſchen Kriege, ſie geben uns vollkommene Conterfaite von denen ehrgeitzigen Perſonen, welche Franckreich und Engelland mit ihrer Ehrſucht in das äuſſerſte Verderben geſtürtzet haben; Aber dieſe beyden vornehmen Scribenten nehmen ſich die Mühe nicht, die Wunden eines Officiers zu beſchreiben, der in das Querfelle, oder eines andern, der mitten in die Nieren geſchoſſen worden; ſie verliehren ihre Zeit nicht mit artigen Beſchreibungen der Bäncke in der Parlaments-Kammer, und des Holtzes, wovon ſie gemachet worden. Warum denn, ſchlieſſet er, ſollte der epiſche Poet nothwendig haben, ſich über Kleinigkeiten aufzuhalten, welcher ſich ein wackerer Geſchichtſchreiber ſchämen würde? Wir ſehen wohl, daß dieſe Cri-

Critick nicht so fast auf den Ort selbst gehet, wo eine solche Beschreibung angebracht wird, als auf die kleine Materie derselben. Dieses will denn so viel sagen, daß die Ideen selbst von diesen gemeinen und gewöhnlichen Sachen einem Franzosen zu schlecht und eckelhaft vorkommen. Alleine heißt das nicht, eckler seyn wollen als die Natur, und diese eines gröbern Geschmackes beschuldigen? Ich zweifle nicht, es werde Voltairen bey dieser grossen Verzärtelung seines Geschmakes leid seyn, daß der Schöpfer solche kleine, niedrige Sachen, womit die Anatomie und die Mechanick umgehen, in die Schöpfung hinein gebracht hat. Wir Leute von gröbern Empfindungen nehmen alles mit Vergnügen an, was erstlich in der Schöpfung vorhanden ist, und was hernach die Kunst von ihr nachgeahmet hat; wir schliessen auch keines von den Wercken der Natur oder der Kunst aus der Poesie aus, welche eine Nachahmerinn derselbigen ist; denn es mögen noch so geringscheinende Kleinigkeiten seyn, so dienen sie uns allezeit zur Ausfüllung der Abstände zwischen ihnen und den grössern Sachen, und lassen uns durch ihre Niedrigkeit die Erhöhung derselbigen wahrnehmen. Das Lächerliche in der Poesie muß nothwendig so verderblich seyn, als in der Schöpfung selbst, wo mit Hinauswerfung eines Grades alles Ebenmaaß aufhö-

ret; und wo nach Zerbrechung eines Rings die gantze groſſe Ketten zerriſſen wird, dieſer Ring mag der zehnte oder der zehntauſendſte ſeyn.

Der ſechſte Abſchnitt.

Von den Bey-Wörtern.

Die Beywörter ſind in der Poeſie, was die Farben in der Mahlerey ſind. Dieſelben ſind in der Rede unentbehrlich nothwendig. Daß nicht allemahl ein Beywort nothwendig müſſe geſetzet werden, wenn es gleich vor die Sache bequem iſt. Vertheidigung einiger Beywörter bey Homer, die von Perrault und Weichmann vor überflüſſig verworffen werden. Popes und Boileaus Rechtfertigung derſelben. Der Poet braucht die Beywörter nicht bloß um der Deutlichkeit willen, ſondern zur Beförderung des mahleriſchen Betruges. Sie dienen ihm, die Wahrſcheinlichkeit einer poetiſchen Schilderey zu beglaubigen. Wie Breckes die ſchwimmenden Fiſche mit mahleriſchen Farben vor Augen leget. Königs mahlende Beſchreibung des Kühe-Melckens. Hallers Gemählde des Zielſchieſſens, und der weidenden Kuhe. Virgils lebhafte Schilderey wettrennender Wagen; und am Spieſſe bratender Stücke Wildprets. Tüchtigkeit der Beywörter, die Bewegung und den Thon nachzuahmen, vornehmlich der zuſammengeſetzten Beywörter. Wie Breckes und König dieſe in der deutſchen Sprache glücklich gebraucht haben. Nutzen der Beywörter, die Sachen groſſer vorzuſtellen. Nutzen der Beywörter

wörter, den Sachen ein ganz wunderbares Anſehen beyzulegen. Brockes Beſchreibung des Laufens auf Schrumſchuhen; der Roſe. Wie dieſer Poet durch Beywörter zwo unterſchiedene Ideen vereiniget. Claudians verſchwenderiſcher Gebrauch dieſer Verbindung zweyer widerwärtig ſcheinender Begriffe. Vertheidigung des Ovidius, da er ſeges clypeata virorum geſagt hat, gegen Addiſon. Nothwendigkeit der Beywörter, die mit Abſicht auf einen ſolchen Nutzen geſetzet werden. Warnung vor Verſchwendung derſelben. Widerlegung einiger, die nicht mehr als ein Beywort vor eine Sache haben wollen. Betrachtung der Beywörter als kleiner Beſchreibungen. Daß ſie ſich vor den Ausdruck hoher Leidenſchaften nicht ſchicken.

DIe Farben, womit der Mahler ſeine Schildereyen ausdrücket, ſind eine ſichtbare Sprache, mittelſt deren er uns ſeine Gedancken erkläret; und die poetiſche Sprache iſt nichts anders, als eine künſtliche Verbindung der poetiſchen Farben, wodurch der Poet ſeine Gedancken ſichtbar entwerffen und in die Phantaſie ſeiner Leſer ſo lebhaft abſchildern kan, als wenn ſie ihm würcklich vor Augen ſchweberen. Wie nun der Mahler, ſo muß auch der Poet ſeine Farben nicht alleine wohl kennen, und geſchickt zu miſchen, ſondern auch an dem rechten Orte und mit ſo beſcheidener Kunſt aufzutragen wiſſen, daß die Schönheit des Ausdruckes, die in der Uebereinſtimmung mit denen Gedanckens-Bildern beſtehet, da-

durch befördert und in ihr rechtes Licht geſetzet werde. Ich habe bisher von der Schönheit der poetiſchen Farben, in ſo ferne ſie durch ihren reitzenden Schein dem ſinnlichen Werckzeuge ein zufälliges Ergetzen gewähren können, von der nothwendigen Unterſcheidung der mancherley Abſätze bey einer jeden Farbe, und von dem ungleichen Werth derſelben in Anſehung ihres Gebrauches, abſonderlich gehandelt, da ich gelehret habe, was von dem Wohlklange der Wörter, ihrer Gleichgültigkeit, und ihrer verſchiedenen Würdigkeit zu halten, und wie die Wahl derſelben darnach einzurichten ſey. Jezo wird man noch von mir begehren, daß ich von der harmoniſchen Verbindung der Farben in einem poetiſchen Ausdruck einen nähern Unterricht ertheile, und zugleich lehre, woher die mahleriſche Kraft deſſelben entſtehe. Ich bin auch Vorhabens, in dem Verfolge dieſem Verlangen eine Genüge zu thun, und die Geheimniſſe der poetiſchen Mahlerkunſt in Abſicht auf den harmoniſchen Ausdruck zu entdecken. In dem gegenwärtigen Abſchnitt bin ich geſonnen, die Art und Natur desjenigen mahleriſchen Ausdruckes zu erklären, womit der Poet ſeine Schilderey en in den ruhigern Theilen eines Gedichtes, wo er ſelbſt mit ziemlich geſetztem Gemüthe das Wort alleine führet, gleichſam mit lebendigen Far-

ben

ben ganz ſichtbar entwirft. Da nun der ruhige Poet, wenn er in ſeiner eigenen Perſon redet, entweder beſchreibet, oder erzehlet, ſo wird uns dieſer Abſchnitt die Kunſt der poetiſchen Erzehlung und Beſchreibung in Abſicht auf den mahleriſchen Ausdruck erklären. Es kan nemlich der Poet ſeinen hiſtoriſchen Vorſtellungen mittelſt der poetiſchen Farben einen ſichtbaren Nachdruck und eine mahleriſche Kraft zulegen, es ſey, daß ihn ſein Vorhaben nöthiget, ſich in ausführliche Beſchreibungen zu ergieſſen, und die Sachen mit einer mahleriſchen Sorgfältigkeit abzuſchildern; oder daß er nur erzehlen und eine gantze Reyhe der Dinge in ihrer Folge und Verbindung mit fertigen und raſchen Pinſel-Zügen entwerffen ſoll: Dieſe Kunſt aber und die gantze Kraft derſelben beruhet auf dem geſchickten Gebrauche der Beywörter; Dieſes ſind die poetiſchen Farben, die den poetiſchen Schildereyen und Erzehlungen einen reitzenden Glantz mittheilen, und ſie über die matte und hiſtoriſche Erzehlung und Beſchreibung weit weit erheben.

Betrachten wir die Bey- und Neben-Wörter überhaupt in ihrem Urſprung und Weſen, ſo müſſen wir in dieſer Abſicht geſtehen, daß ſie nothwendige Theile der Rede ſeyn, welche dienen, unſere Gedancken zu beſtimmen, einzuſchräncken und zu unter-

scheiden; ohne welche hiemit eine Rede voller Dunckelheit und Ungewißheit seyn würde: Da nun aber die Deutlichkeit die erste und vornehmste Eigenschaft einer guten Rede ist, in so ferne sie eine getreue Dolmetscherinn unsrer Gedancken seyn soll, so ist offenbar, daß diese Bey- und Neben-Wörter in allen Gattungen der Rede gantz unentbehrlich sind, und ohne Nachtheil der Deutlichkeit nicht können weggelassen werden. Sie heissen Bey- und Neben-Wörter, weil sie den Nenn- und Haupt-Wörtern zugesetzt werden, eine gewisse Beschaffenheit derselben zu erklären, die in einer gewissen Absicht vor andern verdienet erwogen zu werden. Einer jeden Person oder Sache, die durch Nenn-Wörter bezeichnet wird, wohnen gemeiniglich mehrere besondere Eigenschaften bey, und dieselben können in gantz ungleichem Lichte betrachtet werden. So sind auch die Zeit-Wörter, die ein Thun oder Leiden bezeichnen, in ihrer allgemeinen Bedeutung viel zu ungewiß, als daß sie uns einen deutlichen Begriff sollten erwecken können; das Thun und das Leiden kan von verschiedenen Ursachen herrühren, mit verschiedenen Symptomatibus vergesellschaftet gehen, nach verschiedenen Graden wachsen, und nach verschiedenen Regeln beurtheilet werden, u. s. f. Da nun die Urtheile der Menschen gröstentheils auf ein-

einzelne und besondere Dinge gehen, da das Vermögen uns eine Sache vorzustellen, nur auf gewisse von andern abgesonderte Eigenschaften eingeschränket ist, da aller Unterschied des Thuns und des Leidens von den verschiedenen Ursachen und dem ungleichen Maasse der Kräfte herrühret; so sind die Beywörter und Nennwörter unentbehrlich nothwendig, die ungewisse und verwirrte Bedeutung der Nenn- Haupt- und Zeit-Wörter zu bestimmen und einzuschräncken, die Begriffe zu unterscheiden, und also die Rede deutlich zu machen. Was die Beywörter ins besondere angehet, so bezeichnen sie entweder eine wesentliche Eigenschaft, oder eine zufällige Beschaffenheit einer Sache oder Person; Da nun die zufällige Beschaffenheit, die keinen Grund in dem Wesen der Sache hat, nicht nothwendig gedacht werden muß, wenn man sich die durch das Nennwort bezeichnete Sache vorstellet, weil sie mit dem Begriffe der Sache keine andere als bloß mögliche Verbindung und Verwandtschaft hat, indem sie von demselben nicht gäntzlich ausgeschlossen wird; so ist offenbar, warum die Beywörter, die eine zufällige Beschaffenheit einer Sache anzeigen, unentbehrlich nothwendig seyn, den gewissen bestimmten Zustand, in welchem sich eine Sache nicht nothwendig und immer befindet, anzudrü-

ken.

ken. Da hingegen die wesentlichen Eigenschaften einer Sache allezeit beywohnen, und von derselben unmöglich getrennt werden können, als die in ihrer Verknüpfung betrachtet den Begriff der Sache selbst ausmachen, so könnte man dencken, daß die Beywörter, die solche wesentliche Eigenschaften der Dinge anzeigen, gantz überflüssig wären, weil man sich die Sachen unmöglich deutlich vorstellen kan, ohne an ihre wesentlichen Eigenschaften zu gedencken. Alleine weil öfters einer Sache mehrere absonderliche Eigenschaften zukommen, die alle in einander gegründet, und in dem Wesen der Sache eingewurtzelt sind, so kan es zuweilen geschehen, daß auch der Redner in einer gantz besondern Absicht eine solche wesentliche Eigenschaft, die er vor andern aus zu erwegen geben will, durch ein geschicktes Beywort absonderlich vorstellen und von andern unterscheiden muß. Die Deutlichkeit ist eine wesentliche Eigenschaft der Rede, da nun erwiesener Massen die Bey- und Neben-Wörter auch in der gemeinen Rede die Deutlichkeit befödern solen, so zeiget sich daraus, daß dieselben in ihrem Gebrauche zum Verstande unentbehrlich seyn müssen; folglich erkläre ich in der gemeinen Rede alle diejenigen Beywörter und Nebenwörter für müssige und überflüssige Flickwörter, die ohne Abbruch der Deutlich-

lichkeit können weggelaſſen werden; ja überflüſſige Beywörter, die keine Nothwendigkeit haben, machen die Rede nur matt und dunckel, und zerſtreuen die Aufmerckſamkeit; dahero iſt es nicht anderſt, als wenn man einen Vorhang weghebet, wenn man eine Rede, die mit dergleichen unnützen Beywörtern voll geſtopfet iſt, von dieſem Ueberfluß entladet.

Im übrigen wird es unnöthig ſeyn anzumercken, daß die Bey- und Neben-Wörter ſich zur Sache ſchicken und derſelben recht angemeſſen ſeyn müſſen, ſo daß ſie die erforderliche Beſchaffenheit eines Dings genau vorſtellen; weil einestheils nicht zu vermuthen iſt, daß jemand anderer als ein aberwitziger Kopf gegen dieſe Regel leicht anſtoſſen werde, ungeachtet Ariſtoteles von Cleophon meldet, daß er aus einer allzu groſſen Begierde die kleinſten Sachen zierlich zu geben, ſich manchmahl eben ſo lächerlich ausgedrücket habe, als wenn er die hochgeehrten Feigen geſagt hätte: Und anderntheils, weil ein ungeſchicktes Bey- oder Neben-Wort ſchon unter dem Titel verwerflich iſt, daß es keine Nothwendigkeit hat, und die Deutlichkeit, die es befödern ſollte, nur ſtöret. Denn ein Beywort, das zum Verſtande unentbehrlich iſt, muß der Sache nothwendig auch gemäß ſeyn. Mithin wird hier viel nützlicher ſeyn anzumerken

ken, daß ein der Sache ganz anständiges Beywort darum nicht allemahl nothwendig sey, weil die Nothwendigkeit nicht alleine nach der Natur der Sache, sondern auch und vornehmlich nach der besondern Absicht des Redenden muß beurtheilet werden; denn gesezt, daß ein Beywort einer Sache diejenige Eigenschaft zuleget, die ihr würcklich beywohnet, oder die sie anzunehmen fähig ist, wenn diese bezeichnete Eigenschaft nicht zugleich mit der Haupt-Absicht des Redenden übereinstimmt, und den Verstand seines Vortrags verbessert, so ist das Beywort der Sache zwar gemäß, aber nicht nothwendig und unentbehrlich. In diesem Stücke versehen es zuweilen auch geschickte Köpfe, und man hat so gar vermeint berechtiget zu seyn, dieffalls dem grossen Homer selbst eine ziemliche Nachläßigkeit vorzuwerffen. Der französische Aristarchus Hr. Perrault beschuldiget ihn, daß seine Beywörter öfters überflüssig seyn, und diesem Urtheil sind die wenigen Kunstrichter, die sich unter den Deutschen über diese Materie eingelassen haben, schier einmüthig gefolget; z. Ex. Hr. Gottfried Ephraim Müller in der Abhandlung von den Beywörtern in der Poesie §. 7. und der Hr. Hofr. Weichmann in der Vorrede zu dem ersten Drucke der Brockesischen Gedichte. Dieser läßt sich unter anderm also vernehmen: „Seiner „Miner-

„ Minerva, ſeinem Achilles, und andern
„ Perſonen, die er einführet, giebt er mei-
„ ſtens, ſo oft er auch ihrer gedencket, nur
„ einerley Beywörter; obgleich die verän-
„ derten Umſtände manchesmahl nothwen-
„ dig eine Abwechſelung erfodern. Son-
„ derlich heiſſet ſein Achilles faſt durchge-
„ hends πόδας ὠκὺς und ποδάρκης, der ſchnel-
„ le, oder, falls man ſo reden könnte, der
„ geſchwindfüſſige Achilles, er mag auch vor-
„ nehmen, was er will; wenn er gleich
„ Dinge treibt, die mit den Füſſen ſo we-
„ nig Verwandtſchaft haben, daß ſie viel-
„ mehr gar keine Bewegung leiden, zu ge-
„ ſchweigen, daß überhaupt die Hurtigkeit
„ der Fuſſe eben nicht unter die gröſten Tu-
„ genden eines Kriegshelden gehöre.„ Was
zwar den lezten Puncten der Beſchuldigung
betrift, nemlich die Unanſtändigkeit und Un-
geziemendheit dieſer Beywörter, ſo ſcheint
es, Herr Weichmann wolle nicht hartnä-
kigt darauf beſtehen, wenn er in der bey-
gefügten Anmerckung hinzuſetzet: „ Einige
„ zwar wollen dieß ſo auslegen, als wenn
„ mit dem πόδας ὠκὺς eben nicht alleine
„ auf die Geſchwindigkeit geſehen würde,
„ ſondern vielmehr auf die Hertzhaftigkeit
„ oder Hurtigkeit im Angriff, wie die Bi-
„ bel ſelbſt faſt auf eine gleiche Art von
„ dem Haſael redet.„ Und in der That
iſt die geſchwinde Hurtigkeit eine Haupt-

Ei-

Eigenschaft eines Kriegs-Officiers, wie Hr. Dacier in seinen Anmerckungen über das XXVIste Cap. von Aristoteles Poetick mit mehrerm ausgeführet hat. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit denen übrigen Beyspielen, womit sie diese Beschuldigung rechtfertigen wollen, indem selbige mehr den Unverstand der Tadler, als einige Nachläßigkeit bey dem Poeten zu erkennen geben. Wenn dieser zum Exempel sagt: Βοῶπις πότνια Ἥρη, so übersetzet es Perrault nach seiner Art spöttlich, Juno mit den Ochsen-Augen, da es heissen soll, Juno mit den grossen und weit geöffneten Augen, womit der Poet die Majestät dieser Göttin vorstellen wollen, wie denn Hesychius ausdrücklich meldet, βοῶ τὸ μέγα καὶ πολὺ δηλοῖ Λάκωνες. Und wenn Homerus von seinen Helden an vielen Orten das βοὴν ἀγαθὸς gebraucht, so will er nichts anders sagen, als daß sie dapfer und unerschrocken waren, weil die Furcht gemeiniglich einem Menschen den Athem und die Stimme nimmt, daher Virgil gesagt,

Obstupui steteruntque comæ & vox faucib. hæsit;

also daß es eine Anzeige giebt, ein Feldherr wisse nichts von Furcht und Schrecken, wenn er laut ruffen und seine Befehle ertheilen kan. So muß genommen werden, was die Heil. Evangelisten von dem sterbenden Heiland bezeugen, ὁ δὲ Ἰησοῦς ἀφεὶς φωνὴν μεγάλην, ἐξέπνευσε.

Aveugle. Marc. XV. 37. u. ſ. f. Was übrigens die Beſchuldigung anbelangt, als wenn dieſe Beywörter, die ohne Veränderung gebraucht werden, und ſelten mit der Natur derjenigen Handlung, die den Perſonen zugeſchrieben wird, übereinſtimmen, gantz müſſig und überflüſſig ſeyn, ſo muß ich zu Homers Rechtfertigung der Vertheidigung des ſcharffſinnigen Engelländers Pope in ſeinen Anmerckungen über Homer allhier einen Platz einräumen. „ Was die ſtets wiederholten Beywörter ſeiner Helden anbetrifft, ſo iſt zu „ vermuthen, daß ſie ihm ſtatt der bey uns „ gebräuchlichen Wörter Ihre Majeſtät, ihre Hoheit, ihre Gnaden, haben dienen müſſen: Bevorab iſt gewiß, daß diejenigen „ Wörter, welche die Grammatici Patronymica heiſſen, von dieſer Art ſind, und daß „ man ſie zur Ehr-Beweiſung gebraucht hat, „ wenn man mit Perſonen vornehmen Standes redete. Man kan es aus Plato ſehen, „ wo Socrates den Alcibiades in einer gemeinen Unterredung Clinias Sohn heiſſet. „ Aber wir finden bey Homer ſelbſt einen „ Beweißthum deſſen, wo nemlich Agamemnon ſeinen Bruder, welcher in einer dringenden Noth die Heerführer der griechiſchen Armee aufwecken mußte, erinnert, „ daß er einem jeden bey dem Nahmen ſeines Vaters rufen, und ihnen mit aller „ Höflichkeit begegnen ſollte. Uns mißfällt

„ diese Art, die Leute bey dem Nahmen eines
„ berühmten Vaters oder bey ihren eigenen
„ Lobes-Titeln zu grüssen, alleine darum,
„ weil es uns etwas ungewohntes ist. Die-
„ semnach gehöreten solche Beywörter zu
„ dem Nahmen einer Person, und konnten
„ folglich nicht verändert werden.„ Man kan darüber auch Boileau nachsehen, der eben dieses in der neunten critischen Betrachtung über Longin weitläuftiger ausführet, und unter andern Sachen hinzusetzet: „ Vir-
„ gil hat sich nach diesem griechischen Ge-
„ schmacke bequemet, da er in der Eneis so
„ vielmahl die Nahmen Pius Aeneas und Pater
„ Aeneas, welche gleichsam Eneas Beynah-
„ men sind, wiederholet hat. Darum hat
„ man ihm sehr ungeschickt vorgeworffen, er
„ rühme sich selber, wenn er sagt, Ium Pius
„ Aeneas, weil er eigentlich nur seinen Nah-
„ men sagt. Derowegen muß man es sich
„ nicht befremden lassen, daß Homer seinen
„ Helden dergleichen Beywörter bey gewis-
„ sen Umständen beyleget, welche mit diesen
„ Beywörtern selbst nichts gleiches haben;
„ massen eben dieses auch öfters bey uns ge-
„ schieht, wenn man unsren Heiligen den
„ Nahmen der Heiligen bey Anlässen giebt,
„ da ihre Heiligkeit gar nicht zum Vorschein
„ kömmt; wenn wir zum Exempel sagen, der
„ H. Paulus habe der Mäntel derjenigen
„ gehütet, welche den H. Stephanus ver-
„ stei-

„ steinigten. „ Ich füge noch hinzu, daß auch Cornelius Nepos in Beſchreibung des Lebens der berühmteſten griechiſchen Feldherren dieſe Gewohnheit der Griechen nicht gänzlich aus der Acht gelaſſen hat. Er fängt Themiſtocles Leben mit dieſen Worten an: Themiſtocles Neocli filius Athenienſis. Und bald darauf ſagt er: Sed ab initio eſt ordiendum. Pater ejus Neocles generoſus fuit. Da man unſtreitig die erſte Benennung von ſeinem Vater als einen Theil ſeines Nahmens, wodurch er von andern dieſes Nahmens unterſchieden und kennbar wird, anzuſehen hat; wie aus der Vergleichung mit Cornels Beſchreibungen des Lebens der beyden Römer des Cato und des Atticus noch mehr erhellet.

Alleine da die Beywörter, in ſo ferne ſie zum Verſtand und zur Deutlichkeit der Rede gantz unentbehrlich ſind, als ein beſonderer Theil in allen Gattungen der Rede Platz haben, und der Gebrauch derſelben zu der Kundſchaft der Sprache mitgehöret, mein Vorhaben aber nicht iſt, die Natur der Sprache und der beſondern Theile derſelben zu unterſuchen, ſondern alleine von der poetiſchen Sprache, in ſo ferne ſie von der gemeinen Redensart abweichet, und eine gantz bezaubernde Kraft mit ſich führet, zu handeln; ſo iſt klar, daß ich die Beywörter in einem gantz andern Lichte, als eine Quelle desjenigen Ergetzens, welches die poetiſchen

Schilderenen und Erzehlungen hervorbringen, betrachten muß. In so ferne die poetische Mahlerkunst in der Ausführung ihres Vorhabens sich statt der Farben, der Worte und der Rede bedienen muß, hat sie zwar dieses mit allen Gattungen der Rede gemein, daß ihre Worte Zeichen der Gedancken und der Begriffe seyn, daß folglich kein Wort darf gesezt werden, das nicht nothwendig sey, den Verstand der Rede vollkommen zu machen, so daß in dieser Absicht auch hier gilt, was ich bisdahin von dem allgemeinen Gebrauche der zur Deutlichkeit der Rede unentbehrlich nothwendigen Beywörter zu beobachten vorgeschrieben habe. Es hat aber die Poesie noch ihr besonderes Ammt und Zweck, in so ferne sie eine Kunst ist, die in der Nachahmung bestehet, und durch die augenscheinliche Aehnlichkeit ihrer Vorstellungen mit denen Originalen in der Natur angenehm zu berücken und ein empfindliches Ergetzen zu gewähren suchet. Der Poet begnüget sich nicht bloß damit, daß seine Rede deutlich sey, und jedermann seine Gedancken ohne Mißverstand leicht errathen könne; er will den Leser nicht nur unterrichten; sondern seiner Phantasie durch eine geschickte Nachahmung die Sachen gantz sichtbar vor Augen stellen, und eben diejenigen Eindrücke in ihm erwecken, die von der wahren Gegenwart der würcklichen Gegenstände entstehen

würr-

würden, und die allemahl von einem empfindlichen Ergetzen begleitet werden, wenn sie von der Kunst der Nachahmung herrühren. Wie nun der ganze Ausdruck zu diesem mahlerischen Betrug behülflich seyn muß, so wird der Nachdruck der poetischen Vorstellungen vornehmlich durch den geschickten Gebrauch der poetischen Beywörter befördert. Dieses sind die poetischen Farben, die der Poet nicht mit sparsamer Hand und aus Noth aufträgt, sondern womit er seine Gemählde reichlich ausschmücket. In der gemeinen Rede dienen sie zwar, die Deutlichkeit des Verstandes zu befördern; aber in der Poesie haben sie überdas noch einen ganz besondern Gebrauch, indem sie dienen, uns die Sachen so lebhaft vorzustellen, als ob wir sie vor Augen sähen, und uns mit unvermutheten und angenehmen Begriffen zu überraschen. Ich nenne demnach poetische Beywörter alleine diejenigen, die in Absicht auf die Deutlichkeit des Verstandes der Rede beynahe ganz müssig und überflüssig sind, und ohne Nachtheil derselben könnten weggelassen werden, weil sie nichts sagen, was man nicht aus dem blossen Nennwort, zu welchem sie gesetzet werden, verstehen könnte, oder was nicht zum wenigsten jedermann von einer Sache bekannt ist; welche hiemit zur blossen Zierde und zum Nachdruck dienen. „ Die Redner „ bedienen sich, nach der Anmerckung des

„ Hrn. Pope, der Beywörter wenigemahl
„ zur bloſſen Zierde, ſie brauchen dieſelben
„ alleine, die Sache, wovon ſie reden, de-
„ ſto beſſer auszudrücken, die Poeten hin-
„ gegen bedienen ſich derſelben alle Augen-
„ blicke ohne Noth, damit ſie der Rede deſto
„ mehr Anmuth verſchaffen. Aus dieſer Ur-
„ ſache ſagen dieſe, die weiſſe Milch, das
„ naſſe Waſſer, die ſchimpfliche Armuth, das
„ traurige Alter. In folgenden beyden ſchö-
„ nen Verſen des Gedichtes von Carl dem
„ Groſſen,

Sur les bords ſpacieux du Danube rapide,
Le Grand Charles pouſſoit le Saxon intrepide.

„ könnte man alle Beywörter hinauswerf-
„ fen, ohne daß der Verſtand dadurch ver-
„ derbt würde, aber nicht ohne Abbruch des
„ Styli; man würde mich ſehr wohl verſtehen,
„ wenn ich ſagte: Carl ſchlug den Sachſen an
„ den Ufern der Donau; aber man würde
„ in dieſen Worten nichts vortreffliches fin-
„ den. Wiewohl aber die Beywörter ei-
„ gentlich vor die Poeſie gehören, und eine
„ Rede, in welcher keine ſtehen, nackend und
„ bloß an Anmuth zu ſeyn ſcheinet, ſo muß
„ nichts deſtoweniger ihr Gebrauch in gewiſſe
„ Schrancken gefaſſet werden.„ Laſſet uns
demnach die verſchiedenen Abſichten, in wel-
chen die Beywörter von dem poetiſchen Mah-

ler

ler mit besonderm Nutzen und Nachdruck können angewendet werden, etwas sorgfältiger untersuchen.

Ich habe hiebevor weitläuftig dargethan und gewiesen, daß die Quellen des poetischen Schönen das Wahrscheinliche, das Neue und Ungemeine, und das Wunderbare seyn, und daß folglich nichts ergetzen könne, als was diese Eigenschaften an sich habe: Dieses aber beziehet sich auf die gantze Art und Kunst der Nachahmung, wovon der Ausdruck nicht den geringsten Theil ausmachet. Diesemnach kan ich mit gutem Grunde sagen, daß die poetischen Beywörter in dreyerley Absichten können mit Nachdruck gebraucht werden: 1. Da sie dienen die Sachen zu mahlen und sie so lebhaft vorzustellen, als ob wir sie mit eigenen Augen anschaueten, wovon die Wahrscheinlichkeit der poetischen Gemählde abhängt. 2. Den Sachen einen wahren Schein der Grösse zu geben; und 3. Denselben ein gantz wunderbares Ansehen mitzutheilen. Ich sage erstlich, daß die Beywörter dienen, die Wahrscheinlichkeit einer poetischen Schilderey recht deutlich zu machen. Diese Wahrscheinlichkeit beruhet auf der genauen Uebereinstimmung der Copie mit dem Urbilde; diese aber muß nach der Kraft, welche eine Nachahmung auf das Gemüthe der Menschen hat, beurtheilet werden. Der höchste Grad der Wahrscheinlich-

keit iſt, wenn die Nachahmung eben dieſelben Eindrücke und Würckungen auf unſre Phantaſie thut, als wir von der Gegenwart der würcklichen Gegenſtände empfinden würden, ſo daß wir öfters, eben wegen dieſer Gleichheit ihrer Kraft in Zweiffel gerathen, ob wir nicht die Urbilder ſelbſt gegenwärtig ſehen. Wenn demnach der Poet ſeine Gemählde wahrſcheinlich machen will, ſo muß er dieſelben ſo lebhaft auszubilden wiſſen, daß es den Leſer faſt bedünckt, er höre die Sachen nicht bloß erzehlen, ſondern er ſehe ſie würcklich vor Augen, und ſey ein gegenwärtiger Zeuge davon. Dazu dienen ihm nun die Beywörter vortrefflich; mittelſt derſelben kan er den Geiſt des Leſers und ſeine eilfertige Neugierigkeit angenehm aufhalten, und ihm ſo viel beſondere Eigenſchaften, mahleriſche Abſätze und ſinnliche Abſtände in den Sachen zur Beſchauung vorlegen, als er kaum ſelbſt wahrnehmen würde, wenn er ſie würcklich in der Natur betrachten ſollte. Ich verſtehe aber durch die mahleriſche Abſätze ſolche, ſo die Farbe, Geſtalt, Stellung und andere ſichtbare Beſchaffenheiten der Dinge betreffen, und die der Mahler mit wahrhaften Farben entwerffen kan. Dieſen ſetze ich noch die ſinnlichen Abſtände bey, weil der Poet auch ſolche Beſchaffenheiten der Dinge, die dem Pinſel unmöglich ſind nachzumachen, mittelſt der Beywörter entwerffen kan,

denn

denn die Poeſie iſt eine Mahlerinn nicht alleine für das Geſicht, ſondern für alle Sinnen. Der Hr. Rathshr. Brockes ſagt in dem Sinngedicht von dem Waſſer im Frühlinge:

Schau, wie ſich dort
Ein blauer Schwarm beſchuppter Fiſche
Mit frohem Wimmeln regt,
Und wunder-ſchnell ſein flüſſigs Wohnhaus trennt.

Alle dieſe Beywörter ſind für die Deutlichkeit des Verſtandes gantz müſſig, und haben auch keine Nothwendigkeit in Abſicht auf das, was der Poet von den Fiſchen meldet: Aber indem er ſich verweilet, euch auf die Farbe und die Geſtalt derſelben aufmerckſam zu machen, ſo giebt er dadurch ſeiner Beſchreibung eine mahleriſche Kraft. Wenn er dann ferner anmercket, daß ihr Wimmeln von einer innerlichen Freude herrühre, ſo macht er eure Betrachtung dadurch ſehr angenehm. Das Nebenwort in der lezten Zeilen drücket die Schnelligkeit ihrer Bewegung, gleichwie das Haupt-Wort die Art derſelben, aus, und das Beywort Flüſſig machet euch dieſelbe ſehr wahrſcheinlich. Der Hr. Hofrath König hat in dem erſten Geſange von dem Lager unter andern eine ſolche mahleriſche Beſchreibung, die alle ihre Schönheit von der geſchickten Anwendung der Beywörter empfängt:

. . . Und kan doch nicht vergessen,
Wie schön daselbst das Vieh, gelagert auf das Gras,
Sanft-wiederkeuend stand, ...
Wie manche dicke Magd im Felde fruend schwitzte,
Und, biß die ferte Milch in Eimer schäumend spritzte,
Mit schmeichelnd-sanfter Hand den vollen Eyter strich,
Als die gewohnte Kuh nicht aus der Stelle wich.

Die Kunst des Mahlers könnte euch von diesen Gegenständen keinen lebhaftern Eindruck erwecken, als der Poet in dieser Beschreibung mittelst der Beywörter auf unsre Einbildungskraft machet; Und es ist sicher, daß die Betrachtung einer Schilderey, in welcher diese Sachen mit dem Pinsel vorgestellet wären, euch nicht alle die sinnlichen Absätze, die der Poet durch die Beywörter, als so viele Pinsel Züge, in die Phantasie mahlet, könnte zu sehen geben: Die ferte Milch, die schmeichelnd-sanfte Hand, die gewohnte Kuh, sind poetisch-mahlerische Anmerckungen, die sich mit dem Pinsel nicht deutlich genug ausdrucken lassen. Der Hr. Doctor Haller hat in dem vortrefflichen Gedicht, die Alpen betitelt, diese mahlerische Kunst reichlich angewendet; Nehmet z. Er. die eilfte und zwölfte Strophe dieses Gedichtes von den Alpen, wo er die Spiele der Einwohner derselben beschreibet:

Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starcker Hand beseelt durch die zertrennte Luft
. . .

Dort.

Dort fliegt ein ſchnelles Bley in das entfernte Weiſſe
Hier rollt ein runder Ball in dem beſtimmten Gleiſſe,
Nach dem erwehlten Zweck mit langen Sätzen fort:
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeſchlungnen Handen,
In dem zerretnen Gras bey einer Dorf-Schalmey.

Ich bitte hier anzumercken, wie geſchickt der Poet durch die Hülffe der Beywörter alle, auch die abſonderlichſten, Umſtände und Abſätze, die ein aufmerckſamer Zuſchauer bemercken und unterſcheiden könnte, mit einer mahleriſchen Kunſt in die Phantaſie ſeiner Leſer abſchildert; ferner wie er durch die geſchickte Wahl derſelben die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Vorſtellung zu befördern weiß. Damit euch das Werffen eines ſchweren Steins nach dem Ziele deſto glaubwürdiger vorkomme, ſo läßt er ihn von einer ſtarcken Hand beſeelen. Er entfernet das Weiſſe der Ziel-Scheibe, damit er euch auf die ſchnelle Bewegung der Kugel aufmerckend mache. Durch die Anmerckung von der Ründe des Balls bildet er euch ſeine Bewegung als ſo viel leichter vor, u. ſ. f. Und in der neunzehnten Strophe deſſelbigen Gedichtes ſaget er:

Kühen,
Er treibt den trägen Schwarm der ſchwer-belaßnen
Mit freudigem Gebrüll durch den berhauten Steg,
Sie irren langſam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mah'n das zarte Gras mit ſcharfen Zungen weg ꝛc.

Hier unterſtützet und erkläret je ein Beywort das

das andere. Wenn der Poet die Kühe als **schwer**-beleibt beſchreibet, ſo giebt er euch damit eine zulängliche Urſache, warum er ſie zuvor **träg** genennet hat; und die Abſicht der Natur in Formierung der Zunge der Kühe wird durch das Beywort **Zart**, damit ſie das zarte Gras abmähen können, vor nothwendig erkläret. Die zweyte Zeile iſt ganz mahleriſch. Ich würde nicht fertig, wenn ich alle die mahleriſchen Schönheiten dieſes Gedichtes nur in dieſer einigen Abſicht anführen und mit gleicher Sorgfalt entdecken wollte. Ich will darum lieber dieſe Haupt-Abſicht der Beywörter noch mit dem Anſehen der Alten befeſtigen und erläutern. Virgil, deſſen Kunſt hierinnen unvergleichlich iſt, ſoll uns einige Beyſpiele lehnen. Eines ſeiner lebhafteſten Gemählde findet ſich im dritten B. vom Feldbau:

Nonne vides, cum præcipiti certamine campum
Corripuere, ruuntque effuſi carcere currus,
Cum ſpes arrecta juvenum, exultantiaque haurit
Corda pavor pulſans: illi inſtant verbere torto,
Et proni dant lora: volat vi fervidus axis,
Jamque humiles, jamque elati ſublime videntur
Aera per vacuum ferri, atque adſurgere in auras.

Dieſes Gemählde iſt in der That ein vollkommenes Meiſterſtücke, an welches der poetiſche Mahler alle ſeine Kunſt gewendet hat, und dem er ſelber nichts geringeres zutrauet, als daß

daß es die Kraft einer vortrefflichen Schilderey in der Einbildung der Leser, wo nicht übertreffen, doch vollkommen erreichen werde; dieses giebt er durch das Nonne vides zu erkennen: Und dann kehret er seine Rede so, als ob er euch die Sachen gegenwärtig mit Fingern vorzeigen könnte. In der Ausführung müsset ihr die mahlerische Sorgfalt bewundern, mit welcher der Poet durch die Hülfe ausgesuchter Beywörter die kleinsten und absonderlichsten Umstände, die aber eben darum der Beschreibung eine mahlerische Kraft mittheilen, gantz lebhaft und sichtbar ausdrücket: Spes arrectæ, ist die Hoffnung, die mit aufgerichtetem Hals einer Sache entgegen siehet, welches die Griechen nachdrücklich ἀποκαραδοκεῖν heissen. Exsultantia corda, dieses Beywort schliesset euch den innern Zustand des Hertzens auf, und läßt euch die Grösse der ungedultigen Freude aus den ungestümen Püffen des Herzens ermessen. Das Pavor pulsans zeiget ferner, daß diese Hoffnung bisweilen von einer gewaltsamen Furcht erstecket werde. Mit dem verbere torto und proni mahlet er euch die Stellung eines hitzig-eilenden Kutschers recht optisch und nach dem Leben vor. Das leztere ist, was Herr König gegeben hat:

Bückt über seinen Sitz sich manchmahl weit voraus.

Von besonderm Nachdruck ist auch die Beschreibung aus dem ersten B. der Eneis v. 211.

Ter-

Tergora diripiunt costis, & viscera nudant:
Pars in frusta secant, verubusque trementia figunt:
Littore aena locant alii, flammasque ministrant.

Die Kraft dieses Beywortes Trementia anzuzeigen, sagt Muratori im ersten B. von der vollkommenen Poesie Cap. 14. solches könnte nicht lebhafter seyn, noch die Wahrheit dieser Gebehrdung besser ausdrücken, und er füget folgende Anmerckung hinzu: „ Virgil mahlet die Kleinigkeiten in den Gegenständen nicht sonderlich, aber er weiß „ es so zu geben, daß die Phantasie des „ Lesers sich mehr vorstellet, als er sagt. „ Daher muß man in seinen Gemählden „ allemahl die Vortrefflichkeit derselben bewundern, wenn man gleich darinnen die „ deutliche und lebendige Vorstellung der „ Sachen nicht allezeit siehet, welche bey „ Homer wahrhaftig alles Lobes werth ist. „ Wenn Amthor dieses Trementia giebt,

. . . . . Der Ueberrest,
Der an dem Spiesse selbst noch Leben spühren laßt.

so drückt er zwar den Verstand desselben nicht unglücklich aus, doch verliehret es in dieser Uebersetzung alle mahlerische Schönheit, denn das Trementia zeigt noch mehr, nemlich auf was Weise es noch Leben von sich spühren lasse. Dergleichen mahlerische Schönheiten sind fast auf allen Blattern

des

des römiſchen Poeten anzutreffen, als Fræna ſpumantia mandit; ſtridentia tingunt æra lacu; Tenaci forcipe; Pendentes ſcopuli, u. ſ. f. Das Wort Stridere, welches das Geziſche eines glühenden Eiſens, wenn es in das Waſſer getauchet wird, nicht alleine bedeutet, ſondern in dem Thonlaut nachmachet, führet mich auf eine abſonderliche Anmerckung, daß nemlich die Beywörter auch vornehmlich bequem ſind, die Bewegung und den Thon derjenigen Sachen, die durch Nennwörter bezeichnet werden, lebhaft auszudrücken und nachzuahmen; als wenn Hr. Brockes ſchreibet.

Das liſplende Geräuſch, und rieſelnde Gethöne,
Das aus der kühlen Flut mit holem Gurgeln bricht;
Wann mit dem murmelnden Geklatſch, ihr flüſternd Ziſchen
Des leicht-bewegten Schilfs geſpitzte Blätter miſchen.

Zu dieſem Ende dienen vornehmlich die zuſammengeſetzten Beywörter, die zwar vornehmlich der griechiſchen Sprache ihre Geburt zu dancken haben. Dieſe Zuſammenſetzung der Wörter tauget für die Poeſie auf eine beſondere Weiſe, nicht nur weil ſolche die Schreibart erhöhet und verherrlichet, ſondern auch, weil dadurch der Thonlaut mächtig verſtärcket wird, mehr Klang und Pomp überkömmt, und die Bilder deſto mehr Nachdruck erhalten, indem ſie durch

durch den Thon nachgeahmet werden. Homerus hat ohne Zweifel solche zusammengesezte Beywörter mit Fleiß aufgesucht, damit er seine Schreibart ungemein über die Prosa erhübe, und er hat sie mit so vieler Geschicklichkeit angebracht, daß sie so zu sagen eine Zugabe von den Gemählden der Personen und der Sachen sind, derer Eigenschaften sie bezeichnen. Wir sehen die Bewegung der Feder Hectors in dem Beywort κορυθαίολος, und die Erschütterung des Waldes, der den Berg Neritus bedecket, in dem Wort εινοσίφυλλος, und so weiter. Dieser Poet hätte sich bey dergleichen absonderlichen Bildern nicht lange aufhalten können, daß er nicht den aufmercksamen Leser allzu weit von der Betrachtung der Haupt-Handlung abgeführet hätte, wenn er auch gleich nicht mehr als einen Vers dazu angewendet hätte. Und ob die lateinische Sprache gleich dergleichen zusammengesezte Beywörter nicht wohl vertragen kan, so hat dennoch Virgil um seine Hochachtung für die Homerische Kunst in diesem Stücke an den Tag zu legen, einige nachzumachen nicht unglücklich gewaget; als Malesuada fames; Auricomi rami; Fumigera nox; Sylvicolæ Fauni; Caprigenum pecus; Velivolum mare, wovon Macrobius im fünften B. der Saturnalien Cap. 14. und im sechsten B. Cap. 5. kan nachgesehen werden.

Wenn

Wenn ſie wohl erfunden ſind, ſo können ſie auch in der deutſchen Sprache mit gutem Nachdruck gebraucht werden, etwas lebhaft zu beſchreiben, und den Wohlklang des Verſes auszuſchmücken, da auch einige derſelben in der gemeinen Rede durch den Gebrauch ganz geläufig worden ſind. So ſagt Hr. Brockes von der Blüthe:

Beweglich-wallende, ſchneeweiſſe Federbüſche.

Dergleichen ſind ferner: Ein glatt-geſchorner Kopf, der ausgehärtet-kahl: Pfeilgeſchwind: Land-üblich: Heiſſung ꝛc. An dergleichen Zierrathen iſt Hr. König in ſeinen Gedichten ſehr reich; In ſeinem erſten Geſange von dem Lager ſagt er:

Da legt er Fürwitz-voll ſich auf den Schlag heraus.
Da läßt er Wunderns-voll den Wagen ſtille ſtehen
Manch wohlgeflochtnen Zaun, viel bunt-beſtrichne Plancken.
Das fruchtbar edle Land, die durch verſchiedne Wälder
So duck-umzogne grün-umgeſäßte Felder. ꝛc. ꝛc.

Die zweyte Abſicht, in welcher die Beywörter einer poetiſchen Vorſtellung einen beſondern Nachdruck mittheilen, iſt, daß ſie gebraucht werden, den Sachen einen Schein mehrerer Groſſe zu geben. Wenn Virgil im achten B. der Eneis die Verfertigung der Waffen ſeines Helden beſchreiben will, ſo ſagt er v. 446.

Vulnificusque chalybs vasta fornace liquescit.

Da die geſchickt-angewendten Beywörter dienen, den Begrif von der Schmelzung des Stahls nicht zu erklären, ſondern zu erhohen, und den Leſer vorzubereiten, daß die folgende Zeile,

Ingentem clypeum informant, . . .

dadurch deſto mehrern Nachdruck gewinnet. So wenn die erzörnte Dido in ihrer Rede an Eneas im vierten B. ſich vernehmen laßt:

. . . Duris genuit te cautibus horrens
Caucaſus. . . . . .

ſo wird unnöthig ſeyn zu erinnern, daß hier die gebrauchten Beywörter alleine dienen, die Sachen nach dem Maſſe ihres Zorns zu vergroſſern. Wie nun die Beyſpiele von dieſem Gebrauche der poetiſchen Beywörter häufig und leicht zu entdecken ſind, ſo kan ich der Mühe überhoben ſeyn, mehrere Exempel anzuführen. Eins kömmt mir noch in den Sinn, welches zugleich dienen wird, den Uebergang zu der dritten Abſicht der Beywörter zu machen, da dieſelben dienen einer Vorſtellung ein recht wunderbares Anſehen mitzutheilen; es findet ſich in Herrn Brockes Beſchreibung des Winters:

Die Schiffe liegen ſtill trotz Eurus Sturm und Wuth,
Indeß daß auf der tiefen Flut
Beſchwert durch manche Laſt u. ſchweres Kaufmannsgut,
Viel

Viel raſſelnde beſchlagne Räder rollen.
Man ſieht itzt die, ſo Schritt-Schuh' unterziehn,
Auf glattem Eiſ', auf ſchmalen Eiſen fliehn,
Und zwiſchen zackichten und ſtarren Waſſer-Hügeln,
Auf einer Bahn, in welcher ſie ſich ſpiegeln,
Mit trocknem Fuß, ſelbſt in der Flut, mit Haufen
Auf bodenloſen Tiefen laufen.

Wird nicht die Kühnheit derer, die auf Schritt-Schuhen, oder gar mit ſchwer beladenen Wagen über die gefrornen Seen und Flüſſe ſetzen, dadurch vergröſſert, wenn man die bodenloſe Tiefe abſonderlich erwiegt, wozu der Poet ſeine Leſer durch die angewandten Beywörter der tiefen Flut und bodenloſen Tiefe gleichſam nöthiget. Wenn er aber in der neunten Zeile anmercket, daß ſie mit trocknem Fuß ſelbſt in der Flut laufen, ſo drückt er durch die Verbindung zweyer gantz widrig-ſcheinender Begriffe das Wunderbare dieſer Handlung geſchickt aus, wohin auch gehöret das Laufen auf bodenloſen Tiefen, welches nicht weniger einen Wiederſpruch in ſich einzuſchlieſſen ſcheinet, aber ohne Verletzung der Wahrſcheinlichkeit. Von derſelben Art iſt, was er von der Roſe ſagt:

Dieß iſt der innre Schmuck, die kühle rothe Glut,
Die in dem runden Schoß der edeln Roſe blüht.

Sollte die Betrachtung einer kühlen Gluth nicht höchſt wunderbar ſcheinen? Die Weiſe

zwo unterſchiedene Ideen in ein Bildniß zu verbinden, iſt in der Poeterey eine groſſe Schönheit, indem ſie den Leſer mit Verwunderung einnimmt, nur daß ſich in der Natur der Sache, die beſchrieben wird, genug Grund dazu finde. Die lateiniſchen Poeten haben derſelben eine Menge, inſonderheit die ſchlimmern von ihnen, denn die von beſſerm Geſchmacke brauchen ſie nur ſparſam, wie denn in der That die Natur der Dinge nicht ſo gar oft einen rechten Anlaß dazu ertheilet. So hat, nach des Demetrius Phalereus Zeugniß, Homer geſagt, erſchreckliche Annehmlichkeiten. Er ſagt: Homerus in ludendo majorem truculentiam præ ſe fert, ac primus etiam dicitur *horrentes veneres* reperiſſe. Wenn etwas, das wir beſchreiben, zufälliger Weiſe, irgend eine Eigenſchaft hat, die mit ſeiner Natur zu ſtreiten ſcheint, oder bey derſelben ſich nur auſſerordentlich und in einer gantz beſondern Abſicht findet, wird ſolch ein zuſammengeſeztes Bildniß gemachet, wie dieſe ſind, von denen wir hier reden, ſo daß dieſe Eigenſchaft in einem Beywort des Dinges, das wir beſchreiben, bezeichnet wird. So ſagt Hr. Brockes:

Die Schnitter ernten ein
Der Aecker gelben Schmuck mit ſauren Freuden ein.

Das ſind Freuden, die mit ſaurer Mühe begle-

begleitet ſind. So redet er hingegen von einer ſüſſen Mühe, wenn er von ſeinen Kindern ſagt:

Sie hüpften hin und her, und waren wunderfroh
Wenn ſie der Blumen bunte Laſt,
Die kaum ihr kleiner Arm umfaßt,
Mit ſüſſer Müh, auf ihren Schultern trugen.

Der Begriff von der Mühe ſchließt allezeit etwas widriges und unangenehmes ein; wie hingegen der Begriff von der Freude alles Unangenehme und Verdrießliche ausſchlieſſet. Aber dieſe beyde Begriffe ſind nicht immer rein und unvermiſcht, ſondern leiden in gewiſſen Abſichten einen Zuſatz von dem Widrigen. Darum iſt auch dieſe Art des Ausdruckes überaus bequem, die Vermiſchung widriger Eindrücke, welche die Sachen, ſo vorgeſtellt werden, entweder auf die Sinne, oder auf das Gemüthe machen, auszudrüken, und den Leſer mit wunderbaren und unvermutheten Betrachtungen zu überraſchen. So beſchreibet Hr. Brockes den Eindruck, den die Betrachtung des Mondſcheins in einer Frühlings-Nacht erwecket:

In dieſer lichten Dunckelheit
Und zweifelhaften Heiterkeit.

Und an einem andern Orte:

Nimmt meine Seel ein ſüſſer Schauder ein.

Ein' angenehme Furcht, ein holdes heiligs Schrecken
Erregt mein wallendes Geblüte,
Und heisset mich des grossen Gebers Güte
Mit Ehrfurcht-voller Lust, sehn, hören, fühlen, schmecken.

Aus diesem Grund läßt sich auch dieses Poeten Erbärmlich schön von dem Eindruck, welchen die gläubige Betrachtung des leidenden Heilandes erwecken muß, gar wohl rechtfertigen. Ich habe oben gesagt, daß diese seltsame Verbindung zwey widerwärtig-scheinender Begriffe in einem Bilde von den schlimmern lateinischen Poeten mit einem spitzfündigen Fleisse gesuchet, und diese poetische Farbe ohne Maaß verschwendet werde: In der That, wenn Claudianus eine hole Crystall-Kugel, in deren Mitten Wasser ist, zur Materie seines Gedichtes hat, weiß er den Crystall als hart, steinern, theures Wasser, und das Wasser als weichen, flüssigen, unvollkommenen Crystall zu betrachten; und spielet also etwann ein Dutzend Epigrammata heraus, indem er seine Worte und Begriffe vielfältig durch einander wirft. Es sind in demselben sehr viel Schönheiten von dieser Gattung; aber er gefällt sich selber mit dieser Art zu schreiben so unmäßig wohl, daß einer, wenn er seine Materie ansiehet, leicht wissen mag, wenn er mit dergleichen kommen werde, und er giebt sich oft deswegen so saure Mühe, daß seine Beschreibungen unnatürlich

lich und aufgeschwollen werden. Was für Zeug würde er aus Virgils güldenem Ast herausgebracht haben, hätte er ihn beschreiben sollen? Wir würden gewißlich die gelbe Rinde, die güldenen Reiser, die strahlenden Blätter, das blühende Metall und alle die Seltenheiten, die in Worten von so ungleicher Natur verborgen liegen, gesehen haben: Da wir hingegen Virgil mit seinem aurea frondenti, oder was eben das seiner gesagt ist, Frondescit virga metallo, sehen vorlieb nehmen. Diese Betrachtung veranlasset mich, ein Exempel aus Ovidius kürzlich zu untersuchen, wo er ein Beywort gebraucht, welches der Sache unmöglich zuzukommen scheinet, wenn er im dritten B. der Verwandlungen v. 110. in der Fabel vom Cadmus sagt:

. . Crescitque seges clypeata virorum.

Der Hr. Addisson findet dieses Beywort ganz überflüssig. Er sagt: „Die Schönheit dieser Worte würde gröser gewesen „seyn, hätte der Poet nur Seges virorum „ohne clypeata ge'etzet. Des Lesers Gemüthe würde mit zwo dergleichen unterschiedenen Ideen belustiget worden seyn, als „hier zusammen gestellt werden; aber es „kan solch ein weitläuftiges Bildniß als „alle drey zusammen machen, kaum ganz „beobachten.„ Allein Hr. Addisson muß

nicht erwogen haben, daß das Beywort Clypeata eben dasjenige ist, welches diesen Ausdruck vor die gegenwärtige Fabel gantz gerecht und eigen machet, da sonst das Seges virorum in verblühmtem Verstand vor eine Menge Leute gar oft und in gantz verschiedenen Absichten gebraucht wird; wovon ich weitläuftiger in dem Wercke von den Gleichnissen in dem zwölften Abschnitt gehandelt habe. Auch ist nicht zu fürchten, daß der Leser durch die Vielheit unterschiedener Begriffe, die mit einander verbunden werden, sollte verwirret werden. Crescit seges ist hier ein eigentlicher und gantz natürlicher Ausdruck; alleine dieses war eine gantz wunderbare Saat, und zwar in einer doppelten Absicht, theils weil es Seges virorum war, und theils weil die Männer nicht nackend, wie die Menschen nach dem gemeinen Begriffe bey ihrer Geburt sind, sondern clypeati gewesen, daher die Seges zum Unterschied clypeata kan genennet werden, für Seges virorum clypeatorum. Zudem ist auch dieses Wunderbare, welches nicht so fast in den Worten, als in der Fabel steckt, genugsam vorbereitet, und durch diese Vorbereitung verständlich und wahrscheinlich gemachet worden. In dem 105ten v. heißt es:

Spargit humi jussos, mortalia semina, dentes.

Und

Und im 103ten v.

Vipereos dentes, populi incrementa futuri.

Und den Begriff von dem Clypeatus, welches vor eine gantze Waffenrüſtung genommen wird, hat der Poet v. 107. 108. 109. vorbereitet:

Primaque de ſulcis acies apparuit haſtæ:
Tegmina mox capitum picto nutantia collo,
Mox humeri pectusque, oneraraque brachia telis
Exſiſtunt.

Alle dieſe Begriffe hätte er nun nicht geſchickter zuſammenfaſſen und dem Auge des Leſers vorſtellen können, als durch das Seges clypeata virorum.

Aus dieſen Abſichten der poetiſchen Beywörter flieſſen nun natürlicher Weiſe diejenigen Regeln, die den Gebrauch derſelben einſchräncken. Es muß nemlich ein jedes poetiſches Beywort einer von dieſen Abſichten genug thun, und den Eindruck, welchen der Poet erwecken ſoll, befördern; widrigen Falls wäre es gantz müſſig und überflüſſig. Wenn ich denn oben geſagt habe, daß die poetiſchen Beywörter keine ſolche Nothwendigkeit haben, als ſie in der gemeinen Rede haben, und daß ſie ohne Nachtheil des Verſtandes der Rede könnten weggelaſſen werden, ſo muß man ſolches nicht verſtehen, als ob ich ihren Ge-

brauch dadurch von allen Regeln habe befreyen wollen: Haben sie gleich keine Nothwendigkeit schlechterdings in Absicht auf die Deutlichkeit des Verstandes der Rede, so folget darum nicht, daß sie gar keine Nothwendigkeit haben; zumahl da diese aus dem besondern Zweck und Nutzen, den sie in einer Rede haben, beurtheilet werden muß. Da nun der Zweck und Nutzen der poetischen Beywörter ist, die Zierlichkeit und den Nachdruck einer mahlerischen Vorstellung lebhaft zu erhöhen, so folget von sich selbst, daß sie in dieser Absicht nothwendig seyn, und nach der besondern Absicht des Poeten, entweder den Geist des Lesers in der Betrachtung der absonderlichsten Eigenschaften und Umstände eines Dings angenehm aufhalten, oder den Nachdruck der vorzustellenden Sache in dem rechten Maasse erhöhen, oder ihn mit wunderbaren und unvermutheten Begriffen überraschen und mit dem falschen Anschein des Widerspruchs angenehm beschäftigen müssen. Es muß also keines vergebens oder müssig da stehen, sondern ein jedes zur Absicht des Poeten etwas beytragen, und die Eindrücke, die er machen soll, befördern helfen. Aus diesem läßt sich ferner schliessen, daß man nicht um des blossen Wohlklangs oder des Sylbenmaasses willen die Verse mit dergleichen zusammengebettelten Beywör-

wörtern voll stopfen oder sie sonst ohne Noth verschwenden müsse. Der sinnreiche Verfasser der verwundersamen Reise des Prinzen Fanferedin in Romanien hat gedichtet, daß die Sprache in diesem Land unter andern eine Regel habe, die darinnen bestehet, daß man kein Wort sage, ohne eines oder mehr Beywörter. Es wäre daselbst lächerlich, wenn man nur bloß sagte, die Liebe, die Kaltsinnigkeit, die Sehnsucht: man müßte sagen, die zärtliche und einbrünstige Liebe, die gleichgültige und ruhige Kaltsinnigkeit, die nagende und tödtliche Sehnsucht, der bittere und tiefe Schmertze, die entzückende Schönheit, die süsse Hoffnung, die stoltze Verachtung, der ehrenrührige Schimpf. Je mehr dergleichen Beywörter in einer Redensart sind, desto schöner und wahrhaftig romantisch ist sie auch. Diejenigen arbeitsamen Verfasser, die mit saurer und unbeschreiblicher Mühe gantze Lexica von schönen Beywörtern zusammengetragen, und durch den Druck gemein gemacht haben, werden auch ohne Zweifel ihren Landsleuten in Romanien den wichtigsten Dienst und Gefallen damit erwiesen haben, sie werden neben den Reim-Registern den ersten Rang unter denen Büchern, die zur wahren Beredsamkeit Anleitung geben, erhalten haben, und also auch von ihnen das verdiente Lob für ihre ausgestan-

dene

dene saure Arbeit erwarten können.

Ob ich aber gleich die Verschwendung unnöthiger Beywörter, die zu der Absicht des Poeten nichts beytragen, und ohne Abbruch der Zierlichkeit und des Nachdrucks der Rede wohl könnten gemisset werden, im höchsten Grade mißbillige; so kan ich doch auf der andern Seiten die furchtsame Regel, welche von einigen deutschen Kunstrichtern ohne einigen Grund vorgeschrieben worden, eben so wenig billigen oder gutheissen. Einer von ihnen hat sich also ausgedrücket: „ Ordentlich soll kein Wort mehr als ein „ Beywort haben. „ Und ein anderer: „ Vielweniger muß man mehr als ein Bey„ wort zu einem Nennwort setzen. „ Ich mag die lächerlichen Folgen, die aus dieser Lehre nothwendig herfliessen, nicht aufmuzen. Ich hoffe meine Leser werden aus meinen Grundsätzen selbst den Schluß hervorzuleiten wissen, wenn die Beywörter einen Grund in der Sache haben, und nach der besondern Absicht des Poeten nothwendig sind, so seyn sie allezeit eine besondere Zierde, und lasse sich ihre Anzahl nach keinem andern Masse einschräncken oder bestimmen. Ich will nur ein Exempel aus Hrn. Brockes anführen, und sie bitten, daß sie ihre Regel daran prüffen; er sagt von dem Gesange der Nachtigall:

Sie

Sie fängt . . . . . .
Von neuem wieder an, in solchem scharfen Thon,
Mit solchem feurigen empfindlich-hellem Klang,
Mit solch gewaltigem oft wiederholtem Schlagen,
Daß so durchdringenden und heftigen Gesang
Das menschliche Gehör kaum mächtig zu ertragen.

Und Virgil im dritten B. der Eneis:

. . Domus sanie dapibusque cruentis
Intus opaca, ingens, ipse arduus, altaque pulsat
Sidera. . . . . .

Und in dem neunten Buch nennt er die Schafe molle pecus, mutumque metu.

Ich betrachte die poetischen Beywörter als kleine Beschreibungen, fast auf die Weise, wie die Metaphoren nichts anders als kleine und abgekürzte Gleichnisse sind. Ausführliche Beschreibungen sind eine künstliche Verbindung der merckwürdigsten und absonderlichsten Umstände und Kennzeichen, wodurch eine Sache von andern ihres gleichen unterschieden wird, in einem ordentlichen Zusammenhang; und bestehen also aus lauter kleinen Beschreibungen, eben wie ein von Figuren reiches Gemählde aus vielen kleinen Schildereyen zusammengesetzet ist. Weil aber die Haupt-Absicht des Poeten weder erlaubet noch erfodert, daß er alle vorkommenden Gegenstände mit einer mahlerischen Sorgfältigkeit ausbilde, und dieselben ganz und von allen Seiten sehen lasse, denn dadurch

durch würde der Lauf der Erzehlung immer unterbrochen, die neugierige Aufmerckſamkeit des Leſers abgemattet, und von dem Hauptzweck auf tauſend fremde Bilder abgeführet; ſo ſind wohlausgeſuchte Beywörter etwas, das die poetiſche Erzehlung vornehmlich belebet und ausſchmücket, und dienen in derſelben ſtatt ausführlicher Beſchreibungen, indem ſie eine Sache wie im Vorbeygange mit einem einzigen aber lebhaften Pinſel-Zuge nach der abſonderlichſten Eigenſchaft in einem hellen Licht vor Augen ſtellen, und dadurch die Erzehlung nicht alleine angenehm abändern und vor Mattigkeit bewahren, ſondern auch ihren Lauf und ihre Abſicht nachdrücklich befördern. Wenn man nun die Beywörter in dieſem Licht als kleine Beſchreibungen und einen Zierrath der Rede betrachtet, ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß das Gemüth in einer ziemlich ruhigen Verfaſſung ſtehen müſſe, welches ſich verweilet, die kleinſten und abſonderlichſten Umſtände in einer Sache mit ſolchem Fleiſſe und anhaltenden Sorge zu ſchildern, und daß die ungeſtümen Leidenſchaften ſich zu einer ſo angenehmen und kurtzweiligen Beſchäftigung nicht leicht verſtehen können.

Der ſiebente Abſchnitt.

Von der Schreibart insgemein.

Erklärung, was die Schreibart ſey. Sie muß deutlich und natürlich ſeyn. Nothwendigkeit der Kundſchaft der Sprache, wenn man eine deutliche und natürliche Schreibart erhalten will. Wie man zu dieſer Kundſchaft der Sprache gelange. Von der Natur und Nothwendigkeit der Verbindungs-Wörtchen. Was die gute Schreibart ſey. Eintheilung der Schreibart in Abſicht auf die Würde der Sachen in die hohe, mittlere, und niedere. Von der Schwulſt. Von dem Kindiſchen. Von der kriechenden Schreibart. Daß es von Einem Gedancken nur Einen geſchicken Ausdruck gebe. Unterſchied der Schreibart in Abſicht auf die verſchiedene Art des Ausdruckes, nach dem Unterſchied in dem Thone, dem Gebrauche, und der Bedeutung der Wörter. Sie iſt wohlfliessend oder geradebrecht; rein und edel, oder pobelhaft; machtvoll oder matt; eigentlich oder verblühmt und ſinnreich. Grund der metaphoriſchen Schreibart. Gleichheit zwiſchen der metaphoriſchen und der hieroglyphiſchen Schreibart. Woher ſie den Nahmen der Zierlichen und der Nachdrucklichen bekomme. Exempel derſelben aus Ovid, Komg und andern. Von der Natur der Metapher. Regeln derſelben. In was vor einer Anzahl die Metaphoren auf einer Stelle und von einer Sache zu dulden ſeyn. Longins Entſcheidung dieſer Frage wird erwogen. Ob einem jeden das Recht zukomme, neue verblühmte Redensarten in einer Sprache einzuführen. Beantwortung dieſer Frage aus der Betrachtung der Natur der Metaphoren, und der Uebung der vornehmſten Poeten und Redner. Wie in dem verblühmten Ausdruck eine gewiſſe Gleichgültigkeit platz finde. Urſachen, welche die Ueberſetzung einiger ausländi-

ländiſcher Metaphoren in unſre Sprache ſchwer machen. Wie dadurch unſre Freyheit desfalls eingeſchränckt werde. Unterſcheidung der Metaphoren und der Idiotiſmorum. Regeln der Behutſamkeit in dem Gebrauche gantz unerhörter Metaphoren.

NAchdem ich in etlichen vorhergehenden Abſchnitten von den poetiſchen Farben und der mannigfaltigen Kraft und dem Gebrauche derſelben abſonderlich gehandelt habe; ſo führet mich mein Vorhaben jezo weiter fort, die harmoniſche Verbindung dieſer Farben in einem poetiſchen Ausdruck zu betrachten, und die Geheimniſſen und Vortheile der poetiſchen Schreibart deutlich zu erklären. Zu dieſem Abſehen wird vortraglich ſeyn, daß ich meine Gedancken und Begriffe von der Natur der Schreibart überhaupt, und von den verſchiedenen Gattungen derſelben vorerſt in eine richtige Ordnung bringe, und nach dieſem ferner zeige, worinnen die mehrere Freyheit eigentlich beſtehe, die der poetiſchen über alle andere Schreibarten zugeſtanden wird, und die durch die ſichere Würckung, mit welcher ſie ſich des menſchlichen Gemüthes bemächtiget, ihren Vorzug genugſam anpreiſet.

Die Schreibart iſt ein Ausdruck unſrer Gedancken mit Worten, daher Quintilian in dem erſten Cap. des achten B. wohl geſprochen: Eloqui eſt omnia, quæ mente concepe-

ceperis, promere, atque ad audientes perferre: ſine quo ſupervacua ſunt priora, & ſimilia gladio condito atque intra vaginam ſuam hærenti. Die Wörter ſind in ihrem Gebrauch und Weſen betrachtet nichts anders, als den Sinnen vernehmliche Zeichen unſrer Begriffe. Wie nun aus der verſchiedenen Zuſammenſetzung und Verbindung der Begriffe Urtheile und ausführliche Vorſtellungen erwachſen; alſo entſtehet aus der Verbindung und Zuſammenfügung der Wörter eine ganze Rede, die folglich nichts anders iſt, als ein Ausdruck ordentlich mit einander verknüpfter Begriffe, oder Gedancken: Und dieſer Ausdruck unſrer Gedancken in einer Rede wird die Schreibart genennet, in Abſicht auf die Kunſt, deren ſich Redner und Poeten bedienen, den Ausdruck ihrer Gedancken durch ſichtbare Zeichen und Character zum Behuff des Gedächtniſſes auf dem weiſſen Grund eines Stücks Papiers zu entwerffen und feſt zu machen.

Zufolge dieſer Erklärung muß eine jede Schreibart insgemein ſo beſchaffen ſeyn, daß man aus dem Ausdrucke der Rede die Gedancken des Redenden in ihrem vollen Nachdruck und Zuſammenhange deutlich und mit Gewißheit erkennen möge, d. i. die Schreibart insgemein betrachtet, muß recht nach den Gedancken abgemeſſen ſeyn, und dieſelben deutlich offenbaren. Die vornehmſte und

weſentliche Eigenſchaft einer guten Schreibart beruhet demnach auf der Deutlichkeit. Weil aber der Ausdruck dieſer Eigenſchaft nicht fähig iſt, wenn die Gedancken in dem Kopf eines Redners gantz verworren und undeutlich ſind; denn wie ſollte in dem Ausdruck Licht und Ordnung anzutreffen ſeyn, wo ſolche in den Vorſtellungen der Gedancken mangelt; iſt darum zu einer guten Schreibart nicht genug, daß der Ausdruck den Gedancken gemäß ſey; ſondern es wird noch ferner erfodert, daß auch die Vorſtellungen der Gedancken mit der Natur der Sachen übereinſtimmen. Wer übel oder unrichtig dencket, der wird niemahls wohl reden oder ſchreiben. Das iſts was Horaz zu verſtehen giebt, wenn er ſagt:

Scribendi recte SAPERE eſt & principium & fons.

Die Grundregel, auf welcher die gantze Kunſt des poetiſchen Mahlers beruhet, und die man niemahls aus den Augen ſetzen ſoll, iſt dieſe: Die Worte ſollen die Gedancken und Bilder, gleichwie dieſe die Sachen deutlich und lebhaft ausdrücken. Zufolge dieſer Regel müſſen die Begriffe und Vorſtellungen, die ſich der poetiſche Mahler von den Dingen in ſeinem Kopfe machet, und der Ausdruck, mittelſt deſſen er ſeine Begriffe in die Phantaſie ſeiner Leſer ſichtbar abzuſchildern vorhat, den Sachen gantz gerecht und gemäß, d. i. natür-

natürlich ſeyn, und in dieſer natürlichen Vorſtellung und Uebereinſtimmung iſt ſo wohl die Wahrheit der Gedancken und Begriffe, als der Schildereyen gegründet.

Wiewohl nun bey verworrenen und unrichtigen Gedancken ſich unmöglich Licht und Deutlichkeit in dem Ausdruck der Schreibart befinden kan, ſo folget darum im Gegentheil nicht, daß derjenige, welcher richtig dencket, darum auch nothwendig ſeine Gedancken wohl und deutlich auszudrücken vermögend ſey. Die Urſache davon iſt, weil zu dem Ausdruck der Gedancken noch eine mehrere Geſchicklichkeit erfodert wird, und wo dieſelbe mangelt, auch die richtigſten Gedancken durch einen ſchlimmen Ausdruck ganz verſtellt und verderbt werden können. Geſetzt daß ein Redner ſich die Sachen in ſeinem Kopf noch ſo lebhaft vorſtelle, ſo daß er durch dieſe Vorſtellungen ſelbſt nicht weniger gerühret wird, als von den würcklichen Gegenſtanden in der Natur; ſo wird dennoch eine beſondere Kunſt und Geſchicklichkeit dazu erfodert, dieſe Vorſtellungen durch Zeichen ohne Abbruch ihrer Deutlichkeit und ihres Nachdrucks in die Phantaſie anderer Menſchen hinüberzutragen. Folglich wird zu einer guten und deutlichen Schreibart, neben der Richtigkeit der Gedancken, eine genugſame Kundſchaft der Sprache, in welcher man ſich auszudrücken geſinnet iſt, erfodert. Da muß man nicht

alleine einen guten Vorrath von Wörtern, als absonderlichen Zeichen der Begriffe, in Bereitschaft haben, und die bestimmte Kraft eines jeglichen nach den verschiedenen Graden ihrer Bedeutung genau kennen, sondern man muß auch wissen, wie diese Zeichen und Wörter nach der besondern Art einer jeden Sprache sich am bequemsten lassen zusammensetzen, um dadurch diese oder jene Gedancken in ihrem Zusammenhange ganz genau und in dem rechten Lichte auszudrücken. Diese Wissenschaft erlanget man einerseits von den Sprach-Lehrern, welche von der Natur und Uebereinkunft der Sprachen insgemein, von der Reinigkeit einer jeglichen Sprache, insbesondere in Vermeidung fremder, altverlegner, oder ungebräuchlicher und neugeprägter Wörter, oder in Vermeidung einer unrichtigen Zusammensetzung derselben, die von dem Gebrauche abweichet, auch von der Einrichtung, Verbindung und Verschiedenheit der Perioden und Rede-Sätze nützliche Lehren geben; anderseits aber gelanget man zu dieser Wissenschaft durch eigene Erfahrung und Uebung, aus dem Umgange mit den besten und bewährtesten Rednern und Schrift-Verfassern, so wohl todten als lebenden. Daher der scharfsinnige Engellandische Weltweise, Johann Locke, in seinem Wercke von dem menschlichen Verstande in dem eilften Cap. des 3ten B. §. 11. sagt: „Von wem kan

„man

„ man die eigentliche Bedeutung und den
„ rechtschaffenen Gebrauch der Wörter am
„ besten lernen? Ohne Zweifel von denen,
„ welche in ihren Reden und ihren Schriften
„ die klaresten Begriffe an den Tag geleget,
„ und in Ausdrückung derselben die auser-
„ lesensten und geschicktesten Wörter ge-
„ braucht haben. „ Mein Vorhaben erlaubet mir zwar nicht, mich tiefer in diese Materie hineinzulassen, sondern ich habe demselben völlig genug gethan, da ich geleget, was zu einer guten Schreibart überhaupt betrachtet, erfodert werde, und wo man solches herholen müsse: Doch kan ich mich hier nicht entbrechen, beyläuftig eine besondere Anmerckung einfliessen zu lassen, welche lehren soll, woher die Deutlichkeit einer guten Schreibart vornehmlich rühre. Ich will mich der Worte des eben gelobten Engelländers bedienen, die in dem siebenten Cap. gedachten Buchs §. 2. stehen: „ Die
„ Wörter, womit der Verstand die Ver-
„ bindung derer verschiedenen Sätze ausdrü-
„ cket, die er behaupten oder verwerffen will,
„ wenn er einen Erweiß oder eine fortgesetzte
„ Erzehlung macht, heissen überhaupt Par-
„ tickeln; und von ihrer geschickten Anbrin-
„ gung entsteht hauptsächlich die Klarheit
„ und die Schönheit der Schreibart. Wenn
„ einer wohl denken soll, so ist es nicht ge-
„ nug, daß er in seinem Kopf klare und

„ wohlbestimmte Begriffe habe, noch daß „ er wahrnehme, was diese Begriffe vor „ Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten mit ein„ ander haben, sondern er muß seine Gedan„ ken verknüpfen, und die Verbindung, in „ welcher seine Schlüsse mit einander stehen, „ wohl in Acht nehmen: Und diese Gedan„ ken, die dergestalt in Ordnung gebracht, „ und durch richtige Schlüsse mit einander „ verknüpfet sind, geschickt auszudrücken, „ muß er Wörter haben, welche die Ver„ bindung, die Einschränckung, die Unter„ scheidung, die Entgegensetzung, die Ver„ stärckung und dergleichen anzeigen, und „ dieselben muß er jedesmahl an dem gehöri„ gen Orte seiner Rede eintragen. Verstößt „ man sich in der Anbringung dieser Parti„ keln, so verwirret man den Zuhörer, anstatt „ daß man ihn unterrichten soll. Also sieht „ man, warum diese Wörtgen, die an sich „ selber keine Begriffe bedeuten, in den „ Sprachen so unentbehrlich nothwendig „ sind, und den Menschen zu einem geschick„ ten Ausdrucke ihrer Gedancken so treff„ lich dienen.„ Dieses gantze Capitel verdienet mit Aufmerckſamkeit und Nachſinnen geleſen zu werden, allermaſſen er an der Partickel Aber ein Muſter giebet, wie die Sprach-Lehrer in Unterſuchung und Beſtimmung des Gebrauches dieſer Verbindungs-Wörtgen verfahren ſollten. Die gute Schreibart iſt dem-

demnach eine Fertigkeit seine Gedancken so auszudrücken, wie es die Natur der Dinge, die vorgestellt werden, und die Natur der Sprache, in welcher sie vorgestellt werden, erheischet; und eben darum wird die gute Schreibart sonst auch die natürliche Schreibart genennet, weil sie in der Natur der Dinge und der Rede gegründet ist, und von der Deutlichkeit der Vorstellungen in Gedancken, und der Zeichen in dem Ausdrucke, entstehet.

Wenn wir nun ferner untersuchen wollen, wie vielerley Arten der guten Schreibart möglich seyn, so müssen wir zufolge der gegebenen Erklärung allen Unterschied entweder in der verschiedenen Natur und Würde der Sachen, die vorgestellt werden, oder in der Art des Ausdrucks suchen. Werffen wir unsre Betrachtung auf die verschiedene Natur und Würde der Sachen, die durch die Rede vorgestellt werden können, so ist anzumercken, daß die allgemeine Grund-Regel, welche fodert, daß die Wörter den Gedancken, wie diese den Sachen gerecht und gemäß seyn müssen, zugleich den Unterschied zwischen der hohen, mittlern und niedrigen Schreibart eingeführt habe. Denn gleichwie die Sachen, die man durch eine annehmliche und natürliche Schilderey vorstellen kan, von ungleicher Achtung und Würdigkeit sind; der Ausdruck aber, der aus einer geschickten Zusammensetzung der Wörter erwächst, den

Sachen allemahl muß gerecht und gemäß ſern; ſo iſt auch die Schreibart nach dieſer Verſchiedenheit der Sachen in Abſicht auf ihre Würdigkeit von den Kunſtlehrern in die hohe, mittlere und niedrige eingetheilt worden. Dahero ſie auch anbefehlen, daß man von hohen Dingen prächtig und zierlich, wie es die Würdigkeit derſelben erfodert, von ſchlechten und gemeinen Dingen einfältig und ungekünſtelt, von mittelmäſſigen aber aequabili ſtylo rede und ſchreibe. Da nun dieſe Verſchiedenheit der Schreibart in der Verſchiedenheit der Sachen ihren Grund hat; diejenige Schreibart aber alleine, die der Sache, welche ſie vorſtellen ſoll, gemäß und natürlich iſt, als gut zu loben iſt, ſo muß man wiſſen, wieferne die Wörter, aus deren Zuſammenſetzung die Schreibart entſtehet, und auf deren Uebereinſtimmung mit den Sachen, ihre natürliche Schönheit beruhet, auch ſelbſt einer ungleichen Würde, nach deren ſie mit den Sachen übereinſtimmen können, fähig ſeyn, und was man in der Wahl derſelben zu beobachten habe; und dieſes habe ich ſchon weitläuftig und mit mehrerm ausgeführet. Man kan auch nachſehen, was der ſcharfſinnige Baſiliſche Lehrer Hr. Werenfels in der ſchönen Abhandlung de meis orationis darüber angemercket hat. So bald nun dieſer Unterſchied der Sachen in der Wahl der Wörter und Ausdrückungen aus

der

der Acht gelassen wird, so fällt man in das Unnatürliche:

Was klein ist das wird groß, was groß ist klein gemacht.

Longin zeiget uns in dem 3ten Abschn. vom Erhabenen eben diese Ursache an, warum dieses unnatürliche Wesen in den Schriften, auch berühmter Verfasser, so gar gemein sey. Er sagt: „In der Beredsamkeit ist nichts „schwerer zu vermeiden, als die Schwulst: „denn weil alle von Natur das Grosse und „Erhabene lieben und suchen, so befürchten „sie insgemein nichts so sehr, als die Be„schuldigung einer Ohnmacht, oder einer „trockenen Mattigkeit in der Rede, und „darum gerathen sie auch, ich weiß nicht „wie, auf diesen Weg, indem sie sich auf „den bekannten Ausspruch verlassen: In „grossen Dingen zu fehlen ist keine Schande. „Indessen ist gewiß, daß die Schwulst in „der Rede eben so wohl als in einem Leib „nichts anders ist, als eine lähre Aufgeblä„senheit, und ein Mangel an wahrer Kraft „sich zu erheben, und sie thut öfters eine „Würckung, die dem Grossen ganz wider„wärtig ist; denn wie man im Sprichwort „sagt: Nichts ist truckener als ein Wasser„süchtiger.„ Daher kömmt es, daß sie die Sachen, welche groß sind, als ungeheuer vorstellen, und weder Maaß noch Ziel halten, sondern alle Schrancken der Wahr-

scheinlichkeit und Wohlständigkeit übersteigen, daher Longin von dem Schwülstigen sagt: Ἀλλὰ τὸ μὲν οἰδοῦν ὑπεραίρειν βούλεται τὰ ὕψη. „ Das Schwülstige will immer über „ das Erhabene hinaussteigen. „

Mit diesem Fehler wider das Natürliche in der Schreibart ist ein anderer sehr nahe verwandt, wiewohl er einen gantz andern Ursprung hat. Es giebt nemlich solche Köpfe, die aus einer ehrsüchtigen Begierde zu gefallen ohne Betrachtung, was die Natur der Sachen, die sollen vorgestellt werden, erfodert, nur das Ausserordentliche, Ungewohnte und Spitzfündige suchen; und weil sie nicht aufgeleget sind, etwas ausserordentliches uud ungemeines zu dencken, dasselbe in der Art des Ausdruckes suchen, und darum nur seltsame, ungewöhnliche, prahlhaftklingende, und weitgesuchte Wörter und Redensarten aufsuchen, die Rede-Zierrathen, als z. Ex. prächtig-klingende und zusammengesetzte Beywörter, gelehrte und von unbekannten Dingen entlehnte Gleichnisse, weitschweiffige Umschreibungen, ungeschickte Translationen und Figuren ꝛc. ohne Maasse häuffen und unnöthiger Weise verschwenden, und so lange an dem Ausdruck künsteln, bis die gemeinen und schülerhaften Gedancken in ihrer närrischen Einbildung ein gantz prächtiges und grosses Ansehen bekommen haben. Das ist, was Longin das Kindische in der Schreibart

art nennet, weil hinter diesem prächtigen Schein des Ausdrucks nichts grosses, sondern ein schlechter und gantz gemeiner Gedancke stecket: Er beschreibt es daher sehr wohl, da er sagt: „ Was ist dann eigentlich das Kindische? Wahrhaftig nichts anders als ein „ gemeiner Schul-Gedancke, der durch die „ grosse Künstlerey endlich gantz frostig worden. In diesen Fehler, setzt er hinzu, verfallen alle diejenigen, die allezeit etwas ungemeines und prächtiges sagen wollen, „ aber voraus die, welche das Lob sinnreicher Köpfe mit einer übermässigen Begierde suchen, weil sie sich zulezt in der verblühmten Schreibart versteigen, und in „ einen lächerlichen Zwang verfallen.„ Das was Longin in Absicht auf die Gedancken das Kindische genennet hat, das nennet er hernach in Absicht auf die Würckung das Frostige, wovon er in dem folgenden vierten Abschnitt einige Exempel anführet; die aber, wie ich anderwärts gezeiget habe, von ungleichem Werthe sind. Und zu diesem Frostigen und Kindischen gehören alle gesuchte Aequivoca, Paranomasiæ, Allusiones, Etymologica, Wortspiele, Wapenspiele ꝛc., die wahrhaftig eine kindische und unverständige Bemühung verursachen.

Alleine eben diese unverständige Sorge in Reden und Schriften zu gefallen, welche die bisher erzehlten Fehler einer unnatürlichen

Schreib-

Schreibart ausbecket, stürzet hergegen furchtsame Gemüther in eine rechte Zaghaftigkeit, daß sie, aus Furcht sich zu versteigen und einen Fehler zu begehen, nichts wagen dörffen, und damit sie nicht fallen, immer der Erden nachkriechen. Das sind Leute, von welchen Quintilian im fünften Cap. des achten B. sehr wohl gesagt hat: Quidam dum timent, ne aliquando cadant, semper jacent. Wer ihren Character näher kennen will, der lese des aufgeweckten Engelländers Swifts Kunst zu kriechen, oder περὶ βάθους. Solchen zaghaften Geistern gebe ich den Rath, wenn sie ihre Einbildung heilen wollen, die drey und dreyßigste Abth. Longins fleißig zu lesen, in welcher er die Frage, ob eine mittelmäßige Schrift, die keine Fehler hat, dem Erhabenen, welches zuweilen fehlet, vorzuziehen sey, also entscheidet, daß er sagt: „Ich bin gut „ davor, daß das Erhabene, wenn es gleich „ nicht aller Orten mit gleichen Schritten „ fortgehet, alles andere weit übertrifft, und „ dieses schon vermöge seiner Grösse, wenn „ sonst keine Ursache mehr dazu schlüge, als „ diese.„

Nachdem ich nun gezeiget habe, daß man in der Wahl der Wörter und Redensarten sich lediglich nach der Natur und verschiedenen Beschaffenheit der Sachen, die uns in den Gedancken vorschweben, zu richten habe, so muß ich hier noch eine allgemeine Regel

gel hinzufügen, ehe ich in der Materie von dem Unterschied der Schreibart weiter fortschreite, eine Regel, die aus dem allgemeinen Grundsatz einer guten Schreibart, daß nemlich der Ausdruck der Rede mit den Gedancken und der Natur der Sachen vollkommen übereinstimmen müsse, nothwendig hervorfließt, und in ihrem Inbegriffe die gantze Kunst der Schreibart einschließt. La Bruyere in seinem Zusatze über den Theophrast, in dem Abschnitte, wo er von denen geistreichen Wercken handelt, drückt dieselbe mit folgenden Worten aus: „Unter allen denen verschiedenen Ausdrücken, „welche dienen einen Gedancken auszudrücken, giebt es nicht mehr als einen guten; und diesen trifft man nicht allemahl im reden oder schreiben. Nichtsdestoweniger ist er in der Sprache vorhanden, „alles andere, ohne denselben, ist schwach, „und thut einem geistreichen Kopf, der „seine Gedancken vortragen will, keine „Genüge. Ein geschickter Scribent, der „mit Bedacht schreibt, erfährt manchmahl, „daß der Ausdruck, den er lange gesucht, „und nicht wahrgenommen, wenn er ihn „zuletzt gefunden hat, der einfältigste und „natürlichste war, so daß man dächte, er „hätte ihm gleich Anfangs ohne mühsames „Suchen beyfallen sollen.„ Und aus diesem Grund hat Cicero von dem Character

einer

einer guten und natürlichen Schreibart sehr wohl geurtheilet, wenn er gesprochen: Id esse optimum, quod quum tu facile credideris posse consequi imitatione, non possis.

Suchen wir nun zweytens den Unterschied der Schreibart, in so ferne er auf der verschiedenen Art des Ausdruckes beruhet, so müssen wir uns hier erinnern, daß der Ausdruck der Rede aus einer regelmässigen Zusammensetzung der Wörter bestehet, und daß die Wörter so wohl einzeln als in ihrer Verbindung betrachtet, wie oben schon gelehret worden, einigen Unterschied leiden, entweder in Absicht auf den Thon, oder den Gebrauch, oder die Bedeutung. Betrachtet man die Wörter als von den Gedancken abgesonderte lähre Thöne, so ist ausser Streit, daß in dem Schall derselben und ihrer geschickten Zusammensetzung eine musicalische Schönheit verborgen liegt, die von dem Ohre beurtheilet wird, daher die Schreibart in Absicht auf den Wohlklang entweder wohlklingend, fliessend, oder geradbrechet, hart, rauh und holpericht seyn kan. Insbesondere bestehet, wie hiebevor ausführlich gezeiget worden, die Vollkommenheit des Ausdruckes in Absicht auf den Wohlklang darinne, wenn die Rede den Thon der Sachen selbst glücklich nachahmet, und hiemit der Thon der Worte mit dem Schall

der

der Sache übereinſtimmet, denn dadurch empfängt die Vorſtellung einen ſolchen Zuſatz von Nachdruck und Wahrheit, daß wir glauben, die Sachen werden uns nicht alleine vorgemahlet und beſchrieben, ſondern wir vernehmen ſelbige würcklich als gegenwärtig; eben wie in der Muſick dieſes eine beſondere Schönheit iſt, wenn z. Ex. in einer Symphonie, die einen Sturm nachahmen ſoll, der Klang, der Geſang, die Harmonie, uns ein Geröſe hören laſſen, wie das Getümmel iſt, ſo die Winde in der Luft machen, oder das Gebrülle der Wellen, die auf einander prällen, oder ſich an den Klippen des Geſtades brechen. Da nun die Wörter und Ausdrückungen in Anſehung ihres Schalles mehr oder weniger Anſehen haben, ſo muß desfalls nach der Sachen Verſchiedenheit eine kluge Wahl getroffen werden, und es gilt hier die Anmerckung des Hermogenes, daß eine jede Ausdrückung, die das Maul im Ausſprechen voll füllet und ausdehnet, prächtig und hoch ſey, wenn ſie anderſt der Sache gemäß iſt.

Was darnach den Unterſchied der Schreibart anbelanget, da dieſelbe in Abſicht auf den Gebrauch der Wörter und Redensarten, entweder pöbelhaft und liederlich, oder rein und edel iſt, ſo wäre es nicht weniger überflüſſig, wenn ich mich hier länger dabey aufhal-

aufhalten wollte, nachdem ich in einem eigenen Abſchnitte zum Theil ausführlich gelehret habe, wie dieſe Gattungen der Schreibart müſſen gebraucht und angewendet werden; zum theil aber den Sprach-Lehrern überlaſſen muß, zu beſtimmen, was der Gebrauch in Anſehung der Reinigkeit einer jeden Sprache erfodert.

Betrachten wir endlich die Wörter in Anſehung ihrer Bedeutung, oder der Gedancken, die ſie als Zeichen vorſtellen ſollen, ſo iſt unſtreitig, daß es verſchiedene Wörter giebt, die zwar eine und eben dieſelbe Sache überhaupt bezeichnen, die aber in ihrer Bedeutung entweder nach den Graden, nach der Erweiterung oder Einſchränkung, mehr oder weniger Licht, Kraft, und Nachdruck haben, nachdem die Begriffe ſelbſt, die damit verknüpfet ſind, mehr oder weniger determiniert ſind. Und weil ins beſondere in poetiſchen Schildereyen die Sachen von ihren abſonderlichſten und erhabenſten Umſtänden müſſen characteriſiert werden, ſo haben diejenigen Wörter, deren Bedeutung am wenigſten eingeſchräncket iſt, auch die mindeſte Kraft: eben wie ungewiſſe und weitſchweiffende Begriffe gar nicht taugen, eine Sache zu erklären und kennbar zu machen: Und darauf beruhet der Unterſchied zwiſchen der matten und ſeichten, und zwiſchen der machtvollen und nachdrücklichen

lichen Schreibart: Jene beſtehet aus lauter Umſchreibungen, und hat mehr Wörter als Gedancken; dieſe hergegen läßt mehr gedencken, als ſie ſagt. Alleine neben dieſer Verſchiedenheit des Nachdrucks, der ſich bey Wörtern und Redensarten nach ihrer eigenen Bedeutung befindet, muß man nicht vergeſſen, daß die ſinnreiche Kunſt der Menſchen gewußt hat, den Wörtern und Redensarten eine von andern Dingen geborgte Schönheit und Kraft beyzulegen, die ihnen eigentlich nicht zukömmt: Denn da die Sachen und Begriffe ungeachtet ihrer unendlichen Verſchiedenheit, dennoch in gewiſſen Abſichten mit einander in einer nahen Verwandtſchaft ſtehen, und öfters ſo enge mit einander verbunden ſind, daß man ſich unmöglich eine ohne die andere vorſtellen kan, ſo hat man auf dieſen Grund wahrgenommen, daß ſich eine Sache unter dem Bilde einer andern füglich vorſtellen laſſe; und da die Vergleichung der Dinge in Abſicht auf ihre Beziehung und Verhältniß unter und gegen einander die angenehmſte Beſchäftigung für den Geiſt des Menſchen iſt, ſo hat man nicht gefehlet, als man den Schluß gemachet, daß dergleichen Vorſtellungen einen weit ſtärkern und angenehmern Eindruck in dem Gemüthe des Leſers würcken und erwecken müſſen. Da nun die Sachen und Begriffe

in gewissen Absichten mit einander mit gutem Vortheil können verwechselt werden, so ist offenbar, daß auch die Wörter als Zeichen dieser verwandten Dinge mit gleichem Vortheil unter sich können und müssen verwechselt werden. Und hierauf beruhet die sinnreiche, verblümte und hieroglyphische Schreibart. Diese figürliche oder verblümte Schreibart wird der eigentlichen entgegen gesetzet. Und weil die meiste Schönheit eines oratorischen und poetischen Ausdruckes, so ferne er sich über den gemeinen und eigentlichen erhebet, von dem geschickten Gebrauche des figürlichen herrühret, so werde ich diese Materie hier mit einer besondern Sorgfalt abhandeln.

Alle Wörter und Redensarten sind nach ihrer Bedeutung entweder eigentlich oder figürlich. Das eigentliche Wort ist nach Aristoteles Beschreibung in seiner Poetick Cap. XXII. §. 3. dasjenige, dessen sich alle Leute an einem gewissen Orte bedienen; versteht sichs alle Menschen, die eine gleiche Sprache reden: Folglich dienet der Gebrauch dieser Wörter, eine Rede gar deutlich und verständlich zu machen. Nun ist aber keine Sprache in der Welt so reich, daß sie alle die unterschiedenen Absätze, Gestalten, Beziehungen und Relationen der Dinge, unter welchen der Geist des Menschen dieselben sich vorzustellen und zu betrach-

trachten vermögend ist, mit eben so viel eigenen Wörtern bezeichnen könne. Denn wer einerseits die unendliche Zahl derjenigen Wesen, die das Reich der würcklichen und möglichen Dinge dem menschlichen Geist zur Betrachtung vorleget, überdencket, und anderseits die unbeschreibliche Hurtigkeit und Fertigkeit, nach welcher der Geist des Menschen ein jedes dieser Dinge entweder für sich selbst, oder in Vergleichung mit andern in hunderterley verschiedenen Stellungen, Aussichten und Verwandtschaften, betrachten, und durch die Auflösung, Zusammensetzung, Vergrösserung, Verkleinerung, Verbindung, Vertheilung ꝛc. gleichsam vermannigfaltigen kan, erwiegt, der wird ohne Widerrede gestehen müssen, daß die Zahl der Begriffe, deren der Geist des Menschen fähig ist, unermeßlich sey. Und so müßten demnach auch die Wörter einer vollkommenen Sprache nach dieser Fruchtbarkeit der Begriffe auch selbst ohne Zahl seyn. Alleine da die Sprachen vornehmlich dienen, den Handel und Wandel des grossen Haufens in der menschlichen Gesellschaft zu unterhalten, und da die Anzahl derjenigen, die sich um eine tiefere Erkänntniß der Geheimnisse der Natur bekümmern, jederzeit sehr gering gewesen ist, so ist sichs um so viel weniger zu verwundern, daß die Sprachen insgemein an eigenen Wörtern

sehr arm sind, und daß ihr gröster Reichthum in figürlichen Ausdrückungen bestehet. Die Menschen begnügen sich in dem gemeinen Umgange mit flüchtigen und unbestimmten Benennungen, und überlassen den Gelehrten die Sorge neue Wörter zu erfinden, die absonderlichen Begriffe, die sie durch anhaltendes mühsames Nachdencken herausgebracht haben, damit zu bezeichnen und andern zu erklären. Daher der oben gelobte Engelländische Weltweise Hr. Locke schon angemercket hat, daß alleine die Begriffe von cörperlichen Dingen, die in die Sinne fallen, eigene Wörter haben: daß hingegen alle andere Begriffe ihre Wörter oder Zeichen von jenen entlehnen, und sich eignen müssen; deswegen er auch behauptet, daß alle Wörter, mit welchen die abgezogenen Begriffe von uncörperlichen Dingen ausgedrückt werden, figürlich seyn, ungeachtet uns der Ursprung vieler Wörter unbekannt und unergründlich geworden. Neben diesem wäre die Mühe eine solche Sprache, die für jeden möglichen Begriff ein eigenes Wort haben sollte, zu erlernen, und sich derselben mächtig zu machen, nicht zu bestreiten. Die Erlernung einer solchen Sprache würde dem Menschen seine ganze Lebenszeit rauben. Welches Gedächtniß wäre geraum und fest genug, so viel hunderttausend eigene Wörter, als die Menschen

schen sich unterschiedliche Begriffe formieren können, zu fassen und zu behalten? Die Sinesische als eine der reichsten und weitläuftigsten Sprachen in der Welt kan uns davon genugsam überzeugen. Es hat darum der menschliche Witz in einen kürtzern Weg eingeschlagen, und ein bequemer Mittel erfunden, die Sprachen von Zeit zu Zeit zu bereichern, und zu einer Dollmetscherinn aller möglichen Gedancken zu machen; indem er nicht die Zahl der Wörter, sondern bloß den Gebrauch ihrer Bedeutung vermehret und vermannigfaltiget. Denn gleichwie oft ein Begriff einen andern, mit dem er was ähnliches hat, erläutert, also kan auch das Wort, womit der eine bezeichnet wird, dienen, den andern gleichsam als in einem hieroglyphischen Bilde vorzustellen: Daher sind die so verschiedenen Bedeutungen eines Wortes und die figürlichen und verblühmten Ausdrückungen entstanden, welche statt der eigenen Wörter, die in einer Sprache mangeln, gewisse absonderliche Begriffe zu bezeichnen gebraucht, und mit dem Lauffe der Zeit zum theil also naturalisiert werden, daß man sie kaum noch für figürliche Ausdrükungen nimmet; weil man gezwungen ist, sich derselben zu bedienen, so oft man die Sache, die keinen eigenen Nahmen hat, benennen will. Und also findet man in al-

len Sprachen eine groſſe Menge ſolcher Figuren und verblühmter Gleichniß-Reden, welche die Noth und der Mangel eingeführet hat, und die man gegen keine eigene Worte vertauſchen kan. So müſſen wir nach Quintilians Anmerckung in dem ſechſten Cap. des achten B. ſagen: die Augen an den Reben, das ſaftige Fleiſch der Trauben, die Bäume erſterben, die Saat dürſtet. So nennen wir auch einen Menſchen rauh und hart, weil wir keine eigene Nahmen haben dieſe Gemüthes-Art zu bezeichnen. Und wenn jemand die unterſchiedlichen Theile eines Bergs bezeichnen will, ſo kan ſolches ſchwerlich anderſt geſchehen, als unter dem Bilde der Theile des menſchlichen Cörpers. Hr. Brockes ſagt in Beſchreibung der Berge Bl. 249.

Ihre graue Häupter decken
Unvergänglichs Eis und Schnee.
Ihre Felſen-Füſſe ſtecken
In dem Grund der tiefſten See,
Und die ſtarre Bruſt ertraget
Unverändert, unbeweget,
Alle Wetter, Froſt und Hitz,
Donner, Hagel, Sturm und Blitz.

Und Bl. 26.

Sie ſetzen ſich an einen grünen Hügel, (deckte,
Dem Moß und Rohr die Schoß, ein Wald den Rücken
Und der den fetten Fuß ins klare Waſſer ſtreckte.

Vir-

Virgil thut Meldung der Eingeweide:

Interdum ſcopulos, avulſaque viſcera montis
Erigit eructans. . . . . .
L. III. Aen.

Und Opitz in dem Veſuvius der Glieder der Berge:

Die Hitze . . . . . .
Wirft ſchrecklicher Geſtalt des Berges Glieder aus.

Ich muß bey dieſem Anlaſſe, da ich von der Armuth der Sprachen an eigenen Wörtern rede, die Anmerckung beyſetzen, welche der Hr. von Leibnitz, die Ehre unſrer Nation, in ſeinen Gedancken betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache, in Anſehung der franzöſiſchen gemachet hat, daß dieſelbe nicht geſchickt ſey, den Begriff, welchen wir Deutſche durch das Wort Reiten auszudrücken pflegen, mit einem eigenen Worte zu bezeichnen, ſondern ſich an deſſen ſtatt einer ungereimten Catachreſis und Umſchreibung bedienen müſſe, die ſo viel ſagen will, als zu Pferde gehen.

Geſetzt aber, daß eine Sprache ſo reich an eigentlichen Wörtern wäre: als erfodert würde, alle abſonderlichen Begriffe damit zu bezeichnen und auszudrücken, ſo könnte man gleichwohl der figürlichen Wörter und verblühmten Redensarten nicht entbeh-

ren. Die Rede, welche aus lauter eigenen Worten und Redensarten zusammengesetzet wäre, hätte zwar Licht, aber keine Wärme, sie hätte nichts anzügliches, und wäre zuweilen ganz matt. (*) Daher Quintilian wohl angemercket hat: Translatio permovendis animis plerumque, & signandis rebus, ac sub oculos subiiciendis reperta est. Die eigenen Wörter werden von dem gröſten Theil der Menſchen für bloß willkührliche Zeichen angeſehen, weil der Grund ihrer Bedeutung aus fremden und meiſtens unbekannten Sprachen, aus welchen ſie abſtammen, muß hergeleitet werden, dahero auch ſehr wenige in den alten Grund-Sprachen geübte Köpfe einzuſehen taugen, warum ein Wort eher dieſen, als einen andern Begriff zu bezeichnen angewendet worden. Dagegen ſind die figürlichen Wörter und Redensarten nothwendige, natürliche und würckliche Zeichen: Denn da wird eigentlich, wie der gelehrte Italiäner Gravina in ſeinem Geſpräche de linguæ latinæ præſtantia wohl angemercket hat, die eigentliche und wahre Bedeutung des Worts nicht geändert, ſondern die ähnlichen Bilder, die in gewiſſer Abſicht eine nothwendige Beziehung auf einander haben, werden künſtlich mit einander verwechſelt, indem die Eigenſchaft, die den Grund der Ver-

(*) Sehet Ariſtot. Poet. C. XXIII. §. 1.

Verwandtschaft zwischen den Bildern in sich einschliesset, einer andern Art von Dingen zugeschrieben wird. (*) Man muß demnach diese verblühmte und figürliche Schreibart nicht anderst betrachten, als eine Art der ehmahls bey den Egyptern gewohnten hieroglyphischen Schreibart, da anstatt der Worte gewisse emblematische Bilder gebraucht wurden, die ähnlichen Eigenschaften in Dingen von einer andern Art zu bedeuten; als wenn ich z. Ex. mordacitatem hominis vorzustellen, das Sinnbild von einem

(*) Qui enim sensus initio vocabulis est innatus, is hæret perpetuo, nisi barbarie populorum, aut corrupta consuetudine obliteretur. Quoad enim usus communis germanum ac nativum sensum verbis tribuit, nunquam translatione perimitur, aut mutatur ejus Verbi significatio; Sed species potius alterius rei vertitur in alteram, quod tibi exemplo patefaciam.

Sumamus verbum lambere. Sane quoquomodo illud verses, nunquam impetrabis ut significet abscindere, rigare, mordere, aut aliud quidpiam. At si verbo lambere præponas flammam, eique subjicias trabes, ut hæc prodeat oratio, flamma lambit trabes; tunc nihil hoc verbo de veteri significatione detractum erit, quia nihil hic aliud significat quam lambere lingua; sed tantum linguæ imagine flammam indues, linguam & flammam communi quodam attributo complectens. Quoniam igitur linguæ proprietas est flammæ communicata, & altera in alteram conversa speciem, jamque flamma sub imagine linguæ nobis obicitur; ideo mens, quæ duo illa quodammodo simul confundit, adjunget eis ver-

nem Hund entlehne; oder die Schnelligkeit eines Pferdes durch Flügel abbilde. Und es iſt zwiſchen jener hieroglyphiſchen und der figürlichen und verblühmten Schreibart kein gröſſerer Unterſchied, als daß hier einerſeits die Wahl der Bilder mit mehrerer Sorgfalt vorgenommen und auf eine nothwendige Uebereinkunft gegründet wird; anderſeits aber, daß dieſe emblematiſchen Bilder anſtatt der Figuren mit Wörtern bezeichnet werden. Die Wörter behalten demnach ihre eigene Bedeutung, aber das Bild, welches durch das Wort ausgedrükket wird, dienet, eine gewiſſe Eigenſchaft, welche Dinge von ungleicher Art mit einander

bum lambere, in cujus ſignificationem flamma converſa eſt. Nulla eſt igitur ſi ad ſenſum Vocabulorum reſpexeris, vera translatio, ſed ſpecierum tantum communio fit, imaginumque converſio. Siquidem igitur verborum proprietatem teneas, & communia rerum attributa recte noveris atque commiſceris, nunquam in Verborum uſu peccaveris. Manet enim in translationibus nativa ſignificatio vocabulorum incolumis, quia nunquam ex una voce mens novum aliquid concipit, niſi idem illud aſſumſerit imaginem nativa illius vocis ſignificatione comprehenſam. Quocirca ſumma me voluptate perfudiſti, recte dixeris, nec tamen hic verbum perfundere aliud ſignificat quam quum dicitur aqua perfundere. Sed quia mens ſub imagine aquæ voluptatem facile concipit, ideo perfundendi Verbo voluptas adjungitur: converſa erit enim voluptas in aquam atque adeo in imaginem verbo perfundere inditam.

ander gemein haben, vorzustellen. So wenn ich z. Ex. sage: Das Haupt des Staats; so behält das Wort Haupt seine wahre Bedeutung, und nimmt keine fremde an sich, aber weil die Eigenschaften, die einem menschlichen Haupt in Ansehung des Cörpers zukommen, hier dem Staat beygeleget werden, so giebt dieses zu verstehen, daß ein Staat unter dem Sinnbild eines menschlichen Cörpers könne betrachtet werden, nach welcher Betrachtung dann das Wort Haupt seine wahre Bedeutung behält. Mithin ist nicht zu läugnen, daß durch den anhaltenden und gemeinen Gebrauch gleicher emblematischer Bilder, solche so gemein und bekannt werden können, daß man bey Anhörung eines Worts nicht mehr an die eigene Bedeutung desselbigen sinnet, so daß dieselbe nach und nach ins Vergessen geräth, und der Gebrauch alleine die symbolische Bedeutung beybehält. Diese ganze Betrachtung nun führet uns auf den Schluß, daß die figürliche und verblühmte Schreibart einen grossen Vorzug so wohl in Absicht auf die Annehmlichkeit, als auf den Nachdruck der Rede, über die gemeine und eigene verdiene, welcher hauptsächlich daher rühret, weil sie die Sachen nicht bloß durch willkührliche Zeichen, die mit den Bedeutungen nicht die geringste Verwandtschaft haben, zu verstehen giebt; sondern dieselben über das noch durch ähnliche Bilder so deutlich

lich vor Augen mahlet, daß man sie nicht ohne Ergetzen unter einem so richtigen und durchscheinenden Bilde erkennen und entdeken muß. Horatz hat den Grund dieses Vorzugs mit folgenden Worten angemercket:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus.

Der figürliche und verblühmte Ausdruck läßt uns die Gedancken nicht bloß aus willkührlichen Zeichen errathen, sondern machet dieselben gleichsam sichtbar; er stellet uns die Sachen nicht gerad in ihrer nackten Blösse vor das Gesicht; sondern zeiget uns dieselben in ihrem besten Vortheil, in dem angenehmsten Gesichts-Puncten, und der vortheilhaftesten Entfernung, unter einem fremden, aber gantz geschickten Bilde, und da die Aufsuchung der Aehnlichkeiten die angenehmste Beschäftigung des Geistes ist, so muß dieses Ergetzen nothwendig durch den verblühmten Ausdruck ernehret und unterhalten werden. Und eben in Absicht auf diesen doppelten Vorzug der Annehmlichkeit und des Nachdrucks wird die verblühmte Schreibart auch zuweilen die Zierliche und die Nachdrückliche genennet. Ich will nur ein Par Exempel von dergleichen verblühmten Redensarten anführen, um den Vorzug und die Kraft derselben empfindlich zu machen, und durch die Erfahrung zu bekräftigen, was ich bisdahin

mit

mit Gründen erhärtet habe. Es iſt ein gemeiner Gedancke, wenn ich von jemandem, dem alles nach ſeinem Wunſch und Willen gehet, ſage, er iſt in allen ſeinen Unternehmungen glücklich: Aber hat es nicht mehr Nachdruck, wenn Opitz von dem König in Pohlen und Schweden ſagt?

Das Glücke dienet dir. - - - -

Womit er dem gleichen Gedancken mehr Kraft und Anſehen mittheilet, indem er das Glück, von welchem man insgemein rühmet, daß es die Welt beherrſche, vorſtellet, als einen Knecht, der von dem Willen und Befehl des Königs als ſeines Herren lediglich abhängt. Im dritten B. der P. W. wo er denſelben Gedancken ausdrücken will, leget er ihm noch mehr Nachdruck zu, wenn er ſagt:

Auch Maximilian, den nie das Glücke ließ,
Das gleichſam beydes ihm u. dieſem gantzen Samen
Leibeigen iſt gemacht. - - -

Es iſt eine angenehme Vorſtellung, wenn ich in der Hoffnung vorſehe, daß benachbarte Provinzen, die einander lange Zeit feindſeliger Weiſe beunruhiget hatten, durch Friedensſchlüſſe und Bündniſſen einander ewige Treue und Freundſchaft zuſagen werden: Aber dieſe Vorſtellung bekömmt einen groſſen Zuſatz von Annehmlichkeit und Nachdruck, wenn

wenn sie unter dem Bild einer Heyrath ausgedrückt wird, wie Opitz in dem ersten B. der P. W. gethan hat:

. . . . . Der Götter Gott verleihe,
Daß also fort und fort ein Land das andre freye,
Auf daß Europa bald, so jetzund Tag für Tag
Zu Felde liegen muß, die Stunde sehen mag,
In der man Helm und Spieß in Pflüge wird verkehren.

So ist auch eine gemeine und bekannte Wahrheit, daß man die ungestümen Leidenschaften durch die Vernunft mässigen, in gehörige Schrancken setzen und unterdrücken soll; aber diese gemeine Wahrheit kriegt ein gantz neues und verwundersames Ansehen, wenn diese moralische Handlung unter dem Bilde der Beherrschung eines rechtmässigen Oberherren, oder des Siegs über die Leidenschaften vorstellig gemachet, und folgender Massen, oder auf dergleichen Weise ausgedrücket wird, wie Hr. König in seinem Heldenlob sagt:

Sich selbst beherrschen ist das schönste Königreich.

oder: Sich selbst überwinden ist der schönste Sieg. Wenn nun diese ähnliche Handlung eines Königs oder Ueberwinders geschickt aus einander gesetzet wird, so verlieret sich das schlechte Ansehen dieses Gedanckens in seiner nackten Gestalt, gäntzlich aus dem Gesicht, und dieselbe wird recht angenehm-verwundersam: Man lese nur folgende kurtze Ausführung

rung des Freyherren von und zu der Tanne aus der Trauer-Ode über das Ableiben des Herrn General Auerochsen:

Sich selbst durch Großmuth überwinden,
Und die Gewalt der Leidenschaft,
Die sich in bloßen Schein vergaft,
Mit Ketten der Vernunft zu binden,
Hegt mehr Verdienste, Ruhm und Sieg,
Als Trojens lezter Brand, und Alexanders Krieg.

Dieser Allegorische Ausdruck bringt mir in das Gedächtniß eine noch kühnere Translation, die Cicero in der Rede für M. Marcellus zum Lob Cäsars einfliessen läßt, deren Kühnheit er aber durch die in seiner Empfindung gegründete Wahrscheinlichkeit artig entschuldiget: Vereor, sagt er, ut hoc, quod dicam, non perinde intelligi auditu possit, atque ego ipse cogitans sentio: Ipsam victoriam vicisse videris, quum ea ipsa, quæ illa erat adepta, victis remisisti. Welches Lob Opiz dem König Ladislaus sehr geschickt zuzueignen gewußt hat, wenn er es wahrscheinlicher und zugleich nachdrücklicher also giebt:

Erst zwingaest du den Feind, und jezund dein Gemüthe,
Führst selbst dich im Triumph: Ihr Leben steht bey dir;
Das giebst du ihnen hin, und nimmst allein dafür
Das Lob der Gütigkeit. - - - -

Diese Beyspiele können schon genugsam seyn, zu zeigen, daß die figürliche Art des Vortrags

trags den Gedancken eine gantz besondere Kraft mittheilen kan, auf das Gemüth des Lesers oder Zuhörers einzudringen, und den Eindruck, den die Vorstellung in dem Gemüthe hinterlassen soll, auf einen gewissen Grad, je nachdem es die Absicht erfodert, entweder zu erhöhen oder zu mässigen. Ob nun gleich mein Vorhaben sich nicht so weit erstrecket, daß ich mich in alle Geheimnissen der Rede-Kunst allzusehr vertiefe, auch unter andern Quintilian in dem lezten Cap. seines achten B. die Natur und den Gebrauch der Bilder so geschickt erkläret hat, daß er uns nach dem Urtheil des Hrn. Dubos nichts hinterstellig läßt, als daß wir seinen scharffen und vortrefflichen Verstand bewundern; so muß ich dennoch hier von diesen symbolischen Figuren noch das eine und andere erinnern, auch zu Abhebung allerley Mißverstands einige dahin dienende Fragen erörtern.

Insgemein muß ich erinnern, daß die Metapher unter allen symbolischen Figuren die edelste und vornehmste ist, deren Gebrauch am weitläuftigsten ist, die darum auch am meisten dienet, die Armuth der Sprachen zu verhüllen, und die der Rede die gröste Zierde mittheilen kan. Sie ist alleine eine mahlerische Figur, weil sie die Sachen nicht bloß zu verstehen giebt, sondern unter ähnlichen emblematischen Bildern gantz sichtbar vor Augen stellet. Sie hat zwar äusserlich einen

gantz

gantz betrüglichen Schein, weil sie eine Sache für die andere setzet und dargiebt, aber der Verstand nimmt bald wahr, daß diese kühne Verwechselung der Bilder sich durch die offenbare Aehnlichkeit derselben genugsam rechtfertige, und daß die Sache, die verglichen wird, in der That dieselbe nicht ist, mit welcher sie verglichen wird; folglich daß sie nicht weniger Deutlichkeit und Wahrscheinlichkeit habe, als ein ausführliches Gleichniß; wie sie denn in der That nichts anders ist, als ein kurtzgefaßtes Gleichniß, das den Grund der Gleichheit zwar in sich hat, aber denselben verbirgt und verschweiget, und das, was nur einfältig ähnlich ist, vor eins und eben dasselbe ausgiebt, weil nemlich dieser Grund der Aehnlichkeit zwischen den verwechselten Bildern so offenbar ist, daß solchen anführen ein grosses Mißtrauen gegen den natürlichen Witz des Lesers oder Zuhörers anzeigen und verrathen würde: Da hergegen in ausführlichen Vergleichungen, wo die Sachen nicht für einerley und eben dieselben, sondern nur für ähnliche Dinge angegeben werden, der Grund der Vergleichung eben darum muß angeführet werden, weil man insgemein verborgene Aehnlichkeiten in gantz verschiedenen Dingen suchet, die nicht ein jeder so gleich errathen würde. Aus diesem folget nun gantz natürlich, daß das Bild, unter welchem ich eine gewisse Eigenschaft

oder Beschaffenheit einer andern Sache vorstellig machen will, nicht müsse zuweit hergeholet, noch die Aehnlichkeit allzu entfernt und unbestimmt, sondern so beschaffen seyn, daß man den Grund der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen den Bildnissen, (wodurch sich die Kühnheit der Metaphor, die ähnliche Dinge, wegen ihrer offenbaren Uebereinstimmung, für einerley ausgiebt, rechtfertigen muß,) gleich bey dem ersten Anblick ohne mühsames Nachdencken nothwendig einsehen und erkennen muß: Wobey unnöthig seyn wird zu erinnern, daß man bey der Wahl der symbolischen Bilder, eben wie in ausführlichen Gleichnissen, den Wohlstand nicht verletzen solle. Und weil die Metaphor vornehmlich dienen soll, durch ihre mahlerische Kraft Licht und Klarheit über den Ausdruck der Gedancken zu streuen, so haben die Kunstlehrer, um diese Absicht desto besser zu erhalten, noch einige andere Regeln zur genauen Beobachtung anbefohlen, als: 1. Daß man in einer gleichen Rede den Geist des Lesers nicht plötzlich von einem Bilde auf das andere abführe noch dieselben vermische, sondern ihn mit der Betrachtung der Aehnlichkeiten in eben demjenigen Bild, so man einmahl gewehlet hat, eine Weile unterhalte; 2. Daß man ein glücklich gewehltes Bild nicht über den Puncten der offenbaren Aehnlichkeit allzu weit hinaustreibe; 3. Daß man

sie

ſie nicht allzu ſehr häufe; und dieſes darum, weil, wie Bouhours in ſeinem vierten Geſpräche ſagt, „ ſo viele fremde Bilder, wenn „ ſie unter einander gemenget werden, in „ dem Geiſt der Leſer oder der Zuhörer eine „ Verwirrung verurſachen, immaſſen ſchon „ zwo Metaphern, die nicht von einerley „ Bilde hergeholet ſind, wenn ſie zuſammen„ gefügt werden, einem Gedancken an ſeiner „ Klarheit Abbruch thun. „ Dieſe lezte Regel der Kunſtlehrer hat Longin veranlaſſet, die Frage, in was Anzahl die Metaphern auf einer Stelle und von einer Sache zu dulden ſeyn, in einem beſondern Abſchnitt abzuhandeln. Er bemercket gleich anfangs, daß Cecil allem Anſehen nach denen Kunſtlehrern beygepflichtet habe, welche nicht mehr als zwo, oder drey aufs höchſte, von einer Sache zugleich zu gebrauchen erlauben wollen. Er entſcheidet aber die Frage alſo, daß er behauptet, es können freylich öfters mit beſonderm Nachdrucke mehrere Metaphern nach und hinter einander gebraucht werden, inſonderheit wenn eine heftige Leidenſchaft zu rechter Zeit ihren Unmuth auslaſſen, oder wenn man etwas auf eine recht erhabene Weiſe vorſtellen wolle, hiemit bey Abhandlung einer allgemeinen Stelle, oder bey Beſchreibungen. Er giebt davon dieſen Grund; weil das Erhabene und das Pathetiſche durch ihre Gewalt und Ungeſtümigkeit natürli-

cher Weise alles mit sich fortreissen, so erheischen sie nothwendig heftige Ausdrücke, und geben dem Zuhörer keine Zeit, die Metaphern ihrer Anzahl halber anzufechten, weil er in dieser Zeit mit dem Redenden in einer gleichen Hitze steht. Und er erläutert solches mit zweyen Exempeln, deren erstieres aus Demosthenes Rede de Corona entlehnet ist, in welchem der Redner seinen heftigen Zorn gegen die Verräther an den Tag legen will; das andere aber eine prächtige Beschreibung der Zergliederung des menschlichen Leibes aus Platons Timäus in sich hält. Beyde Stellen sind wahrhaftig, jede in ihrer Art vortrefflich: Und wenn Longin sie als Beyspiele des Erhabenen anführet, so scheinet es, daß er die Benennung des Erhabenen auf alles erstrecke, was in der Rede vortrefflich ist. Wenn ich dieselbe Frage erörtern sollte, so würde ich zuerst erinnern, daß die Metaphern mehr wegen Mangel der Aehnlichkeit, oder wegen der ausschweiffenden Verwegenheit, als wegen der Menge, eine Rede unangenehm und unverständlich machen; zweytens würde ich anmercken, daß diese Frage sich nicht auf solche Metaphern beziehen könne, die man aus Mangel eigener Benennungen der Dinge, und hiemit aus dringender Noth unumgänglich gebrauchen muß; auch nicht auf solche, deren emblematische Bilder so gewohnt sind, daß sie in dem gemeinen Gebrauche

brauche faſt eben ſo geläuftig worden, als die eigenen Wörter; ſondern daß ſie ſich alleine auf diejenigen Metaphern beziehen müſſe, welche entweder der Rede einen gröſſern Nachdruck mitzutheilen, oder derſelben zur bloſſen Zierde dienen ſollen; drittens würde ich behaupten, daß diejenigen Metaphern, ſo viel es auch an der Zahl ſeyn möchten, welche der Abſicht des Redners gemäß den Nachdruck der Vorſtellung, oder die Wahrſcheinlichkeit derſelben helfen unterſtützen, niemahls für müſſig und überflüſſig könnten geachtet werden, weil mit derſelben Verminderung zugleich die Annehmlichkeit oder der Nachdruck der Rede verringert würde: Und dieſem zufolge würde ich mich endlich erklären, daß ich alle Metaphern, woferne ſie nur geſchickt, und am rechten Orte angebracht ſind, in einer Rede als beſondere Schönheiten anſehen werde, und daß ich nicht begreiffen kan, wie verſchiedene Metaphern, deren iede abſonderlich betrachtet die Abſicht des Redners befördern hilft, eine Rede ſollten unverſtändlich machen können, wenn ſie geſchickt zuſammengeſezt werden. Diejenigen welche dieſe unnöthige Frage und die Regel, wodurch ſie veranlaſſet worden, zuerſt aufgeworffen haben, müſſen entweder die Metaphern als bloſſe müſſige Verzierungen einer Rede angeſehen, oder dieſelbe nur von harten, entfernten, ausſchweiffenden und

dunckeln Metaphern verſtanden haben; alleine ſie hätten ſich einerſeits vorſtellen ſollen, was Quintilian mit dieſen Worten wohl ausgedrücket hat: Verbum omne, quod neque intellectum adjuvat, neque ornatum h. e. *ſignandi virtutem*, vitioſum eſt; und anderſeits: Quod vitium non habeat modum. Was ſonſt die von Longin angegebene Einſchränkung betrift, ſo muß ich noch zu Abhebung aller Mißdeutung anmercken, daß die Worte Longins, da er ſagt: „Die beſte Zeit mehrere dergleichen Metaphern zu gebrauchen „iſt, wenn die Leidenſchaften wie Ströme „daher rauſchen, und die verblühmten Aus„drückungen, deren Menge ſo dann noth„wendig ſcheinet, mit ſich fortreiſſen.„ Ich ſage, daß dieſer Ausſpruch nicht ſo allgemein ſey, wie er von dieſem Kunſtlehrer angegeben wird, und daß heftige Leidenſchaften mehr dienen die Verwegenheit, als die Menge der verblühmten Ausdrückungen wahrſcheinlich zu machen: Denn die Metaphern dienen auch ſelbſt in der Sprache der Leidenſchaften nur in ſo ferne ſie eine Kraft haben, die Sachen zu vergröſſern, und der Rede einen Nachdruck mitzutheilen, weil die Gemüthesbewegung die Sachen ſich niemahls in ihrem wahren Maaſſe oder Gröſſe vorſtellet. Sie hat aber neben der Metapher noch viele andere Mittel die Sachen zu vergröſſern, und ſich ſelbſt in ihren betrüglichen

Em-

Empfindungen zu schmeicheln, und darum ist die Verbindung vieler Metaphern in der Sprache der Leidenschaften gar nicht von einer unumgänglichen Nothwendigkeit, wie man aus der Rede der erzörnten Dido beym Virgil in dem vierten B. der Eneis, als in einem vortrefflichen Muster, gar deutlich ersehen und abnehmen kan. Wenn ich nun voraussetze, daß alle symbolischen Bilder, wenn sie deutlich, der Sache gemäß, und an dem rechten Orte angebracht sind, eine besondere Zierde der Rede ausmachen, so hat es im übrigen keine grosse Schwierigkeit zu bestimmen, wenn, wo, und wie oft dergleichen verblühmte Ausdrückungen mit Nutzen zu gebrauchen seyn. Ein Redner, der mit Bedacht und nach gewissen Absichten schreibet, darf nur die verschiedene Kraft der Metaphern erwegen, und diejenigen wehlen, die mit seiner Absicht am nächsten zutreffen; es sey, daß sie dienen sollen, seiner Vorstellung mehr Licht, Kraft und Nachdruck, oder mehr Zierde und Ansehen beyzulegen. Das ist, was Quintilian in dem lezten Cap. des achten B. dergestalt erkläret: Metaphora aut vacantem occupare locum debet, aut si in alienum venit, plus valere eo, quem expellit. Welches er noch näher erläutert, wenn er auf einer andern Stelle sagt: Recte translatis utimur in eo loco, in qua aut proprium deest, aut translatum proprio melius est: Transfertur

enim nomen aut verbum, aut quia neceſſe eſt, aut quia ſignificantius, aut, ut dixi, quia decentius; ubi nihil horum præſtabit, quod transferetur, improprium & vitioſum erit. Folglich muß eine jede Metapher an dem Orte, wo ſie ſteht, eine Nothwendigkeit haben, die entweder in dem Mangel eigener, oder anſtändiger Wörter, oder in der Abſicht des Redners gegründet iſt. Es hat daher Dacier über den fünften §. des 22ſten Cap. der Poetick des Ariſtoteles ſehr wohl angemerckt: „Alles muß ſein Maaß haben; aber da dieſes Maaß in allen andern Sachen nothwendig iſt, ſo iſt es in denen, die nur zur „Auszierung dienen ſollen, noch weit nothwendiger. Von dieſer Natur iſt alles in „der Rede, die eigentlichen Wörter ausgenommen. Man bedient ſich nemlich alles „andern alleine die Rede zu erhöhen, und „prächtiger zu machen, und folglich iſt, wie „Ariſtoteles hier ſagt, in allen Zierrathen „nur ein Maaß, das ſie ſämmtlich mit einander gemein haben. Dieſes Maaß beſteht darinnen, daß man ſie zu rechter Zeit „anbringe, wenn die Sache es erfodert, „und dadurch eine Schönheit hervorgebracht „wird; und vor allen Dingen muß man „auf den Wohlſtand ſehen. Es giebt tauſend Orte, wo die Zierrathen lächerlich „und ungereimt ſind; und ein Poet macht „ſich eben dadurch verdrüßlich und froſtig,

„ wenn

„ wenn er sie anbringt, wo sie nicht noth-
„ wendig sind, denn in solchem Fall sind sie
„ nicht mehr einer Würtze gleich, welche die
„ Esse-Lust erwecken soll, sondern einer Spei-
„ se, die beschweret und einen grausamen
„ Eckel verursachet. „ Die zierliche und nachdrückliche Schreibart unterscheidet sich eben durch die Menge verblühmter Ausdrükungen von der gemeinen und gesezten. Opitz soll uns ein Exempel leihen, damit zu zeigen, daß viele an einander gehängte verblühmte Ausdrückungen eine Rede zwar sinnreich, aber darum nicht dunckel machen, wenn sie wohl gewehlet sind. Rüßler wird in dem prosaischen Gedichte, Hercinia genannt, eingeführt, wie er seinen geliebten Opitz mit folgender Unterweisung auf seine vorhabende Reise aufmuntert: „ Wie ich dir mit trau-
„ rigen Augen nachschaue, so lebe ich der
„ Hoffnung, derer Waaren, welche du zu
„ hohlen auszeuchst, die kein Zöllner anhal-
„ ten, kein See-Räuber versencken, kein
„ Feuer verzehren kan, ehest zu genieſſen.
„ Du bist in dem Alter, da die besten Rei-
„ se-Gefehrten, Wahl und Urtheil, mit dir
„ ziehen, und wirst nicht, nach Art etlicher
„ junger Leute, anstatt der Tugend eine nich-
„ tige Wissenschaft, einen leichten Schatten
„ der Höflichkeit und guter Uebungen ertap-
„ pen, wessen die Ausländer, denen man
„ ihre Leichtfertigkeit, Laster und Gauckeley

„ theuer genug bezahlen muß, in die Faust
„ hineinlachen: Von solcher jungen Pursch
„ sagte neulich einer, sie kämen ihm für,
„ wie man etwann eine Wand ansiehet, und
„ aus dunckeln Strichen und Zügen vermei-
„ net, als ob Köpfe von Thieren, Wasser
„ und Wälder daran stühnden, da doch
„ nichts dergleichen vorhanden wäre; denn
„ alle Gebrechen müßten in ihren Augen Tu-
„ genden seyn ꝛc. Du hast die Sitten der
„ Höfe, da so viel Rauch und Schmincke
„ verkauft wird, ziemlich erfahren, und
„ wirst wissen, daß wie daselbst, also auch
„ auf Reisen, eine sparsame Zunge und ein
„ verschlossenes Hertz hoch vonnöthen sind.
„ Letztlich wenn dich der Fuhrmann des Lei-
„ bes, das Gemüthe, durch so viele Ve-
„ stungen, Städte und Länder führen wird,
„ wenn du Augen und Sinnen zum Genü-
„ gen füllen, und die Müdigkeit des Weges
„ mit Ergetzung, und diese mit jener vermen-
„ gen wirst, so siehe zu, daß du die Segel
„ deines Lebens nach dem Leitsterne der Un-
„ vergänglichkeit allezeit wendest, und die
„ weltlichen Dinge also ansehest, daß du be-
„ trachtest, es beherrsche sie keiner nicht bes-
„ ser, als derjenige, welcher sie verachten
„ kan.„

Alleine eh ich diese Haupt-Materie von den Metaphern aus den Händen lasse, muß ich noch zuerst eine Frage aufwerffen, von deren

deren Erörterung die deutsche Sprache in Ansehung ihres Reichthums nicht geringen Vortheil gewinnen dörfte. Den Anlaß zu dieser Frage giebt mir ein vor etlichen Jahren zwischen einigen (*) Schweitzerischen und (**) Sächsischen Kunstrichtern entstandenes Mißverständniß über die Gültigkeit einiger verblühmter Redensarten (***), die jene in einer prosaisch-poetischen Schrift nach dem Muster der Lateiner und Franzosen eingeführet, und vertheidiget; diese aber höhnischer Weise angefochten, und meistens aus dem Grunde vor ungültig verurtheilet haben, weil sie in der deutschen Sprache nicht üblich und gewohnt seyn (†), unge-

(*) Seht den Zürchischen Zuseher und die Anklage des verderbten Geschmacks.

(**) Tadlerinnen Stück XXIV. Biedermann St. LXXV. Gottscheds Versuch einer Critischen Dichtkunst, Bl. 291.

(***) Diese streitige Redensarten sind folgende: Seine Augen über ein lustiges Feld hinspatzieren lassen. Die Freude säet einen neuen Glantz über die Gegenstände. Der Hunds-Stern kochet die Saat. Der Nordwind beraubet die Wälder ihres grünen Haares ꝛc.

(†) Hrn. Gottscheds Ausspruch über einige von diesen Redensarten in seiner Crit. Dichtkunst Bl. 291. ist dieser: „Das sind Barbarismi in unsrer Mundart, die „kein Mensch versteht, der nicht Französisch kan. „Kan denn ein Deutscher nicht verstehen, was für ein Begriff an das Wort Spatzieren gehänget wird? ꝛc.

ungeachtet sie sich mit der Analogie und dem Ansehen der besten lateinischen und französischen Scribenten schützen könnten. Da nun dieses strenge Urtheil und der Grund, so dafür angeführet wird, den Grundsatz vorauszusetzen scheinet, daß in der deutschen Sprache alle neuen Metaphern, eben darum weil sie neu und ungewohnt sind, verwerflich seyn, und man also keine neue Metaphern einführen dörffe; so muß man diesen Streit zu entscheiden, nothwendig untersuchen, ob denn dieser Grundsatz seine Richtigkeit habe; oder ob nicht vielmehr suo quisque jure transferre possit voces? Ob nicht einem jeden das Recht zukomme, dergleichen neue verblühmte Redensarten einzuführen? Es braucht auch in der That nicht mehr, als daß man diese Frage deutlich verstehe, so wird man die Unrichtigkeit des Grundsatzes, der alle neuen Metaphern ohne Unterschied verwirfft, bald einsehen, und erkennen, daß derselbe so wohl mit der Natur der Metaphern, wie wir sie oben erklärt haben, als mit der Uebung der besten Redner und Poeten offenbar streite. Der Grund einer guten Metapher ist die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen zweyen Dingen, wenn diese so offenbar ist, daß sie bey der blossen Benennung der Dinge jedermann so gleich einfallen muß, so können die Dinge nicht nur mit einander ver-

verglichen, sondern ohne die geringste Zweydeutigkeit gar verwechselt werden, also daß je eines durch das andere als in einem figürlichen Bilde vorgestellet wird; und auf diesen Fuß ist die Metapher in der That nichts anders, als eine abgekürzte Vergleichung, die, weil sie nicht nöthig hat den Grund der Uebereinstimmung, der niemandem verborgen seyn kan, anzuführen, in eine unbetrügliche Verwandlung der Dinge verändert wird. Die Metapher legt demnach den Wörtern keine neue Bedeutung zu, sondern sie braucht die Sache, die durch das eigene Wort bezeichnet wird, als ein bequemes und deutliches Bild die Eigenschaft irgend einer andern Sache abzubilden. Nach diesem Licht ist die Frage nicht um die Bedeutung der Wörter, ob es erlaubt sey, den Wörtern neue Bedeutungen anzuhängen; sondern ihr Zweifel beruhet alleine darauf, ob dieses eine gemeine Freyheit sey, die jedermann zukomme, neue Vergleichungen einzuführen, oder auf den Grund einer offenbaren Aehnlichkeit, die man zwischen zweyen Dingen zuerst entdecket, das eine in dieser Absicht als ein Bild des andern zu gebrauchen, ohne den Grund der Aehnlichkeit, den ein jeder von sich selbst wahrnehmen muß, anzuführen? Nun kan ich mich nicht bereden, zu glauben, daß jemand im Ernst läugnen dörffe,

dörffe, was dieſe jezt erläuterte Frage in Zweifel ziehet, und zu erörtern vorleget: Oder wer wird einem andern das Recht ſtreitig machen können, neue Vergleichungen zu erfinden, oder ähnliche Dinge unter gantz neuen emblematiſchen aber deutlichen und angemeſſenen Bildern vorzuſtellen; zumahl da dieſes eine der vornehmſten Quellen des Ergetzens in der Beredtſamkeit iſt, wie ich nicht nur im erſten Th. wo ich von der Kraft des Neuen überhaupt gehandelt, ſondern auch in dem Wercke von den Gleichniſſen in dem gantzen 9ten Abſchnitt ausführlich dargethan und erwieſen habe: Da hingegen die metaphoriſchen Bilder auf die Weiſe, wie die Gleichniß-Bilder, durch den täglichen Gebrauch ſich recht abnutzen, und die Kraft zu ergetzen nach und nach verliehren. Und aus dieſem Grund behaupte ich ſo gar, daß neue Metaphern zu erfinden, nicht nur durch ein gemeines Recht jedermann zukomme, und dieſe Freyheit einem jeden offen ſtehe; ſondern daß es die Pflicht aller derjenigen ſey, die durch ihren Vortrag beluſtigen wollen, allermaſſen dieſe Abſicht unmöglich anderſt als durch die Neuheit der Vorſtellung, auch in dem Ausdrucke, kan erhalten werden. Und das iſt es, was Ariſtoteles in ſeiner Poetick Cap. XXIII. §. 10. hat lehren wollen, wenn er geſprochen: „Die Metapher iſt das ein-

„zige

„ zige Ding, das man nicht anderſtwoher „ entlehnen kan, und das ein glückliches „ Naturel und einen ſchönen Geiſt zu er„ kennen giebt. Denn wer dieſe Vertau„ ſchung einer Sache mit der andern ge„ ſchickt anſtellt, der ſiehet mit einem Blicke, „ was in gantz verſchiedenen Dingen ähn„ liches iſt. „ Ueber welche Worte der vortreffliche franzöſiſche Commentator unter anderm folgende Erläuterung giebt: „ Die „ Metaphern muß man aus ſeinem Kopf „ hervorholen, denn eine Metapher, die „ angenehm ſeyn ſoll, muß neu ſeyn, und „ von Sachen hergenommen ſeyn, welche „ weder zu weit entfernet, noch zu gemein „ ſind; daher Ariſtoteles ſehr wohl ſagt, „ ſie ſey das einzige Ding, das man nicht „ anderſtwoher entlehnen könne, und folg„ lich iſt viel mehr Geiſt vonnöthen, wenn „ man die Metaphern glücklich erfinden ſoll, „ als wenn man ſich aller andern Zierra„ then auf eine geſchickte Weiſe bedient; „ daher kan man auch ſehen, daß die Völ„ ker, die am meiſten Geiſt und Einbil„ dungskraft gehabt haben, auch in dieſen „ metaphoriſchen Redensarten am meiſten „ hervorgeſtochen, und ihre Reden mit ſol„ chen am meiſten angefüllet haben. „ Sehen wir darnach auf die Uebung, ſo werden wir finden, daß auch dieſelbe dieſen Grundſatz, der die Vermehrung der meta-

pho-

phoriſchen Bilder einſchräncken will, eines ungerechten Zwangs verdammet. Hat nicht Opitz eine faſt unzehlbare Menge dergleichen verblühmter Redensarten in die deutſche Sprache eingeführt, und dieſelbe dadurch trefflich bereichert? Ja ich darf wohl ſagen, daß neben denen ungemeinen Gedancken, die er überall anbringet, in denſelben ſeine gröſte Stärcke beſtehet (*); und alle guten Redner und Dichter, die ihm gefolget ſind, haben ſich vornehmlich dadurch in Hochachtung zu ſetzen gewußt, wie mit unzehligen Exempeln aus Pietſchen, Mosheims, Brockes, Königs, Hallers, Drollingers u. a. Schriften könnte dargethan werden. Und darinnen beſtehet auch der vornehmſte Reichthum einer Sprache, denn durch dieſe reiche Abwechſelung der Bilder wird ſie in den Stand geſetzet, daß ſie

(*) Solche ſind aus einer groſſen Menge: Die Sinnen der Natur. Des Berges Glieder. Die Gauckley der Welt. Das blaue Saltz erſchrack. Ein unbekleidtes Kinn. Die ſchöne Sonne erwacht. Die grünen Hügel lachen. Der Erden grünes Kleid. Die Sonne ſtreuet ſich. Vermählt den Ernſt dem Schertz. Der Zorn der heiſſen Flammen. Die deutſche Redlichkeit, ſo jetzt verrecken will. Das gantze Land ſtehet nun auf ſeiner Baare. Was die reiche See bearmt. Hat denn der Krieg nicht Volck genug gefreſſen ꝛc. Dieſe ſind gröſtentheils aus dem Lateiniſchen nachgemacht, und waren vor Opitzen in deutſcher Mundart gantz ungewohnt.

ſie die bekannteſte und eben dieſelbe Sache auf gantz verſchiedene Arten und immer in einer neuen Geſtalt ausdrücken und vorbilden kan. Man erinnere ſich nur, auf wie viele hundert Arten die Anbrechung des Tages und die Zukunft der Nacht von den alten und den neuen Poeten durch dieſe künſtliche Abwechſelung der Bilder in verblühmten Redensarten vorgeſtellet worden. Das iſt derjenige Nutzen der Metapher, von welchem Quintilian B. VIII. C. 6. ſagt: Copiam quoque ſermoni auget permutando, aut mutuando quæ non habet, quodque difficillimum eſt præſtat, ne cui rei nomen deeſſe videatur. Wiewohl ich nun oben die Gleichgültigkeit der Wörter mit groſſem Eifer widerfochten habe, ſo muß ich dennoch hier geſtehen, daß in dem verblühmten Ausdrucke die Gleichgültigkeit ihren eigenen Sitz habe, weil nemlich eben dieſelbe Sache unter mancherley ähnlichen Bildern kan vorgeſtellet werden. So iſt es z. Ex. einerley, ob ich ſage, der Wurm der Zeiten zernaget alles; oder, der Roſt der Zeiten frißt und verzehret alles. Doch ſind dieſes emblematiſche Synonyma. Die Gleichgültigkeit ſtecket nicht in den Worten, ſondern in den Gedancken, in ſo ferne nemlich dieſe verſchiedene Bilder für eine Sache gerecht ſind: Und auch in dem Gebrauche dieſer gleichgültigen Symbolorum iſt öfters die Wahl nicht gleichgül-

tig, sondern bekommt von den besondern Absichten und Umständen der Vorstellung eine solche Maaßgebung, daß wir einem Bilde vor allen andern einen grossen Vorzug der anständigen Aehnlichkeit beylegen müssen. Wenn ich mithin der Ursache nachspühre, die jene eckeln Kunstrichter mag verleitet haben, ihre Urtheile auf einen so seichten Grundsatz, dem die Natur der Sache und die Erfahrung selbst widerspricht, und welcher der Bereicherung der deutschen Mundart in dem Wege stehet, zu bauen, so will mir ahnen, daß dieser Irrthum daher mag entstanden seyn, weil sie wahrgenommen, daß eine jede Sprache gewisse eigene verblühmte Ausdrückungen habe, die sich nicht leicht in eine andere hinübertragen lassen; sondern einer jeden eigenthümlich sind. Da sie nun den Grund von dieser Ausnahme einzusehen nicht vermochten, so schlossen sie, daß alle neuen und von andern Völckern entlehnte Metaphern, weil sie in der deutschen Sprache bisdahin ungewohnt gewesen, eben so wohl unter die Barbarismos zu rechnen wären, als die fremden Wörter selbst; Irreten aber darinne, daß sie aus einer absonderlichen Erfahrung einen allgemeinen Schluß zogen, und, wie man in dem gemeinen Sprüchwort zu sagen pflegt, das Kind mit dem Bad ausschütteten: Da sie nicht mehr hatten

ten schlieſſen sollen, als daß man bey Einführung ausländischer Metaphern in die deutsche Sprache alle Behutsamkeit gebrauchen, und nicht alleine auf den Grund der Aehnlichkeit zwischen den Bildern, sondern noch überdas auf die Natur und Art der Sprache, die sich gröſtentheils auf den Gebrauch gründet, genaue Achtung geben, und nichts für gültig annehmen soll, was mit dem allgemein eingeführten Gebrauch und der guten Mundart streitet. Denn diese absonderliche Erfahrung stößt den oben durch die Erfahrung festgesezten Grundsatz nicht über einen Haufen, sondern setzet ihn nur in gewisse Schrancken, und machet in der allgemeinen Regel eine Ausnahme. Und diese Schrancken werden wir leicht bestimmen können, wenn wir einmahl die Ursachen, welche uns die Uebersetzung einiger ausländischer Metaphern hart, schwer, ja mit Beybehaltung des gleichen Bildes gar unmöglich machen, genugsam einsehen. Ich will versuchen, wie ferne ich diese Ursachen, die unsre Freyheit ausländische Metaphern zu übersetzen einschräncken, entdecken könne.

Die erste ist meines Bedünckens, daß viele gleichgültige Wörter in verschiedenen Sprachen, die eines durch das andere müssen übersezt werden, durch den Gebrauch eine gantz ungleiche Würdigkeit und ungewisse Bestimmung erlanget haben, indem man in der

einen Sprache, zu dem Haupt-Begriffe, den das Wort ausdrücket, noch einen Zusatz von Neben-Ideen anzuhängen gewohnt ist, und den man eben wegen der Gewohnheit nicht leicht davon trennen kan. So ist z. Ex. dem Wort hencken, aufhencken, hangen, bey uns die Idee vom Galgen gar zu starck eingepfropfet, als daß man sie von dem Haupt-Begriff absondern könne, wenn es in einer neuen und ungewohnten Verbindung mit andern ins Ohr fällt. Die Redensart zum Ex. Mein Wohlstand hängt an dem einigen oder von dem einigen ab, ist uns gantz geläufig, daher kömmt uns auch die zugeflickte Neben-Idee nicht in den Sinn. Aber wenn ich das Lateinische animus meus in suspenso, geben würde, ein Mensch, der zwischen Furcht und Hofnung aufgehencket ist, oder hängt; so würde ich diesen widrigen Zusatz nothwendig durch die bisdahin in deutschen Ohren ungewohnte Verbindung aufwecken. Darum sagt man lieber auf den gleichen Grund der Aehnlichkeit, zwischen Furcht und Hofnung schweben: Da die Vergleichung von einem Vogel hergenommen ist, welches die Lateiner volucrem suspensum nennen. Die andere Ursache ist, weil der Gebrauch nach dem ungleichen Witz der Völcker gewisse Bilder in einer Sprache vor andern zu den figürlichen Ausdrückungen geweyhet hat; daher

sind

ſind auch in einer jeden Sprache gewiſſe Wörter anzutreffen, die auf den Grund der nehmlichen Aehnlichkeit zu ungleich mehrern figürlichen Redensarten bequem ſind, als andere. Einige Wörter und Bilder haben das Glück gehabt, daß ſie durch den Gebrauch für andern ſind hervorgezogen, auf mehrere Puncten der Aehnlichkeit ausgebreitet, zu allen vorkommenden Dingen angewendet, und ſo geläufig worden, daß man ſie kaum noch für verblühmte Figuren nimmt. Da nun dieſes Glück in verſchiedenen Sprachen gantz verſchiedene Wörter betroffen hat, ſo iſt leicht zu erachten, warum die Ueberſetzung einiger fremder Metaphern in einer andern Sprache öfters gantz hart und ungewohnt klinge. Ein ſolches Wort iſt bey den Lateinern das Fundere, effundere, hiemit das Bild von dem Gieſſen oder Ausgieſſen des Waſſers. Dieſer Begriff des Gieſſens ſchließt nun in ſeinem Umfange den Neben-Begriff von der Fülle und Menge oder einem Ueberfluß ein, daher Fundere lacrimas, nicht bloß heißt weinen, ſondern häufige Thränen vergieſſen; und weil das Waſſer, wenn es auf die Fläche gegoſſen wird, ſich ausbreitet, ſo wird auch der Begriff der Ausbreitung oder Ausdähnung damit verknüpfet, als Membra fuſa toro; Per herbam fuſi, welches lezte Exempel neben der Ausbreitung noch

den Begriff von der Zerſtreuung in Abſicht auf das gleiche Bild miteinſchlieſſet. Alle dieſe Begriffe nun lauffen zuſammen in dem bekannten Fundere hoſtem, exercitum, da haben wir die Begriffe der Menge, der Ausbreitung und Zerſtreuung, welche ſich in dem Bilde des auf die Fläche der Erden gegoſſenen Waſſers vereinen. Und dieſe Redensart iſt bey den Lateinern durch den gemeinen Gebrauch ſo gemein worden, daß die wenigſten an ihren figürlichen Urſprung gedencken, ſondern dieſelbe auf den Fuß anſehen, wie das Fugare hoſtem. Und auf dieſe Begriffe ſtützet ſich nun auch der Gebrauch des zuſammengeſezten Effundere, als Civitas omnis effuſa portis: Crines effuſa Sacerdos; welches Opitz an einem Orte nach dem gleichen Bild giebt: Läßt das Haar uns Haupt herrinnen. Effuſi carcere currus, ſind losgelaſſene Wagen, gleichwie wir nicht ſagen, Wein abgieſſen, ſondern ablaſſen. Effuſa lætitia, effuſæ opes, in dieſen Redensarten kömmt es vollkommen überein mit dem deutſchen Ueberfluß, überflüſſig, in welchem das gleiche Bild zum Grund liegt. Mihi omnis effuſus labor, alle meine Mühe iſt zerronnen, d. i. gleichſam verſchüttet und zerfloſſen. Man kan aus dieſen angeführten Beyſpielen zugleich abnehmen, daß in einer Sprache ein Wort durch den figürlichen Gebrauch öfters durch ſo viele Abſätze

sätze und Veränderungen fortgeführet wird, daß man zulezt den Grund der Aehnlichkeit und Translation kaum noch vermuthen kan; daher lassen sich solche entfernte Metaphern nicht wohl in eine andere Sprache übersetzen, weil sie durch die Gewohnheit ihre vornehmste Eigenschaft, nemlich die offenbare Aehnlichkeit zwischen den Bildern verlohren haben. Für die dritte Ursache gebe ich an, daß es in den Metaphern einer Sprache Anomalien giebt, so wohl als in den Constructionen: Diese Anomalien mögen entstanden seyn, weil die Metaphern in ihrem Grund schon von Anfang ungeschickt waren, indem sie von ausschweifenden Köpfen erfunden worden, die öfters mehr auf äusserliche und zufällige, als auf wahre und wesentliche Aehnlichkeiten der Dinge aufmerckſam sind; die aber das Glück gehabt, sich in die gemeine Rede einzuschleichen, und durch den Gebrauch endlich so feste zu setzen, daß man zulezt ihren ungereimten Ursprung vergessen, und sie vor eigentliche Wörter genommen hat. Dergleichen wird man in der französischen Sprache eine Menge antreffen; z. Ex. Faire la cour à quelqu'un, einem den Hof machen, ist eine Redensart, die ich in die deutsche Sprache nicht gern einführen wollte, weil sie an sich selbst betrachtet eine ungereimte Anomalie ist, die in eigentlichem

Verſtande genommen gantz verworren und undeutlich iſt; die vielleicht in ihrem Urſprunge ſo viel zu bedeuten gehabt, als einen tractieren, wie es bey Hof üblich iſt; in dem Lateiniſchen wäre es adulari, welches nach einiger Muthmaſſung ſo viel iſt, als adaulari, von aula. Die deutſche Sprache hat auch dieſe Redensart nicht nöthig; indem ſie ſelbige viel richtiger mit der gleichen Translation ausdrücken kan; einem Höflichkeit erzeigen: Denn was iſt Höflichkeit in ſeinem Urſprung anders, als die Art des Hoflebens, die Hofmanier; welches die Lateiner durch Urbanitas ausdrücken, woraus zu ſchlieſſen, daß bey ihnen die gute Manier zu leben viel gemeiner mag geweſen ſeyn als bey uns, da ſie faſt nur an die Höfe gebunden iſt; wiewohl es vielleicht auch aus einer groſſen Liebe der Freyheit, nach welcher ihnen der königliche Nahme, und was zu deſſen Herrlichkeit dienete, äuſſerſt verhaßt war, mag hergefloſſen ſeyn. Es haben ſonſt die Deutſchen eine gleichgeltende Redensart, die in ihrer Conſtruction eben ſo ungereimt iſt, als die Franzöſiſche, wenn ſie ſagen, einem die Aufwart machen; denn aufwarten iſt ein Verbum neutrum oder intranſitivum. Wie reimt ſich nun das Activum machen zu der Aufwart? Aufwarten iſt in ſeinem Urſprung ſo viel als auf eines Befehl und Dienſt warten, welches, wenn

es

es aus Hochachtung gegen jemand, nicht aber aus Pflicht geschiehet, eben eine Art der Höflichkeit ist, daher denn dieses Wort per Synecdochen auf alle Pflichten der Höflichkeit erstrecket wird. Diese zwey Exempel, einem Höflichkeit erweisen, und, seine Aufwart machen, können zeigen, wie groß die Macht der Gewohnheit sey, daß sie nicht alleine das Angedencken der Translation zerstöret, sondern auch hindert, daß man eine offenbare Unrichtigkeit in der Construction nicht einmahl wahrnimmt. Aber eine gantz andere Bewandtniß hat es mit der Redensart, promener les yeux; wie an seinem Orte soll gezeiget werden. Endlich zehle ich unter diejenigen Metaphern, die nicht wohl aus einer Sprache in die andere können hinübergetragen werden, alle diejenigen, die sich auf einen besondern Gebrauch oder Ritum gründen, oder bey Anlaß einer so kleinen Begebenheit aufgekommen sind, daß man öfters dem Grund ihres Ursprungs nur nicht mehr auf die Spuhr kommen kan; die aber das Glück gehabt, in dem Munde des Pöbels das Ansehen der Sprüchwörter zu erhalten: Dergleichen sind, Interdicere aqua & igne, Backen und Maalen abschlagen; Oleum & operam perdere, Hopffen und Malz verlieren; Naso adunco aliquem fuspendere, einen höhnisch auspfeiffen; an der Nasen herumführen. Desgleichen: Ein Schul-Fuchs,

auf der Bärenhaut liegen; den Abt reiten laſſen; den Mantel nach dem Winde kehren; auf Stelzen gehen; einem nicht ein Haar krümmen; am Hungertuch nagen; durch die Finger ſehen; gelindere Saiten aufziehen; in einem Spital kranck liegen; einem den Compaß verrücken; etwas auf die lange Bancke verſchieben; einen aus dem Sattel heben; leeres Stroh dreſchen; den Brodtkorb höher hängen; das wäſchet ihm der Rhein nicht ab; den Braten riechen. Dergleichen Sprüchwörter ſind wie die Landmünze, die nur da gänge und gäbe iſt, wo ſie gepräget worden.

Durch dieſe jezt angeführten Ausnahmen wird die oben feſtgeſezte allgemeine Freyheit neue und fremde Metaphern in einer Sprache einzuführen dahin eingeſchräncket: 1. Daß man, nachdem eine Sprache würcklich angebauet, und durch gelehrte Schriften reichlich vermehret worden, ſo daß ſie ihre gröſte Anmuth in ihrer eigenen Reinigkeit findet, in Ausübung dieſer Freyheit weit mehr Behutſamkeit beobachten ſolle, als wenn eine Sprache noch in ihrer Kindheit iſt, und an zierlichen Ausdrückungen einen groſſen Abgang leidet. Denn in ſolchem Falle, da ſie nicht genug Wörter hat, alle Dinge geſchickt auszudrücken, muß ſie ſich mit allen denen Redensarten helffen, die ihr nicht nur alte, ſondern auch heutige Scribenten an die Hand geben.

geben. 2. Daß man keine neuen Metaphern erfinde, oder aus fremden Sprachen borge, um selbige in einer heutigen Sprache einzuführen, wenn diese Freyheit nicht eine Nothwendigkeit zum Grund hat. Sie hat aber eine Nothwendigkeit; wenn entweder in derselben Sprache noch kein übliches Bild vorhanden ist, eine Sache dadurch geschickt und deutlich genug vorzustellen, oder aber wenn das neuerfundene oder geborgte emblematische Bild, für den schon angenommenen aus, einen Vorzug an Kraft, Deutlichkeit, oder Zierlichkeit hat: Im Gegentheil, woferne in einer Sprache schon genugsame Bilder vorhanden sind, eine gewisse Sache auszudrücken, die schon durch den Gebrauch autorisiert worden, so könnte man diese Freyheit, neue und gleichgeltende Metaphern einzuführen, mit keinem zulänglichen Grunde rechtfertigen, und kaum etwas bessers zu ihrer Vertheidigung vorbringen, als daß sie etwann dienen könnten, die Rede geschickt abzuändern, und dem Eckel über die allzu grosse Gleichheit vorzubauen. 3. Daß man keine neuen Metaphern einführe, die nicht eine offenbare Wahrscheinlichkeit haben; indem das symbolische Bild von einer allgemein bekannten Sache entlehnet, und der Grund der Aehnlichkeit jedermann ohne Nachdencken beyfallen muß; denn durch die Vorhaltung dergleichen bekannter Bilder, und die offenbare

bare Uebereinſtimmung mit der Sache, die dadurch abgebildet wird, wird die Phantaſie bethöret, daß ſie das Ungewohnte nicht leicht wahrnimmt, noch ſich daran ſtößt. Zufolge dieſer lezten Regel, die in der Natur der Metapher gegründet iſt, werden alle diejenigen figürlichen Wörter und Ausdrückungen, da die ſymboliſchen Bilder von allzu entfernten Dingen entlehnet ſind, oder die in einer Sprache durch den Gebrauch ſich ſo nothwendig und bekannt gemacht haben, daß den Grund ihres figürlichen Sinnes entweder niemand, oder doch ſehr wenige einſehen, als Idiotiſmi einer Sprache angeſehen, die ſich nicht wohl, ohne Veränderung des Bildes, in eine andere Sprache überſetzen laſſen. Da hingegen alle andern Metaphern, eben ſo wohl als geſchickte Gleichniſſe, in allen Sprachen und bey allen Nationen als Früchte eines ſinnreichen Geiſtes werth und angenehm ſind; denn dieſe Metaphern gehören eigentlich nicht zu der Sprache, ſondern ſie ſind künſtlich verkleidete Gedancken, und eine beſondere Art der Vorſtellungen der Phantaſie, die, ſo wohl als andere ſinnreiche Vorſtellungen, in der gantzen Welt ihren Gang haben. Im Fall aber eine Metapher, die man aus einer fremden Sprache überſetzen will, etwas unerhörtes und freches an ſich zu haben ſcheinet, ſo wollte ich folgende Regeln der Behutſamkeit anbefehlen:

1. Daß

1. Daß man ſolche an denjenigen Orten gebrauche, wo die Materie ſelbſt und die Abſicht eine mehr als gewöhnliche Kühnheit einigermaſſen entſchuldigen kan; alſo niemahls in der einfältigen, ſondern alleine in der poetiſchen ſo wohl gebundenen als ungebundenen Rede. 2. Daß man ein ſolch geſchicktes, aber dabey neues und bisher ungewohntes Bild, in offenbaren Vergleichungen zum öftern vor Augen lege, und durch die Wiederholung bekannt mache, ehe man ſolches in ein metaphoriſches Symbolum verwandelt. 3. Daß man zuweilen die Liſt gebrauche, und ſolche verblühmte Ausdrückungen, die zu verwegen oder undeutlich ſeyn mögten, nur als allegoriſche Umſchreibungen anwende, und die Sache, die man dadurch abbilden will, zur Erklärung mit ihrem eigenen Nahmen hinzufüge; als wenn ich z. Ex. ſage: Der Menſch, des Glückes Ball; des Waſſers Staub, der Schnee; der Leib, der Seele Wagen. So hat Opitz an einem Orte geſagt:

Ein jeder Baum der muß ſein Haar die Blätter legen,
Iſt todt bis ſich der Weſt im Lenzen pfleat zu regen.

Ich weiß zwar wohl, daß der Gebrauch ein Tyrann iſt,

Quem penes arbitrium eſt, & jus, & norma loquendi;

und daß auch zuweilen die Vernunft ſelbſt ſeinem Eigenſinne nachgeben muß. Alleine

dabey

dabey sind zwey Stücke in reiffe Betrachtung zu ziehen; Eines, daß nicht alle Dinge, die gemeiniglich zu einer Sprache gerechnet werden, dem Eigensinne des gröſten Haufens zur freyen Willkühr unterworffen sind; wie ich denn allererst gute und offenbare Metaphern mit Grunde davon ausgenommen habe. Das zweyte ist, daß es einen guten und auch einen schlimmen Gebrauch giebt: dieser wird von dem gröſten Hauten formiert, welcher fast niemahls in allen Dingen der klügste und beste ist; jener hingegen, welchen man den Herren und Meister der Sprachen nennen möchte, entstehet von den auserlesenen Stimmen; d. i. was Quintilian in dem zwölften Cap. des ersten B. angemercket hat: Consuetudinem sermonis vocabo consensum eruditorum, sicuti vivendi, consensum bonorum. Es kömmt demnach alleine den Gelehrten zu, die nach gewissen Grundsätzen zu handeln gewohnt sind, die Sprachen ohne Abbruch ihrer Reinigkeit zu verbessern, und ihren Gebrauch festzusetzen. Man hat daher jederzeit vor ein bequemes Mittel eine Sprache anzubauen angesehen, daß man von Uebersetzungen der besten Schriften fremder Nationen den Anfang mache, weil dadurch neben schönen Gedancken, viele eigene Wörter, die sonst in Abgang kommen würden, erhalten, auch etwann neue eingeführet werden; vornemlich aber, weil auf

diese

dieſe Weiſe eine Menge verblühmter Ausdrückungen in dieſelbe hinübergetragen und in Gang gebracht werden. Dach und Opitz haben in der deutſchen Sprache gethan, was Cato und Ennius in der lateiniſchen. Ich ſchlieſſe alſo dahin, daß man neue Metaphern aus fremden Sprachen, wenn ſie mit dem eingeführten Gebrauch der Wörter nicht ſtreiten, noch wider die Analogie, noch gegen die Natur und Regeln einer guten Metapher verſtoſſen, ſondern neben der Wahrſcheinlichkeit noch eine Nothwendigkeit zum Grund haben, darum nicht verwerffen könne, weil ſie bisher gantz ungewohnt geweſen; zumahl da geſchickte Verfaſſer oder Ueberſetzer, wenn ſie dergleichen neue Metaphern von gutem Schrot und Korn in ihren Schriften durch öftern Gebrauch einweyhen, dadurch bald erhalten können, daß dieſer Vorwurff, ſo blöde er an ſich ſelbſt iſt, auch alles Anſehen verliehrt und gäntzlich verſchwindet.

- - - Licuit, ſemperque licebit,
Signatum præſente nota producere nomen.

Der achte Abſchnitt.

Von der hertzrührenden Schreibart.

Sprache der Leidenſchaft. Eigenſchaften derſelben. Sie iſt eine allgemeine Gabe der Natur. Wird am beſten von denen geredet, welche eine Leidenſchaft an ſich zu nehmen wiſſen. Wie Quintilian ſich die Erfindung dieſes Kunſtgriffes fälſchlich zueignet. Ob es in unſrer Macht ſtehe, eine gewiſſe Leidenſchaft an uns zu nehmen. Wie dieſes könne erhalten werden. Unvollkommenheit deſſen, was die Kunſtlehrer von der Sprache der Gemüthes-Leidenſchaften ſagen. Wie die pathetiſche Schreibart in die raſende verunartet. Nutzen einer Unterſuchung der Gründe, von welchen die verſchiedene Form des pathetiſchen Ausdruckes entſteht, nach der Natur der Leidenſchaften. Verſuch einer ſolchen in einigen allgemeinen Betrachtungen, wo das Auge beſtändig auf Longin gerichtet wird. Art des Ausdrukes, welchen die von der Hitze der Gemüthes-Bewegungen entſtehende Eilfertigkeit liebet. Vielerley Arten der Vergröſſerungen, womit ſich ein erhitztes Gemüthe auszudrücken pflegt. Verſchiedene Arten des Ausdruckes, die von den Phantaſie-vollen Entzückungen entſtehen. Wie der Aufſtand, den etliche Leidenſchaften zugleich erregen, eine Vermengung der Figuren gebiehrt.

ICh habe in dem vorhergehenden Abſchnitt eine beſondere Gattung der Schreibart mit Fleiſſe unberührt gelaſſen, weil ich ſchon damahls erachtete, daß ſie eine beſondere Abhandlung wohl verdienete; Ich meine die pathetiſche, bewegliche oder hertzrührende Schreib-

Schreibart. Diese ist zwar mit der nachdrücklichen in Absicht auf die Würckung sehr nahe verwandt, und sie kan öfters ohne derselben Hülfe ihren Zweck nicht erreichen, welcher darinnen bestehet, daß sie mittelst der Entzückung der Phantasie das Hertz der Leser angreiffe, und sich davon Meister mache; doch sind sie darinnen von einander unterschieden, daß, da jene vornehmlich auf die angenehme Entzückung der Einbildung zielet; diese hingegen dabey nicht stille stehet, sondern geraden Wegs auf die Bewegung des Hertzens losgehet. Die figürliche Schreibart machet uns glauben, wir sehen die Sachen als gegenwärtig vor uns, und betrieget uns auf eine unschuldige Weise durch den Schein der Wahrheit und Würcklichkeit; die bewegliche hergegen erweiset ihre Kraft damit, daß sie uns nöthiget, an den vorgestellten fremden Handlungen und Angelegenheiten, als Menschen von gleicher Natur Theil zu nehmen, und durch die Gemeinschaft eben derselben innigen Rührungen für ihr Wohl nicht weniger besorget und unruhig zu seyn, als für unser eigenes; Denn, wie Quintilian im dritten Cap. des sechsten B. anmercket, cum irasci, favere, odisse, misereri coepimus, agi jam rem nostram existimamus.

Die bewegliche und hertzrührende Schreibart ist nichts anders, als eine ungezwungene

Nachahmung derjenigen Sprache oder Art zu reden, welche die Natur einem jeden, der von einer Leidenschaft aufgebracht ist, selbst in den Mund leget. Die Leidenschaften haben demnach eine eigene Sprache und eine gantz besondere Art des Ausdruckes, womit sie nicht so fast absonderliche Begriffe, als vielmehr den Schwung ihrer erhitzten und phantastischen Vorstellungen entdecken und offenbaren. Diese Sprache hat keine besondere Wörter oder Redensarten, sondern es dienen ihr zu ihrem Ausdruck alle in einer jeden Sprache gewöhnliche und übliche so wohl bloß willkührliche, als figürliche Zeichen, weil sie von gantz bekannten Dingen redet, und also durch den Gebrauch ungewohnter und besonderer Zeichen gantz unverständlich würde. Die Eigenschaft dieser Sprache bestehet demnach darinnen, daß sie in der Anordnung ihres Vortrags, in der Verbindung und Zusammensetzung der Wörter und Redensarten, und in der Einrichtung der Rede-Sätze sich an kein grammatisches Gesetze, oder logicalische Ordnung, die ein gesetzteres Gemüthe erfodern, bindet; sondern der Rede eine solche Art der Verbindung, der Zusammenordnung, und einen solchen Schwung giebt, wie es die raschen Vorstellungen einer durch die Wuth der Leidenschaften auf einem gewissen Grad erhitzten Phantasie erheischen; also daß man aus der

Form

Form der Rede den Schwung, den eine Gemüthes-Leidenschaft überkommen hat, erkennen kan. Wie nun die Leidenschaften selbst allgemein sind, massen sie zu dem Wesen der menschlichen Natur gehören, und das Centrum gravitatis ausmachen, nach welchem sich der Mensch in dem angewiesenen Rang unter den göttlichen Geschöpfen erhält, so ist ihre Sprache und die Art ihres Ausdrucks nicht weniger allgemein. Eine gleiche Leidenschaft wird sich bey einem Iroquesen in seiner landüblichen Sprache auf eben die Art herauslassen und erklären, wie bey einem Sachsen. Denn da die andern Sprachen zum Theil unter der tyrannischen Bothmäßigkeit des unbeständigen Gebrauches stehen, und darum durch eine lange Uebung müssen erlernet werden; so ist hingegen diese eine allgemeine Gabe der Natur; wer den Trieb und die Hitze einer Leidenschaft in seiner Brust fühlet, der darf sich nicht lange besinnen, was für einen Schwung er dem Ausdruck geben wolle, die Natur wird ihm auf der Stelle mit den Gedancken auch die Wörter einflössen, und seine Rede in dem Munde also formieren, wie sie seiner Regung gemäß und gleichsam eigen ist. Wir können alle Tage hören, wie unstudierte Leute die Sehnsucht eines ungeduldigen Verlangens in bangen Seufzern und heissen Wünschen; die Empfindung ihrer drückenden Noth in beweglichen und Wehmuth-

muth-vollen Klagen; die Aufwallung des Zorns in ungestümen Beschimpfungen und schrecklichen Bedrohungen, so geschickt und hertzbewegend ausdrücken, daß man sich nicht erwehren kan, an ihrem Geschicke Theil zu nehmen. Woher mag diese hertzrührende Kraft ihrer Wohlredenheit kommen? Unstreitig daher, weil sie das Hertz reden lassen, und sich dem ungestümen Triebe ihrer Neigungen gäntzlich ergeben. Quintilian fraget daher im dritten Cap. des sechsten B. Quid aliud est cautæ, ut lugentes utique in recenti dolore disertissime quædam exclamare videantur; & ira nonnunquam indoctis quoque eloquentiam faciat; quam quod illis inest vis mentis & veritas ipsa morum? Die Natur ist demnach die Lehrmeisterinn, bey welcher man in die Schule gehen muß, wenn man diese natürliche Sprache erlernen will; und man kan demjenigen, der sich geschickt machen will, die Leidenschaften in der natürlichen Art ihres Ausdruckes so glücklich nachzuahmen, daß man die Kunst der Verstellung nicht leicht mercken soll, keinen bessern Rath ertheilen, als daß er sich bemühen solle, diejenigen Leidenschaften selbst anzunehmen und in seinem Hertzen rege zu machen, deren eigene Sprache er zu reden gedencket. Dieses ist das Geheimniß, welches Quintilian gegen dem Ende des dritten Cap. im sechsten B. eröffnet, und womit er sich nicht wenig düncket, wenn

wenn er ſagt: Mihi in animo eſt, quæ latent penitus ipſa hujus loci aperire penetralia, quæ quidem *non aliquo tradente*, ſed experimento meo ac natura ipſa duce accepi. Summa enim, quantum ego quidem ſentio, circa movendos affectus, in hoc poſita eſt, ut moveamur ipſi. **Und was er gleich hernach zur Befeſtigung dieſer Regel beybringet, verdienet in der That unſre Aufmerckſamkeit:** Quare in iis, quæ verisimilia eſſe volumus, ſimus ipſi ſimiles eorum, qui vere patiuntur, affectibus, & a tali animo proficiſcatur oratio, qualem facere judicem volet: An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? iraſcetur, ſi nihil ipſe, qui in iram concitat, ei quod exigit, ſimile patietur? Siccis agens oculis lacrimas dabit? Fieri non poteſt: Nec incendit, niſi ignis; nec madeſcimus, niſi humore; nec res ulla dat alteri colorem, quem ipſa non habet. Primum eſt igitur, ut apud nos valeant ea, quæ valere apud audientes volumus; afficiamurque antequam afficere conemur. **Allein dieſes Geheimniß hat ſchon Ariſtoteles in dem XVIII. Cap. ſeiner Poetick § 3. mit folgenden Worten entdecket:** „ Es iſt et-
„ was gewiſſes, daß unter zween Menſchen,
„ welche einen gleich geſchickten Geiſt haben,
„ derjenige, der eine Leidenſchaft an ſich neh-
„ men wird, uns allemahl beſſer überreden
„ wird; ein Beweisthum deſſen iſt, daß ei-
„ ner, der wahrhaftig in Bewegung iſt, die

„ Zuhörer ebenfalls in Bewegung setzet, und „ wer wahrhaftig entrüstet ist, unfehlbar eben „ dergleichen Entrüstung in den Hertzen der „ Zuseher erwecket. „ Welche Anmerckung der gelehrte französische Ausleger mit diesem geschickten Gleichniß erläutert: „ Die Seele „ aller Menschen ist, wie ein gleiches Instru„ ment, das mit so vielen Saiten bezogen „ ist, als Leidenschaften sind. Man nehme „ mir zwo wohlgestimmte Lauten, und rühre „ in einer von denselben eine Saite, so wird „ man zugleich in der andern diejenige er„ schüttern, welche mit dieser gleich und „ überein gestimmt seyn wird; da die übri„ gen indessen keine Bewegung empfangen „ werden. Auf dieselbe Weise ist es mit „ dem Hertzen des Menschen beschaffen, wer „ darinnen eine gewisse Saite bewegen will, „ muß eben dieselbe in seinem eigenen Her„ zen rühren. „ Und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so hat sich Quintilian eben durch die ruhmräthige und ungefoderte Bezeugung, daß er diese geheime Lehre niemandem als sich selbst zu dancken habe, bey mir in den Verdacht gesetzet, als ob er andern, die vor ihm auf diese Gedancken möchten gefallen seyn, das damit verdiente billige Lob durch List habe vorenthalten, und sich alleine eigen machen wollen. Ich ward auch in diesem meinem auf ihn vorgefaßten Verdacht nicht wenig gestärckt, als ich Ciceros II. B. von dem

dem Redner nachsehend, daselbst auf den 189sten und folgende §. §. gekommen bin, wo er dieselbe Regel mit denselben Gründen unterstützet, und mit seiner eigenen Erfahrung bestätiget. Wenigstens wird eine nähere Zusammenhaltung beyder Stellen, die ich meinem Leser überlasse, sattsam zeigen, daß diesem geschickten Kunstlehrer die aus Ciceros Wercke angezogene Stelle nicht müsse verborgen gewesen seyn, und daß, da er sonst in seinem Unterricht von der wahren Beredtsamkeit nicht sparsam ist, sich auf dieses grossen Redners Ansehen zu beruffen, ihn dieses mahl eine neidige und eigennützige Ruhmsucht müsse verleitet haben, solches zu verhöhlen und abzuläugnen. Mithin läßt sich daraus abnehmen, für wie wichtig Quintilian diese Lehre müsse angesehen haben, da ihn die Begierde, sich das Lob der Erfindung alleine zuzueignen, selbst zu einer kleinen Ungerechtigkeit verleitet hat. Und in diesem Absehen, den Werth dieser Regel anzupreisen, ist es auch geschehen, daß ich Quintilian diese ruhmsüchtige Unerkenntlichkeit hier etwas freymüthiger aufgerucket habe. Weil auch Ciceros Exempel billig in einem solchen Ansehen stehet, daß es zu dieser Absicht beförderlich seyn mag, so kan ich mich nicht enthalten, sein eigenes Bekänntniß an dem angezogenen Orte, wie er nemlich eben durch Beobachtung dieser vorgeschriebenen Regel seine

Fertigkeit in der hertzrührenden Schreibart erlanget habe, anzuführen; er drücket es mit dieſen Worten aus §. 189. Nunc ego, quid tibi, Craſſe, quid ceteris accidat, neſcio: de me autem, cauſa nulla eſt, cur apud homines prudentiſſimos atque amiciſſimos mentiar. Non me hercule unquam apud judices aut dolorem, aut miſericordiam, aut invidiam, aut odium excitare dicendo volui, quin ipſe in commovendis judicibus, iis ipſis ſenſibus, ad quos illos adducere vellem, permoverer. Und Horatz hat in ſeiner poetiſchen Dichtkunſt nicht vergeſſen, dieſe Regel in Abſicht auf die Kunſt der Comödianten geſchickt anzubringen, und die Beobachtung derſelben beſtermaſſen anzubefehlen:

. . . Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi: tunc tua me infortunia lædent,
Telephe, vel Peleu: Male ſi mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. . . .
Format enim NATURA prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: Juvat, aut impellit ad iram,
Aut ad humum moerore gravi deducit, & angit:
Poſt effert animi motus interprete lingua.

Alleine wenn dieſe ſo ſehr angeprieſene Regel in dem Gebrauche nützlich ſeyn ſoll, ſo müſſen wir vorausſetzen, daß wir im Stande ſeyn, diejenige Leidenſchaft in uns zu erwecken und anzunehmen, welche uns je zu Zeiten beliebet: Nun fraget es ſich, ob denn die

die Leidenschaften in unsrer Gewalt stehen, daß wir sie nach Belieben in uns rege machen können. Denn woferne dieses nicht in unsrer Macht stühnde, so wäre diese Regel gantz vergeben. Diese Schwierigkeit nun aus dem Wege zu räumen, muß ich zuerst anmercken, daß es eine leichtere Arbeit sey, die Gemüthes-Leidenschaften in uns wache zu machen und in Bewegung zu bringen, als dieselben zu unterdrücken, und zu bezähmen. Da nun die Sittenlehrer von der Herrschaft über die Sinnen, über die Einbildungskraft und über die Affecten, als von einer zur Verbesserung der Sitten nicht alleine nothwendigen und nützlichen, sondern auch möglichen Sache und Bemühung, so viel Redens machen; mit wie viel mehrerm Grunde können wir dem Redner die Macht und das Vermögen zuschreiben, seine Begierden nach Belieben aufzuwecken, und in Aufwallung zu bringen; zumahl da diese Bemühung dem natürlichen Triebe der Menschen aufhilft, und die Lust, die sie in der Bewegung suchen, befördert. Zudem muß ja eine Vorstellung, so die Kraft haben soll, andere in Unruhe zu setzen, eben diese Kraft zuerst auf dasjenige Gemüthe erweisen, in welchem sie allererstens erzeuget und gebohren wird; das ist was Cicero in dem oben angezogenen B. §. 191. angemercket hat: Ne forte hoc magnum ac mirabile esse videatur, hominem iratos,

irasci, toties dolere, toties omni animi motu concitari, præsertim in rebus alienis, magna vis est earum sententiarum, atque eorum locorum, quos agas tractesque dicendo, ut nihil opus sit simulatione & fallaciis: Ipsa enim natura orationis ejus, quæ suscipitur ad aliorum animos permovendos, oratorem ipsum magis etiam quam quemquam eorum, qui audiunt, permovet. Wer die Natur des Menschen kennet, dem ist unverborgen, daß die Affecten, die nichts anders sind, als eine undeutliche Vorstellung des Guten und des Bösen, und die den Schein für die Wahrheit nehmen, alleine von der Einbildungs-Kraft aus ihrem Schlafe aufgeweckt und ins Spiel gebracht werden. Auf was Weise aber dieses geschehe, habe ich in dem ersten Th. ausführlich gelehret. Die oratorischen und poetischen Figuren, von welchen unsre Kunstlehrer so weitläuftig handeln, und die den Reden und den Gedichten so viele Anmuth und Pracht mittheilen, sind auch nichts anders, als die natürliche Sprache dieser Affecten, die in unsrer Brust aufgewecket werden. Ohne diese inwendige Bewegung wären diese besagten Figuren unwahrscheinlich und keines Lobes werth. Das ist, was Quintilian an dem obangezogenen Orte sehr geschickt erläutert: Quas Φαντασίας græci vocant, nos sane visiones apellemus, per quas imagines rerum absentium ita repræsentantur animo, ut eas cernere oculis, ac præsentes habere

here videamur: has quisquis bene conceperit, is erit in affectibus potentissimus; hunc quidam dicunt εὐφαντασιωτον, qui sibi res, voces, actus secundum verum optime finget, quod quidem nobis volentibus facile continget. Nam ut inter otia animorum, & spes inanes, & velut somnia quædam vigilantium; ita nos hæ, de quibus loquimur, imagines prosequuntur, ut peregrinari, navigare, præliari, populos alloqui, divitiarum, quas non habemus, usum videamur disponere, nec cogitare, sed facere: hoc animi vitium ad utilitatem non transferemus? At hominem occisum queror, non omnia, quæ in re præsenti accidisse credibile est, in oculis habebo? non percussor ille subitus erumpet? non expavescet circumventus? exclamabit, vel rogabit, vel fugiet? non ferientem, non concidentem videbo? non animo sanguis, & pavor, & gemitus, extremus denique expirantis hiatus insidebit? Insequitur ἐνέργεια, quæ non tam dicere videtur, quam ostendere, & affectus non aliter, quam si rebus ipsis interfimus, sequentur. **Und etwas ferner hin:** Ubi vero miseratione opus erit, nobis ea, de quibus querimur, accidisse credamus, atque animo nostro persuadeamus: nos illi simus, quos gravia, indigna, tristia passos queramur: nec agamus rem quasi alienam, sed assumamus parumper illum dolorem. Ita dicemus, quæ in simili nostro casu dicturi essemus. **Wir müssen eben die-**

diejenige List gebrauchen, welche die Aufwärterinnen des Achilles gebraucht haben. Als diese jungen von ihm geraubten Frauenspersonen, die meistentheils im Ueberflusse und hohen Stande erzogen worden; ihm zu gefallen den Tod des Patroclus beweinen, und der Briseis nachfolgen mußten, ergriffen sie diese Gelegenheit, dem wahren Leid ein Genügen zu thun, welches sie wegen ihrer eigenen Noth in der Brust fühleten. Homer drückt solches mit dem schönsten Verse aus, der in gantz Griechenland bewundert worden:

Πάτροκλον πρόφασιν, σφῶν δ' αὐτῶν κήδε ἑκάστη.

Wer nun auf diese Weise sich niemahls vorsetzet, mit frostigem Sinn andere zu bewegen, sondern durch eine lebhafte und entzückende Vorstelluug der Sachen zuerst seine eigene Einbildung, und durch dieselbe das Gemüthe in die erfoderliche Hitze treibet, eh er andere entzünden will, der wird auch den natürlichen Ausdruck der Leidenschaften allemahl glücklich treffen; er wird weder das rechte Maaß verfehlen, noch zur Unzeit in eine Raserey gerathen, wenn er das Hertz reden läßt, und es wird nicht der wenigste Verdacht einer künstlichen Verstellung, der des Redners Ansehen und Glaubwürdigkeit so nachtheilig ist, auf ihn fallen, weil seine Rede nicht aus dem blossen Gehirne künstlich heraus-

herausgesponnen wird, sondern aus dem tiefen Grund seines Hertzens selbst hervorquillt. Hergegen da eine Würckung sich allemahl nach dem Vermögen der Sache verhält, von welcher sie hervorgebracht wird, so wird sich eine gezwungene Verstellung, die der Natur Gewalt thun will, bald verrathen, und ohne Würckung auf anderer Leute Gemüther seyn; die gefirnißte Kaltsinnigkeit eines Redners wird so wenig entzünden als ein gemahltes Feuer. Die Unmaaß und Verschwendung der Figuren, womit er den Abgang der innerlichen Hitze zu ersetzen und zu verbergen suchet, wird einen spielenden Witz und ein frostiges Hertz zu erkennen geben, und weil der wahren Leidenschaft nichts so sehr entgegen ist, als die Künsteley, so wird uns eine solche unnatürliche Vorstellung mehr ärgerlich als beweglich vorkommen. Daher hat Cicero im zweyten B. de oratore §. 205. wohl gesprochen: Neque parvis in rebus adhibendæ sunt hæ dicendi faces, neque ita animatis hominibus, ut nihil ad eorum menteis oratione flectendas proficere possimus, ne aut irrisione, aut odio digni putemur, si aut tragoedias agamus in nugis, aut convellere adoriamur ea, quæ non possint commoveri. Und Longin in der siebenzehnten Abtheilung: „Allenthalben „Figuren anbringen wollen, ist verdächtig, „und führet den Schein einer List, Nachstellung oder Betrügerey bey sich, zumahl

„wenn

„ wenn man vor einem grossen Richter reden
„ soll; dieser wird gewiß einen Haß wider
„ den künstelnden Redner fassen, so bald er
„ mercket, daß man ihn, wie ein unwitziges
„ Kind, zu berücken suchet; ja er nimmt
„ wohl gar dergleichen betrieglichen Schein,
„ als die gröste Beschimpfung auf, wodurch
„ er nachgehends so starck in Harnisch ge-
„ bracht wird, daß sein Hertz, wenn er sich
„ gleich nichts mercken läßt, dennoch von
„ den Worten des Redners weit entfernt
„ bleibet. Darum halte ich diese für die al-
„ lerschönsten Figuren in der Rede, welche
„ niemand vor Figuren ansiehet. „ Und in der folgenden achtzehnten Abth. „Alles Hertz-
„ rührende reitzet am stärcksten, wenn es läst,
„ als ob solches der Redner nicht gesucht,
„ sondern daß es der Umstand so mit sich ge-
„ bracht habe. „

Es haben zwar die Kunstlehrer einige flüchtige Anmerckungen über die Sprache, oder die Art des Ausdruckes, so den Gemüthes-Leidenschaften eigen ist, zusammengetragen. Dieselben aber erstrecken sich nicht weiter, als daß sie einige Dutzend dergleichen Formen des pathetischen Ausdrucks, welche sie Figuren der Rede nennen, unter gewissen Aufschriften und Benennungen absonderlich eingetragen, und etwann noch kürtzlich angezeiget haben, welchen Leidenschaften eine jede derselben gemein sey. Alleine ich will keinen

Umweg

Umweg nehmen frey herauszusagen, daß ich diese Lehrart nicht billigen kan, weil sie uns von der Natur, welche die einige Lehrmeisterinn der Sprache der Leidenschaften ist, abführet, und auf den närrischen Wahn verleitet, daß wir mit frostigen Sinnen und einem kalten Hertzen dennoch beweglich schreiben, und wie sich einer von den deutschen Kunstlehrern ausdrücket, die schläfrige Schreibart dadurch auch ein wenig erwecken nnd anfeuren können. Woher kömmt es anderst, als von dieser Lehrart, daß man gemeiniglich diese Formen des pathetischen Ausdrucks für nicht viel mehr, als blosse Zierrathen ansiehet, und nicht bedencket, daß sie allemahl überflüssig, müssig und unwahrscheinlich seyn, wenn sie nicht aus einem entzündeten Hertzen hervorfliessen, und die Nothwendigkeit derselben nicht in der Art und dem Schwunge derjenigen Leidenschaften, die des Hertz in Bewegung gebracht haben, gegründet ist? Die Verstellung, wenn sie nicht aus der innern Kraft der erregten Seele fliesset und davon unterstützet wird, kan in der pathetischen Schreibart unmöglich verdeckt bleiben. Einzelne Figuren sind absonderlich betrachtet allezeit gut, weil man ihre Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit nicht nach einem gewissen Grade einer erhitzten Leidenschaft abmessen kan, da sie derselben überhaupt zugeschrieben werden. Aber in dem Gebrauche

dieser

dieſer Figuren kömmt es lediglich darauf an, daß man das rechte Maaß und den bequemen Ort treffe, wo und nach welchem dieſelben müſſen angewendet werden, wenn ſie dem erfoderlichen Grade der Leidenſchaft gemäß, natürlich, und gerecht ſeyn ſollen. Und dieſes kan keine Kunſt lehren; wenn die Leidenſchaft nicht in dem Hertzen brennet, ſo iſt es gantz unmöglich, das rechte Maaß zu treffen; man wird immer mit kaltſinnigen Hertzen von dem wahren Maaſſe der Natur abweichen, die unnatürliche und gekünſtelte Verſtellung wird ſich ſelbſt verrathen, und an ſtatt zu bewegen, lächerlich werden. Denn wie Quintilian zu Ende des dritten Cap. im neunten B. anmerket: In his rebus cura verborum derogat affectibus fidem, & ubicunque ars oſtentatur, veritas abeſſe videtur. Und dieſes alles wird durch die ſchädliche Würckung, welche die bisher gewohnte Lehrart in den Schulen bey jungen Leuten gehabt hat, noch mehr bekräftiget; denn da die gantze hiſtoriſche Lehre von den Figuren ihnen keinen weitern Unterricht ertheilen kan, als daß zu der beweglichen Schreibart der Gebrauch der Figuren nothwendig ſey, ſo müſſen ſie ja nothwendig, wenn ſie angehalten werden ihre Kräfte in dieſer Schreibart zu verſuchen, in denjenigen unnatürlichen Fehler verfallen, welchen Theodor nach Longins Be-

Bericht παρένθυρσον, das Raſende, genennet hat, welches nach dieſes leztern Beſchreibung zu Ende der dritten Abth. ἔστι πάθος ἄκαιρον καὶ κενὸν, ἔνθα μὴ δεῖ πάθους. ἢ ἄμετρον, ἔνθα μετρίου δεῖ; ein unzeitiger und müſſiger Affect an einem Ort, wo kein Affect Platz hat, oder Uebermaß, wo man Maaß und Ziel halten ſoll. Wobey er von dem Urſprung dieſes Fehlers nachſtehende Anmerckung beyfüget: „ Denn es gerathen „ zuweilen einige, als wenn ſie berauſcht „ wären, auf Leidenſchaften, die gar nicht „ zu ihrem Vorhaben dienen, und die ἴδια „ ἑαυτῶν καὶ σχολικὰ πάθη ſind, die ihnen „ noch aus der Schule anhangen, und gantz „ eigen geworden; wodurch ſie aber bey „ den Zuhörern, die nichts empfinden, nachgehends billig lächerlich werden; indem „ ſie mit Leuten zancken, die keinen Theil „ an ihrem Streit haben; ἐξεγηκότες πρὸς „ οὐκ ἐξεγηκότας. „ Andere hingegen, wenn ſie etwann zufälliger Weiſe zur rechten Zeit ſich zu erhitzen ſuchen, gerathen einsmahls in eine ſolche unmäſſige Wuth, daß man die ſpielende Gleißnerey bald mercken muß:

Ut, qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura dolentibus ex animo.

Canitz ſpottet ſolcher in ſeiner Satyre ſehr artig:

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott, wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab.

Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist, als achtzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht. ꝛc.

Und wenn einem solchen rasenden Dichter etwann seine poetische Galle überläuft, so wird der Leser oder Zuhörer, der dabey gantz unempfindlich bleibt, mit Turnus beym Virgil sagen:

. . . Non me tua fervida terrent
Dicta, ferox! . . . . . .

Es wäre demnach wohl zu wünschen, daß die Kunstlehrer die Zeit und Mühe, die sie bisdahin aufgewendet haben, das Verzeichniß der Figuren, als eines nöthigen Vorraths zu der beweglichen Schreibart, einander nachzuschreiben, und ihre äusserliche Form mit einigen abgesonderten Exempeln zu erläutern, ins künftige anwenden würden, die Natur und die Gänge der erhizten Gemüthes-Leidenschaften in dem menschlichen Hertzen selbst auszukundschaften, und daraus allgemeine Regeln herzuleiten, welche dienen könnten, den Grund verschiedener pathetischer Ausdrückungen zu entdecken und wahrscheinlich zu machen: Denn ob es gleich wahr ist, daß eine gute pathetische Rede, weil das Hertzrührende von Natur mit uns in Verwandtschaft stehet, sich unmittelbar durch die Würckung auf

auf das Gemüthe der Zuhörer anpreiſet, indem ſie daſſelbe durch eine natürliche Kraft ſo gleich entzündet, und in Bewegung bringet; ſo iſt dennoch nicht minder begründet, daß dieſe Würckung ihre zulänglichen Urſachen in der Art und dem Schwunge der inwendig erregten Leidenſchaften hat; folglich würde eine ſorgfältige Aufſuchung dieſer Urſachen in beſondern Exempeln uns geſchickt machen, eigentlich zu entſcheiden, was für Figuren einer jeden Leidenſchaft eigen ſeyn, und welches Maaß einem jeglichen Grade der Hitze zukomme. Mithin kan ich nicht unangemercket laſſen, daß verſchiedene Leidenſchaften öfters ſich gantz gleicher Figuren in dem Ausdrucke bedienen, weil die Figuren, oder der Schwung und die Form des Ausdruckes, nicht die Art der Leidenſchaft, ſondern nur eine gewiſſe Eigenſchaft, Beſchaffenheit, oder Heftigkeit derſelben zu erkennen giebt; nun können aber verſchiedene Leidenſchaften auf einem gleichen Grade der Hitze, der Ungedult, oder der Verwirrung ſtehen, und alſo eine gleiche Beſchaffenheit haben, wenn ſie ſchon der Art nach gantz unterſchieden ſind. Es wäre alſo weit natürlicher gehandelt, wenn man die Natur, Beſchaffenheit, und Symptomata der Gemüthes-Leidenſchaften überhaupt beſſer zu ſtudieren ſich befleiſſen, und darinne die Gründe aufſuchen würde, von welchen

die verschiedene Form des Ausdruckes herrühret; diese Lehrart würde aufs wenigste den Nutzen haben, daß wir in Beurtheilung der Reden des Hertzens uns nicht bloß auf die Empfindung beruffen, sondern dieselbe auch mit zulänglichen Gründen unterstützen könnten. Ob ich nun gleich nicht begreiffen kan, wie die blosse Kunst bey einem frostigen und kaltsinnigen Hertzen die wahre Hitze der Leidenschaften in dem Ausdrucke ohne Abbruch der natürlichen Wahrscheinlichkeit nachmachen sollte, denn wie Quintilian im dritten Cap. des sechsten B. sagt: Et luctus, & iræ, & indignationis ridicula erit imitatio, si verba vultumque tantum non etiam animum accommodaverimus; so gebe ich dennoch zu, daß die Kunst der Nachahmung bey einem geschickten Verfasser der Natur aufhelfen und ihre Würckung befördern kan, angesehen derjenige, der die Natur der Leidenschaften kennet, nothwendig geschickter seyn muß, dieselben in seinem Gemüthe rege zu machen, und den Fußtapfen der Natur nachzugehen. Ich will daher noch einen kleinen Versuch thun, und einige allgemeine Betrachtungen über die Natur der Leidenschaften und die daher rührende besondere Art ihres Ausdruckes beyfügen, wobey ich mir die Anmerckungen, welche Longin über dieses Capitel in seinem Werckgen von dem Erhabenen zerstreuet angege-

gebracht hat, wohl zu Nutze machen werde.

Meine erſte Betrachtung gehet denn auf die von der Hitze der Gemüthes-Bewegungen entſtehende Eilfertigkeit, die ſich von nichts aufhalten läßt: Dieſe äuſſert ſich auch in der Art des Ausdruckes, indem ſie die gewöhnlichen Verbindungs-Wörter, womit die Theile eines gantzen Rede-Satzes ordentlich verknüpft werden, wegläßt, weil ſie ihrer hitzigen Begierde im Wege ſtehen, und ſich alſo nur in abgeſchnittenen Sätzen erkläret. Es hat Longin in der ein und zwanzigſten Abth. gezeiget, ὅτι οἱ σύνδεσμοι ἀκίνδυνον ποιοῦσι τὸν λόγον; und ſich dieſer geſchickten Gleichniß bedienet: „Gleich„ wie den Läuffern, wenn jemand ihren „ Leib bindet, alle Kraft benommen wird, „ eben ſo leiden die Gemüthes-Bewegun„ gen, wenn ſie in dergleichen Verbindungs„ und Flick-Wörter eingehüllet ſind, den „ gröſten Zwang. Denn dieſe verhindern, „ daß die Begierden nicht frey lauffen, „ noch als ein losgeſchoſſener Pfeil fortei„ len können.„ Derſelbe führt in der neunzehnten Abth. ein Exempel aus Xenophon an, da er von den bey Coronea ſtreitenden Griechen ſagt: „ Sie ſchloſſen ihre „ Schilder an einander, wurden gedrän„ get, ſtritten, tödeten, blieben auf der „ Stelle.„ In welcher kurtzen Beſchrei-

bung der griechische Geschichtschreiber die Grösse der Gefahr, die kluge Hertzhaftigkeit der Griechen, den tapfern Widerstand derselben, und den unglücklichen Ausgang des Treffens auf das deutlichste, aber auch so eilfertig beschreibet, daß ihr ihm mit den Gedancken kaum zu folgen vermöget. Diese Eilfertigkeit entdecket euch eine aufgebrachte Hitze bey dem Redner, und solche wird durch die Weglassung der Verbindungs-Wörter erhalten. Aber wenn Heinecken gegen Tollius behaupten will, daß sie zugleich ein Exempel von dem Erhabenen sey, so muß er mit gleichem Rechte alle natürlichen Ausdrücke der Leidenschaften für erhaben gelten lassen. Homer ist in diesem Stücke so glücklich, daß er auch das Zeugniß Longins erhalten, er wisse die Verbindung der Rede am rechten Orte aufzulösen. Und Virgil gehört deßfalls ein nicht geringeres Lob; man kan die Rede der erzörnten Dido an den Aeneas aus dem vierten B. zum Exempel nehmen; wo sie ihre heftigen Leidenschaften in lauter abgebrochenen Sätzen ausstößt; als wenn es heißt:

I, sequere Italiam ventis, pete regna per undas.

Dergleichen abgebrochene Sätze, die man gleichwohl mit einer Heftigkeit vorbringt, sind, wie Longin wohl angemercket hat, Kenn-

Kennzeichen einer lebhaften Empfindung, von welcher wir zu gleicher Zeit bald verhindert, und bald zu reden angetrieben werden. Wiewohl nun nicht zu läugnen iſt, daß die Einſchiebung der Verbindungs-Wörter in der Rede der Leidenſchaften, indem ſie alles einförmig und eben machen, öfters die Art und Heftigkeit derſelben ſchänden, den Nachdruck ihrer Rede verderben, und auf ein mattes Weſen, das keine Stacheln hat, verleiten würde: So muß man doch auch geſtehen, daß im Gegentheil die heftigſten Leidenſchaften zuweilen nicht alleine die Verbindungs-Wörter häuffen, ſondern auch andere Mittel anwenden, ſich mit Nachdruck ſo zu erklären, daß ſie nothwendig müſſen verſtanden werden, und man ſich nicht erwehren könne, das Gewicht und die Verknüpfung der Vorſtellungen, womit ſie ſich zu rechtfertigen ſuchen, deutlich einzuſehen. Virgil in der Juno Rede im erſten B. der Eneis

Ipſa Jovis rapidum jaculata e nubibus ignem,
Diſjecitque rates, everritque æquora ventis.

Juno will in dieſer Rede ihre entbrannte Luſt die Trojaner zu ſtrafen, mit dem Beyſpiel der Pallas rechtfertigen, welche durch einen einzigen Unfug des Ajax gereitzet, die gantze Flotte der Griechen jämmerlich zu Grunde gerichtet hatte: Da ſie nun die

Ausführung dieſer Rache der Pallas an den Griechen beſchreiben ſoll, ſo verweilet ſie ſich, nicht alleine die beſondern Umſtände derſelben nach einander vorzuſtellen, ſondern ſie ſo zu ordnen und zu verbinden, daß man ſie abſonderlich erwegen, und die Groſſe ihrer ausgeübten Rache nicht ohne Mitleiden für die Griechen erkennen muß; nun befördert die Wiederholung der Verbindungs-Wörter dieſes Abſehen nicht wenig, und die Auslaſſung derſelben würde daſſelbe gäntzlich zerſtören. Etwas fernerhin ſagt ſie von ſich ſelbſt:

Aſt ego, quæ Divûm incedo Regina, Jovisque
Et Soror, & Conjux, una cum gente tot annos
Bella gero. - - - - - -

Mit welchen Worten ſie die Titel ihrer Majeſtät, und den Vorzug, der ihr vor der Pallas gebührete, darum abſonderlich zu betrachten vorleget, damit ſie dadurch das Verbrechen der Trojaner vergröſſerte, ihre gefaßte Rache rechtfertigte, und den Verzug derſelben verabſcheuete. Die Leidenſchaften, ſo ungedultig ſie an ſich ſelbſt ſind, ſo ſind ſie doch immer mit einem Mißtrauen verknüpfet, nach welchem ſie beſorgen, daß ſie ihre innigſten Empfindungen nicht deutlich genug zu erkennen geben, und andern mittheilen; daher kömmt es, daß ſie ihre Worte ſo oft mit Nachdruck auf vie-

ler-

lerley Arten wiederholen, mit andern fast gleichgültigen Ausdrückungen verdoppeln, und oft gar mit solchen Zusätzen verstärken, die sonst ausser der Leidenschaft gantz überflüssig, ja oft lächerlich wären.

Ein anders Symptoma der Leidenschaften ist, daß sie die Sachen nicht nach ihrem wahren Maasse, sondern entweder gröſſer oder kleiner, als sie einem ruhigen Gemüthe vorkommen würden, betrachten; dahero sie sich auch in Vorstellung ihrer Begriffe immer der Vergrösserung bedienen; und aus Furcht zu wenig zu sagen, die Sachen zuweilen bis zu dem Unwahrscheinlichen erhöhen. Es sind aber vielerley Arten der Vergrösserung, wodurch ein erhitztes Gemüthe seinem Ausdruck ein recht wunderbares Ansehen mittheilen kan. Wir wollen die vornehmsten mit Exempeln erläutern.

Opitz an die K. M. zu Pohlen u. Schweden:

Das Land stund Schreckens voll, man sahe furchtsam ziehen
Die Dörffer in die Stadt, die Stadt mit ihnen fliehen,
Und alles war verzagt. - - - -

Die Vorstellung von dem gröſten Schrecken, der die Einwohner eines Landes plötzlich überfällt, und in eine solche Unruhe setzet, daß sie nicht wissen, wie sie ihr Leben retten wollen, könnte nicht nachdrücklicher ausgedrückt werden. Die Kunst der poetischen Vergröſse-

rung beſtehet darinnen, daß er anſtatt der Einwohner das Land, die Dörffer, die Stadt nennet; wodurch der Begriff merckl. erweitert und vergröſſert wird. Von dieſer Art iſt, wenn er gegen dem Ende dieſes Gedichtes ſagt:

Die Städte freuen ſich, die Felder ſind geneſen,
Es lebet jedermann für ſich in ſtiller Ruh.

So ſagt Virgil:

- - - Moeſtam incendunt clamoribus urbem.

Und an einem andern Orte noch ſtärcker:

Cum fera Carthago Romanis arcibus olim
Exitium magnum, atque Alpeis immittet apertas.

So wenn er auf einer andern Stelle die Gefahr, in die ein Schiff gerathen iſt, vergröſſern will, ſo ſagt er:

Sutilis, & multam accepit rimoſa paludem.

Damit iſt derjenige Kunſtgriff gar nahe verwandt, von welchem Longin in der vier und zwanzigſten Abth. handelt, wo er lehret, daß die zu Haufen tragung vieler Sachen der Rede ſo zu ſagen einen Leib giebt; wenn man nemlich ſtatt der vielfach zertheilten nur eine einfache Zahl ſetzet, ſo giebt dieſe Veränderung den Sachen einen weit gröſſern Umfang. Dergleichen Exempel ſind. Opitz an Herzog Ulrich zu Holſtein:

Wir

Wir ſehen Mitternacht den Mittag überzieh'n,
Es pflegt der Untergang dem Morgen einzubrechen:
Der Damaſcener trinckt aus Betis fremden Bächen,
Der Luſitaner geht um Ganges feiſtes Feld,
Der hohe Spanier ſucht eine ſolche Welt,
Davon die Vorwelt nicht geredet, noch gehöret,
Die dieſe nicht gekannt. - - - -

Und in dem Veſuvius:

Es iſt das arme Volck im Zweifel aller Sachen:
Man ſieht gantz Stabia, Salern und Nola wachen:
Es bebet Capua. - - - -

Und in eben demſelben:

- - - - Das bürgerliche Schwerdt
Hat Deutſchland durch und durch nunmehr faſt aufgefreſſen.

Und etwas ferner:

- - - Oſt, Weſt und Mitternacht
Hat für und wider uns die Waffen aufgebracht
Und uns und ihm gekriegt. - - -

Die Anmerckung, welche Longin in dem angezogenen Orte beyfüget, iſt wohl gegründet, und führet uns auf einen andern Kunſtgriff, deſſen ſich die bewegende Schreibart bedienet, ihre Vorſtellungen in gewiſſem Maaſſe zu vergröſſern. Er ſagt: „Man bringe viele Numeros plurales in den einzigen „Singularem, der angenehm ins Ohr fällt, „alſo daß aus vielen Sachen nur eine gemachet wird; oder man ändere die Singulares in plurales, alſo daß aus einer Sache „viele

„ viele gemachet werden, ſo giebt dieſe Ver-
„ änderung die Leidenſchaft zu erkennen. Die-
„ ſe beyden verſchiedenen Figuren haben nur
„ einen Grund, der ihnen ihren Werth mit-
„ theilet. „ Von der Veränderung der ein-
fachen in die mehrere Zahl hat Longin in der
23ſten Abth. abſonderlich gehandelt, und
daſelbſt gelehret, daß zwar auch die Wör-
ter, die nach ihrer äuſſerlichen Form ſingula-
ria ſind, aber nach ihrer Bedeutung eine
Vielheit in ſich einſchlieſſen, zuweilen treff-
lich dienen, die Sache, die dadurch vorge-
ſtellet wird, zu vergröſſern; doch daß die
Wörter in der mehrern Zahl weit merckwür-
diger ſeyn: Denn die Menge der Sachen,
die ſie in ſich begreiffen, giebt ihnen einen
groſſen Klang und Druck. Von ſolcher Art
iſt dasjenige, was Edipus bey Sophocles
ſagt: „ O Beylager, Beylager, das mir
„ den Urſprung gegeben, hernach das mir
„ geliehene Blut wieder empfangen hat, da-
„ durch Väter, Brüder, Söhne, ein blut-
„ ſchänderiſches Geſchlechte, Bräute, Eh-
„ weiber und Mütter an den Tag gekommen
„ ſind, nebſt den ſchändlichſten Thaten, wel-
„ che unter den Menſchen geſchehen können!„
Longin machet über dieſe Stelle folgende An-
merckung: „ Alles dieſes bedeutet nur eine
„ Perſon, nemlich den Oedipus, und die Jo-
„ caſta auf der andern Seite: Es wird aber
„ des Oedipus Jammer durch den Gebrauch

„ der

„ der Wörter in der vielfachen Zahl unend-
„ lich vermehret. „ In der That geben uns alle dieſe Plurales, die dergeſtalt auf einen Haufen getragen werden, einen weit gröſſern Begriff von den Sachen. Ein anders Mittel, wodurch die innigſte Empfindung einer Leidenſchaft ſich natürlich entdecket, und welches vortrefflich dienet, die Vorſtellungen zu vergröſſern, iſt der Ausruff. Ein Exempel ſoll mir Hr. D. Haller aus dem Gedichte, Sehnſucht nach dem Vaterland betittelt, verſchaffen:

Ach Himmel! laß mich doch die Thäler küſſen,
Wo ich den Lentz des Lebens zugebracht;
Und beym Geräuſch kryſtallner Waſſer-Güſſen
Auf einen Reim vor Sylvien gedacht.

Und in der lezten Strophe:

Ach daß ich dich ſchon itzund küſſen könnte
Beliebter Wald! und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die ſanfte Ruh mir gönnte;
Die ſich bey euch in Einſamkeit enthält!

Ich erinnere mich hier, daß Opitz gar oft auf dergleichen Wünſche verfallen iſt; als z. Ex. in ſeinem Zlatna v. 437.

O ſollte doch auch ich, nach ſolcher weiten Reiſe
Und ſo viel Ungemach, bey euch ſeyn gleicher Weiſe,
Ihr Thäler, ihr Gebürg, ihr Brunnen, und du Strand
Des Boders, da man mich zum erſten auf der Hand
Herumgetragen hat, wo die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht, und wo ich erſtlich krieget
Dieß ſchlechte, was ich weiß. . . .

Und

Und gegen dem Ende des Gedichtes v. 525.

O liebes Vaterland, wann werd ich in dir leben?
Wann wirſtu meine Freund und mich mir wieder geben?

Ich könnte noch unzählbar viel Exempel von ungleicher Art anführen; alleine da ich mir vorgenommen habe, die Sachen nur kürtzlich zu berühren, ſo verweiſe ich meine Leſer ſelbſt lieber zu den deutſchen Scribenten und Kunſtlehrern, die mehrere Beyſpiele an die Hand geben können; und füge nur noch dieſe Anmerckung bey, daß der Ausruff vielmehr dienet, die Leidenſchaft ſelbſt, in Anſehung ihrer Empfindung, Ungedult, Sehnſucht ꝛc. zu characteriſieren und zu vergröſſern, als die Sachen, die ſie ſich vorſtellet. Daher auch die gekünſtelte Nachahmung dieſer Figur, wenn ſie nicht aus dem innern Grunde eines lebhaft gerührten Hertzens flieſſet, ſelten und ſchwerlich das rechte Maaß treffen wird. Die frecheſte Art der Vergröſſerung, die ſich faſt bis zu dem unglaublichen verſteiget, aber ihre Wahrſcheinlichkeit in der Natur der erhitzten Leidenſchaft hat, iſt die Hyperbole; wovon Longin in der 38ſten Abth. ausführlich handelt. Seine erſte Anmerckung gehet dahin, daß er zeiget, es ſey dieſe Figur ſehr gefährlich, und über die Maſſen ſchwer, ſich inner den Schrancken zu halten, daß das Wunderbare das Wahrſcheinliche nicht gäntzlich verſchlinge, und in das Abentheurliche

und

und Lächerliche gerathe. Er ſagt: „ Man „ muß wiſſen, wie weit die Gräntzen einer „ jeden Sache gehen. Denn Vergröſſerun„ gen, welche man gar zu hoch hinaustrei„ bet, gerathen faſt allemahl ins Stecken, „ und dergleichen Dinge überhaupt, wenn „ ſie zu ſehr geſpannet ſind, laſſen entweder „ deſto eher nach, oder verurſachen eine gantz „ widrige Würckung. „ Das iſt, was Quintilian zu Ende des achten B. mit dieſen Worten ſehr wohl ausgedrücket hat: Sed hujus quoque rei ſervetur menſura quædam: Quamvis eſt enim omnis hyperbole ultra fidem, non tamen eſſe debet ultra modum; nec alia magis via in κακοζηλίαν itur. Longin führet zwey Exempel von allzu hoch getriebenen Vergröſſerungen an. Das eine iſt aus der Rede vom Haloneſus, die dem Hegeſippus, des Demoſthenes Amtsgenoſſen, zugeſchrieben wird, hergenommen, und lautet alſo: „ Wenn ihr anderſt Hirn und Geiſt noch in „ dem Kopf herumtraget, und dieſelben nicht „ mit Füſſen tretet. „ Es mag wohl ſeyn, daß der Redner dieſe Worte im Eifer ausſtößt, aber damit laſſen ſich darum nicht alle Ungereimtheiten rechtfertigen. Es geſchiehet oft, daß man einen im Eifer einen ungehirnten Kopf ſchilt; aber das Gehirn in die Fußſohlen verſetzen iſt abentheurlich und wird durch die Leidenſchaft weder wahrſcheinlich noch erträglich gemacht. Das zweyte Beyſpiel

spiel, so Longin anführet, ist aus des Isocrates berühmten Lobrede entlehnet, in welcher er darthun will, es habe die Stadt Athen den Griechen mehr Dienste geleistet, als die Lacedämonische Republick. Er setzet gleich in dem Eingange diese Worte: „Die „ Beredsamkeit hat eine Kraft grosse Sa„ chen klein, und kleine groß zu machen, „ den ältesten Dingen eine Anmuth der „ Neuigkeit mitzutheilen, und vom Neuen, „ als wenn es alt wäre, zu reden.„ Ueber welche Stelle der griechische Kunstrichter dieses begründte Urtheil ergehen läßt: „ Auf „ diese Art, könnte jemand sagen, wirst du, „ mein guter Isocrates, gleichfalls alles von „ den Athenern und Lacedämoniern verdre„ hen! Denn durch dieses Lob der Rede„ kunst erinnert er gleichsam seine Zuhörer „ zum voraus, daß sie ihm ja nichts glauben „ sollen.„ Er mercket auch noch an, daß Isocrates auf diese schülerhafte Vorstellung verfallen, weil er aus Ehrsucht zu begierig war, alles sehr groß und nachdrücklich vorzutragen. Ich füge noch hinzu, daß man aus diesem Beyspiel gar klar abnehmen kan, daß die Nachahmung der Sprache der Leidenschaft in dem Munde eines frostigen Kopfs, der mehr zu prangen, als zu bewegen suchet, nothwendig verunartet, und lächerlich wird. Es ist darum die Regel, welche Longin von dem Gebrauche dieser Vergrösserungen beyfüget,

füget, nicht aus der Acht zu lassen, welche fodert, daß die Wahrscheinlichkeit derselben in der Leidenschaft und der Natur der Sachen gegründet sey; und also nicht aus einem frostigen Kopf, sondern aus einem entzündeten Hertzen hervorfliesse; er sagt: „ Derohalben sind dieß würcklich die besten Vergrösserungen, wie ich bereits von allen andern Figuren gesagt habe, welche gäntzlich versteckt liegen, und die man am wenigsten vor Vergrösserungen ansiehet. Solches geschiehet, wenn sie von einer wüthenden Leidenschaft bey grossen und wichtigen Umständen angebracht werden. „ Dieses hat Virgil beobachtet, wenn er in dem vierten B. der Eneis der erzörnten Dido diese Worte in den Mund leget:

Nec tibi Diva parens, generis nec Dardanus auctor;
Perfide: Sed duris genuit te cautibus horrens
Caucasus, Hyrcanæque admorunt ubera tigres.

Die Wuth der Leidenschaft macht diese Vorstellung, so seltsam und wunderbar sie an sich selbst ist, gantz glaublich und wahrscheinlich. Opitz ist in dem Gebrauche der Vergrösserungen eben so geschickt und bescheiden. Ich will aus vielen ein par Beyspiele anführen. Im dritten B. der P. W.

Wir äschern gantze Städt' und ihre Kirchen ein,
Daß gleichsam Gott auch selbst nicht mehr kan sicher seyn
In seinem eignen Haus. . . .

Und in dem Lobe des Krieges-Gottes v. 801.

Wir haben Thulen nicht die Länge bleiben laſſen
Das letzte Land der Welt, gefunden eine Gaſſen
Durch Froſt und dicke Nacht, ſind kommen unverzagt,
Wo Mond und Sonne ſich noch nimmer hingewagt,
Und haben aufgedeckt Lycaons weiſſen Bären,
So niemahls Waſſer trinckt, der Thier' uns müſſen wehren,
Den Winter ſelbſt bekriegt, wo Fuß an Meeres ſtatt,
Und Nebel für den Tag die kalte Herrſchaft hat.
Gold, Silber, Würtze, Holtz und alles kanſtu geben,
Und wenn du viel uns nimmſt, ſo nimſtu uns das Leben,
Das keiner nicht behält. . . . .

Die Kühnheit der Vergröſſerung wird wegen des beſondern Umſtands, da der Poet die Verwegenheit der Menſchen, und die Macht des Kriegesgottes erhöhen will, gantz erträglich; und es läßt nicht als ob man die Sache der Vergröſſerung wegen erzehle, ſondern als ob die Vergröſſerung ordentlich aus der Sache ſelbſt entſtehe. Und von dieſer lezten Gattung der Vergröſſerung gilt vornehmlich die Anmerckung Quintilians zu Ende des achten B. Tum eſt hyperbole virtus, cum res ipſa, de qua loquendum eſt, naturalem modum exceſſit: conceditur enim amplius dicere, quia dici quantum eſt, non poteſt, meliusque ultra, quam citra ſtat oratio. Dergleichen Exempel findet ſich in Virgils Eneis im achten B. v. 238. von dem Steine, den Tirynthius von des Cacus Höle weggewogen:

. . Inde

. . . . . Inde repente
Impulit; Impulſu quo maximus inſonat æther:
Diſſultant ripæ, refluitque exterritus amnis.

Dieſe Vergröſſerung hatte Virgil v. 233. und 234. wohl vorbereitet:

Stabat acuta ilex, præciſis undique Saxis
Speluncæ dorſo inſurgens, altiſſima viſu.

Opitz hat dieſelbe glücklich nachgeahmet, in dem Veſuvius:

Viel Flecken voller Frucht, und Dörffer ſtehn im Brande,
Die Waſſer fürchten ſich, und fliehen von dem Lande.

Und weiterhin:

Indem die Felder nun mit Pech und Schwefel braten,
Die Luft im Feuer ſteht, ...
. . . . und das beſtürtzte Meer (nen
Die Wellen in ſich ſchluckt; indem des Nachts die Ster-
Die Sonn' im Tage zagt, ſteht alle Welt von fernen.

Longin hat die oben angeführte Regel von dem Gebrauche der Vergröſſerungen vor ſo gründlich und nothwendig gehalten, daß er dieſelbe zu Ende der gedachten Abtheilung nochmahls wiederholet und einſchärffet, und lehret, daß ſie ſich auf alle, auch die comiſchen Leidenſchaften, erſtrecke; er ſagt: „Ein „ ſicheres Mittel zu verhüten, daß die Kühn„ heit nicht anſtöſſig werde, wird wohl die„ ſes ſeyn, wenn man ſie nur in der Hitze „ der Leidenſchaft und ungefehr an ſolchen

„ Orten braucht, welche es haben wollen. „ Dieſes iſt ſo richtig, daß man in der Co„ mödie ſelbſt abentheurliches Zeug ſagen kan, „ das doch vor wahrſcheinlich gehalten wird, „ weil es das Hertz beweget, indem es nem„ lich ein Gelächter verurſachet. Das Ge„ lächter iſt in der That eine Leidenſchaft des „ Gemüthes, die von dem Ergetzen entſteht. „ Von dieſer Art iſt der Einfall eines comi„ ſchen Poeten: Er beſaß ein Landgut, wel„ ches kaum gröſſer war, als ein Lacedämo„ niſcher Brief.„ Auch dieſes hat Quintilian angemercket, wenn er ſagt: Pervenit hæc ſpecies frequentiſſime ad riſum, qui ſi aptus eſt, urbanitatis; ſin aliter ſtultitiæ nomen aſſequitur. Im übrigen kan man die Vergröſſerung ſo gut bey kleinen als bey groſſen Sachen gebrauchen, denn dieſelbe iſt in dieſen beyden verſchiedenen Fällen dienlich. Und die Verkleinerung beſteht eigentlich darinnen, daß man die Kleinigkeit und Geringheit der Sachen vermehret, und um gewiſſe Grade herunterſetzet. Ich kan inzwiſchen nicht unerinnert laſſen, daß die hyperboliſchen Vergröſſerungen mehr im Gedancken als in der Ausdrückung liegen, und alſo viel eher zu der beſondern Art der Gedancken, als zu der Sprache der Leidenſchaften gehören. Ich habe auch von dieſer phantaſtiſchen Gedenkens-Art der Leidenſchaften im erſten Theile ausführlich gehandelt.

Noch

Noch ein ander Symptoma der Leidenschaften ist, daß die Phantasie durch die Hertigkeit der Begierden so starck gerühret und entzücket wird, daß sie die Sachen, die von unsrem Gedächtniß entfernet, oder erst noch zukünftig sind, sich als gegenwärtig vorstellet; daß sie die Leser oder Zuhörer in eine Gefahr versetzet, von welcher sie gantz sicher und entfernet sind; daß sie sich beredet, jedermann nehme an ihrem Geschicke und ihren Empfindungen Theil, und darum in der grösten Einsamkeit die Götter, die Menschen, die lebtosen Geschöpfe selbst anredet, fraget und antwortet, nicht anders als wenn sie sich mitten unter einem grossen Circkel der Umstehenden befände; daß sie in währender Erzehlung von fremden Begebenheiten sich vergißt, daß sie in anderer Nahmen redet, und daher einsmahls das Wort nimmt, und fremder Personen Fürsprecher und Worthalter wird, und was dergleichen phantastische Entzückungen mehr seyn mögen, auf welche sich die Veränderung der Zeit, der Personen, die Verwandlung einer Person in die andere, die Fragen und Antworten, und andere dergleichen Figuren gründen müssen, wenn sie anderst einen lebhaften Eindruck auf das Gemüthe der Leser machen sollen. Die poetische Erzehlung, damit sie die Leser zu sich ziehe, und in einer beständigen Unruhe unterhalte, mahlet die Sachen so lebhaft vor, als wenn

ſie indem geſchähen, weil dann die Erzehlung nicht mehr eine Erzehlung iſt, ſondern zu einer Handlung wird, welche ſich in dieſer Stunde zuträgt. Zu dieſem Ende iſt nichts gewöhnters, als daß die Poeten in ihren Erzehlungen die vergangene Zeit in die gegenwärtige verändern, wodurch die Sachen dem Leſer vor Augen geſtellt werden, die er als ein Zeuge gleichſam gegenwärtig mit anſehen kan. Es hat auch dieſe Veränderung ſo viel Wahrſcheinlichkeit, daß die Geſchichtſchreiber, um ihre Erzehlung vor Mattigkeit zu bewahren, und ſie deſto anzüglicher zu machen, ſich derſelben öfters bedienen, wie Longin in der 25ſten Abth. vom Xenophon und Thucydides ins beſondere rühmet. Und wie er in der folgenden 26ſten Abth. lehret, iſt die Veränderung der Perſonen eben ſo was hertzrührendes; denn dieſe nimmt den Leſer ſelbſt zum Zeugen, beruffet ſich auf ſeine eigenen Empfindungen, und Betrachtungen, die ſie ihm durch ihre lebhafte Vorſtellung abnöthiget, und macht, daß der Zuhörer ſich manchmahl einbildet, er ſchwebe ſelber in der Gefahr. Er rühmet desfalls Homer, und führet zwey Beyſpiele aus ihm an. Das erſte aus dem fünfzehnten Cap. v. 697. der Ilias: „Sie giengen ſo „ wütend auf einander loß, daß du geſagt „ hätteſt, ſie würden weder müde noch kraft„ loß, einander anzufallen; ſo heftig fochten „ ſie.„ Das andere iſt aus dem fünften B.

der

der Ilias v. 85. „ Du hättest nimmer-
„ mehr bemercken können, zu welcher Par-
„ they der Tydides gehörete, ob er auf der
„ Trojaner, oder der Griechen Seite sey. „
Mit welchen Worten er des Diomedes Tapferkeit ungemein lobet, und man kan, wie die gelehrte Frau Dacier angemercket hat, mit Recht sagen, daß hiebey die Begeisterung des Dichters so groß sey, als die Wuth des Helden; da im übrigen dergleichen Anreden den Leser weit stärcker rühren, aufmercksamer machen, und mit so lebhaft vorgetragenen Dingen mehr anfüllen, wie Longin sagt. Derselbe gehet in der folgenden 27sten Abth. zu einer andern Anomalie der phantasierenden Leidenschaft über, welche darinne bestehet, daß ein Scribent, der von jemand andern redet, sich einesmahls an dessen Platz stellet, und dessen Person an sich nimmt. Diese Figur giebt die Heftigkeit der Leidenschaft zu erkennen. Er führet zur Erläuterung derselben ein Exempel aus dem fünfzehnten B. der Ilias an, wo es heißt: „ Hector
„ schrie überlaut den Trojanern zu, sie sollten
„ die Schiffe der Griechen anfallen, das
„ langsame und schädliche Plündern einstel-
„ len, denjenigen, den ich erblicken werde,
„ daß er sich von dem Schiffporte entfernt,
„ will ich auf der Stelle zum Tod verurtheilen,
„ und wenn er todt seyn wird, soll ihn weder
„ Bruder noch Schwester auf den Holtzstoß

„ legen, die Hunde sollen ihn auf dem freyen „ Felde zerreissen. „ Der griechische Kunstrichter begleitet diese Stelle mit folgender Anmerckung: „ Der Poet thut die Erzehlung in seiner eigenen Person, weil das „ eigentlich sein Werck war; aber er legt „ unvermuthet und unverwarnet diese rasche „ Bedrohung dem hitzigen und ergrimmten „ Krieger in den Mund, welchem sie auch „ zugehörete. Seine Rede wäre gantz matt „ worden, wenn er sie dergestalt angemeldet „ hatte, Hector sagte hernach diese und dergleichen Worte; hingegen läuft er dem Leser mit diesem unversehnen Ueberschritt „ den Weg vor, und der Schritt ist geschehen, bevor demselben der Sinn daran gekommen war.

Das zweyte Exempel ist aus dem vierten B. der Odyssea v. 681. wo Penelope nicht alleine gegen den Herold, den die Freyer vorausgeschickt, ihren höchsten Unmuth über derselben freches und muthwilliges Betragen, in derben Verweisen und Rache-vollen Verwünschungen ausstößt; sondern in der Hitze des Zorns über die boßhafte Ausgelassenheit der Liebhaber, sich dieselben in der Person des Medons als gegenwärtig vorstellet, sie anredet, ihnen ihre unverschämte Boßheit und ihren ungebundenen Muthwillen überzeugend und zur Beschämung vorrücket, und freymüthig bestraffet. Sie sagt: „ Herold, warum

„ rum haben dich die hochmüthigen Fürsten
„ abgeschickt, vielleicht den Aufwart-Mägd-
„ gen Ulysses zu sagen, sie sollten ihre eigene
„ Arbeit stehen lassen, und ihnen die Tafel
„ beschicken? O daß heute diese Freywer-
„ ber die lezte Mahlzeit hielten, und keine
„ mehr vonnöthen hätten! Ihr kommet nur
„ allzuoft zusammen, und thut euch auf Te-
„ lemachs Unkosten gütlich. Habet ihr denn
„ nicht von euren Vätern in der Kindheit
„ gehöret, was vor ein Mann Ulysses war,
„ wenn er mit ihnen zu schaffen hatte?„ Der griechische Dichter schließt durch diese geschickte Nachahmung der Natur uns gleichsam der Penelope Hertz auf, und läßt uns gantz sichtbar erkennen, wie tief ihr dieser unverschämte Muthwillen der Freywerber zu Hertzen gegangen, wir sehen, wie daſſelbe bey der blossen Ansicht des Medons in ihr aufwallet, wie ihr diese Boßhaften allezeit vor Augen schweben, und wie sie sich nicht alleine mit Vorstellung des vergangenen, sondern auch des zukünftigen quälet. Damit ist ein andrer Kunstgriff der erhizten Phantasie sehr genau verbunden, wenn nemlich der Redner oder Poet diejenigen Personen, die er zur Erläuterung als Exempel einführen will, sich als gegenwärtig vorstellet, und dieselben anredet, als ob sie ihm vor Augen stühnden. Haller soll uns aus dem Gedichte über die Ehre ein Par Exempel lehnen. Gegen dem Ende

dieſes Gedichtes redet er in einer ſolchen Entzückung der Phantaſie den Schatten des Macedoniſchen Königs Alexanders alſo an:

Geh nun, o Schatten des Monarchen,
Von deinen groſſen Thaten ſchnarchen,
Wer hört im Reich des Nichts dir zu?
Du wirſt die Siege ſelbſt beklagen,
Dadurch du dich zum Grab getragen,
Wo jeder kömmt, ſo leicht wie du.

Und in der folgenden Strophe:

Geh Cäſar ſätt'ge dich mit Siegen,
Und mach den Schauplatz deiner Kriegen,
Die Welt, zu deinem Unterthan;
Doch wiß, daß Dolchen dich zu morden,
Vor Ewigkeit geſchliffen worden,
Dawider dich nichts ſchützen kan.

Dergleichen Entzückungen zeugen nicht alleine von des Redners aufgebrachten Gemüthes-Leidenſchaften; ſondern entzünden auch den Leſer oder Zuhörer, und reiſſen ihn mit in den gleichen Betrug der Phantaſie. So dienet auch zu dem gleichen Zweck, wenn der Redner oder Poet durch Fragen und Antworten das Gemüthe ſeiner Leſer oder Zuhörer ausforſchet, und ihnen ihre verborgenſten Gedancken zur Beſchämung darleget. Longin führet dieſes in der achtzehnten Abth. ſehr geſchickt aus: „Durch das Fragen und Erforſchen kan man der Rede weit mehr Leben, Pracht, und Nachdruck ertheilen.„

Er

Er führet ein Par Stellen aus Demoſthenes Rede wider den Philippus zur Probe an: „ Wollt ihr denn, geſteht es mir, beſtändig herumlauffen, und euch unter einander fragen, was giebt es neues? Was „ kan wohl neuer ſeyn, als daß ein Mann „ aus Macedonien gantz Griechenland bekrieget? Iſt Philippus geſtorben? Nein, „ er iſt nur unpaß. Alleine, meine Herren, „ was wollt ihr euch darum bekümmern? „ Geſetzt, es begegnete ihm was menſchliches, gewiß ihr würdet euch bald einen andern Philippus machen. „ Longin fällt davon dieſes Urtheil: „ Dieſes, wenn es „ nur ſchlechtweg gegeben wäre, würde zu „ niederträchtig ſeyn. Nun aber, da er ſich „ gleichſam, als wenn noch eine Perſon vorhanden wäre, ſelbſt Einwürffe macht, ſo „ verurſachet die Heftigkeit und Geſchwindigkeit im Fragen und Antworten, daß „ nicht nur ſein Satz weit erhabener, ſondern auch weit glaubwürdiger ausſiehet. „ Und von dem Grund dieſer pathetiſchen Figur mercket er folgendes an: „ Nichts ahmet die Leidenſchaft beſſer nach, als dergleichen an ſich ſelbſt gerichtete Fragen und „ Antworten. Denn wie einer, der um etwas gefraget wird, ordentlich eine gewiſſe „ Bewegung bey ſich empfindet, die macht, „ daß er gantz fertig iſt, die Antwort zu ertheilen, und dieſes mit einem Thon der

„ Rede

„ Rede, der uns die wahren Gemüthes-Ge-
„ dancken desselben zu sehen giebt; also ge-
„ schiehet sehr oft, daß der Zuhörer sich durch
„ diese Figur teuschen läßt, so daß er die
„ gestudiertesten Reden vor etwas ansiehet,
„ das aus dem Steigbügel und in der Hitze
„ gesagt worden sey.

Ich soll endlich nicht vergessen anzumercken, daß die Leidenschaften sich niemahls einzeln in dem menschlichen Hertzen empören; sondern daß mehrentheils viele zugleich einen Aufstand erregen, die das menschliche Gemüthe auf beyden Seiten zu sich reissen, indem die widrigen Leidenschaften einander die Wage halten, bis eine von der andern überwältiget wird. Da nun die Figuren anders nichts sind, als die Sprache der Leidenschaften, so ist offenbar, daß die Verbindung verschiedener Figuren diese Verwirrung des Hertzens nicht alleine deutlich entdecket, sondern auch trefflich dienet, die Leser oder Zuhörer zu bewegen. „ Wenn nemlich zwo, drey, oder
„ mehrere dergleichen ausgelesene Figuren
„ gleichsam in ein Bündniß treten, „ wie Longin in der zwanzigsten Abth. sich darüber erkläret, „ und nachdem sie vermenget wor-
„ den, einander Nachdruck, Munterkeit,
„ und Schönheit geben. Dieses erhellet aus
„ einer Stelle der Rede wider den Midias,
„ allwo Demosthenes die Verbindungs-
„ Wörter wegläßt, zugleich aber die Wie-
„ der-

„ derholung und Beſchreibung vereiniget:
„ Wer einen ſchlägt, kan vielerley ausüben,
„ wovon der Beleidigte nicht einmahl an-
„ dern etliche Dinge zu erzehlen weiß: Mit
„ den Geberden, Augen, Reden. Damit
„ nun das folgende nicht im gleichen Thone
„ fortfahre; weil die Ordnung ein ruhiges
„ Gemüth, die Unordnung aber eine Leiden-
„ ſchaft anzeiget, welche uns angreift, und
„ in Bewegung ſetzet; ſo verfällt er auf an-
„ dere, eben ſo wenig zuſammenhangende
„ Dinge. Mit den Geberden, Augen, Re-
„ den, theils als ein Verwegener, theils
„ als ein Feind, theils mit der Fauſt, theils
„ ins Angeſicht. Der Redner macht es hier
„ eben ſo, als der, welcher zuſchlägt, er
„ greifft das Gemüth ſeiner Richter mit wie-
„ derholtem Eifer an. Hiernächſt thut er,
„ wie wütende Sturmwinde, von neuem
„ einen andern Anfall: theils mit der Fauſt,
„ theils ins Angeſicht. Dergleichen Dinge
„ ſind empfindlich; dieſes kan einen, der
„ keine Beſchimpfungen zu ertragen ge-
„ wohnt iſt, raſend machen. Niemand
„ vermag, bey Erzehlung einer ſolchen
„ That, die Abſcheulichkeit mit Worten ſitt-
„ ſam auszudrücken. Alſo hält er, durch ſein
„ beſtändiges Umwechſeln, die Natur der Wie-
„ derholung und die Auslaſſung der Verbin-
„ dungs-Wörter dergeſtalt im Zaum, daß
„ bey ihm in der Ordnung eine Unordnung,

„ und

„ und in der Unordnung eine wunderbare
„ Ordnung gefunden wird.

Der neunte Abschnitt.

Von dem mahlerischen Ausdruck der Poesie.

Allgemeiner Grund der Freyheit und des daher rührenden Unterscheids des poetischen Ausdrucks. Bestimmung und Einschränckung desselben in der prosaischen Schreibart. Dessen Ausbreitung und Gebrauch in der Poesie. Seine Kraft und Wesen. Hallers poetische Beschreibung des Enzians. Opitzens Beschreibung der physicalischen Ursache, warum die Glut des Berges Vesuvius so lange währt. Wie derselbe auf poetisch gesagt, daß der Winter dem Krieg einen Anstand mache. Wie Virgil es gesagt, daß der Krieg dereinst ein Ende nehmen werde. Wie Opitz es ausdrückt, daß der Krieg ein Feind der Wollust sey. Wie Bodmer es giebt, daß seine künftigen Tage ohne Freude und düstern seyn werden; und daß er die beste Erquickung von dem Schlaffe erwarte. Aristoteles Probe von der Schönheit des figürlichen Ausdruckes mit einem Verse des Eschylus und des Euripides. Das Lob, das er Homer deßwegen beylegt. Popes Bekräftigung desselben. Virgils Vortrefflichkeit in diesem Stucke. Daß die ernsthaftesten Manner, wenn sie andere etwas überreden wollen, sich an gründlichen Schlüssen nicht begnügen, sondern die Figuren und Bilder zu Hülfe nehmen. Gewisse Schranken der poetischen Freyheit in dem zierlichen Ausdrucke; wel-

welche von Ariſtoteles beſtimmt, und von Dübos weiter ausgeführt werden. Nähere Beſtimmung derſelben durch die beſondere Gattung eines Gedichtes. Betrachtung einiger von den höchſten Farben der Poeſie in ihrem Urſprung und ihrer Zubereitung. Erſte Claſſe derjenigen, da die Würckungen den Mittelurſachen ſtatt der Haupturſachen zugeſchrieben werden. Zweyte Claſſe, da man die abgezogenen Dinge in Perſonen verwandelt. Dritte Claſſe, da man leblosen Dingen Handlungen der Lebendigen zuſchreibt. Vierte Claſſe, da vernunftloſen Dingen Handlungen und Neigungen vernünftiger Perſonen zugeſchrieben werden. Fünfte Claſſe, da zwo ungleiche Ideen mit einander verbunden werden. Schwierigkeit, den mahleriſchen Ausdruck zu finden. Froſtigkeit, oder Schwulſt, zween Fehler, in welche Leute, die kein Naturel dazu haben, gerne verfallen. Daß der leztere Fehler der Verzeihung beſſer werth ſey, als der erſtere.

WEnn man die poetiſche Mahlerey überhaupt als eine Nachahmung der Natur betrachtet, ſo iſt der Zweck aller ihrer Werke durch die geſchickte Nachahmung zu gefallen, und das menſchliche Gemüthe auf eine angenehme Weiſe einzunehmen. Es ſey, daß die Nachahmung die Neugierigkeit der Menſchen durch die Vermehrung der Begebenheiten und Gegenſtände einigermaſſen befriediget; oder daß ſie den Menſchen durch Erregung der Leidenſchaften aus dem verdrießlichen Stande der Unthätigkeit, in welchem er ſich ſelbſt zur Laſt wird, herausziehet; oder

oder daß sie ihn mit einer Bewunderung für die Geschicklichkeit des nachahmenden Poeten anfüllet; oder ihn mit Vergleichung der wahren Gegenstände mit den Bildern angenehm beschäftiget; oder endlich, daß alle diese Ursachen sich vereinigen und zugleich würcken: So kan der Geist des Menschen sich nicht erwehren, daher eine entzückende Lust, die seinem angebohrnen Geschmack so gemäß ist, mit Ergetzen zu fühlen. Diesen Zweck kan der Poet entweder durch die reitzende Materie seiner Schilderenen; oder durch die Form und den mahlerischen Ausdruck derselben; oder durch beyde zugleich erhalten. Wie nun die Materie keine Kraft hat zu gefallen und einzunehmen, wenn sie nicht entweder für sich selbst neu und wunderbar ist; oder durch die künstliche Art der Vorstellung einen reizenden und entzückenden Schein des Wunderbaren annimmt; so erstrecket sich dieses auch ebenfalls auf den mahlerischen Ausdruck. Auch dieser muß ungemein und wunderbar seyn, wenn er anderst eine reitzende Annehmlichkeit mit sich führen, und den allgemeinen Zweck der künstlich-poetischen Nachahmung soll befördern helfen. Und in dieser allgemeinen Absicht der Poesie lieget der Grund von der Freyheit, und dem daher rührenden Unterschiede des poetischen Ausdrucks.

Die

Die prosaische Schreibart der Wolredenheit ist zwar auch eine Nachahmung der Natur; aber sie ist in ihrem Zweck von der Poesie gänzlich unterschieden, und daher rühret auch der merckliche Unterschied ihres Ausdruckes. Die Wohlredenheit suchet durch die Nachahmung zu unterrichten, und zu überreden; hiemit bestehet ihre Schreibart in einer Nachahmung derjenigen Art zu reden, deren sich die Menschen gewöhnlich bedienen, wenn sie etwas angenehm erzehlen, sich vertheidigen, einen loben, oder zu etwas bereden und vermögen wollen. Da nun das vornehmste Mittel diese Absichten zu erreichen in der Erregung der Leidenschaften bestehet, so muß die Kraft der prosaischen Schreibart der Wohlredenheit vornehmlich von dem Gebrauche der Figuren, Bilder und Verwendungen herrühren. Wir können täglich wahrnehmen, wie gemeine Leute, denen etwas recht angelegen ist, und zu Hertzen gehet, die Metapher, die Hyperbole, und andere Figuren, so natürlich unter einander mischen; eben wie andre, die heftige Schmertzen empfinden, die Frage, den Ausruf ꝛc. so geschickt gebrauchen, auch so gar den Himmel, entfernte Personen, selbst Verstorbene, anreden, die Sachen mannigfaltig vergrössern oder verkleinern. Da nun der Redner diese natürlichen Reden nachmachet, so muß er freylich, wenn

seine Materie solches erheischt, und er selbst in dem Affecte stehet, dergleichen bewegliche Figuren gebrauchen: Aber ausser diesem Falle kan die Prosa die Pracht der Figuren nicht leiden. Daher, wenn einige prosaische Redner mit frostigen Sinnen die Apostrophe, Hyperbole, und andere dergleichen heftige Figuren gantz freygebig anbringen, so ist es gantz wider die Natur, und hat nicht mehr Würckung, als das verstellte Rasen eines dem Scheine nach im Hirne verrückten Kopfs. Das Pathetische ist dem prosaischen Redner nur ein Mittel, wodurch er seine Absichten zu erreichen suchet; und darum muß der bewegliche Ausdruck in der Prosa um einen grossen Grad gemässigter seyn. Der Redner hat vornehmlich darauf zu sehen, daß seine Vorstellungen glaubwürdig seyn; nun ist ihre Glaubwürdigkeit auch in der gewohnten Art des Ausdruckes gegründet, und darum hat der Redner in Ansehung der Verzückungen und anderer dergleichen heftigen Figuren eine behutsame Bescheidenheit zu gebrauchen; er vertritt durch seine künstliche Nachahmung die Stelle gemeiner Menschen, die weder durch eine ausserordentliche Erleuchtung, noch durch einen übernatürlichen Trieb geleitet werden, und darum muß das offenbare Wahrscheinliche in seinem Ausdruck über das Wunderbare immer die Oberhand behalten.

Hin-

Hingegen da die Poesie auf die Entzükung der Phantasie, und auf die Erweckung derjenigen Lust losgehet, die das menschliche Hertz in der Bewegung und dem Kampfe der Leidenschaften unmittelbar findet, so wird dasjenige, was bey dem Redner nur ein Nebenwerck und ein Mittel ist, seinen Zweck zu befördern, sein einziger Zweck und sein Hauptwerck. Der Poet stehet in dem Ansehen eines von oben begeisterten Menschen, der von einem mehr als menschlichen Triebe entzündet werde; damit er nun durch die gemeine und gewöhnliche Art zu reden seinen poetischen Credit nicht schmälere, so muß er in seinem gantzen Ausdruck nur das Ungemeine und Wunderbare suchen; und das Wunderbare muß, wie in den poetischen Gedancken und Vorstellungen, eben so wohl in den Ausdrückungen über das Wahrscheinliche beständig herrschen, wobey man nur die Sorgfalt zu gebrauchen hat, daß man die Gräntzen des Wunderbaren nicht übersteige. Seine Erzehlung muß als ein sichtbares Gemählde die Sachen nicht bloß erzehlen, sondern zeigen, und das Gemüthe in eben diejenige Bewegung setzen, als die würckliche Gegenwart und das Anschauen der Dinge erwecken würde. Dazu ist die gemeine und gewohnte Art zu reden viel zu schwach: Sein gantzer Ausdruck muß darum gantz neu und

wunderbar, d. i. viel sinnlicher, prächtiger, und nachdrücklicher seyn. Und darum erstrekt sich seine Freyheit in Anwendung der figürlichen Redensarten, so wohl was ihre Zahl, als die Neuheit der Bilder und die Verwegenheit der Translationen oder Verwendungen anbelanget, ohne Vergleichung weiter als des Redners seine. Man kan ihn keinmahl einer allzu grossen Verwegenheit beschuldigen, so lange sein Ausdruck nicht aller Wahrscheinlichkeit gänzlich beraubet ist, er mag auch dem Scheine nach so wunderbar seyn als er will; weil er nicht, wie der Redner, durch das Glaubwürdige den Willen zu lenken, sondern durch das Wunderbare die Phantasie angenehm zu entzücken, und die Leidenschaften ins Spiel zu bringen suchet. Er muß darum alles anwenden, wodurch diese Absicht kan befördert werden; er kizelt das Ohr durch das Zahlmaß und die Cadanz des Verses; er liebkoset der Phantasie durch die Erdichtungen; er bringet die Leidenschaften durch die Figuren hervor; durch die mahlerische Kunst giebt er den unsichtbaren und geistlichen Dingen einen Cörper, den leblosen die Seele und die Rede; alles ist in seinen Gemählden voller Bewegung und Leben. Diese Neuheit der empfindlichen Farben rühret den Geist viel strenger, als die gemeine Sprache; angesehen der poetische Mah-

Mahler durch die figürliche Vorstellung, die geistreichen Figuren, prächtige Bildnisse der Phantasie, wohlklingende Worte und Rede-Sätze die Sachen nach Belieben vergrössern, und also viel edler, schrecklicher und schöner machen; oder verringern, und hiemit viel ungestalteter und lächerlicher machen kan, als sie sind, wenn sie nur durch den gemeinen Ausdruck vorgestellt werden. Diese Kraft des poetischen Ausdrucks erstrecket sich so weit, und ist unsrer Natur so gemäß, daß wir dadurch gantz entzückt und beschäftiget, öfters die Mängel, die sich in der Einrichtung eines gantzen Gedichtes finden, nicht einmahl wahrnehmen, oder doch gar geneigt sind zu entschuldigen, wie der Hr. Dübos in dem 32sten Absch. seiner critischen Betrachtungen angemercket hat, wo er sagt: „Darum bewundern „wir viele Gedichte, welche nicht im geringsten regelmässig sind, aber sich durch die „Erfindung und durch eine Schreibart voller Poesie erhalten; die uns von Zeit „zu Zeit solche Bilder vor Augen führen, „die uns aufmercksam machen, und in „Bewegung setzen. Das empfindliche Ergetzen, das uns die häufigen Schönheiten in einem jeglichen Absatze der Rede „verursachen, machet, daß wir einen Theil „der Fehler, die würcklich in der Schrift „vorhanden sind, nicht gewahr werden,

„ und den andern entschuldigen, auf die „ Weise, wie ein liebenswürdiger Mensch, „ der bey uns ist, machet, daß wir seine „ Fehler, und oft seine Laster selbst in der „ Zeit vergessen, da uns seine Gespräche „ mit ihrer Anmuth verführen. Ein solcher „ bringet es manchmahl so weit, daß wir sie „ in der Beschreibung seines Sitten-Cha„racters auslassen.„

Demnach besteht der mahlerische Ausdruck der Poesie darinnen, daß man allem demjenigen, dem man die Rede mittheilet, hertzrührende Gedancken beyleget, so daß man dasjenige durch Figuren ausdrücket, und unter beweglichen Bildern vorstellet, was uns nicht einnähme, wenn es in einer prosaischen Schreibart gesagt würde. Und es bleibt bey dem Ausspruch des Quintilianus im sechsten Cap. des achten B. In illo plurimum erroris est, quod ea, quæ Poetis, qui & OMNIA AD VOLUPTATEM REFERUNT, & plurima vertere etiam ipsâ metri necessitate coguntur, permissa sunt, convenire quidam etiam prosæ putant. Der poetische Ausdruck hat eine entzückende und bezaubernde Kraft auf die Sinnen und die Einbildung, und machet, daß wir, indem wir wohlgeschriebene Verse lesen oder hören, uns bereden, wir sehen die Sachen in der Natur gegenwärtig vor uns: Ut pictura Poetis erit, sagt daher Horatz. So wenn Hr. Haller in dem Gedichte die Alpen

beti-

betitelt, Gentianam majorem luteam, als eins der trefflichſten Alpen-Kräuter, und die blaue pratenſem flore lanuginoſo, poetiſch beſchreiben will, ſo ſagt er:

Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin,
Ein ganzes Blumen-Volck dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich und ehret ihn;
Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem lichten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtes Geſetz! daß Kraft ſich hier vermahle;
In einem ſchönen Leib' wohnt eine ſchöne Seele.

Man vergleiche damit die genaueſte hiſtoriſche Beſchreibung eines Botanici, oder auch die ähnlichſte Zeichnung eines Mahlers, ſo wird man geſtehen müſſen, daß ſie gegen dieſer poetiſchen Schilderey ganz matt und düſter ſeyn. So wenn Opitz im Veſuvius die phyſicaliſche Urſache anzeigen will,

Wie eine Flamme doch ſo lange wahren kan,
Die dennoch irdiſch iſt? - - -

ſo drückt er ſich poetiſch alſo aus:

Es ſchlieſe langſam ſchon die Glut in ſtiller Ruh,
Wenn daß ſie Oele nicht, auch mitten im Verzehren,
Gearbeit wäre, ſtets was anders zu gebehren,
Davon ſie leben kan; indem die Feuchtigkeit
Und Luft ihr Nahrung giebt. - - -

Einfältig ſagen, daß der Winter dem Krieg einen Anſtand mache, wäre eine gemeine Wahrheit, die ſchlechte Aufmerckſamkeit erwecken würde; aber wenn Opitz dieſe Wahrheit in den poetiſchen Stilum einkleidet, ſo entzücket ſie uns; wir werden durch die Bilder, deren ſich der Poet bedient, ſie auszudrücken, betrogen, und der Gedancke, der platt und ſchlecht ſeyn würde, wenn man ihn in der proſaiſchen Schreibart gäbe, wird ſinnlich und mahleriſch, ſo daß er uns rühret:

Der Flüſſe Strand beſteht, der Schiffer fleucht die See,
Der bleiche Waſſermann wirft um ſich Reiff und Schnee,
Der Wind beißt das Land: Mars muß zurücke halten,
Und legt die Waffen hin, weil Hand und Fuß erkalten:
Vom Hertzen weiß ich nicht. . . . .

Wenn einer bloß ſagen würde: Mit der Zeit wird der Krieg und die Zweytracht, die nun die gantze Welt in Verwirrung ſetzen, ein Ende nehmen, ſo würde das verſprochene und verhoffete Gut mich nicht ſo wichtig dünken, als wenn ich folgende mahleriſch-poetiſche Beſchreibung des lateiniſchen Poeten betrachte; Eneis im erſten B. v. 297.

. . . Dire ferro & compagibus arctis
Claudentur belli portæ: Furor impius intus
Sæva ſedens ſuper arma, & centum vinctus ahenis
Poſt tergum nodis, fremet horridus ore cruento.

Eben ſo, wenn Opitz in dem Lob des Krie-

ges-

gesgottes v. 557. lehren will, daß der Krieg ein Feind der Wolluſt ſey, ſo führet er es poetiſch alſo aus:

- - - - Die Wolluſt wird geſchlagen,
Läßt ihre Flügel gehn, wenn du auf deinem Wagen
Daher gedonnert kömmſt, den dir bey dicker Nacht
Pyracmon, Steropes und Brontes hat gemacht,
Das ſchwartze Schmiedevolck. Voran könt eingedrungen
Die Göttin Fama ſelbſt, ſo hundert ſchnelle Zungen
Und hundert Augen hat: Zwey Pferde ziehen dich,
Das Schrecken und die Angſt: Zu nächſte findet ſich
Bellona deine Frau mit blutgefärbten Haaren,
Und Feuer in der Hand: Ihr folgen deine Schaaren,
Raub, Armuth, Hunger, Durſt, der bleiche Neid,
Brand, Wüten, Kranckheit, Peſt, die Flucht und Einſamkeit.
Victoria fleugt nach mit Palmen in den Händen,
Geflügelt, weiß wie Schnee, gantz bloß an allen Enden,
Die Krone trägt ſie auch, die ſie dem jenen giebt,
Der ihren Ruhm erhöht, und deine Tugend liebt.

Desgleichen wenn einer im Affecte mit trukenen Worten ſagte: Meine übrige Tage werden traurig, ohne Troſt und düſter ſeyn, keine Art der Freude wird mehr in mein Hertz kommen, nichts ſchönes wird mich mehr erfreuen, nachdem derjenige geſtorben iſt, mit welchem ich alle Freude und alle Luſt zu theilen pflag; ſo würden uns dieſe Ausdrücke nicht ſonderlich rühren; hingegen bekommen dieſe Gedancken einen weit höhern Glantz, wenn ſie mit folgenden poetiſchen Bildern ausgemahlet werden:

O Leid, das alle Luſt der Schöpfung überwieget!
Die Sonne bringt nicht mir ihr allerquickend Licht,
Ihr Strahl erſchafft nicht mir ſo manches Luſtgeſicht;
Mir kleidet ſich das Jahr nicht mehr mit neuer Bluthe,
Der Frühling ſtreut nicht mir die Freud in das Gemüthe,
So die Natur verjüngt, und alles rege macht,
Um mich herum liegt nichts, als eine dicke Nacht.
Des Schönen ſtarckſter Reitz iſt kraftlos, iſt verblichen,
So viel mich anbelangt, ſeit der von mir gewichen,
Von dem es erſt die Würtz und den Geſchmack bekam,
Wenn er mit mir daran gemeinen Antheil nahm.

Und wenn ein andrer ſich dergeſtalt vernehmen lieſſe, die beſte Erquickung in meinem Leiden iſt noch dieſe, wenn mich der Schlaf überfällt, und nicht nur das Angedencken an meinen Verluſt in meinen Sinnen auslöſchet, ſondern mir das wertheſte, das ich beweine, im Traume ſehen läßt; ſo würde es nicht tief haften. Aber laſſet ihn ſagen:

Flieg du, o ſüſſer Schlaff, von deinem Haus hernieder,
Mit einem ſanften Fall mir auf die Augenlieder;
Von dir erwart ich noch für dieſe herbe Pein
Den ſüſſeſten Betrug, nimm mir die Sinnen ein,
Und tilg auf einmahl da den Eindruck von dem Leide;
Hingegen laß ein Bild von der vergangnen Freude
Im nachtlichen Geſicht mir vor dem Bette ſtehn;
Laß mich das wertheſte, das ich verlohren ſehn,
Doch nicht in der Geſtalt, wie ſeine Lippen bebten ꝛc.

So werden dieſelben Gedancken durch dieſes Gemählde gantz kräftig in das Hertz eingepräget, und dem Gedächtniß zu behalten übergeben werden.

Dieſe

Diese poetische Mahlerkunst in dem Ausdruck machet demnach mehr einen Poeten als der Reim und der Abschnitt, so gar, daß auch nach Horatzen einer, der in ungebundener Rede schreibet, ein Poet seyn kan, wie hingegen mancher, der seinen Vortrag in Verse bindet, nur ein Prosaicus ist:

Non satis est puris versum perscribere verbis;
Quem si dissolvas, quivis stomachetur eodem
Quo personatus pacto pater. His, ego quæ nunc,
Olim quæ scripsit Lucilius, eripias si (bum est,
Tempora certa, modoque & quod prius ordine ver-
Posterius facias, præponens ultima primis:
Non ut si solvas: Postquam Discordia tetra
Belli ferratos postes portasque refregit.
Invenias etiam disjecti membra Poetæ.
Serm. Lib. I. Sat. 4.

Welcher Mensch, der z. Ex. die prosaische Uebersetzung von Miltons Paradiese, wie sie von Hrn. Bodmer verfertiget worden, nur flüchtig durchläuft, wird nicht gestehen müssen, so ferne er seiner Empfindung nicht muthwillig widersprechen will, daß dieses Werck eine vortreffliche und freye Poesie sey? Wer wird hingegen nicht klagend bekennen müssen, wie ich in dem ersten Theile meiner Dichtkunst gethan habe, daß die meisten von unsren heutigen deutschen Poeten sich um diesen mahlerischen Ausdruck so wenig bekummern, daß ihre so genannten Gedichte überhaupt nichts anders sind, als eine gereimte Prosa?

Wo-

Wofern aber iemand durch die angeführten Gründe, und diese Exempel, von der Nothwendigkeit und Kraft des mahlerischen Ausdrucks noch nicht genug überzeuget wäre, so wollte ich demselben den Rath ertheilen, daß er auf seine eigene Empfindung und Erfahrung genaue Achtung geben und dem nachkommen sollte, was Aristoteles in seiner Poetick Cap. XXIII. §. 6. u. f. anbefohlen hat: Wer eine Ueberzeugung von der Schönheit haben will, welche die Rede von den figürlichen Ausdrücken empfängt, so fern diese mit der Sache geschickt übereinstimmen, am rechten Orte angebracht, und mit rechtem Maasse gesetzt sind, der muß nur etliche Verse aus einem epischen Gedichte oder einer Tragödie nehmen, und die Worte darinnen ändern. Wenn er statt der Metaphoren, der ausländischen Wörter, und aller andern Figuren, die eigentlichen Wörter setzen wird, so wird man sehen, daß wir nichts ohne guten Grund gesagt haben. Eschylus und Euripides haben beyde einen gleichen jambischen Vers gemacht, aber indem der leztere darinnen nur ein einziges Wort geändert, und statt des eigentlichen oder gewöhnlichen Wortes ein metaphorisches gesetzet hat, so hat er einen recht herrlichen Vers gemacht, anstatt daß des Eschylus Vers platt und niedrig ist. Eschylus ließ seinen Philoctetes sagen:

Φαγέδαινα ἥ μου σάρκας ἤδη πάλαι.

Dieses

Dieſes eiterigte Geſchwüre, das mein Fleiſch wegfrißt. Euripides bedient ſich ſtatt des Wortes ἔδειν, das platt iſt, des metaphoriſchen Wortes σπαραξαι, das heißt, verſchlingen, abweiden, eine Mahlzeit halten, und erhöhet dadurch ſeinen Ausdruck.„ Und was den vortrefflichen Homer betrifft, ſo giebt ihm Ariſtoteles an demſelben Ort §. 8. ſein gebührendes Lob mit dieſen Worten: Wenn man in Homers meiſten Verſen an ſtatt der auserleſenen und prächtigen Ausdrücke, der er ſich bedienet hat, die eigentlichen Wörter ſetzen wollte, ſo würde man alle ihre Schönheit zerſtören. Wann Homer z. Ex. da er das entſetzliche Brauſen einer ſtürmenden See vorſtellen will, ſagt, das Geſtade brüllt, und man ſezte dafür, das Geſtade ſchreyt, ſo würde man alles verderben.„ Und der geſchickte Hr. Pope ſagt in ſeiner Vorrede zu dieſem griechiſchen Dichter: Wenn wir zu dem Ausdruck hinunter ſchreiten, ſo ſehen wir, daß Homers lichtſtralende Phantaſie ihn mit den lebhafteſten Redensarten verſiehet. Wir müſſen bekennen, daß er der Vater des poetiſchen Ausdrucks iſt, und daß er zuerſt die Menſchen die Sprache der Götter gelehrt hat. Man könnte ſeine Ausdrückung mit den Farben gewiſſer vornehmer Kunſtmahler vergleichen, an welchen man ſie in ihren unvollkommenſten Wercken erkennen kan. Seine Ausdrücke ſind nachdrück-

drücklich, voll Feuers und mit allem ersinnlichen Verstand eingeführt. Aristoteles hat mit gutem Grund gesagt, dieser Poete allein habe lebendige Worte erfunden. Man findet in seinem Gedichte kühnere Figuren und Metaphern, als in irgend einem andern; Der Pfeil ist voller Ungeduld, die Luft zu durchschneiden: Ein Schwert dürstet nach dem Blut des Feinds. ꝛc. Indessen ist sein Ausdruck für die Sache, so er schildern will, niemahls zu erhaben, sondern sie steht allemahl mit derselben in einem genauen Verhältniß; der Gemüths-Gedancke ernehrt und schwellt allemahl den Ausdruck. Mit einem Worte, Homers Schreibart ist allezeit dem Ding gemäß, welches er beschreibt. Ist ein Gedancke voll Feuers, so ist der gehörige Ausdruck desselben eben so helle; ist der Gedancke kräftig, so ist der Ausdruck eben so deutlich. Auf diese Weise siehet man einen Klumpen Crystall in einem Ofen um so viel durchsichtiger und durchscheinender werden, als der Wind aus dem Blasebalg und der Grad der Hitze heftiger sind... Von dem lateinischen Poeten müssen wir zugeben, daß er an Figuren und metaphorischen Bildern noch reicher, prächtiger und nachdrücklicher ist. Ich darf den Leser nur zu dem sechsten Cap. des sechsten B. in Macrobius Saturnalen hinweisen, wo Servius dieses mit einer grossen Menge der auserlesensten Exempel

pel darthut, und unter anderm ſagt: Quid illa excogitatio novorum intellectuum? ut *mentitaque tela: Ferrum armare veneno: Cultusque feros mollire colendo: Exuerint ſylveſtrem animum: Glacie curſus frænavet aquarum: Eſt mollis flamma medullas: Interea & tacitum vivit ſub pectore vulnus: Duro ſub robore vivit: Stupea vomens tardum fumum: Sævitque canum latratus in auras: Caelataque amnem fundens pater Inachus urna: Affixa venis, animasque in vulnera ponunt.* &c. Dies me deficiet, ſi omnia perſequi a Virgilio figurata velim.

Ich weiß zwar wohl, daß es gewiſſe ſtrenge philoſophiſche Köpfe giebt, Männer, die fähig ſind, eine von den Sinnen abgezogene Luſt zu genieſſen, welche andern etwas beyzubringen ſich einzig und allein der bloſſen Vernunft gebrauchen, alleine ſie mercken bald ſelber, daß ſie jemanden zu überzeugen, denſelben in Bewegung ſetzen, und ihn in Bewegung zu ſetzen, die Sachen, wovon ſie reden, durch Gemählde ihm vor das Geſichte legen müſſen. Daher ſagt der Hr. Dübos: Einer von den vornehmſten Verfechtern der ernſthaft-ſchlieſſenden Schreibart, der Pater Malebranche, hat wider die Seuche der ſtarcken Einbildungen geſchrieben, welcher Zauberkraft den Menſchen zu verführen in ihrer Fruchtbarkeit an Bildern und der Gabe lebhaft zu mahlen beſtehet: Alleine niemand ſuche in ſeiner Rede eine trockene Sorgfalt, welche alle Figuren, die uns in

Bewe-

Bewegung ſetzen und verführen könnten, von ſich ſtoſſe, und ſich mit gründlichen Schlüſſen zufrieden gebe. Seine Schrift iſt mit Bildern und Gemählden angefüllt, und er nimmt die Einbildung zu Hülfe, den Mißbrauch der Einbildungen zu verwerfen.

Wiewohl nun die Poeſie in ihrem mahlerischen Ausdruck nach ihrem beſondern Zweck das Wunderbare und Ungemeine ſuchet, und daher viele Metaphern, die in dem hohen oratoriſchen Stilo vor verwegen angeſehen würden, frey gebrauchen darf, auch dieſelben in den meiſten Gattungen Gedichte weit freygebiger anwenden muß, als der proſaiſche Redner; ſo hat gleichwohl dieſe poetiſche Freyheit ihre geſetzten Schrancken, die man ohne Schmälerung des poetiſchen Schönen niemahls überſchreiten kan; denn das Wunderbare wird allemahl abentheurlich, wenn es die Grenzen des Wahrſcheinlichen überſchreitet, und es iſt dem poetiſchen Schönen nichts ſo ſehr zuwider, als das Uebermäſſige. Ariſtoteles hat in dem 25ſten Cap. ſeiner Poetick §. 13. dieſe Schrancken nicht undeutlich beſtimmet, wenn er ſagt: Man muß alle Zierrathen des Ausdrucks in die ſchwachen Oerter des Gedichtes verſparen; an denen Oertern, wo ſchöne Gemuthes-Gedancken oder Sitten ſtehen, hat man dieſelben nicht nöthig. Vielmehr iſt eine ſchimmernde und ſtrahlende Ausdrückung daſelbſt

ſchäd-

ſchädlich und dient alleine ſie zu verbergen. Der Hr. Dübos hat dieſen Grundſatz in dem drey und dreyſſigſten Abſch. des erſten Th. ſeiner Betrachtungen ſehr geſchickt erläutert und ausgeführt. Dieſe erſten Ideen, ſagt er, welche in der Seelen entſtehen, wenn ſie auf eine lebhafte Weiſe von etwas gerühret wird, die man gemeiniglich Gemüths-Gedancken und Empfindungen heißt, bewegen den Menſchen allemahl, wenn ſie gleich mit den einfältigſten Worten vorgetragen werden. Sie reden die Sprache des Hertzens. Alſo rühret uns Emilia, wenn ſie mit den einfältigſten Worten ſagt:

Ich liebe Cinna mehr, als ich Auguſtus haſſe.

Ja eine Empfindung würde nicht mehr ſo hertzrührend ſeyn, wenn ſie mit prächtigen Worten und pompreichen Figuren ausgedrückt würde. Der Vater der beyden Horatier würde mich nicht mehr ſo ſtarck beweget, als er mich beweget, wenn er, an ſtatt daß er gantz einfältig die berühmten Worte ſagt, er hätte ſterben ſollen, ſeine Gemüths-Empfindung mit einer Figur ausdrückete. Die Wahrſcheinlichkeit würde mit der Einfalt wegfallen. Wo ich Künſteley ſehe, da erkenne ich die Sprache des Hertzens nicht mehr. Et Tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri, ſagt Horatius. Aber die Betrachtungen, welche die redenden Perſonen über

ihre eigenen und anderer Leute Empfindungen anstellen, die Erinnerungen des Poeten, die Erzehlungen, die Beschreibungen, mit einem Worte, alles was nicht Empfindung heißt, will, so viel als es die Natur des Gedichtes und die Wahrscheinlichkeit erlauben, unter Bildern vorgestellet seyn, welche in der Phantasie Gemählde formieren. Von dieser allgemeinen Regel will ich doch die Erzehlungen der wunderthätigen Begebenheiten ausnehmen, die zu der Zeit gemachet werden, wenn diese Begebenheiten begegnen. Es ist der Wahrscheinlichkeit gemäß, daß ein Augenzeuge von dergleichen Begebenheiten, welchen man nöthig hat, die Erzehlung derselben zu thun, mit einer Erstaunung überfallen worden, welche noch dauret; und also wäre es wider die Wahrscheinlichkeit, daß er sich in seiner Erzehlung solcher Zierrathen bediente, an die einem beklemmten Menschen der Sinn nicht kömmt. Neben dem erfodern diese wunderthätigen Begebenheiten, daß der Poet ihnen bey dem Zuhörer so viel Glauben erwerbe, als es ihm möglich ist; nun ist ein bequemes Mittel dazu, daß man sie in den einfältigsten Worten erzehle, welche denjenigen, der redet, am wenigsten in den Verdacht des Aufschneidens bringen. In allen andern Fällen, diese beyden ausgenommen, muß die Schreibart der Poesie mit Bildern angefüllet seyn, welche

welche die beſchriebenen Sachen ſo geſchickt ſchildern, daß wir ſie nicht vernehmen können, ohne daß unſre Phantaſie beſtändig mit Gemählden angefüllet ſey, die darinnen in der Ordnung auf einander folgen, wie die Abſätze der Rede aus einander hervorfallen.„ Und auf dieſen Grund wird der gelehrte Streit leicht zu entſcheiden ſeyn, welchen die beyden franzöſiſchen Academici Boileau und La Motte über den Vers in Racinens Phedra,

Le Flot qui l'apporta recule epouvanté,

mit einander geführet haben; welches ich dem verſtändigen Leſer überlaſſen, und ihm zu dieſem Ende die Schriften anzeigen will, wo er ihre Beurtheilungen des angeführten Verſes nachſchlagen kan; ſolche ſind des Hrn. La Motte Abhandlung von der Ode, die vor dem erſten Theile ſeiner Oden ſtehet, des Hrn. Boileau eilfte Betrachtung über Longinus, und die Antwort, die La Motte auf dieſelbe im zweyten Theile ſeiner Oden hat beydrücken laſſen.

Hernach erfordert auch eine jede Gattung der Gedichte eine beſondere Austheilung der Figuren und der Zierrathen der Rede. Die meiſten Bilder, welche dienen, der Schreibart des Trauerſpieles einen Leib zu machen, ſind für die Schreibart der Comödie allzu ernſthaftig. Zum wenigſten muß der comiſche Poet ſich derſelben mit aller Mäſſigkeit

gebrauchen. Er muß ſie nur anwenden, wann er den Chremes reden läßt, wo dieſe Perſon für eine kurtze Zeit in einen tragiſchen Affect geräth. Die Schäfergedichte entlehnen ihre Bilder und Gemählde von denen Sachen, die das Land ſchmücken, und von den Begebenheiten des Landlebens. Die poetiſche Schreibart der Satyre verbreitet ſich in Bildern, die am bequemſten ſind, den Leuten Scham einzujagen. Die Ode ſteiget in den Himmel, damit ſie ihre Bilder und ihre Gleichniſſe von dem Donner, den Sternen, und den Göttern ſelbſt entlehne. Das ſind aber Sachen, von welchen die eigene Erfahrung ſchon alle Liebhaber der Poeſie unterwieſen hat.

Nach dieſer allgemeinen Erklärung und Ausführung von der Natur, Kraft und Oeconomie der poetiſchen Mahlerkunſt, in Abſicht auf den Ausdruck, kan ich nicht umhin, einige von den höchſten Farben, die der Poeſie gantz eigen ſind, nach ihrem Urſprung und ihrer Zubereitung zu erklären. Ich will ſie in gewiſſe Claſſen nach den Graden ihrer Verwegenheit und Heiterkeit eintheilen. In die erſte Claſſe ſetze ich diejenigen Translationen, da der Poet den Mitteln und Werckzeugen, deren ſich die Natur in ihren Würkungen und Veränderungen bedienet, dieſe Würckungen, als der Haupt-Urſache zuſchreibet. So ſagt Virgil:

Quod

Quod ſupereſt, ubi pulſam hyemem Sol aureus egit
Sub terras, coelumque æſtiva luce reclusit.

Und wiederum:

Hoc ubi hiulca ſiti findit Canis æſtifer arva.

Und anderſtwo:

Tum mihi coeruleus ſupra caput adſtitit imber,
Noctem hyememque ferens, & inhorruit unda tenebris.

In die andere Claſſe ſchreibe ich diejenigen Figuren, die abgezogene Dinge, ſo kein eigenthümliches Weſen beſitzen, in Perſonen verwandeln, und ihnen ſichtbare Bewegungen, Veränderungen und Handlungen beylegen; z. Ex. Virgil von dem Winter:

Et cum triſtis hyems etiam nunc frigore Saxa
Rumperet, & glacie curſus frænaret aquarum.

Von der Jugend:

Tum mihi prima genas veſtibat flore juventa.

Von der Nacht:

- - Nox pluviam ne colligat, ante veremur.

Dahin gehören auch folgende Stellen:

Verum ubi nulla fugam reperit fallacia.

Und wiederum:

Vicit iter durum pietas. - - -

Und:

- - - Pedibus Timor addidit alas.

Dergleichen finden ſich hier und da in Opitzen Schriften; als in den P. W.

Hilf Gott! hat denn der Krieg nicht Volck genug gefreſſen?

* * *

- - - - Das arme ſchwache Leben
Stund auf der Schwelle ſchon, und ſahe hin und her,
Ob in der groſſen Qual nicht etwann Labſal wär'?

* * *

Da Deutſchland ihm ſelbſtſelbſt ein ſcharfes Meſſer wezt,
Das ſeiner Freyheit wird zur Gurgel angeſezt,
Die mit dem Tode ringt. - - - -

* * *

- - - Das Land - - -
Das ihm nun gleichſam ſelbſt fällt in ſein eigen Haar,
Und macht den Feinden ſich zu einer reichen Beute.

* * *

Nun Meineyd und Gewalt auf allen Wieſen blüht,
Und faſt die deutſche Treu verreckt iſt und verflogen.

Zu der dritten Claſſe zehle ich diejenigen Figuren, welche leblosen Dingen Handlungen und Bewegungen der Lebendigen zuſchreiben. So ſagt Virgil von einem Pfeile,

Hæſit, virgineumque alte bibit acta cruorem.

Und im zwölften B.

- - - Volat atri turbinis inſtar
Exitium dirum haſta ferens, orasque recludit
Loricæ, & clipei extremos ſeptemplicis orbes:
Per medium ſtridens tranſit femur, incidit ictus
Ingens ad terram duplicato poplite Turnus.
Conſurgunt gemitu Rutuli, totusque remugit
Mons circum, & vocem late nemora alta remittunt.

Dergleichen Stellen ſind folgende:

- - - Gemuit ſub pondere cymba.

- - Forna-

* * *

. . . . Fornacibus ignis anhelat.

* * *

Cum graviter tunſis gemit area frugibus.

* * *

Et, cum exuſtus ager, morientibus æſtuat herbis.

* * *

Et nunc omne tibi ſtratum filet æquor.

* * *

. . . Loca nocte ſilentia late.

Etwas kühner ſind folgende:

Pomaque degenerant ſuccos oblita priores.

* * *

Conſonat omne nemus ſtrepitu, collesque reſultant.

* * *

At chorus æqualis Dryadum clamore ſupremos
Implerunt montes, flerunt Rodopeïæ arces.

* * *

Tityrus hinc aberat: Ipſæ te Tityre pinus,
Ipſi te fontes, ipſa hæc arbuſta vocabant.

Einen mehrern und lebhaftern Abſatz von Heiterkeit haben diejenigen Farben, die ich in die vierte Claſſe ſchreibe; wodurch vernunftloſen Dingen Handlungen und Neigungen vernünftiger Perſonen zugeſchrieben werden. Von dieſer Art ſind folgende Stellen aus Virgil:

Nec varios diſcet mentiri lana colores.

* * *

. . . Neque audit currus habenas.

* * *

Menalus argutumque nemus, pinosque loquentes
Semper habet. - - - - - -

* * *

Formoſam reſonare doces Amaryllida Sylvas.

* * *

Nec lupus inſidias pecori, nec retia cervis
Ulla dolum meditantur: Amat bonus otia Daphnis.

* * *

Omnia, quæ Phœbo quondam meditante beatus
Audiit Eurotas, juſſitque ediſcere lauros.

Folgende Stellen legen unvernünftigen Weſen Animos, Affecten, Verſtand und Bewußtheit zu:

Daphni tuum Poenos etiam ingemuiſſe Leones
Interitum, montesque feri, ſilvæque loquuntur.

* * *

Inque novos ſoles audent ſe germina tuto
Credere, nec metuit ſurgentes Pampinus auſtros.

* * *

- - - - Pontem indignatus Araxes.

* * *

An memorem Portus? - - - - -
Atque indignatum magnis ſtridoribus æquor.

Von einem Pferde:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:
Multa gemens ignominiam plagasque ſuperbi.

Von der Sonnen:

- - - Quid cogitet humidus Auſter,
Sol tibi ſigna dabit: Solem quis dicere falſum
Audeat? - - - - - - -

So wenn Virgil im zweyten B. vom Feldbau

bau v. 82. das Wunderbare in der Kunſt zu pfropfen erhöhen will, ſo ſagt er:

Exiit ad coelum ramis felicibus arbos,
Miraturque novas frondeis, & non ſua poma.

Und dieſe Art des poetiſchen Ausdrucks iſt gleichſam geweyhet worden, das Wunderbare in kühnen, ungewohnten, und ſeltſamen Dingen und Unternehmungen auf einen gewiſſen Grad zu erhöhen, z. Ex.

Prima malas docuit, mirantibus æquoris undis,
Peliaco pinus vertice cæſa vias.
Ovid.

Und Statius im neunten B. der Thebais:

. . . . . Stupet hoſpita belli
Unda viros, claraque armorum inceditur umbra.

Und Virgil:

. . . . Mirantur & undæ,
Miratur nemus inſuetum fulgentia longe
Scuta virûm fluvio, pictasque innare carinas.

So wenn dieſer Poet in der achten Eclogu die bezaubernde Kraft des Geſangs der in die Wette ſingenden Hirten, Damons und Alphesiböus, recht poetiſch anpreiſen will, ſo ſagt er:

Paſtorum Muſam Damonis & Alphesiboei,
Immemor herbarum quos eſt mirata juvenca
Certantes, quorum ſtupefactæ carmine lynces,
Et mutata ſuos requierunt flumina curſus.

Zuweilen treibet der Poet dergleichen Kühne

Ausdrücke bis auf das Verwegene, oder er suchet die Verwegenheit durch einen beygefügten wahrscheinlichen Grund um etwas zu rechtfertigen. Von dieser Art ist die Stelle bey Virgil im ersten B. vom Feldbau v. 466. von der Sonnen:

Ille etiam extincto miseratus Cæsare Romam,
Cum caput obscura nitidum ferrugine texit
Impiaque æternam timuerunt secula noctem.

Und was Ovidius sagt:

Alterius telum lapis est; qui missus in ipso
Aere, concentu victus vocisque lyræque est.
Ac veluti supplex pro tam furialibus ausis
Ante pedes jacuit.

Metaph. L. XI. 10.

Von jener Gattung sind:

- - - Spoliisque animosa superbit
Unda, velut victrix; sinuataque despicit undas.

Ibid. 553.

Und wenn Opitz in dem Lobe des Kriegsgottes v. 445. die Macht des Geschützes beschreibet, und das Wunderbare in dieser Erfindung erhöhen will, so dichtet er von dem Jupiter:

Er sieht und wundert sich, daß wir mit Blitzen streiten,
Ein gantzes langes Jahr; da er bey Sommerszeiten
Sich kaum nur schauen läßt: Sein Adler zweiffelschier,
Wo recht sein Donner sey, im Himmel oder hier.

Endlich mache ich noch eine Classe von derjenigen Figur, da zwo Ideen, die dem Scheine

Scheine nach neben einander nicht bestehen können, künstlich und wahrscheinlich mit einander verbunden werden. Diese Verbindung zwoer ungleicher Ideen treffen wir gemeiniglich in einem ganzen Satz an, wo solche Umstände, die einander ganz fremde zu seyn scheinen, glücklich gepaaret werden: Und sie wird öfters von den lateinischen Poeten [denn den Griechen fehlete die Kunst, so dazu gehöret,] angebracht, wenn sie Schildereyen, Bilder, Träume, Erscheinungen, Verwandlungen u. d. g. beschreiben; sie stellen dann zwo solche Ideen, die quer gegen einander stehen, zusammen, indem sich ein Stück ihrer Beschreibung auf das Urbild, das andere aber auf das Nachbild beziehen muß. Von dieser Natur ist der Vers, der vielleicht der sinnreichste im Virgil ist:

Attollens humero famamque & fata nepotum.
Aen. VIII. 731.

Worinnen er den Aeneas beschreibet, wie derselbe die preißwürdigen und glücklichen Thaten seiner Nachkommen auf den Schultern trägt, welches zwar sehr wunderlich und krause läßt, doch vollkommen zu billigen ist, wenn wir betrachten, wie diese widerwärtigen Ideen in eins verbunden, und die preißbaren und sinnreichen Thaten seiner Nachkommen zum Tragen bequeme gemachet werden, indem sie auf das Schild gegra-

gegraben worden. Wenn alſo Ovidius meldet, Pallas habe der Arachne Kunſt-Arbeit in Stücke zerriſſen, worauf ſie alle die Entführungen, ſo von den Göttern bewerckſtelliget worden, mit der Nadel geſtiket hatte, ſagt er:

. . . . Rupit cœleſtia crimina.

Dergleichen finden ſich beym Ovidius hier und da noch mehrere, als, vom Pygmalion:

Dum ſtupet, & dubie gaudet, fallique veretur:
Rurſus amans, rurſusque manu ſua vota retractat:
Corpus erat: Saliunt tentatæ pollice venæ.
Metamorph. L. X. 288.

Und im zwölften B. v. 16.

Nidus erat volucrum bis quatuor arbore ſumma:
Quas ſimul & matrem circum ſua damna volantem
Corripuit ſerpens, avidoque recondidit alvo,
Obſtupuere omnes. . . . . .

Zuweilen wird um mehrer Deutlichkeit willen die eigentliche Idee, die ſich zu dem Zeitworte reimt, gleich beygeſetzet; ſo ſagt Ovidius im zwölften B. v. 103.

. . . . Circo taurus aperto
Cum ſua terribili petit irritamina cornu,
Phœniceas veſtes. . . . . .

Und im dreyzehnten B. v. 94.

Nempe ego mille meo protexi pectore puppes,
Spem veſtri reditus. . . . . .

Und

Und v. 624.

Non tamen everſam Trojæ cum moenibus eſſe
Spem quoque fata ſinunt, Sacra, & Sacra altera Patrem
Fert humeris, venerabile onus. - - -

Welches Opitz im Veſuvius geſchickt nachgeahmet hat:

- - - - So ward vor dieſer Zeit
Der frommen Brüder par für Etna auch betreut.
Die, als die andern zwar ihr Gold und Güter trugen,
Der Eltern ſüſſe Laſt um ihre Schultern ſchlugen.
Das Reichthum ihrer Pflicht. - - -

Von einem gleichen Schrote, doch um etwas gewohnter iſt folgendes in den P. V.

Gieng auf ſein reiches Feld, und führte Gottes Segen
Zur Scheuren frölich ein. - - - -

Dieſe Anmerckung mit einem vortrefflichen Exempel von dieſer Natur zu beſchlieſſen, fällt mir zu rechter Zeit eine Stelle aus Hrn. Montague Gedichte an den König Wilhelm in die Augen, wo er ſich vorſtellet, wie Ludwig der dreyzehnte von ſeinen Unterthanen würde gelobet worden ſeyn, wenn er einmahl eine ſolche rühmliche Wunde empfangen hätte, wie der Engelländiſche König in der Schlacht an der Boine:

His bloody Arm had furnisht all their rooms
And run for euer purple in the Looms.

* * *

Sein Blut wär ohne Maß auf jeden Pult geflossen,
Und hatte Steg und Weg mit Purpur übergossen.

Womit

Womit übereinkömmt, was bey Plutarch gesagt wird: Quondam *pugnam* Leuctricam narrando omnia *vastasse* convivia.

Dieser wichtige Theil der Poesie ist wahrhaftig der schwerste. Solche Bilder zu entdecken, welche das, was der Poet sagen will, recht schildern, die tüchtigen Ausdrücke zu finden, die ihnen das Wesen und Leben verleihen, hat der Poet ein himmlisches Feuer vonnöthen, und nicht, daß er reimen könne. Ein mittelmässiger Poet kan mittelst Bemühung und Arbeit einen regelmassigen Plan machen, und seinen Personen anständige Sitten beylegen; aber nur ein Mensch, der ein Naturel zu der Kunst hat, kan seine Verse mit beständigen Erdichtungen, und in allen Absätzen der Rede neu-hervorblühenden Bildern in der Höhe halten. Ein Mensch ohne Naturell fällt bald in das frostige, das von den Figuren entspringt, welche nicht genug bestimmet sind, und die Sache nicht nett schildern, oder in das Lächerliche, das von den Figuren entspringt, die sich vor die Sache nicht schicken. Da einige sehen, wie rühmlich es ist, wenn man sich in der Poesie von der Schreibart des Pöbels entfernet, und die Gedancken mit Majestät, Artigkeit, und Neuheit begabet, erheben sie sich dermassen, daß sie schwülstig, aufgeblasen, und unordentlich werden; sie können kein

Ding

Ding ohne eine Metapher nennen, und zuweilen ohne eine verwegene Metapher, und eine überſpannte Hyperbole. Aber dieſe ſo ausſchweifende Hyperbolen und übel ausgebildete Metaphern ſind, wie Muratori im zweyten B. C. 14. ſagt, in der vollkommenen Poeſie etwas gleich ſo ungereimtes, wie vor wahrhaftig dapfere Helden die Sprache des Horribilicribrifax. Da ſo ſeltſame und vermeſſene Bilder keinen Grund der Wahrheit, oder der Wahrſcheinlichkeit, weder in dem Verſtande noch in der Phantaſie haben, machen ſie den Weiſen Verdruß, und ahmen die Natur ungeſchickt nach. Auch die Mahler müſſen die Natur nachahmen und verbeſſern, aber wenn ein ſolcher gedächte eine verwunderſame Abbildung eines wilden Sturms zu machen, und ſtellte die Wellen ſo vor, daß ſie bis an den Himmel ſtieſſen, und die Götter, daß ſie theils aus Furcht flöhen, theils voll Beſtürzung ſich mit ſchwimmen retteten, würde er uns zu einem ungemeinen Gelächter bewegen. Auf dieſe Weiſe vergeht ſich der Poet, der bedacht iſt, die Gemüther ſeiner Zuhörer in Verwunderung zu ſetzen, nicht wenig, wenn er die Sachen ſo übermäſſig vergröſſert und verkleidet, daß man die Lineamente der Natur gänzlich aus dem Geſichte verliehrt. Es kömmt der Phantaſie der Poeten würcklich ſo vor,

als ob die Schiffe, die von einem günstigen Winde getrieben werden, auf dem Meere flögen, theils wegen der Gestalt der Ruder, theils wegen der Geschwindigkeit ihres Laufes. Sage ich nun aus Begierde von dem gemeinen Gebrauche noch weiter abzuweichen, und dieses Bild noch wunderbarer zu machen, die Schiffe haben Flügel, so fange ich an, mich ein wenig von der Natur zu entfernen. Bin ich damit nicht zufrieden, und sage anstatt die Schiffe mit Nahmen zu nennen, die Tannen und die Fichten haben Flügel, so weiche ich noch viel weiter von der Natur ab. Und wenn ich endlich, statt zu sagen, die Fichten und Tannen haben Flügel, sage, der Berg Ismarus selber, auf welchem diese Bäume gewachsen waren, sey mit der Art umgehauen worden, und habe zu seiner eigenen Verwunderung Flügel an die Füsse binden und durch die Wellen fliegen gelernet, so verliehre ich die Natur gänzlich aus dem Gesichte, indem da kein Merckmahl der Wahrheit oder des Wahrscheinlichen übrig bleibt. Quintilianus hat im achten B. Cap. 3. wohl angemercket: Κακόζηλον vocatur, quicquid est ultra virtutem, quoties ingenium judicio caret, & specie boni fallitur, omnium in Eloquentia vitiorum pessimum. Diese Künsteley entsteht von dem allzugrossen Verlangen neue und seltsame Bilder

Bilder zu finden; und, wie Longinus erinnert hat, von eben derſelben Quelle, von welcher alle Annehmlichkeit und Kraft der Rede, nemlich das Neue, das Wunderbare, und das poetiſche Schöne, herrühret, entſpringen gemeiniglich auch die Fehler, nemlich, die Künſteley, die ungereimte Metaphoren, die verwegenen Hyperbolen. Aber die geſunden und gereinigten Seelen laſſen ſich von keinem Blendwerck verführen, und halten ſich von dieſer gefährlichen Klippe weit entfernt. Mithin iſt es an dem, daß wie die künſtelnden Poeten den Zaum nöthig haben, andere der Spornen bedürffen. Und das geſchieht, wenn man in das Gegentheil des erſtern Fehlers verfällt, nemlich in das Truckene, das Oede und Matte. Es giebt Leute, welche die gekünſtelte Schreibart ſo ſorgfältig meiden, und ſo ſehr befliſſen ſind, lauter natürliche und einfältige Gedancken zu ſagen, daß ihre Verſe zu einer gereimten Proſa werden. Dieſe bedencken nicht, daß es das ſchlechteſte Lob iſt, wenn man von einem Scribenten ſagen kan, er ſey ohne Fehler. Cicero ſagte darum, orationem noſtram non tolerabilem tantum, ſed & admirabilem cupimus; und dieſe ungeſchmackte Schreibart giebt uns zu vermuthen, daß derjenige, bey dem ſie gefunden wird, Mangel an Würtze leide, und der, welcher Luſt daran empfindet,

kranck am Geschmacke sey. Derowegen muß man auch das Ruhmwürdige im Ueberflusse haben; und dieses insonderheit in der Poesie. Ist es nicht offenbar, daß das poetische Schöne nichts anders ist, als das wunderbare, neue und ausserordentliche Wahre, es mag nun diese Eigenschaft von seiner Materie oder durch die Kunst empfangen? Diesemnach müssen die Poeten os magna sonaturum haben. Sie können des Erhabenen und des Wunderbaren ohne ihren Fall nicht beraubet seyn, und wenn Cicero in einem Schreiben an Brutus bekennt hat, Eloquentiam, quæ admirationem non habet, nullam judico, und wenn Aristoteles eben derselben Meinung gewesen; mit wie viel besserm Recht können wir dieses von der Poesie sagen, der es etwas eigenthümliches ist, und deren Wesen darinnen bestehet, daß sie die Augen entzündet, das Gemüthe entzückt, mit hohen Sachen umgehet, in Erstaunen setzet? Man muß sich auch die Gefahr, welche das Grosse, Wunderbare und Erhabene begleitet, nicht allzu erschrecklich vorstellen, denn gesetzt, daß man einigemahl darüber strauchelt, so ist der Leser geneigter dergleichen Fehler zu verzeihen, als die magere Armuth, die weder Tugenden noch Fehler hat. Die berühmteste Poeten des Alterthums sind von Fehlern nicht gänzlich frey geblieben, welches

ches ihnen doch bey Verständigen an dem verdienten Ruhme keinen Abbruch gethan, denn wie Horatius sich erkläret hat:

. . Ubi plura nitent in carmine cur ego paucis
Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura? . .

Der zehnte Abschnitt.

Von dem Bau und der Natur des deutschen Verses.

Pflicht des Poeten das cörperliche Ergetzen der Ohren zu befordern. Zärtlichkeit dieser Arbeit desselben. Was der Vers in Absicht auf den Thon lediglich eigen, und was er mit der Prosa gemein hat. Art der Harmonie des Verses. Des Menschen natürliche Neigung zu derselben, und allgemeine Empfindung ihrer Annehmlichkeit. Woher die verschiedene Art von Metris bey verschiedenen Nationen entstehe. Der Mensch ein grösserer Freund der Mannigfaltigkeit, als der Symmetrie. Des Hrn. La Motte Einwürfe wider den Alexandrischen und andere Verse in Absicht auf ihre Einförmigkeit und unmusicalische Beschaffenheit. Wie ferne die Symphonie des Verses musicalisch sey. Daß die Beschuldigung einer Homophonie noch stärcker auf den deutschen Vers falle, als auf den französischen. Was vor Sorgfalt die Italiener gehabt, dieses gleichthonende Geschälle zu vermeiden, unter andern da sie den Alexandrischen Vers verbannet haben. Absonderliche Betrachtung dieses Verses, vornehmlich

in Absicht auf die deutsche Sprache. Des Hrn. La Motte Beschuldigung des Alexandrischen Verses in Absicht auf die Tragodie, wo er wider die Natur sey. Daß dieser Einwurf nicht richtiger auf die Verse schiesse, als auf die Translationen und Metapheren, die in dem Trauerspiel angebracht werden; und daß der Poet des Ergetzens verfehlen würde, wenn er bey der gemeinen Natur bleiben wollte. Widerlegung der Meynung, daß die Verwunderung über die überwundenen Schwierigkeiten die Ursache des Ergetzens sey, welches viele Leute von dem Verse empfangen. Art des Ergetzens, das von dem Reime entstehet. Schwierigkeit in den Reimen der deutschen Sprache. Vorzug des Hexameters vor den heutigen Versarten. Widerlegung derer, welche die Französischen und Italiensischen Verse standieren. Licenz in dem deutschen Verse, die Accente zu radebrechen. Anbefehlung eines Verses nach der Art des Französischen und des Italienischen. Vorzug der Franzosen und der Italiener in den zärtlichern Arten der Ergetzlichkeiten. Sanfter Eindruck grober Thone in starcken Organis des Gehores.

So viele wichtige Stücke, an welche die poetische Kunst in ihrer Nachahmung gedacht hat, können uns zwar von ihrem scharfsinnigen Fleisse, den sie zu unsrer Belustigung so geschickt anwendet, einen vortrefflichen Begriff machen: Aber diejenigen geringern Sachen, womit sie zu demselben Ende bemühet ist, welche wir in dem gegenwärtigen Wercke betrachtet haben, geben uns zu verstehen, daß ihre Sorgfalt für die Vollkommenheit dieses Ergetzens in denselben nicht un-

unglücklicher ist. Es bleibet mir zur völligen Erschöpfung dieser so fruchtbaren Materie der poetischen Kunst der Nachahmung, von der ich nunmehr, so zu sagen, die Seegel einziehen darf, nur noch übrig von einem Stücke derselben zu reden, in welchem sie sich am tiefesten heruntergelassen, und sich nicht geschämet hat, ihren Fleiß schier zu einer mechanischen Verrichtung zu erstrecken. Dieses ist der Vers, welcher ohne Zweifel unter allen Hülfsmitteln derselben am meisten cörperliches hat, und seinen Handwercker am deutlichsten verräth.

Ich sage dieses nicht in der Meinung ihn zu verkleinern, sondern alleine seinen Werth zu bestimmen, der noch groß genug bleibet, wenn gleich diejenigen irren, die ihn vor ein wesentliches Stücke der Dichtkunst ausrufen, wie unter andern einer noch neulich gethan, der ausdrücklich gesagt hat: „Dafern die deutsche Dichtkunst das Tonmaaß „und die natürliche Aussprache der Sylben „und Wörter nicht genau beobachten wollte; „so würde ihr gar nichts als die blossen Reime zum Vorzuge übrig bleiben.„ Das cörperliche Vergnügen, welches die Poesie durch den Vers zuwegebringet, behält allezeit sein Recht, indem der Cörper die Helfte des Menschen ausmachet, und wahrhaftig verdienet, daß wir auch um seine Vergnügung bemühet seyn. Dieses muß der Poet

um so viel fleissiger thun, weil er für den gröſſern und zugleich corperlichern Haufen der Menschen schreibet, bey welchen selbſt unter den Kraften des Gemüthes die Einbildungen und die Neigungen über den edlern Verſtand herrschen. Nichtsdestoweniger hat der Vers unter den corperlichen Dingen eins der feinesten vor sich; die Thöne, womit er umgehet, sind etwas unsichtbares, es sind zarte Bewegungen der durchrinnenden Luft, welche sich uns alleine in dem Gehöre und der Aussprache zu empfinden geben, daher die Anatomie der Thöne überaus schwer, mannigfaltig und betrüglich ist.

Wenn wir in Ansehung des Thons dasjenige von dem Verse absondern, was er mit der Prose gemein hat, ausgenommen daß er solches häufiger, kühner und mercklicher anwendet, so kömmt das übrige auf zwo oder drey Sachen an; auf die abgemeſſene Anzahl der Tritte und Sylben, die wir das Zahlmaß heiſſen, auf den Accent, da nothwendig auf gewiſſen Plätzen ein hoher auf andern ein niederer geſetzet wird, und wenn man will auf die Reimen. Ich schlieſſe hier mit Vorbedacht die Wahl und Mischung der Arten desjenigen Thones aus, der von der Meinung und Zuſammenſtellung der lauten und der ſtummen Buchſtaben nach ihrem beſten Vortheil, in Abſicht auf das Gehöre, und die Ausſprache, entſtehet. Denn der

Vers

Vers iſt diesfalls ſo wenig als die Proſe an ein beſtimmtes Geſetze gebunden, nach welchem auf einem gewiſſen Tritte gewiſſe Buchſtaben regieren müßten, welches die Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, die eine eben ſo mannigfaltige Vermiſchung in den Buchſtaben erfodert, nicht geſtattete; Er leidet aber eine offenbarere und gefliſſnere Sorgfalt hierinnen, als die Proſe, welche hinterhältiger und eingezogener iſt; und es geſchieht meiſt aus Verſäumniß deſſen, daß der Vers hart und ſtolperigt wird. Ein Vers kan in allen Geſetzen des Metri und des Accents untadelhaft ſeyn, und bekömmt nichtsdeſtoweniger eine widrige Härtigkeit, wenn er in der Eintheilung und Verbindung der Wörter von verſchiedenem Klange nach den verſchiedenen Buchſtaben von einer gewiſſen Art, ſo darinnen herrſchen, keine Sorgfalt erweiſet. Lohenſteins und Poſtels Verſe überſteigen das Maaß des Verſes nicht, ſie ſind an Anzahl der Sylben, an dem gehörigen Abſchnitt, an Accent und den Reimen, den Regeln meiſtentheils gemäß, aber ſie haben nichtsdeſtoweniger eine beſchwerliche Härtigkeit an ſich, die durch die Anhäufung der ſtummen Buchſtaben, wie dieſe durch die Zuſammenziehung der Sylben entſteht. Ich habe ferner die Wahl derjenigen Arten Thones ausgelaſſen, welcher von dem langen oder kurtzen Zeitmaaß der Sylben entſteht,

weil der Vers auch diese mit der Prosa gemein hat. Er mag die langen und kurtzen Sylben nach Erfoderung der besondern Würkung, die man hervorbringen will, ohne daß ihm die Prosodie deßwegen etwas eigenes vorschreibe, durch einander verstellen, und, soll die Rede langsam seyn, viele lange, soll sie schnell und lebhaft seyn, viele kurze zusammenstellen. Und hier muß man sich einen unbestimmten Ausdruck der Prosodie-Lehrer nicht lassen irre machen, wenn sie sagen, die langen und die kurtzen Sylben müssen in einem Verse in einer bestimmten Ordnung mit einander abwechseln; sie wollen alleine sagen, daß die hohen Accente mit den niedern abwechseln müssen. Ihr flüchtiger Ausdruck entstehet vermuthlich daher, weil sie in den Gedancken stehen, daß jede lange Sylbe einen hohen Accent, und jeder hohe Accent eine lange Sylbe erfodere. Dieses ist nicht durchgehends wahr, wiewohl die Stimme insgemeine auf einer langen etwas erhoben, und auf einer kurtzen vertiefet wird. Die andere Sylbe in den Wörtern Heiland, Klarheit, Unschuld, Großmuth, Lodernd, ist lange und doch darum nicht hoch. Also weiß eigentlich die deutsche Prosodie von keinen Tritten, die unumganglich lang oder unumganglich kurtz seyn müssten; wohl aber befiehlt sie uns, daß in den gesezten Tritten die hohen und tiefen Accente mit einander abwechseln sollen.

In

In dieſen und andern Stücken ſteht der Vers in dem Rechten, daß er ſich aller Schönheiten der proſaiſchen Rede bemächtigen, ja noch weiter gehen darf, da hingegen der Proſe nicht erlaubet iſt, die eigenthümlichen Vorrechte des Verſes zu gebrauchen, denn ſie würde dadurch zu prächtig, zu feyrlich, und künſtlich werden. Die mäſſige Harmonie ſteht ihr wohl an, das iſt, eine gewiſſe Ordnung der Thöne, wie ſie zugleich ſind, und auf einander folgen. Wenn in der Proſe die Thöne von einer Art kurtz auf einander abgeſtoſſen würden, ohne auf eine Harmonie in dem Gantzen zu ſehen, nemlich, wenn zwiſchen die Thöne andere Thöne von anderer Art geſetzet würden, ſo käme die Rede ſo heraus, wie wann mit blaſenden Inſtrumenten Lärmen geblaſen wird. Aber die Pracht iſt wider den Character des Ernſts und der Sittſamkeit, der ie von der Poeſie in allen Dingen unterſcheidet.

Dieſer kömmt es zu, ſich in die bunten Farben der Phantaſie einzukleiden, und uns mit den Spielen dieſes wunderbaren Vermögens der Seele zu beluſtigen. Sie iſt daher in ihren Gedancken und ihrem Thun auſſerordentlich, ſie zeigt lauter Pomp, und iſt einem feyrlichen Aufzug gleich, da man ſich in Gebehrdung, Stellung, Kleidung und Gang von den gewöhnlichen Manieren entfernet.

Wenn wir denn den Vers nach denen Eigenschaften betrachten, die ihm lediglich und absonderlich zukommen, als, der Abzehlung der Sylben, dem Accente auf bestimmten Plätzen, und dem Reime, so muß man den beyden erstern eine gewisse Anmuth zugestehen, die theils von den Organis der Aussprache, theils des Gehöres empfunden wird. Und diese mag ungefehr von der Art, und derjenigen Kraft seyn, wie wohlgemessener Schritte und Tritte in einem feyrlichen Aufzuge, welche nach der Natur des Festes ernstlich und gestreng, oder munter und lustig sind. Wie nemlich die Staats- und Hof-Bedienten an einem Krönungs-Tage, die Priester in einem Kreutzgang, die Hauptleute und Soldaten in ihrem Marsche, die muntere Jugend an einem Ballete, nach verschiedener Weise einhergehen, die Augen der Zuseher an sich zu ziehen, und den Character ihrer Gemüther auszudrücken; wie absonderlich auch die mythologische Religion ihren Göttern eine eigene Art des Ganges zugeschrieben hat, nach welcher sie vielmehr fortschlüpfen, als gehen; also giebt es auch verschiedene Arten des Verses, und wie verschiedene Nationen sich selbst in der Weise ihres Gangs von einander unterscheiden, so giebt es in verschiedenen Sprachen selbst verschiedene Versarten.

Und damit wir diese Anmuth des Verses näher bestimmen, und dadurch zeigen, daß die Regeln, die den Vers nach den beyden besagten Eigenschaften einzurichten und zu verfassen befehlen, nicht den blossen Eigensinn der Kunstlehrer zum Grunde haben, so müssen wir anmercken, daß die Menschen von Natur alle und jede Symmetrie, in was vor Sachen sie beobachtet wird, lieben, wie denn, was die Thöne insbesondere anbelangt, ein jedes Gethöne, in welchem man ein Maaß wahrnimmt, so schlecht der Thon an sich seyn mag, angenehmer ist, als eines, da sich dieses nicht findet. Das Gethöne etlicher Hammer, etlicher Dresch-Flegel, eines Hufschlags von Pferden, haben ihr Maaß und daher eine gewisse Annehmlichkeit. Es ist zwar schwer, die absonderliche Ursache dessen zu erforschen, aber es ist auch genug, daß die Erfahrung uns davon versichert. Diese sagt uns, daß dieses Ergetzen in der Natur gegründet ist, ob man gleich die Art seiner Möglichkeit nicht einsiehet; gleichwie man in der Mechanick die Schwere aus der Erfahrung annimmt, und daraus die Regeln der Bewegungen bestimmt, welche daher entstehen. Wir könnten zwar, wenn wir die Dunkelheit liebeten, mit einigen Alten, die von der Verwandtschaft des Maasses der Rede mit dem Menschen geschrieben haben, vorgeben, die Seele sey eine Harmonie, oder,

sie

ſie habe eine Harmonie. Allein wir begnügen uns zu erkennen, daß der Grund davon ſich in dem Bande findet, mit welchem die Rührung derer Sachen, ſo einen Laut von ſich geben, und die Rührung der Lebensgeiſter durch die ſinnlichen Organa mit einander verbunden ſind, wiewohl wir geſtehen, daß uns die Natur dieſes Bandes verborgen iſt. Dieſe Zuſammenſtimmung macht, daß wir auch zwiſchen der proſaiſchen Schreibart einer Nation und ihren Gemüthern gewiſſe ähnliche Merckmahle erblicken, z. Ex. in der Aſiatiſchen die Hitze, in der Laconiſchen die Majeſtät. Der Herr La Motte, der ſonſt dem Verſe nicht günſtig war, hat ſelbſt bekennt, daß das Maaß und die Abſätze der Rede, die in dem Verſe kürtzer abgebrochen werden, zu dem Verſtande viel helffen, daß in theatraliſchen Vorſtellungen die ſpielenden Perſonen dadurch die Tonos deſto beſſer faſſen, und ſie deſtomehr empor halten, anſtatt daß ſie mehr Scharffſinnigkeit haben müßten, in den weitläuftigen Sätzen der Proſa die zarten Inflexionen der Stimme zu treffen, welche der Vortrag und die Regungen erfodern. Nun würde dieſes nicht ſo ſeyn, wenn nicht der Vers in einer Uebereinſtimmung mit den Organis und dem Gemüthe ſtühnde. In der Muſick iſt dieſe Harmonie gantz merckſich, welche zwar nicht bloß mit gemeſſenen, ſondern mit ſtarck geſchleifften Thönen umgehet,

gehet, durch deren verschiedene Verbindung sie gantz empfindliche Würckungen in dem Gemüthe verursachet. Man hat in derselben gewisse ähnliche Abdrücke des Zorns, des Mitleidens, der Sanftmuth, und anderer Neigungen gefunden, und mittelst dieser Erfindung die Gemüther nach der unterschiedlichen Abwechselung der Thöne in verschiedene Affecte gesetzet. Also machte die Phrygische Melodie rasend, die Lydische verbitterte, die Dorische besänftigte. Woraus man abnehmen kan, woher die verschiedene Art von Metris bey verschiedenen Nationen entstehe, nemlich von ihren verschiedenen Gemüthes-Arten; welche von verschiedenen Arten der Harmonie ungleich gerührt werden. Wozu ferner kömmt, daß die Werckzeuge, durch welche der Thon in das Gemüthe gebracht wird, das Gehöre und die Aussprache, bey ihnen von verschiedener Beschaffenheit sind, so wie sie von der Gewohnheit und Lebensart mehr oder weniger ausgehärtet oder verzärtelt sind. Wenn aber dieses gleich macht, daß jede Nation ihr Metrum anmuthig findet, ja daß sie mehr Anmuth darinnen findet, als in den Vers-Arten anderer Völcker, so hebet diese Ungleichheit in den Vers-Arten die Erfahrung von der allgemeinen Empfindung der Harmonie, und der Neigung für dieselbe nicht auf, sondern bekräftigt sie vielmehr, indem sie einen Beweißthum giebt, wie die

Men-

Menſchen ſolche auf ſo verſchiedene Weiſe zu erhalten trachten. Es verhält ſich mit den verſchiedenen Vers-Arten verſchiedener Völker nicht anderſt, als mit den verſchiedenen Metris einer Nation; Leute von einer Nation haben mehr Luſt an einer beſondern Vers-Art, als an einer andern, welches ebenfalls von ihrem abſonderlichen Gemüthes-Character und der abſonderlichen Beſchaffenheit ihres Gehöres und ihrer Ausſprache entſtehet. Weil demnach die Harmonie der Thöne auf mannigfaltige Weiſe kan erhalten werden, entſtehen daher verſchiedene Vers-Arten, die ſämmtlich in einem gewiſſen Verhältniß mit dem Character einer Nation, einer Perſon, mit beſondern Umſtänden, ihre Annehmlichkeit haben; und dieſe wird nicht willkührlich empfunden oder nicht empfunden, es ſtehet nicht in unſrem Belieben, das Ohr oder den Mund zu gewöhnen, daß ſie eine andere Empfindung davon bekommen, als die, welche mit unſrem Character und Zuſtand übereinſtimmt. Wenn die Empfindung anderſt ſeyn ſollte, ſo müßte dieſer zuvor anderſt eingerichtet oder gewöhnet werden.

Demnach iſt offenbar, daß der Vers überhaupt mit ſeinen gemeſſenen Tritten eine natürliche Macht auf den Menſchen, als einen Liebhaber der Harmonie habe. Hier entſtehet aber ein neuer Zweifel, ob dieſes Ebenmaaß in dem deutſchen Gedichte auch würcklich

lich vorhanden sey. Man kan dawider einwenden, daß es von der beständigen Gleichheit verderbet werde, denn man muß sich erinnern, daß der Mensch noch ein gröſſerer Freund der Mannigfaltigkeit ist, als der Proportionen. Woraus folget, daß man den Vers ändern, und ihm verschiedene Proportionen verschaffen müsse. Wenn das Ebenmaaß in einem Verse eben dasselbe ist, wie in dem andern, so muß die Harmonie selbst, die sich in einem oder etlichen Versen fand, in einem langen Werck in eine widrige Monotonie verunarten. Das Ohr ergetzet sich anfänglich daran, aus Liebe zur Symmetrie, aber es wird dieses Ergetzens, aus Mangel der Abwechselung, bald überdrüssig. Lasset uns sehen, wie der Hr. La Motte dieses ausgeführet, und daraus einige besondere Einwürfe wider den Alexandrischen Vers gezogen hat. „Was würde man von einem „ groſſen Pallast sagen, erkläret er sich, der „ einerley Lauben, einerley Reyhen Säule, „ von einerley Ebenmaasse, allerorten wie„ der vor das Gesicht stellete? Der Marmor „ und das Metall daran, würden vergeblich „ von verschiedener Art seyn, die Verzie„ rungen und der Reichthum würde nichts„ destoweniger ihren Werth durch die Gleich„ formigkeit verlieren. Wenn die Symme„ trie ihre groſſe Annehmlichkeit in denen Sa„ chen hat, die man auf einmahl ins Gesicht

„ lasset,

„ faſſet, ſo hat es eine andere Bewandt-
„ niß mit denjenigen, die nach einander
„ geſehen werden; da iſt Mannigfaltigkeit
„ vonnöthen. Die Verſe, fährt er fort,
„ ſtellen ſich da ſucceſſive vor Augen. Ey
„ wie verdrüßlich iſt es, wenn man ſie zwey
„ und zwey auf einander folgen ſieht, alle-
„ zeit mit gleichviel Sylben, die Hemiſti-
„ chia auf eine abergläubige Weiſe in Acht
„ genommen; und da ſie einander allezeit,
„ wie ein Echo antworten! Vergeblich will
„ man zu Gunſt der Symmetrie der Verſe
„ die ſymphoniſchen Bewegungen der Mu-
„ ſick anziehen. Die Ungleichheit iſt augen-
„ ſcheinlich, wann man nur daran denckt;
„ und es iſt ein Wunder, daß man nicht
„ daran denckt. Die Muſick gefällt dem
„ Ohre mit der Richtigkeit ihrer Bewe-
„ gungen, mit dem Abſatz ihrer Thone,
„ und mit dem Uebereinklang ihrer Stim-
„ men. Was hat aber dieſes mit einer
„ gewiſſen Zahl Sylben gemein, die an
„ ſich ſelbſt keine verſchiedene Inflexion er-
„ fodern; denn alleine die Gedancken er-
„ fodern in dem Verſe wie in der Proſa
„ ſolche Inflexionen, die nach dem Affecte
„ auf verſchiedene Weiſe ändern. Alleine
„ ich will die Vergleichung zugeben, man
„ wird aber ſehen, daß ſie wider den Vers
„ dient. Die Muſick hütet ſich mit allem
„ Fleiſſe, daß ſie das Ohr nicht durch ei-
„ ner-

„ nerley fortgeſezte Thöne ermüde. Wer
„ könnte eine Oper ausdalten, da die Sym-
„ phonie und Geſänge lauter Chaconen wä-
„ ren? Das ſind aber das epiſche Gedicht
„ und die Tragödie, wann der Alexandri-
„ ſche Vers Muſick ſeyn ſoll. „

Ich habe keinen Willen dem Verſe mehr Kraft und Tugend beyzulegen, als er in ſich hat; darum will ich nicht ſagen, daß er Muſick in ſich begreife, oder daß die Luſt, die aus der Symmetrie der Verſe entſtehet, von der hohen Art derjenigen ſey, welche von einem geſchickt aufgeſezten und künſtlich abgeſungenen Stücke entſpringt. Das Mittel, deſſen ſich die Muſick bedienet, ihr ſymphoniſches Ergezen zuwegezubringen, iſt auch ganz ein anders, als dasjenige, ſo in dem Verſe gebraucht wird, dort werden die Thöne vielfältig gezogen und geſchleiffet, hier nur einfältig von ſich gegeben. Aber ich halte vor unleugbar, daß in dem Verſe eine gewiſſe angenehme Symmetrie ſey, wiewohl von einer geringern Art, welche eben ſo wohl als die Anmuth der muſicaliſchen Symphonie von dem geheimen Verhältniß entſteht, das alle Proportionen mit dem Gemüthe haben; und in dieſem Puncten beruhet die Vergleichung zwiſchen beyden. Wobey ich noch anmerken muß, daß die Noten der Muſick eben ſo wenig als die Sylben des Verſes vor ſich

ſelbſt eine verſchiedene Inflexion erfodern, ſie müſſen ſich ſo wohl als dieſe in ihren Inflexionen nach den Gedancken und dem Affecte richten. Alleine es iſt uns jezo darum zu thun, daß wir den Vers von der Homophonie retten, in welche ſeine Symmetrie verfallen kan, und die in der That eben ſo verdrüßlich wäre, als die Chaconen. Die Klage des franzöſiſchen Kunſtrichters verdienet diſſfalls bey uns deſto mehr Aufmerckſamkeit, weil der hohe und der tiefe Accent in dem franzöſiſchen Metro nicht wie in dem deutſchen beſtändig auf gleichen Plätzen ſtehet, maſſen die franzöſiſche Sprache keine ſolche Sylben hat, die alleine ſtehend und abgeſondert, ohne Abſicht auf die vorhergehenden und nachfolgenden Sylben und auf den Verſtand der Redensart, müſſen erhoben oder vertiefet werden; Bey den Franzoſen kan man eine und dieſelbe Sylbe, die man in einer Redensart erheben kan, in der andern vertiefen. Und ſie halten dieſes mehr vor eine Schönheit, als vor einen Mangel in ihrer Sprache, denn ſie ſagen, daß eine Ausſprache, die um der materialiſchen Sylben willen ändert, nicht melodiereicher ſey, als eine Ausſprache, die ändert, damit ſie den Bewegungen des Hertzens folge. So ferne iſt es, daß die Franzoſen auf allen gleichen Plätzen gleiche Accente ſetzen würden, wenn es

in

in ihrer Sprache gleich möglich wäre. Dahingegen in dem deutſchen Metro nicht nur das Zahlmaaß und die Pauſen in allen Verſen einerley ſind, ſondern die Accente ihre unveränderlichen Plätze haben; dadurch die Sylben einander nicht nur an der Zahl, ſondern auch in der Art des Thonlautes, der von der Erhebung und Vertiefung entſtehet, völlig gleich werden: Alſo daß die Homophonie, deren der Herr La Motte den franzöſiſchen Alexandriſchen Vers bezüchtiget, in unſrem deutſchen noch viel merklicher ſeyn muß. Die Italiener haben ſo wohl als wir ihre Sylben, die an ſich hoch oder nieder ſind, alſo daß ſie ein Metrum haben könnten, in welchem die hohen und tiefen, wie in dem unſrigen, in einer beſtändigen Gleichheit abwechſelten, nichtsdeſtoweniger fodern ſie in ihren Verſen nichts weiter als die hohen Accente auf den Pauſen des Verſes, und da einige unter ihnen geweſen, welche die hohen und niedern Accente aus Vorſatz und mit Fleiſe auf gewiſe und beſtimmte Plätze geſetzet haben, ſo verwarff der Herr Salvini ſolches aus dem Haupt-Grunde, weil dergleichen Verſe ein Geläute machten, wie die Glocken, indem ſie in eine Monotonie und Unthonanz verfielen. Sie haben ihre Sorgfalt die Homophonie zu vermeiden noch weiter getrieben, und aus eben dieſer Urſache den

Alexandrischen Vers aus ihrer Poesie gänzlich verwiesen. Der Vers, dessen sie sich in ihren ernsthaftesten Gedichten bedienen, ist ein eilfsylbiger, welchen sie dem Alexandrischen weit vorziehen. Sie sagen, daß jener eine so vielfältiger ändernde Harmonie bekomme, als die Pausen darinnen auf verschiedenen Plätzen stehen, weil er den accentuirten Ruheplatz bald auf der vierten, bald auf der sechsten, bald auf der achten, zuweilen auch auf der zwölften nehme, dahingegen die Alexandrischen den Abschnitt allezeit auf einem gleichen Ort machen, so daß die hintere Helfte dieses Verses nichts anders sey, als eine Wiederholung der fordern, welches in einem langen Verse einen unerträglichen Eckel gebähren müsse. Was insonderheit ihre Trauerspiele anbelanget, so haben einige aus Befahrung, daß durch den Eilfsylbigen selbst einer verdrüßlichen Harmonie, welche die Tragödie der Würde eines ernsthaften Vortrags berauben würde, noch nicht genug gesteuret sey, ihm nicht alleine den Reim abgenommen, sondern auch gut gefunden, denselben durch den eingemischten Siebensylbigen zu unterbrechen, behauptend, daß der Eilfsylbige dem Siebensylbigen, wenn er sich mit ihm vereinbaret, seine erhabene Art mittheilete, wie dieser hingegen den andern mit seinem natürlichen und geläufigen Wesen milderte: Wiewohl

ihnen

ihnen dieses von andern widersprochen worden, welche davor gehalten, der kurtze Vers passe vor sich zu dem tragischen Ernst nicht wohl, wenn die siebensylbigten unter die eilfsylbigten gestossen werden, lassen sie uns alsobald etwas singendes hören, und sey der Ineinanderschlingung und dem Bruche des Verses entgegen, worinnen die Haupt-Kunst eine natürlich-schliessende Rede vorzustellen bestehe. Hingegen behalte der lange Vers, der den kurtzen auch in sich schliesse, allezeit eine gleiche Majestät und Wohlanständigkeit, und erleichtere den Weg, den gestudierten Thon und die gleichförmige Cadanz zu vermeiden.

Sollen wir hier der Wahrheit Zeugniß geben, so ist nicht zu leugnen, daß der Alexandrische Vers nicht sehr schwach und sehr unbehülflich sey. Man hat ihn mit Recht mit einer Schlange verglichen, die mitten entzwey geschnitten worden, und den Hintertheil ganz beschwerlich nach sich zieht. Man höret in seinen beyden Theilen nicht einen ernsthaften Vers, sondern zween kleine sechssylbigte, dadurch er von der Natur eines klugen Vortrags um so viel mehr abweichet. Ein gewisser Italiener, der den französischen Alexandrischen Vers in seiner Muttersprache einführen wollen, stuhnd in der Einbildung, daß von der Vereinigung zweyer kleinen Verse ein männlicher Thon entstühn-

de, als ob die Art, wie sie im schreiben zusammengesetzet werden, hierzu dienen könnte; und da er für diesen Traum keinen guten Grund anzuführen wußte, bestrebete er sich denselben durch die Vergleichung mit drey Adonischen Versen, welche zusammengesetzet einen Hexameter ausmachen, zu behaupten. Allein er irrete so nochmahls, in dem er sich nicht besann, daß die drey Adonischen, wenn sie in einem Vers zusammenkommen, ihre Harmonie durch das neue Band ändern, welches ihre Füsse von den Sylben, woraus sie bestehen, empfangen; Gestalt in dem Alexandrischen beyde sechssylbigten in ihrem natürlichen und abgesonderten Wesen verbleiben. Daher auch lächerlich ist, wenn man sagen wollte, daß man mittelst der Länge des Alexandrischen Verses mehr Vortheil bekomme, einen Gedancken auszudrücken. In der deutschen Sprache ist dieser Vers um so viel unbequemer, weil sie an langen zusammengesezten Wörtern ungemein reich ist, massen er für solche keinen Raum herzugeben weiß. Der kurtze achtsylbige Vers, mit welchem sich unsre Voreltern vor Opitz Zeiten behulfen, ist um einen Fuß geraumer als der Alexandrische.

Zu sagen, was ich will, erlaubt die Vers-Art nicht,
Die in sechs Gliedern geht, und in der Mitten bricht;

Am

Am Cörper lang genug, bebülflich deſto minder:
Mit Füſſen wohl verſehn, doch darum nicht geſchwinder.
Die deutſche Sprachart iſt von langen Wörtern voll
Und lauft in lange Sätz: ein Metrum ſteht ihr wohl,
Das ſie gerammet ſetzt, und nicht ſo enge ſchlieſſet,
Der Bruch hemmt ihren Lauf, daß ſie nur langſam flieſſet.

Aus dieſer Urſache muß ein ſolcher Vers nothwendig hart gerathen, wenn man befliſſen iſt, viel Gedancken in denſelben hineinzubringen. Das iſt Hrn. Hallers eigenes Lob, daß er dieſen Vers mit Gedanken gedrange angefüllet hat, ohne die Ohren mercklich zu beleidigen; wiewohl ich ihm zum Lobe ſagen muß, daß er in einem Fall, da er wehlen mußte, lieber den Verſtand als das Gehör hat vergnügen wollen. Dennoch hat man an alle dieſem Zwang noch nicht genug gehabt, ſondern dem Alexandriſchen Verſe noch die Feſſeln angeleget, daß er weder mit dem hintern Hemiſtichio, noch mit der Zeile, die den andern Reim herorben muß, einen neuen Satz der Rede anfangen darf, in welcher Zuſammenſchlingung doch die Lateiner und die Griechen eine beſondere Schönheit geſucht haben.

Der Hr. La Motte hat wider den Alexandriſchen Vers einen Einwurff gemacht, wo er ihn vornehmlich in Abſicht auf die Tragodie verwirfft. Er vermeinet, daß die Wahrſcheinlichkeit dadurch gänzlich verletzet

werde. „ Warum, sagt er, läßt man die „ Menschen, wenn man sie aufführet, nicht „ thun wie Menschen? Ist es nicht wider „ die Natur, daß ein Held, eine Fräulein, „ alle ihre Reden an eine gewisse Zahl Sylben binden, daß sie bestimmte Ruhe-Plätze sorgfältig in Acht nehmen, und endlich „ daß sie mitten in ihren angelegentlichsten „ Geschäften, mitten in ihren heftigsten Neigungen, auf die Widerholung eines gleichen Lautes dencken, welches die Frucht „ eines so kindischen als mühsamen Nachsuchens seyn muß? „

In diesem Stücke kan ich ihm nicht beypflichten. Dergleichen Beweiß würde La Motte weiter führen, als er selbst gehen will, immassen er bis auf die Translationen, Metaphoren, und alle mehr als gewöhnlich hellen Farben der Rede erstreckt werden kan, als welche in der gemeinen Natur und in dem täglichen Umgange eben so was fremdes sind, als das Maaß in dem Verse ist. Denn man muß nicht aus der Acht lassen, daß der Poet vermöge seines Amts sich selber, das ist den Poeten, selbst in denen Orten, wo er andere Personen einführet, auf gewisse Weise zeigen muß. Seine Pflicht zu ergetzen, höret niemahls auf, und wenn er auch unterrichtet, oder überredet, und zu diesem Ende sich der Prosopopeia bedienet, thut er solches mit der Absicht zu ergetzen. Nun würde er dieses

Erge-

Ergetzen in der Tragödie allerdings verfehlen, wenn er die aufgeführten Perſonen nur gedencken, nur reden und ſprechen lieſſe, wie in der ordentlichen Proſa. Man muß auch überlegen, daß die Phantaſie deſſen, der in das Schauſpiel-Haus gehet, ſchon vorbereitet iſt, ſich dem Betruge der Phantaſie zu überlaſſen, es wäre ihr nicht gedienet, und ihre Hoffnung würde nicht befriediget, wenn der Poet ſie völlig vergäſſe, wenn er die Poeſie aufgäbe und mit der Proſa vertauſchete. Wenn ſie hernach dem Schauſpiel würcklich beywohnet, wird ſie in dieſem Zuſtand immer mehr befeſtiget, indem ihr ſo ungemeine Character, ſo auſſerordentliche Begegniſſen, vorgeleget werden, und ſie in ſo entfernte Zeiten und Länder, zu Völckern von ſo ungewöhnlichen Sitten und Gedancken geführet wird.

Der Hr. La Motte hatte, ſeine Meinung zu behaupten, eine Scene aus Racinen Mithridates in Proſa überſetzet, worauf ihm Hr. Voltaire vorgeworffen, daß ſich niemand überwinden könnte, ſolche zu leſen. Daraus zog der erſtere den Schluß, daß man den Verſtand, den er auf das genaueſte gegeben hätte, nicht ſo ſehr liebete, als den Vers, und hielt es vernünftigen Menſchen vor eine Schande, daß ſie ein abgemeſſenes Getöne höher ſchäzeten, als erleuchtende Begriffe oder hertzrührende Empfindungen. Dennoch

bekennet er in der Antwort auf die Ode, so der Herr La Faille zum Lob des Verses geschrieben, daß er mit diesen Leuten etwas gemein hat: er sagt: „ Ich begreiffe wohl, „ daß die Anmuth des Sylbenmasses und der „ Reime für viele Leute etwas natürliches ist, „ und ich empfinde dieselbe an mir selbst so „ starck, daß ich öfters in Versen bewunde„ re, was ich in Prosa bloß billigen würde.„ Und weil er vermuthete, man würde dieses der natürlichen Kraft des Verses zuschreiben wollen, bemühet er sich eine andere Ursache dessen zu errathen. „ Es ist alleine die Fra„ ge, sagt er, woher dieser Betrug entste„ he. Meines Bedünckens kömmt er grö„ stentheils von der angenehmen Ueberra„ schung, die von der überwundenen Schwie„ rigkeit entstehet; und hierwider thut der „ Einwurf nichts, daß dieses nur diejenigen „ angehe, die wissen, was die Schwierig„ keiten vor Mühe geben; denn die Unerfahr„ nen werden noch mehr überrascht, als die „ andern, sie wissen, daß sie nicht geschickt „ sind, den Worten auf diese Weise zu be„ fehlen, und sehen die Poeten vor ein ab„ sonderliches Volck an, das die Natur mit „ Fleiß an die Welt hervorgebracht hätte, „ dergleichen Præstigia zu thun.„

Ich kan eben so wenig, als dieser Criticus finden, daß ein solcher starcker Betrug, da man aus einem Gedancken in Versen mehr machet,

machet, als wenn eben derselbe nur in Prosa vorgetragen wird, und was noch schlimmer ist, da man den Klang des Verses höher schätzet, als erleuchtende Begriffe und Hertzrührende Empfindungen, von einer eigenthümlichen Tugend des Verses herrühre. Der Vers mag wohl in seiner Natur tüchtig seyn, ein mässiges Ergetzen für die Organa des Gehöres und der Aussprache hervorzubringen, wie wir oben davon geredet haben, aber ein solch bezauberndes Ergetzen, wie das von Hrn. La Motte erwähnte ist, muß eine andere Ursache haben, und diese muß nicht in dem Verse liegen, sondern in den Personen, an welchen diese zauberische Würckung geschieht. Diese Leute müssen einen starcken Abgang an den Kräften des Verstandes gelitten haben, daß etwas äusserliches und so flüchtiges sie mit solcher Gewalt einnehmen kan. Die blosse Schwierigkeit, so sie darinnen finden, daß ein sterblicher Mensch den Gedancken befehlen kan, in Versen zu fliessen, ist nicht vermögend, einen so starcken Betrug zu verursachen, denn so müßte die Prosa eben dergleichen Würckung auf sie haben, massen sie den Worten eben so wohl zu befehlen weiß, und Schwierigkeiten in sich hat, welche ihnen unüberwindlich scheinen müssen, da wenigst ihnen verborgen ist, auf was vor eine Weise solche überstanden und aus dem Wege geräumet worden.

Was

Was insbesondere die Anmuth des Reimes anbelangt, wovon ich noch nichts gesagt habe, so kan ich nicht glauben, wie sie bey geistreichen Leuten von einem groſſen Umfang ſeyn könne, allermaſſen man ziemlich weit gehen muß, wenn man ihren Grund in der Natur ſuchen will. Wieferne in dem menſchlichen Leben die Widerholung eines Schalles mit Anmuth begleitet ſey, mag man aus demjenigen ſchlieſſen, was man empfindet, wenn zwo Perſonen zum Wortzeichen einander in einem Thone ruffen und antworten; man hat ohne Zweifel hier für das ſtumpfe Ohr geſorget, welchem man damit eine Aehnlichkeit in zwoen Sachen wahrzunehmen vorlegen wollen, die es nimmer verfehlen könnte, und darum an dieſer Operation ſeines Witzes Luſt und Gefallen ſchöpfen müßte. Es iſt ein alter Kirmeß-Tantz, wo die Perſonen bey beſtimmten Pauſen aus Freude-Bezeugung in die Hände klatſchen, und man konnte den Reim für eine Nachahmung deſſen ausgeben, dadurch er aber ſich alleine in einigen luſtigen Gedichten einen Platz fodern könnte. Und hier muß ich noch mit wenigem erwähnen, daß die weiblichen Reimen bey den Deutſchen einen ziemlichen Mangel an Klange daher leiden, weil die zwerte Sylbe in denſelben allemahl ein leiſes E hat, auf welches noch ein oder zween ſtumme Buchſtaben folgen, überaus wenige ausgenommen,

die

die ein leises J haben. In welchem Stücke unsre Sprache von der Italienischen unendlich übertroffen wird, denn da endigen alle weibliche Reimen auf selbstlautende Buchstaben, das ihnen nothwendig einen stärckern Klang geben muß; und es fehlet sehr viel, daß man mit diesen einige deutsche Reimen, die auf den letsen Sylben ein A oder U haben, in Vergleichung stellen könne, als, Heiland, Meiland; Erblickung, Unterdrückung; noch weniger solche, die auf einen doppellautenden endigen, als Wahrheit, Klarheit; die Ursache ist, weil diese hintern Sylben lang ausgesprochen werden, wiewohl sie einen tiefen Accent haben; welches bey ihnen eine solche Härtigkeit verursacht, daß sie dadurch gantz unbrauchbar werden.

Der Herr Scipio Maffei, der 1736. das erste B. der Ilias in Italienische reimfreye eilfsylbigte Verse übersezt und dem Printzen von Wales zugeeignet, hat keine andere Ursache gewußt, warum einige Poeten von den neuern, die sonst an Geist und Erfindungs-Kraft nicht geringer schienen, als Homer und Virgil, diesen Poeten an Gleichheit und Reinigkeit nicht überall beykämen, als daß der Vers, den diese gebraucht haben, ungemein vollkommener wäre, als der heutigen. „ Der griechische Herameter, sagt er, so „ wohl als der lateinische, die an keine gleich„ förmige Endungen noch an den Zwang der

„ Ab-

„ Abſchnitte gebunden ſind, nöthigen nie-
„ mand, müſſige Wörter einflieſſen zu laſſen,
„ und hindern nicht, das Maaß den Um-
„ ſtänden gemäß zu verändern. Man kan
„ nicht leugnen, daß ſich durch den Reim
„ nicht das poetiſche Ergetzen gröſtentheils
„ von dem Gemüthe und der Phantaſie ver-
„ liehre und zu den Ohren hinübergetragen
„ werde. Es kan nicht ſeyn, daß nicht die-
„ jenigen ſelbſt, welche den Reim vor andern
„ zu ihrem Dienſt gehabt haben, oft dadurch
„ genöthiget worden, hier und da Flickwör-
„ ter und ſchwache Gedancken zu unterflech-
„ ten. Oft hindert der Reim auch, daß
„ man nicht alles ſagen kan, was man will,
„ oder es ſo ſagen, wie man gerne wollte.
„ Aber das ſchlimmſte iſt, daß dadurch die
„ Gedancken und die Rede in einen beſtimm-
„ ten Raum eingeſperret werden; welches
„ neben dem Ueberdruß, den die immerwäh-
„ rende Gleichförmigkeit der Abſchnitte in die
„ Harre verurſachen muß, uns der Freyheit
„ beraubet, die Gemüthes-Bewegungen
„ und Sachen auf ſo verſchiedene Weiſe vor-
„ zuſtellen, wie es in einer Nachahmung der
„ Natur ſeyn ſoll, die ſich bald mit zwey
„ Worten ausdrückt, bald auf einmahl eine
„ Menge zuſammenverknüpfet. Was wür-
„ de aus den lateiniſchen und griechiſchen
„ Verſen werden, wenn der Verſtand nicht
„ faſt beſtändig von einem Verſe in den an-
„ dern

„ dern hinübergienge, wenn er mit jedem „ Verse endigte, oder mit dem zweyten, oder „ mit dem vierten? „ Und daher erhebet er den reimfreyen eilfsylbigten Vers der Italiener allermeist, daß er mit keinem Abschnitt gehemmt werde, und darum auf dieselbe Weise in einander geschlungen werden könne, wodurch zugleich dem Mangel, daß er ein wenig zu kurtz ist, geholfen werde. Wenn man sich befleissige den Bruch auf verschiedene Weise zu ändern, werde die Harmonie so vielmahl abgewechselt, die Mattigkeit des Thones vermieden, und man werde sich nicht genöthiget sehen, überflüssige Wörter oder unnütze Flicker-Gedancken einzuschalten.

Ich könnte hier noch des Zwanges gedenken, welcher dem deutschen Verse dadurch angethan wird, daß man ihn allzu scharf an die prosaische Construction bindet. Was würde aus Homers und Virgils Versen werden, wenn sie nach der natürlichen Construction und der in der lateinischen Prosa gewöhnlichen Lage der Wörter umgekehrt würden? Es ist ein Irrthum, wenn man gläubt, daß die deutsche Sprache von der ordentlichen und üblichen Construction in keinen Weg abweichen könne; ohne daß eine lächerliche Rede herauskomme. Es giebt neben einigen gewöhnlichen und schon eingeführten Versetzungen noch andere, die man ohne Härtigkeit, ohne Unbehutsamkeit, und Gewalt, mit

Nutzen

Nutzen einführen könnte. Wer auf die Ausdrücke derer, die im Affecte reden, Acht haben will, wird ohne Mühe eine Menge dergleichen wahrnehmen. Wir sind nachlässig oder vielmehr hartnäckigt, daß wir uns deren im Verse nicht öfter bedienen. Verständige Ohren würden ein sonderbares Ergetzen davon empfangen. Wer wollte z. Ex. folgende mit Recht verwerffen können?

Wann aus dem Sattel er den kühnen Reuter setzt.

* * *

Immittelst beyde wir der Freundschaft wohl genössen.

* * *

Nein dieses ist nicht er, er ist noch nicht zurück.

* * *

Hast die Cantzley des Himmels du gefunden?

* * *

Daß dem Geschick du heut sollst stille halten.

* * *

Mich nehm der Tod, nimm du den Jacob hin.

* * *

Mein Jacob! Ach, nunmehr mein Jacob nicht!

* * *

Wo Jacobs Mund mir gab den ersten Kuß.

* * *

Daß kein Verlangen mehr nach ihm in mir nun herrscht.

* * *

So bringet man, die im Gesichte nicht tragen
Ihr Heuratgut, die Junefern an den Mann.

Ich habe in der ungebundenen Rede selbst folgende gefunden: Weil seine Gegenwart sie

sie und er nicht zum ruhigsten ertragen konnten. - Diese Worte waren dem Printzen so erfreulich, daß er kaum sich zwingen konnte, nicht durch einen Fußfall mir zu dancken. - Habet ihr mich nicht tausendmahl versichert, daß ohne mich ihr nicht leben woltet. - Der in das Fest diese Verwirrung gebracht hatte. - Süsse wird mir der Tod seyn.

Wiewohl ich aber die Mängel unsers Verses vor Augen sehe, so habe ich doch das Feuer nicht, das vonnöthen wäre, denselben meinen Landsleuten aus den Händen zu winden, wozu es neben dem eine nicht geringe Stärcke in ihrer Art braucht, als vonnöthen gewesen wäre, dem Hercules seine knorrigte Keule aus der Faust zu reissen; ich bin zufrieden, wenn ich andere, die ihre Sorge für die Ehre und das Vergnügen des Vaterlands biß auf den Vers hinunter erstrecken, auf die Spur geführet, oder nur einigen Zweifel bey ihnen erreget habe, wenn sie sehen, wie die Mechanick des französischen und des italienischen Verses so viel Leichtigkeit und Geschicklichkeit hat; wobey aber nach dem Urtheil dieser Nationen, welche an gutem Geschmack gleich auf die Griechen und Römer folgen, an Harmonie und Wohlklang nichts verschertzet, sondern vielmehr ein Grosses gewonnen wird. Dieses Urtheil wird dadurch nicht umgestossen, wenn unsre Poeten die französischen und italienischen Verse nach unsrer Art scandieren.

dieren. Ein jeder Vers, wenn sie den ersten den besten Poeten von diesen Nationen aufschlagen, scheinet ihnen dann mit Schnitzern wider den Wohllaut angefüllet, die ihn in deutschen Ohren unerträglich machen. Daher fließt indessen die derbe Beschuldigung, „ die Italiener und Franzosen haben den „ Sinn des Gehöres gleichsam verschworen, „ und können bis diese Stunde nicht begreif„ fen, daß ihre Sprachen kurtze und lange „ Sylben haben,„ wie noch jüngst einer diese Worte von ihnen gebraucht hat. Diese Anklage giebt einestheils einen grossen Eigendünckel eines Menschen zu erkennen, der in einem fremden Foro zu Gerichte sitzet, und anderntheils verräth sie eine ziemliche Unwissenheit in dem Punct der Prosodie dieser Nationen. Diese wissen gar wohl, daß ihre Sprachen kurtze und lange, tiefe und hohe Sylben haben, wiewohl die Vertiefung und Erhebung der Sylben bey den Franzosen nach Erfoderung der Materie und nach dem Verstande der Redensart ändern, und allemahl in Absicht auf die vorhergehenden und die nachfolgenden Sylben tief oder hoch werden, also daß eine Sylbe in einer Redensart hoch, und eben dieselbe in einer andern tief ausgesprochen wird, wie ich oben angedeutet habe; alleine es ist ihnen niemahls in den Sinn gekommen, die hohen und tiefen Sylben in ihren Versen auf beständige Sitze zu setzen;

und

und ſie beruffen ſich eben auf ihr muſicaliſches Ohr, welches unſre Tadler ihnen abſprechen, das ihnen verbothen habe, daran zu dencken, damit ihr Vers nicht in eine verdrüßliche Homophonie verfalle. Wer denn in ihren Verſen die Cadanz des deutſchen Verſes ſuchen, und ſie nach unſrer Weiſe ſcandieren wollte, der thut ihnen eben die Gewalt an, welche die unſrigen leiden würden, wenn man ſie nach Art der lateiniſchen ſcandieren wollte. Wer franzöſiſche oder italieniſche Verſe herleſen will, muß allen Sylben ihren natürlichen Accent geben, als ob es Proſa wäre, und nur Acht haben, daß er nebſt der richtigen Zahl der Sylben, den hohen Accent auf dem Abſchnitte, (der in dem Alexandriſchen in der Mitten, und in dem Eilfſylbigten an ungleichen Plätzen geſezt wird), und am Ende des Verſes ausdrücke. Die gute Meinung, die ich von der Empfindlichkeit des Gehöres unſrer Alten habe, heiſſet mich vor gewiß annehmen, daß ſie ihre Verſe auf eben dieſe Weiſe ausgeſprochen haben. Man gebe ihrem kurtzen achtſylbigten unabgeſchnittenen Verſe in der Ausſprache ſeinen natürlichen Laut, und ſage denn ob er nicht muſicaliſch ſey, und das um ſo viel mehr, weil er durch die beſtändige Abwechſelung der Füſſe den Eckel der Homophonie vermeidet. Zum Exempel:

Ich hab | erwann | zu Nacht | gewacht,
Da die | schliefen, | der ich ge | dacht,
Oder viel | leicht bey | Spiel und | Wein
Saffen und | wenig | dachten | mein.

Liegen nicht gute Jambi, Trochäi und Dactyli darinnen, welche nach Erfoderung der Rede und ohne den wenigsten Zwang ihren Sitz ändern? Und verdienet dieser Vers nicht den Vorzug vor dem neuen Herameter des Herren Heräus, der keinen Wechsel der Füsse leidet, und allemahl von der Zusammensetzung eines dactylischen Versgens mit einem gleichtönenden Fallenden besteht? Alles lächerliche fällt in dieser Aussprache, die nach dem natürlichen Accent geschieht, hinweg, und auf diejenigen zurück, die es durch den thörigten Nothzwang nach einer fremden Cadanz in ihrem eigenen Kopf erzeuget haben. Seltsam ist, daß diese deutschen Prosodie-Lehrer, die den Vers der Franzosen und der Italiener, mit welchem dieser alte deutsche Vers übereinkömmt, zum Gelächter zu machen, ihn durch ihre Aussprache radebrechen, eben dieses lächerliche nicht in den Versen ihrer deutschen Poeten finden, wo es würcklich vorhanden ist. Denn wenn man sie nach ihren eigenen Gesetzen liest und ausspricht, wie vielmahl wird der natürliche Accent geradbrecht? Wie gemein ist die Licenz, und auch den reinsten Poeten nicht ungewohnlich, da ein hoher für einen tiefen, und umgekehrt ein

tiefer

tiefer für einen hohen gesezet wird? Die Exempel dessen sind auf allen Sylben des Verses so häufig anzutreffen, daß ich glauben muß, man sey genöthiget, solche Licenz zu nehmen, wenn man in der deutschen Sprache einen so beschaffenen Vers haben wolle. Ich finde zum Exempel die Licenz auf der ersten Sylbe:

Solch ein unschätzbar Gut - -
Den du selbst über dich - -
Nicht um des Adels Zahl - -

Auf der zweyten:

Hab ich mit Vorbedacht - -
Auf den gelobnen Schiffen - -
Und eine Königin - -
Die er so früh - -

Auf der dritten:

Am Luft-Saal ausgestellt - -
Wie viel Vollkommenheit - -
Ihr Abschied, der so Volck - -
Und der nicht seine Macht - -

Auf der vierten:

Verwundernden Gebehrden - -
Uns unseren Verlust - -

Auf der fünften:

Solch ein unschätzbar Gut - -
Weil ich nun nicht seyn kan - -

Auf dem Abschnitte selbst:

Zeigt ihr am deutlichsten - -

Mit gantz befremdlichen - -
Durch die Erleuchtungen - -
O unvergeßliches - -
Bey diesen brennenden - -

Ich kan es dem Poeten nicht verargen, daß er diese Licenz nimmt, weil die höchste Nothwendigkeit solche zu fodern scheint: Aber ich kan mir auch nicht verbieten zu gedencken, daß die Aussprache dieser Verse, da man jeder Sylbe ihren natürlichen Thonlaut gäbe, viel anmuthiger thönen würde; woraus von sich selber und ohne meine Schuld fliesset, daß, weil doch solche Verse wegen der Art der deutschen Sprache nicht können weggleiben, man besser thäte, so man die Regel, die befiehlt die hohen und tiefen Accente beständig mit einander abwechseln zu lassen, fahren liesse, und erlaubete, nach dem Exempel der Ausländer, auf jedem Tritte, alleine die Abschnitte ausgenommen, hohe oder tiefe, lange oder kurtze Sylben zu setzen, zumahl da es nicht fehlen könnte, daß man auf diese Weise nicht einen angenehmen Wechsel von natürlichen Jamben, Trochäen und Dactylischen, erhalten würde, welche gantz unbegehrt und ungesucht in den Vers kommen würden.

Es ist meines Bedünckens eben so rühmlich nachzugeben, als schwer zu leugnen, daß nicht die Italiener und Franzosen überhaupt ein trefflicheres Geschicke zu den zärtlichern Arten

ten der Beluſtigungen haben, und daß ſie auch auf die Theorie in dieſem Punct mehr Sorge und Fleiß angewendet, als die Deutſchen, daher kein Wunder iſt, wenn ſie es in der Lehre von dem Verſe, zu welcher zarte und biegſame Gehöres- und Ausſprechens-Organa erfodert werden, weiter als wir gebracht haben; welches uns vermögen ſollte, ſie auch in dieſem Stücke, wie in andern von dieſer Natur geſchieht, vor unſre Lehrmeiſter und Vorgänger zu erkennen, gleichwie ſie eben ſo wohl, wenn ſie in denen weichern Wiſſenſchaften weiter fortgehen wollen, von den Aſiatiſchen Nationen, von denen ſie darinnen unleugbar übertroffen werden, noch groſſe Stücke erlernen könnten. Ich will aber hiermit keinen Lehrer der Verzärtelung abgeben, und vielmehr wider dieſelbe anmercken, daß für gröbere Werckzeuge des Gehöres und der Ausſprache ſolche Arten Thones, und ſo genannte Cacophonien und Homophonien, ſanft und gelinde ſind, welche weichere nicht ertragen können; in welcher Abſicht Caniz von ſeinem unverzärtelten Weiſen gerühmet hat:

Wenn ihn zuweilen auch ein kleiner Kummer drückt,
Wird er nicht weniger entzuckt,
So bald der Dudelſack in einer Schencke klinget,
Als wenn Belerophon von ſeiner Liebe ſinget.

Welches er hernach eben so wohl auf andere Arten sinnlicher Ergetzlichkeiten erstrecket. Auf der andern Seite wird die Zärtlichkeit, die über ein gewisses Ziel schreitet, zu einer Schwachheit und Kranckheit, gleichwie ein Messer, das allzu fein geschliffen wird, alle Schärffe verliehrt. „ Die Zärtlichkeit ist „ einem Menschen überaus anständig, sagt „ Hr. Fontenelle durch den Mund des Si„ bariten Smindirides, denn sie entsteht aus „ den guten Eigenschaften der Seelen, oder „ des Verstandes und des Willens; man „ ist wohl mit sich selbst zu frieden, wenn man „ sie hat; man sucht dieselbe zu erlangen, „ wenn man sie noch nicht hat; indessen ver„ mindert die Zärtlichkeit die Anzahl der Be„ lustigungen, und man hat derselben nie „ zu viel. Sie ist die Ursache, daß man sie „ lange nicht so lebhaft empfindet, und sie „ sind auch an sich selbst nicht sehr empfind„ lich. Elende Menschen! eure natürliche „ Beschaffenheit versieht euch mit so weni„ gen Ergetzlichkeiten, und euer Verstand „ macht, daß ihr dieselben noch weniger „ schmecket. „

Register
der angezogenen Verfasser und der vornehmsten Sachen.

A

Addison, critisiert eine Stelle aus Ovidius 279 wird widerlegt 280. 281.

Alexandrischer Vers 453.

Allezeit, ist mit immer und beständig nicht gleichgültig 111.

Amthor, wird angeführt 270 seine Uebersetzung der Eneis wird beurtheilet 160 u. f. 175. 181.

Ansleuben, was von diesem Worte zu halten 53. 54.

Ansiegen, der Nachdruck dieses Worts wird gerettet 53.

Aramena, wird angeführt 147.

Arcadia 147.

Aristoteles, Lob von Homers Schreibart 68 wird angeführt 106. 253. 306. 334. u. f. 357. 412. 413. 416. u. f.

Artig und schön sind unterschieden 106. u. f.

Asyndeton, der wahre Grund dieser Figur 371.

Einem die Aufwart machen, was von dieser Redensart zu halten sey 344. u. f.

Ausdruck, geschickter, desselben Nothwendigkeit 5. 9. 12 worauf dessen Schönheit beruhe 8 poetisch-mahlerischer, wie er beschaffen sey 400 wo er zu gebrauchen 417 u. f. 420 ist schwer 430. Siehe ferner Poetisch, Schreibart.

Ausruf, der Grund und Nutzen dieser Figur 381. u. f.

B

Barmhertzigkeit, wie sie von der Liebe, Güte und Gnade unterschieden sey 108. u. f.

Register.

Beamten, dieses Wort wird vertheidiget 225.

Bedeutung der Wörter, wie ferne sie nothwendig sey 43. 44. Verschiedene Bedeutungen eines Worts, wie sie entstanden 309.

Begehren, ist von **Verlangen**, **Gelüsten** ꝛc. unterschieden 111. u. f.

Behrnd, angezogen 437. 466.

Berger lobt Homer und Virgil 32. u. f.

Beständig, ist mit **allezeit**, **immer**, nicht gleichgültig 111.

Bestehen den Feind, diese Redensart wird gerettet 52.

Betagen, ist ein nachdrückliches Wort 54.

Beyträge, Critische. Siehe **Leipzig**.

Beywörter, sind in der Poesie, was die Farben in der Mahlerey 248 sind in der Rede unentbehrlich 249 u. f. welche müssig und überflüssig seyn 252 u. f. Regeln so dabey zu beobachten 253. Es ist nicht genug, daß sie der Sache anständig sind 254. Ihr Gebrauch und Nutzen in der Poesie 261. u. f. die verschiedene Absichten derselben 263. Poetische, Regeln davon 281. u. f. Warnung vor derselben Verschwendung 282. u. f. Sind kleine Beschreibungen 285. Vortheil der zusammengesetzten 271.

Billig, wie dieses Wort gebraucht werde 82.

Bodmer, seine Uebersetzung des Verlohrnen Paradieses wird gerettet 67. u. f. 71. 205. u. f. 411. wird angeführt 410. 454.

Boileau, wird angeführt 236. 241. 419. vertheidiget Homer 258.

Bouhours, wird angeführt 323.

Brand Sebastian, was von seiner deutschen Mundart zu halten 20 angeführet 468.

Brockes, wird angeführt 13 wird wegen der musicalischen Schönheit einiger Verse gelobet 25. 26 wird ange-

angeführt 265. 271. 273. u. f. 284. 310.
La Bruyere, wird angeführet 301.

C

Cantz, wird angeführet 125. 369. u. f. 471.
Cicero, wird angeführet 14. 15. 302. 319. 359. u. ff. 365 wird gelobt 34. Eine Stelle aus seinem Cato wird überſetzt 193 und beurtheilet 195. u. ff.
Cornelius Nepos, wird angeführet 259.
Claudianus, sein spielender Witz getadelt 278.

D

Dacier, wird angeführet 256. 328. 335. 358.
Fr. Dacier, wird angeführet 391.
Demetrius Phalereus, wird angeführet 99. 100. 276.
Demosthenes, wird angeführet 395. u. ff.
Deutlichkeit der Rede, wie sie könne befördert werden 250. u. f. 290.
Deutsche Gesellschaft. Siehe Leipzig.
Deutsche Sprache, ihr Schicksal 101 wem wir ihre Verbeſſerung zu danken haben 101. 102 hat noch viel Verbeſſerung nöthig 102 Vorſchlag deßwegen 103. Siehe auch die Vorrede.
Dionysius von Halicarnaſſe, wird angeführet 30.
Donatus, wird angeführet 178.
Dubos Abt, wird angeführet 26. 320. 404. 415. 417.

E

Ellipſes, dergleichen giebt es in der deutſchen Sprache 152.

Register.

Enallage Numeri. Siehe Zahl.

Enallage Temporis. Siehe Zeit.

Entwerden, ist ein philosophisches kräftiges Wort 83.

Entzückungen, woher sie entstehen 393. u. f.

Episches Gedicht, was es vor eine Schreibart erfodere 67.

Erfahrenheit, dieses Wort wird vertheidiget 225.

Eschylus, wird angeführet 412.

Euripides, wird angeführet 412 sein Lob, so er von Longin erhalten, wird erläutert 40. u. f.

F

Von Faramond L. E. Uebersetzung Telemachs wird angeführet 184. u. f.

Fenelons Telemach wird gegen Neukirchs Abweichungen gerettet 186. u. f.

Figuren der Rede, was sie sind 362. 371 unmässiger Gebrauch derselben ist verdächtig 365 die Lehre davon, wie sie in den Schulen behandelt wird, ist verwerflich 367. u. f. Vorschlag, wie diese Lehrart nützlicher einzurichten 370. u. f. ihre Verbindung, und die Kraft derselben 396. u. f. Poetische Figuren werden mit Exempeln erläutert 420. u. etliche f.

Figürliche Wörter, sind zweyerley Gattung 47 wie einige dienen eine Sprache zu bereichern 48.

Fontenelle, wird angeführt 472.

Frage, Nutzen und Gebrauch dieser Figur 394. u. f.

Französische Scribenten, werden der Nachlässigkeit bestraft in Ansehung ihrer Sprache 238. u. f.

Französische Sprache, wird wegen ihres Wohlklangs gelobt 17 wird einer muthwilligen Armuth beschuldiget 236. u. f.

Das Frostige in der Schreibart 299.

Regiſter.

G

Gebrauch, was er vor ein Recht habe in Abſchaffung der Wörter 57. 61. u. f. was er über die Sprachen vor Gewalt habe 349. u. f.

Gedancken, worauf ihre Wahrheit und Schönheit beruhe 8.

Geben auf etwas, der Nachdruck dieſer Redensart wird gerettet 51. u. f.

Gelüſten, iſt mit **Verlangen**, **Begehren** ꝛc. nicht gleichgültig 111. u. f.

Geneigtheit, iſt ein neues gutes Wort 224.

Gewinn, iſt mit **Nutzen**, **Vortheil** ꝛc. nicht gleichgültig 113.

Gieſſen, wie dieſes Wort in verblühmtem Verſtande gebraucht werde 341.

Girard Abt, wird angeführet 94. 98. 133. u. f.

Der **Gleiche**, und **Ebenderſelbe** ſind unterſchieden 78.

Gleichgültige Wörter, was man dadurch verſtehe 91. u. f. ob ſie zum Reichthum einer Sprache was beytragen 92 wie ſie ein ſo groſſes Anſehen erlanget haben 93 ſind möglich, und im täglichen Umgange gebräuchlich 93 dergleichen giebt es im verblühmten Ausdruck 337 die Lehre davon iſt ungereimt und widerſinnig 95. u. f. iſt auch höchſt ſchädlich 99. u. f. ſie bringen durch die Abänderung des Thons kein Ergetzen in die Rede 132. u. f. Es giebt dergleichen in gantz verſchiedenen Sprachen 138.

Gnade, wie ſie von der **Liebe**, **Güte** ꝛc. unterſchieden ſey 108 u. f.

Gottſched, wird angeführet 331. Anmerckung.

Gravina, wird angeführet 312. u. f.

Güte. Siehe **Gnade**.

H

Haller, wird wegen des Gebrauchs neuer Machtwörter gelobt 65 wegen der Participial-Constructionen 149 wegen der Beywörter 266. u. f. wird angeführet und vertheidiget 154. u. f. wird angeführet 381. 393. u. f. 407. 455.

Hangen, von dem Gebrauche dieſes Worts 340.

Hegeſippus, wird von Longin mit Recht getadelt 383.

Heinecken, Ueberſetzung Longins wird auf einer Stelle verbeſſert 39 wird getadelt 231 Anmerckung. Deſſen critiſches Urtheil über eine Stelle des Herodotus wird getadelt 233 ſeine wahre Meinung wird entdeckt 374 ſein Urtheil von Synonymis 92 wird widerlegt 97.

Hencken, von dem Gebrauche dieſes Worts 340.

Hermogenes, wird angeführet 303.

Herodotus, wird angeführet 230. 232. 235.

Heſychius, wird angeführet 256.

Herameter, deſſen Vorzug vor den heutigen Versarten 461.

Einem den Hof machen, ob dieſe Redensart in die deutſche Sprache einzuführen ſey 243. u. f.

Homer, wird wegen des Wohlklangs ſeiner Verſe gelobet 28. 67. 30 ſeine Schreibart wird gelobt 67. u. f. wird angeführt 234. 240. u. f. vertheidiget 255. u. f. 272. 364 wird gelobt 374. 390. u. ff. 413. u. f.

Horaz, wird angeführet 70. 95. 202. 213. u. f. 223. 290. 316. 349. 351. 360. 369. 411. 417 wird erlautert 140.

Huart, wird angeführet 239.

Hyperbole, der Grund und Gebrauch dieſer Figur 382. u. f. 386 ſteckt eigentlich in Gedancken 388.

Register.

I

Idiotismi, woher sie entstehen 143. u. f. Exempel aus der deutschen Sprache 144. u. f. eine vornehme Gattung derselben 348.

Immer, ist mit Allezeit, Beständig, nicht gleichgültig 111.

Isocrates, wird von Longin mit Recht getadelt 384.

K

Das Kindische in der Schreibart, was es sey 298. u. f.

Klugheit und Weisheit sind nicht gleichgültig 105.

König, wird wegen der Einführung neuer Wörter gelobt 63. u. f. 224 wird wegen der Beywörter gelobt 265. 273.

Künsteley im Ausdruck ist verwerflich 431. u. f. woher sie entstehet 433.

L

Leibig, ist von Körperlich unterschieden 77.

Von Leibniz, wird angeführet 46. 96. 311.

Leidenschaften, haben eine eigene Sprache 354 dieselbe ist allgemein und natürlich 355. u. f. sind in unsrer Gewalt 361 das Studium derselben ist nützlich 371 seltsame Symptomata derselben sind der Grund verschiedener Figuren 389. u. f. sind niemahls pur und einzeln 396.

Leipzig, der deutschen Gesellschaft critische Beyträge werden gerühmt 95. 103. 113 werden angeführt 157 die Verfasser derselben werden wegen eines partheyschen Urtheils bestraft 158. u. f.

Liebe, wie sie von der Güte, Gnade ꝛc. unterschieden sey 108. u. f.

Locke

Regiſter.

Locke, Johannes, wird angeführet 105. 292. u. f. 308.

Longin, wird angeführet 9. 34. u. f. 369. 373. 375. u. f. 380. 382. 384. u. ff. 390. u. ff. 394. u. ff. wird erläutert 38. 39. 227. u. f. 230. u. ff. 300. 323. 326. 366 wird vertheidiget 235. 297. 299.

Losbürgen, wird als ein Machtwort angeprieſen 53.

Loſe Rede, was es heiſſe 72.

M

Macrobius, lobt Virgils Schreibart 68 wird angeführet 234. 272.

Machtwörter, was ſie ſeyn 50 verſchiedene Exempel ſolcher, die nicht mehr gebräuchlich ſind 55. 56.

Maffei, angeführt 461.

Mahler, iſt von dem Poeten in der Art der Nachahmung unterſchieden 6 was von ihm erfodert werde 9.

Malebranche, hält den poetiſchen Ausdruck vor verführeriſch 415.

Mannigfaltigkeit, der Menſch iſt ein gröſſerer Freund derſelben, als der Symmetrie 447.

Martinius, wird angeführet 114. 130.

Metapher, was von ihr zu halten 320 der Grund ihrer Wahrſcheinlichkeit 321 Regeln dabey zu beobachten 322 u. f. von derſelben Anzahl 324 u. f. wie ſie ſich mit den Leidenſchaften vertragen 326 Regeln, welche lehren, wenn ſie mit Nutzen zu gebrauchen ſeyn 327. u. f. Wahn, daß alle neuen Metaphoren verwerflich ſeyn 332. u. f. der Grund von demſelben 338. Urſachen, warum die Ueberſetzung einiger ausländiſcher Metaphoren hart, ſchwer, ja oft unmöglich ſey 339. u. f. wie ſie von der Vergleichung unterſchieden 321. 333 Anomalien in denſelben, woher ſie entſtanden 343 was vor Behutſamkeit bey der Einführung derſelben in Obacht zu nehmen ſey 346. u. ff.

Metra,

Regiſter.

Metra, warum ſo verſchiedene Arten derſelben erfunden worden 445.

Miltons Verl. Paradies, von dem Character dieſes Gedichtes überhaupt 67. u. ff. wird angeführet 153.

Miß, wie ferne es in der Zuſammenſetzung ſtatt habe 206.

Mißthon, dieſes deutſche Wort wird gerettet 206.

Mithafte, dieß Wort wird gerettet 210. u. f.

Mittelwörter, daß der Gebrauch derſelben in der deutſchen Sprache nicht fremd ſey 147. u. f.

Montague, wird angeführet 419.

La Motte, wird angeführet 419. 447. 455. 457.

Müller G. E. wird angeführet 254.

Muratori, wird angeführet 270. 431.

N

Nation, wie ſie von dem Volck unterſchieden 219.

Nebenworter, wieferne ſie nothwendig ſeyn 250. u. f.

Neukirchs Ueberſetzung des Telemachs wird beurtheilet 182. u. f.

Nothgezwungen, dieſes Wort wird beſchützt 89.

Nutzen, iſt mit Gewinn, Vortheil ꝛc. nicht gleichgültig 113.

O

Ohr, daſſelbe iſt ein hochmüthiger Richter 21. u. f.

Ohren, Pflicht des Poeten, das cörperliche Ergetzen derſelben zu befördern 437.

Oliver Abt, wird angeführet 19. 63.

Opitz, wird wegen des Nachdrucks ſeiner Schreibart gelobet

gelobet 51. u. f. 149. 317. u. ff. 336 Exempel nachdrücklicher figürlicher Redensarten 329. 349 wird angeführet 311. 377. u. ff. 381. 388. u. ff. 407. u. ff. 421. u. f. 426. 429.

Ovidius, wird gegen Addison vertheidiget 279. u. f. wird angeführet 426. 428. u. f.

P

Parodien unter den Franzosen, woher sie in Gang gekommen 242.

Participial-Constructionen, wieferne sie in der deutschen Sprache beyzubehalten 147 u. f.

Perrault, wird bestritten 241 u. f. 254. 256.

Person, Veränderung derselben, was sie vor einen Grund der Wahrscheinlichkeit habe 390.

Plinius der jüngere wird angeführt 137.

Poet, wie er in Ausführung seines Vorhabens von dem Mahler unterschieden sey 6.

Poetischer Mahler, sein Haupt-Zweck bey seinen Schilderenen 7 wie er diesen Zweck erlangen könne 7 zwo Grundregeln, auf welchen seine gantze Kunst beruhet 7 was von ihm erfodert werde 9. 10.

Poetischer Ausdruck. Siehe das Wunderbare.

Poetische Figuren oder Farben, werden erläutert 420 u. ff.

Postel, woher die Härtigkeit seiner Verse entstehe 439.

Pope, wie er Homer wegen des harmonischen Sylbenmaasses gelobet hat 30. 68 vertheidigt Homer 257 wird angeführt 262. 413.

Polysyndeton, der wahre Grund und Nutzen dieser Figur 375 u. f.

Proviant, was dieses Wort bedeute 218.

Prosa, Ziel und Maaß ihrer Harmonie 441.

Register.

Q

Quintilian, wird angeführt 15. 21. 22. 24. 27. 28. 33. 35. 92. 97. 135. 287. 288. 300. 310. 312. 320. 326. 327. 337. 350. 353. 356. 357. 363. 368. 372. 383. 386. 388. 406. Wird eines Plagii beschuldiget 358 u. f.

R

Das Rasende in der Schreibart 369.

Reinbeck, wird angeführt 108 u. f.

Reimen, Schwierigkeit der deutschen 460.

Richtbrief der Stadt Zürich, wird angeführt 147.

S

Sächsische Mundart ist die zärtlichste 18.

Salvini, wird angeführt 451.

Schilderey poetische, woher die Vollkommenheit einer solchen entstehe 8 woher ihre Unvollkommenheit entstehe 10 worinn ihre Wahrscheinlichkeit bestehe, und wie sie erhalten werde 263 u. f. 290 u. f.

Schön und Artig sind unterschieden 106 u. f.

Schreibart, Character der schönen 232 der verwerflichen 232 was sie sey 288 ihre vornehmste Eigenschaft 290 natürliche 295 Abtheilung derselben 295 u. f. in die hohe, mittlere und niedrige 296 in die fliessende, wohlklingende und harte, raube und holperigte 302 in die pöbelhafte und edle 303 u. f. in die matte und nachdrückliche 304 u. f. von der sinnreichen, verblümten oder hieroglyphischen 306. 313 u. f. Vorzug der figürlichen und verblümten 315 Grund desselben 316 was die zierliche und nachdrucksame sey 316 Exempel davon 317 die pathetische, bewegliche oder hertzrührende 352 u. f.

wie ſie von der figürlichen oder nachdrücklichen unterſchieden ſey 353 was ſie ſey 354 proſaiſche, ihre Natur und Beſchaffenheit 401 u. f. poetiſche, worinn ſie jene übertreffe 403 u. f. dieſer ihre beſondere Kraft wird angeprieſen 404 u. f. wie ſie zu erkennen 412.

Schwartz, ſeine Ueberſetzung der Eneis wird beurtheilet 161 u. f. 175 u. f. 179. 181.

Schwulſt in der Rede, was ſie ſey 297.

Servius, wird angeführt 177. 415.

Sophocles, wird angeführt 380.

Sprache, der Mangel in der Kundſchaft derſelben iſt ſchändlich 10 u. f. das Wunderbare in derſelben 13 wie man den Wohlklang in dieſelbe gebracht 16 welche Nationen dafür am meiſten geſorget 17 u. f. wie ſie geehret werden 44 worinnen ihr Reichthum beſtehe 45 u. f. der Original-Character einer Nation präget ſich der Sprache ein 46 wornach ihr Reichthum zu ſchätzen 59. 98 ihre Deutlichkeit, worauf ſie beruhe 100 wer geſchickt ſey dieſelbe zu bereichern 101 woher die verſchiedene Eigenſchaft der Sprachen entſtehe 143 u. f. die Wiſſenſchaft derſelben iſt nothwendig 291 wie ſie erlanget werde 292 ein neues Mittel dieſelben zu bereichern 309 was dem Gebrauche über dieſelben vor Gewalt einzuräumen 350 u. f. die Sprache der Leidenſchaften: Siehe Leidenſchaften. Die deutſche Sprache mag gewiſſe Verſetzungen leiden 463.

Sprachlehrer, deutſche, werden einer Achtloſigkeit beſchuldiget 50.

Sprüchwörter, die von einem gewiſſen Gebrauch entſtanden 345 u. f.

Statius, wird angeführt 425.

Stellen nach etwas, was von dieſer Redensart zu halten ſey 84 u. f.

Swift, wird angeführt 300.

Sylben, Unterschied zwischen den langen und den hohen 440.
Symmetrie, der Mensch ist ein Liebhaber derselben 443 warum 444.

T

Von der Tanne, Freyherr, wird angeführt 319.
Theopompus, wird angeführt 228.
Trächtig, wie dieses Wort gebraucht werde 73 u. f.
Tropi, Wie sie erfunden worden 305 sind nothwendig und warum 307 u. f. Exempel von dergleichen 310 u. f. ihre wahre Natur wird erklärt 312 u. f.

U

Uebersetzen, was es heisse 11 woher so viel schlechte Uebersetzungen 10 u. f. Nutzen dieser Uebung 137 u. f. 172. Uebersetzer, was seine Pflicht sey 61. 139 was diese Kunst schwer mache 142 u. f. Des Uebersetzers Amt ist gefährlicher als des Verfassers 156 einige neuere deutsche werden beurtheilet 146. 156 u. f. Vorschlag, wie solche zu verbessern 173. Uebersetzungen von der Eneis werden beurtheilet 160 u. f.
Verbindungs-Wörter, ihre Weglassung zeiget eine eilfertige Hitze der Leidenschaften 373 Häuffung derselben was sie anzeige 375 u. f.
Verfliegen lassen, die Gelegenheit, diese Redensart wird gerechtfertiget 76.
Vergeblich, ist mit Unnütz nicht einerley 113 u. f. beyde kommen zuweilen einer Handlung zu 119.
Vergestalten, dieses Wort wird gerettet 210.
Vergrösserungen, verschiedene Arten derselben 377 u. f. worinnen ihre Wahrscheinlichkeit gegründet seyn müsse 384 u. f. Regel von dem Gebrauche derselben 387.
Verkehrtheit, ist ein gutes neues Wort 223 u. f.
Verlangen, ist mit Begehren, Wünschen ꝛc. nicht gleichgültig 111 u. f.

Register.

Vers, dessen eigenthümliche Stücke in Absicht auf den Thon 438 was ihn hart mache 439 Art seiner Harmonie 442 Einwürfe wider den Alexandrischen 447 u. ff. wie ferne die Symphonie des Verses musicalisch zu nennen sey 449 der deutsche Vers wird der Homophonie beschuldiget 450. 451 Widerlegung derer, welche den Französischen und den Italienischen Vers skandiren wollen 467 Licenz in dem deutschen Verse die Accente zu zerbrechen 468 Vorzug der Italienischen Versart 470.

Verstand, wie er von dem Witz unterschieden sey 104.

Sich verwegen, was diese Redensart vor einen Nachdruck habe 80 u. f.

Virgil, wird wegen des nachahmenden Klangs seiner Verse gelobt 25 wegen der nachahmenden Cadanz 31 u. f. einige Stellen desselben werden nach drey verschiedenen deutschen Uebersetzungen beurtheilet 160 u. f. wird angeführt 256. 234. 311. 378. 385. 387. 408. 421 bis 428 wird wegen Anwendung der Beywörter gelobt 268 u. f. 272 u. f. 285 einige Stellen erläutert 375 u. f. wird gelobt 374. 414.

Umsonst, ist mit Vergeblich nicht einerley 128 u. f.

Unding, dieses Wort wird gerettet 86.

Unenthaltsamkeit, ist mit Unmäßigkeit nicht gleichgültig 224.

Ungut, dieses Wort ist nicht zu verwerfen 87 ist gut deutsch 207. 210 ist mit Böse, Widrig nicht gleichgültig 207 u. f.

Unnütz. Siehe Vergeblich.

Unnützlich, ist von Unnütz unterschieden 127 u. f.

Voltaire, wird angeführt 217. 243.

Vortheil, ist mit Nutzen, Gewinn nicht gleichgültig 113.

W

Weich, kan von der Luft gesagt werden 84.

Weichmann, als Brockes Critischer Lobredner, empfängt eine Erinnerung 27 wird widerlegt 255 u. f.

Weisheit und Klugheit sind nicht gleichgültig 105.

Register.

Werenfels, wird angeführet 296.
Wertheimische Uebersetzer wird gelobt 102 seinen Gedancken von neuen Wörtern wird beygepflichtet 215 u. f.
Wichtig, wie dieses Wort zu gebrauchen 79.
Wiederholung gleicher Wörter ist öfters nothwendig 133.
Winckler, Prof., seine Uebersetzung von Ciceros Cato wird angeführet 193 und beurtheilet 195 u. f.
Ein Witterndes Feuer, diese Redensart wird gerettet 75.
Witz, wie er vom Verstande unterschieden sey 104.
Witzig, ist nicht gleichgültig mit Verständig 104.
Wolf, Christian, was er zur Verbesserung der deutschen Sprache beygetragen 222.
Wohlklang, auf was Weise derselbe in die Sprachen sey eingeführet worden 16 seine grosse Nutzbarkeit 21 von was vor Leuten er am meisten befördert werde 18 u. f. allgemeine Regel davon 20 wie man die Kraft desselben erfahren könne 22 giebt der Rede nur eine zufällige Schönheit 22 u. f. wenn er vor eine Schönheit zu halten 23 muß nicht übermässig seyn 34 u. f. mit was Bescheidenheit davon zu urtheilen 36 u. f.
Die Worter, haben einen cörperlichen Theil 13 wie sie von blossen Thönen unterschieden 14 in was Absicht einige schöner, als die andern 15 die den Thon der Sachen nachahmen 24 worinn ihr Wesen bestehe 43 welche nothwendig seyn und keine Wahl gestatten 48 wenn solche können abgeschaffet werden 61 u. f. mit was Behutsamkeit neue einzuführen 62. 212 u. ff. Fremde, der Gebrauch derselben ist nicht verwerflicher als der Synonymorum 97 wie ihre Würdigkeit kan vermehret werden 201 wie ferne sie der Vergänglichkeit unterworffen 202 u. f. was von veralteten Wörtern zu halten sey 204. 211 wie dem Abgang derselben zu steuren 211 u. f. welche unedel und schlecht 226 auch diese haben ihren besondern Gebrauch in der Rede 227 welches eigentliche Wörter seyn 306 wozu sie dienen 306 Figürliche, warum sie nothwendig seyn 312.
Das Wunderbare in dem poetischen Ausdruck hat seine Schrancken 416 kan nicht aller Orten gebraucht werden 417. 420 wo es seinen eigentlichen Sitz habe 418.

Zeno-

Regiſter.

X

Xenophon, wird angeführt 171 u. f.

Z

Zahl, (Numerus) die Veränderung der Zahl, was ſie vor eine Kraft habe 380.
Zeit, die Veränderung derſelben, woher ſie entſtehe, und worinnen ihre Wahrſcheinlichkeit gegründet ſey 390.
Zürtchiſche Zuſeher, wird angeführt §. 14.
Zwangen, wie dieſes Wort anzuſehen 88.

E N D E.

Errata.

I. Th. Bl. 288. An Demetrius Phalereus einen grauſamen König. Leſet: An Dionyſius und Phalaris grauſame Könige. - - In welchen ſich Alexander und Demetrius befunden haben. Leſet: In welchen ſich Alexander und Dionyſius ꝛc.

- - Bl. 442. lege. Mag meines wehrten Freundes Hrn. Prof. Bodmers Critiſchen Unterricht von Poet. Gemählden nachſchlagen. NB. Denn was ich damahls im Sinn hatte, hat derſelbe nun geſchickt ausgeführet.

II. Th. Bl. 36. iſt die Zahl in 63. verſetzt worden.
Bl. 96. Aus ſeinem Corper. Leſet: aus ſeinem ꝛc.
Bl. 108. Leſet: Th. III. C. 38. bl. 33.
Bl. 251. Beywörter und Zeitwörter. Leſet: Beywörter und Nebenwörter.
Bl. 415. denſelben in Bewegung ſetzen. deleatur.

Vertheidigung

der Schweitzeriſchen

Muſe,

Hrn. D. Albrecht Hallers.

Zürich, bey Heidegger und Comp. 1744.

BIBLIOTHECA

Vertheidigung

der Schweitzerischen

Muse,

Hrn. D. Albr. Haller.

Der erste Abschnitt.

Ablehnung der Beschuldigungen eines von den Mitgliedern der Greifswaldischen Gesellschaft in dem II. St. ihrer Critischen Versuche, I. Art. 17. §. 130. Bl. wo Hr. Hallern zusammengesetzte und gehäufte Scheinwörter vorgeworfen werden.

SEit dem die neuere Philosophie zu einer gründlichern Erkenntniß das Licht aufgesteckt, und der feindliche Widerstand einiger scheinheiliger Zeloten ganz Deutschland aufmerksam und begierig gemachet, eine genauere Einsicht und Kundschaft von dieser

so heftig bestrittenen Lehrart einzunehmen, konnte diese Begierde nicht anders als eine genaue Prüfung dieser strengen Lehrart nach sich ziehen, und diese mußte nothwendig einen heilsamen Einfluß zur Ausbreitung einer gründlichen Wissenschaft bey der deutschen Nation mit sich führen. Ich will von diesen gesegneten Folgen, welche die Feinde dieser Philosophie noch am meisten befördert haben, nur so viel anmerken, daß die deutschen Gelehrten, nachdem sie einmal gelernet haben, daß alles seinen zureichenden Grund haben müßte, zu der Ausforschung und Ergründung der Ursachen der Dinge ganz aufgebracht worden, und daß sie ihre philosophischen Einsichten auch selbst auf die Ausbesserung der Künste, um solche in eine Form der Wissenschaften zu bringen, gleichsam in die Wette verwendet haben. Man hat auf deutschem Boden seit zehn Jahren mehr von dem zureichenden Grunde reden, und in allerley Fällen darnach fragen gehört, als vielleicht zuvor in so viel Jahrhunderten nicht geschehen ist. Und wenn ich unter denen Künsten, die durch den gütigen Einfluß dieser gereinigten Philosophie merklich beleuchtet, und auf sichere Gründe fest gesetzt worden, nur der Poesie oder Dichtkunst gedenken

denken soll, die vornemlich erfunden worden, die nützlichsten Lehren und Wahrheiten der Weltweißheit durch sinnliche Vorstellungen allgemeiner und durch einen unschuldigen Betrug dem grossen Haufen beliebt und angenehm zu machen, so muß ich zum Ruhm unserer Zeiten melden, daß Herr Alexander Gottlieb Baumgarten der erste gewesen, der sichs für eine Schande geachtet, in einer so beliebten Kunst, die dazu noch so vielem Mißbrauch unterworfen ist, unbestimmte Lehren und Regeln auf gute Treue und Glauben, wie seine Vorgänger gethan, blindlings anzunehmen, und ihr Ansehen an statt der Gründe bey sich gelten zu lassen. Er hat deßwegen das Herz gefasset, eine richtige und fruchtbare Erklärung von einem Gedichte ausfündig zu machen, und auf den Grund derselben ein ganzes Gebäude der Dichtkunst in einem schliessenden Zusammenhang aufzuführen. Einen vollständigen Entwurf davon hat er im Jahre 1735 zu Halle in einer lateinischen Schrift von wenig Bogen unter dem Titel: Meditationes philosophicæ de nonnullis ad Poema pertinentibus, als in einem zierlichen Grundriß, der deutschen Welt vorgeleget, und darinn die ersten und sichersten Gründe einer vollstän-

digen philosophischen Dichtkunst zulänglich ausgeführet. Allein diese gründliche Schrift hatte das Unglück, daß sie sich unter einer Menge deutscher Anleitungen zur deutschen Poesie und Reimkunst bald wieder verlohren, und beynahe so unbekannt geworden, als ob sie niemals wäre geschrieben worden. Bey uns in der Schweitz, als sie erst nach einigen Jahren ganz zufälliger Weise dem Namen und Titel nach bekannt worden, und der blosse Titel was bessers und gründlichers zu versprechen schien, als bisher von den Deutschen geleistet worden, konnte man doch, aller Nachfrage ungeachtet, weder aus gedruckten, noch schriftlichen Zeitungen einige sichere und gründliche Nachricht davon erhalten, vielweniger der Schrift selbst habhaft werden. Selbst einige Obersächsische Kunstgenossen, die man darüber mündlich und schriftlich ansprach, gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie diese academische Schrift entweder selbst nicht kenneten, oder doch wenigstens nicht höher als andere dergleichen nicht so gar aufhebenswürdige Schriften achteten. Wir haben demnach die erste gründliche Nachricht davon dem VIten St. der Critischen Versuche der deutschen Gesellschaft in Greifswald zu verdanken; und diese Nachricht

richt setzete uns erst recht in Verwunderung über die unverantwortliche Nachlässigkeit der deutschen Kunstverständigen, wodurch sie verwahrloset, daß eine so nützliche und gründlich ausgeführte Schrift, von dem wahren Wesen der Poesie, welche die erste und einzige in ihrer Art ist, in acht Jahren kaum dem Namen nach bekannt geblieben. Wir können auch keinen tüchtigen Grund zur Entschuldigung dieser Nachlässigkeit aufbringen, man wolle denn dafür gelten lassen, daß diese Schrift in lateinischer Sprache geschrieben, daß sie manchem wegen ihrer Tiefsinnigkeit allzu dunkel geschienen, und vornemlich daß sie den Weg durch die Dichtkunst berühmt zu werden, mehr schwer als leicht machet.

Inzwischen obgleich die gereinigte Philosophie durch eine geschickte Anwendung zu einer gründlichern Erkenntniß sehr behülflich gewesen; so muß man doch auf der andern Seite auch gestehen, daß sie, wiewohl nicht durch ihre eigene Schuld, sondern wegen der ehrsüchtigen Blödigkeit seichter Köpfe, die sie nicht gebührend anzuwenden wußten, zu vielem Mißbrauch Anlaß gegeben. Einige, ob sie gleich weder die erforderlichen Verstandeskräfte, noch die nöthige Geduld gehabt den Zusammen-

hang ihrer Lehren deutlich zu fassen, und genugsam einzusehen, suchten wenigstens durch die Nachäffung der philosophischen Sprache der neuern Weltweißheit, durch die äusserliche Form in dem Fürtrage, und durch öftern Gebrauch einiger aus ihrem Zusammenhange abgelößter Lehrsätze sich in den Ruf grosser Weltweisen nach der neuesten Mode einzudringen: So daß oft diejenigen, die von dem zureichenden Grunde, von der besten Welt, von der Harmonie und dem Zusammenhang der Dinge ꝛc. das gröste Geschrey machen, an gründlicher Einsicht in diesen Zusammenhang der Dinge die ärmsten sind. Andere im Gegentheil, nachdem sie einmal die reine Lust, die aus der anschauenden Erkenntniß der Vollkommenheiten entspringet, recht empfunden haben, verlieben sich so sehr in diese philosophische Erkenntniß, daß sie darüber alle andern Künste, die nur ein bloß sinnliches Ergetzen gewähren können, verachten, weil sie dasselbe für den Menschen zu gering und unwürdig schätzen: Allein diese irren darinn, daß sie nicht bedenken, daß die Nothwendigkeit dieser Künste, in der Unfähigkeit des gröstẽ Haufens der Menschen für eine reinere Lust, als die sinnliche ist, gegründet sey. Der dritte Art.

des

des VIten St. der Greifswaldischen Versuche, der den Werth der Dichter unpatenisch bestimmet, hat mir in seiner Absicht und Ausführung überhaupt sehr wohl gefallen, weil er jedes nach seinem Werthe zu schätzen weiß, und um deßwillen daß es einen vollkommnern Grad der Erkenntniß giebt, den unvollkommnern, dessen Nutzen doch allgemeiner ist, nicht verwirft. Aus diesem Irrthum rühret es auch her, daß öfters Männer, die an einer reinern Erkenntniß einen Geschmack finden, die unglücklichsten und unbilligsten Richter poetischer Gedanken und Ausdrücke abgeben, eben weil sie dieselben nicht nach den Regeln und Absichten der Dichtkunst, sondern nach dem höhern und reinern Licht ihrer Erkenntniß beurtheilen: Und eben dieser Irrthum hat nach meinem Erachten die Abhandlung von den Schein- oder Blendwörtern in einigen Abschnitten der Greifswaldischen Versuche gebohren. Die neuere Weltweißheit hat sich angelegen seyn lassen, die Materie von dem Gebrauch der Wörter, als Zeichen der Begriffe, in dem ersten Theile der Vernunftlehre, aus dem Grunde abzuhandeln, weil nemlich die allgemeine Erkenntniß ganz figürlich ist, woferne sie deutlich werden soll: In diesem

Capitel nun wird abſonderlich ausgeführt und gezeiget, wie man ſich verſtändlich erklären ſoll, und wie man ſich in acht zu nehmen hat, daß man nicht leere Wörter mit Sachen vermenget.

Es giebt nemlich in allen Sprachen gewiſſe betrügliche Wörter, die zwar in dem Gebrauche nicht unverſtändlich ſcheinen, ungeachtet dasjenige unmöglich und alſo nichts iſt, was ſie bezeichnen ſollen: d. i. man braucht öfters einzelne oder auch zuſammengeſetzte Wörter als Zeichen gewiſſer Begriffe, da doch dasjenige, was ſie bezeichnen ſollen, unmöglich gedacht werden kann, weil es einen Widerſpruch einſchlieſſet, und wir alſo keinen Begrif davon haben können, da wir uns doch ſelbſt einen Begrif zu haben bereden. Es gereichet aber der Gebrauch ſolcher Wörter nicht der Sprache, ſondern demjenigen zum Fürwurf, der ſie gebraucht, indem ſie einen Begrif- und Gedanken-leeren Kopf, der von einem Nichts reden und ſchwatzen kann, zeigen und verrathen. Der Mangel und Betrug ſteckt nicht bey den Wörtern und der Sprache; ſondern in den Gedanken und Begriffen, da man ſich beredet etwas zu gedenken, das ſich nicht gedenken läßt: Und

wo

wo man diesen Betrug vermeiden will, da hat man nur die einzige Regel der Vernunftlehre zu beobachten, daß man keinen Begrif zulasse, dessen Möglichkeit man nicht zuvor richtig erkannt habe. Die Beobachtung dieser Regel verbannet auf einmal alle leeren und sogenannten Scheinwörter aus allen Sprachen: Denn wer niemals redet, als wenn er richtig verbundene und mögliche Begriffe erklären soll, der wird niemals keine so genannten Scheinwörter gebrauchen können. Wenn man demnach sagt, es gebe in einer Sprache viel Scheinwörter, so will dieses nicht mehr sagen, als es gebe bey einer Nation, die eine gewisse Sprache redet, viel seichte Köpfe, die ohne Bedacht von niemals gründlich überlegten Dingen reden und schwatzen. Wie kann aber dieses der Sprache zum Fürwurf gereichen? Die Sprache ist nur das Instrument und gleichsam der Pinsel, vermittelst dessen wir in andrer Leute Kopf mancherley kanntliche und wohlgeordnete Züge entwerfen können: Wer wird aber dem Pinsel Schuld geben, wenn der Mahler, der ihn führet, aus Unachtsamkeit, einige leere oder mißlungene Züge damit machet? Darum ist mir die Aufschrift: Von den Scheinwör-

wörtern in der deutschen Sprache ganz zweydeutig und betrüglich vorgekommen: Denn was wollen Scheinwörter in der deutschen Sprache anders sagen, als Wörter und Redensarten, die von deutschen Scribenten ohne Bedacht und Verstand gebraucht worden? Und was hat die Deutsche vor andern Sprachen hierinn eigenes oder besonderes? Können etwann Begriffe, die bey einer Nation unmöglich sind, bey der andern als möglich gedacht werden? Und wenn man die unmöglichen und sich widersprechenden Begriffe, die etwa bey einem deutschen Schriftverfasser vorkommen, anmerket, einclassiert, untersucht; was geht dieses die Sprache an? Lerne man die Leute richtig denken, so werden sie von sich selbst merken, was erfordert werde, um sich deutlich zu erklären:

Scribendi recte SAPERE est principium & fons.

Im übrigen ist es freylich zur Beförderung einer deutlichen Erkenntniß höchst vorträglich, daß einestheils diejenigen Begriffe, die mit gewissen Wörtern, als ihren Zeichen, pflegen verbunden zu werden, so genau als möglich bestimmt werden; anderntheils aber auch, daß bloß wahrscheinliche Begriffe, die alle wegen ihrer Dunkelheit

heit sehr betrüglich sind, mit Fleisse untersucht und in ein mehrer Licht gesetzt, die unmöglich befundene aber gänzlich verbannet werden. Und in dieser Absicht hat der Verfasser der schon oftberührten Abhandlung von den Scheinwörtern eine nützliche Arbeit verrichtet, und ist mehr der symbolischen und deutlichen Erkenntniß, als aber der deutschen Sprache berathen gewesen, in sofern er nemlich seine logische Untersuchung auf solche Exempel von bloß wahrscheinlichen Begriffen angewendet, die bisher von andern nicht bemerket worden. Aber wie er auf einer Seite der deutschen Sprache ohne Grund deswegen eine Schuld und Unvollkommenheit beymißt; so ist er auf der andern Seite nicht weniger unbillig gegen die Poeten und Dichter, wenn er ihre wahrscheinlichen Begriffe, die in der Poesie so viel als naturalisirt sind, bey dem Licht einer philosophischen Erkenntniß mit der grösten Genauigkeit untersucht und meistert: da doch aus der Natur eines Gedichtes erhellet, daß sich deutliche, vollständige, ausführliche und tiefsinnige Begriffe für ein solches ganz und gar nicht schicken; sondern daß der Poet sich an dem Wahrscheinlichen, welches aus dunkeln und undeutlich klaren Begriffen

griffen entſtehet, ſättigen muß. Es hat aber die Wahrſcheinlichkeit in den Begriffen ihre verſchiedenen Grade und Stafel, nach welchen ſie den Anſchein haben mehr oder weniger wahr oder möglich zu ſeyn. Doch ſo lange ſelbige noch wahrſcheinlich bleiben,* ſo lange werden ſie nicht für falſch oder unmöglich erkennt: Und da die Gedichte nicht für philoſophiſche Köpfe, ſondern um nützliche philoſophiſche Wahrheiten auf eine ſinnliche Art bey dem groſſen Haufen der Menſchen beliebt zu machen, erfunden worden; ſo müßte man dieſe Abſicht der Poeſie gänzlich aus den Augen ſetzen, oder mit Fleiß nicht erkennen wollen, wenn man wahrſcheinliche Begriffe, die bey dem groſſen Haufen der Menſchen noch immer das Anſehen der Mög-

* An nihil omnino credendum, præterquam id quod eſt veriſimile? Εἰκὸς γάρ φασι πολλὰ παρὰ τὸ εἰκὸς, Græcorum dictum eſt, usque adeo verum, ut Hiſtoria, in qua nihil occurrit, quod non ſit veriſimile, hoc ipſo ſæpe veriſimilis eſſe deſinat. Poeta ſolus, qui facta pro lubitu fingit, fabulam poteſt contexere, in qua nihil ſit, quod non valde ſit veriſimile. Hiſtoricus vero narrat facta, ut invenit; invenit autem plerumque veriſimilibus mixta parum veriſimilia. Si quis igitur nihil niſi Veriſimile credere vellet, hiſtoriis veriſſimis fidem derogaret, Dieſes ſind Worte des berühmten Werenfels.

Möglichkeit behauptet haben, darum aus der Poeſie cum infamia verweiſen wollte, weil einige wenige ſcharfſinnige Köpfe die verborgene Unmöglichkeit derſelben eingeſehen, und entdeckt haben. Und darinnen liegt der Grund zur Vertheidigung der meiſten von dem Verfaſſer der gemeldeten Abhandlung unter dem verhaßten Namen der Scheinwörter angefochtener Ausdrückungen und Redensarten was den Gebrauch derſelben in der Poeſie anlangt. Ich bin nicht geſinnet mich dießmal in eine ſolche Vertheidigung aller dieſer angefochtener Stellen und Exempel einzulaſſen; ſondern ich habe dieſe Blätter allein gewiedmet, den diesmaligen Göttingiſchen Lehrer, Herrn D. Haller, (dem auch der ſelige Herr Hofrath Drollinger ſelbſt den Ruhm des erſten vortrefflichen Schweitzeriſchen Poeten nicht ſtreitig gemachet hat, weil er andere Verdienſte beſeſſen, die ihn ohne dieſen Rangſtreit, bey billigen Kennern groß machen,) gegen die unbegründete Anklage dieſes Verfaſſers zu vertheidigen, und die von ihm gebrauchten wahrſcheinlichen d. i. poetiſchen Begriffe, die dieſer unter dem Namen der Scheinwörter verurtheilet, zu retten.

Die-

Dieser pommersche Verfasser wirft nemlich in dem 11ten St. der Critischen Versuche Art. 1. §. 17. Bl. 130. u. f. unserm Schweitzerschen Dichter für, daß er aus einer Begierde, was sinnreiches hervorzubringen, sich habe verleiten lassen, zusammengesetzte Scheinwörter zu machen, die mehrmal von ihm recht seyn gehäuft worden. Zwar entschuldiget er sich vorläuftig wegen dieser genommenen Freyheit auf das höflichste, wenn er von seiner Absicht bey dieser Wahl alsobald hinzufüget: „Ich bezeuge „aber aufrichtig, daß ich diese Gedichte vor „vielen andern nicht deßwegen erwählet „habe, den geschickten Herrn Verfasser zu „beleidigen; sondern die Ursache hiervon ist „diese: Ich halte den Herrn Haller für „einen von unsern größten Dichtern; ich „liebe seine Gedichte wegen der hohen und „vortrefflichen Gedanken; es sind dieselben „mehr als einmal von mir mit dem größten „Vergnügen und Erbauung durchgelesen „worden; ich habe also diese Stelle aus „denselben als ein Exempel anführen wol„len, daraus man erkennen kann, wie „leicht es sey, Scheinwörter zu gebrauchen, „so, daß sich auch die besten Dichter davor „nicht genug in acht nehmen können.„ Ich muß

muß bey diesem critischen Complimente verschiedenes anmerken. Erstlich muß ich von Hrn. Doct. und Prof. Haller versichern, daß er nicht im Stande ist, eine vernünftige und gerechte Beurtheilung seiner Gedichte für eine Beleidigung anzusehen: Seine Bescheidenheit erlaubet ihm nicht einmal diese Gedichte für was mehrers als einen blossen **Versuch** auszugeben, ungeachtet selbige die meisten von den gepriesensten Meisterstücken der hochdeutschen Poesie in mancherley Absichten weit zurücklassen; wie sollte er denn durch eine gerechte Critick, die nicht anders als zu seiner Verbesserung zielen könnte, unwillig gemacht, oder beleidiget werden können? Zweytens, bemerke ich, daß die Grösse des Ansehens und der Hochachtung, in welcher jemand bey uns stehet, die Unbilligkeit eines übereilten Urtheils von ihm nur vergrössert. Drittens, daß auch die beste Absicht, und die höflichsten Complimente eine Ungerechtigkeit weder gut machen, noch verringern können. Folglich kömmt das meiste auf die Begründniß des gefällten Urtheils an; ist dasselbige billig und gegründet, so bedarf es eben keiner weitern Entschuldigung; ist es im Gegentheil ungerecht, so kann es auch die höflichste Ent-

schuldigung nicht rechtfertigen. Und demjenigen, der die Unbill leidet, kömmts eben nicht darauf an, ob der Richter mit oder ohne Vorsatz gehandelt habe.

Die Beschuldigung, daß Hr. D. Haller in einer Stelle die zusammengesetzten Scheinwörter recht gehäufet habe, ist zwar nach des Kunstrichters Sinn ziemlich hart, sie will nicht weniger sagen, als Herr D. Haller habe auf dieser Stelle ohne Verstand hingeschrieben, was sich nicht einmal denken lasse: Doch da es nicht unmöglich ist, daß auch der beste Dichter zuweilen einschlaffen kann, so wäre diese Beschuldigung weder zu hart noch zu unhöflich, wenn sie nur gegründet wäre: Und ob ich gleich im Stande zu seyn glaube, den Mangel ihrer Begründniß klärlich darzuthun, so vermesse ich mich gleichwohl nicht dem unbekandten Kunstrichter einige ungleiche Absichten oder einen schlimmen Vorsatz zuzutrauen, sondern ich schreibe es lediglich einem Irrthum zu, der ihn wider seinen Willen und unter den nachdrücklichsten Hochachtungs-Bezeugungen verleitet hat, dem schweitzerischen Dichter mit seinem Urtheil Unrecht zu thun, und also eine Unhöflichkeit zu begehen.

Die

Die Stelle, die dieſer pommeriſche Kunſtrichter als ein verwerfliches Exempel gehäufter zuſammengeſetzter Scheinwörter angeführet hat, iſt aus dem IIten B. des philoſophiſchen Gedichts von dem Urſprunge des Uebels hergenommen, und befindet ſich nach der letzten Herausgabe auf der 101ſten S.:

Befruchtet mit der Kraft des Weſen-reichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verſchiedner Zeug.

Der pommeriſche Kunſtrichter giebt ſich alle Mühe darzuthun, daß hier in dieſer Stelle die Begriffe, die durch ein altes Nichts, des Nichts gebiert, und ein ödes Ort ausgedrückt werden, an ſich ganz unmöglich ſeyn. Demnach wird mir obliegen, da ich die Vertheidigung dieſer Stelle übernommen habe, zu zeigen, daß dieſe Begriffe alle für ein Gedicht erforderliche Wahrſcheinlichkeit an ſich haben. Die Wahrheit, die der Poet hier in ſinnliche und wahrſcheinliche Vorſtellungen eingekleidet hat, iſt, daß GOtt die Welt ihrem erſten Stoffe nach hervorgebracht hat, da vorher noch nichts da geweſen war, woraus ſie natürlicher Weiſe hätte können hervorgebracht werden: Da nun

dieſe erſte Schöpfung des Urſtoffs der ſichtbaren Dinge nach ihrer Art und Weiſe der Vernunft ganz unbegreiflich iſt, ſo beſtrebet ſich der Poet dieſe Schöpfung auf poetiſche Art ſinnlich zu erklären. In dieſer Abſicht ſtellet er ſich erſtlich vor, daß in dem Anfang der Schöpfung keine Materie vorhanden geweſen, woraus die ſichtbaren Dinge hätten können geſtaltet werden: Da nun anfänglich Nichts vorhanden war, ſo mußte ja die erſte Wirkung der allmächtigen Schöpfungskraft auf das Nichts gerichtet ſeyn, um ſelbiges zur Hervorbringung der Dinge tüchtig zu machen, d. i. das Nichts in Etwas zu verwandeln, da ſonſt, nach dem metaphyſiſchen Grundſatze, ein Nichts auch nichts hervorbringen kann. Und eben dieſes beſchreibet der Poet mit der gröſten Wahrſcheinlichkeit, wenn er nicht ſchlechtweg das Nichts als gebärend einführet; ſondern zuerſt lehret, wodurch die Unmöglichkeit, daß das Nichts etwas gebären könne, gehoben worden ſey:

Befruchtet mit der Kraft des Weſen-reichen Wortes
Gebiert das alte Nichts.

Er redet von dem allmächtigen Wort und Befehle des Schöpfers, der dem, das nicht iſt, ruffet, daß es ſey. Röm. IV. 17. er nen-

nennet es darum ein Wesenreiches Wort, weil es dem das nicht ist, ein wirkliches Seyn oder Wesen mittheilet, und die erste Wirkung dieses erschaffenden Wortes auf das Nichts drücket er damit ganz bequem aus, daß er sagt, das Nichts sey mit der Kraft dieses Wesenreichen Wortes befruchtet worden, wodurch er ja deutlich anzeiget, daß das Nichts, welches an sich selbst betrachtet ganz unfruchtbar und zur Hervorbringung einiges Dinges untüchtig ist, eine Tüchtigkeit zu gebären erlanget habe. Ist nun aber dieses möglich, daß das Nichts befruchtet und zum gebären tüchtig gemachet werden kann, warum sollte denn dem Nichts das wirkliche Gebären ohne Widerspruch nicht können zugeschrieben werden? Zudem gehet die Wirkung der göttlichen Schöpfungskraft nicht auf das schlechterdings Unmögliche, welches alleine ein wahres Nichts ist, und so gar auch durch eine göttliche Kraft nicht möglich werden kann; sondern sie gehet nur auf das Mögliche, welches in ganz uneigentlichem Verstande und nur im Gegensatze gegen das Wirkliche ein Nichts genennet wird. Ob nun gleich dieses Mögliche oder sogenannte Nichts an sich selbst keine Kraft hat etwas zu gebären oder wirklich hervor-

zubringen; ſo iſt es doch eben, weil es ein mögliches Nichts iſt, nicht unmöglich, daß ihm eine ſolche Kraft mitgetheilt werde, wenn es nemlich ſelbſt zur Wirklichkeit gebracht wird. Denn ob man gleich nicht ſagen kann, daß das mögliche Nichts, welches eine bloſſe Verneinung von dem Würklichen iſt, eine wirkliche Bemühung habe, etwas zur ſichtbaren Wirklichkeit zu bringen; ſo kann man ihm doch, ohne einen Widerſpruch mit dem Satze, aus Nichts kann nichts entſtehen, eine mögliche Bemühung nicht abſprechen, die auch zu einer Wirklichkeit gelangen kann, und dieſes auf die Weiſe, wie von dem Poeten in dieſer Stelle gelehret wird; wenn ſie nemlich befruchtet iſt

\- - - mit der Kraft des Weſen-reichen Wortes.

Der Poet ſagt alſo nichts anders, als „das „Mögliche, welches er im Gegenſatz des „Wirklichen ein Nichts nennet, iſt zwar „für ſich ſelbſt ganz unfruchtbar geweſen, „bis auf die Zeit, da der Schöpfer durch „ſein allmächtiges und Weſen-reiches Wort „dieſe Unfruchtbarkeit gehoben, und die „Materie oder den Stoff der ſichtbaren „Welt aus dem Stande der bloſſen Mög„lichkeit zur Wirklichkeit gebracht, und ihm

„da-

„dadurch die Tüchtigkeit mitgetheilet hat, „wirklich von der bildenden Hand des „Schöpfers mancherley Figuren und Ge„ſtalten anzunehmen; von da an hat man „geſehen mancherley Arten beſonderer „Creaturen, als ſo viele Geburten des „Möglichen, aus dem ungewiſſen Stande „der Möglichkeit an das Licht der Wirk„lichkeit hervortreten.„ Ueberdas kann auch der Stoff oder eine todte und untüchtige Materie, ob ſie gleich etwas wirkliches iſt, eben ſo wohl als das bloß Mögliche, ein Nichts genennet werden, weil ſie nemlich gegen demjenigen, ſo von dem Schöpfer daraus formiert und gebildet wird, wie Nichts zu rechnen iſt, auch für ſich ſelbſt eben ſo wenig Kraft und Tüchtigkeit zeiget, als das Mögliche hat, ſich ſelbſt zur Wirklichkeit zu bringen.

So iſt auch ferner der poetiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht entgegen, ja nicht einmal wider den gemeinen Sprachgebrauch, daß der Verneinung von dem Wirklichen eine Bemühung, ja eine weſentliche Wirkung zugeſchrieben wird, als wenn ich z. E. ſage, Armuth macht Dieben: Der Mangel hat viel Menſchen getödtet. Zudem kömmt noch, daß nichts gewohnter

iſt, wenn man den vorigen Zuſtand eines Dinges in Vergleichung mit dem gegenwärtigen vollkommenern Zuſtande ausdrücken will, als daß man ſich derjenigen Figur bedienet, nach welcher zwey ganz widerwärtige Begriffe unmittelbar zuſammen geſetzet werden, um das Wunderbare ſo bey der vorgegangenen Veränderung und Fortgang zur Vollkommenheit eines Dinges höchſt anmerkenswürdig iſt, deſto deutlicher und lebhafter vorzuſtellen; ſo wird geſagt: durch die Gutthat der Wunderkraft Chriſti haben die Blinden geſehen: Opitz in dem Lobgeſange auf die Geburt Chriſti v. 93.

Itzt wird die wilde See ſich ſicher treten laſſen,
Der Taube wird gar wohl die Rede können faſſen,
Der Stumme wird gehört, die Lahmen werden gehn,
Die Krüppel g'rade ſtehn, die Todten auferſtehn.

Und in dem Heinſiſchen Lobgeſange, den Opitz überſetzt hat, v. 475.

Willkommen hier bey uns: Den Teufel ſeh ich ziehen
Und laufen von dir weg, die Krankheit gleichfalls fliehen:
Die Blinden wieder ſehn, recht gehen her und hin
Die Lahm und Krüppel ſind. O groſſe Medicin!

Dieſes ſind ganz unbetrügliche poetiſche Farben, die einen durchſichtigen Schein des Widerſpruchs und darum ſo viel Wahrſchein-

scheinlichkeit haben, daß sie auch ausser der Poesie ganz geläuffig worden: Warum sollte ich denn nicht mit eben so vieler Wahrscheinlichkeit von einem gebärenden Nichts, als von einem blinden Sehenden reden können? Das Mögliche wird ja durch eben dieselbe Kraft wirklich, durch welche der Blinde sein Gesicht und der Lahme die Kraft zu gehen empfängt. Und wie die Redensart, die Blinden sehen, nichts anders zu bedeuten hat; als, diejenige, die zuvor blind waren, haben nun die Kraft zu sehen wiederum erlanget; so will ebenfalls ein gebärendes Nichts nicht mehr sagen, als ein gebärendes Ding oder Etwas, das zuvor Nichts war.

Deßgleichen ist ganz unrichtig, daß das Wort gebähren in uneigentlichen Verstande allemal nothwendig die Bemühung, ein anderes zur sichtbaren Wirklichkeit zu bringen, mit einschliesse, welches doch der pommerische Kunstrichter als unstreitig voraus setzet, und seine Verurtheilung darauf gründet. Die Hauptähnlichkeit, worauf man in dem uneigentlichen und emblematischen Gebrauche des Worts gebähren vornemlich siehet, so oft es von leblosen Dingen gebraucht wird, be-

ruhet wohl darauf, daß etwas durch eine ſolche figürliche Geburt, da es bisdahin verborgen lag, und unter die bloß möglichen Dinge gezehlet und alſo gleichſam als Nichts geachtet worden, nunmehro wirklich in ſeiner rechten Bildung an das Tageslicht hervor gebracht wird: Zuweilen aber bezeichnet dieſes Wort nur ſo viel als eine mit ihrer wirkenden Urſache verknüpfte Folge, als wenn ich z. E. ſage, Veritas odium parit, **Wahrheit gebieret Haß.**

Endlich würde aus dieſes Kunſtrichters nicht wohl überlegten Critick folgen, daß man von der Schöpfung, ohne in einen Widerſpruch zu verfallen, gar nicht reden könne: Denn **Erſchaffen** bezeichnet ja eine Wirkung, die Statt haben kann, auch wo Nichts vorhanden iſt; ſo wenig als wir nun eine Wirkung ohne einige Bemühung der wirkenden Urſache uns vorſtellen können; eben ſo wenig können wir eine Wirkung begreiffen ohne etwas, an welchem die Wirkung geſchiehet, und das ſich in Anſehung derſelben gleichſam als leidend verhält: Aber ein Nichts kann ja eben ſo wenig leiden als wirken, Nihili neque actio eſt, neque paſſio. Ich könnte demnach mit un-

unſerm Kunſtrichter ſchlieſſen, daß ein leidendes Nichts, eben ſo gut, als ein gebärendes Nichts etwas unmögliches und widerſprechendes, und hiemit Erſchaffen ein Scheinwort ſey. Ja was noch mehr iſt, ſo könnte nach unſers Kunſtrichters Logick die H. Schrift in dieſer Materie ſelbſt nicht von Scheinwörtern und Scheinbegriffen frey geſprochen werden: Wenn ſie z. E. von der Schöpfung als von einer Hervorbringung wirklicher Dinge aus Nichts redet, ſo wie ſie in dem oben ſchon angeführten Orte aus dem Briefe des Apoſtels Paulus an die gläubigen Römer ſagt, GOtt ruffe dem Nichts, als ob es wäre; d. i. er befehle dem Möglichen, τα μη ὄντα, und es gehorche ihm als wenn es damals ſchon wirklich geweſen wäre, als er ihm geruffen hat: Iſt eben das, was an einem andern Orte ſteht: Er hat geſprochen, und es iſt geſchehen; er hat geboten, und es iſt da geſtanden.

Wenn ich nun Luſt hätte über die Critick meines Kunſtrichters eine Parodie anzuſtellen, ſo würde ich ſagen: „Paulus „ſagt, daß GOtt dem Nichts geruffen ha„be. Ein jeder ſiehet von ſelbſten ein, daß

das

„das Wort ruffen uneigentlich genommen „worden. Es befiehlt aber die vernünfti„ge Regel in der allgemeinen Auslegungs„kunſt, daß zwiſchen der eigentlichen und „uneigentlichen Bedeutung eines Wortes „eine ziemliche Aehnlichkeit bleiben müſſe. „Was ruffen heiſſet, wiſſen wir alle. Uns „iſt auch bekannt, daß ein Geſchlechts-we„ſentliches Stück davon ſey, durch die Er„hebung der Stimme einen um etwas ent„fernten Menſchen zur Aufmerkſamkeit und „zum Gehorſam aufwecken. Dieſe Eigen„ſchaft muß alſo auch in der uneigentli„chen Bedeutung bleiben, wo anders eine „Aehnlichkeit zwiſchen der eigentlichen und „der uneigentlichen Bedeutung ſeyn ſoll, wel„ches doch nothwendig iſt. Aber kann wohl „τὸ μὴ ὄν, ein Nichts, das iſt, eine Verwei„nung von dem Wirklichen durch die Er„hebung der Stimme zur Aufmerkſamkeit „oder zum Gehorſam aufgeweckt werden? „Kann etwas zugleich Nichts ſeyn, und „doch Ohren haben, ohne welche das Ruf„fen umſonſt wäre? Sollte die metaphy„ſiſche Wahrheit falſch ſeyn, Nihili nulla „ſunt accidentia? Es folget demnach, daß „ein aufmerkſames und gehorchendes „Nichts einen Widerſpruch einſchlieſſe, „und daß hiemit dem Nichts ruffen ein

zu-

„zuſammengeſetztes Scheinwort ſey. Man „kann mit Grunde nicht einwenden, daß „das Nichts hier durch eine Erdichtung als „ein Wirkliches fürgeſtellet ſey; von dieſem „aber könne man mit Recht ſagen, daß man „ihm in uneigentlichem Verſtande gerufen „habe, und daß es gehorchen könne. Ich „läugne nicht, daß dieſes der wahre Urſprung von dieſem zuſammengeſetzten „Scheinwort ſey. Aber derſelbe trägt doch „nichts zur wahren Vertheidigung deſſelben bey. Denn die Einbildungskraft „muß mögliche Erdichtungen machen, ſonſten bringet ſie nur Scheinbegriffe vor. „Ein Nichts, das iſt, die Verneinung von „dem Wirklichen, ſich als ein Wirkliches „fürſtellen, iſt ein offenbarer Widerſpruch. „Die Einbildungskraft kann dabey weiter „nichts thun, als daß ſie demſelbigen einigen Schein giebt, oder einen Scheinbegriff daraus machet.„ Ich muß nun erwarten, daß mir der pommerſche Kunſtrichter zeige, ob ich in dieſer Parodie irgendwo von ſeiner Logick und Art zu ſchlieſſen abgewichen ſey: Daferne er mir aber nichts dergleichen ſollte zeigen können, ſo muß ich ihm überlaſſen, wie er dieſes Urtheil ſo werde rechtfertigen können, daß zugleich ſein Urtheil über Hr. Hallers Stelle

dabey aufrecht stehen bleibe. Nur bitte ich ihn darauf wohl acht zu geben, daß obgleich der göttliche Verstand den grossen Unterschied zwischen dem Möglichen und dem Wirklichen auf das deutlichste erkennet, dennoch nach dem Zeugnisse der göttlichen Schriften, dem kräftig-wirkenden Willen GOttes das Mögliche nicht mehr als das Wirkliche widerstehen kann, sondern daß ihm eins so wohl als das andere gehorchen muß, wenn er ruffet und befiehlt: Das göttliche יהי macht daß μὴ ὄντα werden ὄντα, daß dasjenige, was allererst nur noch möglich gewesen, auf einmal zur Wirklichkeit gelanget.

In dieser Vertheidigung liegt nun auch der Grund zur Vertheidigung des Beyworts, welches Hr. Haller zu dem Nichts gesetzt hat, wenn er sagt:

Befruchtet mit der Kraft des Wesen-reichen Wortes
Gebiert das alte Nichts. , - - - - .

Der pommerische Schriftenrichter findet in diesem Ausdruck wiederum einen unmöglichen Scheinbegriff, er sagt: „Man „nennet ein Ding alt, wenn es schon lan„ge Zeit existiret hat. Wie aber ein Nichts, „das niemals wirklich ist, schon eine lange „Zeit existirt habe, ist unbegreiflich. Allein

lein seine Erklärung von dem was alt genennet werde, ist ja nur auf eine Art der Dinge, nemlich auf die Wirklichen eingeschränket; mit was vor Recht kann sie denn auf die bloß möglichen angewendet werden? Sein Schluß ist ohngefehr von der Art, als wenn ich sagte: Ein Ding nennet man dasjenige so wirklich existiret. Da nun das Mögliche niemals wirklich existiret, so ist es ganz unbegreiflich, wie das Mögliche ein Ding seyn könne. Es ist freylich an dem, daß, wenn man ein wirkliches Ding alt nennet, man lediglich darauf siehet, daß es früher und vor andern wirklichen Dingen seine Existenz und Wirklichkeit erlanget hat: Aber der Begriff von der Wirklichkeit in dieser Erklärung rühret von der Natur der Dinge her, von welchen mit Ausnahm die Rede ist, und ist folglich in dem allgemeinen Begriffe des Alters nicht nothwendig eingeschlossen: Wenn es demnach nicht unmöglich ist, daß den bloß möglichen Dingen unter sich selbst, oder in Ansehung der Wirklichen ein Alter zugeschrieben werden kann, so kömmt der Begriff der Existenz und Wirklichkeit nicht in die Rechnung, weil dannzumalen von Dingen einer ganz andern Natur die Rede ist. Da nun die wirklichen Dinge nicht alle auf

ein-

einmal, ſondern früher oder ſpäter zur Wirklichkeit gelangen; da unter den möglichen Dingen ſelbſt eine Folge gedacht werden kann; da endlich Erſchaffen nichts anders iſt, als aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Wirklichkeit verſetzen; ſo iſt es ja nicht ohne Grund und Wahrſcheinlichkeit, wenn dem möglichen Nichts ein Alter zugeſchrieben wird, auf den Grund nemlich, wie ich ſagen kann: Ein Ding muß zuerſt möglich ſeyn, ehe es wirklich werden kann: Es iſt eher möglich daß dieſes, als jenes geſchehe ꝛc. Man könnte aber dieſes poetiſche Beywort, wenn es vonnöthen wäre, überdas noch auf den Grund der Erklärung von dem Nichts, daß es den wirklichen aber untüchtigen Urſtoff bezeichnen könne, rechtfertigen: Denn ſo würde der raſche Kunſtrichter ſelbſt für begreiflich erkennen müſſen, daß die Materie oder der Stoff älter ſeyn müſſe, als die Dinge, die aus demſelben formirt und bereitet worden: Und ſeine gegebene Erklärung von dem Alter der wirklichen Dinge würde dennzumalen richtig angehen.

Im übrigen kann ich hier nicht unangemerkt laſſen, daß dieſes poetiſche Beywort nicht

nicht bloß als eine müssige Auszierung angesehen werden muß; sondern es dienet vortrefflich eines theils die Unfruchtbarkeit und kraftlose Untüchtigkeit des möglichen Nichts zum gebären recht wahrscheinlich zu machen; anderntheils aber ist in demselben die Nothwendigkeit der Anwendung einer göttlichen Kraft zur Befruchtung dieses alten Nichts gegründet: Welches wiederum keine Scheinbegriffe, sondern wahre Begriffe sind, die durch die poetische Kunst des Dichters sinnlich und der Einbildungskraft verständlich gemacht worden sind; so daß diese poetische Beschreibung die Einbildungskraft nicht etwa durch einen bloß betrüglichen Schein der Möglichkeit blendet, sondern auch den Verstand zur Ueberdenkung nützlicher Wahrheiten auffordert. So fern ist es, daß dem schweitzerischen Dichter diese Zeilen aus Unbedacht sollten entfallen seyn, oder daß er damit nur ein Blendwerk gemachet; daß sie vielmehr Proben sind, einer über der schwierigsten Materie mit dem feinsten Verstande geführten Kunst, die alles auf das beste in einander gegründet hat.

Die letzte Beschuldigung des pommerischen Kunstrichters fällt auf die folgenden Worte:

. . . . . Den Raum des öden Ortes
Erfüllt verſchiedner Zeug.

Er beruft ſich auf Hrn. Wolfens Begriffe, der den Raum durch die Ordnung der Dinge die zugleich ſind; und den Ort durch die Art und Weiſe erkläret, wie ein Ding neben den andern zugleich da iſt. Allein eben dadurch wird er unbillig in ſeinem Urtheile, daß er deutliche und ausführliche Begriffe in einem Gedichte fordert; und die ſinnliche Vorſtellung des Raums, als eines Behältniſſes der Körper, als unmöglich und widerſprechend verwirft. Es iſt eben nicht nöthig, daß ich mich hier in die Streitfrage von dem leeren Raume, und ob ein Raum ohne Körper beſtehen könne, tief einlaſſe: * Genug iſt, daß nicht nur der groſſe Hauffen der Menſchen, ſondern auch die meiſten von den Gelehrten und Weiſen ſelbſt noch heut zu Tage ſich den Raum unter einem ſinnlichen Bilde vorzuſtellen, und auf eine ſinnliche Weiſe

* Der geſchickte und tiefſinnige Leipzigiſche Prof. Hr. J. Aug. Erneſti kann ihn diesfalls zu recht weiſen: In ſeinen Initiis Doctrinæ ſolidioris, de Mente humana Cap. III. §. 51. erinnert er ausdrücklich gegen dergleichen unbedachte Præciſiſten: Neque tamen hæc eo diſputantur, ut illam *Spatii* notionem, a phantaſia effictam, plane rejectam velimus. Servetur ea. Bona id Philoſophiæ & Rationis cum pace fieri poteſt. Addo & hoc, non poſſe ea nos, inprimis in Geometria & doctrina de motu, carere.

Weiſe davon zu reden pflegen; ja daß man kaum anders verſtändlich davon reden kann. Man darf nur den Wolfiſchen Begriff auf die ſichtbaren Körper einſchränken, und mit dem gemeinen Hauffen annehmen, daß wo man nichts ſiehet, auch nichts vorhanden ſeyn müſſe, ſo wird der vermeynte Widerſpruch von ſich ſelbſt hinfallen, und man wird ſich einen leeren Raum und ein ödes Ort leicht vorſtellen können; man wird ohne Widerrede zugeben, daß z. E. in einer Kanne, ehe noch was darein gegoſſen worden, ein leerer Raum ſich befinde, und wenn itzt das Waſſer, womit die Kanne angefüllet war, auf die Erden ausgegoſſen worden, daß alsdenn die Kanne wiederum leer ſey. Wenn Haller ſagt, nachdem das durch die Kraft des Weſen-reichen Worts befruchtete alte Nichts wirklich zu gebähren habe angefangen, ſo habe verſchiedener Zeug den Raum des öden Orts erfüllet; ſo kann der Kunſtrichter nach ſeinen Wolfiſchen Begriffen ſich dieſe Veränderung ohngefehr ſo vorſtellen; daß wo nicht lange zuvor keine ſichtbare Körper zu ſehen waren, itzt ſolche einsmals zum Vorſchein gekommen, und in einer gewiſſen Ordnung und auf gewiſſe Art und Weiſe neben einander da geſtanden ſeyn: d. i. wo es zuvor ganz öde, und

weder Raum noch Ort gewesen, da könne man nun Raum und Ort unter den zugleich vorhandenen Körpern wahrnehmen. Aber wenn der Poet so reden wollte, würde er eben so unverständlich und lächerlich werden, als wenn ein Philosoph zu seiner Magd an statt, fülle mir das leere Glas mit Wein, sagen wollte: Mache, daß das Glas und der Wein in behöriger Ordnung und auf behörige Art und Weise zugleich neben einander da seyn. Gesetzt daß alle übrige Menschen, diesen philosophischen Kunstrichter ausgenommen, die diese Stelle des Poeten lesen, sich auf eine sinnliche Art dabey die Vorstellung machen, daß der Ort, den der verschiedene Zeug hernach eingenommen und besetzt hat, zuvor leer, wüst und öde gewesen; oder daß zuvor kein Ort mit Körpern besetzt da zugegen gewesen, wo itzt alles nach Raum und Ort erfüllet ist; so ist diese sinnliche Vorstellung an sich selbst betrachtet frey von allem Widerspruche; sie kann auch neben den deutlichern Begriffen des Philosophen bestehen, und die Worte des Poeten sind so geschickt geordnet, daß sie diese beyden Begriffe eben so leicht erwecken können: Zugeschweigen, daß die Absicht des Poeten hier gar nicht gewesen ist,

einen

einen deutlichen Begriff von Raum und Ort zu geben, sondern vielmehr der Einbildungskraft mit mahlerischen Zügen begrifflich und vorstellig zu machen, wie der noch rohe, obgleich verschiedene Zeug durch die allmächtige Kraft des Schöpfers aus Nichts auf einmal entstanden, und zur Wirklichkeit gelanget sey. Für diese Absicht aber ist es ganz gleichgültig, ob man sich Raum und Ort durch eine Abstraction der Einbildungskraft als etwas von dem Körper wirklich abgesondertes, oder als etwas, das mit demselben zugleich entstehet, vorstellig mache: das Erfüllen schliesset den unschuldigen Betrug der Einbildungskraft von der Besitznehmung eines Ortes, welches man sich als leer und öde vorstellet, allbereit in sich, und unser eckle Kunstrichter wird demnach auch die Redensart, einen Raum erfüllen, als unphilosophisch und widersprechend verdammen müssen; so gar auch der Mosaische Ausspruch von diesem Zustande der Erden, daß sie damals wüst und öde gewesen sey, kann ihm nicht zum besten anstehen, da er in Beschreibungen der Dinge, und in wahrscheinlichen Erzehlungen keine andern als Wolfische Erklärungen gestatten will.

Und so glaube ich, daß ich das Recht der Poesie zu wahrscheinlichen Begriffen, und die deutsche Sprache von der Anklage einer grossen Unvollkommenheit wegen des Ueberflusses an Scheinwörtern genugsam gerettet, und zugleich die Schönheit der Hallerischen Gedichte gegen allen Verdacht unüberlegter und unwahrscheinlicher Begriffe völlig in Sicherheit gestellet habe. Ich bin auch beredet, daß diese um etwas übereilte Critick der Hallerischen Stelle, und diese ganze Abhandlung von den deutschen Scheinwörtern und Scheinbegriffen gänzlich zurücke geblieben und niemals zur Wirklichkeit gekommen wäre, wenn nicht ein irriger Schein der ganz neuen Benennung von Scheinwörtern unsern Kunstrichter geblendet, und ihm zu ganz neuen Entdeckungen einen noch ungebähnten Weg zu eröfnen angeschienen hätte.

Der

Der zweyte Abſchnitt.

Freye Beurtheilung der Vertheidigung, die ein Unbekannter in dem IX. St. II. Art. der Greifswaldiſchen Verſuche gegen die Beſchuldigungen des Verfaſſers von den Scheinwörtern eingerücket, nebſt einer Erwegung der Anmerkungen, die dieſer letztere über die Vertheidigung nachgebracht hat.

Ich hatte obige Schutzſchrift zu einer Zeit verfertiget, da mir noch nicht mehr als die VI erſten Stücke von den critiſchen Verſuchen der deutſchen Geſellſchaft zu Greifswalde bekannt waren: Seit der Zeit habe ich aus dem IX. St. dieſer Verſuche Art. II. Bl. 241. erſehen, daß ſich ein ungenannter deutſcher Kunſtverſtändiger, der das Weſen der poetiſchen Lehrart wohl eingeſehen hat, der guten Sache des ſchweitzeriſchen Poeten mit Ernſt angenommen, und denſelben gegen den Tadel des Greifswaldiſchen Kunſtrichters zu verfechten bemühet geweſen. Dieſer Art. enthält einen Brief eines Ungenannten an Herrn G***s, in welchem gegen die Abhandlung von den Scheinwörtern verſchiedene critiſche Erinnerungen gemachet, und die Gedanken des Verfaſſers dieſer Abhandlung über einige von

ihm verworffene poetiſche Arten zu reden gründlich geprüffet werden; unter welchen die Unterſuchung der Stelle des Halleriſchen Gedichtes von dem Urſprunge des Uebels, die ich oben weitläuftig vertheidiget habe, den gröſten Raum des Briefes von Bl. 248 bis Bl. 256. einnimmt. Mit was für einer Gemüthesverfaſſung ſich dieſer unbekannte Kunſtrichter an die Vertheidigung der Halleriſchen Stelle gewaget, giebt er auf der 249ſten S. mit dieſen Worten zu verſtehen: „Mich dünkt, man könne dieſe Redensarten gar leicht vertheidigen, und ich will verſuchen, wie weit es angehe. Gedenken ſie aber nicht, mein Herr, daß ich dieſes aus einer blinden Hochachtung gegen ihn (den Herrn Haller) thue; er würde nicht das geringſte verlieren, wenn auch dieſe Beſchuldigung einen Grund haben ſollte, da ich weiß, was Horatz ſaget:

- ubi plura nitent in Carmine, non ego paucis
Offendar maculis - - - - -

„Allein ich will die Wahrheit vertheidigen, und den Dichter nicht für unſinnig erklären laſſen, wo er ſich als ein kunſtreicher und witziger Geiſt zeiget.„ Ich muß aber auch auf der andern Seite zum Lobe des

Greifs-

Greifswaldischen Verfassers der Abhandlung von den Scheinwörtern nicht ungemeldet lassen, daß derselbe in denen Anmerkungen, womit er diesen Brief seines unbekannten Gegners begleitet, eine solche Gemüthsbilligkeit an den Tag leget, die jedermann überzeuget, daß er das Herz habe, aus Liebe zur Wahrheit, seine Meynungen, sobald er den Ungrund derselben einsiehet, selbst zu verurtheilen, in welchem Stücke er den heutigen Kunstrichtern Deutschlandes zu einem Beyspiele und Muster dienen kann. Ich führe zum Beweißthum dessen die erste Anmerkung an, wo er sagt: „Es „ist mir dieser Brief von einem meiner „Freunde in Rostock zugeschickt worden, der „ihn vermuthlich von dem Verfasser selber „bekommen hat. Ich habe ihn deswegen „der Bekanntmachung würdig geachtet, „weil einige Einwürfe, die er wider mei„ne Abhandlung von den Scheinwör„tern in sich enthält, einen grossen Schein „der Wahrheit haben, andere aber einige „meiner Sätze also widerlegen, daß „ich jetzo völlig auf des mir noch un„bekannten Herrn Gegners Seite ge„treten bin = = = = Die Liebe zur „Wahrheit und die Begierde, nach mei„nem Vermögen die schönen Wissenschaf-

„ten zur Vollkommenheit bringen zu helfen, „sollen mich allein bey der Untersuchung „dieser Einwendungen leiten. Ich werde „gleichsam vergessen, daß sie wieder mei„ne eigene Gedanken gerichtet sind, „und die unvernünftige Begierde, auf alle „Art und Weise Recht zu behalten, soll „mich, der Wahrheit zu folgen, nicht ab„halten, sie mag auf meiner oder mei„nes Herrn Gegners Seite seyn.„ Dergleichen Gemüthsbilligkeit muß der Critick zur heilsamen Verbesserung der schönen Wissenschaften nothwendig beförderlich seyn; und es ist gröstentheils dem Mangel dieser Gemüthsbilligkeit beyzumessen, daß jene bisher zur Ausbreitung des guten Geschmacks in der deutschen Welt nicht mehr vermocht hat.

Ich gedenke die vorhabende Untersuchung alleine auf die Critick der Hallerischen Stelle einzuschränken, und damit so zu Werke zu gehen, daß ich erstlich die Vertheidigung des unbekannten Briefverfassers anführe, darnach das Befinden des Greifswaldischen Kunstrichters aus seinen Anmerkungen beyfüge, und endlich, wo es vonnöthen seyn wird, in einer freyen Beurtheilung mit mehrerm ausführe, welche Mey-

Meynung ich vor begründeter halte, und warum ich der einen vor der andern beypflichte.

Auf der 251ſten S. könnt der unbekannte Verfaſſer des Briefs auf die Vertheidigung des Halleriſchen Ausdrucks, der dem Nichts ein gebähren zuſchreibet, und der dem Greifsw. Kunſtrichter als ein Scheinwort ganz verwerflich vorgekommen iſt. Er giebt dieſem ſogleich zwey Dinge zu: 1) daß das Wort gebähren hier im uneigentlichen Verſtande müſſe genommen werden. 2) Daß zwiſchem dem eigentlichen und uneigentlichen Verſtande eines Wortes allemal eine ziemliche Aehnlichkeit bleiben müſſe. Darüber aber ſetzt er zum Grunde ſeiner Vertheidigung als feſt voraus, daß dem Dichter erlaubt ſey, einen noch um einen Grad entferntern Geſchlechtsweſentlichen Begrif, zum Grunde ſeiner Metaphore zu legen, wenn nur noch die Aehnlichkeit zwiſchen beyden Begriffen nicht gar zu ſchwer wahrzunehmen iſt. Dieſen Grundſatz wendet er zur Vertheidigung des Halleriſch-poetiſchen Ausdrucks alſo an, daß er zeiget, das Wort gebähren wolle nach dem allgemeinen Begriffe, nach welchem

chem es allen davon hergenommenen uneigentlichen Redensarten gerecht sey, so viel zu verstehen geben, es bringe ein Ding etwas aus sich hervor, dessen Wirklichkeit in ihm zwar einiger massen, aber unzureichend gegründet ist, dazu es aber durch ein drittes Ding, welches man das befruchtende nennet, geschickt gemacht wird. Nach diesem Begriffe nun erklärt er Hallers Worte dahin: Aus dem Nichts, das ist, dem bloß Unmöglichen (der Verfasser wird ohne Zweifel geschrieben haben, aus dem bloß Möglichen) sey das Wirkliche entsprungen; es habe das Nichts einen etwanigen, aber unzureichenden Grund dieser Hervorbringung in sich gehabt, und daher habe GOtt vermöge seiner Allmacht das Nichts hiezu geschickt gemacht. Allein diese Vertheidigung und Erklärung hat dem Greifsw. Kunstrichter noch keine Genüge gethan, er meynet noch Recht zu haben, das gebährende Nichts unter die Scheinwörter zu zehlen, und er suchet in der beygefügten Anmerkung sein Urtheil zu behaupten. Er läßt zwar den Grundsatz seines Gegners von der Freyheit der poetischen Metaphore gelten; er glaubt aber, daß in der Anwendung desselben auf das gebähren

bähren des Nichtes ſey gefehlet, und der Begrif des Gebährens nicht bloß um einen Grad von dem eigentlichen Begriffe dieſes Wortes entfernet, ſondern ſo allgemein gemachet worden, daß die Aehnlichkeit zwiſchen dem eigentlichen und uneigentlichen Verſtande, und alſo die Wahrſcheinlichkeit dieſer Translation ſich beynahe gänzlich aus dem Geſichte verliere, und ſehr ſchwer zu erkennen ſey. Dieſes will er damit beweiſen, daß er das nächſte Geſchlecht von dem Gebähren der Thiere alſo beſtimmet, daß er ſagt, es ſey das Beſtreben oder die Handlung eines exiſtirenden Dinges, die unmittelbare oder nächſte Urſache von der ſichtbaren Exiſtenz eines andern von ihm unterſchiedenen Dinges zu ſeyn, und zwar alſo, daß es eine entfernte Möglichkeit zur Hervorbringung ohne Hülfe eines andern Dinges ſchon gehabt hat, von einem dritten Dinge aber geſchickt gemacht worden, die nächſte Urſache dazu zu werden. Dieſem zufolge ſetzt er als Geſchlechtsweſentliche Merkmahle des Gebährens, 1. Daß es nur wirklich exiſtierenden Dingen könne zugeſchrieben werden. 2. Daß es nothwendig ein Beſtreben oder eine Handlung des exiſtierenden Dinges einſchlieſſe.

schliesse. 3. Daß das Gebohrene und Gebährende zwey ganz unterschiedene Dinge seyn müssen. 4. Daß das gebärende Ding die nächste Ursache von der sichtbaren Existenz des Gebohrnen sey. Da nun der allgemeine Begrif, welchen sein unbekannter Gegner von dem Gebähren gegeben hat, keins von diesen wesentlichen Merkmahlen einschliesset, so gläubt er sich begründet den Schluß zu machen, daß dieser Begrif viel zu allgemein und von aller Wahrscheinlichkeit zu weit entfernet sey.

Es sollte mir gar nicht schwer fallen, diesen Hallerisch-poetischen Ausdruck selbst als unwahrscheinlich zu verurtheilen, wenn mir der Erweiß des Greifswaldischen Kunstrichters eben so schlussig und überzeugend vorkäme, als er vermuthlich ihm selbst vorkommen muß, da er seinen Beyfall sonst nichts zurück halten läßt, als die Ueberzeugung von der gegenstehenden Wahrheit. Allein die Einwendungen dieses Kunstrichters, die ihn annoch abhalten die poetische Schönheit des Hallerischen Ausdrucks zu erkennen, dünken mich, die Wahrheit zu gestehen, mehr einen betrüglichen Schein, als die Kraft eines Erweises an sich zu haben: Und ich werde mir desto mehr angelegen seyn lassen, die Schwäche dieser Einwen-

wendungen deutlich aus einander zu legen, und darzuthun, da ich es mit einem Manne zu thun habe, der keiner Gefälligkeit, die der Wahrheit schädlich ist, sondern der Wahrheit alleine gut ist; wovon mich folgendes redliches Bekenntniß, welches in der Anmerkung auf der 251 S. stehet, genugsam versichert: „Der Herr Gegner hat mir „einen grossen Dienst gethan, da er den „Herrn Haller wider meine Beschuldi„gungen vertheidiget hat. Ich habe eine „so grosse Hochachtung für desselben Ge„dichte, daß ich alle mir angebotene Mit„tel mit Vergnügen und Dank annehme, „dadurch ich in den Stand gesetzet werde, „die Schönheiten in denselben deutlicher zu „erkennen. Keine ungezähmte Neigung zu „tadeln, sondern eine damal vermeinte fe„ste Ueberführung, daß meine Zweifel ge„gründet wären, und die Liebe zur Wahr„heit bewogen mich, den Herrn Haller als „ein merkwürdiges Beyspiel anzuführen, „wie leicht auch die grösten Dichter Schein„wörter in ihren Gedichten gebrauchen kön„nen. Ich folge jetzo eben so willig dieser „Liebe zur Wahrheit, und gestehe, daß mein „Herr Gegner den Herrn Haller in ei„gen Stücken sehr geschickt und glücklich „gegen mich vertheidiget habe.„ Sollte

ich

ich nun in der Vertheidigung des Ausdrucks von dem gebährenden Nichts eben so glücklich seyn, als jener in Absicht auf die übrigen beyden Beschuldigungen gewesen ist, so wäre demnzumalen die Hallerische Vertheidigung vollständig.

Ich muß zum ersten die Freyheit der poetischen Translation etwas genauer bestimmen; der Grund derselben ist allemal eine gewisse Beziehung oder Aehnlichkeit zwischen der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung eines Wortes, und diese Aehnlichkeit muß nicht schwer zu erkennen, sondern ganz offenbar seyn, wenn anders die Translation einige Wahrscheinlichkeit haben, und der Rede Licht und Nachdruck mittheilen soll. Allein das Tertium Comparationis oder der Grad der Wahrscheinlichkeit muß nicht nach der Uebereinstimmung der Begriffe in Absicht auf ihre Vollständigkeit, sondern nach der Natur der verschiedenen Dinge, die man mit einander vergleichet, beurtheilet werden: Wenn nur diejenigen hauptwesentlichen Merkmahle, in welchen zwey Dinge nach der Verschiedenheit ihrer Natur übereinkommen können, in beyden Begriffen Platz haben, sie mögen im übrigen nach ihrer Voll-

Vollſtändigkeit in Anſehung derjenigen Merkmahle, die ihren Grund in der verſchiedenen Natur der Dinge haben, noch ſo weit von einander entfernet ſeyn, ſo hat eine Translation ihre völlige Wahrſcheinlichkeit, und dannzumalen kann die Aehnlichkeit zwiſchen beyden, dem eigentlichen und dem uneigentlichen Begriffe, unmöglich verborgen oder ſchwer zu erkennen ſeyn, angeſehen dieſelbe in ſo viel weſentlichen Stücken gegründet iſt, als es nach der ungleichen Art und Natur der Dinge nur möglich iſt; und, meines wenigen Erachtens, beſtehet eben darinnen die Freyheit der Poeſie was den Gebrauch der Translationen betrift, daß ſie dieſelben auf ſolche Dinge anwendet, die in einer ſehr entfernten Geſchlechtsverwandtſchaft zu ſtehen ſcheinen, und in ſehr wenigen, aber weſentlichen und merklichen Kennzeichen mit einander übereinſtimmen: Das macht eben das Wunderbare in der poetiſchen Schreibart aus, welches ſich aber mit dem Wahrſcheinlichen gar wohl verträgt.

Der Greifswaldiſche Herr Kunſtrichter hat ſich demnach durch einen doppelten Irrthum verführen laſſen: Der eine iſt, daß er die Aehnlichkeit, die den Grund zu

einer Translation abgiebt, nach der Vollständigkeit ausführlicher und philosophischer Begriffe beurtheilet, und sich und andere bereden will, eine Translation entferne sich von der Wahrscheinlichkeit, und die Aehnlichkeit werde geringer nach dem Grade, daß sich die Merkmahle, die das nächste Geschlecht bestimmen, in der figürlichen Anwendung vermindern. Ich nenne diesen Satz einen Irrthum, weil er einen grossen Theil von den gewöhnlichsten Metaphoren als unwahrscheinlich verdammet. Alle Rhetorickbücher führen unter den Exempeln der nothwendigen Metaphoren zuerst an: Oculos vitis, die Augen an den Reben: Da nun die hauptwesentliche Eigenschaft des Auges ist, daß es das Instrument des Gesichtes ist, und eine Kraft zu sehen hat; diese Eigenschaft aber in dem figürlichen Gebrauche gänzlich aus der Acht gelassen wird; so könnte der Greifswaldische Herr. Kunstrichter nach seinem angenommenen Grundsatze diese Metaphor, als abentheurlich und von dem eigentlichen Begriffe des Wortes allzuweit entfernet, nicht anders als verwerffen. Der Grund derselben beruhet in der That auf einer sehr geringen und ganz zufälligen Aehnlichkeit; und doch hat sie auch für den dümmsten

Bauer

Bauer Wahrſcheinlichkeit genug, weil man in Abſicht auf die Natur des Weinſtocks zwiſchen dem eigentlichen und uneigentlichen Gebrauche des Worts keine mehrere oder genauere Uebereinſtimmung fordern kann. Gleichergeſtalt wenn der Heiland den König Herodes einen **Fuchs** nennet, ſo iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem eigentlichen und dem uneigentlichen Verſtande des Wortes **Fuchs** unſchwer zu erkennen; wenn dieſelbe gleich nur auf einem einzigen Stücke beruhet, und die Liſtigkeit dieſes Thiers abſonderlich genommen, unſtreitig das weiteſte und entfernteſte Geſchlecht ausmachet. Der unbekannte Vertheidiger der Halleriſchen Muſe hat gleich in dem Anfange ſeines Briefes auf der 243. u.f. S. bey einem andern Anlaſſe einige Beyſpiele poetiſcher Metaphoren aus Opitzens Schriften angeführt; das erſte iſt folgendes: **Die deutſche Redlichkeit, ſo jetzt verrecken will.** (Denn ſo muß es geleſen werden, und nicht wie daſelbſt zu wiederhohlten malen fehlerhaft abgedruckt worden, **verreden will**). Indem aber der Greifswaldiſche Kunſtrichter dieſen Ausdruck auf der 246. S. in der Anmerk. gutheiſſet, ſo muß er zugleich ſeinen obigen Grundſatz von der Unwahrſcheinlichkeit der Tranſla-

tionen in einem entferntern Geſchlechte verwerffen: Denn der eigentliche Begrif des Worts **verrecken** ſchließt in ſich 1. ein lebendiges Geſchöpfe, 2. den Verluſt des Lebens, und zwar 3. durch Krankheit, und mit demſelben 4. alles vorigen Werths und Achtung, ſo daß ein ſolches Thier ganz verwerflich wird. Dieſes Wort wird allein von unvernünftigen Thieren gebraucht, wenn ſie durch das Gift der Krankheit todt dahin fallen, alle viere von ſich ſtrecken, und als ein verwerfliches Aas in die Schindgrube geſchmiſſen werden; daher dieſes Wort etwas verächtliches angenommen hat. Aber von allen dieſen Geſchlechtsweſentlichen Merkmahlen behält es in der figürlichen Anwendung nichts als etwas von dem vierten oder letzten. Es giebt nemlich in dieſer Translation ſo viel zu verſtehen, daß die deutſche Redlichkeit alle ihre vorige Kraft, Anſehen und Gültigkeit auf einmal zu verlieren ſcheine, und in die gröſte Verachtung gerathe, und kaum beſſer geachtet werde, als ein verrecktes Thier. Ob nun gleich dieſe poetiſche Anwendung ſich bis zu dem äuſſerſten Geſchlechte entfernet, ſo hat ſie doch, nach dem ſelbſt eigenen Geſtändniß des Greifswaldiſchen Hrn. Kunſtrichters, Wahrſcheinlichkeit

keit genug. Der Grund davon iſt dieſer, weil dieſer Sache, auf welche der eigentliche Begrif angewendet wird, nach ihrer Natur von demſelben ein mehrers nicht beygeleget werden könnte. ꝛc. ꝛc. Folglich iſt es ganz ohne Grund, daß eine Translation in einem entferntern Geſchlechte nicht Wahrſcheinlichkeit genug haben könne; und alſo der Schluß unrichtig, der Halleriſche Begrif iſt ein ſehr entferntes Geſchlecht, folglich iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dem eigentlichen und dem uneigentlichen Verſtande der Translation ſehr ſchwer zu erkennen, und zu gering, ſo daß ſie kein guter Grund zu einem Gleichniß ſeyn kann. Geſetzt aber auch, daß dieſer Schluß eben ſo gültig wäre, als er nicht iſt, ſo wäre damit noch nicht bewieſen, daß der Halleriſche Ausdruck ein Scheinwort wäre, denn wenn ich ſeine Erklärung von Scheinwörtern recht verſtehe, ſo verſtehet er dadurch nicht ſolche Translationen, die zwar eine ziemliche, aber doch nicht genugſame Aehnlichkeit oder Wahrſcheinlichkeit zum Grund haben: Einiger kleiner Abgang oder geringerer Grad der Wahrſcheinlichkeit machet noch keinen Begrif zu einem Scheinbegriffe; ſondern ein ſolcher iſt von aller

Wahrscheinlichkeit gänzlich entblößt und lediglich unmöglich.

Der andere Irrthum, der den Greifswaldischen Herrn Kunstrichter gegen die gemachten gründlichen Vorstellungen noch mehr verhärtet hat, fließt aus dem erstern her, und bestehet darinnen, daß er behaupten will, man könne keinen Begrif, der einem grossen und weitläuftigen Geschlechte der Dinge eigen ist, mit genugsamem Grunde der Wahrscheinlichkeit, einem andern eben so entfernten und wesentlich unterschiedenen Geschlechte der Dinge zulegen. Er meynet z. E. nicht, daß die Handlungen, welche wirklichen Dingen eigen sind, ohne einen offenbaren Widerspruch den bloß möglichen Dingen auf einige Weise können zugeschrieben werden. Wirkliche Handlungen, (so schließt er,) erfordern nothwendig ein wirkliches und existierendes Ding, das eine Kraft zu wirken hat: Folglich können bloß möglichen Dingen, die nicht existiren, keine Handlungen der wirklichen Dinge zugeschrieben werden. Allein dieser Schluß ist zu übereilt und unbestimt: Es folget nur so viel, daß bloß möglichen Dingen, als solchen, keine wirkliche Handlungen können zugeleget werden:

Nicht

Nicht aber, daß denſelben in gar keiner Abſicht ſolche Handlungen, die von wirklichen Dingen verrichtet werden, zukommen können. Die bloß möglichen Dinge, wenn ſie zur Wirklichkeit gelangen, hören darum nicht auf möglich zu ſeyn: Alles Wirkliche hat ſeinen Grund in der Möglichkeit, und nichts gelanget zur Wirklichkeit, als was zuvor möglich geweſen. Das Wirkliche und das Mögliche ſind einander eigentlich nicht entgegen ſtehend; ſie ſind unter einem Geſchlechte der Dinge begriffen, und werden zugleich dem Undinge, dem Nichts, d. i. dem Unmöglichen entgegen geſſellet. Daß etwas aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Wirklichkeit übergebracht werde, dazu wird nur eine zulängliche Kraft erfordert, die ſich wirkſam erzeiget, daher einige von den neuern Weltweiſen Exiſtentiam, durch conatum demonſtrandi poſſibilitatem ſuam erklären. Dieſe Kraft kann auf das Mögliche wirkſam ſeyn und demſelben mitgetheilet werden, ſo daß es, durch dieſe mitgetheilte Kraft gleichſam beſeelet und belebet, auch ſelbſt zu wirken anfängt; warum ſollte denn dem Möglichen in dieſer Abſicht nicht eine wirkliche Handlung können zugeſchrieben werden?

Da nun diese beyde Stützen, worauf der Greifswaldische Herr Kunstrichter seinen steiffen Widerspruch gegründet hat, hinfallen, so wird er nach seiner Liebe zur Wahrheit nicht hartnäckig darauf bestehen können; sondern den Hallerischen Ausdruck von dem gebährenden Nichts von der Beschuldigung eines Scheinworts oder Undings ledigsprechen, und nunmehro selbst erkennen, daß man auch auf eine poetische und verblümte Art von möglichen Dingen mit erforderlicher Wahrscheinlichkeit reden und schreiben dürfe.

Es ist zwar Verständigen gut predigen: Aber um der Schwachen willen wird es nöthig seyn den bestrittenen poetischen Ausdruck etwas genauer zu beleuchten. Durch das Nichts wird unstreitig und ohne Widerrede das bloß Mögliche verstanden; daß selbe wird nicht eigentlich, sondern nur zum Schein und nach einem allgemeinen betrüglichen Wahn ein Nichts genennet, weil man gemeiniglich, was nicht gesehen werden kann, für Nichts achtet. Was das Wort gebähren ansiehet, so fordert der Greifswaldische Kunstrichter zufolge seiner gemachten Bestimmung von dem nächsten Geschlechte des Gebährens vier Ge-

Geſchlechtsweſentliche Merkmahle, die nach ihm in keiner figürlichen Anwendung ohne Abbruch der erforderlichen Wahrſcheinlichkeit mangeln können. 1. Ein exiſtierendes Ding. 2. Ein Beſtreben oder eine Wirkung deſſelben. 3. Daß das gebährende und gebohrne zwey wirklich und der Zahl nach unterſchiedene Dinge ſeyn. 4. Daß das gebährende Ding die nächſte Urſache von der ſichtbaren Exiſtenz des Gebohrnen ſey. Laſſet uns dieſe Forderungen an einigen ganz gebräuchlichen und unverwerflichen Exempeln von Metaphoren prüffen.

Wenn man ſagt: Ein Irrthum gebiehrt den andern; ſo iſt der eigentliche Verſtand: Wer einmal einen irrigen Satz für wahr angenommen, was er immer richtig daraus ſchließt, kann nicht anders als irrig ſeyn. Wo findet ſich aber hier das zweyte von denen geforderten Merkmahlen? Kann denn dem Irrthum oder einem irrigen Satz ein Beſtreben oder eine Handlung zugeſchrieben werden? Wenn die göttliche Schrift ſagt: Die Sünde gebiehrt den Tod, ſo zeiget das Wort gebähren nichts mehrers an, als die nothwendige Verknüpfung des Verbrechens

mit der Strafe, die in der göttlichen Gerechtigkeit ihren Grund hat. Wo iſt in dieſem Exempel das vierte von den angegebenen nothwendigen Merkmahlen? Iſt denn die Sünde die nächſte Urſache (nemlich cauſſa efficiens, producens) zu der ſichtbaren Exiſtenz des Todes? Vielmehr iſt die Sünde der Grund, um deſſentwillen die göttliche Gerechtigkeit den Uebelthäter mit dem Tode ſtraffet. Wenn ich ſage: der Aberglaube gebiehrt die Zaghaftigkeit; d. i. ein abergläubiger Menſch wird ſich ſcheuen und entſetzen, wo nichts zu fürchten iſt: Oder wenn ich ſage: Das Licht gebiehrt die Farbe; wo bleibt denn das dritte unveränderliche Merkmahl? Der Abergläubige iſt ja von dem Zaghaften nicht unterſchieden, und die Farben ſind nichts anders als ungleich gebrochne Lichtſtrahlen. Und wird nicht die Veränderung und Verwandlung der Würmer und Raupen als eine ſigürliche Geburt oder Wiedergeburt gemeiniglich angeſehen? Da ſie ſich gleichſam ſelbſt gebähren, und von einem Geſchlecht und Art zu der andern erheben. Ungeachtet nun in dieſen Exempeln die von dem Greifswaldiſchen Kunſtrichter geforderten Geſchlechtsweſentlichen Merkmahle des Gebährens mangeln, ſo gehet

het ihnen dennoch an Wahrſcheinlichkeit nicht das geringſte ab; weil einem jeden von den angeführten in uneigentlichem Verſtande gebährenden Dingen von dem eigentlichen Begriffe des Gebährens alles dasjenige zukömmt, was ihnen ihrem Weſen nach zukommen kann. Ueberhaupt beruhet der allgemeine Begrif des Worts gebähren in obigen Exempeln darauf, daß es eine nothwendige Folge oder Verbindung mehrerer Dinge, die als verſchieden betrachtet werden, und den Grund ihrer Verbindung oder Folge in dem erſtern haben, bezeichnet: Iſt hiemit das entfernteſte Geſchlecht von dem Gebähren, und doch iſt der Grund der Aehnlichkeit in dieſen Metaphoren ſo offenbar, daß er jedermann von ſich ſelbſt in die Augen leuchtet.

Wenn nun aber zu der behörigen Wahrſcheinlichkeit einer Translation mehr nicht erforderlich iſt, als daß einer Sache ſo viel und ſolche Geſchlechtsweſentliche Merkmahle von dem eigentlichen Begriffe zukommen, als mit der Natur und dem Weſen dieſer Sache zugleich beſtehen können, ſo iſt hieraus ferner offenbar, daß die bloß möglichen Dinge, wenn ihnen ein Begrif

von

von wirklichen Dingen entlehnt beygeleget werden ſoll, nach ihrer beſondern Natur alle diejenigen Merkmahle nothwendig ausſchlieſſen, die nur und alleine in der Exiſtenz der Dinge ihren zureichenden Grund haben: Und damit fällt das erſte von dem Greifswaldiſchen Kunſtrichter geforderte Merkmahl in der figürlichen Anwendung des Wortes gebähren. Wer dieſes nicht zugeben wollte, der müßte auf den Irrthum verfallen, den ich ſchon oben widerlegt habe, daß man von bloß möglichen Dingen gar nicht figürlich reden könne. Wenn das Gebähren oder die Hervorbringung wirklicher Dinge nothwendig allemal ein vorher exiſtirendes Ding voraus ſetzen würde, aus dem ſie als aus ihrer Gebährmutter hervor kommen müſten, ſo hätte aus dem bloß Möglichen niemals was Wirkliches entſtehen können; nun iſt aber alles was exiſtirt durch den göttlichen Willen aus dem bloß Möglichen hervor gebracht oder gebohren worden: Und obgleich die Art und Weiſe dieſer Geburt des groſſen Weltalls aus dem möglichen Nichts ſich nicht deutlich weder begreiffen, noch erklären läßt, ſo beſtrebet ſich dennoch die poetiſche Dichtungskraft dieſelbe unter ſinnlichen Bildern der Einbildung vernehm-

nehmlich zu machen: Zu dieſer Abſicht aber würde ſie kaum ein bekannteres und bequemeres Bild haben ausfinden können, als gerade dasjenige von der natürlichen Geburt der Thiere, angeſehen auch der H. Moſes ſelbiges nach der Meynung aller Gottesgelehrten in den Worten: Und der Geiſt GOttes ſchwebete über den Waſſern, gleichſam geheiliget hat. Da ſie nun in dem klaren obgleich unvollſtändigen Begriffe, den ſich jedermann von dem gebähren als von einer Wirkung machet, wodurch ein nach ſeiner Art lebendiges und wohlgeſtaltetes Geſchöpfe an dieſe ſichtbare Welt hervorkömmt, einen ſichern und genugſamen Grund zu einer Translation oder ſinnlichen Vorſtellung findet, ſo hat ſie nicht vonnöthen, ſich erſt noch um einen ausführlichen und vollſtändigen philoſophiſchen Begrif umzuſehen und zu bekümmern. Sondern ſie leget jenen zum Grund ihrer Dichtung und bauet darauf die Translation; ſo daß ſie wegen der ſcheinbaren Aehnlichkeit die ähnlichen Dinge nicht bloß vergleichet, ſondern wirklich mit einander vereiniget und vermenget. Es kann darum auch, wie der unbekannte Verfechter des Halleriſchen Ruhms wohl angemerket hat, der Grund der Aehnlich-

lichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Metaphor nicht besser entdecket und beurtheilet werden, als wenn man sie in ein offenbares Gleichniß auflöset; Welches bey dem Hallerischen Ausdruck ohngefehr folgendes seyn könnte: Gleichwie durch die natürliche Geburt ein nach seiner Art wohlgestaltetes Thier an diese sichtbare Welt hervorkömmt, also sind anfänglich durch die göttliche Schöpfungskraft aus dem ungewissen Stande der Möglichkeit auf einmal unzehlige wohlgebildete Geschöpfe zur sichtbaren Existenz an das Licht dieser Welt hervorgekommen. Wenn nun dieses Gleichniß keinen Mangel an Wahrscheinlichkeit hat, welches doch der Grund der Hallerischen Metaphor ist, mit was vor Schein will man denn die Metaphor selbst als ein leeres Scheinwort verwerffen können? Ich bitte deßwegen den Greifswaldischen Herrn Kunstrichter zu seiner desto mehrern eigenen Ueberzeugung die critische Abhandlung von den Gleichnissen nachzusehen, wo deutlich gezeiget worden, wornach die Grade der Wahrscheinlichkeit in den Gleichnissen eigentlich zu bestimmen seyn.

So viel darnach die zwo andern Beschuldigungen von Scheinwörtern anlanget, die

der

der Greifswaldiſche Herr Kunſtrichter in derſelben Stelle des ſchweitzeriſchen Dichters gefunden zu haben vermeynen wollen, ſo hat der ungenannte Verfaſſer des critiſchen Briefs dieſen geiſtreichen Dichter gegen dieſelben auf der 254. u.f. Seiten folgendermaſſen glücklich vertheidiget: „In eben „dieſer Stelle, ſagt er, nennet Haller das „Nichts ein altes, nicht als ein Weltwei„ſer nach beſtimmten und deutlichen, ſon„dern wie ein Poet, nach ſinnlichen Begrif„fen. Dieſem zufolge, iſt ihm alles ein „altes, was ſchon lange ein ſolches, als es „iſt. Wenn ſie, wertheſter Freund, nur „auf den gemeinen Gebrauch des Wortes „alt acht geben wollen, ſo werden ſie finden, „daß man öfters Wahrheiten und abgezo„gene Sätze alt nenne, in keiner andern „Bedeutung, als daß ſie ſchon lange der„gleichen geweſen ſind. Dieſem Begriffe „iſt Haller gefolget. Rechtfertiget dieſes „den Poeten bey ihnen noch nicht genug, ſo „ſollen ſie ihn doch zum wenigſten nicht „verdammen, ehe ſie werden bewieſen ha„ben, daß die Weltweiſen, wenn ſie denen „Weſen der Dinge (die eben das Nichts „ſind, von welchem hier Herr Haller redet) „die Ewigkeit zuſchreiben, genauer und „beſtimmter reden.

Gegen

„Gegen die Critick des Greifswaldischen „Kunstrichters über die Worte Hallers:

\- - - - Den Raum des öden Orts
Erfüllt verschiedner Zeug. - - - - -

„glaube ich, könne der Poet sehr leicht ver„theidiget werden. Ich habe schon vorhin „behauptet, daß der Dichter einen Irr„thum der Sinnen mit Recht, als eine „Wahrheit, in der Poesie gebrauchen kön„ne, und hier hat Herr Haller nichts anders „gethan, als daß er sich dieser Freyheit, ei„nes kunstreichen Ausdruckes bedienet hat. „Seine tiefe Einsicht in die Weltweisheit „machet mich glauben, er habe wohl er„kannt, daß dem Philosophen ein leerer „Raum ein Wiederspruch sey; als ein Poet „aber ist er den falschen Vorstellungen de„rer, die er belehren wollte, als Personen, „die abgezogener Begriffe unfähig sind, ge„folget, und hat ihnen einen falschen Begrif, „der sich auf die Sinnen gründet, u. welchen „dennoch eine ansehnliche Menge der Welt„weisen als wahr annimt, wie wirklich wahr „dargestellet, um den Regeln seiner Kunst „ein vollkommenes Genügen zu thun.„ Diese Vorstellung hat auch den Greifswaldischen Kunstrichter gewonnen, und dahin vermocht, daß er in der Anmerkung (g) auf der

der 256 S. dieſe öffentliche Erklärung gethan: „Ich falle jetzo darinnen völlig meinem Herrn Gegner bey, daß man von „dem Nichts ſagen könne, daß es alt ſey, „und daß bey dem Worte der Ort, das „Beywort öde geſetzet werden könne, ohne „Scheinwörter zu machen, und ich geſtehe, daß er den Herrn Haller wider mich „gründlich vertheidiget hat.

Der dritte Abſchnitt.

Ausſchlagung eines Fechterſtreiches, den Hr. Profeſſor Gottſched in ſeiner Crit. Dichtk. für die Deutſchen auf einen Ausdruck Hrn. D. Hallers gewaget hat.

Nun muß ich es mit einem Tadler von einer ganz widrigen Gemüthsart aufnehmen, um den Ruhm des ſchweizeriſchen Dichters gegen deſſen liebloſe und verſtohlener Weiſe angebrachte, dabey aber ganz unbegründte Urtheile und Beſchuldigungen ſicher zu ſtellen: Mit einem Tadler, der, ob er gleich unter den deutſchen Weltweiſen von der neueſten Mode faſt noch mehr als ein Weißmüller zu bedeuten hat, dennoch aus ganz andern als philoſophiſchen Abſichten, ohne einigen Schein der Wahrheit und Gerechtigkeit,

den ſchweitzeriſchen Dichter lächerlicher Fehler beſchuldiget hat. Der oben gelobte unbekannte Verfechter der Halleriſchen Muſe hat denſelben an dem Ende ſeines Briefes mit folgenden Verſen deutlich characteriſiert, wenn er ihn nennet,

Den Pachter des Geſchmacks, - - - - -
Der nichts vernünftig findt, als nur was von ihm quillt,
Und ſeine Meinung ſelbſt in andrer Munde ſchilt.

Seine unreinen Abſichten verrathen ſich nur allzuſehr, theils durch die unbeſcheidene, gebietende und ſpottende Art, womit er ſeine Critick vorträgt, theils aber dadurch, daß dieſer Tadler allen Anlaß von unſerm Dichter was gutes zu ſagen, eben ſo ſorgfältig vermeidet, als ob es ſeinem eigenen Ruhm nachtheilig ſeyn würde: Und es will faſt den Anſchein haben, als ob er ſich ſelbſt ein Geſetze gemachet habe, den Halleriſchen Namen nirgends in ſeine Schriften zu miſchen; um ſo viel weniger, da er keine Urſache zu zweifeln hat, daß man ihn nicht merken oder verſtehen ſollte, wenn er dieſen Dichter auf ſeinen critiſchen Streifereyen zuweilen etwas Corſarenmäſſig anpackt. Dieſer unfreundliche Tadler iſt mit Namen Herr Johann Chriſtoph Gottſched, der Weltweißheit und Dichtkunſt öffent-

öffentlicher Lehrer zu Leipzig. Dieſer hat in der neuen Herausgabe ſeiner ſogenannten Critiſchen Dichtkunſt in dem VII. Cap. dem 12ten §. auf der 235ſten S. einen ſolchen critiſchen Fechterſtreich gegen Herrn Doct. Haller gewaget. Er iſt daſelbſt bemühet einige Regeln von der Veränderung der eigenen Namen durch die Abfälle feſt zu ſetzen; und dieſe Abhandlung beſchließt er endlich mit dieſer critiſchen Warnung: Nur muß man hier allemal das lächerliche zu vermeiden wiſſen, und nicht etwa Mecänen mit Maronen vergelten; in welcher Endung dieſes Wort Caſtanien andeutet. Da die Halleriſchen Gedichte ſelbſt in Leipzig ſo bekannt und beliebt ſind, daß auch das vornehme Frauenzimmer dieſelben mit Vergnügen lieſt, und ſie gleichſam an den Fingern herzehlen kann; ſo konnte ja nicht wohl verborgen bleiben, daß dieſe verdeckte Critick auf die letzte Strophe der Halleriſchen Zueignungs-Schrift ſeiner Gedichte gemeynt ſeyn ſollte:

Doch Männern deiner Trefflichkeit
Verſagt der Himmel keine Kronen,
Er lohnt Mäcenen mit Maronen,
Und Tugend mit Unſterblichkeit.

Es iſt aber dieſe Gottſchediſche Critick ſo ungewiß und unbeſtimmt, daß man nicht einmal recht wiſſen kann, weder worinnen das Lächerliche, welches er in der dritten Zeile gefunden zu haben vermeynt, eigentlich gegründet, noch was für eine Behutſamkeit zu gebrauchen ſey, damit man nicht in dieſes Lächerliche verfalle. Herr Haller bedient ſich in dieſer Zeile zweyer eigener Namen berühmter Perſonen, die er nach einer gewohnten Figur der Rede braucht, ihre edelſten und berühmteſten Eigenſchaften, die ſich mit ihrem Ruhm unzertrennlich verbunden haben, anzudeuten. Und weil dieſe vortreffliche Eigenſchaften, die das Andenken dieſer Perſons-Namen verewigen, dieſen zwo berühmten Perſonen des Alterthums nicht ſo eigen waren, daß ſie nicht zu allen Zeiten und an allen Orten auch andern, und zugleich mehrern zukommen könnten; ſo ſetzt er darum dieſe eigenen Perſons-Namen in der mehrern Zahl: worinnen er demnach dem lateiniſchen Verſe des Martialis,

Sint Mæcenates, non deerunt, Flacce, Marones,

mit gutem Grunde gefolget. Was itzt die äuſſerliche Form der veränderten Perſons-Namen in der mehrern Zahl angehet, ſo

hat

hat dieſe ihre völlige Richtigkeit. Man könnte zwar in Anſehung des erſtern Wortes Mäcenen die Freyheit des Poeten in Abſchneidung der lateiniſchen Endung als ungewohnt tadeln wollen; denn man hat ſich gewohnt zu ſagen Mäcenaten. Allein mit was vor Grund will man doch die Nothwendigkeit der lateiniſchen Endung verfechten, nachdem dem Wort eine deutſche Endung angehänget worden? Daß aber das *at* nichts anders als die lateiniſche Endung ſey, zeiget ſich aus der griechiſchen Abänderung der Abfälle dieſes Wortes Μαικήνας, welche alſo geſchiehet, τοῦ Μαικήνα, τὸν Μαικήνα. Und der ungenannte Wertheimiſche Ueberſetzer hat in der geſchickten Abhandlung wegen ſeiner Schreibart §. 10. auf der 517ten S. über dieſe grammatiſche Spitzfündigkeit wohl geurtheilt: „Nichts ungereimteres iſt es, ſagt er, als „wenn man in den Zeiten der Unwiſſenheit „Mißgeburten mit einer griechiſchen, lateiniſchen, und deutſchen Endung zugleich „gemacht, und z. E. ſamaritaniſch geſchrieben hat: Welches nicht beſſer klinget, „als wenn man von Hamburgitaniſchen „Sachen reden wollte.„ Und was würde dieſer Verfaſſer von denen Mißgeburten

halten, welche die Gottſchediſche Schule erſt neulich ausgeheckt, wenn er davon ſein Urtheil geben müßte, da ſie von Juliuſſen, Caſſiuſſen, Brutuſſen ꝛc. ꝛc. durchgängig reden?

Was den zweyten Perſonsnamen Maronen belanget, der vermuthlich Herrn Gottſched den meiſten Anſtoß gegeben, ſo iſt von Maro nach der Aehnlichkeit der deutſchen Sprache keine andere und leichtere Veränderung als in Maronen möglich; wie Baronen, Patronen, Limonen, Varronen ꝛc. Da nun Maro der angeerbte Geſchlechtsname des lateiniſchen Poeten iſt, da dieſer Name in der mehrern Zahl keine andere Form annehmen kann; ſo muß das Lächerliche, welches den Herrn Profeſſor ſo luſtig gemachet, darinn ſtecken, daß ihm dieſer Ton den Begrif von Caſtanien in den Sinn gebracht hat. Seine Warnung vor dem Lächerlichen in dieſem Stücke verbeut hiemit allen Gebrauch der eigenen Namen, woferne dieſelben nach ihrem äuſſerlichen Schalle auch auſſer der Verbindung der Rede bequem ſind einen andern ganz unvermutheten Begrif zu erwecken: Dieſem Lehrſatz zufolge

wird

wird man den lateinischen Dichter bey seinem wahren Namen in der mehrern Zahl gar niemals nennen dörfen: Und damit werden ja zugleich so viele berühmte Geschlechtsnamen bey allerley Nationen zu einer ewigen Vergessenheit verdammt, um keines andern Verbrechens willen, als weil sie durch ihren betrüglichen Schall einen eben so lustigen Kopf, als zwischen des Hrn. Professors Ohren sitzen muß, auf fremde Begriffe führen können. Man wird, ohne den Hrn. Professor zum Lachen zu bewegen, nicht mehr sagen dürffen, daß z. E. die Schwaben die grösten Verfechter des Gottschedischen Ruhms und des Leipziger-Witzes seyn: daß Breitkopf der geschmeidigste Buchdrucker in Meissen sey: daß Victoria selbst mit dem Herrn Professor sich gepaaret, und ihm zu Gebot stehe: Und wer wird, ohne sich lächerlich zu machen, von witzigen Schlegeln, von gelehrten Bengeln und Karsten reden dürffen? Das muß in der That ein recht lustiger und in pöbelhaften Zweydeutigkeiten treflich geübter Kopf seyn, dem bey Anlaß dieser Worte: Der Himmel lohnt Mäcenen mit Maronen, die welschen Castanien nur beyfallen können. Und die Gottschedische Cri-

tick kömmt mir faſt eben ſo begründet vor, als wenn er den erſten Horaziſchen Vers: Mecœnas atavis &c aus dieſem Grunde als zweydeutig und lächerlich verwerffen wollte, weil jener ungeſchickte Schüler ihn wirklich durch At avis, me cænas, aufgenommen und erkläret hat. Man ſchreibt ja nicht für Thoren, ſondern für Leute, die Verſtand haben ſollen, und wenn man alles was ein zerrütteter Kopf auf eine lächerliche Weiſe verdrehen und mißdeuten kann, als zweydeutig verwerffen will, ſo muß man gar nicht mehr ſchreiben. Aber ſo weit kann man ſich vergehen, wo man nach einem willkührlichen Geſchmack, der nur in verwöhnten Ohren ſeinen Sitz hat, auf gut gerath wohl alles meiſtern will, und bey ſeinen Urtheilen mehr der Neigung ſeines Willens, als ſeinem Verſtande folget. Uebrigens kann ich nicht anders als hier nochmalen die geſchickte Abhandlung des Wertheimiſchen Ueberſetzers von ſeiner Schreibart zum treflichſten anbefehlen, wo er von dem 7. §. an die Materie von dem Ausdruck der eigenen Namen in der deutſchen Sprache aus ſichern Gründen ausgeführet hat.

Man

Man hat mich bereden wollen, daß Herr Gottſched noch auf einer andern Stelle ſeiner Dichtkunſt unſerm ſchweitzeriſchen Dichter ganz verdeckter und ſchlauer Weiſe eins habe anhängen wollen. Man hat ſich nemlich auf die geheimnißreiche Stelle in dem VI. Cap. des II. Th. das von den Satiren handelt beruffen wollen, wo es zu Ende des 5. §. auf der 569ſten S. heißt: Von unſerm Perſius könnte ich auch wohl etwas ſagen, indem es uns an dieſem auch nicht fehlt. Doch weil er noch lebt, ſo läuft es wider die Regel, die ich mir gemacht habe. Ein jeder, der den lateiniſchen Dichter kennt, wird ſchon wiſſen, wen ich im deutſchen meyne. Herr Profeſſor Gottſched hat ſich nemlich eine Regel gemacht, niemand zu tadeln, der es nicht mit ſeinem Tode verſchuldet hätte. Er hat ſich zwar ſelbſt vorbehalten, von dieſer Regel nach Belieben eine Ausnahme zu machen; und da Herr Haller, wie vorhin gezeiget worden, wirklich zu dieſer Ausnahme gehöret, ſo war es freylich nöthig, hier abſonderlich zu erinnern, daß er an dieſem Orte ſeine Regel wolle gehalten wiſſen, und daß er ſeinem Tadel eben nicht zum beſten traue,

weil nemlich dieser deutsche Persius noch lebt. Wie genau Herr Gottsched den lateinischen Persius kenne, ob er ihm eben so vertraulich bekannt sey als Horaz, den er nicht allein geschmeidig hochdeutsch reden, sondern auch denken gelehret, das lasse ich dahin gestellt seyn. Sollte er aber durch den deutschen Persius Herrn D. Haller gemeynt haben; welches niemand eigentlich wissen kann, der den Römischen nicht auf eben den Fuß kennet, wie Herr Verf. Gottsched; so würden wir noch so lange warten müssen, biß Herr Doct. Haller ihn durch seinen Tod von dem critischen Gelübde frey spricht, und zum Tadeln berechtiget, ehe wir die Drohung, ich könnte auch wohl etwas von ihm sagen, eigentlich verstehen lernen. Er wird aber selbst hoffen, daß ihn seine kluge Regel vor der Erfüllung dieser Drohung wohl schützen werde; Und wir wünschen, daß er sich in seiner Hofnung nicht betriege!

Der

Der vierte Abschnitt.

Zernichtung der Erzgottschedischen Anklage, die von den hällischen Bemühern in ihrem ersten St. geführt worden, daß die Hallerische Schreibart dunkel und mystisch sey.

INzwischen muß ich Herrn Professor Gottscheden in Vergleichung mit seinen Schülern noch das Lob einer eingezogenen Behutsamkeit zugestehen: Denn es haben sich unter allen Tadlern des Hallerischen Ruhms bisher noch keine so unnütze gemacht, als neulich einige Erz-Gottschedianer, die sich heimlicher Weise nach Halle geflüchtet, und unter dem großsprechenden Titel der **Bemühungen zur Beförderung der Critick und des guten Geschmacks** gleich in dem ersten Stücke Bl. 101-108. ihren angeerbten neidischen Verdruß über den anwachsenden Ruhm des schweitzerischen Dichters auf eine so unsinnige und unbändige Weise ausgeleeret, daß sich billig alle vernünftige Deutschen von Herzen schämen, daher sie sich nicht haben entbrechen können ihr Mißfallen über ein so unüberlegtes und dem Ansehen und Geschmack der deutschen Nation so nachtheiliges Beginnen öffentlich an

den

den Tag zu geben, welches der Verfasser des Erweises, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe: Ueber die Hällischen Bemühungen, in bester Form und mit behörigem gründlichen Ernst vor aller Welt gethan hat. Es hat auch in der That niemand als die Gottschedische Schule mehr Ursache über den Ruhm des schweitzerischen Dichters mißvergnügt zu seyn, angesehen dessen Gedichte, (davon in zehn Jahren drey Auflagen vergriffen worden, so daß erst neulich in Deutschland selbst die vierte Herausgabe, um das Verlangen der deutschen Welt einigermassen zu stillen, verstohlner Weise hat müssen geliefert werden,) wegen der poetischen Schönheiten, die darinne herrschen, wegen des grossen Reichthums an Gedanken, und wegen der körnigten Schreibart einen allgemeinen Beyfall verdienet, so gar daß auch das schöne Geschlecht sich in die Hallerische Muse recht zu verlieben angefangen. Selbst einige von der Gottschedischen Schule haben dem Reitz ihrer Schönheiten nicht länger widerstehen können, sondern herzlich geseufzet, daß sie durch eine glückliche Nachahmung dieses vortreflichen Musters ihren poetischen Ruhm von dem so nahen Untergang

gang, der mit der Verachtung der seichten, und Gedanken-leeren Poesie der Gottschedischen Schule nothwendig erfolgen mußte, verwahren könnten. Daß dieses der Wetzstein ihres neidischen Tadels gewesen, verrathen die Hällischen Bemüher mit einer recht tummen Einfalt gar zu deutlich, wenn sie Bl. 103. klagen: „Wir „haben dergleichen sclavische Dichter unter „uns. Diese Hallerische Nachahmungs„sucht scheinet uns sich allmählich in das „Reich des guten Geschmackes einzuschlei„chen. Wir wünschen, aus wahrer Liebe „zur Deutlichkeit, Anmuth und Schönheit „der Schreibart in der Dichtkunst, daß sich „diese Seuche nicht weiter in Deutsch„land ausbreiten und mehrere Liebhaber „der Dichtkunst anstecken möge. So viel „an uns ist, wollen wir uns bemühen, die„sem Uebel durch Beurtheilungen Halle„risch-mystischer Gedichte zuvor zu kom„men.

Der anwachsende und sich immer weiter ausbreitende Ruhm des schweitzerischen Dichters, der nun beynahe über den Weisischen Geschmack der Gottschedischen Schule an manchem Orte völlig zu triumphieren

ren schien, wollte diesen Hällischen Bemühern nicht erlauben, daß sie ihr neidisches und feindseliges Vorhaben gerade zu entdeckten, sie hielten es vor klüger gehandelt, wenn sie damit eine Weile, und so lange es wegen des drückenden Unmuths möglich wäre, hinter dem Berge hielten, und inzwischen durch ein obgleich gezwungenes Lob sich des Vertrauens ihrer Leser auf ihre in der Vorrede so feyerlich versprochene Unpartheylichkeit versicherten. Dieses Lob, womit sie ihre Beurtheilung anfangen, ist so abgefasset: „So wohl die „Arzneyverständigen, als die Poeten, nennen fast insgesammt den Hallerischen „Namen mit einer besondern Hochachtung. „Und der Neid muß auch in der That „selbst gestehen, daß sich der Herr D. Albrecht Haller so wohl unter diesen, als „unter jenen einen grossen Namen gemacht „hat. Ein jeder unpartheyischer, welcher von dessen vortreflichen anatomischen „und botanischen Schriften nur einige „Nachricht hat, und dessen Versuch von „schweitzerischen Gedichten kennt, wird „hievon überzeugt seyn. Die Schweitz hat „es sich daher für eine Ehre, und Göttingen für ein Glück zu schätzen, daß er, jenes

„nes für sein Vaterland erkennet, und in „diesem ein geschickter Lehrer der hohen „Schule ist. Aber gleich auf dieses Lob reget sich das feindselige Herz des Tadlers, er kann seinen Unmuth nicht länger verdrücken, und weil er erkennet, daß dieses billige Lob seinem widerwärtigen Vorsatze ganz entgegen, so ist er gleich bemühet, dasselbe so zu mässigen, daß er das ganze Lob, welches er so eben unter den Medicum und den Dichter in gleich hohem Grade vertheilet hatte, auf den Arzneyverständigen Herrn Doctor fast alleine ziehet, so daß dem Dichter nur was weniges übrig bleibet; und nachdem er ihn ganz willkührlich biß auf den gesuchten Grad erniedriget hat, so leihet er dem Dichter eine Entschuldigung, damit er sich vor der Grösse des Arzneyverständigen destoweniger zu schämen habe; Er sagt: „Wer nur einiger massen „weiß, was zu einer gründlichen Wissen„schaft und vollständigen Erfahrung in der „Arzneykunst für Fleiß, Mühe und Zeit „erfordert wird, der wird es einem berühm„ten Arzte, welcher zugleich ein Dichter ist, „nicht eben so sehr zur Last legen, wenn „gleich seine Gedichte nicht unter die von „der ersten Grösse zu rechnen sind.

Aber

Aber

Non his præſidiis, nec defenſoribus iſtis
Tempus eget.

Und wenn man ſie nöthigen könnte, die gröſſeſten Dichter Deutſchlandes, die ſie immer in petto behalten, und gegen die ſie unſern Haller ſo verächtlich tractiren, namhaft zu machen, ſo würden es keine andern ſeyn; als die Gottſcheden, Schwaben, Schwarzen, und andere deutſche Maronen von dieſem Gelichter, die nirgends als inter Deos minorum gentium, d. i. unter den kleinen Geiſtern ſich den erſten Rang anmaſſen können. Dieſe Leute machen ſich kein Bedenken, was ſie mit der einen Hand geben, mit der andern ſo gleich wieder zu ſich zu reiſſen, und ſich alle Augenblicke zu widerſprechen. Dieſes Kunſtſtück der neueſten Critick haben ſie ihrem groſſen Lehrmeiſter abgelernet, der in allen wiederhohlten Auflagen ſeiner Werke einige Schriftverfaſſer, die das Unglück gehabt inzwiſchen ſeine Gunſt zu verlieren, ihres vorhin empfangenen Lobs beraubet, und mit der gröſten Verachtung beſchimpfet. Dieſe Geiſter, ſo klein ſie immer ſeyn mögen, leiden eine beſtändige febriliſche Abwechſelung von der äuſſerſten Hitze und dem

dem äuſſerſten Froſt, ohne ein Mittel, und dieſer Zuſtand iſt ſehr geneigt in eine gänzliche Zerrüttung der Gedanken zu verarten, wie das Exempel Philippi genugſam zeiget. Proben, daß die Hällischen Bemüher einen ſtarken Anfall von dieſem critiſchen Fieber erlitten, als ſie dieſe Beurtheilung der Halleriſchen Gedichte abgefaſſet, können folgende wohlflieſſende und rein deutſche Ausdrückungen ſeyn, womit ſie das Lob des ſchweitzeriſchen Dichters, aus Furcht daß es nicht nach ihrer wahren Herzensabſicht möchte verſtanden werden, noch näher und ſo lange einſchränken, biß ſie es gänzlich zernichtet und zerſtöret haben. Von eben dem Herrn D. Haller, von welchem ſie ſo eben mit vollem Halſe gerühmt haben, daß auch der Neid ſelbſt ihn für einen groſſen Poeten erkennen müſſe; daß ein jeder unpartheyiſcher davon werde überzeugt ſeyn; daß er ſeinem Vaterland Ehre mache; Von eben demſelben ſagen ſie gleich auf dem folgenden Blatt: Hallers Schreibart iſt von groſſer Dunkelheit; manche Stelle kann auſſer ihrem Verfaſſer niemand verſtehen; ſeine Sprache iſt voller ſeltſamer und unbekannter Wortfügungen; er hat viel rauhe Wörter, Sylbenmaſſe und Reimen;

seine Schreibart ist wie eine Seuche, die den deutschen Geschmack ansteckt; unter sechszehn Zeilen ist kaum eine, die man ohne Tadel kann passieren lassen ꝛc. ꝛc. Welcher Widerspruch! wenn man anders setzen wollte, daß der Hallerische Lobspruch ernstlich gemeynt gewesen. Es ist die gewöhnliche Sprache und Art des boßhaften Neides, daß er zwar dem allgemeinen rühmlichen Urtheil der Welt nicht ins Angesicht widerspricht, er gestehet zwar so ziemlich kaltsinnig, daß das Lob, welches sie jemand beyleget, so einiger massen nicht ungegründet seyn möge; allein so gleich folget ein aber, welches das Eingeräumte auf einmal ganz und gar zernichtet.

Was kann aber der Hällische Tadler bey dieser so offenbaren Lust, den Hallerischen Ruhm recht verdächtig zu machen, und ihm eins anzuhängen, endlich aufbringen seiner Boßheit einen critischen Anstrich zu geben? Die Hauptbeschuldigung fällt auf die Dunkelheit der Hallerischen Gedichte. Diese Beschuldigung gründet sich hauptsächlich auf die Erfahrung, angesehen über der Lesung dieser Gedichte schon mancher Gottschedianer schwermüthig

thig geworden: Und wie wollte es anders seyn können, da die Hallerischen Gedichte nicht für die Ohren, sondern für den Verstand geschrieben sind, zum Nachdenken aber etwas mehrers als ein paar lange und spitzige Ohren erfordert werden, und dieses für die Gottschedianer eine so strenge und harte Beschäftigung ist, die ihnen alsobald Kopfschmerzen verursachet. Das gestehet der Hällische Bemüher selbst, wenn er aus einer rechten Herzens-Einfalt bekennet: Die Haupturſache dieſer Dunkelheit des Hrn. D. Hallers ist ohnstreitig diese, daß er überaus viel und tiefsinnig zu denken gewohnt ist, und allzuviel mit wenig Worten saget. Er bemühet sich daher das innere Wesen der Sachen, ohne prosaische Ausschweiffungen auszudrücken: Was kann aber daraus anders entstehen, als dunkle Wörter und Ausdrückungen. Er ertheilt ihm darum auf der f. 103. S. den Rath, daß er hinfort nicht mehr allzu philosophisch dichte, und allzu abgesonderte Begriffe mit wenig Worten ausdrücke, so werde er gewiß um die Helfte deutlicher seyn. Sagt dieses nicht mit klaren Worten, daß den Gottschedianern eine Schrift nothwendig dun-

kel vorkommen müsse; wenn der Verfasser gewohnt sey viel zu denken, daß sie den Verstand nicht wohl erreichen können, wenn man es ihnen nicht mit so vielen Worten und so vielfältig vorsage, daß sie selbst des Nachdenkens gänzlich können entmüssiget seyn; wenn der Verfasser sich nicht alle Mühe gebe, das innere Wesen der Sachen mit prosaischen Ausschweiffungen fein deutlich zu erklären? ꝛc. Und warum meynet ihr wohl, daß der Gottschedischen Schule die Gabe der Deutlichkeit und die wohlfliessende poetische Schreibart so geläuffig und eigen sey, als eben darum, weil sie nicht viel denken, vielweniger tiefsinnig denken; weil sie die Kunst verstehen, mit sehr vielen Worten überaus wenig zu sagen; weil sie das Wesen der Sachen mit prosaischen Ausschweifungen sorgfältig erläutern; weil sie die philosophische Dichtungsart, die abgesonderten Begriffe, und die Mittelwörter in der vergangenen Zeit, wie eine ansteckende Seuche vermeiden, und sich mehr um die Wörter, das Sylbenmaß und die Reimen bekümmern, als um die Gedanken. Wenn man demnach dieser sich in das Reich des guten Geschmacks allmählich einschleichenden Sucht viel und tiefsinnig zu denken, Einhalt thun könnte, so würde dadurch dem Fortgang der Künste

und

und Wissenschaften ungemein wohl gerathen seyn, und der Gottschedische Geschmack an lautern, klaren Wasserbrühen würde alsobald die Oberhand gewinnen. Ich fände auch dieses so wichtige und heilsame Werk auszuführen, keine tüchtigere Köpfe als eben die Hällischen Bemüher, die laut ihrem eigenen Bekenntniß Bl. 104. durch diese Hallerische Critick den ersten Versuch machen wollen, ob es ihnen etwann gelingen möchte, dem schädlichen Uebel der Vernunft, und des ermüdenden Nachdenkens zuvorzukommen.

Nach dieser allgemeinen Vorbereitung kommen die Hällischen Bemüher auf die besondere Critick des Hallerischen Lehrgedichtes von dem Ursprunge des Uebels. Sie machen den Uebergang darzu mit einem allgemeinen Lehrsatz, der aber nicht bloß mystisch, sondern ganz unverständlich ist; es heißt Bl. 104. „Wenn man von „der Gestalt eines Körpers überhaupt ur„theilen will, ohne auf den Unterschied „des Körpers selbst, oder seines Ebenbildes „zu sehen: so handelt man unstreitig am „klügsten, wenn man das Vorbild, oder „den Körper selbst vor sich nimmt. Wir „haben es daher auch für das beste gehal-

„ten, eines von den Vorbildern und Mu„stern so mancher dunkler Gedichte mit „dem Lichte der Critick zu beleuchten ꝛc. Heißt es nicht hier mit Grunde: Quis tulerit Gracchos de seditione querenteis? Hernach suchen sie zum Schein die getroffene Wahl unter den Hallerischen Gedichten zu rechtfertigen. Sie sagen von dem Gedichte über den Ursprung des Uebels, in einem ironischen Tone, daß in demselben alle diejenigen Schönheiten gleichsam in einem Punct vereiniget seyn, welche so manchen Liebhaber, Bewunderer und Nachahmer gefunden haben. Wodurch sie auch wider ihren Willen der Wahrheit Zeugniß geben. Sie bleiben aber dabey noch nicht stehen, sondern sie stellen sich boßhafter Weise an, als ob sie eine Entschuldigung wegen dieses Gedichtes zum voraus beantworten und derselben vorbiegen wollen; eine Entschuldigung, womit Herr D. Haller in einer prosaischen Schutzschrift die Unvollständigkeit des poetischen Unterrichts vertheidiget, und den Verdacht, als ob er von der Vernunft, dem Glauben und Aberglauben irrige Gedanken hege, von sich abgelehnet hat! Diese Entschuldigung verkehren sie muthwilliger Weise dahin, als ob er

ge-

gesagt hätte: Seine Gedichte könnte niemand verstehen, als nur seine vertrauten Freunde, die in einem geheimen Umgange mit ihm stehen, und für welche sie auch alleine wären geschrieben worden. So boßhaft nun diese angedichtete Entschuldigung ist, so lächerlich ist die Beantwortung, womit sie beweisen wollen, daß das Gedicht von dem Ursprunge des Uebels nicht bloß für die geheimen und vertrauten Freunde des Herrn Verfassers gewiedmet sey; sie sagen in einer wohlfliessenden hochdeutschen Sprache: Diese Vermuthung könne nicht Platz haben, theils, weil die Materie nicht da nach ist, und theils, weil es vorher schon, ohne sein Vorwissen, in Basel gedruckt worden. Risum teneatis Amici! Soll ich aber den wahren Grund dieser Wahl entdecken, so muß ich bedeuten, daß diese Erzgottschedianer durch die boßhafte Verlästerung des Hallerischen Gedichtes von dem Ursprunge des Uebels das elende und seichte Gedichte ihres Lehrmeisters, (welches er unter dem prächtigen Titel Hamartigenia über eben dieselbe Materie geschrieben, und als ein Muster eines philosophischen Lehrgedichtes den vorigen Auflagen seiner Dichtkunst einverleibet hat) gleichsam per indirectum haben

anpreiſen und aus der Verachtung wieder hervor ziehen wollen.

Ich bin zwar nicht Willens mich hier in eine critiſche Unterſuchung dieſer Gottſchedischen Hamartigenia mit Fleiſſe einzulaſſen: Sondern ich will nur einige wenige Stellen aus derſelben anführen, um mein Urtheil, da ich es ſo eben ein elendes und kahles Gedichte genennet habe, zu rechtfertigen. Die Propoſition dieſes Gedichtes lautet:

\- - - - - O laßt uns dieß ergründen,
Und aller Laſter Brunn in wenig Reime binden.

Welch ein abentheurliches Vorhaben! Einen Brunn binden wollen: Und der Ausdruck, einen Laſterbrunn in Reimen binden iſt vollkommen nach dem Lohenſteiniſchen Geſchmack. Von derſelben Art ſind folgende Zeilen:

Der Körper iſt das Hauß, das lauter Zunder heget,
Dadurch der Lüſte Glut in volle Flammen ſchläget.

Und bald hernach:

Der Geiſt iſt viel zu ſchwach die Larven abzureiſſen,
Die ihm ein Fallſtrick ſind.

Etwas fernerhin:

Durch-

Durchbricht der Lüſte Strom der Lebensregeln Damm,
Beſchwemmt die matte Bruſt mit faulem Sündenſchlamm,
Erhitzet Blut und Geiſt, verwöhnet Leib und Glieder,
Dann legt auch die Vernunft den ſchwachen Zepter nieder.

Ein Hauß voll Zunder: Larven die zugleich Fallſtricke ſind: Ein Strom durchbricht, beſchwemmt, erhitzet, verwöhnet, und nöthiget den Zepter nieder zu legen. Zeiget dieſe abentheurliche Vermiſchung ſo ſeltſamer Bilder nicht einen zerrütteten Kopf an? Und gehöret nicht folgende Zeile unter die lächerlichen Catachreſes, wenn es von der verführten Eva heißt?

Nun ſtreckt der Arm ſich hin, er bricht und ißt die Frucht.

Und wenn es von der Erkenntniß Adams heißt:

Er hatte zwar in GOtt ſein höchſtes Gut geſehn,
Vielleicht auch wohl erkannt, man müſſe GOtt verehren,
Und ſeine Wohlfahrt nicht durch Frefelthaten ſtören.

ſo ſcheinet dieſer philoſophiſche Dichter noch in Zweifel zu ziehen, ob Adam die Nothwendigkeit von einer göttlichen Verehrung und den Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen erkannt habe. Beyſpiele von zweydeutigen Ausdrücken können folgende ſeyn:

Da niemand als ein Greis gebohren werden kann.

Desgleichen:

\- - - - - Doch deine Freundlichkeit
Verſchont, was ſie verſchmäht. - - -

Doch bey dieſem allem fehlet es nicht an matten proſaiſchen Ausſchweiffungen und Umſchreibungen; als z. E.

\- - - - - Ein leeres Blatt,
Darauf kein Schreiber noch den Kiel geführet hat.

und wiederum:

Der Sachen erſtes Bild betäubet ſein Gemüth,
Das nun zum erſtenmal dergleichen hört und ſieht.

Zugeſchweigen, daß dieſes ganze Gedicht, welches ſehr kurz iſt, weder in Abſicht auf den Ausdruck, noch die Gedanken etwas ungemeines oder poetiſches an ſich hat; ſondern die gemeinſten Gedanken ganz platt und hiſtoriſch vorträgt, und ſich von einer ſeichten Proſa alleine durch die Reimen unterſcheidet.

Mithin könnte man wohl fragen: Quid dignum tanto feret hic promiſſor hiatu? Was vor myſtiſche und unverſtändliche Stellen haben denn dieſe Tadler in dem Halleriſchen Gedichte von dem Urſprunge des Uebels wohl entdeckt? Es geht ihnen nach der Fabel, Parturiunt montes, naſ-

naſcitur ridiculus mus. Sie laſſen das Gedicht von dem Urſprung des Uebels ganz unberührt, und halten ſich mit ihrer kindiſchen Critick bey einem kleinen Stücke der poetiſchen Beſchreibung der ſchweitzeriſchen Landesgegend auf, die Haller nicht ohne zureichenden Grund an das Haupt dieſes vortrefflichen Gedichtes geſetzet hat, welches auch ohne dieſe poetiſch-mahleriſche Beſchreibung für ſich ſelbſt beſtehen könnte. Die Critick über die 18 erſten Zeilen deſſelben an ſich ſelbſt betrachtet, iſt ſo erbärmlich und mitleidenswürdig, daß man zur gröſten Beſchimpfung der Gottſchediſchen Schule nichts elenders und abgeſchmackters hätte erfinden können. Für ſolche Köpfe die dergleichen Scrupel oder Bedenklichkeiten im Ernſt machen, oder gutheiſſen können, ſind Herrn Hallers Gedichte nicht geſchrieben; Und wer nicht im Stande iſt, den Ungrund dieſer recht kindiſchen Criticken von ſich ſelbſt einzuſehen, der iſt nicht fähig und verdienet nicht, daß man ſich Mühe gebe, ihn eines beſſern zu belehren. Ein gehirnter Kopf, der zum Nachdenken nur ein wenig aufgeleget iſt, bedarf hier keiner Warnung, noch weniger einer Prüffung oder Wiederlegung dieſer armſeligen Criticken, und ich ſehe nicht die geringſte Gefahr der Verführung

rung auf Seite ſolcher Leute, denen nicht verborgen iſt, daß ſie ihren Beyfall alleine ihrer eigenen Einſicht ſchuldig ſind. Es iſt auch die Hauptabſicht dieſes hämiſchen Tadels gar nicht ſolche Leute zu hintergehen; ſondern denjenigen, die entweder die Fähigkeit, oder die Geduld nicht haben mit eigenen Augen zu ſehen, ein Vorurtheil gegen die geprieſene Schönheit und Vortrefflichkeit der Halleriſchen Gedichte einzuſpinnen, um durch dieſes Kunſtmittel den ſeichten Gottſchediſchen Geſchmack bey dem groſſen Hauffen annoch in einigem Credit zu erhalten. Ich achte darum zur Vollſtändigkeit dieſer Halleriſchen Schutzſchrift, und zur Verwahrung unbefeſtigter Seelen gegen die Gefahr der Verführung vor dienlich, daß ich hier die Wiederlegung und Ablehnung dieſer Criticken, wie ſie aus der Feder des unbekannten hochdeutſchen Verfaſſers des Erweiſes, daß die Gottſch'dianiſche Sekte den Geſchmack verderbe, geflossen iſt, ganz und unverändert beyfüge: Sie ſtehet in dem jetztgedachten Erweiſe Bl. 77. bis 82.

Der

Der fünfte Abſchnitt.

Abſchlagung des Sturms, den die Hällſchen Bemüher in ihrem erſten St. gegen die Hallerſche Poeſie gewaget haben: Aus dem Erweiſe eines Ungenannten, daß die Gottſchedianiſche Sekte den Geſchmack verderbe.

SEhet da den letzten, aber auch den allerſchlimmſten Sturm, den die Herren Bemüher bis ans Ende verſparet haben; und wodurch ſie ohne Zweifel den herrlichen Sitz der wahren Dichtkunſt der Erden gleich zu machen gehoft, dieſen Sitz, dieſes neue und groſſe Werk, welches die Schweitzer nahe an dem Grund und Boden der proſaiſchen Reimerey, in Deutſchland angelegt, um ſie dadurch nach und nach zu vertreiben. Des groſſen Hallers Gedichte waren ohne allen Streit eine von den ſtärkſten Bruſtwehren. Der gute Geſchmack triumphirete darinnen, und breitete von da aus ſeine Siege weiter aus. Denn wer kann leugnen, daß Hr. Profeſſor Haller durch ſeine wenige Gedichte faſt ganz allein den Wachsthum der wahren Dichtkunſt ſo hoch getrieben, als er noch nie in Deutſchland geſtiegen war.

Kaum hatte ſein Verſuch ſich ſehen laſſen,

sen, so wurden alle junge Dichter von dem starken Lichte derselben gerühret, und man spürte die Veränderung so gar bis in den Versen des Hrn. G'ttsch'ds, wo aber der kleine Funke davon bald wieder verglimmte. Die Wahrheit zu gestehen, so ist er, nach Opitzen und Werniken, fast der einzige gewesen, der die wahre poetische Schreibart völlig in seiner Gewalt gehabt. Denn die Herren Brocks und Pietsch haben noch viel unrichtiges, und verlassen zu oft die rechte Bahn. Die Ursache, warum es jenem so wohl gelungen, ist offenbar. Er hatte einen hohen Geist, und wie es jungen Dichtern und Criticis geziemet, denselben durch die Untersuchung der Schönheiten der grösten Muster vollkommen gemacht. Diese Kunststreiche der grösten Dichter, die er mit so allgemeinem Beyfalle ausübte, erklåreten die Herren Bodmer und Breitinger zuerst; und der letzte besonders in seiner critischen Dichtkunst. Daß Herr G'ttsch'd alles das vorher gewußt, ist ein eitles Vorgeben. Warum hat ers nicht, wie Herr Haller, in seinen Gedichten gewiesen? Die Deutschen fiengen also an aus des grossen Berners Mustern zu erkennen, daß Geist und Witz zu Versen gehöre, und daß die Sprache des Apollo und der Musen

ſen nicht die Sprache des Pöbels ſey. Das verdroß den Erzg*ttſch*dianern: Denn ihre Reime fielen. Sie ſuchten alſo ſeiner Art zu dichten durch einige kindiſche Nachahmungen in dem erſten St. der Beluſtigungen zu ſpotten. Aber es fehlte Hallers Geiſt, und ſie wurden lächerlich: Denn ich habe ſelbſt einige noch geſcheute G*ttſch*dianer dieß Urtheil fällen hören. Ja viele von denſelben hörten nicht auf ſeinem glänzenden Beyſpiele zu folgen, welches ihnen beſſer oder ſchlechter gelung; nachdem ſie mehr oder weniger Geiſt hatten. Und ich hoffe, daß noch künftig die angehenden Dichter ſollen erkennen lernen, daß Geiſt und Witz zum dichten gehöre, daß das natürliche was anders ſey als das proſaiſche, und daß man anders ſchreiben müſſe als Herr G*ttſch*d, wenn man ein Dichter heiſſen wolle.

Ich muß noch ein Vorurtheil mit einem ſchwarzen Striche zeichnen. Man will uns einbilden die G*ttſch*dianiſche Schreibart wäre die franzöſiſche. Nichts weniger. Niemand kann weniger als die Franzoſen das proſaiſche in Verſen leiden. Ich beruffe mich auf alle ihre gute Dichter und Kunſtrichter. Ja Maphäi hat ihnen gar vor-

vorgeworffen, daß ſie zu verblümt ſchrieben. Denn ich erinnere nochmals: Man muß die Franzoſen nicht aus den Ueberſetzungen (es ſey denn Hr. Koppens Alzire) ſondern aus ihnen ſelbſt beurtheilen. Ein ſtarker Beweiß iſt, daß die erlauchteſten Geiſter Deutſchlands, welche die Franzoſen bewundern, die Deutſchen verachten. Wer kann es ihnen verargen? und was kann anders Schuld ſeyn, als der groſſe wahrgenommene Unterſcheid zwiſchen unſern G*ttſch*dianern und jenen.

Sie geben alſo, meine Herren*, meinem Erweiſe zuletzt noch den ſtärkſten Grund durch ihre recht ſinnloſe Beurtheilung des Halleriſchen Gedichtes. Laßt uns zur Sache kommen. Sie werffen ihm überhaupt vor, daß er dunkel ſey, (an wem liegt die Schuld als an ihnen. Es wird ſich zeigen;) oder wie ſie erſt ſagten; alle proſaiſche Ausſchweifungen vermeide. Da haben wir ein einfältig Bekenntniß vom Herzen weg. Und endlich daß ſich einige Fehler in der Sprache und den Verſen fänden. Darüber muß ſelbſt Horatz herhalten. Aber erinnern ſie ſich, daß Petron ſeine Art zu ſchreiben curioſam felicitatem nennt, und ſo können wir auch Hallers preiſen. Aber

* Der Verfaſſer richtet ſeine Rede an die Hälliſchen Bemüher.

Aber nehmen ſie mirs nicht übel, daß ich ſie deßwegen Pedanten nenne. Spiegeln ſie ſich, wenn ſie mir nicht glauben wollen, ohne Eigenliebe, in des Boileau Betrachtungen über den Longin, beſonders in der 5ten. Sie werden finden, daß ſie ihrem Vater in der Critik, dem Perrault, völlig ähnlich ſeyn. Ich will nur zwey Verſe aus Regniers Abbildung des Pedanten anführen:

Mais ſur tout il eſtime un langage poli.
Ainſi ſur chaque Auteur il trouve de quoy mordre.
Vor allen ſchätzet er nur eine reine Sprache,
Und findet immer was an jedem wahren Dichter.

Sie hätten ſich die Warnung merken ſollen, die Depreaux ihrem Vater aus dem Quintilian gegeben. „Man muß mit einem beſcheidenen und vorſichtigen Geiſte „von ſolchen Männern urtheilen, damit „man nicht, wie es den meiſten geht, das „verdamme, was man nicht verſtehet. Daß es ihnen ſo gegangen, will ich gleich durch die Prüfung ihrer Critik zeigen.

Zuerſt tadeln ſie den Ausdruck: Ein milder Strom rinnt aus ſteten Quellen. Ich bitte alle Welt, kann man wohl glauben, daß einer noch ſeine 5 Sinne beſitze, der

nicht haben will, daß ein groſſer Strom aus ſeiner Quelle (welches ausdrücklich dabey ſtehet,) rinne; und wenns der Euphrat iſt, ſo rinnt er und ſtrömt nicht aus der Quelle. Ferner. Iſts nicht lächerlich wider eine ſolche wahre Begebenheit Einwendungen zu machen, als dieſe iſt, daß Herr Haller durch das Säuſeln eines Weſts iſt bewogen worden an einem Buſche ſtille zu ſtehen. Geſetzt, er hätte ihn hernach nicht mehr gehört, kann er dem ungeacht nicht deßwegen ſeyn ſtehn geblieben. Ihre Unterſuchung davon iſt recht luſtig. Die folgenden ſo ſinnreichen als lebhaften Verſe

Zu meinen Füſſen lag ein ausgedehnter * Grund,
Den ſeine eigne Gröſſ umgränzet.

haben

* In der neuen Auflage der Halleriſchen Gedichte, die Herr Uriel Freudenberger, ein vertrauter Freund dieſes groſſen Dichters, mit geſchicktem Fleiſſe beſorget hat, werden dieſe Verſe auf der 95ſten Seite alſo geleſen:

Zu meinen Füſſen lag ein ausgedehntes Land,
Durch ſeine eigne Gröſſ umgränzet;
Worauf das Aug kein Ende fand.
Als wo Juraſſus es mit blauen Schatten kränzet.

Es machen auch die Zälliſchen Bemüher bey dem Worte Juraſſus eine geographiſche Anmerkung, die ich nicht ungeahndet vorbeygehen kann; ſie ſagen: Juraſſus ſoll ohne Zweifel den Berg Jura, welcher die franzöſiſche Grafſchaft von der Schweitz unterſcheidet, anzeigen. Wo mag wohl die franzöſiſche Grafſchaft auf der Landcharte zu finden ſeyn? Laſſen ſie ſich

haben ſie ſelbſt verſtanden; ohngeachtet es ihnen Kopfbrechens gekoſtet? (wer kann aber davor, daß ſie ſo harte Köpfe haben) folglich ſind ſie klar. Daß es für ihren blöden Augen völlig verborgen iſt, wie ein Gebürge einen weiten Thal mit blauen Schatten kränzen könne, dafür kann weder Herr Haller noch ich. Warum haben ſie keine beſſere Einſicht? Ich will ihnen einen Rath geben. Steigen ſie mit einem Fernglaſe auf den Petersberg, ſo werden ſie gewahr werden, daß die Gebürge in der Ferne wie blaue Wolken oder Schatten ausſehn, und in die Runde herum lauffen, das heiſt auf poetiſch kränzen. Wenn ſie Poeten geleſen hätten, ſo würden ſie das wiſſen. Wer Beſchreibungen beurtheilen will, muß fein in acht nehmen, was er ſieht. Alſo werden ſie bey Halle Berge finden, welche Bäume decken, die neben einander ſtehen, ſo daß man zwiſchen ihren Stämmen durch, und den Himmel ſehen kann. Denn wenn ſie decken ſollen, brauchen ſie eben nicht dicke zu ſtehn. Ein offen Zelt deckt auch die

ſich erſt von ihrem Berkenmeyer beſſer unterrichten, was Franche-Comté für ein Land ſey; ſo werden ſie die Frey-Grafſchaft Burgund nicht mit der Franzöſiſchen Grafſchaft vermiſchen.

Erde, doch kann man durchſehn. Wenn ſie noch auf höhern Bergen ſtünden, würden ſie auch den falben Schein der Felder nach Hrn. Haller Beſchreibung, dadurch brechen ſehen. Ueber folgende unvergleichliche, nach der Natur ſelbſt ausgemahlte Abbildung der Aare

Dort ſchlängelt ſich durchs Land in hundert regen Stellen
Der reinen Aare wallend Licht. *

machen ſie eine recht abgeſchmackte Critick. Was iſt beſonders, abſonderlich oder ungeſchicktes daran? Wer weiß doch nicht daß eine Stelle, der beſtimmte Ort iſt, und ich alſo dafür nicht Oerter ſagen kann? Es fehlt ihnen an deutlichen Begriffen. Warum können die Stellen nicht rege oder veränderlich ſeyn? Kann denn die Stelle eines Dinges nicht bald hier, bald da ſeyn? Wenn ſie nicht glauben können, daß ein Fluß ein wallend Licht haben konne, ſo müſſen ſie keinen beym Sonnenſcheine haben laufen ſehen. Es ſcheint aber nur ſo! Genung zu einem poetiſchen Ausdrucke! Dies Licht iſt das gebrochne Licht der Sonne, das merkt jedermann. Was ſoll ihr kin-

* Die neue Auflage von 1743 lieſt:

Dort ſchlängelt ſich durchs Land in zehn bewegten Stellen
Der reinen Aare wallend Licht.

kindiſches Geſpötte? Was der braune Schaub, oder Schuppen, wie wir ſagen, ſey, kann ihnen zur Noth jeder Bauer lehren: Denn in die Baukunſt darf ich ſie doch nicht weiſen. Das Wort, gelitten, iſt von Nachdruck: Denn unter Tyrannen wird nicht gelitten, daß der Landmann ſeiner Arbeit genieſſe. Aber das Nachdrückliche können ſie nicht leiden. Es fallen mir noch ein paar Criticken ein. In dem Gryphswaldiſchen Verſuch von Scheinworten, tadelt man dieſe Ausdrücke: Das alte Nichts gebiert. Nicht wahr? Man ſagt: Ehe die Welt war, war nichts. Man ſtellt ſichs alſo als älter vor. Das iſt genung. Man ſagt daß etwas gebähre, z. E. die Erde Blumen, wenn ſie daraus hervor kommen. GOtt hat alles aus Nichts, nicht von dem Nichts gemacht. Den Raum des öden Orts erfüllt verſchiedner Zeug. Setzen ſie die philoſophiſchen Begriffe, wanns ja ſeyn ſoll, nur recht aus einander; ſo wirds dem Verſtande ſo klar als der Einbildungskraft. Ich traue den Herren Gryphswaldern ſo viel Einſicht zu; bitte ſie aber nicht ſo parteyiſch zu ſeyn. In dem critiſchen Beytrag, von der Nachahmung der Natur, tadelt man den Vers:

So bald der trübe Herbſt die falben Blätter pflückt.

Nichts ist nachdrücklicher und natürlicher als das pflückt. Die Aehnlichkeit ist offenbar. Pflücken heißt eines nach dem andern abtrennen, es geschehe stark oder sanfte. Thut dies nicht der Herbst? Fallen nicht die Blätter nach und nach einzeln wie abgepflückt, und bald auch durch den Wind abgerissen. Dieser Vers ist zugleich poetisch, wegen der Verwandlung des Herbsts in eine Person, und malerisch: Weil er uns dies so gedenken läßt, als wenn wirs sehen. Aber der Ausdruck ist im Deutschen unerhört! Das ist allemal der Grund von dem Tadel der G*ttsch*dianer. Aber eben dadurch reissen sie den ganzen Grund der Dichtkunst ein. Genung: Ich schäme mich mehr zu sagen. Es ist dem Milton, den Hrn. Bodmern, Breitingern und Hallern, ja allen Deutschen fast eine Schande, daß man so elende Wiedersacher widerlegen muß. Ich könnte in den Verdacht kommen, daß ich glaubte die Deutschen könnten so offenbar falsche Dinge nicht selbsten einsehn. Aber was? Heben nicht alle Beyträger, Versucher, Belustiger, Bemüher Steine auf. Laßt uns fliehen.

- - - Per tela per hostes.
- - - Furor arma ministrat.

Der

Der ſechſte Abſchnitt.

Abfertigung des Unfuges, den die Hälliſche Bemüher in ihrem dritten St. gegen die Halleriſche Poeſie ausgeübet haben.

WEnn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo hatte ich dem Erweiſe, daß die G'ttſch'diſche Sekte den Geſchmack verderbe, ſo viel Kraft zur Ueberzeugung zugetrauet, daß ich gänzlich gehoffet, die Hälliſchen Bemüher würden dadurch in ihrem Gewiſſen beſchämt der ſiegenden Wahrheit gewonnen geben, die böswilligen Anſchläge ihres Herzens verdammen, und mich der Mühe einer fernern Vertheidigung der Halleriſchen Muſe gegen ihren unbeſonnenen Tadel auf einmal entladen. Ich konnte nicht glauben, daß ihre Verſtockung auf einen ſolchen Grad geſtiegen wäre, daß man keine Hofnung zu ihrer Beſſerung haben könnte; zumal wenn ſie ſehen würden, daß nicht nur die ſchlimmen Abſichten ihrer uncritiſchen Bemühungen, und ihr annoch ſehr ſchwaches Anſehen, ſondern auch die Blödigkeit ihres Verſtandes, und ihre ſeichte und unreife Gelehrſamkeit aller Welt verrathen wäre. Sie hatten in dem erſten Stücke ihrer Be-

mühungen ſich anheiſchig gemachet die Fortſetzung ihrer Beurtheilung des Halleriſchen Gedichtes von dem Urſprunge des Uebels gleich in dem folgenden zu liefern. Da nun in dem IIten St. dieſes Verſprechen nicht erfüllet worden, ſo ward ich in meiner Hofnung von ihrer Bekehrung, die ich als eine Wirkung des Erweiſes erwartet, noch mehr geſtärket: Denn ich konnte nicht vermuthen, daß ihnen derſelbe nicht zu rechter Zeit ſollte bekannt worden ſeyn, da wir ihn hier zu Lande zugleich mit den beyden erſten Stücken ihrer Bemühungen erhalten hatten. Allein das IIIte St. dieſer Hälliſchen Bemühungen, welches mir erſt zu Geſichte gekommen, da dieſe Vertheidigungs-Schrift ſchon wirklich die Druckerpreſſe beſchäftigte, hat meine gutmüthige Hofnung und das Vorurtheil von dieſer Leute Verbeſſerlichkeit auff einmal zu Schande gemacht: Angeſehen die daſelbſt auf der 148ſten S. vorkommende Fortſetzung der Beurtheilung des Halleriſchen Gedichtes vom Urſpr. des Uebels noch weit unbeſcheidener und trotziger iſt, als der erſte Verſuch. Dieſe critiſchen Waghälſe pochen auf ihre Kühnheit, nach welcher ſie ſich an ein Gedichte eines ſo angeſehenen Dichters, mit ihrer ſo

freyen

freyen Beurtheilung wagen dürffen: Sie beklagen das Unglück, daß ihre Beurtheilungen, die schon mehr als zween Monathe in öffentlichen Buchläden aller Welt feil geboten worden, so lange ohne Widerspruch geblieben: Sie deuten dieses Stillschweigen als ein offenbares und untrügliches Beweisthum von der völligen Gerechtigkeit ihrer Sache aus, und scheuen sich nicht aus Vertrauen auf dieselbe zu sagen, daß sie sich für überzeugt halten, daß die Verachtung gegen ihre Beurtheilungen keinen Grund haben könne. Sind dieses nicht die gewissesten Kennzeichen einer gänzlichen Verstockung, wenn der Sünder sich selbst also in seinem Herzen segnet? Und wer hat unter den Gelehrten die Unverschämtheit so weit getrieben, daß er seines verwegenen Stolzes sich selbst annoch öffentlich vor aller Welt habe rühmen dörffen? Allein wie wenig hinter diesem großsprechenden Trotz stecke, und wie übel diesen Helden bey der ersten Ansicht des Erweises, daß die G*ttsch'dianische Sekte den Geschmack verderbe, zu Muth gewesen sey, zeiget mehr als genugsam die kurze Nacherinnerung, welche ganz an dem Ende dieses Stückes der Bemühungen in folgendem zaghaften

und verwirrten Cartel zu lesen ist: „Gleich „da wir unser drittes Stück der Bemühun„gen schliessen, so erhalten wir einen ge„drückten Brief von einem unbekannten „guten Freunde aus Berlin. Wir sind ihm „für seine gute Meynung für uns ganz ge„horsamst verbunden: Weil aber in fünf und „ohngefehr ein Viertel Bogen viel gesagt „und geschrieben werden kann, so wollen „wir unserm losen Freunde künftig, ob„gleich kurz, wieder öffentlich antworten.„ Eben diese Helden, die sich bloß zuvor erklärt haben, daß sie es für ein Unglück halten, daß sie ohne Widerspruch geblieben; so bald sie der gründlichen Schrift des Erweises, in welchem ihr erstes St. nach Verdienen gesichtet wird, nur ansichtig werden, erzittern plötzlich so sehr, daß sie kaum diese kurze Drohung zu Worten bringen können; und lohnen den Verfasser des Widerspruchs zum Voraus mit dem schmähsüchtigen Titel eines losen Freundes: Zugleich legen sie in dieser Gemüthsverwirrung ein Bekenntniß ab, daß sie sich gegen den Erweis gründlich zu verantworten und zu rechtfertigen, sich eben nicht zum besten getrauen, wenn sie ihre Drohung so abfassen, daß sie zwar künftig und öffentlich antworten wollen, aber NB. kurz;

und

und zwar aus dem zureichenden Grunde, weil in fünf und ein Viertel Bogen viel gesagt und geschrieben werden kann. Allein was auf diesen fünf und ein Viertel Bogen gegen ihre Bemühungen gesagt u. geschrieben ist, ist nicht bloß gesagt und geschrieben, wie das meiste in ihren Bemühungen; sondern es heißt und ist in der That ein Erweis: Auf einen Erweis aber kann man nicht kurz und zugleich bündig antworten; denn da muß man zeigen, daß er entweder in der Materie oder in der Form unrichtig sey; da wollen ein paar Dutzend Schmähworte, ein ungesalzenes Gespötte, und leichtfertige Gegenbeschuldigungen die Sache nicht ausmachen. Aber Erweis gegen Erweis zu setzen, das ist keine Arbeit für die Hällischen Bemüher: Diese critische Taschenspieler scheuen das Licht, und suchen alle ihre Stärke in einem Blendwerk, wodurch sie die leichtgläubige Jugend zuweilen fangen können. Machtsprüche, großsprechende Versicherungen von critischer Einsicht und Gerechtigkeit, Schmähsucht, Plünderung der Schriften derjenigen, die sie am schimpflichsten halten; das sind die Künste, wodurch sie sich ein Ansehen zu erwerben, und den Großmeister ihrer Sekte vor dem Falle noch zu erhalten suchen.

Mit

Mit dergleichen Leutgen muß ſich niemand abgeben, der was mehrers ſuchet, als ſich mit ihnen eine Kurzweil zu machen, und dadurch einfältige und ungezogene Seelen vor dem Betruge der Verführung zu warnen. In dieſer Abſicht geſchiehet es, daß ich mir die Mühe nicht will dauren laſſen, ihnen dieſes zweyte Exercitium (Bemühung) annoch zu corrigiren, und dieſe recht ſchülerhafte Critick ein wenig auszuſtauben.

Ihre Tadelſucht macht ſich wieder an die poetiſche Beſchreibung der Gegend, in welcher Herr Haller ſeinen tiefen Betrachtungen von dem Urſprunge des Uebels nachgehänget, und die er ſeinem philoſophiſch-poetiſchen Gedichte als einen reitzenden Eingang an das Haupt geſetzt hat. Die Abſicht dieſer Beſchreibung iſt, die mannigfaltige Spuren der göttlichen Güte und Weißheit in der Natur, die einem aufmerkſamen Auge in dieſer Gegend in die Augen leuchten, zur Bewunderung vorzuſtellen: Und nach dieſer Abſicht muß die feine Kunſt des poetiſchen Mahlers in der Ausführung vernünftig beurtheilet werden. Dann wird man finden, daß alle Züge dieſes poetiſchen Gemähldes in dieſer Haupt-

abſicht

abſicht vortreflich gegründet ſeyn, und dieſelbe zu befördern dienen. Aber dergleichen ſcharfe Einſichten in den Zuſammenhang der Dinge und Vorſtellungen iſt kein Werk für die Hälliſchen Bemüher. Ihr Begrif erſtrecket ſich nicht weiter als auf einzelne aus ihrem Zuſammenhange abgelößte Stücke, die ſie nach ganz andern Abſichten vor mangelhaft zu erklären belieben, auf Wortklaubereyen und orthographiſchen Kleinigkeiten, womit ſich wiſſensbegierige Schüler zu bemühen faſt ſchämen würden: Sie lecken den Topf, und den Brey laſſen ſie unberührt. Die erſte Stelle, die ſie anpacken, iſt in dem 20ſten und 21ſten Verſe begriffen.

Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile frißt und bleckt.

Der bunte Schwarm kömmt ihnen ganz fremd vor, ſie ſagen, dieſen hätten wir unter den Schafen nicht geſucht. Herr Haller hätte freylich dieſem Aergerniſſe leicht vorbiegen können, wenn er hätte hinſchreiben wollen:

Davon die bunte Schaar in Eile frißt und bleckt.

Aber da er nicht zufrieden war, dem Leſer bloß die groſſe Menge in der erſten Zeile vor-

vorgeſtellt zu haben; ſondern ihn annoch überdas auf die unordentliche Verwirrung, das Geräuſche, und die abwechſelnde Verſchiedenheit der Farbe dieſer Schaar, von welcher die Erde wimmelte, aufmerkſam machen wollte, ſo mußte er unvermeidlich in dieſes unbedachte Gericht fallen. Dieſe Tadler ſagen ferner: Ueberdieſes ſo klingt es ſehr wunderlich, wenn man ſagt: Der Schwarm bleckt. Warum kömmt es ihnen nicht eben ſo wunderlich vor, da geſagt wird: Der Schwarm frißt? Denn wenn er freſſen kann, ſo kann er auch blecken. Wenigſtens bey uns in der Schweitz geſchieht beydes, daß ein Schwarm d. i. eine verwirrte Menge Schafe frißt und blecket: Iſt dieſes in Halle unerhört, was kann der ſchweitzeriſche Dichter davor? Sie verwerffen endlich dieſe Stelle wegen einer abentheurlichen Zweydeutigkeit: Sie ſtehen in Furchten, es dürfte ſich mancher deutſche Leſer einbilden, daß die Schafe in der Schweitz nur Erde freſſen; weil davon unmittelbar auf Erde folgt. Aber daß es in Deutſchland auſſer den Hälliſchen Bemühern ſolche tumme Leſer gebe, das kann ich keineswegs glauben, und für ſolche ſind keine Bücher gedruckt, als das ABC büchlein;

lein; in welchem die Zweydeutigkeit gänzlich vermieden iſt.

Ihre Tadelſucht vergreift ſich darnach an einer folgenden ſchönen Beſchreibung eines optiſchen Schauſpiels von einem Walde;

Wo dort in rothem Glanz halb nackte Buchen blühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beſchattet;
Da doch manch reger Strahl auf ſeine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen ſtreut,
Und in verſchiedner Dichtigkeit
Sich grüne Nacht mit göldnem Tage gattet.

Wenn junge und unwiſſende Schul-Knaben, die noch unter der Zuchtruthe ſtehen, bey dieſer ſchönen Stelle ſo viel Schwierigkeiten fänden, als hier dieſe Hälliſchen Bemüher, die ſich doch das Richteramt über die gelehrteſten und angeſehnſten Männer anmaſſen, gefunden zu haben vermeynen; ſo würde man es ihrer Unachtſamkeit kaum zu gute halten können. Wem kann verborgen ſeyn, daß, wenn die Lichtſtralen auf einen bewegten zitternden Cörper, (als z. B. auf die von dem Winde rege gemachte Blätter der Bäume, oder auf das ſchwach bewegte Waſſer) einfallen, das mitgetheilte Licht ſelbſt ſich von einer Stelle zu der andern zu regen und zu bewegen ſchei-

ſcheinet; da kann man dann die regen Stralen, das zitternde Licht und die regen Stellen gleichſam mit Augen ſehen. Und wer weiß nicht, daß Licht und Stralen von einander unterſchieden ſind? Ein jeder leuchtender Cörper theilet durch den Ausfluß ſeiner Stralen das Licht andern Cörpern mit, indem er dieſelben beleuchtet und in ein helles Licht ſetzet. Nur alleine die Halliſchen Bemüher können zwiſchen Licht und Stralen keinen Unterſchied finden; ſie haben alſo in der Dunkelheit ihres Unverſtandes wohl vonnöthen, daß ſie ein helles Licht beſtrale, wenn anders dieſe Finſterniß vertrieben und es in ihrem Verſtande licht werden ſoll. Aber nicht weniger poſſierlich ſind ihre Betrachtungen über die grüne Nacht. Sie ſagen: „Die „Nacht kann man ſich ein für allemal „nicht anders, als ſchwarz vorſtellen. Wo„her ſie nun damals die grüne Farbe be„kommen hat, das kann man nicht wiſſen. Allein eben darum redet der Poet von einer grünen Nacht, damit man ſelbige nicht mit der ſchwarzen vermiſche. Die Nacht entſtehet von der Beraubung des Sonnen-Lichtes: Und was iſt der Schatten anders als eine Beraubung oder Verminderung des Lichts durch den Zwiſchenſtand eines dich-

dichten Körpers? Warum sollte denn nicht der Schatten gar füglich mit der Nacht verglichen werden können? Und wenn der dichte Körper eines Baums seinen Schatten auf das grüne Moos wirft, was hinderts, daß man diese Schatten-Nacht in Entgegenhalt der von der Sonne hellbeleuchteten Stellen, zum deutlichen Unterschiede von der eigentlich so genannten Nacht, nicht eine grüne Nacht benennen sollte? Zugeschweigen, daß dieser poetische Ausdruck das gewohnte Phänomenon von der Vereinigung des Lichts und Schattens auf einer Stelle recht wunderbar vorstellet, und ohne Abbruch der Wahrscheinlichkeit nicht glücklicher könnte gegeben werden, als hier von dem Poeten geschehen ist. Aber wenn die Blinden von Licht und Schatten urtheilen wollen, was soll man anders als ein ungewisses und sich widersprechendes Geschwätze erwarten können?

Noch armseliger ist die folgende Critick über eine schöne Stelle, wo Herr Haller die stolze Ruhe der Glückseligen beschreibet:

Wenn sich ein Heer glückseliger Geschöpfe
In Ruh und ungestörter Fülle - - - vereint.

Niemand wird errathen können, was den Hällischen Tadlern an diesem Ausdruck

mißfällt, wenn man es ihm nicht vorsaget; Es heißt: „Die ungesorgte Fülle ist ein „seltsamer Ausdruck; zu geschweigen, daß „ungesorgt, wenigstens hier, gar nichts „ausdruckt. Wir können uns nicht bey „allen Anmerkungen lange aufhalten. Es „folgt deßwegen nicht, daß wir nicht „allezeit Grund gehabt hätten, zu ta„deln. Ich verwundere mich auch im geringsten nicht, daß ihnen dieser Ausdruck, die ungesorgte Fulle, gar seltsam vorkömmt, weil sie vermuthlich noch niemals erfahren haben, was da heißt, ungesorgt Brod essen; welches in dem freyen Schweizerland eine Landübliche Redensart ist. Sonst, wenn sie ihre Leser überreden könnten, daß sie ihnen, ohne Gründe, nur auf ihr blosses Wort Glauben zustellen würden, so könnten sie viele unnütze Worte ersparen, und niemand würde sich die Mühe geben, sie ferner zu wiederlegen.

Eine andre Stelle des schweitzerischen Poeten beschreibet den Fall eines Baches nach einem optischen Betrug:

Der durch den grünen Grund die schwachen Wellen treibt,
Und plötzlich aufgelöst in Schnee und Perlen-Blasen
Durch jähe Felsen rauschend stäubt.

In

In der Beurtheilung über diese Stelle verrathen diese Gottschedianischen Schüler ihre Unwissenheit in den philosophischen Wissenschaften zu ihrer grösten Schande: Denn erstlich behaupten sie, der Schnee sey nicht aus einer Menge Schneetheilgen, sondern aus Wassertheilgen zusammengesetzt. Darnach sagen sie: Es sey ein grosser Irrthum, wenn man glaube, daß eine Eigenschaft, der Sache, deren Eigenschaft dieselbe ist, wirklich zukomme. Diese Sätze werden sonst nirgend als im Schlauraffenland, wo sonst alles ganz ironisch und verkehrt aussehen soll, für gültig erkennt. Wenn aber die Gottschedische Schule sich zu dieser Philosophie bekennet, so ist es kein Wunder, daß dieselbe so viel Criticos ausbecket, die überall was zu tadeln finden. Im übrigen ist die Hallerische Beschreibung ganz historisch, massen dieselbe in dem Zeugnisse der Sinnen gegründet ist. Man kann nur des berühmten Scheuchzers Natur-Geschichten des Schweitzerlandes nachsehen. Aber die Hällischen Bemüher klagen dergleichen Phänomena in der Natur, wenn sie gleich nach dem Zeugnisse der Sinnen beschrieben werden, als die Ursache einer grossen Verwirrung und Dunkelheit an;

oder läugnen dieſelben gänzlich: Dahin gehören folgende Stellen; als erſtlich:

Auf jenem Teiche ſchwimmt der Sonne funkelnd Bild.

Denn was auf dem Waſſer liegen kann, das kann allemal auch ſchwimmen. Darnach gehört hieher die ſeltſame Philoſophie der Hallenſer von der Abenddämmerung über die Verſe:

Ich ſann in ſanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Biß daß die Dämmerung des Himmels Farben brach.

Dieſen letzten Vers mißdeuten dieſe tadelſüchtigen Bemüher, als ob der Poet geſagt hätte:

Biß daß die Dämmerung der Sonne Stralen brach.

Sie fechten alſo mit ihrem eignen Schatten. Dahin gehört endlich die ſpitzfündige Anmerkung auf der 156ſten S. wo ſie läugnen, daß die Quelle hervorquillt, indem ſie von dieſem Ausdrucke ſagen, daß er wider die Natur der Sachen ſey: Und daß die Quelle und das Hervorquellen ganz einerley ſey.

Die folgenden Verſe haben von demſelben Unverſtande leiden müſſen:

Dort ſtreckt das Wetterhorn den nie beſtognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Beſtralt mit roſenfarbnem Glanz

Be-

Beſchämt ſein graues Haupt, das Schnee und Purpur ſchmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Die Hälliſchen Gemüther läugnen, daß ein Berg ſein Haupt anders als in die Länge ſtrecken könne. Und von den zwo letzten Zeilen ſagen ſie; dieſelben ſind ſo dunkel, daß wir bey langem und mühesamen Nachſinnen nicht das geringſte haben heraus bringen können, was zur Erklärung derſelben gedienet hätte.

Wir glauben es gerne, und ſie verrathen ſich ſelber nur allzu unvorſichtig, daß ſie eine Menge der offenbarſten und deutlichſten Vorſtellungen mit Anſpannung aller ihrer Leibes- und Gemüthskräfte nicht begreiffen können. Wahrhaftig, wenn man den Grad der Klarheit, die in den Schriften der heutigen Scribenten vorhanden iſt, nach dem Maaſſe beurtheilen wollte, welches die Köpfe der Gottſchedianer davon empfangen haben, ſo würde man denken müſſen, daß in den beſten poetiſchen, philoſophiſchen und andern Schriften unſrer Gelehrten ein mehr als Aegyptiſches Finſterniß regierte. Und das gegenwärtige Weltalter würde bey der Nachwelt eine ganz jämmerliche Figur machen, wenn dieſelbe von

den Schriften unsrer Zeiten nichts sehen oder vernehmen würde, als was sie davon aus den Nachrichten und Begriffen der Gottschedischen Anhänger haben könnte. Ein Unglück! vor welchem einem jeden, der um seinen Nachruhm bekümmert ist, im rechten Ernst grauen würde, wenn es möglich wäre, daß der Gottschedische Criticismus alle Schriften, die ihm dunkel und unergründlich [illegible]id, verdringen, und nur seine eigenen le[illegible]otdenkenden und nichts sagenden Werke auf die Nachwelt bringen könnte. Die Vorstellung in obigen letztern Zeilen ist, wenn wir allein das Mittelwort auflösen, folgende: Das graue Haupt dieses Gebürges (des Wetterhornes) das mit Rosefarbenem Glanze bestralet ist, und das Schnee und Purpur schmücken, beschämet gemeiner Berge Rücken. Und dieses ist so deutlich, daß es zu derjenigen Art der Vorstellungen gehört, von welchen Quintilian sagt, quod non possint non intelligi.

Ich sehe nichts was hier den guten Leuten vor dem Lichte gestanden haben könnte, als ihre erschrecklichen Feinde, die Mittelwörter, welchen sie nicht getrauen in die Augen zu sehen. Diese Zagheit ist ihr Fehler und nicht der Sprache. Opitz und alle rechtschaffene

schaffene Opitianer haben in dem Deutschen keine solche Furchtsamkeit bemerket, so wenig als die Niederländer, deren Sprache eine Tochter der Deutschen ist, und von der Natur ihrer Mutter mehr behalten hat, als diese blöden Sprachlehrer sich träumen lassen. Die Kraft der Mittelwörter hat ein junger Poet, der bäldest zum Schrecken* der Bemüher und ihres Hauptes Flügel bekommen könnte, in folgenden Zeilen ausgedrücket:

\- - - Es sey auch festgesetzt,
Daß man das Mittelwort nicht untergehen lasse;
Zum Herten öfnets uns die allernächste Strasse.
Der Pfeil eilt schnell zum Ziel, der nur drey Federn hat,
Giebt man ihm mehrere, so trift er spat und matt.
Seht den Demosthenes um seine Krone fechten,
Seht ihn in einen Leib zehn Mittelwörter flechten.
Seht, wie geschlossen er die Gründ in Gründe teilt
Daß Aeschines sie itzt mit keiner Macht zertheilt.

* Folgende Zeilen mögen zum Vorschmack dienen.

Leb auf, o Pharao, schau diese Sclaverey,
Schau diese Zwingherrn an! O neue Tyranney!
Bey ihm durft Ja el den Zeug zusammen raffen,
Wir aber müssen ihn zum Bauen selbst erschaffen.
Du schweigst umsonst, Poet. - - Nichts hilft dir aus der Noth,
Erschaffe! kannst du's nicht; so rüste dich zum Tod.
Die Würmer müssen dich in ihrem Leib verzehren,
Der Band, so schwer er ist, wird sich vergebens wehren.

Wie süsser ist die Lust ihm denkend zuzuhorchen,
Als müssig am Gewäsch des Sachsen zu erworgen,
Das sich ohn Ende dähnt, auf Sylben Sylben häuft,
Und einen kleinen Sinn im langen Satz ersäuft;
Der matt mit Als, nachdem, dieweil, den Anfang nimt,
Stets zaudert, immer hinkt, und spät zum Zwecke kömt;
Der, ob er blitzend gleich das Hauß in Flammen siecket,
Nach der Husaren Art die Schlafenden nicht wecket.
Sucht jemand hungrig hier Gedanken zu erbeuten,
Der muß die Sylben erst, und Fuß für Fuß bestreiten.

Wir wollen uns aber mit den Hällischen Bemühern zu dem Gedichte selbst wenden, und nicht länger in den Vorhöfen verweilen. Die erste Stelle, die sie als dunkel und unverständlich verwerfen, ist diese:

Wo mancher Mandevil des guten Merkmaal mißt,
Wo Thaten Boßheit wirkt, und Fühlen Leiden ist.

Sie bekennen, daß sie den Verstand des letzten Hemistichii, weder durch die Versetzung, noch durch einen andern hermeneutischen Kunstgrif heraus bringen können. Aber eben dieses Bekenntniß ist das deutlichste Zeugniß von ihrer Tummheit. Wenn ich sage: All mein Fühlen ist lediglich ein Leiden, so muß einer recht tumm seyn, wenn er nicht merkt, daß es so viel sagt, als: Alles was ich fühle oder empfinde, verursachet mir Schmer-

Schmerzen. Eben so will auch die erste Helfte des Verses nichts anders sagen, als: daß beynahe alle Thaten oder Handlungen eine Wirkung der menschlichen Boßheit seyn. Da hingegen die vorgeschlagene Versetzung der Tadler, daß die Boßheit Thaten wirke, ganz was anders, und nur so viel zu bedeuten hat; daß die Boßheit sich auch durch Thaten äussere.

Die zweyte Stelle ist folgende:

Wer ists der einen Tag von tausenden erlebt,
Den nicht in seiner Brust die Reu mit Feuer gräbt?
Wer ist der Selige in seltnem Stern gebohren,
Bey dem Verdruß sein Recht auf eine Stund verlohren?

Die Hälltischen Tadler können nicht begreiffen, wie man mit Feuer, oder mit einem feurigen Instrument, etwas eingraben könne: Da doch die Reue, nach dem poetischen Begriffe gleichsam mit feurigen Eisen, als ein rechter Henker, die Brust nicht bloß brennet und senget, sondern tiefe Wunden und Brandmale gräbt.

Die übrigen Anmerkungen dieser Tadler gehen nur auf einige kleine Freyheiten, die sich der schweitzerische Dichter zur Beförderung des männlichen Nachdrucks in

Ansehung der Sprache und Construction herausgenommen hat; die auf dem Gebrauche der gewöhnlichen Ellypsis und der Mittelwörter beruhen. Diese Kunstmittel der nachdrücklichen Poesie haben das Unglück gehabt, den neuen Weisianern aus der Gottschedischen Schule gänzlich zu mißfallen, daher werden sie auch von ihnen ohne Gnade verfolget, wo sie dergleichen immer wahrnehmen. Sie haben sich an die matten und kriechenden Reimen ihres Meisters so sehr gewöhnet, daß sie alle Gedanken und Ausdrücke, die sie in desselben Schriften niemals gelesen haben, so gleich als ungewohnlich und unerhört verwerffen: Gerade als ob es ein schweres Verbrechen wäre, wenn sich ein Deutscher unterstehet anders zu denken und zu reden als der Pachter des Geschmacks zu thun gewohnt ist, und es seinen Schulern erlaubet.

Diese übelgezogene Schüler verrathen aber ihre schwermende Boßheit, welche nur von ihrer groben Unwissenheit übersiegen wird, gegen dem Ende ihrer Beurtheilungen, wenn sie über den Vers:

Vor jenem Leben kann kein Grabstein uns bedecken.

spöttischer Weise ausruffen; was ist ein Grab-

Grabſtein von jenem Leben? Ferner wenn ſie ſich über die ſchönen Zeilen luſtig machen wollen, in welchen der Poet, (den Ausdrücken der Heil. Schrift gemäß,) dieſes gegenwärtige Leben mit dem Zuſtand desjenigen, der ferne von ſeinem Vaterland das Elend bauen muß, in Vergleichung ſtellet. Imgleichen wenn ſie den poetiſchen Ausdruck, nach welchem der Dichter das **Nichts des Möglichen**, den **wüſten Stoff einſamer Ewigkeit** nennet, auf eine hämiſche Weiſe verdrehen und mißdeuten, als ob er vorgäbe, die einſame Ewigkeit wäre aus einer Materie erſchaffen worden: Welche abgeſchmackte Verdrehung ſie mit des ſcherzreichen * Gott-

* Man hat dem Herrn Profeſſor vorgeworffen, daß die Natur ihm die Gabe zu ſcherzen gänzlich verſagt habe; und dem iſt freylich alſo: Aber ſo ungeſchickt er ſelbſt zum ſcherzen iſt, eben ſo ungeſchickt iſt er auch den Scherz zu unterſcheiden, und das Feine in demſelben zu empfinden. Ein geſchickter Spötter hatte ihm eine ſehr ironiſche Schrift gegen die verſtiegenen Wortforſcher eingeſändt, in welcher der etymologiſchen Ausſchweifungen Becaus, Scrickens, Rudbekens, und ihres gleichen auf eine lebhafte und ſcharfſinnige Art geſpottet wird, ſo daß es auch die halbverſtändigen merken können. Nur Herr Gottſched, der ſie in den neunten St. ſeiner critiſchen Beytr. als ein Unſchuldiger eingetragen, hat in der darunter geſetzten Anmerk. ſelbſt bekennen müſſen, daß er zwar lange hin und her gedacht, wo doch der Verfaſſer eigentlich hinaus wollte,

Gottſcheds critiſchem Leibſprüchlein' aus-
zieren, da ſie ſagen: „Verſtehest du auch,
„was du lieſest? Möchte mancher hier von
„neuem fragen. Die Antwort iſt leicht:
Eben

---

wollte, aber überall ſo viel Zweifel gefunden, daß er es vor das beſte gehalten zu erwarten, ob vielleicht andere im Rathen glücklicher als er ſeyn möchten.

Eben dergleichen Ungeſchicklichkeit einen feinen Scherz zu verſtehen, hat er in dem XXIX. St. ſeiner Beyträge verrathen, wo er im VIII. Art. Anmerkungen über das 592ſte Blatt des Zuſchauers machet. Dieſer fängt daſſelbe mit einem ſatyriſchen Lobe der Engliſchen Schaubühne an, indem er von ihr rühmt, ſie habe durch die Schauſpiele u. critiſche Schriften einiger ſchlechten Poeten und Kunſtrichter treffliche Dienſte empfangen, nemlich die Comödianten haben ſie klein zerſchnitten und Schneeſchauer und dergleichen zum Gebrauche der Oper daraus gemacht. Dieſes nimmt der einfältige Herr Gottſched für die wahre Gemüthsmeinung des Verfaſſers an, und giebt ihm darüber nach ſeiner Art luſtige Lectionen.

Der Zuſchauer hat ſonſt in demſelben Blatte gewiſſe Schauſpiele, die ohne Gemüthskraft, ohne Geiſt, und Empfindungen verfertiget waren, wiewohl ſie in Abſicht auf die äuſſerliche Form den Regeln ganz ängſtlich folgeten, tief hinunter geſetzet, und hingegen andere weit über ſie erhoben, in welchen man zwar eine groſſe Nachläſſigkeit in der Mechanick und der Form wahrnahm, aber mitten durch dieſen Mangel ein poetiſches Naturell und den Einfluß der Muſen hervorleuchten ſah. Dieſes deutet ihm der Herr Gottſched vor eine unverantwortliche Verachtung der Kunſtregeln aus, und nachdem er ihm darüber eine derbe Mercuriale gegeben, ſetzet er ganz trucken die Gedichte, die ohne Naturell aber nach den Regeln verfertiget ſind, über die andere weit hinauf. Wo noch zu bemerken iſt, daß er durch die Regeln nicht viel mehrers als die bloſſe Mechanick der Poeſie, verſtehet. Er hätte

uns

„Eben das iſt die Schönheit eines Ausdru-
„ckes, wenn man von ihm ſagen kann:

„Ey das iſt ſchön!
„Der Teufel ſelbſt kanns nicht verſtehn.„

Endlich vergeht ſich die raſende Boßheit dieſer unverſchämten Splitter-Richter ſo weit, daß ſie den angeſehenen und philoſophiſchen Dichter vieler irriger Gedanken, ja gar des Spinoſiſmi ungeſcheut verdächtig zu machen ſuchen: Wobey ſie aber die ſchlaue Behutſamkeit brauchen, daß ſie dieſe verläumderiſche Anklage auf den unſchuldigen Jemand ſchieben, und mithin einander zuruffen: Calumniare audacter, ſemper aliquid hæret.

---

uns ſeine Meynung ſehr wahrſcheinlich machen können, wenn er uns ſeinen Cato, zu einem Beweißthum der höhern Macht, womit die Regeln das Gemüth einnehmen, vorgeleget hätte. In demſelben herrſchen die mechaniſchen Regeln, und allen Eindruck, den ſein Cato machet, hat man ihnen und nicht dem Naturell zu danken. Der Herr Profeſſor redet pro domo ſua, wenn er den Kunſtbüchern mehr Kraft zuſchreibet, als den Gaben der Natur.

Der siebende Abschnitt.

Zeugnisse und Lobsprüche der schweitzerischen Poesie Hrn. Dr. Hallers zu Ehren.

Ich glaube, daß ich diese Hallerische Vertheidigung mit dem Ruhm des deutschen Geschmacks nicht besser verbinden, noch bequemer beschliessen könne, als wenn ich derselben durch das Lob und den Beyfall geschickter und unpartheyischer Kunstrichter einen Zusatz von Ansehen und Nachdruck zu erwerben suche. In Herrn Prof. Bodmers Character der deutschen Gedichte heißt es von unserm Dichter:

Sieh dann, wie Haller dort mit starkgesetztem Muth
Verrätherische Blick' ins Menschen Busen thut;
Und selbst auch der Vernunft, die uns zu Menschen machet,
So wie der Tugenden und ihrer Ohnmacht lachet.

* * *

Des Schweitzers Schreibart ist von Gegensätzen voll,
Die nicht zum eiteln Putz, von Witzbegierde toll,
Ein seichter Geist erfand; die in der Sache lagen
Und die die Wahrheit ihm zu schreiben aufgetragen:
Weil menschlich Urtheil gern sich selber widerspricht,
Und wenn es nicht sich selbst, die That es leichtlich bricht.

In dem XVten Stücke der critischen Beyträge von Leipzig Artick. VIII. auf der

der 445. S. „Was uns Bern an ſeinem „Haller für einen Dichter gewieſen, das „haben alle Kenner in ſeinem Verſuche „ſchweitzeriſcher Gedichte mit einhelli„ger Verwunderung geſehen.„

In dem Tempel des guten Geſchmacks für die Deutſchen auf der 20. „S. Ich wich hierauf ein wenig zurück, und „ließ einen Mann näher herzu treten, der „mehr zu bedeuten hatte, als ich, Rachel „und Günther.

Dieß war der ſeltne Geiſt, den jenes Land gezeuget,
Wo ein verjährtes Eis die hohen Alpen drückt,
Der, durch des Ausdrucks Macht, bezaubert und entzückt,
Den Schwung zwar hoch erhebt, doch ſich nicht überſteiget,
Der nicht, wie andre, bloß an Reimen hängen bleibt,
Groß, wie ein Weiſer, denkt; ſchön, wie ein Dichter, ſchreibt;
Der uns den ſchnöden Quell des Uebels vorgeſungen;
Der in das eitle Nichts der Ehren eingedrungen;
Der, wie Apoll es war, ſo Arzt, als Dichter iſt:
Den Flora ganz vertraut, als ihren Liebling, küßt:
Ein Schüler der Natur, und, durch die Kunſt, ihr Meiſter,
Und kürzlich; Haller wars, das Muſter groſſer Geiſter.

„Unterſchiedliche Gelehrte ſahen es, mit „vieler Eiferſucht, an, wie dieſer Dichter „ſich vor der Thüre des Tempels zeigte. „Ja, ſagte einer höniſch, das Gedicht

„auf

„auf eine Jubel-Hochzeit wird ihm den „Tempel des Geschmacks eröfnen. = = = „Nein, unterbrach die Critick den Spöt„ter, ich lasse nicht den Verfasser dieses „kleinen Gedichts herein. Es ist der Ur„heber der drey Bücher vom Ur„sprunge des Uebels, der Gedichte wi„der den Unglauben und Aberglauben, „wider die eitle Ehre, und wider die „Falschheit der menschlichen Tugen„den; ich wünschte, daß ihr dergleichen, „statt magerer Namenstaglieder, geschrie„ben hättet.

„Sie wendete sich hierauf zu dem philo„sophischen Dichter. Ich werde nicht, sagte „sie, wie deine Mißgünstigen, dir einige „Ausdrücke, die man übel deuten kann, „noch auch die allzu zärtliche und beynahe „weichliche Ode auf die Doris, als ein „Werk deiner Jugend, vorwerffen. Doch „ich bin einmal die Critick; und du be„findest dich beym Gott des guten Ge„schmackes, darum muß ich dirs sagen:

Dein männlich starker Vers sollt etwas zärter seyn;
Auch mach ihn, nach und nach, von Schweitzerwörtern rein.

„Gehe, folge meinem Rathe; nebst „mir giebt dir ihn der gute Geschmack

„und

„ und die Meynung aller Kenner. Unter„ dessen setze dich zwischen dem Lucrez und „ dem Leibnitz.„ Es ist nicht schwer zu errathen, wer die Mißgünstigen des Hallerischen Ruhms seyn, wenn man die Nachricht von der zweyten Auflage seiner Gedichte in dem XIII St. der Critischen Beyträge, und die von der ersten Auflage in dem Xten St. gelesen hat.

In dem XXIXsten St. der Crit. Beytr. von Leipzig ist im XII. Art. ein Schreiben von einem Unbekannten wider Mauvillon, der den Deutschen vorgeworffen hatte, daß es ihnen an Esprits createurs fehlete. In demselben zieht der Hr. Verfasser keinen andern solchen Erfinder als den Herr Haller an, und er sagt von ihm:

Zwar Deutschland zeiget ietzt auch manchen Geist voll Kraft,
Der nicht von andern borgt, und selbst was neues schaft.
Sieh jenen, welcher zeigt, was Aberglauben stiftet,
Des Uebels Ursprung sucht, das unsre Welt vergiftet:
Sein Dichten ist belebt, sein Denken kühn und scharf;
So daß sich neben ihm nicht Pope schämen darf.

Auch der Herr Doctor Triller selbst hat die Vorzüge des Herrn Hallers erkannt, und in einer Ode besungen, die nicht das schlechteste von seinen Gedichten ist. Und

in dieser Ode sind ohne Zweifel folgende Strophen nicht die schlechtesten:

O Haller, deine Dichterkunst
Ist unerschöpflich an Gedanken!
Du läufst nicht in gemeinen Schranken,
Und fühlst des Himmels seltne Gunst,
Die dich mit reinem Feuer treibet,
Daß stets dein Kiel was edles schreibet.

Wie schilderst du die Heucheley,
Wie schön zeigst du das grosse Leere
Des Heldenruhms, der falschen Ehre,
Und heiliger Betrügerey!
Wie kräftig weißt du auch hingegen
Die Menschenpflichten auszulegen!

Wie groß denkst du von GOttes Macht!
Vom wahren Glauben und Gewissen!
Vom Trost in trüben Kummernissen!
Von der Geschöpfe Wunderpracht!
Und wer darf sich so kühn bezeigen,
Dir auf den Alpen nachzusteigen?

Wie lebhaft hast du uns erzehlt,
Wie zärtlich deine Doris liebe;
Indem sie die geheimen Triebe
Mehr zeigt, je mehr sie sie verhelt!
Man wird gereitzt sie bey den Buchen
Auf dem verschwiegnen Platz zu suchen.

Verstand

Verſtand und Witz herrſcht überall;
Kein Wort erfüllt umſonſt die Reime.
Mehr Früchte zieren deine Bäume,
Als Blätter oder Wörterſchall;
Dein Vers ſcheint weniger den Ohren,
Als ganz und gar dem Reim gebohren.

Zwar Phöbus wollte mir, wie dir,
Sein doppeltes Geſchenk ertheilen:
Zu dichten nemlich, und zu heilen.
Doch gehſt du mir in beyden für.
Du ſollteſt reichlich ſeine Gaben,
Ich aber ſie nur ſparſam haben.

Er zog dich auf den Helicon;
Ich aber muß im Thale bleiben.
Er läſt dich hoch und geiſtreich ſchreiben;
Mir ſchenkt er einen matten Ton.
Dir gab er tönende Trompeten;
Mir heiſre Rohr- und Haberflöten.

\- - -

Wenn wird man wieder deines gleichen,
Wenn einen ſolchen Dichter ſehn?
Wird ſich auch wohl nach hundert Jahren
Ein Haller wieder offenbaren?

Indeſſen leg die Poeſie
Noch nicht ſo bald aus deinen Händen;
Der Anfang iſt zu ſchön, zu enden;
Der Abſchied kömmt noch viel zu früh;
Du ſollteſt Folianten ſchreiben,
Und nichts als nur die Dichtkunſt treiben.

Der achte Abſchnitt.

Nacherinnerungen.

Wiewohl es eine Anzeige von Kleinmuth wäre, wenn ein geſchickter Scribent ſich wegen toller Criticken allzu unruhig erzeigete, ſo lange ihm die Wahrheit Zeugniß giebt, daß er jener Unfug nicht verdient habe; ſo thäte ein ſolcher doch der Pflicht, die er gegen ſich und gegen die gute Sache hat, keine Genüge, wenn er eine ſtoiſche Unempfindlichkeit dagegen an ſich nehmen wollte. Wir ſind ſchuldig, das Unrecht nicht nur von andern, ſondern auch von uns ſelber abzulehnen, und die Unſchuld, die in unſern Perſonen verletzet wird, ſoll uns eben ſo angelegen ſeyn zu vertheidigen, als wenn wir ſie in unſerm Nebenmenſchen beleidiget ſehen. Es iſt hier nicht genug, daß man der Wahrheit überlaſſe, die Falſchheit durch die Stärke ihres eigenen Lichtes zu beſiegen. Die Wahrheit hat zwar eine unüberwindliche Macht auf die Menſchen, wenn ſie von ihnen erkennt wird, aber die Falſchheit hat eine gewiſſe Geſchicklichkeit ſich in die Geſtalt derſelben zu verwandeln, ſo daß ſie für die Wahrheit ſelbſt angeſehen

hen und geehret wird. Die Kurzsichtigkeit der Leute kömmt ihr zu ihrem Betruge nur allzugut zu statten. Daher muß man ihr die Larve vom Gesichte reissen, und sie in ihrer eignen Farbe vor Augen stellen. Erst dann wird sie einen Abscheu erwecken. Aber dieses kann ohne Mühe und Streit nicht geschehen.

Wollte ein geistreicher Scribent, dem in dem gegenwärtigen Weltalter unrecht geschieht, sich auf die Nachwelt verlassen, daß diese ihm werde Recht wiederfahren lassen, so müste er zum Grunde seiner Hofnung voraus setzen, daß die Nachkommen das thun sollten, was er selbst oder seine Zeitverwandte zur Rettung seines Ruhmes hätten thun sollen. Denn er darf sich nicht einbilden, daß die Nachwelt eine himmlische Erleuchtung von Apollo und den Musen bekommen werde, das Schöne und Wahre in den Schriften wahrzunehmen. Wenn er jemals empor kommen soll, so muß zuvor der Falschheit und der verführenden Critick die Herrschaft benommen seyn: Und dieses kann ohne Lärmen und Streiten nicht geschehen.

In unserm Deutschlande hat die Macht

des Unverstandes so gewaltthätige Proben sehen lassen, daß einem Mann von Einsichten und Geschmack billig die Feder aus der Hand fallen möchte. Wen sollte nicht das Exempel Opitzens erschrecken, der mit alle dem Reitz, welchen seiner Poesie, die Neuigkeit, der Witz, und die Philosophie zugetheilt hatten, etliche wenige Jahre nach seinem Tode aus der Achtung und Nachfrage gekommen ist, und erstlich vor dem schwülstigen Pomp, hernach vor der eiteln Leichtsinnigkeit seiner Mitbuhler hat weichen müssen; in so weit daß er noch heut zu Tage, nachdem er den Deutschen wieder bekannt gemachet worden, von den meisten nur mit den Lippen gelobet wird, ohne daß ihr Herz Theil daran habe, oder der Verstand Opitzens Verdienste kenne.

Der Herr Professor Gottsched hat eine Lob-Rede auf ihn geschrieben, welche uns aus ihren unbestimmten Lobeserhebungen genug erkennen läßt, daß er ihn nicht genauer, als dem Namen nach gekannt habe. Und die schlimmen Urtheile, die er über Miltons, Hallers, und anderer poetische Vorstellungen und Ausdrücke gefället, lassen die Sache nicht zweifelhaft; indem Opitz voll dergleichen Schönheiten ist, als

Herr

Herr G. an jenen verurtheilt hat. Es wird noch offenbarer, wenn wir die Lesarten betrachten, die dieser Supercriticus in seinen Auflagen einiger Gedichte Opitzens mit augenscheinlicher Vernachtheilung der Opitzischen Poesie gewaget, das er doch vermuthlich in der guten Meynung gethan hat, Opitzen zu verbessern.

Und wem schwebet nicht das Schicksal des scharfsinnigen und denkenden Wernike noch jetzo vor Augen, den unsre Väter und ihre gleichgesinnten Söhne ruhig und freudig in die Hamburgischen Büchergewölbe haben begraben lassen, und den Platz, der ihm gebührete, einem Postel, Menantes und Amaranthes eingeräumet?

Ich will nichts von dem Herrn Hofrath König sagen, einem Manne, der das feineste von der deutschen Sprache in seiner Gewalt hat, und der in Beschreibungen der Kunst und Pracht ganz mahlerisch ist, welchen der unverschämte und blöde Hochmuth der Gottschedischen Schule noch bey seinem Leben, da er noch liest, und denkt, und schreibt, angefallen und sich geschmeichelt daß sie ihn ihrem Monarchen zu Füssen legen wollten.

Dieses zeiget uns genug, daß es nicht sicher sey, sich schlechterdings auf die Gerechtigkeit und die Einsichten der Leser zu verlassen. Wenn es den meisten an diesen Eigenschaften fehlet, wenn die wenigen Wohlgesinnten keine Standhaftigkeit haben, die gute Sache durchzutreiben, wenn Männer, die an Würden, Aemtern und Ansehn groß sind, selbst von verderbtem Geschmacke sind, so ist die Gefahr nicht gering, daß sie den Ruhm der besten Geister unterdrücken.

Ein beleidigter Scribent muß darum seine Rettung nicht von dem Zufall, von zukünftigen Dingen, oder von andern Leuten erwarten, sondern vielmehr alle die Mittel, die ihm die Wahrheit, das Recht, und die Natur selbst durch die Mittheilung ihrer höhern Gaben in die Hände gegeben haben, unerschrocken und freudig gebrauchen. Diese Mittel sind stark genug, wenn sie geschickt gebraucht werden, alle die mechanischen Ränke und Blendwerke der Unwissenheit und Falschheit zu zernichten, und den Verblendeten auf die rechte Spur zu helfen.

Ich hoffe darum, der Herr D. Haller

werde

werde mirs nicht vor übel nehmen, daß ich für ihn den Panzer angezogen, und ihn gegen den Unverstand und die Boßheit in Schutz genommen. Es ist zwar mehr als einer, der einen nähern Beruf hätte, die Hallerische Muse wider die Gewalt toller Kunsttadler zu schützen, wenn die Liebe zur Ruhe ihn nicht hinderte, sich in einen Streit zu mischen, der ihm, obgleich von verachteten Leuten, thörigte Beschimpfungen zuziehen könnte: doch das friedfertigste Stillschweigen giebt einem Schweitzer keine Sicherheit, daß er nicht zugleich mit denen, die sich vor ihre Personen gegen die Herrschaft des König Teutopochs aufgelehnet haben, beschimpfet und gestrafet werde; wie in einigen Königreichen der ganze Stamm und die entferntesten Verwandten derer, die sich des Hochverrathes schuldig gemacht, mit ihnen verurtheilet wurden. Es hat mich bedunkt, daß es noch besser wäre, Herr Haller würde von mir, als gar nicht vertheidiget, und ich habe mit der Vertheidigung destomehr geeilet, damit ich den gefährlichen Eindrücken, so die Tadler bey manchem unschuldigen und jetzo noch natürlichen Menschen machen könnten, zuvor käme.

Ich habe schon gesagt, und ich wiederhole es hier mit Fleisse, daß die Tadler der Hallerischen Poesie nicht von einer Art sind. Wer sieht nicht den grossen Unterschied zwischen dem Greifswalder, und zwischen Gottscheden mit seiner Bande? Der Greifswalder zeigt eine ungemeine Liebe zur Billigkeit, und er thut dieses nicht nur mit Worten, sondern er hat eine starke Probe davon gegeben, indem ers sich vor keine Schande gehalten hat, der erkannten Wahrheit öffentlich seinen Beyfall zu geben. Er verdiente deßwegen, daß er je eher je lieber, und völlig, aus seinem Irrthum heraus gerissen würde, ehe er darinnen so weit fortgegangen, daß ihm die Ehre verböte zurückzutreten. Man nimmt in den Versuchen der Herren Greifswalder überhaupt ein Naturell wahr, welches in dem Pfade der wahren Critick weit fortgehen kann, wenn es einmal auf die rechte Spur gewiesen worden. In diesem Fall kann sich ihr Pommern, und Deutschland mit Pommern, viel gutes von ihrer Arbeit versprechen.

Von dem Leipzigischen Professor können wir dergleichen Hofnung nicht haben. Wenn wir ihm gleich in andern Stücken alle

alle Aufrichtigkeit einräumen wollen, so sind sein erhaltenes Ansehen, seine öffentlichen Urtheile und Erklärungen, seine Lehr-Bücher, die Süssigkeit der Herrschaft, allzu starke Hindernisse als daß er in den Sachen, die Witz und Geschmack angehen, gerade einhergehen könnte. In diesem Zustande ist es noch ein Glück für ihn, wenn seine Einsichten so kurz sind, daß sie ihn nicht allzutief in seine Irrthümer hineinsehen lassen. Es ist nicht weniger ein schöner Segen für ihn, daß er eine erstaunliche Fertigkeit hat, mit sich selbst zufrieden zu werden. Die gütige Natur hat ihm ohne Zweifel einigermassen damit ersetzen wollen, was sie ihm an Naturell und Geist etwas stiefmütterlich entzogen hatte. Ein anderer hätte sich hinter sieben Mauren verborgen, wenn ihm seine poetischen, seine critische, seine Hochmuths- und andere Sünden in einem solchen unbetrüglichen Lichte wären gezeiget worden: Aber der Herr Professor findet allemal in seinem Gehirne nicht nur Ausflüchte, sondern Ursache zu Triumph. Er hat in dem XXXII. St. seiner Beyträge mit einer Wortklauberey, worinn er sich selber übertroffen hat, die richtigsten Regeln der Uebersetzungskunst auf den Kopf gestellt, und dann in einigen über-

übersetzten Stellen der Züricher solche Verstossungen wider dieselben Regeln gefunden, wie es ihm zu finden beliebt hat: Und es hat ihm vornemlich gefallen solche Ausschweifungen darinnen zu erblicken, die mit seinen eigenen in einer Paralel-Linie stünden. Zum Exempel da er gesagt hatte, Theseus habe aus geheimer Liebe ein Töchterlein empfangen, entdecket er einen gleichen Fehler in der Redensart: Aeneas hat den Achates zu sich genommen, indem er dieses erklärt, Aeneas habe den Achates zum Frühestücke eingenommen; er nennt es eine Unflätereyzu sagen, wie er selbst gesagt hatte, daß ein Held, der in der Historie nicht als ein Zwitter bekannt ist ein Kind empfangen habe, doch meint er diese Unflätereysey noch etwas weniger gegründet als eine andere, die er in denen Worten Herrn Bodmers entdecket, wo gesagt wird: Der Calypso Auge habe Mentors Mitgesellen nicht erkannt. Da sein Virgil, der Herr Schwarz, die Flotte des Aeneas unter einem einzigen Schiffe begriffen hatte, findet Herr G. eine gleiche Verminderungs-Figur in der Zeile

- - - - Es hieng ein feiner Bogen
Auf ihrem Schulterblatt. - - -

Weil

Weil Virgil gesagt hätte, der Bogen wäre ihr auf beyden Schultern gehangen. Da der Herr Schwarz den Aeolus gebeten hatte, daß er das Schiff des Aeneas in den Abgrund stürzete, und es zu gleicher Zeit den Wellen zur Kurzweil übergäbe, zwey Dinge, welche nicht zugleich bestehen können, soll das nach Herrn Gottscheds Urtheil kein anderer Fehler seyn, als Herr Bodmers, der von der Venus gesagt hatte, daß sie sich gekleidet habe, wie das Frauenvolk zu Lacedämon, und daß sie sich zugleich zum Streit gerüstet, wie die Harpalice: Als ob diese beyden Umstände eben so wenig neben einander seyn könnten. Ferner, da Herr Bodmer die Venus mit dem Ehren-Namen eines Weibes bezeichnet, welchen Opitz der Heil. Jungfrau gegeben hat, soll dieses nach Herr Gottsched eine Freyheit seyn, welche den Regensburgischen Maro berechtigete, den Gott Jupiter einen Kerl zu betitteln.

Dieses nun ist für den Herrn Professor schon genug, daß er sich einen Triumphbogen aufrichte, weil er sich wider der Züricher und jedermanns Erwarten, nach einem langen Stillschweigen, so geschickt verantwortet hat; Und er schmeichelt

chelt sich jetzo, daß er verdient habe, von allen verständigen Deutschen wieder in seine alte critische Herrlichkeit eingesetzet zu werden.

Wenn Hr. Gottsched obige und andere dergleichen Ausschweiffungen seiner eigenen Muse nach seinem Willen in die Schriften der Züricher hineinzaubern könnte; so sieht man nicht was vor Vortheil es ihm bringen würde. Was wäre es ihm nicht vor ein elender Trost, daß er andere zu sich in seine Verdammniß zöge, damit er nicht allein verdammt wäre? Doch wenn er den elenden Trost Sociorum doloris haben will, so kann er solchen ohne dergleichen Zauberstücke haben. Es wird ihm an Cameraden nicht mangeln, so lange Philippi seyn werden; es giebt auch mehr als einen Gottsched in der Welt. Steht er in den Gedanken, daß seine Ausschweiffungen durch gleichmäßige Ausschweiffungen anderer Leute gebessert oder gerechtfertiget werden, so wird er dergleichen bey seinen Quistorpen und Grimmen vollauf finden, ohne daß er sich zermartern müsse, sie selbst in ihre Uebersetzungen zu bringen.

Doch

Doch es ſcheint, daß er aus dieſen ſelbſterdachten Parallel-Fehlern keinen weitern Schluß ziehen wolle, als daß den Ueberſetzern durch die ſcharfen Regeln der Ueberſetzung eine unerträgliche Bürde aufgeleget werde. Ich würde es vor ein Zeichen ſeines Verſtandes anſehen, wenn er nur einmal die Schwierigkeiten des Ueberſetzens merkte. Ein vornehmer Franzoſe hat davor gehalten, qu'il falloit peutétre plus d'art pour exprimer dans une traduction toutes les beautéz d'un bon original, que pour compoſer quelque choſe de ſon Chef. L'habileté d'un bon traducteur c'eſt de trouver dans ſa langue des beautéz equivalentes, & s'il ſe peut même ſuperieures à celles d'un original excellent. Il doit en quelque façon diſputer de force, d'elegance, & de préciſion avec lui. C'eſt à la difficulté d'y parvenir, ſi on eſt aſſez heureux pour la ſurmonter, qu'eſt attachée la gloire du ſucceſs. Da die gröſten Männer ſich vor den Schwierigkeiten des Ueberſetzens gefürchtet haben, würde es Hrn. Gottſcheden nicht übel anſtehen, wenn er dafür erzitterte.

Die Bemüher ſind Herrn Gottſcheds Geſchöpfe, ſie haben allen ihren poetiſchen

Witz

Witz, und ihren critischen Verstand von ihm, und man kann ihm zum wenigsten in dieser Betrachtung den Nahmen eines Schöpfers nicht abbrechen. Er hat in der That seinen Geist in seiner Tiefe, Breite, Länge, Schwere, über sie ausgegossen, und er hat ihnen davon nicht eines Nagels breit, oder eines Granes schwer vorenthalten: Daher ist schwer zu sagen ob eine falsche Critick und ein mattes Gedichte, die aus ihrer Bude kommen, ihn oder einen von ihnen zum Verfasser haben; Die Signa reprobationis sind in ihr aller Werken gleich stark vorhanden. Wie in der wörtlichen Critick des Lehrmeisters über die übersetzten Stellen der Züricher, die Pueriliteten der Lehrlinge hervor stechen, also zeiget sich die Unsinnigkeit des Lehrers hingegen in ihrer vollen Kraft in der Schüler Censuren der Hallerischen Poesie. Schüler und Lehrer besitzen das Microscopium des Witzes, welches die Göttin, die in der Duncias besungen wird, ihren Getreuen zukommen läßt, wodurch sie die kleinsten Härgen und die Poros selbst sehen können, und geschickt werden die innersten Winkel der Sylben zu untersuchen, und die Pünktgen, aus welchen die Buchstaben bestehen, auszumessen: Aber wie

Zeil'

Zeil und Reihenweis die Ding in Dingen ſtecken,
wie die Theile ſich gegen das Ganze verhalten,
Derſelben gleiche Reih und wohlgeſtimmte Welt,
die Harmonie des Körpers, die Geburt und der Wachsthum der Gedanken, das ſind Sachen, welche Gottſched und die Bemüher ſehen werden, wenn eine Mücke den Bau des menſchlichen Leibes erkennen wird.

In den Bemühungen werden meiſtens gehackte Brocken aufgetiſchet, die zuvor von den Herrn Greifswaldern gekochet worden. Zuweilen rauben ſie von den Tafeln der Alpiner ein wohlgeſchmacktes Gerichte, und gieſſen dann eine ſchwarze Brühe daran, welche ihr den erſten Geſchmack gänzlich verderbt, ſo daß dem Hunger ſelbſt davor eckelt. Nicht anderſt iſt einer von den Bemühern mit Hr. Bodmers Abhandlung von der Urſache des Vergnügens, das von ungeſtalten Dingen entſteht, umgegangen, und was in der Zürichiſchen Dichtkunſt von dem Rechte des Poeten auf die gemeine Sage gelehrt wird, iſt auf dieſelbe Art von J. A. K. zugerichtet worden.

Es giebt unter ihnen auch Erlenbachen, Fincken, und Jonquillen, wie bey den Schweitzern, aber das sind eine Art Wechselbälge, die ihre leblosen Gerippe mit den Kleidern dieser Freunde des guten Geschmackes umhängt haben, wenn ihr ihnen das Fell rücket, so findet ihr Zötschen, Lerchen und Tulipen darunter.

Wenn ich den Rang unter Hrn. Gottsched und den Bemühern, dem Schöpfer und den Kreaturen, bestimmen soll, so habe ich kein Bedenken ihn den letztern zuzutheilen. Bey denselben muß die Unverschämtheit und die Unsinnigkeit auf einem weit höhern Grade stehen, nachdem sie sich an die unvergleichlichen Verdienste des Hrn. Hallers haben reiben dürfen, ohne daß sie dazu genöthiget gewesen wären, eine so lange und despotische Herrschaft, eine solche Menge Schriften voller fliessenden Unverstandes und unauflöslicher Verwirrung, in Versen und in Prose, zu vertheidigen; vielweniger, daß sie, wie Hr. Gottsched, den Nahmen des gröstn Poeten gegen Hrn. Haller zu behaupten gehabt hätten. Darum brauchte es ohne Zweifel bey ihnen eine grössere Dose von Verstockung, von

Blind-

Blindheit und von Hochmuth, sich vor den Augen der ganzen lesenden und denkenden deutschen Welt mit einer solchen ausschweifenden Critick bloß zu geben. Doch der Ruhm Hr. Gottscheds ist ihr Ruhm, sie sind aus seinen Hüften entsprossen, seine figürlichen Kinder und die Erben seines Geistes, Haller hat sie in ihm, da sie in den Lenden ihres Vaters waren, beleidiget, indem er den Deutschen die Idee und die Probe von einer ungottschedischen Poesie gegeben hat. Dieses mußten sie an ihm rächen. Sie konnten Gottscheden nicht mit gelassenem Herzen in die Grube stürzen sehen, weil sie wusten, daß ihr Leben an das seine gebunden ist, und daß sein Ende ihr eigenes nach sich ziehen wird.

Sie können auch gute Hoffnung haben, daß es ihnen glücken werde, den Stuhl ihres Hauptes vor dem gänzlichen Falle zu bewahren, angesehen daß ihre Anzahl ungemein stark ist. Denn man kann sagen, daß alles was in Deutschland an Naturell, Auferziehung, Geschmack und Einsichten verkürzt worden, und doch so viel Muthes hat, daß es sich vor dem Lichte nicht schämt, ih-

re Parthey hält. Daher haben sie einen so grossen Ruff, denn wenn der ganze helle Hauffen seine Stimme vereiniget, so muß ein erstaunliches Geschrey erfolgen, und dieses Geschrey hat einen eigenen ungemeinen Nachdruck, indem es die genauestbestimmten und gründlichsten Reden übertäubet, und allen Verstand, der in articulierten und ausgedrückten Sylben und Wörtern denket und lebet, in dem betäubenden Mischmasche des Schalles verschlinget.

Mein Vorhaben ist keineswegs sie oder ihren Vorsteher in ihrer Herrschaft über die Idioten, die Wahnwitzigen, und die Schwärmer zu stören. Ich mißgönne ihnen das Vergnügen nicht, welches ein kahler Scherz oder ein alltäglicher Gedanke, der von ihrem Meister auf Reimen gestellt wird, ihnen verursacht, sie mögen meinetwegen durch einen plötzlichen Sprung den Geist mit ihm zum Phöbus erheben, oder ihm lieber in voller Sicherheit in den Thälern des Parnassus nachkriechen, wo sie keinen Fall zu fürchten haben, weil keine tiefere Oerter sind; sie mögen gegen Miltons Teuffel immmerhin mehr Furcht und Ab-

Abscheu als gegen dessen himmlische Geister Liebe und Hochachtung haben; ich verzeihe es ihnen auch, daß sie, unter ihnen, einander vor der Hallerischen Poesie warnen, die in der That für sie eine Kopfbrechende Arbeit ist. Meine Vertheidigung hat nicht ihre Verbesserung zum Zwecke; ich halte diese vor unmöglich, denn ich sehe allzu offenbare Zeichen, daß sie in dem Gerichte der Verstockung sind. Ich habe genug, wenn ich die Verbesserung anderer, denen sie zum Schrecken vor Augen gestellt werden, erhalten kann. Meine Erinnerungen sollen denjenigen zu statten kommen, welche ihr Alter, ihr Ansehen, oder ihre Lehrbücher noch nicht schamhaft machen, die späterkannten Schreibsünden zu verlassen oder zu widerruffen, bey welchen die natürlichen Gemüths-Gedanken und das Bißgen Mutterwitz in der Auferziehung nicht erstickt worden, welche deßwegen noch verbesserlich sind, und ein Geschicke haben, das edlern und denkenden Dingen anständigere Vergnügen in Hallers Poesie zu empfinden.

E N D E.